

dtv

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Band 2



»Am Morgen des 9. 6. 1945 – es war ein Samstag – waren in der 35000 Einwohner zählenden Stadt Komotau rot gedruckte Plakate ausgehängt, in denen die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt vom 13. bis 65. Lebensjahr aufgefordert wurde, um 10 Uhr vormittags am Jahnturnplatze sich zu versammeln. Mitzubringen sei: eine Decke und Mundvorrat für 3 Tage, jedoch kein Fett und keine Butter. Nichtbefolgen dieser Anordnung würde mit dem Tode bestraft.«

Dokumentation der Vertreibung der
Deutschen aus Ost-Mitteleuropa

Im Text unveränderter Nachdruck der
Ausgabe von 1954–1961

ISBN 3-423-34188-2
2 Bände

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte Werk enthält mehr als 1'000 authentische Augenzeugenberichte und Dokumente über eine der grössten Katastrophen, die die deutsche Bevölkerung im Osten als Folge der NS-Politik und des von den Deutschen entfesselten Weltkrieges erleben musste. Es ist bis heute eine der beeindruckendsten Sammlungen über das Elend am Ende des Krieges.

Auf den Konferenzen von Teheran 1943 und Jalta 1945 hatten die USA, die Sowjetunion und Grossbritannien die Welt für die Zeit nach dem Sieg über Nazi-Deutschland in Einflussphären aufgeteilt und die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Ostprovinzen vorgesehen. Diese Umsiedlung weitete sich ab 1944 zu einem brutalen Gewaltakt aus. Am Ende waren nach neuesten Zählungen ca. 14 Millionen Deutsche aus allen deutschen Siedlungsgebieten in Ost-Mitteleuropa davon betroffen. Vermutlich verloren zwei Millionen Menschen dabei ihr Leben.

Die deutsche Bundesregierung bat in den 50er Jahren renommierte Historiker, Aussagen, Berichte und Aufzeichnungen von direkt Betroffenen über Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Ereignisse zu sammeln. Aus der grossen Menge von Material wurde die vorliegende Auswahl veröffentlicht, reichhaltig kommentiert und um die wichtigsten Gesetze, Verordnungen und Aufrufe ergänzt. «Bedenkt man, dass die Arbeit daran noch nicht einmal ein Jahrzehnt nach den Ereignissen begonnen wurde, dann ist das um Objektivität, Genauigkeit und quellenmässige Präzision bemühte Unternehmen noch mehr zu bewundern.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Das Gesamtwerk:

Band I (in drei Teilbänden) -

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse

Band II -

Das Schicksal der Deutschen in Ungarn

Band III -

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien

Band IV (in zwei Teilbänden) -

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Band V -

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Band 2

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa

In Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow und

Hans Rothfels

bearbeitet von Theodor Schieder

Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene 1954-1961

Band IV/2

Im Text unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957.

„Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei“
liegt auch als Einzelausgabe in zwei Teilbänden vor.

November 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 2003 Systema in der United Soft Media Verlag GmbH,

München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © Sudetendeutsches Archiv, München

Gesamtherstellung: C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-59072-6 (Kassette)

ISBN 3-423-34188-2 (Einzelband IV/2)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Dokumente

Inhaltsverzeichnis

Band IV/2

DOKUMENTE

Seite

A. DIE VERTREIBUNG DER SUDETENDEUTSCHEN

I. Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus den kriegsgefährdeten Gebieten, Flucht vor der Roten Armee; Rückkehr nach dem Ende der Kampfhandlungen

Nr. 1	Durchzug von Flüchtlingstrecks aus Polen und Oberschlesien; die Evakuierung der Stadt Jägerndorf im März 1945: Flucht einer Familie in den Kreis Mährisch Schönberg und ihre Rückkehr nach dem Waffenstillstand	3
Nr. 2	Die Lage in Wagstadt beim Herannahen der Front; Evakuierung der Bevölkerung in den Kreis Hohenstadt; Erlebnisse des Vfs. unter Russen und Tschechen; seine Rückkehr im Fussmarsch über Mährisch Schönberg und Sternberg in den Heimatort	6
Nr. 3	Flucht der Familie des Vfs. vor der Roten Armee nach Bodenstadt; ihre Rückkehr nach Kiowitz; Lebensverhältnisse im Heimatort	12
Nr. 4	Vorbereitung und Durchführung der Evakuierung von deutschen Betriebsangehörigen aus dem Ostrau-Karwiner Industrieviertel ins Altreich und nach Innerböhmen	14
Nr. 5	Flucht der Bevölkerung von Neusiedl ins niederösterreichische Waldviertel im April 1945 und Rückkehr des Trecks nach der Beendigung der Kampfhandlungen	16
Nr. 6	Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Olmütz Mitte April 1945 nach Deutsch Brod; weitere Flucht des Vfs. mit den zurückweichenden deutschen Truppen und seine Erlebnisse unter Russen und Tschechen bis zur Rückkehr in den Heimatort	19

II. Der Einmarsch der Alliierten Armeen in Böhmen und Mähren-Schlesien

1. Vorgänge bei der Besetzung durch sowjetische Truppen

Nr. 7	Der Einmarsch der Roten Armee in Mährisch Ostrau	25
Nr. 8	Die Ereignisse in Sternberg vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee	27
Nr. 9	Vorgänge in Storzendorf und Umgebung vor und nach der Besetzung durch sowjetische Truppen	30
Nr. 10	Vorgänge in Mährisch Schönberg nach der Besetzung durch sowjetische Truppen; die Verhaftung des Vfs. durch tschechische Polizei, seine Übergabe in ein Kriegsgefangenenlager und Verschleppung in die Sowjetunion	34

	Seite
Nr. 11	Vorgänge in Mährisch Trübau in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs; die Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen; Einsatz der männlichen Bewohner zu Aufräumungsarbeiten in der Heimatort und ihre Verschickung zur Zwangsarbeit nach Kolin 38
Nr. 12	Das Verhalten der Sowjetsoldaten und der Tschechen nach dem Einmarsch der Roten Armee in Muglitz 44
Nr. 13	Flucht der Vfn. vor den alliierten Bombenangriffen auf Brünn nach Wischau; ihre Erlebnisse in den Tagen vor und nach der Besetzung von Wischau durch sowjetische Truppen 49
Nr. 14	Erlebnisse einer Frau aus der Iglauer Sprachinsel in der Zeit vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee 52
Nr. 15	Verhandlungen tschechischer Bevollmächtigter der Kaschauer Regierung mit den deutschen Behörden von Trautenau über die Übergabe der Verwaltung in tschechische Hände vor dem Einmarsch der Roten Armee 57
Nr. 16	Vorgänge in Hainspach bei der Besetzung durch polnische Einheiten der Roten Armee..... 60
Nr. 17	Geschehnisse in Königswald, Kreis Tetschen, nach dem Einzug sowjetischer Truppen 62
Nr. 18	Erlebnisse des Vfs. im Nordsudetenland in den Tagen der deutschen Kapitulation und nach dem Einmarsch der Roten Armee; seine Flucht nach Sachsen und die Rückkehr ins Sudetenland 64
2. Ereignisse beim Einmarsch amerikanischer Truppen in das westliche Sudetenland	
Nr. 19	Verhandlungen zwischen Tschechen und Deutschen zur Verhinderung von Kampfhandlungen im Raum von Karlsbad .. 74
Nr. 20	Bemühungen der deutschen Behörden von Karlsbad, eine kampflöse Besetzung der Stadt durch amerikanische Truppen zu erreichen..... 78
Nr. 21	Einsatz des Volkssturms in den Kämpfen im Böhmerwald; Vorgänge in Waier beim Einmarsch der Amerikaner und nach dem Einzug der Tschechen 81
Nr. 22	Ereignisse in Neuern vor und nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen 84
Nr. 23	Die Massnahmen der amerikanischen Militärbehörden nach der Besetzung Schönthals; der Einmarsch sowjetischer Besatzungstruppen nach dem Abzug der Amerikaner 102
III. Die Zerstörung der Lebensgrundlagen der Sudeten deutschen Bevölkerung in der wiederbegründeten CSR	
1. Das Schicksal der Deutschen in Prag und Inner-Böhmen und -Mähren während des tschechischen Aufstandes und nach der Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik	
Nr. 24	Erlebnisse eines Prager Deutschen in den Tagen des tschechischen Aufstandes und während seiner Internierung bis zur Überweisung in die Strafanstalt Pankrác 107
Nr. 25	Verhinderung der weiteren Flucht des Vfs. vor der Roten Armee durch den Ausbruch des Prager Aufstands; seine Internierung in der Strafanstalt Pankrác; Arbeitseinsätze der Internierten in Prag und in den Witkowitz Eisenwerken 132

	Seite
Nr. 26	Ausschreitungen von Prager Tschechen gegen die zum Ab- bau von Barrikaden eingesetzten Deutschen; Abtransport kranker Zivilisten und verwundeter Soldaten aus Prag nach Sorau in Schlesien 138
Nr. 27	Erlebnisse eines Prager Deutschen in den Tagen des Auf- stands, seine Internierung im Polizeigefängnis; Abtransport der Internierten nach Týnice bei Böhmisches Brod; Zustände und Ereignisse in diesem Lager 140
Nr. 28	Internierung der Vfn. am 7. Mai 1945; ihre Erlebnisse wäh- rend der Internierung in Prag und in den Lagern Týnice (Teinitz) bei Böhmisches Brod und Prosečnice; ihre Aus- weisung in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands über das Sammellager Modfan im Mai 1946 149
Nr. 29	Evakuierung von Brünner Deutschen im April 1945; Inter- nierung in Příbram durch tschechische Aufständische, die Verhältnisse im Internierungslager; Abtransport im Fuss- marsch nach Prag, Zustände und Ereignisse im Sammellager Stadion Strahov; Zwangsarbeit in der Landwirtschaft bis zur Ausweisung im April 1946 157
Nr. 30	Vorgänge bei der Internierung der Pilsener Deutschen; die Verhältnisse in der Strafanstalt Bory bei Pilsen und im Lager Tremosna 169
Nr. 31	Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung von Iglau nach der Übernahme der Verwaltung durch den tsche- chischen Nationalausschuss; Zustände und Vorgänge im Inter- nierungslager Obergross bis Ende Juni 1945 177
Nr. 32	Die Internierung der deutschen Bevölkerung der Iglauer Sprachinsel Ende Mai 1945; Vorgänge und Verhältnisse in den Lagern Gossau, Brünnerberg und Obergross bis April 1946 187
Nr. 33	Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den Land- gemeinden der Iglauer Sprachinsel 195
Nr. 34	Internierung von Deutschen der Wischauer Sprachinsel; Lebensverhältnisse im Internierungslager; Erlebnisse der Vfn. in Mährisch-Ostrau nach ihrer Freilassung 197
2. Das Schicksal der Bevölkerung der sudetendeutschen Gebiete nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung	
Nr. 35	Die Zwangsmassnahmen gegen die deutsche Bevölkerung im Raum von Troppau in den Jahren 1945/46 207
Nr. 36	Die Lebensbedingungen der nach Wiedererrichtung der tschechischen Ver- waltung enteigneten deutschen Bevölkerung in Hultschin, ihre Unterbrin- gung in Lagern; die Behandlung der ehemaligen Amtswalter bei ihrem Arbeitseinsatz in der Grube Petershofen 209
Nr. 37	Die Internierungsaktionen in Jägerndorf Anfang Juni 1945 und die Ver- hältnisse im Internierungslager; Zwangsarbeit des Vfs. im Witkowitz Eisenwerk bis zu seiner schweren Erkrankung 214
Nr. 38	Erlebnisse der Vfn. im Internierungslager Jägerndorf von August 1945 bis Juni 1946 219
Nr. 39	Das Schicksal einer Bauernfamilie aus dem Ostsudetenland unter sowje- tischer Besatzung und nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung bis zur Ausweisung im Juni 1946 222

	Seite
Nr. 40	Ereignisse und Vorgänge im Kreis Freiwaldau nach der Wiedererrichtung der CSR; Zustände in den Lagern Adelsdorf und Thomasdorf und in einem Internierungslager in Troppau 228
Nr. 41	Verhaftung des Vfs. nach der Rückkehr von der Flucht; seine Verschleppung über Auschwitz nach Russland ins Lager Kascharowo bei Wyschnij Wolotschjek; seine Entlassung im September 1946 und Erlebnisse in Wagstadt bis zur Ausweisung 234
Nr. 42	Die kirchlich-religiösen Verhältnisse in Deutsch Jasnik unter tschechischer Verwaltung; Entrechtung des deutschen Pfarrers, seine persönlichen Drangsale; allgemeine Lebensbedingungen der deutschen Bevölkerung 237
Nr. 43	Ereignisse und Zustände in Bodenstadt nach der Wiedererrichtung der CSR; Enteignung, Ausplünderung der deutschen Bevölkerung und Einsatz zur Zwangsarbeit bis zum Beginn der Ausweisung Ende Mai 1946 240
Nr. 44	Zwangsarbeitseinsatz der Vfn. bei tschechischen Bauern im Bezirk Gross Meseritsch von Oktober 1945 bis zu ihrer Entlassung im August 1946 und ihrer anschließenden Ausweisung 245
Nr. 45	Tod des Ehemannes der Vfn. als Folge der durch Tschechen erlittenen Misshandlungen 247
Nr. 46	Verurteilung des Vfs. durch ein tschechisches Volksgericht zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe und seine Einweisung in ein Straflager 248
Nr. 47	Misshandlungen der Häftlinge im Bezirksgerichtsgefängnis Zwittau; Verhörmethoden; Ereignisse und Zustände im Lager Prager Strasse in Zwittau 250
Nr. 48	Gewalttaten sowjetischer Soldaten und tschechischer Partisanen in Landskron; die Vorgänge vom 17./18. Mai 1945; Razzia eines Partisanenkommandos auf die männliche Bevölkerung, Misshandlung und Ermordung deutscher Männer durch ein improvisiertes Revolutionsgericht 256
Nr. 49	Zwangsarbeitseinsatz in den Kohlengruben des Ostrauer Reviers; Hilfsbereitschaft der tschechischen Bevölkerung .. 261
Nr. 50	Kirchlich-religiöse Verhältnisse in Trautenau und Umgebung; Internierung der deutschen Geistlichen und ihr Zwangsarbeitseinsatz in Eipel 264
Nr. 51	Vorgänge und Ereignisse in Wustung vom Einmarsch der Roten Armee bis zur Ausweisung im Mai 1946 272
Nr. 52	Lebensverhältnisse in Tetschen unter sowjetischer Besatzung und tschechischer Verwaltung, Austreibung der deutschen Bevölkerung Ende Juni 1945; Erlebnisse des Vfs. in Gefängnissen und Konzentrationslagern bis zu seiner Ausweisung Ende 1946 277
Nr. 53	Die Austreibungsaktion im Bezirk von Aussig Mitte Juni 1945; das Massaker an der deutschen Bevölkerung von Aussig am 31. Juli 1945 282
Nr. 54	Zustände und Ereignisse in Leitmeritz nach der deutschen Kapitulation; Erlebnisse des Vfs. in tschechischer Haft; seine Anklage vor einem tschechischen Volksgerichtshof im Jahre 1947, seine Entlassung nach 21monatiger Untersuchungshaft und seine Ausweisung 286

	Seite
Nr. 55	Die Internierung der männlichen Bevölkerung von Komotau am 9. Juni 1945 durch Formationen der Svoboda-Armee; Ermordung mehrerer Männer auf dem Jahnturnplatz 292
Nr. 56	Zwangsarbeitseinsatz deutscher Frauen aus Komotau auf einem Gutshof bei Kladno 294
Nr. 57	Zustände und Ereignisse im Krankenhaus von Komotau und im Konzentrationslager Glashütte im Jahre 1945 296
Nr. 58	Die Internierungsaktionen am 3. und 13. Juni in Saaz; Ausschreitungen und Gewalttaten; die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1945/46 298
Nr. 59	Die Internierung der männlichen Bevölkerung von Saaz im Juni 1945; Zustände und Ereignisse im Konzentrationslager Nr. 28 in Oberleutensdorf bei Brüx; Austreibung der arbeitsunfähigen Lagerinsassen in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands Ende August 1945 307
Nr. 60	Die Internierung der weiblichen Bevölkerung von Saaz am 13. Juni 1945; Abschub der arbeitsunfähigen Frauen und Mütter mit mehreren Kindern Ende Juli 1945; Verhältnisse im Internierungslager bis zum Beginn der Ausweisungsaktion im Frühjahr 1946 314
Nr. 61	Die Lebensverhältnisse einer Familie in Neudek; ihre Flucht in die amerikanisch besetzte Zone des Sudetenlandes und weiter nach Westdeutschland 316
Nr. 62	Vorgänge in Theusing nach der Besetzung durch amerikanische, später durch sowjetische und tschechische Truppen; Verschleppung eines Teiles der deutschen Bevölkerung zur Zwangsarbeit nach Innerböhmen 320
Nr. 63	Zwangsarbeitseinsatz deutscher Frauen aus Einsiedl in Strojeticz, Kreis Podersam; Ausschreitungen des tschechischen Bewachungspersonals im Lager Auschowitz bei Marienbad 325
Nr. 64	Erlebnisse einer Frau in einem Dorf an der Sprachgrenze und während der Zwangsarbeit in Bilov 328
Nr. 65	Irrfahrt der zur Zwangsarbeit nach Innerböhmen verschickten deutschen Familien aus Mies..... 331
Nr. 66	Internierung von Heimkehrern aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft; Lebensverhältnisse der im Lager Dubi bei Kladno internierten Deutschen in der Zeit von September bis Ende Dezember 1945 335
Nr. 67	Erlebnisse des Vf. im Kreisgerichtsgefängnis Klattau, in der Strafanstalt Bory und im Internierungslager 27/Maltheuern; seine Verurteilung durch ein Volksgericht und seine Freilassung nach dreizehmonatiger Haft 339
Nr. 68	Ereignisse und allgemeine Lebensverhältnisse in Zettwing 349
Nr. 69	Massnahmen der tschechischen Behörden in Znaim nach der Übernahme der Regierungsgewalt; Vertreibung des Vf. Ende Mai 1945 nach Österreich 351
Nr. 70	Ereignisse un_d Zustände im Arbeits- und Konzentrationslager in Znaim von Mai bis Dezember 1945; Zwangsarbeit der Internierten auf einem Staatsgut; Entlassung des Vf. und seine Flucht nach Österreich ... 353

IV. Austreibung und Ausweisung der Sudetendeutschen

I. Die Austreibungsaktionen in den Sommermonaten 1945

Nr. 71	Die Austreibungsaktion in Jägerndorf Mitte Juni 1945; mehrtägiger Fussmarsch der Ausgetriebenen längs der schlesischen Grenze und vergeblicher Versuch des tschechischen Kommandos, sie ins polnisch verwaltete Schlesien abzuschieben; Zustände im Lager Grulich und im Krankenhaus Mährisch Rothwasser	363
Nr. 72	Fussmarsch der ausgetriebenen Jägerndorfer bis Grulich; ihr Abtransport mit der Eisenbahn nach Sachsen	373
Nr. 73	Eine Austreibungsaktion in Römerstadt Anfang August 1945; wiederholte Ausplünderung des Gepäcks, Abtransport nach Sachsen in offenen Kohlenwagen	375
Nr. 74	Vorgänge bei der Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Hohenfeld und den Nachbargemeinden Ende Juni 1945; Sammlung der Ausgetriebenen in Abtsdorf; Bahntransport bis nach Sachsen	377
Nr. 75	Austreibung aus Landskron am 5. Juli 1945; Eisenbahntransport bis Teplitz-Schönau und Fussmarsch zur sächsischen Grenze; Not und Elend der Vertriebenen auf ihrer Wanderung durch Deutschland	379
Nr. 76	Ausplünderung eines Austreibungstransports durch tschechische und sowjetische Soldaten; Not und Elend der Ausgetriebenen auf ihrer Wanderung durch Sachsen	380
Nr. 77	Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Prode und den umliegenden Dörfern Anfang August 1945	384
Nr. 78	Austreibung von Deutschen aus Friedland Mitte Juni 1945; ihre Ausplünderung durch Tschechen, Russen und Polen ..	386
Nr. 79	Ein Austreibungstransport aus Friedland ins polnisch verwaltete Schlesien im Juni 1945; Drangsalierung durch Polen	387
Nr. 80	Vorgänge bei der Austreibung aus Langenbruck im Juni 1945	389
Nr. 81	Die Austreibung der Bewohner eines Stadtviertels in Reichenberg im Juli 1945	390
Nr. 82	Austreibungen aus Deutsch Gabel (Mitte Juni) und mehreren Landgemeinden des Kreises (Ende Juli 1945); die Lage der Ausgetriebenen im sächsischen Grenzgebiet	393
Nr. 83	Austreibung von Deutschen aus Böhmisches Leipa im Juni 1945	396
Nr. 84	Die Austreibungsaktion im Grenzort Hainspach; Einzelflücht und Rettung von Sachwerten über die nahe Grenze nach Sachsen	397
Nr. 85	Ein Austreibungstransport aus Bensen im Juni 1945	400
Nr. 86	Beraubung eines Ausgetriebenen-Transports durch die tschechische Begleitmannschaft	402
Nr. 87	Fussmarsch ausgetriebener Deutscher aus Teplitz-Schönau ins sächsische Grenzgebiet. Die Situation im sächsischen Grenzgebiet	404
Nr. 88	Erlebnisse des Vfs. während der Austreibungsaktionen Ende Mai und Mitte Juni 1945 in Bilin	406

	Seite
Nr. 89	Vorgänge während der Austreibung von Deutschen aus Bilin Mitte Juni 1945 403
Nr. 90	Die Austreibung der männlichen Bevölkerung von Komotau am 9. Juni 1945; Ermordung mehrerer Männer auf dem Sammelplatz und während des Fussmarsches zur sächsischen Grenze; Weigerung der sowjetischen Grenzwa- che, die Ausgetriebenen zu übernehmen; ihre Überführung in ein Internierungs- und Arbeitslager bei Maltheuern..... 412
Nr. 91	Die Austreibung von Deutschen aus dem Kreis Saaz im Juni 1945; ihr Abtransport im Fussmarsch und auf Fahrzeugen zur sächsischen Grenze; Not und Elend der Ausgetriebenen auf ihrer Wanderung durch Sachsen und Bayern 415
Nr. 92	Austreibung von Karlsbader Deutschen am 4. Juli 1945; Verhinderung ihres Abschubs durch sowjetische und amerikanische Besatzungstruppen; Erlebnisse der Vfn. im Internierungslager Neu Rohrlau 417
Nr. 93	Enteignungs- und Austreibungsaktionen im Kreis Kaplitz; Aufruf zum freiwilligen Abzug nach Österreich Ende September 1945 431
Nr. 94	Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Heinrichschlag und anderen Gemeinden des Kreises Neubistritz nach Österreich Ende Mai 1945 432
Nr. 95	Vorgänge bei der Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Iglau 433
Nr. 96	Die Austreibung von internierten Iglauer Deutschen nach Österreich im Juni 1945; Vorfälle auf dem Marsch zur Grenze 435
Nr. 97	Vorübergehende Internierung der Brüner Deutschen vom 12. bis 15. Mai 1945; ihre Austreibung im Fussmarsch zur österreichischen Grenze am 31. Mai; Zustände und Ereignisse im Lager Pohrlitz; Abtransport von Frauen und Kindern über das Lager Muschelberg bei Nikolsburg nach Österreich am 23. Juni 1945 438
Nr. 98	Austreibungs- und Internierungsaktionen im Sommer und Herbst 1946 im Kreis Jägerndorf; das Verhalten sowjetischer Soldaten gegenüber den Deutschen; allgemeine Verhältnisse bis zum Beginn der Ausweisungsaktion im Frühjahr 1946 455

II. Die Ausweisungsaktionen nach der Potsdamer Konferenz

a. Allgemeine Transporte

Nr. 99	Erlebnisse und Eindrücke eines Arztes im Aussiedlungslager Nieder Georgenthal bei Brüx 459
Nr. 100 a	Der Beginn der Ausweisungsaktion in Asch Ende Februar 1946 466
Nr. 100 b	Die Abfertigung des 7. Ausweisungstransportes aus Asch vom 18. Mai 1946 472
Nr. 100 c	Der dritte Transport aus Asch in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands von Anfang August 1946 473
Nr. 100 d	Vorgänge bei der Abfertigung des Ausweisungstransportes aus Asch vom 30. August 1946 nach Süddeutschland..... 476

	Seite
Nr. 100	e Erlebnisse des Vfs. während seines einmonatigen Aufenthaltes im Ausweisungslager; Abtransport aus Asch in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands am 19. November 1946 479
Nr. 101	Unterbringung der Ende Februar 1946 in Komotau zur Ausweisung aufgerufenen Personen im Sammellager Michanitz und ihr Abtransport über das Ausweisungslager Poldihütte in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands .. 482
Nr. 102	Verhältnisse im Sammellager Jungbuch, Kreis Trautenau; Abfertigung eines Ausweisungstransportes Ende Februar 1946 485
Nr. 103	Beginn der Ausweisung der in Brünn internierten Deutschen über das Sammellager Malmeritz; der erste Transport vom 30. März 1946 486
Nr. 104	Aussiedlung von internierten Deutschen aus der Iglauer Sprachinsel im April 1946 489
Nr. 105	Ausweisungsaktionen in Grünwald; der Aufenthalt der Ausgewiesenen im Lager Reinowitz und im Sammellager Reichenau; ihr Abtransport nach Westdeutschland im April 1946 491
Nr. 106	Ausweisung der Vfn. im April 1946 nach ihrer Rückkehr aus dem Arbeitseinsatz im tschechischen Gebiet 495
Nr. 107	Ausweisung über das Sammellager Nikolsburg im Mai 1946 496
Nr. 108	Ausweisung von Olmützer Deutschen im Mai 1946 497
Nr. 109	Ausweisung von Deutschen aus dem Hultschiner Ländchen; Zurückweisung eines Transportes im Sammellager Mährisch Ostrau wegen Missständen bei seiner Abfertigung in Hultschin; erneuter Abtransport im Juni 1946 499
Nr. 110	Lebensbedingungen einer deutschen Familie in Olmütz Anfang 1946; ihre Ausweisung Ende Juni über das Sammellager Luttein 502
Nr. 111	Aussiedlung der deutschen Bevölkerung von Troppau im Jahre 1946; Erlebnisse des Vfs. bei seiner Ausweisung im August 1946 505
Nr. 112	Die Behandlung eines Heimkehrertransportes aus sowjetischer Gefangenschaft nach seiner Übernahme durch die Tschechen; Erlebnisse eines Heimkehrers bei seiner Ausweisung im August 1946 508
Nr. 113	Aussiedlung von Bauern aus dem südlichen Böhmerwald über das Sammellager Kaplitz Ende 1946 511
Nr. 114	Ausweisung von Deutschen aus Storzendorf im September 1946 512
Nr. 115	Wiederholte Verschiebung der Ausweisung des erkrankten Vfs. nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft; die Behandlung von Greisen und Kranken im Lager Hodonin bei Kunstadt, ihr Abtransport nach Süddeutschland in einem «Lazarettzug» über das Ausweisungslager Malmeritz am 1. Oktober 1946 513
Nr. 116	Ausweisung des Vfs. im November 1946 nach seiner Entlassung aus der Haft..... 516
 b. Sondertransporte	
Nr. 117	Die «Gesamtstaatliche Aussiedler-Betreuungsaktion» der sudeten-deutschen Sozialdemokraten: «Aktion Ullmann» .. 518

	Seite	
Nr. 118	Die Entstehung der Antifa-Kommission für den politischen Bezirk Tetschen; ihre Bemühungen um die Ausreise der Antifaschisten nach Deutschland; Abfertigung einiger Transporte im Oktober/November 1945 in die sowjetische Besatzungszone; Wiederaufnahme der Aktion im Sommer 1946; Unterbringung von 3'000 Antifaschisten im «autonomen» Lager Jonsbach, ihr Abtransport nach dreimonatiger Wartezeit in die amerikanische Besatzungszone.....	522
Nr. 119	Konstituierung der Antifa-Kommissionen im Kreis Tetschen; das Verhalten der Antifaschisten in Kamnitz-Neudorfel; ihr Abtransport nach West- und Mitteldeutschland	530
Nr. 120	Die Organisation der Antifa-Ausweisungstransporte im Kreis Braunau	533
Nr. 121	Vorbereitung und Durchführung der Antifa-Aussiedlungstransporte in Hoheneibe und den benachbarten Ortschaften	535
Nr. 122	Die Lage der Antifaschisten in Komotau; vorbereitende Massnahmen für die Antifa-Ausweisungstransporte	537
Nr. 123	Die Vorbereitung und Durchführung der Antifa-Ausweisungstransporte in Neudek	538
Nr. 124	Abschub von Sudetendeutschen nach Bayern in den Jahren 1948/49	540
Nr. 125	Entlassung des Vfs. aus einer tschechoslowakischen Strafanstalt nach achtjähriger politischer Haft; Zustände und Ereignisse im Sammellager Kuntschitz; Abtransport der Lagerinsassen zu Beginn des Jahres 1954	545

V. Zusammenfassende Berichte

Nr. 126	Die Erlebnisse der Vfn. von Januar 1945 bis März 1946: Der Einmarsch der Roten Armee in Braunau; Ereignisse und allgemeine Lebensverhältnisse nach der Wiedererrichtung der tschechoslowakischen Verwaltung; Austreibung im August 1945 und Abschub in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands; Rückkehr ins Sudetenland; Flucht nach Bayern	553
Nr. 127	Ereignisse in Karlsbad nach dem deutschen Zusammenbruch; der Einmarsch sowjetischer Truppen; die Errichtung und die Massnahmen der tschechischen Stadtverwaltung; allgemeine Lebensbedingungen der deutschen Bevölkerung; die Ausweisung der Familie des Berichterstatters im Mai 1946	642
Nr. 128	Evakuierung von Frauen und Kindern aus Reichenberg in das westliche Sudetenland; Erlebnisse und Eindrücke der Vfn. unter Russen und Tschechen in Kaaden; Aussiedlung von Deutschen aus Kaaden im April 1946	677

B. DIE VERTREIBUNG DER DEUTSCHEN AUS DER SLOWAKEI

Nr. 129	Allgemeine und politische Situation in der Slowakei im Jahre 1944; Ausbruch und Verlauf des Partisanenaufstandes; seine Auswirkung auf die deutsche Bevölkerung, ihre etappenweise Evakuierung im Herbst 1944 und Frühjahr 1945; Erlebnisse des Vfs. in Nordböhmen nach dem deutschen Zusammenbruch; Verhältnisse im Gefängnis in Pressburg und im Aussiedlungslager Novaky; ein Ausweisungstransport nach Westdeutschland im Mai 1947.	711
---------	---	-----

	Seite
Nr. 130	Flucht und Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Streusiedlungen der Ostslowakei im Herbst 1944 737
Nr. 131	Erste Partisanenbewegungen in der Unterzips im Frühsommer 1944; Organisation des Selbstschutzes («Heimatschutz») der deutschen Bevölkerung, ihre Evakuierung wegen der Partisanengefahr 741
Nr. 132	Treck von Leibitzer Deutschen über den Jablunka-Pass bis ins nördliche Sudetenland im Januar 1945; ihre Austreibung nach Sachsen im Juni 1945; Rückkehr der Vfn. in die Heimat und ihre Internierung; Lebensverhältnisse der Internierten im Lager «Spinnerei» bei Käsmark und im Aussiedlungslager Poprad; ihre Ausweisung nach Westdeutschland im August 1946 748
Nr. 133	Auswirkungen des slowakischen Aufstandes in der deutschen Sprachinsel Hochwies; Ermordung von 83 Volksdeutschen durch Aufständische auf dem Bahnhof Schemnitz .. 758
Nr. 134	Massenmord an der männlichen Bevölkerung von Glaserhau durch ein Partisanenkommando am 21. September 1944; Internierung des Vfs. im Konzentrationslager Slovenska L'upca bis zur Niederschlagung des slowakischen Aufstandes und Befreiung der Internierten durch deutsche Truppen Ende Oktober 1944 767
Nr. 135	Auswirkungen des Partisanenaufstandes in Fundstollen; Evakuierung von Frauen und Kindern im Januar 1945 mit einem Sammeltransport aus Deutsch Proben ins östliche Sudetenland: Überrollung der Evakuierten durch sowjetische Truppen auf der Flucht in Böhmen; Rückkehr der Familie in die Heimat im Mai 1945 und ihre Internierung; allgemeine Verhältnisse im Lager Nováky bis zum 1. Ausweisungstransport nach Westdeutschland im Mai 1946 774
Nr. 136	Vorsorgliche Evakuierung von Frauen und Kindern und Verlagerung von Wirtschaftsgütern aus Pressburg und Umgebung im Jahre 1944; Evakuierungsaktionen Anfang 1945 und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee 784
Nr. 137	Evakuierung von Deutschen aus dem Bezirk Modern nach Niederösterreich im Januar 1945; Rückkehr der Vfn. im Mai; Lebensverhältnisse der zurückgekehrten Deutschen unter dem neuen Regime: Arbeitszwang, Internierung im Lager Limbach; Flucht der Vfn. nach Wien im Oktober 1945 789
Ortsregister.....	819

Übersetzung häufig vorkommender tschechischer Bezeichnungen:

Národní Výbor	– Nationalausschuss
Správní Komise	= Verwaltungskommission
Místní Národní Výbor (MNV)	= Ortsnationalausschuss
Místní Správní Komise (MSK)	= Ortsverwaltungskommission
Okresní Národní Výbor (ONV)	= Bezirksnationalausschuss
Okresní Správní Komise (OSK)	– Bezirksverwaltungskommission
Stráž (Sbor) Národní Bezpečnosti (SNB)	= Wache (Korps) der nationalen Sicherheit
Velitel	= Kommandant
Národní Správce	= Nationalverwalter

A.

DIE VERTREIBUNG DER SUDETENDEUTSCHEN

**I. Evakuierung der deutschen Bevölkerung
aus den kriegsgefährdeten Gebieten, Flucht vor der
Roten Armee; Rückkehr nach dem Ende
der Kampfhandlungen.**

Nr. 1

Erlebnisbericht (Brief) des Landwirts Dipl.-Ing. Franz Kuhn ans Jägerndorf.

Original, 11. Januar 1956, 5 Seiten, handschriftlich (hschr.).

Durchzug von Flüchtlingstrecks aus Polen und Ob er Schlesien; die Evakuierung der Stadt Jägerndorf im März 1945; Flucht einer Familie in den Kreis Mährisch Schönberg und ihre Rückkehr nach dem Waffenstillstand.

Dem Bericht sind einige persönliche Mitteilungen vorangestellt.

Nach dem andauernden Rückzug der Russlandfront kam meine Heimatstadt in den letzten Monaten des Krieges ins unmittelbare Frontgebiet. Angekündigt wurde die Auflösung der Verteidigung an der Ostfront durch endlose Züge Evakuierter aus Polen und Galizien. Für uns, die wir zeitlebens sesshaft waren und niemals daran gedacht hatten, Haus und Hof zu verlassen, ein erschütterndes Bild. Nur wenige Stunden, meist über Nacht, wurden diese deutschen Siedler auf die Bauerngehöfte verteilt. Überall herrschte Niedergeschlagenheit und Verbitterung. Die Wagen, vielfach überladen, mussten zum Teil nach den einsetzenden Schneefällen des Winters 1944/45 bei uns zurückgelassen werden. Ein besonders trostloses Bild bot der Rückzug der Polizeitruppe aus den polnischen Gebieten. Ein endloser Zug der bekannten Panjewagen bewegte sich auf der Hauptstrasse von Troppau, die über Oderberg–Tesehen–Krakau Anschluss an Galizien hat, nach Westen. Nach diesem Vorspiel war wohl auch uns klar, dass auch unser Gebiet bald in das Frontgeschehen eingezogen werden würde. Nach der Jahreswende begann dann die Evakuierung Oberschlesiens; während wir in Jägerndorf von der Bevölkerung wenig sahen, zog sich durch unser Gebiet der Abtransport der Rinderbestände der reichen Provinz Ober- und Niederschlesien. Diese Tiere, die fast ausschliesslich an Stallhaltung gewöhnt waren, gingen auf diesem über mehrere 100 Kilometer führenden Fussmarsch, ohne geregelte Fütterung und oft auch ohne Tränke, massenweise zugrunde. Die Zugstrasse und das Gelände neben dieser war von einer Unzahl von Kadavern gesäumt. Ob diese Transporte überhaupt ein Ziel hatten und ob sie es noch erreichten, war niemals zu erfahren. Die Werte, die dabei vernichtet wurden, lassen sich nur ahnen.

Ab Anfang März war die Front so nahe, dass der Kanonendonner dauernd zu hören war. Die Parteileitung bereitete die Evakuierung vor. Frauen und Kinder machten den Anfang; für die landwirtschaftliche Bevölkerung Jägerndorfs und der nahegelegenen Dörfer wurde ein besonderer Evakuierungsplan festgelegt. Keiner der Bauern konnte und wollte diese Notwendigkeit glauben und einsehen. Alle Vorstellungen bei der Parteeilei-

tung blieben unberücksichtigt und [wurden] unter Androhung der üblichen Mittel zum Schweigen gebracht. So blieb nichts übrig, als die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Ich war seit Herbst 1944 zum Volkssturm einberufen worden. Die Gruppe, der ich zugeteilt war, verblieb in Jägerndorf zur Bewachung wehrwirtschaftlich wichtiger Betriebe und war die letzte Zeit des Krieges unmittelbar im Kriegsgeschehen, da während der letzten acht Wochen die Stadt Frontgebiet war. Ich hatte in der ersten Zeit immer die Möglichkeit, im Hof noch nach dem Rechten zu sehen und rüstete für die unvermeidliche Aussiedlung drei Wagen für zwei Pferdegespanne und einen mir verbliebenen Schlepper her. Der Schlepper mit Wagen nahm im Wesentlichen meine Familie auf, während die übrigen Fahrzeuge für die bei mir noch tätigen ukrainischen Arbeiter verwendet wurden. Wir hatten alle Lasten überlegt ausgewählt und alles nicht unbedingt Lebenswichtige zurückgelassen. Kleidung, Lebensmittel, Futter für die Pferde und Treibstoffe wurden, soweit dies möglich war, mitgenommen. Vieles versuchten wir in Verstecken sicher zu verbergen oder durch Vergraben für die Zeit nach der Rückkehr sicherzustellen. Wir haben davon fast nichts mehr gefunden. Fast alles war durch Deutsche, die sich der Evakuierung entzogen hatten, gestohlen worden.

Am 23.3.45 wurde dann die Evakuierung der landwirtschaftlichen Betriebe angeordnet. In der Nacht um 24 Uhr versammelte sich der Treck in der zu Jägerndorf gehörenden Ortschaft Krotendorf. Die allgemeine Richtung sollte über Benisch auf die andere Seite des Gesenkes nach Mähren gehen.

Nach der Räumung der Höfe erschien am nächsten Tag ein Räumkommando der Armee und trieb alles Vieh ab, lud Getreide und andere sonstige Betriebsmittel auf. Ich selbst blieb nun bis zum Kriegsende beim Volkssturm und wurde mit einer Abteilung in eine Fabrik ca. 2 km vor Jägerndorf verlegt. Dort wickelte sich der übliche Dienst ab: Schützengraben bauen, Strassensperren errichten usw. Kontrollgänge auf eine Jägerndorf vorgelagerte Hügelkette zeigten uns die brennenden Dörfer der Oderebene. Die Stadt wurde wiederholt beschossen, Ruinen waren bald in allen Strassen zu sehen. Am Karfreitag, in der zweiten Aprilhälfte, erfolgte durch russische Flieger ein starker Bombenangriff. Troppau wurde durch Brandbomben fast völlig zerstört, und schliesslich gelang den Russen westlich von Ostrau der Durchbruch nach Mähren. Dadurch wurde Jägerndorf unhaltbar, und die Volkssturmarteilung verliess in der Nacht vom 7. zum 8. Mai die Stadt, die unmittelbar darauf von Russen besetzt wurde. Wir kamen nach Freudenthal, und dort lösten sich trotz aller gegenteiliger Befehle alle Gruppen auf. Da ich den Aufenthalt meiner Familie kannte, war es nicht schwer, von Freudenthal über Römerstadt, den Berggeist nach Ullersdorf¹ zu kommen, und dort erreichte uns zwei Tage später der russische Vormarsch.

Die Fahrt meiner Familie bis in dieses Gebiet war mit mancher Schwierigkeit verbunden. Meine Frau hatte die Sorge um die damals noch sehr jungen Kinder (10-7 Jahre), um die Pferde, deren Unterbringung und Fütterung nicht leicht war und die doch für die Weiterfahrt sehr wichtig waren, sowie um die Ukrainer, deren Haltung bei den herr-

¹ Kreis Mährisch Schönberg.

schenen Verhältnissen unsicher und unberechenbar war. Verständnis und Hilfsbereitschaft fand sie jedoch immer wieder, so dass sie ohne irgendwelche Verluste zunächst Mähr. Schönberg erreichten und bei Deinen Eltern eine verlässliche Hilfe fanden. Die Verlegung nach Ullersdorf kam hauptsächlich wegen der Tiere zustande, die dort besser untergebracht waren.

Das Vorkommando der Russen verteilte in Ullersdorf alle vorgefundenen Bestände an Nahrungsmitteln und Spinnstoffen an die Bevölkerung. Dieser Segen dauerte jedoch nicht lange, denn die folgenden Abteilungen nahmen alles wieder, zurück und darüber hinaus alles, was ihnen gerade begehrenswert erschien. Die Behandlung der Frauen durch die Russen war überall gleich. Wir verbrachten, um dem Schlimmsten zu entgehen, mehrere Tage in den Wäldern um Ullersdorf. Meine Schwiegereltern, die beim gleichen Treck waren, veranlassten uns dann, Ullersdorf zu verlassen, da wir an der Hauptstrasse durch die plündernden Russen alle unsere Habseligkeiten verloren hätten. Wir waren zwar im Lichtenstein'schen Gutshof untergebracht, der Fürst hatte die Staatsangehörigkeit der Schweiz, eine Flagge gehisst und einen Schutzbrief angeschlagen, jedoch ohne jeden Erfolg. Unsere Ukrainer waren mit den letzten Pferden nach Osten aufgebrochen. Wenn der Schlepper und das letzte Paar Pferde nicht verlorengelassen sollte, mussten wir zurück und versuchen, in einem abgelegenen Dorf Unterschlupf zu finden; so kamen wir nach Marschendorf¹ und blieben dort ca. 3 Wochen. Die verschiedensten Gerüchte gingen um, eines besagte, dass alle ihre Besitzungen verlieren sollten, die nicht bis zu einem bestimmten Tag in ihren Heimatgemeinden eintreffen würden. So formierte sich der Treck neuerdings. Der Rückzug wurde jedoch über wenig befahrene Nebenstrassen angetreten, und zwar wählten wir die Strecke Rotherberg, Gabel, Würbental, Kronsdorf. Dort wurde nochmals eine Rast für einige Tage eingelegt und die Verbindung zu dem nicht zu fernem Jägerndorf aufgenommen. Dort war inzwischen eine deutsche kommunistische Stadtverwaltung eingerichtet worden, Bürgermeister war ein Kutscher meiner Mutter, dadurch wurde mir eine verhältnismässig einfache Rückkehr in die Stadt möglich. Feindschaften, insbesondere zu den Fremdarbeitern, rächten sich schwer und endeten meist mit dem Abtransport nach Russland. Die kommunistische Stadtverwaltung gab an die Bevölkerung an einigen Stellen mittags eine elende Suppe aus, ebenso in ganz wenigen Bäckereien eine geringe Brotration. Wir fanden unseren Hof völlig ausgeplündert und leer. Von allen Vorräten waren nur noch einige halbgeleerte Kartoffelmieten da und einige Reste der auf den Treck mitgenommenen Nahrungsmittel. Wir versuchten, den Hof wieder in Gang zu bringen.

Es folgt ein kurzer Überblick über die Erlebnisse bis zur Ausweisung im April 1946.

¹ Kreis Mähr. Schönberg.

Nr. 2

Erlebnisbericht des L. R. aus Wagstadt.

Original, 27. März 1955, 9 Seiten, maschinenschriftlich (mschr.). Teilabdruck.

Die Lage in Wagstadt beim Herannahen der Front; Evakuierung der Bevölkerung in den Kreis Hohenstadt; Erlebnisse des Vf. unter Russen und Tschechen; seine Rückkehr im Fussmarsch über Mährisch Schönberg und Sternberg in den Heimatort.

Mein Heimatort Wagstadt, Reg. Bez. Troppau, war bis Ende des Jahres 1944 von besonderen Kriegereignissen ziemlich verschont geblieben. Deutsche und Tschechen gingen einer geregelten Arbeit nach. Im Januar 1945 wurde die Stimmung in der Bevölkerung aufgeregter, Durchzüge von flüchtenden Zivilisten aus dem Kattowitzer Gebiet beunruhigten die Gemüter. Die Schulen wurden geschlossen, Arbeiter und Angestellte zum Volkssturm gerufen, beim Landratsamt ein permanenter Nachtdienst eingeführt. Angehörige der SA wurden Anfang Februar nach Ratibor geschickt, sie brachten flüchtende Frauen und Kinder mit Kraftwagen aus dem bedrohten Gebiet. Die Turnhalle des Deutschen Turnvereins, auch die Schulen, soweit sie nicht zu Lazarettzwecken gebraucht wurden, waren nun Durchgangslager, die von der NSV und sanitär vom DRK betreut wurden. Auch gebrechliche Wagstädter schickte man nun nach Blauda, Kreis Hohenstadt/Mähren. Mütter und Kinder aus Wagstadt wurden in den Hohenstadter Kreis gebracht. Dies alles ging recht geordnet vor sich, und auch im Aufnahmegebiet war Vorsorge getroffen.

In den Monaten März und April rückte die Front immer näher. Man hörte fernen Geschützdonner, die Nächte waren oft erhellt durch Brände in nördlicher und östlicher Richtung. Die Heeresgruppe Schörner nahm ihr Quartier im Kreise.

Hier gibt der Vf, Gerüchte über das Verhalten des Generalfeldmarschalls Schörner wieder.

Mitte April brach die grosse Divisions-Schlächterei, die auch ohne Familie dastehende Volkssturmlaute verpflegte, neuerdings auf und zog weiter nach Westen. Einige Male hatten in diesen Tagen Flieger russischer Herkunft in den Abendstunden die Stadt heimgesucht, wobei Sachschaden verursacht und Menschen getötet wurden. Am 29. April 1945 kamen sie schon nachmittags, richteten erheblichen Schaden an und töteten und verwundeten eine Anzahl Männer und Frauen.

Jetzt war es mit der Ruhe vorbei. Mit Kraftwagen, auch mit der Bahn, evakuierte man die restlichen Frauen und Kinder. Aufnahmegebiet war Stadt Liebau¹. Die Bauern treckten mit bespannten Fuhrwerken auf der Strasse. Zahlreiche Männer, auch Dienstgrade des Volkssturmes, verliessen die Stadt, denn sie wollten wissen, dass ihre Familien auch richtig unterkämen. Eine ziemliche Anzahl von ihnen stellte sich später in Stadt

¹ Kreis Barn.

Liebau wieder bei ihren Einheiten ein. Ich möchte betonen, dass der Volkssturm keine kämpferischen Aufgaben erfüllen konnte, da er mangelhaft ausgerüstet und nur mit einer Anzahl von Gewehren verschiedener Systeme bewaffnet war. Ich war als Bataillonsführer mit einer Pistole bewaffnet, die mir Frau H. geschenkt hatte. Die letzten Männer rückten am Morgen des 30. April ab. Über Auftrag einer Parteidienststelle mussten sie das wertvolle Vieh aus den Orten Wagstadt, Bielau, Klantendorf und Seitendorf, das in den Ställen hungerte, abtreiben. Es ging alles zu Fuss bis Stadt Liebau, zwei Tage hatten wir tüchtigen Schneefall. Am 5. Mai tauchten auch dort russische Flieger auf, die durch Bombenwürfe viel Verwirrung hervorriefen, und es gab wieder Tote und Verwundete. Abgehetzt und halb irr erschien Frau T., die in Wagstadt geblieben war und die Russen erlebt hatte, verschärfte die Stimmung mit ihren Schilderungen von Vergewaltigungen der zurückgebliebenen Frauen.

In Stadt Liebau ist der Grossteil der Wagstädter Bevölkerung mit ihrem Pfarrer geblieben und wurde von der Roten Armee überrollt. Was dabei geschah, kann ich aus Augenschein nicht schildern. Ich war mit einem Rest von Volkssturm-Männern nach Sternberg weitergezogen. Am Nachmittag des 6. Mai gab ich den Männern Entlassungspapiere, und sie trachteten in den Hohenstädter Kreis zu ihren Familien zu kommen. Auch ich traf mich dort mit Frau und Tochter, aber schon in den Morgenstunden des 7. Mai kam der Befehl, dass alle Deutschen weitermüssen. Jetzt ging es schon sehr ungeordnet zu, jeder musste selbst sehen, wie er weiterkomme. Wir zogen zu Fuss über den Hambalek mit einem Handwägelchen, auf dem wir die letzten Habseligkeiten aufgeladen hatten. In Mähr. Rothwasser sah ich zum letzten Male Landrat Dr. Chmel mit Frau und Tochter, auch Förster Schmidt aus Waldheim, mit ihren Autos vorüberfahren. Sie sind in diesen aufgeregten Tagen spurlos verschwunden. Noch einmal brachen wir auf, kamen nach Grulich, aber die Strassen waren restlos verstopft, und auf den Feldern rechts und links lagerten Leute, Vieh zwischen den Fuhrwerken. Neuerdings sammelte die Wehrmachtsstelle Männer zu einem letzten Kampf. Ich ging mit einem Angehörigen zurück nach Mähr. Rothwasser, wo uns die Russen in der Nacht vom 9. zum 10. Mai einholten.

Am Morgen des 10. Mai erhielten wir den ersten Besuch. Russen kamen in die Wohnungen, verlangten nach Alkohol, und einer liess den gesamten Schmuck von einigen Familien, die dort beisammen waren, mitgehen. Unsere Wohnung lag gegenüber den Kasernen, in welche die Russen eingezogen waren. Am Vormittag wurde ich von den Tschechen verhaftet und in der Kaserne festgesetzt. Im Laufe des Nachmittags wurden noch andere Männer aus Mähr. Rothwasser, Weisswasser und Mähr. Karlsdorf eingebracht. Zwei Tage sassen wir ohne Nahrung, aber als die Russen weitergezogen waren, brachte uns eine tschechische Wache nach Schreibendorf. Wir wurden dort verhört, verprügelt und entlassen.

Die Nähe der Kasernen, wo immer wieder neue Russen einzogen und abzogen, war für die Frauen sehr gefährlich. Noch vor meiner Entlassung in Schreibendorf waren Frau und Tochter nach Mähr. Karlsdorf geflüchtet, das abseits der grossen Heerstrasse lag.

Die Sachen, die wir unter grossen Anstrengungen bis hierhergebracht, blieben in einem Versteck in Mähr. Rothwasser. Im Karlsdorfer Gemeindehaus fanden sie Unterschlupf. Dort traf ich sie. Wir schliefen zu 9 in einer Bodenkammer auf blankem Fussboden. Im Erdgeschoss des Hauses war die Gemeindeganzlei, im 1. Stock wohnten zwei Mietparteien, bei denen sich allabendlich durch lange Zeit hindurch 20 bis 30 Frauen zum Übernachten einfanden. Jede Nacht kamen die Russen von Rothwasser ins Dorf, suchten nach Frauen, und das gellende Schreien der verfolgten und bedrängten Frauen hallte durch die Nacht. Meine Frau kannte persönlich die mehr als 70jährige Frau, die durch einen jungen Mongolen vergewaltigt und so zerbissen und misshandelt wurde, dass sie lange Zeit krank war. Im Gemeindehaus war nachtsüber eine tschechische Wache, die sich gegen die deutschen Frauen sehr anständig benahm. Zu dieser Einstellung mögen kleine Zigaretten-Spenden – diese waren damals sehr rar – das ihrige getan haben. Einige Male waren die Russen im Hause, aber diese wurden von der Wache abgefertigt mit der Bemerkung «im Hause wären nur Kanzleien.» Im Orte war das Verhältnis zwischen den einheimischen Tschechen und Deutschen so, dass man nie hörte, dass tschechische Männer sich an deutschen Frauen vergingen. Wenn es zu Brutalitäten kam, waren es gewöhnlich Tschechen, die aus anderen Orten zugezogen waren.

Inzwischen waren wir um all das mühsam bis hierhergeschleppte Hab und Gut gekommen. Als wir unsere Sachen bergen wollten, fanden wir nur noch klägliche Überreste, zerrissene Koffer, zertretene und beschmutzte Fetzen unserer Kleider, einige Wäschestücke im Haus und auf der Wiese verstreut. Damals plünderte oder stahl fast jeder.

Die deutschen Männer und Frauen wurden jetzt zur Arbeit eingesetzt. Ich hatte mit anderen deutschen Männern unter einem tschechischen Aufseher Strassensperren zu räumen. Es war eine schwere Arbeit, die Klötzer aus der Erde zu holen. Essen mussten wir uns mitbringen. Ich lebte damals zumeist von dem, was ich von den einheimischen Männern geschenkt bekam, denn Flüchtlinge hatten keine Vorräte, und zu kaufen gab es vorerst nichts. Ich staune heute noch über die Findigkeit der Frauen. Meine wusste zum Abendessen doch etwas aufzutreiben. Geld hatten wir noch. Die Russen schlachteten auf den Wiesen viele Rinder ab. Blut, Köpfe, Innereien und Knochen überliessen sie dem heimischen Metzger, der die Arbeit tat. Man musste dann immer zur rechten Zeit da sein, um davon etwas zu bekommen. Später wurden auch verwundete Pferde, welche die Wehrmacht zurückgelassen hatte, geschlachtet und das Fleisch an Deutsche verkauft. Appetitlich war es ja nicht, wenn die Fliegenschwärme auf den Fleischstücken sassen – verkauft wurde ja immer im Freien –, aber eine tüchtige Waschung im Dorfbach spülte alle Bedenken mit hinweg. Brot und Kartoffeln waren für Flüchtlinge vorerst nicht zu haben. Sehr übel waren Leute mit kleinen Kindern dran, denn offiziell war Milch nicht zu haben. Es stand im Dorf viel Rindvieh auf den Weiden, das die Russen zum Abtransport zusammengetrieben hatten. Von den Frauen, die das Vieh hüten und melken mussten, konnte man ab und zu etwas Milch haben. Nur durfte man sich nicht von den Russen erwischen lassen.

Die erste Panzersperre, die ich mit wegräumte, stand bei der Schule in Schreibendorf. – An diesem Tage wurde die tschechische Schule festlich eröffnet. Als kurz vor 12 Uhr das «Kde domov muj»¹ erklang, dachte ich wehmütig daran, ob ich wohl auch noch einmal meinen Beruf werde ausüben können. Als die Kinder aus der Schule strömten, bimmelte es auf der Dorfstrasse. Ein sonderbarer Zug kam heran. Vorn der Gemeindeausrufer mit einer Glocke, dahinter ein deutscher Gendarm in tadelloser Uniform mit allen Dienstgradabzeichen und Auszeichnungen. Die Hände hatte er am Rücken gefesselt, eine Kulkette reichte von den Hand- zu den Fussfesseln, die ihm nur kleine Schritte erlaubten. Begleitet war der Gefesselte von bewaffneten Tschechen, die ihn vor ein nettes Einfamilienhaus führten. Ein Tscheche ging hinein, und die Frau des Gendarms, angeblich eine einheimische Tschechin, stellte einen Napf mit Essen auf die Stufen, die zur Haustüre hinaufführten. Knieend beugte sich der Gefesselte über die Schüssel und musste buchstäblich wie ein Tier fressen. Da er bestimmt seit längerer Zeit nicht rasiert war und die Essenreste ihm nachher an den Bartstoppln hingen, war der Mensch erbärmlich anzusehen. Die Schuljugend begleitete den Zug auf dem Rückwege zum Arrest. – Später gab es angenehmere Arbeiten im Wald. Eine grössere Partie von Männern schälte im Walde gefällte Baumstämme und stapelte diese auf für den Abtransport. Der tschechische Aufseher R. war menschlich und kein brutaler Treiber.

Dann kam der Pfingstsamstag. Im Dorf erschien ein Partisanenkommando, angeblich Studenten aus Königgrätz, in roten Hosen, bewaffnet mit Ochsenziemern und Gummischläuchen. Der Bürgermeister des Ortes, ein Deutscher mit Namen W., bestellte alle deutschen Männer von 16 bis 60 Jahren zur Schule. Dort standen sie mit erhobenen Armen, wurde einer müde und liess die Arme sinken, knallte ein Schuss über die Köpfe. Gruppenweise wurden wir in ein Schulzimmer hineingelassen. Die Partisanen vertrieben sich die Wartezeit mit Spässen. Hitler jungen mussten am Fussboden robben, Männer den deutschen Gruss leisten und sich dann gegenseitig ohrfeigen. Fielen die Schläge nicht nach dem Wunsche der Tschechen aus, zeigten sie dem Rücksichtsvollen am eigenen Körper, wie man zuschlagen müsse. Einzeln kamen wir dann in ein anderes Zimmer. Der Bürgermeister verlas Namen und Herkunft. Wir wurden kurz verhört. Ein Kommissionsmitglied schrieb mit Kreide eine Zahl auf den Rücken des Opfers. Trat es dann aus der Türe, flog es dann von Fausthieben getrieben in ein anderes Zimmer. Dort standen die Schulbänke in zwei langen Reihen. Jeder wurde über die Bänke gezerrt, und zwei bis vier Mann hieben los. Das Opfer musste laut zählen, kam aber kaum mit. Mit 25 Hieben war ich noch gut dran, trotzdem konnte ich mehrere Tage nicht am Rücken liegen. Schlechter war mein Kamerad H. mit 40 daran, denn man schlug ihm die Krampfadern an den Beinen durch, dass er stark blutete. Der alte Oberlehrer des Dorfes U., der fast 70 Jahre alt war und dem Aufruf irrtümlich Folge leistete, bekam auch seine Schläge, so dass er längere Zeit an einer Nierenerkrankung laborierte. Die Pfingstfeiertage über arbeitete das gleiche Kommando in Mähr. Rothwasser und Grulich.

¹ Tschechische Nationalhymne.

Mein Kamerad H. wollte zurück nach Wagstadt. Auf dem Wege wollte er die Orte aufsuchen, in die er Gedeka-Vorräte verlagert hatte¹. Meine Frau hatte Hausbesitz, und wir beide wollten sehen, was davon noch da war. Die Frau des Finanzrates R. aus Troppau schloss sich uns an. Beim tschechischen Kommissar baten wir um einen Geleitschein für den Hin- und Rückweg. Er gab sie uns, warnte uns aber vor dem Unternehmen. Er betonte einige Male, wir sollten lieber hierbleiben.

Die tschechischen Kommissare hatten unter den Angebereien der eigenen Volksgenossen zu leiden. Der erste Kommissar P. war schon nach einigen Tagen seines Amtes entsetzt, weil er im Reiche gearbeitet hatte. Der zweite Kommissar war vielen Tschechen zu human.

Am 3. Juni verliessen wir drei Mähr. Karlsdorf. Es ging nur zu Fuss. Deutsche durften nicht mit der Bahn fahren, durften kein Fahrrad benützen. Schon im Orte hinter Schreibendorf griff uns eine Strassenwache auf. Wir waren der Wache schon wegen unserer Körpergrösse verdächtig. Der Geleitschein mit dem Namen des ihnen bekannten Tschechen öffnete uns nach längeren Verhandlungen – H. sprach ein ausgezeichnetes Tschechisch – wieder den Weg. In Hermesdorf vor Mähr. Schönberg erlebte H. die erste Enttäuschung. Alle Waren in den Magazinräumen, die einem dortigen Kaufmann gehörten, auch die verlagerten meines Freundes, waren verschleppt oder vernichtet. Am nächsten Morgen durchschritten wir Mähr. Schönberg. Die Einwohner fegten die Strassen und Plätze. Der dortige russische Kommandant hielt auf gute Ordnung. Es soll dort auch zu geringeren Ausschreitungen gekommen sein als in anderen mährischen Orten. Am Abend kamen wir nach Mähr. Neustadt. Eine gebürtige Wagstädterin, die Witwe eines Amtsrichters, nahm uns auf. Das Haus, in dem sie wohnte, war, wie fast alle in der Umgebung, ausgeplündert. Die Haustüren waren gewaltsam erbrochen, die Fenster eingeschlagen, die Vorräte aus den Häusern geholt, die Möbel vielfach verschleppt. Am nächsten Morgen trafen wir auf dem Wege nach Sternberg ein Mädchen. Sie war noch nicht 20 Jahre, hatte weder Hut noch Mantel, ging barfuss, und ihre Füsse bluteten. Sie war aus der Gegend von Ratibor. Aus ihrem Wohnort war sie nach Westen geflüchtet, aber bald von den Russen überholt worden. Als sie in ihren Wohnort zurückmarschierte, lockten sie Russen mit dem Versprechen in ihr Auto, sie in ihrem Wohnorte abzusetzen. Sie wurde aber bis nach Böhmen verschleppt und von den Russen oft missbraucht, wie sie Frau R. mitteilte. Endlich konnte sie entfliehen und war nun auf dem Weg nach Hause. Sie bat uns, sich uns anschliessen zu dürfen, weil sie grosse Angst vor den Russen hatte, die noch immer in ihren Autos die Landstrassen unsicher machten.

In Sternberg ging es drunter und drüber. Die Schwägerin meines Kameraden, bei der wir für die Nacht bleiben wollten, riet uns, den Ort zu verlassen. Die Russen feierten ein Siegesfest. Sie selbst und viele Frauen der Nachbarschaft rüsteten sich für einen Aufenthalt im Wajd, sie konnten in dieser Nacht nicht in ihren Häusern bleiben. Am Bahnhof lag ein Berg von Hunderten Fahrrädern, die man den Deutschen abgenommen

¹ Gedeka, Genossenschaft deutscher Konsume = Zentraleinkaufsgenossenschaft der Konsumvereine.

hatte. Ein Russe kletterte in dem Räderberg umher, er suchte sich ein heiles Rad. Wie viele Räder er bei dem Suchen zertrampelte, das weiss ich nicht. An der Beute werden die Russen wenig Freude gehabt haben. Wir übernachteten in einem abseits gelegenen Gehöfte. Dann marschierten wir nach Bautsch¹ weiter. Auf halbem Wege kamen wir durch ein Dorf, es war wohl Lodenitz oder Bärn, ich weiss es nicht mehr. Aus der grossen Schule klang deutsches Gespräch, selbst ein deutsches Lied. Da musste ich hinein. Auf dem Gang traf ich die Lehrerin G. aus Troppau, die hierher evakuiert worden war. Schon wenige Tage nach der russischen Besetzung hatte der russische Ortskommandant Schüler, Lehrer und Lehrerinnen zusammengerufen und ihnen zwei Tage Frist gegeben, die Schule zu säubern. Nachher musste der Unterricht sofort aufgenommen werden. Er wurde in deutscher Sprache erteilt. Schulaufseher war ein tschechischer Gendarmerie-Aufseher, der auch täglich in die Schule kam. In Bautsch übernachtete ich mit den anderen bei Fräulein B. Das Städtchen hatte schwere Tage durchgemacht, und es war wieder in heller Aufregung. Die Haushalte mussten Geschirr, Besteck, Wäsche, Lampen und dgl. zu einer Sammelstelle bringen. Nur den unbedingt nötigsten Bedarf durfte man behalten. Gesprächsthema war auch der Freitod von zwei Troppauer Lehrersfrauen und die Niedermetzelung einer Oberlehrersfamilie aus Schwansdorf. Die Leichen waren in einem Schieferbruch an der Mohra gefunden worden. Am nächsten Tag wurden wir von einer tschechischen Strassenkontrolle in Tschirm bei Wigstadt² gestellt. Das Gepäck wurde durchsucht, wir wurden um manches wieder erleichtert, und erst nach langen Verhandlungen durften wir weiter, denn einer der Tschechen glaubte in mir einen Wigstadtl erkannt zu haben. Die Sprachkenntnisse meines Begleiters waren wieder von grossem Vorteil. In Wigstadt suchte ich die Frau meines Bruders auf, die erst am Tage vorher aus Böhmen zurückgekehrt war und eine verwüstete Wohnung vorgefunden hatte. Von ihrem Manne, meinem Bruder, wusste sie nichts, der war bei der Wehrmacht. Nach kurzem Aufenthalt ging's weiter. Und in Gerlsdorf vor Fulnek³ wurden wir wieder einmal verhaftet und für die Nacht eingesperrt. Am nächsten Morgen durften wir aber doch weiter, umgingen die niedergebrannte Stadt Fulnek auf Umwegen. Wir waren von den deutschen Einwohnern gewarnt worden und kamen unbehelligt nach Klantendorf. Dort blieb mein Wandergenosse bei Verwandten, und ich ging auf Feldwegen nach Brawin⁴. Dort übernachtete ich beim deutschen Bauern S., dessen Gehöft durch Beschuss teilweise zerstört war.

Endlich, am Sonntag, dem 9. Juni, kam ich verstohlen in unser Wohnhaus in Wagstadt. Das Haus war ausgeraubt. Die meisten Möbel, auch die zwei Klaviere, waren weggeschafft. In einem Schlafzimmer standen noch die Möbel, aber Matratzen, Wäsche, Betten, Teppiche, Kleider und Geschirr waren weg. Meine Bücher lagen zerrissen und angefault im Hofe. Im Hause war, wie ich hörte, eine russische Dienststelle einquartiert. Nachher hatten Tschechen aus den umliegenden Dörfern das Beste weggeholt, einzelne

¹ Kreis Bärn.

² Landkreis Troppau.

³ Kreis Neu Titschein.

⁴ Kreis Wagstadt.

Kleidungsstücke und Geschirr sah ich auch bei deutschen Nachbarn. Sie haben sich damit kaum bereichert, sondern sie nahmen die Dinge aus Not. Das Bekleidungswerk uns gegenüber soll erst einige Tage nach den Kampfhandlungen einem gelegten Brand zum Opfer gefallen sein. Nach gehörten Meinungen soll dieser zur Verschleierung von Räubereien gelegt worden sein. Am Nachmittag feierten die Tschechen die Befreiung Wagstadts durch einen Festzug und ein Fest in der deutschen Turnhalle. Eine Nacht noch schlief ich bei Bekannten in Freiheit.

Im Folgenden berichtet der Vf, über seine Verhaftung durch die Tschechen, den Aufenthalt im Wagstadter Gefängnis, seine Verschleppung in die Sowjetunion und die Ereignisse in Wagstadt bis zur Ausweisung im Herbst 1946¹.

Nr. 3

Erlebnisbericht des Gutsbesitzers und ehemaligen Mitglieds des tschechoslowakischen Parlaments Friedrich Graf Stolberg aus Kiowitz, Kreis Wagstadt.

Original, 21. Februar 1947, 8 Seiten, hschr.

Flucht der Familie des Vfs. vor der Roten Armee nach Bodenstadt; ihre Rückkehr nach Kiowitz; Lebensverhältnisse im Heimatort.

Dem Bericht ist ein kurzer Überblick über den Lebenslauf des Vfs. vorangestellt.

Ende April 1945 musste ich mit meinen Angehörigen, d.h. mit meiner 68jährigen Frau, mit meiner Tochter, 26 Jahre alt, mit meiner Nichte, Gräfin Praschma und ihren zwei Kindern im Alter von acht und sechs Jahren und mit einer alten Hausgehilfin über Befehl des Landrates im Treck Kiowitz verlassen, weil unsere Gegend in die Kampfzone gekommen war. Wir gelangten mit drei Fuhrwerken bis zu dem 60 km entfernten Städtchen Bodenstadt, wo uns die russischen Truppen bald einholten und ohne Kampf den Ort besetzten. Die Russen nahmen uns die drei Treck-Wagen; im Übrigen wurden wir von ihnen – ausser durch die üblichen kleineren Diebstähle – nicht viel belästigt. Tschechen befanden sich damals nicht im Orte.

Mitte Mai 1945 wollten meine Tochter und ich teils zu Fuss, teils mit den notdürftig wieder in Betrieb gesetzten Eisenbahnzügen nach Kiowitz zurückkehren. Auf der ersten Bahnstation wurden wir von jungen Burschen, die durch Armbinden als Sicherheitswache (Bezpečny stráž) gekennzeichnet waren, angehalten, obgleich wir Ausweise der Polizeibehörde mit der Bewilligung zur Heimreise vorweisen konnten. Wir hatten nur Rucksäcke mit. Sie wurden untersucht, es wurde Leibesvisitation vorgenommen, Geld

¹ abgedruckt unter Nr) 41.

(12'000 RM) und was sonst irgendwie von Wert erschien (Manschettenknöpfe und dergleichen), wurde weggenommen. Quittungen wurden verweigert. Wir wurden unter Bewachung mit anderen Schicksalsgenossen teils im Eisenbahnzuge, teils in Fussmärschen nach Friedeck gebracht – meine Tochter in ein Frauenarbeitslager, ich in ein Männerlager. Das Männerlager war ein Gerichtsgebäude; der Raum, in den ich abgeführt wurde, ca. 40 m² Bodenfläche, beherbergte 60 Männer. Es gab keine Pritschen, kein Stroh, keine Dechen. Einige Männer lagen nachts auf einem Tisch. Ich hatte mir einen einfachen, harten Holzstuhl gesichert; die meisten Männer lagen auf dem blossen Boden, was nicht sehr verlockend war, da der Unratkübel, der bei Nacht benützt werden musste, weil niemand den Raum verlassen durfte, überlief und seinen Inhalt auf den Fussboden ergoss. Unsere Rucksäcke waren uns abgenommen worden, unsere Taschen waren geleert worden; ich hatte keine Seife, keine Bürste, keinen Kamm, nur das gebrauchte Schnupftuch war mir gelassen worden. Für die 60 Männer erschien am Morgen eine einzige kleine Waschschiessel – Wasserleitung war keine vorhanden. Dabei waren über Tags durch zehn Stunden meist sehr schmutzige Arbeiten zu verrichten: Aufräumarbeiten in der Stadt, Erdarbeiten auf den Feldern, Abladen von Waggons mit Kohlenstaub und dergleichen. Zur Ernährung erhielten wir morgens ein Stück Brot, 120 g, mittags einen Napf mit warmem Wasser, in dem eine Kartoffel schwamm. Früh und abends gab es eine schwarze Flüssigkeit, die als Kaffee bezeichnet wurde. – Von Zeit zu Zeit wurde ein Gefangener abgeführt, und dann konnte man aus dem Nebenraume laute Schreie und Peitschenhiebe hören. Ein paar Züge aus einem Zigarettenstummel oder ein Blick aus dem Fenster waren die Verbrechen, die so gesühnt wurden.

Nach zehn Tagen wurde ich aus dem Lager entlassen. Irgendeine Einvernahme, irgendeine Erklärung, weshalb wir ins Lager gekommen waren, erfolgte nicht. Die Rückgabe meines Rucksackes und des Inhaltes meiner Taschen wurde verweigert. Mit einigen Schicksalsgenossen wurde ich per Bahn nach Ostrau gebracht und in später Abendstunde dort auf die Strasse gesetzt. Deutsche durften kein Eisenbahnbillet nehmen, sie durften keine Gaststätte benützen. Sie durften sich auf keine Bank in den öffentlichen Anlagen niederlassen. Kein Tscheche durfte ihnen, bei sonstiger schwerer Strafe, die Kollaboranten drohte, irgendwie helfen oder auch nur mit ihnen sprechen. Dabei waren wir mit einer Armbinde gekennzeichnet; sie trug die Aufschrift «Wir danken unserem Führer», dazu ein Hakenkreuz. Es war mir kein Pfennig Geld gelassen worden. Kiowitz ist 40 km entfernt, und es war später Abend. Ich habe mich schliesslich entschlossen, beim Pfarrhause anzuklopfen. Der tschechische Pfarrer hat mich freundlich aufgenommen. Er gab mir ein Bad, ein Bett, er hat mir zu Essen gegeben, und am folgenden frühen Morgen konnte ich den Heimgang antreten.

In Kiowitz fand ich meine Tochter vor, die schon drei Tage vorher aus dem Lager entlassen worden war und dort ähnliches durchgemacht hatte wie ich. Es kam aber noch dazu, dass jeden Abend Russen zum Lager kamen, denen der Lagerleiter Frauen für die Nacht auslieferte. Eine gütige Fügung hat sie vor diesem Schicksal bewahrt.

Ich fand das Schloss in Kiowitz gänzlich ausgeplündert und verwüstet. Einige Tage hatten die Russen dort gehaust. Nach ihrem Abzug hatte die heimische Bevölkerung sich geholt, was noch zu holen war. Möbel, Wäsche, Kleidungsstücke sah ich im Dorfe wieder. Das Silber hatte der Bürgermeister einer russischen Plündererabteilung ausgefolgt. Die wenigen Deutschen, Frauen und Männer, Angestellte des Schlosses, waren in einem Lager zu Zwangsarbeiten zusammengefasst. Dank meinem Alter blieb ich davon verschont. Es wurde mir und meiner Tochter ein ganz kleines Quartier im Schlosse angewiesen. Meine Tochter musste im Schlossgarten arbeiten. Dazwischen wurde sie durch drei Wochen ins Arbeitslager in Wagstadt befohlen, wo sie unter anderem helfen musste, die Wohnungen der Deutschen auszuräumen.

Die Maierhöfe und die Forste des Gutes waren unter kommissarische Verwaltung gestellt; alle Bankguthaben waren natürlich gesperrt.

Im Herbst kamen dann meine Frau, die Gräfin Praschma mit ihren zwei Kindern, unsere treue Hausgehilfin nach Kiowitz. Etwas später kamen noch zwei weitere Kinder der Gräfin Praschma, Knaben im Alter von elf und dreizehn Jahren. Zum Unterhalte dieser neun Menschen wurde mir gestattet, aus einem Sparkassenguthaben monatlich 1'000 Kč = 100 RM zu beheben. Wir hätten natürlich verhungern müssen, wenn wir nicht bei einem grossen Teil der tschechischen einheimischen Bevölkerung die rührendste ausgiebige Hilfe gefunden hätten. Aber diese Hilfe musste ganz heimlich gegeben werden, denn immer fanden sich Spitzel, welche bestrebt waren, die Wohltäter anzudeuten und als «Deutschenfreunde» zu verfolgen.

Es folgt die Schilderung der Ausweisung im April 1946.

Nr. 4

Bericht des Dipl.-Ing. Otto Hölter aus Mährisch Ostrau.

Original, 2. April 1955, 11 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorbereitung und Durchführung der Evakuierung von deutschen Betriebsangehörigen aus dem Ostrau-Karwiner Industriegebiet ins Altreich und nach Innerböhmen.

Nach einer allgemeinen Betrachtung über die militärische Lage zu Beginn des Jahres 1945 und über die Bedeutung des Ostrau-Karwiner Industriegebiets für die deutsche Kriegswirtschaft berichtet der Vf. kurz über die Eroberung des oberschlesischen Industriegebietes durch die Rote Armee und fährt dann fort:

Wenige Tage vor dieser Katastrophe war mit der tschechischen Leitung der oberschlesischen Eisenwerke und Organen des Ostrau-Karwiner Reviers abgesprochen worden, dass nach Ostrau telefonisch Nachricht durchgegeben würde, falls seitens der dorti-

gen Werksleitung es zu Sprengungen oder wenigstens Lähmungsaktionen kommen sollte. Letztere hatten den Zweck, durch planmässigen Ausbau einzelner Maschinenteile eine Weiterproduktion der Werke in Feindeshand durch ca. drei Monate unmöglich zu machen. Unmittelbar vor der Besetzung des Reviers kam das Telefongespräch durch und meldete, dass weder Sprengungen noch Lähmungsaktionen möglich waren, da alles hastig flüchtete.

Sofort nach dem Durchbruch bei Krakau waren bei den Industrieanlagen des Ostrau-Karwiner Reviers aus eigener Initiative Vorbereitungen getroffen worden, falls eine planmässige Räumung des Reviers notwendig würde. Erst nach Wochen, als die deutsche Front sich bei Rybnik und Schwarzwasser stabilisiert hatte¹, schalteten sich auch die militärischen Stäbe ein und verlangten von den Werksleitungen, dass alles vorbereitet würde, um im Falle der Notwendigkeit die wichtigsten Maschinenanlagen lahmzulegen. Bei einer Besprechung mit den militärischen Stellen musste aber festgestellt werden, dass weder Pionierabteilungen noch die nötigen Sicherungstruppen zur Durchführung der Lähmungsaktionen beigestellt werden konnten und daher die ganze Aktion gegen den zu erwartenden Widerstand der tschechischen Arbeiterschaft illusorisch bleiben würde. So musste dieser Plan als undurchführbar fallengelassen werden, und die Vorbereitungen mussten sich darauf beschränken, nur jene leitenden Angestellten, die nicht vom Volkssturm erfasst wurden, im letzten Augenblick zu evakuieren.

Alle deutschen Frauen und Kinder waren über Aufforderung der Partei nach Lagern in Mähren, Böhmen und Österreich verbracht worden; diese Aktion verlief aber nicht reibungsfrei, da sich widersprechende Befehle erteilt wurden und alles im letzten Augenblick überhastet wurde.

Im Laufe der Monate März und April stiessen die russischen Linien langsam gegen Westen vor, Troppau musste geräumt werden, und in den letzten Tagen des April war das Revier von drei Seiten eingeschlossen, der Feind bei Schönbrunn nurmehr 5 km von Ostrau entfernt. Nurmehr zwei Strassen und eine Eisenbahnlinie standen für den Rückzug über Friedeck nach Süden zur Verfügung. Da wegen des Waggonmangels eine Verschickung der geförderten Kohle nicht mehr möglich war, der Russe binnen weniger Stunden die letzten Verbindungswege abschneiden konnte, wurde am 30. April um 22 Uhr das vereinbarte Losungswort für die Räumung durchgegeben.

Ungehindert durch die überwiegend tschechische Bevölkerung trafen innerhalb kürzester Zeit alle für den Rückzug namentlich bestimmten Angestellten an den vereinbarten Sammelstellen ein, und in den Nachtstunden rollten die Wagenkolonnen nach Süden, unbehelligt durch russische Flieger. In den Mittagsstunden sammelten sich die verschiedenen Gruppen in einem vereinbarten Städtchen in der Nähe von Neu Titschein, Treibgas und Benzol wurde an die Fahrzeuge ausgegeben, und dann strebten die einzelnen Kolonnen über Olmütz, in welchem bereits Panzersperren auf die Nähe der Front hinwiesen, über Mährisch Schönberg nach Zwittau.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 19.

Einige Gruppen, denen hauptsächlich reichsdeutsche Herren angehörten, strebten rasch über Böhmen hinaus und erreichten ohne Verluste ihre Heimat. Der übrige Teil machte im Erzgebirge bei Falkenau halt, der Rest verweilte einige Tage in Zwittau und kam erst unmittelbar vor dem Zusammenbruch in Prag an – dieser hatte das schwerste Los gezogen!

Im Folgenden berichtet der Vf. über seine Erlebnisse in Prag während des tschechischen Aufstandes und seiner Internierung, über die Zustände im Zuchthaus Pankrác und den Zwangsarbeitseinsatz in Mährisch Ostrau¹.

Nr. 5

Erlebnisbericht des Hauptschuldirektors Matthias Krebs aus Neusiedl, Kreis Nikolsburg.
Original, Mai 1955, 4 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchnotizen.

Flucht der Bevölkerung von Neusiedl ins niederösterreichische Waldviertel im April 1945 und Rückkehr des Trecks nach der Beendigung der Kampfhandlungen.

Von einer direkten Kriegseinwirkung war Südmähren bis in die allerletzte Zeit so gut wie verschont geblieben. Im August 1944 wurde in Neusiedl ein Feldarbeiter durch einen Tiefflieger, der es auf einen Tankwagen abgesehen hatte, getroffen und zur selben Zeit ein Guttenfelder Kuhbauer durch direkten Beschuss. So recht wurde den Südmähren der Krieg am Ostersonntag 1945 durch schwere Rauchwolken zweier Tankwagen, die auf dem Possitzer Bahnhof in Brand geschossen wurden, vor Augen geführt, da sie weithin sichtbar waren. Einige Tage vorher wurde auch schon der Schulbetrieb lahmgelegt. Ferner Kanonendonner wurde immer vernehmlicher. Den zurückgehenden Truppen und Anstalten mussten Räume zur Verfügung gestellt werden. Weiters liessen die Kommandeure verlautbaren, dass mit dem Einsatz ganz neuer Waffen zu rechnen sei, deren Wirkung man nicht kenne, darum ist das Gebiet rechts der Thaya – die Ortschaften im Thayabogen – vorübergehend zu räumen. In spätestens 14 Tagen sei alles vorbei, dann könnten die Wohnungen wieder bezogen werden. Unterdessen durchwanderten Trecks, aus Saitz, Prittlich, Eisgrub, Voiteisbrunn, Nikolsburg kommend, die Ortschaft. Es war also kein leerer Wahn. Für Neusiedl lautete der letzte Befehl für Dienstag (17. April) drei Uhr nachmittags. So bewegte sich nun um 17 Uhr ein Zug von 48 Wagen, die zu meist mit Plachen überspannt waren, ins Ungewisse. Man vermied geflissentlich die Strassen und benützte den Wiesenweg östlich des Bahnhofes gegen Altprerau zu. Um Nachzüglern Gelegenheit zum Anschluss zu geben, wurde auf den Prerauer Wiesen halt-

¹ abgedruckt unter Nr. 25.

gemacht und dort auch im Freien genächtigt. Es war empfindlich kalt, darum wurde früh aufgebrochen, die Thaya über die Trabiger Brücke übersetzt und in der Folge der Feldweg am Jaispitzbach nach Grusbach und der Hojaweg nach Possitz genommen. Auch hier sollten sich noch zahlreiche Verspätete anschliessen. Das Tempo unserer Wanderung war im Allgemeinen recht gemächlich, da die Wagen grösstenteils überbelastet waren und sich in unserem Gefolge ein gutes Drittel Kuhgespanne befanden. Mangels geeigneter Kutscher wurde mir die Lenkung eines Wagens, den mir die Nichte anvertraute, übertragen. Ich verstand mich mit meinem Fuchsen, der zwar mit den Ohren spielte, wenn ich in seine Nähe kam, in der Folge recht gut, namentlich wenn er sich vor einem recht grossen Heuhaufen sah.

In der vierten unserer auswärtigen Nächte, es war am 20. April in Kirschfeld, waren wir unfreiwillig Zeugen eines schaurig-schönen Erlebnisses. Feindliche Flieger hatten sich am Ende des Krieges über Znaim gemacht. Was wollten sie damit erreichen, wenn sie die friedliche Stadt in Schutt und Asche legten? Helle Flammen loderten zum Himmel. Mit unserem Schlaf war es vorbei, aber auch unsere Wanderfahrt erhielt eine unliebsame Ablenkung, da Znaim und die Thayaübergänge unpassierbar geworden waren. Es war kein erhebendes Gefühl, das offene, freie Gelände über Traubenfeld, Kallendorf, Gnadlersdorf im Schneckentempo dahinziehen zu müssen. Lediglich das Bewusstsein, so auf dem kürzesten Weg ins niederösterreichische Waldviertel zu kommen, beruhigte einigermassen. Und so erreichten wir sehr bald westlich Gnadlersdorf den Bereich des schützenden Waldes. Es dauerte auch gar nicht lange, und wir gelangten an unser Tagesziel: Niederfladnitz und Pleissing. Die Ortschaften in diesem abgelegenen Raume sind recht klein, darum verteilte sich unser Zug auf mehrere Gemeinden in der Nähe, zumal einzelne Bauernhöfe bereits von Flüchtlingen unserer Gemeinden belegt waren. Schon nach einer Nacht zogen wir wieder weiter. In Geras stiessen Hunderte der Auswandererfuhrwerke zusammen. Es gab ein fürchterliches Durcheinander. Keiner wusste, wohin es gehen sollte. Dabei war es kalt und regnerisch, kaum dass man imstande war, das trockene Brot, das man dem Zöger¹ entnahm, zu halten. Niederthumeritz² und Pingendorf nahmen uns fürderhin einige Tage auf. Die Unterkünfte waren sehr beengt, es war einfach kein Platz für so viele fremde Leute. Ein Teil zog darum nach Gross Siegharts. Man muss auch bekennen, dass wir hier, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen, von der Welt beinahe abgeschnitten waren. Von den grossen Vorgängen, von den weltbewegenden Ereignissen erfuhren wir so gut wie nichts. Die Ortsbevölkerung verstand den Ernst der Lage durchaus nicht und hatte darum auch gar kein Verständnis für unsere Sorgen. Sie war ärmlich, bescheiden und verfügte kaum über einen ordentlichen Rundfunkapparat. Man hörte von Hitlers Tod und von einem Waffenstillstand. Als ich eines Morgens die Ortschaft betrat, hatten die meisten Häuser weisse Fahnen, viele auch kommunistische, ausgesteckt. Thumeritz liegt weit weg von der Hauptverkehrsader. Wir wurden darum des ersten russischen Soldaten erst am 10. Mai ansichtig. Es war ein

¹ Beutel.

² Gemeint ist Unterthumeritz.

Hauptmann in einem deutschen Auto, der kein Wort Deutsch verstand. Als er einen Augenblick anhielt, warf sich ein Thumeritzer zu seinen Füßen und sprach ihm den Dank für die humane Befreiung aus. Mir war es genug; in der Nacht entführte uns eine russische Streife unsere guten Pferde.

Es ist begreiflich, dass uns die Dorfbevölkerung gern wieder vom Halse gehabt hätte und uns daher hinausdrängte. Wir überlegten auch keinen Augenblick. Wie aber war das zu machen bei dem verringerten Trosse, der uns nurmehr zur Verfügung stand? Es musste ein Teil unserer Habe zurückgelassen werden. Bald aber zeigte es sich, dass auch dieser als verloren anzusehen war. Zwar gab man vor, die übergebenen Dinge wären abhanden gekommen, doch wer konnte das überprüfen?

An Zugkraft wesentlich geschwächt, traten wir nun über Pleissing, Unter-Höflein¹ durch das Tal der Pulkau und entlang der tschechischen Grenze der wir einstweilen auszuweichen suchten, die Heimreise an. Gerade ganz klug war dieser Reiseplan auch nicht, wie es sich später herausstellen sollte.

Der Vf. macht hier einige Bemerkungen darüber, dass sich nach dem Einmarsch der Roten Armee die bisherige Hortung von Wein im niederösterreichischen Weinbau-gebiet für die Bevölkerung schädlich auswirkte und fährt dann fort:

Schon in Haugsdorf machten wir die Bekanntschaft mit den russischen Horden. Fürderhin mussten wir, wo es ihnen beliebte, so ausgiebig in Markersdorf², Hadres, Kadolz³ anhalten; verdächtige Gestalten bestiegen die Wagen und nahmen sich, was ihnen gefiel: Wäsche, Kleider, Schuhe, Koffer, namentlich aber Fahrräder und Uhren, trotzdem mancher schon ein Dutzend an seinen Armen trug. Unterdessen war es stockdunkel geworden, aus den Häusern war deutlich Jammergeschrei wahrnehmbar. An eine Rast in den Weindörfern war nicht zu denken. Darum blieben wir ausserhalb Zwingersdorfs in einem Gehölz. Die Frauen verkrochen sich unter Holundergebüsch, und wir Männer versuchten, um Wasser für unser Zugvieh vorzudringen. Vergebens! Die Häuser blieben trotz Bittens und Bettelns verschlossen, soviel Angst muss es damals gegeben haben. Bei Tagesgrauen verliessen wir unseren ungemütlichen Campingplatz und lenkten unsere Schritte über Wulzeshofen nach Laa, durch das wir ganz einfach mussten. Wer beschreibt die Vorgänge auf dessen immerhin geräumigem Stadtplatz! Es war ein Hin und Her, ein Hinüber und Herüber, jeder stand jedem im Wege. Russische Fuhrwerke, russisches Militär, Zivilfuhrwerke, dazwischen durch Hunderte Flüchtlinge. Die günstigste Gelegenheit für Diebe! Namentlich mein Fuchs schien den russischen Soldaten zu gefallen, wenigstens fiel er durch seine Grösse und Stattlichkeit auf. Schon machte sich einer vorne an der Brustkette und beim Stangenriemen zu tun. Ich gab die Zügel nicht aus der Hand, liess sie aber etwas locker. Mein Fuchs spielte mit den Ohren. Mir war das bekannt, da gibt es heute noch ein Abenteuer. Und richtig, als ihn der Soldat auch auszusträngen suchte, folgte das Verhängnis. Mit beiden Beinen zu gleicher Zeit

¹ Kleinhöflein, Kr. Hollabrunn, Niederösterreich.

² Untermarkersdorf.

³ Grosskadolz.

keilte er aus, und unter dem Wagen lag ein Häuferei Unglück, dem fürderhin jede Manipulation beim Wagen verging. Ein anderer vollendete aber dann doch das begonnene Werk, und ich stand ohne Ross da. Ein russischer Unteroffizier befahl wegzufahren; ich zeigte: womit? Da brachte mir einer eine schwarze Stute, die ich mir schliesslich vorspannte. Das Anziehen machte ihr aber Schwierigkeiten, da sie ein geschwollenes Euter hatte. So entgingen wir auch dem Hexenkessel in Laa. Den kürzeren Weg über die Höfe konnten wir nicht nehmen, da die Brücken grösstenteils zerstört waren. Wir mussten die bergige und harte Strasse über Neudorf, Kirchstätten, Wildendümbach wählen und kamen so an die tschechische Grenze. Vorderhand blieben wir unbehelligt; Neu Prerau war ziemlich mitgenommen, erst in Neusiedl selbst – in der Heimat also, die wir genau nach einem Monat wiedersahen – begann ein neuer Leidensweg. Unser stolzer Treck war unterdessen auf ein ganz jämmerliches Häufchen zusammengesunken. Die Kuhbauern blieben ohne Ausnahme zurück. Sie haben auch nichts versäumt, als sie erst nach Tagen zu Hause eintrafen. Denn in der eigenen Wohnung war so gut wie nichts mehr zu suchen, so auch im ausgeplünderten Keller. Nur einer hochnotpeinlichen Untersuchung, die sich ganz üble Gestalten unter dem Schutze waffenstarrer Partisanen anmassen zu führen, wurde jeder Heimkehrer unterzogen. Ihr Hauptinteresse galt der Frage, warum und vor wem wir flüchteten.

Nr. 6

Erlebnisbericht des Dipl.-Volkswirts Fritz Peter Habel aus Olmütz.

Original, ohne Datum, 2 Seiten, mschr.

Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Olmütz Mitte April 1945 nach Deutsch Brod; weitere Flucht des Vfs. mit den zurückweichenden deutschen Truppen und seine Erlebnisse unter Russen und Tschechen bis zur Rückkehr in den Heimatort.

Am 18. und 19. April 1945 wurden die in der Stadt Olmütz lebenden deutschen Frauen und Kinder von den Organisationsebenen der NSV aufgefordert, sich zur Evakuierung zu melden. Die Evakuierung sollte nur vorübergehend sein, bis die Kriegslage durch den stündlich erwarteten Einsatz neuer Wunderwaffen eine entscheidende Wendung nehmen würde. Der zu evakuierende Personenkreis sollte nur Handgepäck mitführen. Die noch in Olmütz befindlichen Männer wurden für den Volkssturm zurückbehalten.

Die Evakuierung wurde mit städtischen Omnibussen am 24., 25. und 26. April durchgeführt. Die Fahrt ging über Littau, Müglitz, Zwittau und Politschka nach Deutsch Brod (jetzt Havlickiv Brod). Dort wurden die Evakuierten in einem grossen Gebäude-

komplex im Westen der durchweg tschechischen Stadt untergebracht. Einige der Gebäude waren mit einem Wehrmachtlazarett belegt; andere Gebäude dienten als Magazine. Die Verpflegung der Evakuierten war sehr gut, da die Magazine aufgelöst wurden. Auch Gebrauchsgüter (u.a. Wehrmachtschuhe) wurden verteilt. Die Unterkunft war räumlich recht beengt.

Die Evakuierten erlebten zunächst einige ruhige Tage, in denen sich die allgemeine politische und militärische Lage nur insoweit bemerkbar machte, als deutschsprachige Zeitungen von einem Tag zum anderen nicht mehr zu erhalten waren. Am 5. Mai 1945 wurden die Auswirkungen des Prager Aufstandes in Deutsch Brod bemerkbar. Am Vormittag wurde in der Stadt geschossen, Rauchsäulen stiegen auf, rote Flaggen und Trikoloren waren selbst aus einiger Entfernung sichtbar. Im Laufe des Tages wurden Kampfeinheiten in der Stadt von deutschen Flugzeugen mit Bordwaffen beschossen und schliesslich die ganze Stadt, durch die wichtige Verbindungslinien der Deutschen Wehrmacht führten, von SS-Truppen besetzt. Sie sollen per LKW aus Iglau gekommen und Teile der SS-Standarte «Das Reich»¹ gewesen sein.

Am späten Nachmittag hörte das Schiessen in der Stadt auf. Bei einem Gang durch die Stadt sah ich, dass alle doppelsprachigen und deutschen Inschriften herabgerissen waren. Mehrere Häuser brannten noch. Aus dem wiedereroberten Rathaus wurden in Decken gehüllte Leichen herausgetragen. Es soll sich um reichsdeutsche und deutschfreundliche tschechische Beamte gehandelt haben. Beim Herabfallen einer Decke sah ich, dass der Kopf der Leiche völlig zertrümmert war. Auch die Leichen von drei deutschen Nachrichtenhelferinnen waren gefunden worden. Als Jugendlicher wurde ich von den SS-Leuten aufgefordert, mich zu entfernen.

In der ganzen Stadt hingen zweisprachige Plakate, die von einem SS-Dienstgrad unterzeichnet waren. Auf ihnen war zu lesen, dass der amtierende Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, Karl Hermann Frank, die Bildung einer tschechischen Nationalregierung gestattet habe². Aus diesem Anlass sei das Hissen der tschechischen Nationalflagge gestattet. Häuser mit roter Flagge würden niedergebrannt. Auf Waffenbesitz stünde Todesstrafe.

Da nach umlaufenden Gerüchten der Olmützer Volkssturm, dem mein Vater angehörte, nach Pilsen verladen worden war, beschloss meine Mutter, dass wir versuchen sollten, dorthin zu kommen. Die Gesamtgruppe der Olmützer Evakuierten blieb jedoch ohne offizielle Anweisung, was sie tun sollte. Die deutschen Soldaten, die für den kommenden Tag, den 6. Mai, Befehl zum Rückzug auf die allgemeine Linie Moldau erhalten hatten, bemühten sich sehr, selbst unter Zurücklassung eigenen Gepäcks, Platz für soviel Zivilisten, wie nur möglich, auf ihren Fahrzeugen zu schaffen.

Unsere Fahrt begann am 6. Mai gegen 5 Uhr morgens in einem noch intakten Divisionsfunkwagen, der in einer aus verschiedenen Waffengattungen bunt zusammengewürfelten Kolonne fuhr. Die Kolonne wurde aus Wäldern und vor allem in Ortschaften

¹ Gemeint ist wohl die SS-Panzerdivision «Das Reich».

² Zu dieser Frage vgl. Einleitende Darstellung, S. 53 f.

wieder und wieder beschossen und musste oft halten. Ein Dorf vor Pilgrams musste in Strassenkämpfen gegen heftigen Widerstand erobert werden. Bei der Durchfahrt sahen wir vor den Ruinen ein Schild in deutscher Sprache, offensichtlich von deutschen Soldaten aufgestellt: «Hier wurde auf deutsche Soldaten geschossen.»

Pilgrams selbst, Patzau und Tabor durchfuhren wir ohne Aufenthalt. Der Funkwagen, in dem wir uns befanden, versuchte ständig, Verbindung mit Generalfeldmarschall Schörner aufzunehmen, bekam jedoch keine Antwort. Dafür meldete sich, während wir durch Tabor fuhren, der Chef der 3. US-Armee, ein General Harmon¹. Ihm wurde, nach hastiger Beratung einiger schnell zusammengerufener Offiziere, die Übergabe unserer Kolonne angeboten. Die Amerikaner nahmen die Übergabe nicht an, sondern wiesen uns an, in einem Abschnitt 50 km östlich der Moldau zu lagern, in den, als eine sogenannte neutrale Zone, die Sowjets nicht einmarschieren dürften. Mangels einer anderen folgten wir dieser Anweisung und lagerten gegen Abend am Strassenrand in einer Waldlichtung bei Bernarditz. Nach Mitteilung durchfahrender Kradfahrer sollte unsere Kolonne ca. 35 km lang sein und mit der Spitze an der Moldau festliegen.

Die Übergabeverhandlungen zogen sich lange hin, was seinen Niederschlag in einer Welle unkontrollierbarer Gerüchte fand. Am 8. Mai gegen Mittag stiessen dann unter Missachtung der neutralen Zone, die allerdings vielleicht nur ein frommer Vorwand der Amerikaner war, die Sowjets an unserer Kolonne vorbei. Widerstand wurde nicht geleistet, da alles blitzschnell ging und die Sowjets von Westen, d.h. von der Moldau her kamen. Sie mussten unsere Kolonne umgangen haben.

Die Sowjets brachten uns zunächst in einen Wald, um den sie Panzer und Jeeps mit aufmontierten MG postierten. In diesem Walde lagen schätzungsweise 15'000 Soldaten und Zivilisten bei sengender Hitze ohne jede Verpflegung und sanitäre Einrichtung fast eine Woche. Die Verhältnisse wurden bald unbeschreiblich; Seuchengefahr drohte. Gerechterweise kann man die Sowjets dafür nicht verantwortlich machen. Die sowjetische Truppe benahm sich gut; sie baten um Uhren und gaben dafür Lebensmittel; Frauen und Kinder wurden nicht belästigt. Dafür sickerten während der Nächte tschechische Partisanen ein, stahlen und vergriffen sich an Mädchen.

Die Autofahrer unter den Gefangenen wurden aufgefordert, sich zu melden. Sie brachten ca. 30 LKW wieder in Ordnung – stellenweise waren sie von der tschechischen Bevölkerung der umliegenden Orte demontiert worden – und zapften das nötige Benzin aus anderen Wagen ab. Am Morgen des 14. Mai wurden die Insassen des improvisierten Lagers geschieden: Alle Männer über 14 Jahre, ob Soldaten oder Zivilisten, mussten den Marsch in die Gefangenschaft antreten. Frauen und Kinder, darunter auch ich, sollten mit den Autos in die nächste Stadt gefahren werden.

Am Abend des 14. Mai fand die Verladung der ersten Tranche statt. Unser Weg führte am 15. Mai mit dem LKW zunächst auf der Strasse nach Tabor zurück. Mit

¹ Generalmajor Ernest A. Harmon war Kommandeur einer Panzerdivision der amerikanischen 3. Armee. Kommandierender General der 3. Armee war General George S. Patton.

Schubkarren, Leiterwagen u. ä. schleppten die Tschechen aus der kilometerlangen Wagenkolonne, an der wir vorbeifuhren, alles heraus, was nicht niet- und nagelfest war. Wurden wir als Deutsche erkannt, dann flogen Steine, Knüppel und ähnliches auf die LKW. Trotz der hohen Fahrtgeschwindigkeit wurde in dem vor uns fahrenden LKW ein kleines Mädchen am Kopf getroffen und starb nach einigen Stunden.

Von Tabor ging es nach kurzem Aufenthalt über Mesimost (Mezimosti) nach Neuhau (Jindřichův Hradec) weiter. Dort wurden wir in ein festes Lager, eine Schule, eingewiesen. Man teilte uns durch einen Vertreter des Národní Výbor mit, dass alle Flüchtlinge in ihre Heimatorte zurückzukehren haben. Eine Weiterreise nach Österreich oder Deutschland war nur für durch Unterlagen ausgewiesene Österreicher oder Reichsdeutsche möglich. Wir erhielten Reiseerlaubnis zu Verwandten nach Iglau, auf die wir uns normale Fahrkarten kaufen konnten. Wir benutzten einen der selten verkehrenden normalen Personenzüge. Er war vollbesetzt, und wir benutzten aus Vorsichtsgründen die tschechische Sprache.

Iglau musste nach wenigen Tagen von Deutschen geräumt werden¹. Wir fuhren mit einem Güterzug über Kolin und Böhm. Trübau in drei Tagen bis Olmütz. In Kolin wurden einige Wagen abgehängt, die Flüchtlinge mussten aussteigen und wurden irgendwohin weggeführt. In Olmütz trafen wir am 28. Mai mittags ein. Wir bezogen die Wohnung des Hausmeisters, der bereits die unsrige übernommen hatte. Mein Vater befand sich bereits im Lager Neu Hodolein, in das ich am 1. Juni gleichfalls meinen Einzug hielt, da die Altersgrenze auf 10 Jahre herabgesetzt wurde².

¹ Die deutsche Bevölkerung Iglaus wurde bereits um den 20. Mai 1945 in Lager getrieben; vgl. Bericht Nr. 32.

² In einem weiteren Bericht, abgedruckt unter Nr. 108, schildert der Vf. die Ausweisung von Olmützer Deutschen im Mai 1946.

II. Der Einmarsch der Alliierten Armeen in Böhmen und Mähren-Schlesien.

1. Vorgänge bei der Besetzung durch sowjetische Truppen.

Nr. 7

Erlebnisbericht des A. H. aus Mährisch Ostrau.

Original, August 1955, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Der Einmarsch der Roten Armee in Mährisch Ostrau.

Wochenlang vor Ostern (2.4.1945) und auch nach den damals so traurigen Osterfeiertagen vernahmen wir Daheimgebliebenen aus der Hultschiner Gegend dumpfen Kanonendonner, nebenbei meldete der Rundfunk immer wieder Anflug feindlicher Bomber auf Mähr. Ostrau, dies vorwiegend in den Abendstunden, so dass wir praktisch jeden Abend im Luftschutzkeller sassen; gemütlich war es dort bestimmt nicht, da wir bei den Einschlägen in den Nachbarhäusern doch immer damit rechnen mussten, dass wir nun drankamen; die Kellerwände erzitterten, oft wurden wir hin- und hergewirbelt. Frauen und Kinder weinten vor Angst, die Männer versuchten immer wieder ins Freie zu treten, um die unheimlichen Vögel zu beobachten, doch der Luftschutzwart trieb uns immer wieder zurück. Oft mussten wir bis 12 Uhr nachts im Keller sitzen. Am Morgen, übermächtig, hungrig ins Freie tretend, sahen wir die Bescherung: Ruinen da und dort, noch rauchend. Die Bewohner mit einigen geretteten Habseligkeiten warteten auf die Kommandos, welche den Obdachlosen eine vorübergehende Schlafstelle zu verschaffen hatten. Manche dieser Familien wurden bis dreimal bombardiert.

Erst gegen Ende April, als alle Volkssturmänner an der sich nahenden Front eingesetzt wurden (nur wenige kamen gesund zurück), hörten die Luftangriffe auf, dafür vernahmen wir von der Hultschiner Seite verstärkten Kanonendonner, und es begann nun die Beschiessung von Ostrau mit Artillerie, oft flog so ein Geschoss durch 8 Wände, wie ich selbst an meiner Fabrik erleben durfte. Schon am 21. April 1945 sind die Russen in Troppau einmarschiert¹. Unsere Truppen leisteten immer wieder Widerstand, leider vergeblich.

Vormittag, am 30. April wurde es in der Stadt unheimlich ruhig, wir waren dies seit Monaten nicht gewöhnt, ahnten aber nichts Gutes, selten sah man einen Menschen auf der Strasse, man ahnte, dass es dem Ende zugehe. Mit der weiteren Umgebung hatten wir keine Verbindung mehr, auch die Presse brachte nichts mehr zur Lage, viele Ämter flüchteten mit ihren Akten nach West- und Südmähren und anderen Orten. Auch das war vergeblich, wie es sich bald herausstellte.

Kurz vor 5 Uhr nachmittags marschierten die Russen von Petershofen kommend in Oderfurt ein, in geordneten Kolonnen, an der Spitze grün uniformierte Soldaten mit vie-

¹ Troppau fiel am 24. April in sowjetische Hand.

len Orden behängt, nach ihnen dann normale Soldaten in ihren erdfarbenen Uniformen, man sah es ihnen an, dass sie lange Märsche hinter sich hatten und vielleicht Monate nicht anständig geschlafen haben. Die Begrüssung durch die tschechischen Mitbewohner war nicht besonders enthusiastisch, man sah zu, sonst nichts, kein Blumenwerfen oder Hochrufe. Von den Deutschen sah man überhaupt niemand auf der Strasse, denn obwohl noch vor Stunden auf Waffenbesitz die Todesstrafe angedroht war, erschienen auf einmal junge Leute mit leichten Gewehren bewaffnet, marschierten entlang den russischen Kolonnen und schossen auf jeden, der nach Deutschtum aussah; so sah ich bald einige Tote oder Verwundete an der Breslauer Strasse liegen.

Wir hängten rasch weisse Tücher aus den Fenstern, aber gar bald fanden sich Verräter, welche den Russen die Wohnungen der Deutschen zeigten. Um die Leichen kümmerte sich niemand, selbe blieben tagelang liegen, nur den Kopf mit einem Fetzen zugeeckt. Die Russen kamen etwas verspätet an, Grund? Sie mussten vorerst die von deutschen Truppen in die Luft gesprengte Brücke über die Oder bei Petershofen neu bauen, Holzkonstruktion; der Kanonendonner aber flackerte wieder auf, man schoss nun auf die sich zurückziehenden deutschen Truppen, welche gegen Hrabová, Kuntschitz zogen. Zweimal kamen deutsche Soldaten zu mir, ich möge ihnen einen Raum als Verbandslokal für Verwundete bereitstellen, doch kaum angefangen, flüchteten sie weiter; ein Kraftfahrer wollte noch eine Kanne Benzin haben, ich musste ablehnen, da beide Autos im Hof seit Wochen staubtrocken waren, und so flitzten die Kübelwagen und sonstigen Kraftfahrzeuge durch Oderfurt gegen Ostrau-Witkowitz, um der Gefangenschaft oder dem sicheren Tod zu entgehen; aber alles war vergeblich, denn der Russe kam von allen Seiten nach Ostrau, und so kamen fast alle Deutschen in Gefangenschaft, so selbe nicht noch in den letzten Kriegsstunden abgeschossen wurden.

Den ersten Tag benützten die Russen, sich erstens einmal auszuschlafen, meist in Wohnungen; so bekam auch ich 5 Mann ins Quartier. Sie frugen nicht viel, warfen die Rucksäcke ab und legten sich auf den nackten Fussboden nieder, vorher [hatten sie] mir gezeigt, wie ihre in Fetzen gehüllten Füsse rochen oder stanken, dabei immer wieder das Fenster schliessend, wenn ich es wiederholt wegen des Gestankes öffnete.

Am zeitigen Morgen trotteten sie sich davon, nahmen mit, was ihnen nehmenswert war, was ich absolut nicht zu hindern versuchte. Fahrrad, Wecker, Taschenmesser, einer nahm auch den weissen Fetzen vom Fenster mit, wohl als Fussfetzen.

Es war der traurigste 1. Mai, den ich je erlebte. Zu Mittag erschienen zwei Russen mit ihren fast 2 m langen Gewehren und [sagten] kurz: «Du mitkommen, Du Deutscher!» Als alter Feldwebel wusste ich, dass hier keine Widerrede half, und marschierten wir nun 18 Mann stark in das Beamtenhaus der Witkowitz Gruben auf der Troppauer Str. Nr. 55. Dort zwängte man uns in die Waschküche, nasser Betonfussboden; und so gingen wir die ganze Nacht auf und ab, ohne etwas gegessen zu haben, die letzte Zigarette wurde so geraucht, dass jeder Herr einen Zug rauchen durfte.

Wer die Herren waren, weiss ich nicht mehr, wir haben uns nicht vorgestellt. Es war auch kein Animo dazu vorhanden, denn jeder dachte daran, was mit ihm geschehen werde. In der Früh holte mich ein Kalmücke zum improvisierten Gerichtshof in der Wohnung eines der Grubenbeamten, und nach kurzer Verhandlung bzw. Frage und Antwort liess mich der russische Oberstleutnant laufen.

Das war am 2. Mai 1945; nun sah ich beim Nachhausegehen schon mehr Leichen auf den Strassen, aber auch viele Russen tot, für welche man direkt am Rathausplatz Gräber grub und dort also mitten in der Stadt bestattete. Monate blieben sie dort begraben.

Die Stadt glich nun einem Hexenkessel, überall sah man Männer und Frauen in Kolonnen streng bewacht in die Arreste ziehen, brutal aus den Wohnungen gerissen; die Wohnungen wurden nun geplündert, überall sah ich Hausrat auf den Strassen liegen, so bei Dr. von Uhle, bei Baumeister Hertel lagen kostbare Bücher, Briefmarkensammlungen im Regen, auch die schönen Villen in [der] Parkstrasse dasselbe Bild. Haufenweise deutsche Bücher, ja ganze Lexikas, Fotografien, Bilder und in jeder deutschen Wohnung ein Soldat, welcher das Übriggebliebene bewachte, aber Zeit fand, sich aus kostbaren Zimmerkredenzen die Mahagonibrettchen herauszuschneiden und ein Kofferle zu machen! Die Plünderung war den Soldaten drei Tage erlaubt, doch einige Unternehmungslustige plünderten noch viele Tage später, auch mich, besonders des Nachts, vier Anzüge und fast alle Wäsche gab ich her.

Mancher Soldat hatte bis 12 Armbanduhren auf der Hand und war so gutmütig, 3 bis 4 Uhren zu geben, wenn er dafür eine grössere, meist Wecker, bekam! Über das Schicksal vieler Frauen und Mädchen aus allen Kreisen will ich nicht schreiben, es war für die Betroffenen entsetzlich.

Anschliessend berichtet der Vf. in einem kurzen Überblick von tschechischen Massnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung bis Mitte 1946.

Nr. 8

Erlebnisbericht des Pianisten Wilhelm Mittag aus Sternberg.

Original, 17. August 1955, 4 Seiten, mschr. Teilabdruck. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

Die Ereignisse in Sternberg vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee.

5. Mai 1945: Seit den frühen Morgenstunden geht das Gerücht der bevorstehenden Besetzung durch die Russen um. Vormittag wird bekanntgegeben, dass die Stadt nicht verteidigt wird. Das Wehrmeldeamt hat die Stadt bereits verlassen. Gegen 13 Uhr wer-

den beim Verlassen des Rathauses Kreisleiter Josef Hantschei durch Bauchschuss und Bürgermeister Dipl.-Ing. Alois Pauler durch Armschuss verletzt. Die Täter waren Antifaschisten. Den Bewohnern wird empfohlen, die Stadt zu verlassen. Gegen 17 Uhr Beginn des Einmarsches der Russen vom Osten und Süden her. Die Stadt wird kurz beschossen, die Bewohner flüchten in die Umgebung. Keinerlei Kämpfe, da die Stadt von deutschen Truppen frei. Beim Gasthaus «Filzlaus» fliegt ein Munitionslager in die Luft und zerstört dasselbe. Meine Familie und ich finden Unterkunft im Försterhaus hinter Krokorsdorf und sehen abends gegen Südwesten brennende Dörfer. Die Russen ziehen in endlosen Kolonnen gegen Mähr. Schönberg. Im Försterhaus wird nicht geplündert, es werden bloss alle Futtermittel für Pferde beschlagnahmt.

6. Mai 1945: Tag und Nacht marschieren die Russen in nordwestlicher Richtung. Wir werden immer wieder nach deutschen Truppen befragt. Keinerlei Übergriffe durch die russischen Kampftruppen, die nur die Uhren mitnehmen. Ein hoher russischer Offizier, vermutlich ein Abschnittskommandeur, der sehr gut Deutsch spricht, erzählt uns, dass Stalin der Truppe drei Tage Plünderungsfreiheit zugesagt habe.

7. Mai 1945: Die russischen Aufmarschkolonnen reissen nicht ab. Aus Sternberg werden Leute mit der Mitteilung in die Nachbarorte geschickt, dass alle Bewohner heimkehren sollen, widrigenfalls ihre Wohnung beschlagnahmt wird. Gegen 14 Uhr letzter Tieffliegerangriff durch eine deutsche Maschine auf die sowjetischen Kolonnen auf der Krokorsdorfer Höhe der Strasse. Zahlreiche Tote und Schwerverletzte, 2 Stalinpanzer vernichtet, die ausbrennen. Wir kehren nach Sternberg zurück, unsere Wohnung ist belegt, die Zustände in der Stadt sind fürchterlich. Seit 2 Tagen wird geplündert, vom Hause meiner Mutter, Rathausgasse 12, können wir beobachten, dass die ganze Nacht die Sparkasse von Russen geplündert wird. Aus dem Rathaus und der Sparkasse werden Akten und Bücher bergeweise auf die Strasse geworfen, die Kassen und Schrankfächer in der Sparkasse werden erbrochen bzw. gesprengt. Die Haustür der gegenüberliegenden Buchdruckerei Albrecht ist verbarrikadiert, die Russen lehnen Leitern an das Haus und dringen im 1. Stock ein. Gegen 22 Uhr läuft eine völlig unbekleidete Frau schreiend durch die Strassen, hinter ihr russische Soldaten. (Die Frau ist die Gattin eines Staatsbeamten.) Im Nachbarhaus wütet die rote Soldateska, eine etwa 40jährige Frau wird die ganze Nacht missbraucht und erleidet dabei schwerste innere Verletzungen. Das Haus meiner Mutter wurde am Tag vorher von einem Tschechen, der seit mehr als 10 Jahren darin wohnte, in Eigentum übernommen. Am Tag vorher wurde es von Russen «durchsucht»; alle Konservengläser wurden geöffnet und auf die Strasse geworfen, sämtliche Lebensmittel gröblichst verunreinigt und genussuntauglich gemacht, eine 65jährige Inwohnerin missbraucht. Der Tscheche hisste eine tschechoslowakische Fahne, worauf das Haus von weiteren Plünderungen verschont blieb.

In den folgenden Tagen holt der Národní Výbor die Deutschen zu Aufräumarbeiten auf die Strassen. Die Stadt sieht grauenhaft aus. Sämtliche Geschäfte sind geplündert, die Auslagen zerschlagen, haufenweise liegen Kisten und Kartons auf den Strassen. Vor

dem Stadthof liegen alle Bücher der ehemaligen Gemeindebücherei verstreut. (Sie müssen später von den Tschechen gesammelt worden sein, denn etwa 1948 oder 1949 las ich in der «Schwäbischen Donau – Zeitung», Ulm, dass ein Flüchtlingslager aus der Schweiz eine Bücherspende erhielt; etwa 600 Bände enthielten den Stempel «Stadtbücherei Sternberg, Ostsudetenland».) Russinnen in Offiziersuniform versehen den Dienst als Verkehrspolizei. Ununterbrochen fahren Wagen, mit geplündertem Hausrat gefüllt, durch die Stadt. Tschechen durchsuchen die Häuser nach ehemaligen Pg. und führen sie ins Lager. Niemand wagt sich auf die Strassen. Es ist nicht mehr zu übersehen, wer verhaftet ist, da zumeist die Betroffenen nachts aus den Häusern geholt werden. Immer mehr Namen von Mitbürgern werden bekannt, die aus Angst vor den Russen Selbstmord verübten.

Am 11. Mai müssen sich laut Befehl der russischen Kommandantur alle früheren Wehrmachtangehörigen beim russischen Kommandanten melden. Ich gehe mich melden, werde aber wieder weggeschickt, da der Kommandant abwesend ist. Melde mich am nächsten Tag wieder, ein tschechischer Partisan führt mich vor. Zuerst werden mir alle Taschen entleert, die Personaldaten aufgeschrieben, dann werde ich mit einem mir unbekanntem Sternberger in den Keller des Hauses «Schnaps-Klein» neben dem Café Hösel geführt. Ein russischer Posten übernimmt uns, wir müssen uns mit dem Gesicht zur Wand drehen, der Russe klappert mit der MP. Es ist grauenhaft still im halbdunklen Keller. Etwa 5 Minuten müssen wir mit erhobenen Händen, Gesicht zur Wand, stehen. Dann kommt ein zweiter Russe dazu und macht uns mit dem Gewehrkolben verständlich, dass wir uns umdrehen sollen. Der erste russische Posten gibt uns ein Stück Wurst und Brot. Dass wir nicht essen konnten, ist nicht verwunderlich. Wir kommen in einen Verschlag, in dem schon rund 15 Menschen wie die Heringe eingepfercht sind. Ab und zu holen die Russen Leute zur Arbeit. Die Verpflegung ist erträglich. Von der Strasse aus werden uns Lebensmittel und Kleidung zum Kellerfenster hereingeschoben. Unerfindlich ist es, wie unsere Angehörigen so schnell unseren Aufenthalt erfuhren. Trotz aller Bedrohungen wagen sich die Frauen immer wieder auf die Suche nach ihren Männern. Ich werde mit anderen Häftlingen auf «Arbeit» geschickt. Die Russen plündern das Laboratorium des Zahntechnikers Bruno Berger und das Gesundheitsamt. Dabei müssen wir ihnen die geraubten Sachen verladen helfen.

Im Gesundheitsamt steht ein neuer Röntgenapparat, den die Russen scheinbar nicht kennen. Mit vorgehaltenen MP umkreisen sie vorsichtig den Apparat. Offizieren und Soldaten ist das Misstrauen an ihren Gesichtern deutlich ablesbar. Als sie sich von der Harmlosigkeit des Apparates überzeugt haben, geben sie uns den Befehl, den Röntgenapparat von einem Fenster des 1. Stockes auf die Strasse zu werfen. Wie er nachher aussieht, ist leicht vorstellbar.

Immer wieder werden Deutsche aus den Häusern von den Tschechen abgeholt und ins Lager verschleppt, wo sie in unbeschreiblicher Weise misshandelt werden. Der Gemeindeangestellte St. z.B. wird zwischen zwei Stühle gebunden, hin und her geschaukelt und dabei von zwei Tschechen mit Gummiknüppeln so lange geprügelt, bis am

Körper kein weisser Fleck mehr zu sehen ist. Sogenannte Antifaschisten führen die Tschechen in die Häuser bzw. machen sie auf Volksgenossen aufmerksam, die noch nicht in den Lagern sind.

Am Pfingstsonntag, 20. Mai 1945, werden wir Inhaftierten aus dem Keller des Hauses «Schnaps-Klein» in das Kgf.-Lager Olmütz-Neue Welt geführt.

An einem Tag gegen Juniende hat sich ein bezeichnender Vorfall abgespielt: Vom Kgf.-Lager werden wir zu Aufräumarbeiten in den Olmützer Vorort Chvalkovice geschickt. Am Heimweg ins Kgf.-Lager musste wie üblich gesungen werden. Die Russen haben immer anbefohlen, was zu singen war: Horst-Wessel-Lied, Westerwald, Volk ans Gewehr, Wir fahren gegen Engelland usw. Rauchen im Zug war erlaubt. Ein Kriegsgefangener entnimmt einer versilberten Zigarettendose eine Zigarette. Das sieht vom Gehweg aus ein Tscheche, der auf den Kriegsgefangenen zuspringt, ihm die Dose entreisst und mit der Faust einige Male ins Gesicht schlägt, wobei er den Kriegsgefangenen gröblichst beschimpft. Der russische Begleitposten wird aufmerksam, geht mit vorgehaltener MP auf den Tschechen zu und zwingt ihn, dem Kriegsgefangenen die Zigarettendose wieder zurückzugeben. Einer von uns Gefangenen muss den Tschechen durchsuchen, der einen Schlagring, eine Pistole, Zigaretten und Geld in den Taschen hat. Die Zigaretten gibt der Russe dem von dem Tschechen misshandelten Kriegsgefangenen, alles Übrige steckt der Russe ein und befördert mit einem Fusstritt den Tschechen in den nächsten Strassengraben mit den Worten: «German Soldat. Du Schwein!»

Abschliessend berichtet der Vf, über einige Erlebnisse im Kriegsgefangenenlager und über seine Aussiedlung im Juni 1946.

Nr. 9

Bericht des F. S. aus Storzendorf, Kreis Sternberg.
Original, April 1947, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Vorgänge in Storzendorf und Umgebung vor und nach der Besetzung durch sowjetische Truppen.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei bis zur Eingliederung des Sudetenlandes ins Reich schildert der Vf, die Stimmung der Bevölkerung seines Heimatortes unter dem Eindruck der sowjetischen Offensive zu Beginn des Jahres 1945 und fährt dann fort:

Mittlerweile hatten die Tschechen schon längst Partisanen aufgestellt, die überall sich schon fühlbar machten. Am schlechtesten war es in Mähr. Schönberger Kreis, wo Ihnen schon verschiedene Zugsentgleisungen zugeschrieben wurden. Bei uns in Meedl

und Storzendorf, wo Erz-Bergwerke in Betrieb waren, kam es zu Diebstählen von Sprengmitteln, ja es kam so weit, dass im Jänner 1945 die Zivilbewachung von den Gefangenen Russen bei diessen Berkwerksbetrieb angefallen (die Partisanen wollen zu Waffen kommen) und angeschossen wurde von zwei Unbekannten. Der angeschossene R. F. aus Dörfel hatte seine Pistole unter den Mantl und konnte die Waffe nicht gleich zur Hand kriegen, Er feuerte 3 Schüsse nach und hat auch einen Verwundet. Obzwar auch bald der Volkssturm von Dörfel und später auch Gendarmerie eingesetzt wurden, konnten die Täter doch nicht gleich gefunden werden. Erst später, als der Verwundete Partisan im Keller der Frau S. in Pissendorf nicht mehr aushalten konte, vielmehr veraten wurde. Es wurden dann soweit zu ermitteln es ging, die Betroffenen nach Mähr. Schönberg gebracht und dort die Todesstrafe über 17 Personen vollsogen und dan in Stadtpark in Massengrab verschart. Nach Einmarsch der Russen wurde das Massengrab verraten, und Deutsche musten die Leichen, welche doch schon cirka 5 Monate eingeschart lagen, mit blösen Händen ausscharen und Abwaschen. Dann werden die Leichen jede in Ihre Heimat überführt, wo auch wieder Deutsche die Gräber ausheben musten. Dann wurden dieselben als Nationalhelden Feierlich beigesetzt, an der Kirchenmauer in Meedl Utceny Vater und Sohn, Langer und Strich, alle Vier aus Königlosen. In Markersdorf wurden [die] aus Pissendorf [und] aus Treublitz beigesetzt, die übrigen in Mähr. Schönberger Kreis. R. F., der seine Pistole freiwillig nicht hergab und schuld daran war, dass Partisanen aufgedeckt wurden, wurde beim Einmarsch der Russen von zuhause durch Partisanen von seiner Frau weggeholt und im nächsten Ort, in Treublitz, mit einer Holzhahe erschlagen.

Als aber die Russen im Frühjahr 1945 immer sich näher heranschoben, so wurde es auch den grösten Nazischreiern bange, und sie fingen an, sich für das Ausreissen herzurichten. Es kämten täglich Neue Flüchtlinge aus Schlesien aus den Ratiborer und Leobschützer Kreisen an. Die Strassen waren ganz verstopft, und die Kolonen nahmen kein Ende mehr. Auch Flüchtlinge aus Mähr. Ostrau kämten einige Familien zu uns. Schon anfangs 1944 kämten einige Familien aus Berlin, weil Sie wegen Ihrer Kinder die Stadt verlassen musten, bei uns an. Die wurden von der Bahn per Wagen abgeholt und wurden dann Bewirtet mit Kuchen und Kaffee und dann in Ihre Wohnungen geführt, welche Möbelirt mit Betten und allen möglichen sogar Blumen von der N.S.F. eingerichtet waren. Später wurde bei den grossen Flüchtlings Trecks, welche mit Ross und Wagen [kamen], auch sehr viele [mit] Kühen, nicht mehr so grosse empfänge abgehalten, und es musten grössere Gemeinschaftslager eingerichtet werden. Trotzdem hat sich die Ortsbevölkerung Mühe gegeben (hauptsächlich die kleinen Leute), das Mass der Noht zumildern. Nach dem Einmarsch der Russen, der bei uns am 7.5.1945 stadtfand, musten die Armenteufel, die ohnehin schon das meiste verloren hatten, wieder in Ihre alte Heimat zurück. Die Leute Jamerten, da Sie doch wüsten, dass nach Ihrer Vertreibung durch die SS alles Ausgeraubt wurde und Sie nichts mehr besassen, als was [sie] bei sich hatten.

Aber so glatt ging auch der Heimmarsch nicht; da Tauschten die Russen, so auch die Tschechen die Pferde um. Kühe wurden Ihnen weggenommen und etc. Obzwar wir ausgemacht hatten, uns zuberichten, wie Ihnen die Heimfahrt gelungen, haben wir leider keine Nachricht mehr erhalten, weder aus Ratibor noch Leobschütz.

Die Russen Maschirten am 7.5.1945 gegen 17 Uhr in unseren Ort eip, in den schon seid Früh von Meedl aus die Anhöhe Dörfel, Storzendorf, Mähr. Aussee, Hliwitz Bekämpft wurde. Infanterie ging vor, und die Artelerie nahm in Ort aufstellung, auch wurde alsbald mit der Schiesserei begonnen. Die Anhöhe wurde von cirka 40 Mann und 6 Panzer, denen noch etwas SS aus Brünn zur Verstärkung gesand wurde, gegen Dausende Russen längere Zeit gehalten; und erst Dienstag, 8.5. Früh gingen die Russen wieder vor. Das erste, was die Russische Inf. anrichtete, aus den letzten haus den Besitzer mit sich cirka 200 Schritte zu nehmen und zu erschiessen, in anfang eines Busches. Derselbe wurde erst, nachdem die Russen vorgegangen waren, von einen Tschechischen Bauern aufgefunden.

Abends, am 7.5. wurde uns von den Tschechen mitgeteilt, dass noch abends die Stalinorgel eingesetzt wird, daher alle Fenster und Türen wegen Luftdruck offenzuhalten sind, die Bevölkerung aber nach Meedl gehen oder sich in die Keller zu verstecken hat. Die meisten Leute gingen daher in den nächsten Ort, nach Meedl, wo Sie Unterschlupf fanden. Es war aber bos ein Manöver von den Tschechen aus, damit der Russe sowie sie auch selbst Plündern konnten, wie sie wollten. Ich habe den Braten geschaut und bin geblieben, auch sind dan noch einige Männer geblieben. (Wir waren bloss 15 Deutsche Männer im Orte.) Meine Frau ist mit der Frau von Nachbar um 21½ Uhr wieder von Meedl zurückgekehrt, da die Offiziere sich schon zuviel mit den Frauen beschäftigten. – Es hat sich dann später herausgestellt, dass sämtliche Frauen aus diesem Haus in die Felder Flüchten mussten. – Bei mir sollten 8 Offiziere Übernachten. Indem aber keine Frauen auser meiner bei mir waren, kämten Sie wohl öfters nachschauen, aber zum Nächtigen kam es nicht. Es kämten wohl ununterbrochen immer andere, die übernachten wollten, mussten aber immer wieder abziehen, da sie doch vor den Offizieren angst zu haben schienen. Dabei wurden mir wohl 100mal Pistole oder Maschinen Pistole angesetzt. So verging auch diese Nacht, und bei Anbruch des Tages zogen Sie weiter, obzwar wieder andere kämten. Aber da hat man gesehen, wie die gewirtschaftet haben; wo die Leute weg waren, alles ausgeplündert. Die zweite Nacht sind schon mehr Frauen zu hause geblieben, mussten sich aber sehr bald verstecken, den die Jagd nach Frauen wurde immer Schlechter.

Am 9.5. hies es dann, dass Feldmarschall Schörner, der noch bei uns in diesen Abschnitt Widerstand leistete, in Waffenstillstand eingetreten ist. Aber die Frauenjagd ging weiter, und die Tschechen haben noch die Russen unterstützt und dieselben noch in die Häuser geführt, und Alt und Jung musste dran glauben, wen Sie nicht rechtzeitig Flüchten konnten. Ja, es kam so weit, dass Klement Rudolf (Meedl), der seiner Tochter helfen wollte, erschossen wurde. Indem Er aber viele Goldzähne hatte und sie dieselben nicht so einfach herausbekamen, so wurde Ihm der Mund auf beiden Seiten aufgeschnitten

und **die Goldzähne herausgebrochen**. K. J. aus Meedl, Ortsleiter Stellvertreter, hat zuerst sein Mädgl, dann seine Frau und sich selbst erschossen. Er sowie Frau waren gleich Tod, seine Tochter, da Sie noch Lebenszeichen gab, von einer Russischen Ärztin verbunden, später in Krankenhaus ausgeheilt. Frau A. samt Tochter (Meedl) beide vergiftet aus Angst. In Pinke haben sich die Familie M. F. sowie Frau M. O. samt zwei Kindern, die Familie K. und Familie K. F., in ganzen 17 Personen, aus Angst Selbstmord durch Durchschneiden der Handgelenke und des Halses verübt. Bei uns hat sich der Ortsleiter sowie seine Frau beide Angeschossen. Er selbst ist mit einer Schramme davongekommen, während seine Frau auf beiden Augen Erblindet ist. In jeden Ort sind einige Leute erschossen oder erschlagen worden. Auch die Tschechischen Partisanen beteiligten sich an dieser Arbeit. So wurde in Hliwitz der Schulleiter von den Partisanen erschossen und dan in die Jauche geworfen.

Mitlerweilen hatten die Tschechen (so sagten sie wenigstens) den Ordnungsdinst¹ übernommen, und es gingen immer einige mit Gewehren herum. Die Deutschen wurde aufgefordert, alle Schusswaffen abzugeben, auch die Radios sowie die Fahrräder mussten abgegeben werden. Den der Deutsche hatte kein Recht mehr Rad zufahren oder sogar Radio zu hören. Es wurde uns gesagt, dass den Deutschen nichts mehr als das Nachte Leben gehört. – Der Deutsche durfte auch nicht ohne Erlaubnisschein den Ort verlassen und weder per Bahn noch Autobus fahren. – Folgedessen haben die Tschechen gleich mit der wegnahme des Viehes begonnen; da die Russen nur jeden Bauer eine Kuh belassen wolten, so führten die Tschechen in jedes Haus, wo es nur möglich war, eine Kuh hien. Die Pferde hatten die Russen schon gestohlen oder miendesten vertauscht. Die übrigen Kühe, welche nicht im Ort selbst untergebracht wurden, in die Kolonie Taubenbusch, was aus 10 Tschechischen Häusern besteht, geführt, da die Russen den Tschechen, wenigstens bei uns, nichts nahmen. Auch die Schweine, das Mehl sowie das Getreide und alle anderen Sachen, soweit sie nicht schon durch die Partisanen gestohlen waren, wurde dorthin geräumt mit der begründung, es zu schützen. (Die Deutschen sahen nie wieder etwas davon.)

Obzwar doch alles auf Karten im Reich war, so hat man gesehen, was in einen Bauernhaus für voräte waren. Ganze Fuhren Mehl, 100te Kilogram Zucker, sehr viel Schweine-Fett und Speck, Fleischkonserven und andere köstliche Sachen. Trotz alldem haben doch vielle Bauern doch noch immer Vorräte gehabt, die bis zur Aussiedelung 1946 anhielten.

In den Moment, als sich die Russen mehr und mehr verzogen, so haben die Tschechen die Herschaft Übernommen, und wir Deutschen haben sich alle getäuscht, wen wir glaubten, dass das schlechteste nun vorüber wähe.

Es war nun die höchste Zeit, dass mit den Landw. Arbeiten begonnen wurde. Die Tschechen brauchten nicht zu arbeiten, und nur die Deutschen von 12 Jahren an mussten auf Arbeit gehen. Dabei haben die Nazi, Männer sowie Frauen, geglaubt, dass Sie eine ausnahme haben. Ich selbst war mehr als 66 Jahre alt, und man hat mir die Aufsicht über

¹ Ordnungsdienst.

sämtliche Feldarbeit übertragen. Dabei musste ich solchen Tschechischen Lausbuben noch Rapport abgeben. Die Arbeiten wurden Gemeinsam durchgeführt.

Es wurde in jeden Ort ein Národní Výbor gebildet, der jetzt die Ordnung übernahm. Und nun kämmen Hausdurchsuchungen an der Tagesordnung. Die Bauern wurden von Ihren Wirtschaften abgesetzt und mussten in die Ausgedinghäuser oder in andere Häuser umziehen. Dann kämmen die besseren Privathäuser an die Reihe.

Es kamen zuerst Gendarmerie sowie Lehrer angertückt, und für die mussten die Häuser geräumt werden. Dann kam die Suche der Wohnungseinrichtung für diese Personen dran; die nahmen, was Ihnen gefiel. Dann kam das andere Gesindel, dabei sehr viele Verbrecher und setzten sich auf das erst beste Haus, das Ihnen gefiel. – In meinem Ort ist der Ortspolizeiführende ein Vatermörder. – Es kam daher, dass manche Deutsche Parteien 3- bis 4mal umziehen mussten, da Sie nur die von Národní Výbor zugewiesene Wohnung beziehen durften.

Das Deutsche Volk war schon verängstigt, dass es nimmer ein noch aus wüste. Dazu kam noch, dass alle Tage Deutsche in die Lager abgeführt wurden und dort fürchterlich Misshandelt wurden. Es waren natürlich auch wieder Ausnahmen, zum Beispiel wurden zwei Brüder, der Ortsleiter, der andere Bürgermeister zwar auch abgeführt, ihnen aber in Lager Sternberg nichts getan. Sie wurden von Tschechischen Bauern herausgeholt zur Arbeit, und da es den gewesenen Ortsleiter nicht paste, so ging er Freiwillig ins Lager zurück. Auch der Ortsleiter aus Meedl wurde durch verwandte Tschechen beschützt, dafür mussten die Armenteufel dran glauben.

Für die Arbeit, welche wir bei der Landwirtschaft leisten mussten, erhielten wir nichts und einige bloß ein Trinkgeld gezahlt. Die Arbeit machte bei einem Stundelohn von 28 Pfennigen 54.000 Kč aus.

Auch kamen die Russen noch mit Autos angefahren, um zu plündern, und die Tschechen haben sie noch unterstützt.

Es folgt die Schilderung der weiteren tschechischen Massnahmen gegen die deutsche Bevölkerung und ihrer Aussiedlung¹.

Nr. 10

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Josef Kuhn aus Mährisch Schönberg.

Original, 8. Januar 1957, 5 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Briefe und tagebuchartige Aufzeichnungen.

Vorgänge in Mährisch Schönberg nach der Besetzung durch sowjetische Truppen; die Verhaftung des Vfs. durch tschechische Polizei, seine Übergabe in ein Kriegsgefangenenlager und Verschleppung in die Sowjetunion.

Der 8. Mai 1945 war ein selten schöner Maientag, ein Tag, an dem die Natur ihr schönstes Kleid angelegt hatte, als wollte sie durch ihre strahlende Wärme und Lebens-

¹ Der Bericht über die Aussiedlung ist abgedruckt unter Nr. 114.

lust den ersehnten Frieden für die bis dahin gequälte Menschheit ausbreiten. Aber es standen die Russen vor der Stadt, und es kam anders.

Am Morgen eilte meine Frau zu einem Bäcker an der Mühlfeldstrasse, um ein Brot zu «erstehen». Ab und zu fielen Gewehrschüsse; es hiess, die Russen seien schon in Frankstadt. Nach Radiomeldungen sollte da und dort bereits Waffenstillstand geschlossen sein bzw. habe die Armee kapituliert. Manche hofften, dass der Krieg vor der Heimatstadt sein Ende finden werde.

Kurz nachdem meine Frau das Haus verlassen hatte, setzte aus der Richtung Frankstadt-Johrnsdorf lebhaftes Maschinengewehrfeuer ein. Da ich meine Frau in Gefahr glaubte, lief ich ihr nach und holte sie nach Hause. Etwas später begannen russische Panzer und Pakgeschütze die Stadt zu beschliessen. Auch hörte man das Heulen und Pfeifen schwerer Geschosse über der Stadt. Wir suchten Schutz im Keller. Ununterbrochen schlugen Granaten in die benachbarten Häuser, und wir hörten das Bersten und Krachen von Mauern und Dächern. Fast kein Haus blieb unbeschädigt. Gegen Mittag eilten kleinere Gruppen unserer Soldaten in westlicher Richtung durch die Stadt, und wenig später sah man auf dem Rathausturm eine weisse und eine rote Fahne. Diesem Beispiel folgten wohl alle Schönberger. Dann flaute der Gefechtslärm nach und nach ab.

Ungefähr um 15 Uhr rollten die ersten russischen Panzer durch die Stadt, und wenig später standen die ersten Russen im Haus und verlangten «easy, easy» (Uhren, Uhren). Erste Nachrichten über Vergewaltigungen. Die Frauen wagten nicht mehr, das Haus zu verlassen und versteckten sich, sobald sich ein Russe dem Haus näherte. Auf der Schillerstrasse wurden die Geschäfte geplündert.

Dem Umstand, dass einer unserer Mitbewohner etwas Russisch sprach und viele Eindringlinge zum Weitergehen bewegte, und dass das Haus einem Amerikaner gehörte, der auch darin wohnte, verdankten wir es, dass diese erste Plünderungs- und Vergewaltigungswelle uns verschonte. Nach dem glücklich überstandenen Beschuss und den Aufregungen der nachfolgenden Stunden verbrachten wir eine verhältnismässig ruhige Nacht. Am Abend dieses 8. Mai hatte unsere Hausfrau meine Frau umarmt und meinte: «Nun haben wir das Schrecklichste überstanden.» (Später wählte das Ehepaar den Freitod.)

In unser Haus kam eine russische Patrouille, besichtigte die Wohnungen und gab allen den Auftrag, innerhalb ½ Stunde das Haus zu verlassen. Auf einen Handwagen luden wir das Allernotwendigste und zogen zu einer befreundeten Familie am Petersberg. Das ganze Wohnviertel musste geräumt werden. Ein russisches Kommando besetzte die Häuser. Schlagbaum und Posten sperrten die Strassen.

Als ich nach einigen Tagen nach unserer Wohnung Ausschau hielt, war der Schlagbaum weg, die Strasse frei, und auf der Bank vor dem Haus sass ein russischer Unteroffizier, der mir ordnungsmässig die Schlüssel der Wohnung übergab. Zur Ehre dieses Kommandos muss ich sagen, dass in der Wohnung nichts fehlte, nur waren die Einrichtungsstücke durcheinander gestellt.

Nun musste ich mich beeilen, der Aufforderung, alle Waffen abzuliefern, nachzukommen. Es war ein schwerer Gang für mich, und mein Herz blutete, als ich sah, wie ein Jugendlicher von der «stráž»¹ meine geliebten Jagdwaffen wie Alteisen auf einen Haufen warf.

Die Deutschen zeigten sich nur in den dringendsten Fällen auf der Strasse. Sie mussten eine Armbinde tragen. Neben russischer Militärpolizei patrouillierten tschechische Jugendliche (stráž) in den Strassen. Aber die russischen Soldaten vergewaltigten unvermindert Frauen und Mädchen jeden Alters und plünderten und raubten, was ihnen begehrenswert erschien. Ich war Zeuge, als eine russische Kolonne in der Mühlfeldstrasse kurz hielt, die Soldaten von den Fahrzeugen sprangen und in den anliegenden Häusern alle erreichbaren Frauen und Mädchen vergewaltigten. Meinen Versuch, in einem Haus ihrem Treiben entgegenzutreten, hätte ich beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. Auf den Fahrzeugen sassen auch einzelne ordensgeschmückte weibliche Soldaten, die dieser Vorgang anscheinend ganz unberührt liess.

Einige Tage nach dem Einmarsch der Russen sah man die Soldaten in Scharen mit grossen in Leinen gewickelten Paketen zur Bahn ziehen. Sie hatten die Erlaubnis, ihr Beutegut an ihre Angehörigen zu senden.

Die ehemaligen Kriegsgefangenen und dienstverpflichteten Arbeiter aus Russland wurden von den Russen sehr schnell erfasst und einem sehr strengen militärischen Drill unterworfen. Man liess ihnen kaum eine freie Minute. Ich konnte aus dem Fenster die Härte der Ausbildung beobachten. Einmal bat mich einer dieser Rekruten, ihm zu helfen, damit er wieder zu dem Bauer komme (bei Ziegenhals), bei dem er bislang beschäftigt war.

Einer der russischen Ausbilder – ein Oberleutnant mit Frau – quartierte sich in unserer Wohnung ein. Dadurch blieb meine Familie vor weiteren Belästigungen sowohl der Russen als auch der Tschechen zunächst verschont. Für Frau und Tochter wurde es nur dann kritisch, wenn noch andere Offiziere zu Besuch kamen und der Wodka aus Molkereikannen geschöpft wurde. In solchen Situationen war der einzige Schutz das in den Armen gehaltene Enkelkind.

Am 13. Mai wurde ich auf der Strasse von einer stráž angehalten und angewiesen, mich beim Stadtbauamt zur Arbeit zu melden. Von da an habe ich täglich mit einem Arbeitskommando die verschiedensten Arbeiten verrichten müssen. So im Herrengarten Granaten verladen, im Schiessstättgarten LKW reinigen, in der Jahnstrasse Telefon- und Telegraphenmaterial zum Abtransport verpacken u.a.m. Schliesslich war ich bei der Zuschüttung des Löschteiches im Schillerpark eingesetzt. Am 30. Mai erkannte mich dort im Vorübergehen einer meiner ehemaligen Schüler. Er war Halbttscheche, sein Vater ein bekannter Kommunist aus Reitendorf (Glasfabrik). Er ging auf mich zu, und ich begegnete ihm, nichtsahnend, sehr freundlich. Er aber geiferte mich an und warf mir vor, ich hätte seinerzeit als sein Klassenvorstand die Bildung einer kommunistischen Zelle an der Schule verhindert. Er sei jetzt Kreissekretär der KPÖ, habe genug

¹ Wache.

Machtmittel und werde dafür sorgen, dass ich sofort verhaftet werde, um dann als Arbeitssklave zu schwitzen. Ich zweifelte nun nicht daran, dass er diese Drohung wahr machen werde, obwohl ich mich nicht entsinnen konnte, dass ich jemals diesem Jüngling auch nur ein Haar gekrümmt hätte. Kaum ½ Stunde später führten mich zwei Geheimpolizisten von der Arbeitsstätte zur Kriminalpolizei. Es folgte meine Vernehmung durch einen Polizeikapitän, der sich sehr nett zeigte und mir sagte, diese Schulangelegenheit gehe die Polizei nichts an und sei übrigens verjährt. Als ich das für mich vollkommen unbelastende Protokoll unterschrieben hatte, sagte er, er glaube, es werde ihm bald auch so ergehen wie mir. Er bedauere es, mich bis zur Vernehmung des Anzeigers zurückhalten zu müssen. In der ganz kleinen Zelle, in die ich nun geführt wurde, waren bereits 19 Personen, darunter eine Frau, zusammengedrängt.

Nach drei Tagen hatte meine Frau meinen Aufenthalt ausgekundschaftet und erwarbte eine kurze Begegnung mit mir. Man erlaubte ihr, einige Lebensmittel und Zigaretten mir zu geben. Am folgenden Tag sagte beim Antreten ein Polizeioffizier zu mir, ich werde am Nachmittag entlassen, da gegen mich nichts vorliege. Wie mir meine Frau mitgeteilt hatte, war eine Hausdurchsuchung kurz nach meiner Verhaftung ergebnislos verlaufen. Am Nachmittag mussten abermals alle Häftlinge antreten. Wir wurden unter russischer Bewachung nach Blauda geführt. Dort nachts Verhöre vor der NKWD. Im Gegensatz zu vielen Mithäftlingen wurde ich nicht misshandelt. Ja, man gab mir sogar alle abgenommenen Sachen, einschliesslich Uhr, zurück. Nun war ich der festen Meinung, dass alles für mich gut stehe und ich wirklich entlassen werde.

Am 6. Juni brachte man mich noch mit einem Teil der Häftlinge in das Schönberger Gerichtsgebäude. Durchsuchung bis aufs Hemd, alles abgenommen, Hosenkнопfe abgeschnitten, von einem jugendlichen Russen misshandelt und am Leben bedroht. Eine Verbindung mit der Familie war nicht möglich.

Dort verbrachte ich bei Wassersuppe und ungefähr 300 g Brot täglich die Zeit bis zum 10. Juni. An diesem Tag wurde ich mit einer Gruppe von etwa 70 Häftlingen über Dubitzko (Nächtigung im Sokolsaal) nach Olmütz getrieben. Einen Teil setzten die Russen im Kreisgericht ab, der Rest, bei dem ich mich befand, kam ins Kriegsgefangenenlager. Das Tor wurde geöffnet und wir hineingeschoben.

So wurde ich «woina pleny» (russischer Kriegsgefangener) und einer von den Millionen Arbeitssklaven, die der Russe ins Hinterland brachte und unbarmherzig bis zur Erschöpfung oder Vernichtung verbrauchte. Für die Familie war ich verschollen.

Im zweiten Teil seines Berichtes schildert der Vf. seine Aussiedlung aus der Heimat nach seiner Rückkehr im Sommer 1946.¹

¹ abgedruckt unter Nr. 112.

Erlebnisbericht des ehemaligen Bürgermeisters Franz Hickl aus Mährisch Trübau.
Original, Ende 1954, 52 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorgänge in Mährisch Trübau in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs; die Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen; Einsatz der männlichen Bewohner zu Aufräumarbeiten im Heimatort und ihre Verschickung zur Zwangsarbeit nach Kolin.

Ein nicht enden wollender Flüchtlingsstrom aus Oberschlesien, dem ehemals österreichischen Schlesien und Ostmähren flutete seit März 1945 über unsere Heimatstadt Mährisch Trübau. Viele Dienststellen, besonders aus Cosel, Ottmachau, Ratibor, Troppau usw. liessen sich bei uns nieder, und es musste für sie, ihre Leute, Tiere und Kraftwagen Unterkunft und Verpflegung besorgt werden. So wuchs die Bevölkerungszahl täglich, man sah auf den Gassen fast keine Trübauer mehr, sondern nur Fremde. Dazu kamen noch allerhand Wehrmachtsabteilungen, Kommandos der Polizei, Gruppen der Organisation Todt und dergleichen. Die Einwohnerzahl stieg in den ersten Maitagen auf ungefähr 25'000¹; ich wundere mich heute noch, wie es möglich war, immer wieder ein Plätzchen zur Unterbringung der Menschen und all dessen zu finden, was sie mitbrachten. Sogar in meinem Amte hatte ich einige Dienststellen geschlossen mit ihren Leuten untergebracht und einen Permanenzdienst eingerichtet.

Die eingesessene Bewohnerschaft, besonders die Frauen, bestürmten mich dauernd, alles zu veranlassen, dass die Stadt selbst nicht noch in den Krieg hineingezogen werde. Ich stand in Verbindung mit dem Platzkommandanten, einem alten Reiterobersten, der im ehemaligen Versorgungshause seine Dienststelle aufgeschlagen hatte, bis er selbst jede Föhlung mit seinen Vorgesetzten verlor und abrückte. So war ich auf mich allein angewiesen und war trotz aller Widerstände von mancher Seite fest entschlossen, alles zu tun, dass nicht noch weitere unnütze Blutopfer und Zerstörungen das über unsere Heimat hereingebrochene Elend vergrössern.

Am 8.5. hörte man im Rundfunk, dass die deutsche Armee kapituliert habe und dass ab 9.5. allgemeiner Waffenstillstand eintreten werde. In dem Chaos war diese Nachricht ein kleiner Trost, glaubte man doch überall, dass die Front um diese Zeit stehenbleibt und damit weiteres Unheil vermieden wird. Am 8. 5. gegen 23 Uhr erschien in meiner Kanzlei ein Oberstabsarzt der Wehrmacht und ersuchte um Räume für ein Feldlazarett. Ich sagte ihm von der erwähnten Rundfunkmeldung, die auch er freudig aufnahm. Wir vereinbarten eine Unterredung um 7 Uhr früh, um die weiteren nötigen Massnahmen zu treffen, worauf wir uns verabschiedeten. Ich glaube, er legte sich in seinen im Vorhause eingestellten Wagen, und ich ging gegen 1 Uhr nachts nach Hause. Endlose Kolonnen

¹ Bei der Volkszählung vom 17. Mai 1939 betrug die Einwohnerzahl der Stadt Mährisch Trübau 8238.

aller Wehrmachtsteile wie auch Flüchtlinge kamen von der Olmützer Strasse her und überquerten den «Praterstern» beim Gymnasium. Abgemüdet und voll Sorge um das weitere Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner ging ich zur Ruhe, um zeitig früh wieder im Amt zu sein.

Vor 7 Uhr des 9.5. ging ich meinen üblichen Weg zur Gemeinde. Zu meiner grossen Bestürzung rollten bereits russische Autos über die Kreuzung beim Gymnasium, wo Herr Pavlis in der Uniform eines Zugführers der ehemaligen tschechoslowakischen Armee stand und den Verkehr regelte. Er sagte mir, dass er der Chef aller Partisanen des Trübbauer Kreises sei, und dass ich in mein Amt gehen und dort auf ihn warten möge. Ich wunderte mich über Pavlis, der wohl Tscheche war, aber als Mann einer deutschen Frau immer den loyalen Reichsbürger hervorgekehrt hatte, dem ich während meiner Amtszeit als Bürgermeister manche Gefälligkeit erwiesen, und den ich auch vor manchem Leid bewahrt hatte. Doch nicht nur er, sondern sogar einige Deutsche, ja selbst Parteileute, hatten insgeheim mit den tschechischen Partisanen zusammengearbeitet, gingen nun nach dem Einmarsch der Russen mit Maschinenpistolen bewaffnet und mit dem tschechoslowakischen Hoheitszeichen herum und taten in unterwürfigster Weise und Liebedienerei Dienst bei den neuen Machthabern.

Nach kurzer Zeit kam Pavlis mit dem ehemaligen sozialdemokratischen Krankenkassendirektor Friedl und einigen mir unbekanntem jungen Leuten in meine Kanzlei und forderte mich höflich auf, sofort eine weisse und eine Sowjetfahne auf dem Amtsgebäude zu hissen. Ich liess ein weisses Leintuch und eine rote Fahne ohne Hammer und Sichel aushängen. Friedl und seine Mitläufer entfernten sich darauf. Dem neuen Allgewaltigen über Stadt und Kreis übergab ich als Zeichen unfreiwilliger Unterwerfung meine Pistole und die Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Die Pistole übernahm Pavlis, die Schlüssel sollte ich, wie er sagte, vorläufig behalten und dem neuen Bürgermeister übergeben, auf den ich bis etwa elf Uhr warten sollte. Dann liess er mich allein, und ich hatte Musse, vom Fenster aus das Plündern der Russen in den Geschäften des Stadtplatzes und ihre Jagd nach Frauen und Mädchen zu beobachten. Um elf Uhr erschien der neue Bürgermeister. Es war der Gärtnereibesitzer Zak, ein früherer österreichischer und nach 1918 tschechoslowakischer Gendarmeriewachtmeister, der sich während der Reichszeit Schak nannte und dessen Kinder bei der Hitlerjugend gewesen waren. Ihm übergab ich die Schreibtischschlüssel und verabschiedete mich mit den Worten: «Ich wünsche Ihnen für Ihr Amt recht viel Glück, hoffentlich haben Sie mehr Erfolg als ich.» Dass dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war, erfuhr ich später durch Zufall, als ich in die Wohnung des Herrn Zak gehen musste, um dort zwei Männern aus dem Arbeitslager, die in der Gärtnerei beschäftigt waren, einen Bescheid des Velitel zu überbringen. Nach kurzem Gespräch erfuhr ich von Zak, dass er nicht mehr Vorsitzender des Ortsnationalausschusses (Bürgermeister) sei. Seine Amtszeit hatte nur ein paar Wochen gedauert. Wie im Kreis fand auch in den führenden Stellen der Stadt ein häufiger Wechsel statt, weil sich die tschechischen Parteien und ihre Günstlinge gegenseitig heftig bekämpften. So musste auch Pavlis weichen, er wurde sogar einige Male verhaftet. Gegen ihn wurde als angeb-

lichem Deutschenfreund heftig intrigiert. Wie ich später erfuhr, wurde auch das Braunerhäusel zweimal von Partisanen – diesmal hiessen sie «penderovci»¹ – überfallen und ausgeplündert, schliesslich auch die Bewohner, die Familien Steiner und Pavlis aus Heim und Besitz verjagt und das Braunerhäusel in ein Kindererholungsheim umgewandelt. Pavlis fand später Beschäftigung beim staatlichen Forstamt, dann in der Staatsbank (ehemalige Sparkasse) und erhielt 1952 seinen Braunerhäuselbesitz wieder zurück; die Gastwirtschaft blieb aber geschlossen. So hat Pavlis, der tatsächlich in den kritischen Tagen manches Unheil von den Deutschen abwenden konnte, durch die Machtkämpfe innerhalb seiner Konnationalen für seine Tätigkeit um die «Befreiung des tschechischen Volkes von den bösen Deutschen» vieles erleiden und dulden müssen.

Auf dem Stadtplatz traf ich Herrn Steiner aus dem Braunerhäusel, der mich einlud, mit ihm zu kommen und mir sagte, dass meine Frau und meine Kinder und viele andere Trübauer oben im Walde beim Braunerhäusel wären. Ich hatte Frau und Kinder bereits am 8.5. in die ehemalige Schiesshütte in der Nähe des Hellgrabens geschickt, wo sie auf mich warten sollten. Es war gut, dass sie Herr Steiner mit zu sich hinausgenommen hatte, denn diese Hütte wurde gleich am 9.5. von allen möglichen fremdvölkischen Elementen ausgeplündert und verwüstet. Oben im Wald fand ich einige Hundert Trübauer, die dort Schutz suchten und fanden. Wir mussten auch die Nächte im Freien verbringen. In unserem Schlupfwinkel hörten wir immer wieder die fürchterlichen Nachrichten von den Geschehnissen in der Stadt und in den Dörfern. Wir erfuhren von den Misshandlungen aller Deutschen, von den Vergewaltigungen, von der Erschiessung der deutschen Männer in Markt Türnau, darunter auch der ehemalige Abgeordnete Dr. h. c. Franz Hodina, von den vielen Selbstmorden und anderen Greueln.

Samstag, den 12.5., an meinem 56. Geburtstage, ging ich mit Frau und Kindern zurück in die Stadt, in unsere Wohnung. Wenn uns das auf dem Heimweg Geschehene nichts Gutes ahnen liess, so waren wir doch beim Betreten unserer Wohnung einfach starr, welcher Anblick sich uns bot. Die massive Eingangstür zerschlagen, alle Türen zu den einzelnen Räumen, zu den Schränken, Laden und dergleichen gewaltsam erbrochen, diese gründlich entleert, kurzum die ganze gut ausgestattete gewesene Wohnung ausgegraut und vollkommen besudelt. Was mögen da wohl für Orgien gefeiert worden sein! Wer solches nicht gesehen, wird nicht glauben, wozu «Kultur» aus dem Osten und Hass gegen alles Deutsche imstande sind. Langsam machten wir sauber vom Boden bis in den Keller, wo ich unter den Kohlen noch einige Kleiderreste und Essbestecke fand. Alles, was in der Wohnung gewesen war, war weggeschleppt oder unbrauchbar gemacht worden. So verbrachten wir den 12. und 13. Mai mit Aufräumarbeiten und richteten uns aus den Resten notdürftig ein Zimmer ein. Das Traurigste an dem grossen Verluste

¹ Gemeint sind «Banderovci», eine von der sowjetrussischen Publizistik nach dem ukrainischen Nationalistenführer Stefan Bandera benannte ukrainische Partisanen-Armee (UPA), die im Karpatenraum gegen das Sowjetregime und für eine unabhängige Ukraine kämpfte. Eine starke Gruppe der UPA schlug sich im Jahre 1947 durch die Tschechoslowakei bis nach Niederbayern durch, wo sie von den Amerikanern interniert wurde.

war, dass sämtliche Urkunden, Zeugnisse der Familie sowie unersetzliche Erinnerungsstücke und Andenken mitverschunden waren.

An diesem 13.5.1945, gegen 15 Uhr, erschien ein Partisanenkapitän – es war dies der Förster Jaroslav Poulicek, der Schwiegersohn meines Schwagers Emil Schrötter in Markt Türnau – erklärte mich für verhaftet und brachte mich zu einem Major der russischen Staatspolizei im Hause der Frau Margarete Meyer am Stadtplatz. Zu meinem Erstaunen entliess mich der Major nach kurzem Verhör mit dem Auftrage, morgen um 10 Uhr wiederzukommen, jedoch in die neue Bibusvilla. Zeitgerecht war ich dort und wurde neuerlich über verschiedene Parteiämter und mein Urteil über die Rote Armee befragt. Ich antwortete so, dass ich keinem meiner früheren Mitarbeiter und auch mir selbst nicht schadete. Den überaus vornehmen Offizier interessierte besonders meine Offizierslaufbahn im ersten Weltkrieg und die Organisation der ehemaligen k. u. k. Armee. Er entliess mich abermals und bestellte mich wieder für den folgenden Tag. So ging es bis Freitag. Er stellte mich und meine Familie unter seinen Schutz, aber als ich ihn bat, mir dies schriftlich zu geben, lehnte er es mit dem Bemerkten ab, er habe kein Stampiglie seiner Dienststelle. An diesem Freitage fragte er mich nach allgemeiner Unterhaltung, ob ich denn nicht einige Schnapsvorräte hätte. Ich sagte ihm, dass mein ganzes Hab und Gut gestohlen worden sei, dass ich daher auch keinen Alkohol mehr habe, versprach ihm aber eine Flasche Kognak, die ich noch in meinem Luftschutzgepack vorgefunden hatte. Er bestellte mich wieder für den nächsten Tag und bat mich, den Kognak mitzubringen. Abends sass ich mit meiner durch die üblen Ereignisse verängstigten Frau im Garten; plötzlich stand ein kleiner russischer Soldat vor uns, den ich als einen aus der Umgebung des Majors erkannte. Er verlangte den Schnaps, wahrscheinlich hatte sein Herr schon heftiges Sehnen danach, ich folgte ihm die Flasche aus und ging nicht mehr zu dem Major.

Trotzdem wir aller Habseligkeiten beraubt waren, kamen immer wieder tschechische junge Leute und suchten alles aus, ob nicht noch etwas für sie zu ergattern wäre. Besonders in der Nacht gab es oft unter dem Vorwand «Kriminalpolizei» bewaffneten Besuch, der immer wieder das Wenige, das wir uns wieder zusammengesucht hatten, durchstöberte. Solche, oft Stunden dauernde Durchsuchungen, die mit den grössten Beschimpfungen verbunden waren, konnten einen verrückt machen. Es bedurfte grosser Beherrschung, um nicht ausfällig zu werden. So erschien eines Nachts eine Gruppe bewaffneter Tschechen, fragte, ob wir nicht Soldaten verborgen hätten und begann gleich mit dem Absuchen der Räume. Ich sagte den Plünderern: «Ja, wir haben in unserer Wohnung Soldaten, aber russische.» Meine Frau weckte die Russen inzwischen, und es kam zu einem heftigen Streit, bis schliesslich die Russen ihre verbündeten Abenteurer fortjagten und wir so zur Ruhe kamen.

Unsere beiden Kinder hatte ich, um sie vor den Russen zu schützen, ins Krankenhaus geschickt, wo Inge auf der Diphtherie- und Traute auf der Typhusabteilung der Internen bei Dr. Bier als Pflegerinnen schafften, so dass ich mit meiner Frau allein war. In unsere Wohnung hatte man noch das obdachlos gewordene Ehepaar Professor Sandbach gesteckt.

Am 20.5. musste ich mit vielen anderen Männern täglich auf dem Stadtplatz vor der Sparkasse antreten, wo der tschechische Leiter des Arbeitsamtes die einzelnen Gruppen einteilte. Ich wurde einer Abteilung zur Aufräumung des Museums zugewiesen. Was sich in diesem Gebäude heimatlicher Kultur zugetragen hatte, liess uns alle erschrecken. Wohin man blickte, überall alles zerschlagen und mutwillig zerstört. Im Lichthof sah es besonders wüst aus: der grosse Globus in tausend Scherben, die Büsten Dr. Giskras¹ und des Malers Kasparides² entsprechend «bearbeitet», nun ohne Nasen und Ohren, die Ölgemälde zerrissen, das Fahntuch des ehemaligen Gesangvereines Lyra voll Unrat, die Sammlungen durcheinandergeworfen – halbwegs unversehrt war lediglich die Mineralien- und Schmetterlingssammlung –, kurzum Verwüstungen höchsten Grades, wohin man schaute. Das Wondrazimmer³ lag besonders arg da: die herrlichen grossen Ölbilder mit Messern von oben nach unten zerschlitzt, das Spinett unbrauchbar gemacht, die Ehrenurkunden Dr. Giskras zerwühlt, deren Schutzdecken der Metallbeschläge beraubt – vermutlich glaubten die Missetäter, dass diese Verzierungen aus Gold sein müssen –, Bilder und Reliefs als Zielscheiben benutzt und zerschossen, sogar mit den Pfeilen der Waffensammlung muss viel «geübt» worden sein. Die ungefähr 25'000 Bände zählende Bibliothek war aus den Regalen geworfen und stark beschädigt. Hier gab sich Kamerad Professor Franz Nowak, der später an den Folgen der in Kolin erduldeten Strapazen und Quälereien starb, die grösste Mühe, nur einigermaßen wieder Ordnung zu schaffen. Tierisch war die Verwüstung in der Schönhengster Webstube. Die weibliche Trachtenpuppe lag in eindeutiger Stellung im Bett und die männliche auf ihr. Im Uhrenzimmer fehlte jeder der ausgestellten Uhren das Werk. So mancher der naiven Moskowiter mag sich ein solches Uhrwerk begebogen haben, um sich daraus eine oder mehrere Taschenuhren machen lassen zu können. Für Taschenuhren und Fahrräder waren ja die Sieger besonders empfänglich. Im Vortragssaal lag der Flügel mit abgebrochenen Beinen verkehrt vor den ersten Bankreihen im Parkett, die Fenster waren zum grössten Teil zerschossen, besonders auf der Seite gegen die Nowakgasse. Viele Körbe mit Scherben trugen wir hinaus in den Park zum Zuschütten der seinerzeit dort ausgehobenen Splitterschutzgräben. Gottlob blieb das Archiv unbeschädigt, da im Sitzungszimmer die Notverwaltung der Stadt Troppau untergebracht war. Über 14 Tage arbeiteten wir dort an der Reinigung und Aufräumung der Zimmer, am Einordnen der Trümmerstücke und versuchten dem Ganzen wieder ein nur halbwegs museales Aussehen zu geben.

In der zweiten Woche unserer Arbeiten hatten wir ein nicht gerade angenehmes Erlebnis. Wie üblich kamen wir eines Tages nach 7 Uhr hin, einer holte die Schlüssel bei der tschechischen Gendarmerieabteilung in der ehemaligen Reichsautobahnstation, und da fanden wir das Museum von fremden Partisanen, natürlich schwerbewaff-

¹ Prof. Dr. Karl Giskra (1820–1879), österreichischer Staatsmann. Mährisch Trübau ist der Geburtsort Giskras.

² Eduard Kasparides (1858–1926), Landschaftsmaler, geb. in Markt Kronau bei Mährisch Trübau.

³ Josef Johann Wondra (1796–1844), berühmter Tuchmacher, 1833–1844 Bürgermeister von Mährisch Trübau.

net, umstellt. Wir durften das Gebäude nicht betreten, mussten vor dem Nebeneingang warten und wussten natürlich nicht, was los sei. Schliesslich mussten wir eintreten, uns im Lichthof in einer Reihe aufstellen, wurden nach Namen und Wohnung gefragt und durften uns nicht rühren. Unter den Partisanen erkannte ich einen Kraftwagenfahrer, der früher den Troppauer Bürgermeister geführt und viele Gemeindefahrzeuge zu uns nach Trübau in Sicherheit gebracht hatte. Nun spielte er als Partisan eine führende Rolle und verfügte über die armen Troppauer in Trübau, deren grösster Teil später auf seinen Befehl zu Fuss, jeder seiner Habe beraubt, nach Troppau zurück musste. Von ihm erfuhren wir nun auch den Grund der Massnahmen an diesem Tage: Aus den Mauern des Museums war angeblich in der Nacht auf Tschechen geschossen worden, es müssten daher noch unbedingt irgendwelche deutsche Soldaten im Museum verborgen sein. So musste nun Kamerad Dr. Linhart von unserer Arbeitsgruppe, ausgerüstet mit einer starken elektrischen Taschenlampe, begleitet von zwei Partisanen mit schussfertiger Maschinenpistole, jeden Winkel des Museums vom Boden bis zum Keller ableuchten, um die bösen, versteckten deutschen Soldaten zu finden. Leider, oder Gott sei Dank, ohne Erfolg! In Wirklichkeit hatten betrunkene Partisanen den nächtlichen Feuerzauber ausgelöst. Wir standen weiter im Lichthof und bekamen schliesslich den Auftrag, die zerschlagenen Fenster mit Brettern zu vernageln. Nicht gesagt wurde uns allerdings, woher wir Bretter, Nägel und sonstiges Werkzeug nehmen sollten. Inzwischen machten einige Partisanen in unseren Wohnungen zum Schrecken der Frauen Hausdurchsuchungen, um vielleicht da die gesuchten deutschen Soldaten zu finden. Wir wurden dann heimgeschickt und konnten die folgenden Tage ohne Störung unsere Arbeit fortsetzen.

Am 7.6. sahen wir beim Antreten auf dem Stadtplatz tschechische Soldaten, die alle Zugänge abgesperrt hielten und ständig weitere Männer brachten. Der Haufen wurde immer grösser, bis schliesslich alle in der Stadt befindlichen Männer aufgetrieben waren. Es sollen ungefähr 600 gewesen sein. Das Kommando über die Soldaten führte ein wüst aussehender Stabskapitän, namens Bestiak, im wahrsten Sinne des Wortes wirklich eine Bestie. Niemand wusste, was mit uns geschehen wird. Um 13 Uhr wurde der Haufen in Bewegung gesetzt, und ein bewaffnetes Aufgebot brachte die Kolonne zum Bahnhof. Meine stets um mich besorgte Frau gab mir während des Marsches einen Mantel und eine Aktentasche mit Kleinigkeiten. Ohne mich von ihr verabschieden zu können, ging's zum Bahnhof, wo schon ein Zug mit Viehwaggons zu unserer Verschickung bereit stand. Wie Tiere wurden wir in die Waggons hineingezwängt, und gleich begann nun die Fahrt ins Ungewisse, Richtung Triebitz. Nach der äusserst anstrengenden Fahrt wurden wir gegen 23 Uhr in Kolin auswaggoniert.

Es folgt die Schilderung der Erlebnisse während des Arbeitseinsatzes in Kolin, der Rückkehr nach Mährisch Trübau Ende Juni 1945, der Verhaftung und Verurteilung durch einen Volksgerichtshof¹ und der Ausweisung im Februar 1954².

¹ Der Bericht über das Volksgerichtsverfahren ist abgedruckt unter Nr. 46.

² abgedruckt unter Nr. 125.

Erlebnisbericht des Grosskaufmanns Dr. August Kurt Lassmann aus Troppau.
Original, ohne Datum, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Das Verhalten der Sowjetsoldaten und der Tschechen nach dem Einmarsch der Roten Armee in Müglitz.

Eingangs schildert der Vf. die Evakuierung seiner Familie und die Verlagerung eines Teils seiner Eisengrosshandlung von Troppau nach Müglitz, seinen Versuch, kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee noch ins amerikanisch besetzte Gebiet zu gelangen, und seine Rückkehr nach Überrollung durch die sowjetischen Kampfgruppen am 9. Mai 1945.

Ein paar Stunden später kamen wir nach Müglitz. Rasch holten uns unsere Zurückgebliebenen in den Fabrikhof hinein, und wenig später waren die Tore geschlossen und wir – gewissermassen – in einer Art «Sicherheit». In unsere Wohnung im Hause Ludwig Wuchsa, das am Hauptplatz lag, konnten wir aber jetzt nicht mehr zurück. So waren wir denn auch ohne Betten, die dortgeblieben waren, und ohne vieles andere von dem ursprünglichen Notgepäck. Während wir im Fabrikgebäude beisammen sassen und für uns alle ein gemeinsames Lager auf dem Fussboden bereiteten, fuhren draussen auf der Reichsstrasse ohne Unterlass Tausende und Tausende russischer Fahrzeuge vorbei, zum Teil in zwei, ja drei nebeneinander fahrenden Reihen. So viel Militär auf einmal hatten wir noch nie gesehen. Kämpfe gab es natürlich nicht mehr.

Wie sich im Einzelnen nun die «Besetzung» und die Einrichtung der Verwaltung abgespielt hat, das war mir (der ich weder Tschechisch noch Russisch spreche und der – wie alle Männer – bemüht war, sich nicht zu zeigen) unmöglich festzustellen. Unvergeglich wird jedenfalls die erste Nacht bleiben, wo wir, hinter herabgelassenen Gardinen stehend, indes die Kinder hinten übermüdet und ahnungslos schliefen, jene endlosen Massen russischen Militärs im Eilmarsch an uns vorbeiziehen sahen. Die wichtigste Aufgabe war es nun, zu vermeiden, dass die Russen einen überhaupt richtig bemerkten und als Deutsche feststellten. Ich darf sagen, dass nun diejenigen, die Tschechisch konnten oder Tschechen waren, einen richtigen «Nachtdienst» einrichteten. Kamen Russen ans Tor und wollten Einlass, wurden sie tschechisch begrüsst. Es half uns, dass einer unserer deutschen Müglitzer Bekannten, der mit von der Partie war, noch einige russische Brocken aus seinen Kriegsgefangenenjahren 1916–1921 in Sibirien in Reserve hatte. Und wenn die Russen nicht abzuweisen waren, führten sie sie in jene zwei grossen Räume, wo auf dem Boden all die Kinder und ein paar alte Frauen ausgebreitet lagen. (Die jungen Mädels lagen Tag und Nacht oben auf dem dichtgefüllten Heuboden des alten Lagerhauses versteckt.) So gingen die ersten Tage relativ glücklich an uns vorbei, während in den Häusern der inneren Stadt keine Nacht verging, da nicht Frauen und Mädchen von den russischen Soldaten missbraucht und geschändet wurden. Besonders dort, wo die Russen Alkohol gefunden hatten, waren sie auch den Frauen gegenüber

nicht zu halten, wobei nicht einmal das Alter eine erhebliche Rolle spielte. Hier ist sehr viel Böses und sehr viel Unglück geschehen, auch wenn unser unmittelbarer Kreis dank der Vorsichtsmassnahmen, der Hilfe der mit uns von früher verbundenen Tschechen und eben mit Gottes Segen von Vergewaltigungen verschont blieb. Auch andere Unbill trat hinzu. Wir unsererseits waren ja in Müglitz unbekannt. Das war unsere Rettung. In Troppau wäre ich sicher auf der Strecke geblieben. Den Direktor der Müglitzer Siemens-Schuckert-Werke, Franz, holten sie und prügeln ihn stundenlang. Erst Wochen später sahen wir ihn erstmals wieder; immer noch war sein Rücken tief dunkel unterlaufen und wundete Stellen an vielen Stellen sonst. In der Annahme, dass ein Fabrikdirektor Schmuck haben müsse, war er geprügelt worden, weil er dessen Versteck nicht angab. Es war nichts anzugeben. So schlug man ihn eben auf alle Fälle, bis er nicht mehr weiterkonnte. – Sehr üble Fälle von Vergewaltigungen erfuhren wir durch einen benachbart wohnenden älteren Müglitzer Arzt, mit dem wir uns angefreundet hatten und der meines Wissens heute nicht mehr lebt. Er hatte die Opfer ja nachträglich zu behandeln, und so wusste er Bescheid. Da sich diese Fälle ununterbrochen wiederholten, bestand eine ausgesprochene Panikstimmung unter allen Deutschen.

Wir wohnten zuletzt in einem Fabriksschuppen, im Hinterhaus des Komplexes, im ersten Stock. Ich werde niemals vergessen, wie einem die Angst die Kehle zuschnürte, wenn man, besonders nachts, plötzlich russische Soldaten im Hof sah, weil man niemals wusste, was geschieht im nächsten Augenblick. Trafen einen die Russen auf der Strasse, und brauchten sie irgendeine Hilfe (Transportbegleitung der endlosen Herden von Vieh, das man den Bauern abgenommen hatte und nun in Richtung Russland zurücktrieb), so griffen sie einen so auf, wie man stand, man konnte niemanden verständigen und musste einfach als Viehtreiber nun mitmarschieren. Ein Jugendfreund, damals auch schon 50 Jahre alt, kränklich und sehr kurzsichtig, blieb viele Tage weg. Niemand wusste, was mit ihm geschehen war. Als er endlich wiederkam, war er zu Fuss bis Krakau marschiert. Dort wurden die Herden abgeliefert und die «Treiber» durften gehen. Unberechenbar, wie die Russen sind, einmal hilfreich, einmal böse, nahm ihn, der sich allerdings tschechisch verständigen konnte, ein russischer Fahrer mit seinem Lastwagen mit, so dass er eins-zwei und ohne grosse Kontrollen wieder in Müglitz auftauchte.

Es gab auch erhebliche Unterschiede unter den einzelnen russischen Truppen. Nicht alle waren feindlich. So stellte uns ein Kavallerie-Rittmeister mit mittelgutem Deutsch die Ermächtigung aus, dass wir gar nichts aus dem vorhandenen Lager an Russen abzugeben haben. Wer etwas wolle, habe es zu kaufen. Der Krieg sei zu Ende. Wir atmeten auf. Zwei Tage später kamen andere Truppen, und die (schriftliche) Ermächtigung wurde uns einfach zerrissen; das Plündern begann von Neuem. Manchmal waren sie auch wie die Kinder. Sie kamen in die Küche, tagsüber, um irgend etwas. Es entspann sich eine Freundlichkeit. Da sahen sie eine gute Reithose, die dem (nicht anwesenden) Mann einer der Frauen gehörte. Der Russe wollte sie haben. Er sagte: «Kaufen, was willst Du dafür?» Damals gab es für uns kein Fleisch, keine Butter, man war froh, wenn man Brot

und Kartoffeln bekam und sich irgend etwas dazu organisieren konnte. Der Russe bot an: «Einen Schinken!» Keiner von uns glaubte es. Er ging weg und kam nach 10 Minuten mit einem Riesenschinken wieder. An diesem Tage war für ein paar Stunden Freude im Haus – und Angst. Wo war der Schinken her? Der Russe war in den nächsten tschechischen Fleischerladen gegangen (wo wir Deutschen gar nicht hindurfen) und hatte sich den Schinken dort einfach «genommen». Wehe, wenn es herauskam, bei wem er geblieben war! Die Russen hatten ja in den ersten Tagen alles «genommen», was ihnen gefiel. Das waren vor allem die «Uhren», die sie nahmen, wo es welche gab, egal ob der Plünderer schon ein, zwei Uhren hatte oder nicht. Auch jeden anderen Schmuck nahmen sie. Und Alkohol, wo es nur welchen gab. Im Übrigen nahmen sie unsystematisch, nicht einfach alles. Aber man war nie sicher. Und in jenen ersten Tagen kämpfte man ja noch um jedes Stück Besitztum. Noch war uns die erschreckende Erkenntnis nicht aufgegangen, dass uns tatsächlich gar nichts mehr gehörte.

Vielleicht lagen die Dinge anderwärts anders. Bei uns war während der Kriegsjahre das Verhältnis zu den Tschechen kein hässliches gewesen. Manches, was die Funktionäre des Dritten Reiches an anti-tschechischen Massnahmen dekretierten, schien uns unerfreulich. So kam es, dass selbst Deutsche, die bis 1938 (solange der Staat tschechisch und wir die Benachteiligten waren) in offener Front gegen die Tschechen standen, nun daran gingen, ihnen zu helfen. Denn wir hatten den Tschechen ja zwanzig Jahre lang vorgeworfen, dass sie uns nicht nach den Regeln der demokratischen Gleichberechtigung behandeln. Und nun hielten wir uns selbst nicht daran. Vielfach ganz im Gegenteil. So entstand eine gewisse ungeschriebene Solidarität zwischen den unpolitischen Menschen beider Nationen, die hier ja jahrelang zusammengelebt hatten. Man half einander. Stillschweigend, aber zuverlässig. Ich, der kaum eine Silbe Tschechisch sprach, hatte das absolute Vertrauen meiner tschechischen Angestellten in den Jahren, da die deutsche Macht völlig unbestritten war. Nun, da es zu Ende ging, hatten viele Umstände gezeigt, dass – bei aller angeborenen Ängstlichkeit vor den neuen Machthabern und bei aller Bereitschaft, sich auch vorteilhaft zu verbessern – doch ein Gefühl der Anständigkeit geblieben war. Aber das, was einige gut meinten, nützten andere nur aus. So kam es, dass wir Deutschen die Russen-Invasion eben als eine zeitgebundene Katastrophe ansahen, dass wir begierig die Botschaften hörten, wann endlich das Feldheer abgezogen sein und die «normale» tschechische Regierung das Heft übernehmen würde. Man glaubte die Tschechen doch zu kennen. Wenn es auch gelegentlich Übergriffe gäbe, im Grunde würde dann wieder die alte mitteleuropäische Ordnung sein wie auch bis 1938. So ergab es sich, dass man manchen auf einmal auf tauchenden, freundlichen tschechischen Besuchern mit kindlichem Vertrauen entgegen kam. Da hiess es auf einmal: Morgen werden alle deutschen Schreibmaschinen, Radios u. ä. von den Russen beschlagnahmt. Gebt sie uns. Wir nehmen sie in Verwahrung. Bei den Tschechen dürfen die Russen nichts wegnehmen. – Brav rückte man die an den sorglichsten Stellen im Heu, in abgelegenen Kellern, oder wer weiss wo versteckten Dinge heraus, liess sich durch irgendeinen Quittungszettel eine Beruhigung geben und atmete gewis-

sermassen auf, dass nun kommen könne, wer wolle, das alles wäre nun fürs erste «gerettet». Aber niemand kam und suchte. Alles war Bluff gewesen. Die klugen Tschechen hatten sich damit – ohne Gewalt und ohne mühseliges Suchen – in den Besitz dessen gesetzt, was sie haben wollten; denn niemals mehr sah man etwas davon wieder.

In der Angst vor den Plünderungen hatten damals viele persönliches Besitztum irgendwie eingemauert. Auch im Eisenkeller der Firma Ludwig Wuchsa gab es einen ausgezeichneten Winkel, den man – ohne Hausplan – kaum finden konnte. Dort hatten wir alle, als die Front unmittelbar vor Müglitz war, unsere wichtigsten Kleider, Wäsche, Wertsachen u.a. hingepackt; das Ganze zugemauert und Eisenwaren davor. Und dann kamen die Russen. Sicher, sie haben oftmals sehr findig gesucht; aber die Feldtruppen waren in Eile. Es gab so viel offen greifbare Beute, dass sich kaum jemand die Mühe machte, so genau zu suchen. Trotzdem – der Ruf der Russen war so furchtbar, dass es nur eine Frage der Zeit schien, bis sie kommen würden. Und – zu den Tschechen hatte man damals irgendwie ein heute kindisch erscheinendes Vertrauen. Sie waren doch keine Asiaten; sie waren jahrhundertlang mit uns im selben Raum angesiedelt; man hatte ihnen – seitens der deutschen Bevölkerung – während der Kriegsjahre nie etwas getan. Man rechnete mit Sondersteuern, die die Deutschen höher belasten würden; man rechnete damit, dass sich die Tschechen in allen Firmen ein Mitspracherecht sichern würden; man befürchtete schon allerlei an Ungutem und Feindseligkeiten. Aber man war gewissermassen des einen sicher: rauben (wie die Russen) würden die Tschechen in keinem Fall; wir standen mit ihnen ja nicht im Krieg; sie hatten das 1918 auch nicht getan.

In diesem Vertrauen gingen viele Deutschen, auch unser guter Herbergsvater Wuchsa, selbst zu den örtlichen tschechischen Behörden, die damals noch ganz im Schatten der Russen amtierten und selber Angst hatten, weil oft kein Unterschied gemacht wurde zwischen Tschechen und Deutschen, und meldete diesen zugemauerten Keller einfach an. Sofort hiess es: Das ist zu «gefährlich». Das finden die Russen sicher. Das müssen wir öffnen und alle Sachen wegschaffen an einen zentralen tschechischen Ort. Ich sehe noch Vater Wuchsa, wie er ganz stolz und glücklich war zu sehen, dass nun wenigstens diese guten Sachen vor russischem Zugriff gesichert wären. – Wir waren nicht dabei. Wir trauten uns damals noch nicht den Weg über die Müglitzer Strassen von unserem Fabrikhof ins Stadttinnere zu machen. Nach ein paar Tagen hatten wir draussen gar keine Wäsche mehr. Da ging meine Frau, mit Kopftüchel und einem uralten Mantel einer alten Frau, stadtwärts und hörte bei Wuchsa, dass alles abgeholt worden sei. – Es muss wohl nicht erst gesagt werden, dass auch dies alles nie wieder auftauchte.

Mit dieser Enttäuschung unseres Vertrauens in die staatliche und persönliche Zuverlässigkeit der Tschechen brach auch alles zusammen, um dessentwillen wir nicht «geflohen» waren. Ich höre noch die mahnende Stimme meines (tschechischen) Lagerverwalters im August 1944 (desselben, der im April 1945 mit einem zweiten die Ankunft

der Russen im Keller unseres Hauses¹ abwartete, um Plünderungen zu verhindern, und den sie dann bis zur durchgeführten Brandlegung kurzerhand eingesperrt haben, so dass auch seine Bemühungen umsonst waren): «Bleiben Sie hier, Herr Doktor», sagte er, «was hat das für einen Sinn, jeden Tag eine Kiste mit so ein paar Sachen irgendwohin nach Deutschland zu schicken, wo es nur zerbombt werden wird. Wenn Sie von hier weggehen, dann werden Sie vielleicht irgendwo ein paar Teppiche finden, aber davon kann man nicht leben. Bleiben Sie hier, Sie haben niemand etwas getan, man wird Ihnen auch nichts tun. Aber wenn Sie fortgehen, wird es nicht möglich sein zurückzukommen.» Und so wurde nicht einmal etwas weggeschickt. Natürlich kann niemand von «ein paar Teppichen» leben; aber hätten wir sie hier, es wäre wenigstens etwas. So war alles weg. Aber man glaubte gerne diesen tröstenden Worten und – blieb; denn man hatte ja tatsächlich nichts zu verbergen, hatte niemandem ein Unglück zugefügt oder sich politisch betätigt. Also glaubte man auch, dass ein «mitteleuropäischer» Staat – wie es die Tschechei ja immerhin gewesen war – auch mitteleuropäische Begriffe haben würde, selbst wenn es gewisse Härten für uns Deutsche geben sollte. Und in diesem Kinderglauben handelte man in jenen ersten Russentagen, von Woche zu Woche hoffend, dass endlich die Tschechen das Regiment der Verwaltung übernehmen würden.

Ja, sie übernahmen die Verwaltung; aber die uns gutgesinnten Tschechen standen völlig machtlos vor den neuen Herren. Viele von ihnen liefen dann auch mit fliegenden Fahnen ins neue Lager über und beteiligten sich brutal an dem Raub und den Unmenschlichkeiten. Was sich damals in den sogenannten «Lagern» abspielte, war unbeschreiblich. Und die, die sauber und charaktervoll blieben – es gab auch deren – die mussten schweigen und konnten nur unter der Hand mit Kleinigkeiten helfen. Der vorerwähnte Lagerverwalter, als er etwa vier Wochen nach dem Einmarsch der Russen erstmals zu uns nach Müglitz kam, sagte uns: «Hätte ich Sie doch niemals davon abgehalten, wegzugehen. In Troppau weinen die Steine!» In jenen Wochen mussten die deutschen Müglitzer sich alle melden, und die wilden Aussiedlungen begannen. Wir selbst konnten, dank der Bemühungen unserer Angestellten, vorerst bleiben, bis man uns amtlich nach Troppau holte, wo für mich dann eine Gefängniszeit bitterster Art von etwa neun Monaten begann, bis man mich – mangels irgendwelcher Unterlagen – einfach entlassen musste.

Die Russen waren etwas Unheimliches. Man wusste nie, wie man mit ihnen dran war. Aber sie waren manchmal auch hilfsbereit, selbst gegen Übergriffe der Tschechen. Und was sie nahmen, das war eben Kriegsbeute. Die Tschechen aber, die neben uns gelebt und keinen Krieg mit uns geführt hatten, nahmen uns alles.

¹ in Troppau.

Erlebnisbericht der Stenotypistin Steffi Gritzmann aus Mährisch Ostrau.

Original, 17. Juli 1947, 20 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Flucht der Vfn. vor den alliierten Bombenangriffen auf Brünn nach Wischau; ihre Erlebnisse in den Tagen vor und nach der Besetzung von Wischau durch sowjetische Truppen.

Seitens meiner Firma (Fliegerhorstkommandanten) wurde ich am 11. April 1944 von Königgrätz nach Brünn abkommandiert. Dort verblieb ich bis Ende März 1945. Meine Mutter schrieb mir aus Mährisch Ostrau, wo ich zu Hause war, dass sie mich besuchen will, nachdem jetzt Mährisch Ostrau stark bombardiert wird und wer weiss, ob wir uns jemals Wiedersehen werden. Sie kam bald darauf zu mir und wollte bei mir nur eine Woche bleiben. Als sie dann zurückfahren wollte, ging es nicht mehr, die Bahnstrecke wurde unterbrochen, ist zum Teil zerstört worden durch die Bombenflieger. In Brünn fing es auch schon an mit den Fliegerangriffen. Da blieb der Mutter nichts anderes übrig, als bei mir zu bleiben. Die Fliegerangriffe wurden immer stärker und stärker. Da wir nicht einen richtigen Bunker hatten, schliefen wir schon die Nächte durch im Keller. Kein Auge konnte in der Nacht geschlossen werden. Immerzu hörte man die Einschläge und die Tiefflieger. In der Nähe von unserer Wohnung war der Fliegerhorst, und da war unser Haus der Gefahr ausgesetzt, einen Treffer zu bekommen.

Zufällig kam eines Tages der Sohn von meiner Hausfrau mit einem Militär-Lastauto zu Besuch. Er hatte den Befehl, mit dem Auto nach Wischau zu fahren. Dies war ca. 25 km von Brünn entfernt. Er sah die Gefahr, in der wir schwebten und riet uns zu, mit ihm nach Wischau zu fahren. Wir haben uns nur die notwendigsten Sachen mitgenommen, da wir annahmen, dass es nicht lange dauern wird und wir wieder zurückkommen werden. Die Fahrt ist geglückt, ohne welche Hindernisse zu haben. In Wischau angekommen, übernachteten wir bei einer tschechischen Familie, die mit meiner Hausfrau sehr gut bekannt war. Bei dieser verblieben wir zwei Nächte. Daraufhin bekamen wir eine Wohnung vom Wohnungsamt zugeteilt, und zwar ebenfalls zu einer tschechischen Familie. Es waren dies ältere Eheleute, die hatten zwei Söhne. Der Vater dieser Söhne war vollständig blind. Zuerst war die Familie sehr unfreundlich zu uns, denn sie wollten niemanden aufnehmen. Nachdem wir es aber amtlich bestätigt gehabt hatten, so mussten sie uns die Wohnung überlassen, und zwar bestehend aus 1 Küche und 1 Zimmer. Meine Hausfrau ist mit ihren Angehörigen weitergefahren. Sie flohen vor Furcht vor den Russen. Meine Mutter drängte auch auf Weiterfahrt, aber ich war nicht dazu zu bewegen, da ich mir sagte, dass dies gar keinen Sinn mehr hat, da oder weiter werden uns sowieso die Russen mit ihrem Vormarsch überrumpeln, und vielleicht kann es für uns wo anders viel ärger ausfallen. Wir hatten ausserdem noch einen kleinen Hund mit (Zwerggrasse), namens Scholi. Also waren wir zu dritt an der Zahl und überliessen alles dem Schicksal. So blieben wir da bis zum Einmarsch der Russen.

Auch in Wischau fing es an zu prasseln und zu knattern, Bomben sind ziellos geflogen, kein Alarm konnte gegeben werden, da die Front schon sehr nahe war. Die deutschen Truppen wussten gar nicht mehr, wo sich der Russe aufhält, denn die tschechischen Partisanen hatten die Telefonleitungen der Deutschen durchgeschnitten und so dem Feind zum Vormarsch geholfen. Die Familie, bei der wir wohnten, hatte einen sehr guten Luftschutzkeller, sah wie eine Grotte aus, so dass es darin nicht gefährlich war. In diesem Luftschutzkeller mussten wir Tage und Nächte verbringen, ohne auf die Strasse zu kommen, da ständig bombardiert wurde. Die letzten zwei Nächte, das war zwischen dem 28. April und 30. April 1945, waren am schrecklichsten. Am 28.4.1945 fiel eine Bombe in unseren Hof und zerschmetterte den ganzen Kaninchen- und Hühnerstall, und von der Küche fiel das Dach herunter. Das war ein gewaltiger Krach. Wir dachten, wir kämen aus dem Keller nicht mehr heraus, da der Eingang bestimmt verschüttet sein wird. Als es dann etwas ruhiger wurde, versuchten wir herauszukriechen, um nachzusehen, was geschehen sei. Als wir oben waren, hatten wir zunächst den Eindruck, dass das ganze Haus eingestürzt ist. Aber dann sahen wir, dass nur die Küche einen Schaden erlitten hat. Wir wollten aber dann nicht mehr im Keller bleiben, und wir flüchteten in das nahegelegene Krankenhaus, in welchem wir, nachdem kein anderer Platz frei war, im Badezimmer vorläufig Schutz genommen hatten. Die Kranken waren alle in den Kellerräumen untergebracht, die Krankenzimmer in den oberen Stockwerken waren alle leer. Die Front war schon ganz nahe herangerückt; ich wusste schon, dass wir den Krieg nicht mehr, gewonnen hatten und riet jedem deutschen Soldaten zu, er solle nicht mehr kämpfen, da es sinnlos ist. Manche hielten es für ratsam, sich zu verstecken, manche aber gingen nach vorne. Die russische Artillerie schoss auf das Krankenhaus, da von diesem aus deutsche Soldaten aus den Fenstern mit MG-Geschützen schossen. Meiner Ansicht nach war es nicht am Platze, von einem Krankenhaus zu schiessen und eine Festung daraus zu machen. Das ist dann selbstverständlich, dass der Feind zurückschiessen muss, und so war das Krankenhaus gefährdet. Da aber später die deutschen Soldaten gesehen haben, es bestehe keine Aussicht weiterzukämpfen, flüchteten welche aus dem Krankenhaus und liefen zurück.

Zirka 5 Minuten nach dieser Flucht hörte ich im Hause dunkle, wilde Männerstimmen durcheinanderschreien und schaute aus dem Fenster hinaus, und da sah ich den ersten russischen Soldaten, der mit wilden Augen und mit vorgehobenem Gewehr überall Ausschau hielt. Bald darauf kamen weitere russische Soldaten. Das waren lauter Mongolen mit schief geschlitzten Augen und wulstigen Lippen. Wie ich das sah, pochte mir das Herz vor Angst. Dann kamen noch immer mehr Russen, gingen von einem Raum zum andern, durchstöberten alles und wo was zu klauen war, da klauten sie. Die Kanonenschüsse haben nachgelassen, nur Revolverschüsse hörte man noch von allen Richtungen. Auch zu uns kamen Russen, sie schauten uns an und glaubten, wir seien Kranke. Deshalb hatten sie uns nichts getan. Im Gegenteil reichten sie uns die Hände und grüssten mit den russischen Worten «Zdrasd»¹. Die zwei Söhne der Hausfrau, bei

¹ Russischer Gruss.

der wir gewohnt haben, gingen hinaus, um Ausschau zu halten, was da eigentlich los ist. Als sie zurückkamen, berichteten sie, es solle draussen fürchterlich zugehen, man habe ihnen die Uhren abgenommen und in der Wohnung soll es wüst aussehen. Ausserdem fragen sie nach deutschen Frauen. Ich zitterte vor lauter Angst, dass mich die tschechische Familie verraten wird. Aber es geschah nichts dergleichen. Wir einigten uns später, dass wir vorläufig nicht hinausgehen werden, bis es ein bisschen stiller wird. Nach einer geraumen Weile kam zu uns ein russischer Offizier, gab sich mit uns ins Gespräch, und da ich gut Tschechisch konnte, verstand ich manches, was er erzählte. Er zeigte uns vor allem Fotos von sich und seinen Angehörigen. Er erzählte, er käme direkt aus Wien, er sei Kompanieführer; Wien sei schon in russischer Hand. Ausserdem zeigte er mir ein deutsches Bajonett mit der Aufschrift «Alles für Deutschland», welches er an sich genommen hat, als er den deutschen Offizier erschossen hat. So ist es jedem deutschen Soldaten ergangen, der in die Klauen der Russen kam. Er zeigte auch mitunter, er habe sehr viel Zigaretten, Revolver von deutschen Soldaten abgenommen, welche er erschossen und welche schon tot waren; er hatte auch Schnaps, und so rühmte er sich, dass es ihm doch gut ginge, er habe doch alles. Ich aber dachte mir meines. Schliesslich hat er [es] auf mich abgesehen gehabt, liess mich nicht aus den Augen und meinte, ich solle mit ihm hinausgehen, er wolle mir im obersten Stockwerk tote deutsche Soldaten zeigen, die sie erschossen haben. Ich dachte, er meinte es ernst, aber man deutete mir an, dass er auf etwas ausgehen will. So weigerte ich mich. Meine Mutter bat auch ihn, er solle von mir ablassen, ich sei krank. Er liess sich nicht so leicht abschütteln. Aber schliesslich kam mir meine Hausfrau zu Hilfe, indem sie mir sagte, ich solle ihren Mann, da er doch blind war, nach Hause führen; so gingen wir alle mit. Ich war froh über diese Wendung und habe ihrer Bitte natürlich gleich Folge geleistet. Beim Vorübergehen an dem russischen Offizier zupfte mich dieser an meinem Rochzipfel und zeigte mir mit der Hand, ich solle mit ihm gehen. Ich sagte ihm, dass es doch nicht ginge, er sehe doch, ich muss den alten Mann nach Hause führen. So ist es mir gelungen, ihm zu entschlüpfen. Von anderen habe ich gehört, dass er mich später noch überall gesucht habe. In der Wohnung angekommen, batte diese furchtbar ausgesehen. Alles durcheinander, vieles weggestohlen, meine Papiere waren alle zerrissen, welche ich am Tisch liegen hatte.

Dann gingen wir in den Luftschuttkeller und stellten fest, dass auch da die Russen waren, hatten alles durchgewühlt. Aber das erste war, dass uns der Hund entgegengeläufig kam in aller Frische. Ich freute mich, dass er noch lebte, denn ins Krankenhaus konnten wir ihn nicht mitnehmen. Wo wir hinsahen, war überall Grauen zu sehen. Wir brauchten zwar nicht mehr im Luftschuttkeller schlafen, sondern in unserer Wohnung mit der ganzen Familie, da sie ihre Zimmer an russische Soldaten abgeben musste. Da wenig Platz war, schlief ich in einer Wiege; und nachts, da pochten die Russen an der Tür und an den Fenstern und wollten Einlass. Die russischen Offiziere, die nebenan bei uns wohnten, verjagten diese. Bei Tag war es noch viel schlimmer, da gingen die Russen ein und aus; ich habe mich von diesen ferngehalten, offen gesagt, sie ekelten mich an, und hatte grosse Furcht. Ich sah, wie viele mit gierigen Augen nach mir blickten, wie

Tiere kamen sie mir vor. Ich war ständig in der Wohnung und liess mich gar nicht blicken.

Als unsere russischen Offiziere wegzogen, kamen gleich danach andere ältere Soldaten in die Wohnung und schliefen dort. Diese waren auch anständig, sie verlangten, dass ich ihnen Kuchen backen solle, stellten natürlich Mehl und alles zur Verfügung. Ich habe es auch getan und hatten Freude darüber. So ging es eine Woche hin und her mit der Besatzung. Dann war es ziemlich still.

Anschliessend schildert die Vfn. ihre Internierung durch die Tschechen, die Lebensverhältnisse im Internierungslager und ihre Erlebnisse nach der Freilassung bis zur Ausweisung im Juni 1946¹,

Nr. 14

Erlebnisbericht der Kindergärtnerin Margarete Zimmermann geb. Hawelka aus Friedrichsdorf bei Iglau.

Original, Januar 1956, 10 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Erlebnisse einer Frau aus der Iglauer Sprachinsel in der Zeit vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen berichtet die Vfn.:

Ende Februar 1945 schloss ich meine Ausbildung als Hortnerin in Prag ab. Wir wussten um den Ernst der Lage, denn im Herbst vorher waren wir Kursteilnehmerinnen zur gesundheitlichen Betreuung Panzergräben bauender 12–14jähriger Jungen aus den Kinderlandverschickungslagern eingesetzt gewesen. Nach unserer Rückkehr kamen die vielen Bahntransporte schlesischer Flüchtlinge, die wir ebenfalls für Nächte oder Stunden des Aufenthaltes betreuen halfen und die dann grösstenteils im böhmischen Raum untergebracht wurden. Der Feind kam näher, aber wir glaubten noch an das Wunder der angeblich neuen Waffen, die auf jeden Fall den Russen aufhalten sollten. In Boskowitz bei Brünn² musste ich bis Ostern noch schulentlassene Jungen der KLV betreuen, die vorsichtigerweise doch nach Ostern mit Sondertransport in Richtung Bayern abgingen. Ich musste das Heim noch einem Vertreter der Bezirksbehörde übergeben und hatte grosse Schwierigkeiten mit dem tschechischen Heimpersonal, die forttragen wollten, was nicht nagelfest war. Ich musste feststellen, dass auch der tschechische Hausmeister, der scheinheilig immer betonte, uns zu beschützen, uns bestohlen hatte, aber die Eile, mit der ich mit den dort beschäftigten zwei reichsdeutschen Pflichtjahrmädeln von Brünn abgeholt wurde, weil die Bahn schon grösstenteils durch Partisanensprengungen

¹ abgedruckt unter Nr. 34.

² etwa 30 km nördlich Brünn.

unterbrochen war, erlaubte uns keine Proteste mehr. Kurz vor der Einnahme durch die Russen kamen wir no di aus Brünn heraus. Die grosse Brücke bei Namest war gesprengt, und im Morgengrauen mussten wir schon in Klein-Beranau aussteigen, denn auch die Igelbrücke vor der Stadt war einige Tage vorher gerade in dem Augenblick gesprengt worden, als ein Transport junger Soldaten den Hauptbahnhof verliess. 80 junge Menschen riss der Zug in die Igel. Wir fuhren noch nach Prag, um uns pflichtschuldigt zu melden, und ich bekam den Auftrag, in Ritschan¹ noch Heimkinder zum Abtransport in Richtung Böhmerwald zu bringen. Der Hass und der Hochmut der Tschechen war dort schon offen. Einige einheimische Deutsche waren durch Drohungen so verstört, dass sie sich auf meinen Rat gerne den Kindern anschlossen. Ich selbst blieb mit einem fiebrigen Rheumaanfall zurück und glaubte auch noch der Ordnung halber das Heim übergeben zu müssen. Da& Haus wurde sofort von Soldaten belegt, und als mir der Offizier die Lage und den täglich erwarteten tschechischen Aufstand klar machte, begab ich mich sofort mit kleinem Gepäck auf den Heimweg. Eine ehemalige tschechische Hausgehilfin gab mir freundlichst den Rat, meine Koffer bei ihr einzustellen, ich habe nichts mehr davon gesehen, noch von dem Mädcl auf meine Schreiben eine Antwort bekommen. Zwei Tage brauchte ich, bis ich nach Iglau kam. Es war eine unheimliche Fahrt: die drohende Erregung in Prag und die gemischte Gesellschaft, vielfach Hilfstruppen im Zuge.

Eigentlich wollte ich nur schnell meine Mutter aus Iglau abholen. Aber wohin? Schliesslich hofften wir doch, dass der Amerikaner Böhmen und Mähren besetzen wird und nicht der Russe. Unsere Habe war grösstenteils eingemauert oder vergraben. Viele Trecks fuhren in Richtung SW vorbei, grösstenteils Schlesier, die nach 3 bis 4 Wochen, restlos ausgeplündert, denselben Weg zurückkamen. Wir wussten in dem Hin und Her nicht, was wir tun sollten. Erst als der Volkssturm aufgelöst war und als die letzte deutsche Wehrmachtseinheit Friedrichsdorf verliess, entschieden wir uns wie die meisten Nachbarn zum Bleiben. Der Krieg war ja aus, und in Friedrichsdorf hatten schon immer Deutsche und Tschechen nebeneinander gelebt, und wir hatten keinem etwas Schlechtes getan.

Am späten Abend des 8. Mai 1945 fielen Leuchtfallschirme, und man hörte die ganze Nacht den Donner und das Aufblitzen der Artillerie. Mit uns in der Wohnung befanden sich damals noch zwei Familien, ein Blinder mit Frau und zwei Kindern aus Schlesien und ein über 70jähriger Postbeamter i. R. aus Köln/Rh. mit Tochter und Enkelkind. Morgens um 5 Uhr gab es in der Stadt Panzeralarm, und da wir direkt an der Reichsstrasse Richtung Prag wohnten, suchten wir alle den Keller auf. Kurz darauf donnerte der letzte deutsche Panzer, und ihm folgten nach einigen Minuten schon die Russen. Unaufhörlich rollten alle Arten von Motorfahrzeugen, am nächsten Tag waren es schon meist mit Mongolen besetzte Pferdewagen. Gegen 7 Uhr morgens kam der erste Russe mit einem Tschechen ins Haus wegen Waffen. Der Vater wies die Bescheinigung über die abgegebenen Volkssturmwaffen vor, übergab ihnen seine Jagdwaffen, und sie gingen wieder. Eine Stunde später kam wieder so ein Paar, und der Tscheche fragte nach

¹ Ricany bei Prag.

dem Motorrad des Vaters und nach der «Dcera»¹. Ich war gerade in die Küche um etwas Essbares gelaufen und voller Bange, dass sie meinem Vater etwas tun könnten, ging ich kurz entschlossen die Treppe hinunter. Der Russe packte mich am Arm, nahm mir die Uhr ab, schickte dann den Tschechen fort und wollte mich in eine Tür zerren. Er stank nach Alkohol. Ich fragte erschrocken: «Co chces?»², sah ihn gross an und sagte in tschechischer Sprache: «Zu Haus hast Du doch auch eine Mutter oder eine Schwester?» Der kahlköpfige Russe sah mich an wie einen Geist, drehte sich um und ging fort. Es war mir im Haus nun nicht mehr geheuer, ich versteckte mich im Garten. Eine Deutsche, die mit einem tschechischen Eisenbahner verheiratet war, hielt ein russisches Auto an und hetzte die Rotarmisten in unseren Garten mit dem Hinweis «germanski soldat». Als ich mit noch drei benachbarten Frauen mit erhobenen Händen aus dem Busch kroch, weil der Soldat hineinschiessen wollte, wurden wir sehr ausgelacht. Mein Brotbeutel wurde gefunden, und der russische Unteroffizier untersuchte genau den Inhalt, gab mir aber Stüde für Stück, die goldene Uhr, Halskette mit Anhänger, Ohrgehänge, Reisewedder, Ring usw. zurück, salutierte und fuhr wieder ab. Die Frau des tschechischen Lehrers verschaffte uns wieder Ruhe vor den sich angesammelten keifenden Tschechinnen. Aber von Stunde zu Stunde wuchs unsere Ratlosigkeit.

Vom tschechischen Lehrerkollegen bekam mein Vater den Rat, das Schulhaus zu verlassen. Bevor wir uns noch dazu aufrafften, kam eine Gruppe von ca. 10 Gendarmen und Partisanen ins Haus und durchsuchte alles. Vater und Mutter wurden arg misshandelt, während mich der Ortsgendarm in der Wohnung festhielt. Schliesslich wurde Vater abgeführt. Vor der Schule stand während dieser Szene Franz Hoffmann, Werkmeister der Fa. Ofenböck, mit erhobenen Händen. Derselbe wurde dann im Gefängnis erschlagen.

Nun war die Haustür aufgebrochen, und getreu dem Vorbild der Gendarmen, die sich u.a. gleich Schreibmaschine, Ledermantel und Stiefel mitgenommen hatten, plünderte nun das Gesindel der Nachbarschaft. Abends herrschte auf der Gasse ein unbeschreibliches Durcheinander. Das Haus Kaser in der Leopoldstadt brannte wie eine Fackel, ohne dass jemand ans Löschen dachte. Russisches «Urrä» und tschechisches Jubelgeschrei, Panzerlärm und Schüsse erfüllten die ganze Gegend. Gegen 10 Uhr musste Mutter einigen Russen die Wohnungstür öffnen und für sie kochen. Sie war entsetzt, als sie am nächsten Morgen in die Küche kam und diese voller Unrat vorfand. Ich hatte mich bei den Flüchtlingen verkrochen. Unser Fluchtgepäck war entdeckt und mit den Russen verschwunden. In den ebenerdigen Räumen, die als Vereinsräume zuletzt Flüchtlinge beherbergt hatten, sah es aus wie nach einem Bomenangriff. Aufgeschlitzte Betten, Kleider, Mörtel, Unrat, Bilder, Scherben, Bücher, Papiere u.a., alles kniehoch durcheinander. Das neue Mobilar meiner Schwägerin, in Vorschlägen zum Abtransport vorbereitet, war mit Äxten sinnlos zerschlagen. Kaum waren die Russen aus dem Haus, kamen die Partisanen vom Vorabend wieder, schossen wild um sich, und als die erschro-

1 Tochter.

2 «Was willst Du?»

ckene Frau des Blinden, die kein Tschechisch verstand, ein deutsches Wort sagte, wurde sie angebrüllt, gehohlet, dem Mann die Blindenuhr abgenommen, und die ganze Familie musste sofort aus dem Hause. Ich bekam auch eine Ohrfeige, und meine Brille zersplitterte auf der Steintreppe. Erst nach Monaten bekam ich einen Ersatz. Alle Uniformstücke und was sonst an besseren Sachen ins Auge fiel, wie z.B. Schuhe, Wäsche und das grosse Radio wurden mitgenommen. Während dieser Durchsuchung mussten wir Deutschen alle in einer Ecke mit dem Gesicht zur Wand stehen, von zwei Buben mit aufgesteckten Bajonetten bewacht. Diese Schrecken wurden dem alten Herrn doch zuviel, er suchte sich ein anderes Quartier im Nachbarhause. – Diese Kölner wurden im Juni gesondert abgeschoben und erreichten im Herbst nach ungeheuren Strapazen krank Köln/Rh.

Mutter und ich zogen uns in das hinterste Zimmer zurück und suchten nach noch brauchbaren Kleidungsstücken und Lebensmitteln zum Einpacken, als plötzlich ein baumlanger Kerl mit Kosakenmütze hinter uns stand. Er fragte in gebrochenem Deutsch: «Warum Du traurig? Du Nazzi?» Ich schüttelte den Kopf, sagte, die Tschechen haben meinen Vater fortgeführt. Er sagte nur: «Tschechen nix gut. Du machen gut Quartier für mein Offizier.» Es kam ein Hauptmann, der gefangene russische Hilfstruppen verhörte, und sein Dolmetscher versicherte uns, dass er keine Tschechen hereinlasse und dass wir ruhig schlafen sollten. Wir hatten wirklich eine ungestörte Nacht, aber am frühen Morgen war unser «Schutz» ausgeflogen. Der tschechische Lehrer kam und riet uns nochmals, das Haus zu verlassen und ihm die Schlüssel zu geben. Er fragte uns, ob wir noch einige Lebensmittel für unseren Bedarf haben. Als wir dies verneinten, brachte er von sich aus in einer Tasche Mehl, Zucker und Malzkaffee. Mutter wollte wissen, was mit Vater geschehen war, worauf er uns mit einem Begleiter zum Gemeindeamt schickte. Unterwegs wurden wir von den Ziegelböhm beschimpft. Am Bürgermeisteramt residierte der Národní Výbor und sein Chef, der tschechische Bürgerschuldirektor Stradal, sagte im Nebenzimmer laut zu unserm Begleiter: «Was wollen sie denn, der Alte ist erschossen. Sie sind früher dem Hitler nachgelaufen, so sollen sie ihm jetzt auch nachlaufen.» So wurde unser Vater totgesagt, und wir haben aus diesem Grunde auch keinerlei Bekleidung für ihn mitgenommen. Wir holten uns in der Schule noch einige Sachen und verliessen durch eine Zaunlücke den Garten. Bei Aufräumungsarbeiten in der Wohnung der Eltern durch deutsche Frauen wurden noch Bilder, Sparbücher, Wäschestücke vom tschechischen Lehrer aussortiert und uns geschickt. Dieser tschechische Oberlehrer S. handelte uns gegenüber sehr korrekt und menschlich und musste später angeblich als Kollaborant dafür büssen.

Wir wanderten nach Wetterhöfel. Als wir die Bahnstrecke überquert hatten, fuhr ein Zug nach Iglau. Aus dem Fenster eines Wagens rief einer verzweifelt: «Grüsst mir mein Weib, ich seh sie nimmermehr.» Wer es war, konnten wir nicht erkennen. In der Villa Nitsch fanden wir eine vorübergehende Bleibe für drei Tage, dann kam ein russisches Kommando ins Haus. Schimpfend musste auch der tschechische Hausbesorger sofort räumen, dem die Befreier noch tags zuvor ein Reitpferd geschenkt hatten, das im Garten graste. Indessen zogen von Simmersdorf her viele Gruppen Kriegsgefangener vorbei.

Wir hatten alles erreichbare Brot und Wasserkannen bereitgestellt, und manchmal durften wir den erschöpften Soldaten doch etwas über den Zaun reichen.

Am 13. Mai früh machten wir uns auf, um das Schicksal unserer Verwandten 3 km weiter in der «Kronowitten» zu erkunden. Ein herrlicher Maientag, aber kein Mensch war weit und breit zu sehen. Beim Schatzberg-Müller sahen wir im Garten unter einem Baum ein Bett mit gelbseidener Steppdecke – es könnte unsere gewesen sein – darin schnarchte ein Russe. Wir schlichen uns vorbei. Von Vaters Elternhaus kam uns die schwarzgekleidete Hausgehilfin händeringend entgegen und lamentierte: «Unsere Frau ist heute gestorben!» Die Tante Hawelka war nur auf einen gehässigen tschechischen Verwalter angewiesen und hatte in den Nächten mit ihrer Tochter in Feld und Wald Schutz gesucht. Dabei hatte sie sich den Tod durch eine schwere Lungenentzündung geholt. Sie lag in der Festtagstracht in der Stube aufgebahrt, was aber einige Russen nicht störte, nebenan zu zechen und zu schlafen. Ein tschechischer Bote hatte sogar die Tochter in Wesenz erreicht, sie kam am nächsten Morgen mit ihren Buben die 18 km zu Fuss, und doch war es schon zu spät, der Totengräber hatte die Mutter schon tags zuvor in aller Stille begraben. Mutter und ich machten noch einen letzten Besuch bei Verwandten in Ebersdorf und auf dem Friedhof und wanderten dann hinter Preitenhof querfeldein nach Giesshübl¹. Wir hatten einen unvergesslich schönen Weitblick, so als wollte sich die Heimat noch einmal in schönstem Sonnenschein für immer in unser Herz legen. Kein Mensch arbeitete draussen auf den Feldern, die von breiten Panzerstrassen durchzogen waren. Wir hofften, in Giesshübl eine Bleibe zu finden, aber auch dort war unser Aufenthalt verboten. Die deutschen Bauern waren grösstenteils im Lager des weiblichen RAD eingesperrt, der Siegl-Hof hatte schon einen tschechischen Verwalter, der jedoch die deutschen Frauen weitgehend gegen die Russen schützte, es war der Sohn des tschechischen Nachbarn. Um eine Hoffnung ärmer schlichen wir uns wieder bei der Hintertüre heraus über die Felder zurück nach Wetterhöfel. Mutter bekam Fieber, und so ging ich am nächsten Tag allein wieder auf Suche nach Unterkunft nach Altenberg. Glücklicherweise blieb ich am Weg unbehelligt.

Die Stimmung in Altenberg war ebenso ratlos. Täglich wurden Männer abgeholt zum Vieh- oder Pferdetreiben oder ins Gefängnis. In der Nacht vorher hatten betrunkene Russen, von Tschechen angeführt, meine Cousinen gejagt. Plötzlich war meine Mutter da, ganz abgehetzt. Sie wollte mich warnen, damit ich nicht den Russen in der Villa Nitsch in die Hände lief, denn von dem Räumungsbefehl der Villa wusste ich noch nichts. Im Gasthaus Kirchner hat man uns bereitwilligst aufgenommen zu den ohnehin zahlreichen Schutzsuchenden. In den Räumen der Gastwirtschaft machte sich eine Russenküche breit, wir schälten dafür tagelang «Kartoschki»². – Die allgemeinen Verbote wurden uns erst nach und nach bekannt, denn wir hatten kaum eine Verbindung mit der Stadt. Nun hörten wir auch von den vielen Bekannten, die in der Stunde der Verzweiflung freiwillig aus dem Lebeu gegangen waren. Irgend jemand brachte auch die Nachricht, dass mein Vater bei Aufräumungsarbeiten in der Stadt gesehen worden war. Am

¹ Deutsch Giesshübel.

² Kartoffeln.

nächsten Tag nahm mich. Frau Gasseldorfer, die besser Tschechisch sprach, mit auf die Suche nach ihrem abgeführten Gatten. In der Tiefen Gasse erfuhr ich, dass Vater tatsächlich in der Jakobsschule eingesperrt sei. Wir wollten ihm Wäsche und Brot bringen, durften aber gar nicht bis zum Eingang.

Am 26.5. wurde auch die Kirchner-Wirtschaft ganz von Russen beschlagnahmt, und wir fanden bei Familie Herd in Friedrichsdorf eine Notunterkunft. Ich musste mich täglich zur Arbeit stellen und russische Offiziersquartiere am Tivoli putzen. Es war ein aufregender Dienst, aber wir bekamen gutes Essen und blieben unbehelligt. In den Nächten suchte ich Schutz bei Kaufmann Schrammel, wo ein rumänischer Offizier logierte, der sich eindringenden Russen immer entgegenstellte. In Friedrichsdorf passierte es damals, dass Tschechen eine Anzahl von deutschen Frauen und Mädchen nachts zum Putzen eines Hauses für einen Generalsbesuch holten und diese dann auf das gemeinste einer russischen Meute in die Hände lieferte. Bei Herd schwitzte ich auch einmal zwei Stunden unter der Ofenbank, als mich ein Russe, der mich beim Fenster erblickt hatte, nicht fand und zum Tröste sich von den alten Frauen etwas kochen liess. – Noch einmal war ich in diesen Tagen in Altenberg und wurde von einem rumänischen Soldaten, der sich als Siebenbürger Deutscher entpuppte (aus dem Ort Himmelreich), heil zurückgebracht.

Im Weiteren berichtet die Vfn. über die Internierung der deutschen Bevölkerung der Iglauer Sprachinsel, die Situation der Internierten in den Lagern Gossau, Brünnerberg und Obergoss und über die Ausweisung im April 1946¹.

Nr. 15

Bericht des Wirtschaftsprüfers Dr. D. R. aus Trautenau.

Original, 24. Februar 1953, 8 Seiten (Din A 5), hschr.

Verhandlungen tschechischer Bevollmächtigter der Kaschauer Regierung mit den deutschen Behörden von Trautenau über die Übergabe der Verwaltung in tschechische Hände vor dem Einmarsch der Roten Armee.

Ich war von 1944 bis Mai 1945 zur Notdienstleistung dem Landrate in Trautenau zugeteilt und wurde als ehemaliger Offizier und Akademiker mit juristischer Vorbildung beim Leiter der Gendarmerieabteilung als Referent und Sachbearbeiter des Luftschutzes verwendet.

In dieser Eigenschaft bekam ich Einblick in die Verhandlungen, welche zwischen dem Landrat und seinen Beratern und den Abgesandten der tschechischen Revolutions-

¹ abgedruckt unter Nr. 32.

Regierung in Kaschau Anfang Mai 1945 geführt wurden.

Zum besseren Verständnis der damaligen Situation möchte ich bemerken, dass bereits seit längerer Zeit Unstimmigkeiten zwischen den militärischen und zivilen Befehlsstellen offenbar wurden. Nur der immer stärker werdende Druck der vorgesetzten Dienststellen verhinderte einen offenen Widerstand. Ingeheim war es allen verantwortungsbewussten Dienststellenleitern klar geworden, dass der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten ist und es nur kurze Zeit noch dauern kann. Aber kein Funktionär konnte es wagen, irgendwelche Massnahmen zur Abwendung von Katastrophen vorzubereiten.

Für uns bedeutete es eine wirkliche Erlösung von einem auf uns lastenden unerträglichen Druck, als am ersten Montag im Mai 1945 Landrat und Bürgermeister die Bevölkerung von Trautenau in einer öffentlichen Kundgebung am Marktplatz von den inzwischen eingetretenen Ereignissen in Kenntnis setzen und öffentlich empfehlen, Frauen und Kinder sowie alte und kranke Leute in westlicher Richtung in Marsch zu setzen. Zweifellos erfolgte dieses erste öffentliche Eingeständnis der Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes zumindest auf höhere Weisung, obwohl feierlich erklärt wurde, dass der militärische Widerstand fortgesetzt wird.

Kurz darauf erschienen Abgesandte der tschechischen Revolutions-Regierung mit Vollmachten aus Prag zu dem Zwecke, zunächst durch Verhandlungen mit den örtlichen Zivilbehörden die militärische und zivile Macht auf Basis des freiwilligen Verzichtes der bisherigen Dienstleiter zu erreichen. Letztere verlangten natürlich Garantien für den Schutz und das Eigentum der Bevölkerung und der lebenswichtigen öffentlichen Einrichtungen. Die Abgesandten erwiesen sich als sehr gut informiert über die wirkliche Lage und waren lediglich bereit, im Falle einer freiwilligen Amtsübergabe für eine ungestörte Fortführung der Amtsgeschäfte unter tschechischer Leitung sorgen zu wollen. Gleichzeitig erklärten sie aber, dass nur unter dieser Voraussetzung die Besetzung der Stadt durch die Russen vermieden werden könnte. Die Verantwortlichen waren natürlich bemüht, von den vorgesetzten Dienststellen strikte Weisungen zu erlangen, aber weder telefonische Anrufe in Reichenberg, Aussig noch in Prag vermochten die Lage zu klären. Die militärischen örtlichen Kommandostellen versuchten diese Verhandlungen zu stören. Als aber zwei Tage später das Militär ohne Hinterlassung von Sicherungstruppen zum Schutze der Stadt abgezogen war, wussten dies auch bereits die tschechischen Abgeordneten und veränderten sofort ihre Taktik, indem sie mit Drohungen unternahmen, den Verzicht und die Übergabe zu erzwingen.

In dieser aussichtslosen Lage musste sich die Zivilverwaltung auf eigene Verantwortung zum Handeln entschliessen. Die reichsdeutschen Funktionäre, mit Ausnahme einiger weniger Funktionäre, verliessen in den zeitigen Morgenstunden des auf den Abzug des Militärs folgenden Tages die Stadt. Am selben Tage nachmittags traf unter Führung eines Majors der tschechischen Armee eine Übernahmekommission ein und nahm von der Stadt und dem Bezirk Besitz.

Es wurde ein tschechisch-deutsches Zirkular verfasst und am Stadtplatz unter Hisung der tschechischen Fahnen und Absingung der tschechischen Staatshymne die Besitzergreifung öffentlich verkündet¹.

Diese Ankündigung und die nächsten Amtshandlungen liessen aber sofort erkennen, dass von dem versprochenen Schutz der deutschen Zivilbevölkerung und deutschen Eigentums keine Rede sein konnte. Tschechisches Militär kam erst viel später, nachdem die Russen die Stadt und den Bezirk bereits wieder verlassen hatten. Es waren das die berüchtigten SNB-Verbände, die das deutsche Volk systematisch ausraubten und die Austreibung durch viele Monate mit Waffengewalt fortsetzten.

Als am 9. Mai die Russen in die Stadt einrückten, fehlte nicht nur die erwartete Intervention der Tschechen, um die Russen an den gefürchteten Gewalttaten zu hindern. Sowohl die Russen als auch die mit ihnen eindringenden polnischen und anderen Plünderer drangen rücksichtslos in die deutschen Wohnungen ein, raubten und plünderten auch viele Geschäfte und schreckten nicht zurück, wehrlose Frauen zu schänden und deutsche Bewohner rücksichtslos zu töten. Es ist sogar erwiesen, dass die Tschechen den Plünderern deutsche Wohnungen namhaft machten und sie dorthin führten und sie damit dem Verderben auslieferten.

Wenn die tschechischen Abgesandten bei Beginn der Verhandlungen noch darauf hingewiesen hatten, dass den Deutschen seinerzeit im Oktober 1913 bei der Besetzung sudetendeutscher Städte kein Leid zugefügt wurde und sie auch am Eigentum keinen Schaden erlitten, und wenn wir diesen Versprechungen auch jetzt geglaubt hatten, so sind wir einem Volksbetrug zum Opfer gefallen, wie er schlimmer nicht sein konnte. Leider waren die Tschechen viel besser orientiert über die Verhandlungen in Jalta und das Programm und die Absichten der tschechischen Revolutions-Regierung als wir selbst. Die Austreibung der Deutschen war schon viel früher beschlossen worden².

Jetzt war auch uns, die wir zum Teil bei den Verhandlungen anwesend waren, klar geworden, warum die Tschechen jeder klaren Formulierung des Übergabeabkommens ausgewichen waren³.

¹ Das Zirkular, dessen Original sich im Besitz des Vfs. befindet, hat folgenden Wortlaut:

Bürger der Stadt und des Bezirkes Trautenau.

Am 9. Mai 1945 um 14 Uhr nahm die tschechische Armee die Zivilverwaltung der Stadt Trautenau und gleichzeitig des ganzen Bezirkes in die Hand.

Ich fordere die gesamte Bevölkerung der Stadt sowie des Bezirkes auf, absolute Ruhe und Ordnung zu bewahren, ferner sämtlichen Staats- und öffentlichen Besitz zu schützen und nicht zuzulassen, dass dieser etwa auf irgendeine Art vernichtet oder entfremdet wird.

Dasselbe bezieht sich auch auf den Privatbesitz.

Ein Nichtbefolgen der Befehle und Anordnungen wird nach dem militärischen Strafrecht geahndet.

Der militärische Beauftragte der tschechoslowakischen Armee: Major

Zdenek Likar

² s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 38 ff.

³ Zu solchen Übergabeverhandlungen kam es auch in anderen Städten des Sudetenlandes; vgl. die unter Nr. 19; Nr. 20 abgedruckten Berichte.

Nr. 16

Erlebnisbericht des Gemeindeangestellten Josef Petrich aus Hainspach, Kreis Schluckenau.
Original, ohne Datum, 12 Seiten, beehr, Teilabdruck.

Vorgänge in Hainspach bei der Besetzung durch polnische Einheiten der Roten Armee.

Bereits Anfang April 1945 wurden Gerüchte verbreitet, dass russische Panzer bereits vor Bautzen stünden. Als dann gegen Mitte April die ersten Flüchtlinge aus der Umgebung von Bautzen in Hainspach eintrafen, erhielten diese Gerüchte ihre Bestätigung. Schon über ein Jahrzehnt hatten wir einige Familien alle Montage abends ein gemütliches Beisammensein im Gasthause unseres Freundes P. H. in X., jenseits der Grenze. Von dort hörten wir eines Abends die Abschüsse und Einschläge von dort stehenden Panzern. Es handelte sich hierbei um die schweren Kämpfe um Bautzen, besonders der Ortenburg. Nun nahten der unheilvolle 8. und 9. Mai 1945. Gerüchte, die sich nachher bewahrheiteten, besagten, dass die Russen bereits über Putzkau nach Ober- und Nieder-Neukirch vorgestossen wären und weiter nach Ringenhain und Steinigtwolmsdorf vordringen. Um mir Gewissheit zu verschaffen, fuhr ich am 8. Mai, nachmittags gegen 3 Uhr, von meiner an der Schiendstrasse gelegenen Wohnung nach X. zu unserem Freunde P. H. Dieser erschrak und sagte: «Sieh ock, dass de suh geschwind wie möglich hejm kimmst, denn de Russen warden wull sch un ei Röhrschorf sein.» Ich fuhr in schnellem Tempo zurück, und als ich gegen den Ort zu kam, sah ich bereits in den ersten Häusern weisse Fahnen flattern. Der Volkssturm hatte bereits vormittags seine Uniformen ausgezogen und seinen Dienst eingestellt.

Da ich am Bürgermeisteramt Hainspach seit fast 22 Jahren als Angestellter das Meldeamt innehatte, begab ich mich sofort dorthin und meldete mich beim Bürgermeister, wo wir alle Angestellten versammelt waren. Da im Hainspacher Schlosse Waffen-SS stationiert war, die Widerstand zu leisten versuchte, der jedoch völlig aussichtslos war, konnte sich die Lage äusserst kritisch gestalten, da der Bürgermeister den Befehl zur Hissung der weissen Fahne am Bürgermeisterramt gegeben hatte.

Unterdessen eröffneten zwei Geschütze der deutschen Wehrmacht, ein Geschütz stand in Niederhainspach, das andere gegen Gross Schönau zu, das Feuer gegen die in Oberhainspach anrückenden russischen Truppen. Auch ein Pakgeschütz war neben der Kirche eingebaut und begann zu feuern. Während dieser Schiessereien gingen die Angestellten einer nach dem andern nach Hause zu ihren Familien, und der Bürgermeister und ich waren allein am Amte. Obwohl mir das Bürgermeisterramt, Hainspach Nr. 125, als äusserst massives Gebäude vollkommen sicher schien und ich dem Bürgermeister versicherte, bei ihm zu bleiben, komme was wolle, so bat er mich, mit ihm in das danebenstehende Wohnhaus des Rudolf Schneider Nr. 124 zu gehen, wo wir die Nacht verbrachten. Bevor wir gingen, stieg ich zum Dachboden hinauf und sah bereits die auf den Höhenrücken der Sohlander Seite in Schwarmlinie vorstossenden Russen. Die Nacht

verlief bis auf Schiessereien ohne weitere Vorkommnisse. Gegen 5 Uhr früh fielen Schüsse von den sich über Neuhainspach und den Wachsberg zurückziehenden deutschen Soldaten. Der Bürgermeister, welcher in Niederhainspach Nr. 314 wohnte, sagte zu mir: «Ich gehe jetzt einmal nach Hause, bin aber sofort im Gasthause «Gerberseff» zu erreichen.» Somit war ich mutterseelenallein am Bürgermeisteramte und harpte der kommenden Dinge. Gegen 6.15 Uhr des 9. Mai 1945 machte eine Kompanie polnischer Soldaten vor dem Amte halt. Der Kompanieführer, scheinbar ein Hauptmann, verlangte den Bürgermeister. Als ich ihm zu verdolmetschen versuchte, dass der Bürgermeister im Gasthause «Gerberseff» sei, musste ich an seiner Seite an der Spitze der Kompanie bis zum Marktplatze mitmarschieren und erhielt einen Soldaten als Begleiter, und wir machten uns auf, den Bürgermeister zu holen. Ich unterrichtete ihn, dass ihn der Hauptmann sofort zu sprechen wünsche, und unter Eskorte gingen wir zurück zum Marktplatze, wo gerade ein Gefangener der Waffen-SS eingebracht wurde. Der Hauptmann übergab dem Bürgermeister das Manifest zum sofortigen Anschläge an allen öffentlichen Plätzen, und wir wurden entlassen.

Unterdessen wurde meiner Familie, welche die ganze Nacht infolge der in nächster Nähe einschlagenden Granaten im Keller verbrachte, die Nachricht zugetragen, ich sei von den polnischen Truppen mitgenommen worden. Als ich dann gegen 9 Uhr vormittag nach Hause kam, atmeten meine Frau und Tochter erleichtert auf. Folgende Wohnhäuser in Oberhainspach wurden von Granaten getroffen: Haus Nr. 82 des Josef Rämisch (Christel Bauer), Nr. 83 des Karl Gotthard (Felsenkeller), Nr. 102 des Josef Frind (Grohmenbauer), Nr. 104 des Karl Kettner, ferner fielen Granaten in die Gärten Nr. 28 des Josef Meyer und Nr. 23 der Anna Gotthard. Der Bauer Josef Frind und seine Schwester Mathilde Frind, welche sich im Schweinestall versteckt hatten, wo eine Granate einschlug, waren die einzigen Todesopfer des Beschusses. Nach einigen Tagen fand der Totengräber Josef Riedel am Waldrande von Toni Bauers Gute einen erschossenen polnischen Soldaten, welcher am hiesigen Friedhofe beerdigt wurde. Die polnischen Soldaten sagten: «Warum fürchten? Wir gut, aber was nachkommen, nicht gut.» Sie verhielten sich im Verhältnis zu den nachrückenden sowjetrussischen Besatzungstruppen ziemlich ruhig, und waren im Besonderen keine schweren Gewalttätigkeiten zu verzeichnen. Alle hofften, nun das Schlimmste überwunden zu haben, aber es war nur eine kurze Ruhepause vor dem Sturm. Was dann folgte, war ein endloses Kapitel von Demütigungen, Gewalttätigkeiten und Ungerechtigkeiten.

Bevor ich auf die weiteren Ereignisse eingehe, möchte ich noch kurz eine Auseinandersetzung schildern, welche weittragende Folgen hätte haben können. Am letzten Sonntage vor dem Einmarsch hatte es sich der Ortsleiter der NSDAP in den Kopf gesetzt, die gesamte Bewohnerschaft von Hainspach, ca. 3'000 Personen, für Montag, den 7. Mai 1945 zur allgemeinen Flucht aufzurufen. Da ich als stellvertretender Leiter der NS-Volkswohlfahrt darüber mit zu entscheiden hatte, machte ich ihm klar, dass eine Massenflucht der helle Wahnsinn sei, da wir ja kein Fluchtziel mehr haben und die Bevölkerung den grössten Strapazen und Entbehungen ausgesetzt würde, was wir niemals

verantworten können. Der Ortsleiter jedoch vertrat starr die Ansicht, wir erreichen noch die Elbe, und dort stehen bereits die Amerikaner. Diese Auseinandersetzung spielte sich am Bürgermeisteramt unter Teilnahme des Bürgermeisters ab. Da der Ortsleiter von seiner sinnlosen Idee nicht abzubringen war, sagte ich ihm Folgendes: «W., wenn Du willst, kannst Du ja flüchten, aber dross de Bevölkerung ne met flücht, dou wardo ich drfür sorgen.» Der Bürgermeister war der gleichen Ansicht, und so unterblieb die Flucht. Es stellte sich erst später heraus, dass unsere Ansicht richtig war, denn die Flüchtenden von umliegenden Ortschaften, welche auf den Strassen dicht gedrängt vorwärts zu kommen suchten, wurden von Tieffliegern angegriffen und mussten umkehren.

Am Bürgermeisteramte wurden sofort tiefgreifende Personalveränderungen vollzogen. Vorsitzender des Národní Výbor wurde Anton Hubert, Gerichtsbeamter, und, soviel ich mich erinnere, Stellvertreter Franz Bubenik. Von den früheren Angestellten verblieben nur Frau Marianne König und meine Wenigkeit, da wir einigermassen die tschechische Sprache beherrschten. Unterdessen wurden Kundmachungen erlassen, alle Waffen und Munition, Feldstecher, Photoapparate sowie alle Radios und Musikinstrumente binnen 48 Stunden abzugeben.

Noch war es verhältnismässig ruhig. Als dann aber die sowjetischen Besatzungstruppen einrückten, begannen die Plünderungen und Gewalttaten. Der unglückliche Umstand, dass in der Firma Britze und Söhne immense Mengen Wein und in Gärung befindliche Fruchtsäfte lagerten, welche die Russen in unbeschreiblichen Mengen verkonsumierten und sich bis zur Bewusstlosigkeit betranken, brachte es mit sich, dass nach solchen Zechgelagen dann zahlreiche Gewalttaten einsetzten. Unterdessen begann die Verhaftungswelle.

Im Folgenden schildert der Vf. die Ereignisse nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung und die Austreibung im Juni 1945¹.

Nr. 17

Erlebnisbericht der Maria Hübner aus Riegersdorf, Kreis Tetschen.

Original, 26. Oktober 1955, 3 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Geschehnisse in Königswald, Kreis Tetschen, nach dem Einzug sowjetischer Truppen.

Als am 8. Mai 1945 nachmittags das russische Heer auf der Teplitzer Strasse von Königswald und von Eulau kommend nach Leukersdorf marschierte, war alles in heller Aufregung. Ich wohnte zu dieser Zeit mit meinen Kindern, 8 und 1 Jahr alt, bei meinen

¹ abgedruckt unter Nr. 84.

Eltern in Königswald, während in meiner eigenen Wohnung in Riegersdorf, bei Flegel-Schellmann, eine Flüchtlingsfamilie wohnte. Während des Durchmarsches ging alles gut. Die Männer des Hauses standen bereit, wasserverlangenden Russen dasselbe zu reichen. Als es dunkelte, verhielten wir uns ruhig und still. Familie Hampe ging nach Steinsdorf schlafen. Frau Baum geb. Schiller und ich versteckten uns auf den Boden. Von da beobachteten wir.

Sehr viele Russen gingen zu Rotsch, welche hinter Schillers Haus ihr Häuschen hatten, sogar ein Reiter. Bei Kühnel Bauer brannten sämtliche elektrischen Birnen, und Gejohle und Geschrei drang bis zu uns herauf. Auch in den anderen Häusern geisterten Lichter durch das ganze Haus, und manchmal war ein Gepolter, als ob Möbel umgeworfen würden. Hilfsschreie von Frauen und Mädchen, Kinderweinen hörten wir, und immerzu wurde geschossen. Wir zitterten bis ins Herz hinein. Ob auch die Russen hier hereinkommen? Der Gedanke daran liess uns erschauern, und immer wieder schrie jemand um Hilfe, und keiner konnte diesen armen Menschen helfen. Als Mitternacht vorüber war und der Durchmarsch beendet, schlichen wir uns nach unten. Ich musste Gewissheit haben, ob meine Eltern in Gefahr waren. Die Kinder schliefen, alles war still. Da schlug ein Gewehrkolben an die Tür. Wir hörten russische Laute. Entsetzt eilten wir nach oben. Doch hatte ich keine Ruh und schlich bald nach unten. Nichts rührte sich. Mein Vater murmelte immer wieder: «Das ist die Blutnacht von Königswald.» Es war schrecklich. Meine Mutter und ich beteten zu Gott um Hilfe. So graute der Morgen. Allmählich wurde es draussen still.

Als wir mit Nachbarn zusammenkamen, erzählte Frau Rost, sie war mit ihrer 15-jährigen Tochter aus dem Fenster gesprungen, um so den Russen zu entgehen. Bei Kessler Bäcker waren Scheiben eingeschlagen und die Wohnung verwüstet. In Lehrer Pauls Haus hatte man sämtliche Flüchtlingsfrauen vergewaltigt. Vom Walter Bauer schleppten viele Leute Kisten. Sie lagerten in der Scheune. Auch ich ging und holte mir zwei, das wimmelte nur so von Menschen. Auch Russen kamen und holten welche, doch halfen sie auch alten Leuten solche wegtragen. Es war Schweinefleisch in kleinen Dosen, das uns noch sehr nützen sollte. Manche ergatterten 8 bis 10 solcher Kisten und schleppten sie auf einem Wagen weg. Nachmittags gab uns Noak Bretter, und wir schufen einen Versteck ganz unter dem Dach. Dahin brachten Kesslers ihre geretteten Betten, und alle Frauen und Mädchen aus der näheren Nachbarschaft schliefen fortan dort oben. Die dazu benötigte Leiter wurde mit hinaufgezogen, und keiner fand uns.

So lebten wir 14 Tage. Nur die zweite Nacht ging ich zu meinem Bruder nach Steinsdorf schlafen, denn ich redete fortwährend laut und gestikuliert dauernd mit den Händen herum. Unterdessen räumten Polen meinen Kleiderschrank aus. Meiner Mutter drohten sie mit einem langen Messer. Sie musste sich ganz ruhig verhalten. Die übrige Wäsche verstaute ich nun in einer Kiste im Schuppen. Auch sämtliche Fahrräder und Handwagen waren aus der Scheune gestohlen worden. Wir getrauten uns nicht auf die Strasse. Nur an dem Apfelbaum, der zum Küchenfenster hereinwinkte, merkten wir, dass es draussen schön sein musste, er blühte wie noch nie zuvor, doch mir war jegliches

Gefühl dafür abhanden gekommen. Oftmals wurden Herden von Rindern oder Pferden auf der Strasse von den Russen getrieben.

Nach 14 Tagen besetzten die Tschechen alle Ämter. «Jede nicht bewohnte Wohnung wird beschlagnahmt», hiess es. So machte ich mich auf, weil auch die Strassen nicht mehr so vollgestopft waren, in der meinen nach dem Rechten zu sehen. Bei Schellmanns lebten 8 Franzosen. Sonst keiner zu sehen. Meine Wohnung stand offen, doch vermisste ich nichts. Acht mir unbekannte Decken lagen im Schlafzimmer. Sie gehörten der NSV, wie sich herausstellte, und gab sie später an Sogasser, der 12 Stück an meine Flüchtlingsfrauen abgegeben hatte. Er war verzweifelt, denn er sollte alles abliefern, was er nun nicht konnte, denn auch andere Flüchtlingsfrauen nahmen welche mit. Sie waren im letzten Moment zum Ami gemacht.

Im Folgenden schildert die Vfn. die Austreibung aus Riegersdorf nach Sachsen, Ende Juni 1945.

Nr. 18

Erlebnisbericht des schweizerischen Staatsangehörigen Rudolf Grünig.

Original, 10. September 1955, 8 Seiten mschr. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchnotizen.

Erlebnisse des Vfs. im Nordsudetenland in den Tagen der deutschen Kapitulation und nach dem Einmarsch der Roten Armee; seine Flucht nach Sachsen und die Rückkehr ins Sudetenland.

Unter dem näherrollenden Grollen der Schlacht im deutschen Schlesien verliess ich mit einem der allerletzten westwärts fahrenden Züge meinen langjährigen Wirkungsplatz Reichenau/Sa. und gelangte am Abend in die zuständige Kreisstadt Zittau. Was ich mitnehmen konnte, habe ich als Reisegepäck in Zittau nach Komotau bzw. Klein Priesen aufgegeben. Mit bangen Gefühlen fuhr ich nachts bei Grottau über die sächsisch-sudetendeutsche Grenze nach Reichenberg. In der gleichen Nacht brachte ich mit dem Zug die Strecke Reichenberg–Teplitz hinter mich. Er brachte mich an Niemes, Böhm. Leipa vorbei nach Tetschen-Bodenbach. Namen, die mir nicht fremd klangen, die mich vielmehr an Tage und Stunden glücklicher Erlebnisse erinnern. Der nächtlichen Fliegertätigkeit wegen kam der Zug nur sehr langsam vorwärts, doch passierten wir Aussig und Teplitz anstandslos. In Dux gab es langen Aufenthalt vor und nach dem Bahnhof, und die Brüxer Gegend wurde bereits am Morgen nur im Schrittempo befahren. Um ca. 6 Uhr morgens endete diese Fahrt mit einem Tieffliegerangriff wenige Kilometer vor Komotau. Menschenleben waren glücklicherweise keine zu beklagen, aber die Lokomotive und Schienen waren arg zugerichtet – ich strandete mit Bauchlandung wie viele andere in einem nahen Gebüsch.

Meine Gedanken kreisen immer um Zuscha und meine Braut, von der ich schon wochenlang nichts mehr gehört habe. Zu Fuss erreiche ich nach etwa 2 Stunden das klei-

ne, reindeutsche Dorf Zuscha, welches gut 12 km östlich Komotau im Dreieck Komotau–Potscherad–Saaz liegt. Zu meiner grossen Beruhigung finde ich alle Angehörigen meiner Braut und diese selbst bei guter Gesundheit. Es ist Mitte April 1945, man weiss, dass der Krieg für Deutschland verloren ist, und nur unverbesserliche Optimisten können noch an ein Wunder glauben. Aber man hat die Hoffnung, es mögen westliche Armeen bis hierher vordringen. Den Rhein haben sie ja längst überschritten und stehen in zügigem Vormarsch direkt auf Böhmen zu. Ob die westlichen Alliierten wissen, welche wichtige Rolle Böhmen schon immer gespielt hat und welche Bedeutung ihm in jenen Tagen wieder für Europa hätte zukommen können?

Ende April schlage ich vor, unsere bewegliche Habe auf zwei Fuhrwerke zu verladen, um damit dem Westen zuzusteuern – in unserem Fall in meine Heimat, die Schweiz. Vier Pferde standen damals noch im Stall. Davon will aber Vater Linhart nichts wissen, und andere Bauern lachen mich aus. Da käme doch höchstens pro Dorf etwa ein Kommissar in Betracht – im Übrigen würde man mit den Tschechen schon fertig. Nun, ich musste mich natürlich fügen, umso mehr als ich annehmen durfte, dass diese Grenzlandbewohner besser Bescheid wüssten als ich als Ausländer.

Am Tage der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands fuhr eine motorisierte Verpflegungskompanie in unser Dorf. Es waren die letzten deutschen Soldaten, die ich im Verbandsverband gesehen habe. Sie verbrannten auf unserem Hofplatze einen ganzen Haufen militärische Dokumente, verteilten verschiedene Bäckerei- und Fleischereimaschinen und Geräte unter die Bevölkerung, liessen ausserdem auf unserem Hofe eine komplette Einrichtung zur Herstellung von elektrischer Energie stehen und fuhren davon. Wie sie sagten, wollten sie sich dem vorrückenden Ami in der Nähe von Saaz ergeben. Gegen Abend kamen sie in grösster Verwirrung und höchster Eile wieder. Sie seien knapp dem Russen entronnen. Die Russen in Saaz! Das war die erste erschreckende Nachricht von seinem baldigen Kommen. Die deutschen Soldaten fuhren sogleich weiter in Richtung Komotau. Vielleicht haben sie doch noch irgendwo den Ami gefunden.

Der Junge unserer Schaffersleute war am Nachmittage in Komotau. Er kam in einer Aufregung heim und brachte die Nachricht, der Amerikaner sei 10 km westwärts Komotau von Karlsbad herkommend gesehen worden. Die Flüchtlingskolonnen hätten aber den gesamten Verkehr zum Stocken gebracht. – Das Sudetenland war ja Sammelbecken für all die Millionen Flüchtlinge aus Schlesien geworden, und selbst Ostpreussen haben eine Zeitlang bei uns Quartier bezogen gehabt. – Unsere Hoffnung stieg gewaltig an, vielleicht kommt doch der Ami bis zu uns. Was wäre das für ein Glück!

Indessen hörte man zunehmenden Gefechtslärm, Kanonendonner, das unzweideutige Bellen russischer Maschinengewehre aus der Brüxer Gegend. Es war zur Gewissheit geworden, dass sich hier in unserer Gegend, falls die Gerüchte um den Ami zutrafen, die beiden Kriegsmächte treffen mussten.

Der Krieg war offiziell vorbei, aber immer noch donnerten die Kanonen, schwiegen die MG nicht und mussten in letzter Stunde hüben und drüben Menschen sterben. Nachts um 9 Uhr hörten wir auf einmal das tiefe Brummen schwerer Motoren und das

Mahlen stählerner Ketten auf harter Strasse. Verwandte meiner Braut tauchten plötzlich, aus Holtschitz bei uns auf. Sie dachten bei mir als schweizerischem Staatsangehörigen besseren Schutz zu finden. Zudem befanden sich in ihrem Dorfe zahlreiche Tschechen, teils ansässig, teils als zugezogene und hergeschickte Arbeitskräfte. Es kam dort schon tags zuvor zu Ausschreitungen gegen die deutsche Einwohnerschaft. Sie brachten auch die Nachricht, dass der Russe im Anmarsch sei.

Auf einmal rannten Leute im Dorf herum – von unten nach oben, von oben wieder nach unten. So ähnlich mögen die Römer gerufen haben, als Hannibal plötzlich vor den Toren Roms stand. «Die Russen kommen, die Russen kommen!» Ihr Ruf erstarb ihnen plötzlich auf den Lippen, denn nun waren sie wirklich da.

Auf schweren Stalinpanzern hingen erdbraune Gestalten, 20-30 an der Zahl auf jedem Panzer. Die Panzer fuhren im Viereck auf, die mitfahrenden Infanteristen schwärmten sofort nach allen Richtungen aus.

(Hier finde ich wieder ein Blatt meiner damaligen Tagebuchaufzeichnungen, ich fahre deshalb getreu diesen Aufzeichnungen fort):

Die Panzer mit aufgesessener Infanterie fahren, da sie keinen Widerstand zu fürchten haben, sofort weiter – sie sind harmlos und verschwinden, wie sie gekommen sind. Meine Uhr zeigt 22 Uhr. Eine Stunde später trifft ein neuer Verband ein. Diese beginnen gleich mit Durchsuchen der Häuser nach Uhren, Ringen und sonstigen leichtbeweglichen Wertgegenständen. Sie nehmen mit, was sie in ihrer Eile finden, drohen mit vorgehaltener Pistole mit Erschiessen, falls innerhalb 5 Minuten nicht sämtliche Uhren abgeliefert sind. Ich sehe Russen, die bereits an beiden Armen einige Armbanduhren umgebunden haben. Fast müsste ich lachen, wenn die Situation nicht gar so gefährlich aussehen würde. Bereits taucht unser Polenarbeiter mit zwei gemeingefährlich aussehenden, uns fremden Ostarbeitern auf. Er geht mit ihnen hemmungslos im ganzen Haus herum – plündern. Als er mit zwei meiner Mäntel, samt Lederhandschuhen und Hut hinauswill, stelle ich ihn zur Rede. Er grinst mich nur spöttisch an und haut ab. Meine Zeiss- Ikon (Super-Ikonta) haben vermutlich auch diese drei gefunden. Sie ist am Morgen weg. Vater hat zwei Uhren, unsere auf dem Hofe mitarbeitende Tante (an Stelle der längst verstorbenen Mutter meiner Frau) die ihre eingebüsst. Wir begeben uns im Anschluss an diese erste Plünderung in den Kartoffelkeller, doch bleiben wir dort nicht gar lange, da uns dieser Zufluchtsort zu unheimlich vorkommt. Von dort schleichen wir uns (meine Braut und ich sowie drei Leute aus Holtschitz) in den Garten, wo wir uns in den Sträuchern verbergen. Zwei Uhr früh (9.5.45) flüchten wir uns aufs freie Feld hinaus und verbergen uns hinter einem hohen Strohschober. Fast trete ich auf einen hier liegenden, kranken, alten Russen in graubrauner Uniform. Er stöhnt, ist krank, weigert sich aber aufzustehen und die 100 Schritt bis zur Strasse zu gehen, wo die russischen Kolonnen unaufhörlich vorbeiziehen. Sie nehmen keine Kranken mit, sagt er meiner Frau, die soviel Tschechisch kann, dass sie sich mit dem Russen verständigen kann. Tatsächlich haben wir auch in den nächsten zwei Tagen nie ein Vehikel gesehen, das wir als irgendwie Ambulanzfahrzeug hätten taxieren können.

Beim Tagwerden «kehren» wir heim, wo inzwischen einige Russen ihre erste Visitenkarte hinterlassen haben. Es sieht in der ganzen Wohnung wie in einem Saustall aus. Unser alter Vater, der sich abends wie immer zu Bett begeben hatte, wurde in dieser Nacht unsanft aus dem Bett geworfen, zwei Russen schliefen dann in Uniform und Stiefeln drin. Unter dem Bett liegen nun grosse Haufen Brot, den Backofen, wo grad an diesem Morgen für die kommenden 14 Tage Brot gebacken wurde, verwechselten die Russkys scheinbar mit dem Abort. Russky kultura, da kann man halt nix machen! Oben auf dem Boden findet einer dürre Zwetschgen. Er füllt ein Nachtgeschirr damit und reicht die Früchte seinen Kameraden herum. Dafür tritt einer aus dem Haus, eine schöne, porzellanene Suppenterrine in der Hand. Er leert den Inhalt (das Ergebnis seiner Notdurft) auf den Misthaufen.

Irene, eine gut Deutsch sprechende Ukrainerin, die seit 1940 bei uns arbeitet, weint. Nach dem Grund ihrer Traurigkeit befragt, sagt sie, dass sie uns bald verlassen müsse, sie müssten alle wieder heim. Die andere Ukrainerin, weit weniger intelligent, lässt alles in stoischem Gleichmut über sich ergehen. Die kleine Russin aber, die immer faul und frech gewesen war, tritt auf als halbwegs Besitzerin unseres Hofes. Sie getraut sich jedoch nicht recht, weil sie von jener Irene immer wieder zurechtgewiesen wird. Den Dank für menschenwürdige Behandlung können wir nun in diesen ersten Tagen furchtbarer Erniedrigung einheimen. Irene beschützt uns, wo immer sie kann. Der alte Russe aber, der ebenfalls bei uns in Arbeit stand, ist spurlos verschwunden. Er hat nichts mitgenommen, nur was er gebracht hatte – und das war armselig genug. Ein Hohelied diesem Manne! Er hatte als Kind noch die verlöschenden Tage des Zarenreiches erlebt und zankte sich ständig mit der kleinen Russin herum. Sie vertrugen sich aus weltanschaulichen Gründen nicht. Nun musste er die Rache dieser kleinen Hexe fürchten. Darum ist er zu guter Stunde heimlich weggegangen.

Das Dorf ist vorübergehender Ruheplatz für von drei Seiten durchziehende Truppen der Roten Armee. Sie kommen von Komotau her, andere von Dresden her über Brüx und die dritten aus der Richtung Kaaden–Postelberg. Alle ziehen sie hier weiter allgemeine Richtung Prag, wo sich ein gewisser Schörner noch nicht ergeben wolle¹. Mit seiner ehemals friedlichen Ruhe ist es aus im Dorfe Zuscha. Die «einheimischen» Ostarbeiter – allen voran die Polen – organisieren zügelloseste Plünderung und hetzen die an und für sich friedfertigen Russkys gegen die deutschen Einwohner auf. So nach und nach wird alles umgewühlt, fortgetragen, verschleppt oder sinnlos zerstört, was den «Plünderungskommandos» in die Hände kommt.

Während meine Braut sich mit den meisten andern Mädels des Dorfes in einem Nachbarhofe versteckt hält, haben wir daheim keine ruhige Minute mehr. Ich bange um die Sicherheit meiner Braut. Das Nachbarhaus, Krämerladen und Wirtshaus des Dorfes, wird seit dem Morgen früh systematisch ausgeplündert. Das einst wohlhabende Ehepaar Karras ist bettelarm geworden. Treppauf, treppab geht's bei ihnen. Rotarmisten und

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, S. 56 ff.

Ostarbeiter tragen armvoll Wäsche, Kleider, selbst Möbelstücke, sackweise Lebensmittel fort.

Am Beispiel der vorerwähnten Verpflegungskompanie habe ich den Zusammenbruch der einst ruhmreichen deutschen Wehrmacht erlebt, nun musste ich auch noch zusehen, wie wildgewordene Horden einer Siegermacht hemmungslos plünderten und wüsteten. Ist das noch zum Aushalten? Ach, waren wir damals noch ahnungslos, was unser aller noch warten sollte!

Nachmittags (9.5.) hole ich meine Braut aus ihrem ziemlich fragwürdigen Versteck ab und begeben mich mit ihr ca. 2 km vom Hofe weg ins freie Feld hinaus. Die Russen haben Schnapszuteilung bekommen und wollen um 16 Uhr den Sieg feiern. Wir aber wollen uns vorsehen, weshalb wir uns weit draussen in den hohen Klee legen.

Es ist das Schlimmste zu befürchten. Am Nachmittag, während wir draussen um unser aller Schicksal bangen, auf der Strasse seit 8.5. nachts fast ununterbrochen Kolonne um Kolonne in raschem Tempo durchzieht, wird zu Hause unter Anführung der Polen geplündert. Ob auch unsere schöne, teure Aussteuer mit weg ist? Im Laufe des Tages sind die Pferde weggenommen worden – der Bauer ist seiner besten Arbeitskraft beraubt. Die frischgebackenen Brote sind verschwunden, Fleisch- und Mehlvorräte zum grossen Teil dazu. Schwere, schwere Sorgen drücken uns alle. Dazu die Angst um meine Braut, unsere Frauen alle. Beim Dunkelwerden kehre ich mit meiner Braut zum Hofe zurück, entschlossen, fortzugehen. In der Heimat können wir in Frieden und Freiheit ein neues Leben anfangen. Vater ist nicht nur unserer Meinung, sondern er rät uns, raschmöglichst zu verschwinden. Er sei alt, ihm würde nichts geschehen, und die Tante käme ihres Alters wegen wohl auch ungeschoren weg. Mit dem bekleidet, was wir gerade trugen und mit ganz wenig Habseligkeiten, die uns die Ukrainerin Irene, ihre Kollegin Anna und ihr «Mann» Kasimir nachtragen (es sind auch etwas Lebensmittel dabei), brechen wir auf. Es ist 10 Uhr nachts. 200 m von daheim nächtigen wir hinter einem Strohaufen. Schlaf finden wir natürlich keinen. Die Ungewissheit unseres Fluchtweges, die Sorgen um die Zurückgebliebenen, das harte Lager und die Kühle der Nacht verunmöglichen den Genuss eines erquickenden Schlafes. Plötzlich schrecken wir auf. Deutlich ist der Angstschrei zweier oder gar mehrerer Frauen zu vernehmen. Wir fühlen uns hier nicht mehr sicher und schleichen weiter weg in ein hohes Kleeefeld.

Es ist 3 Uhr früh am 10. Mai 1945 – wir treten unseren Fluchtweg weiter an. Er führt uns zunächst zwischen Klein Priesen und Trupschitz einem aufgeworfenen Wassergraben entlang, an der östlichen Peripherie von Wurzmies vorbei in Richtung Görkau. Auf einer Anhöhe liegen russische oder tschechische Posten auf der Lauer. Wir ziehen durch eine Mulde an ihnen vorbei, von jenen wohl ungesehen, gelangen an ein kleines Bächlein in einer Waldmulde und stossen dort auf eine flüchtige Familie der Ortschaft Kaitz. Sie erzählen Schreckliches – der tschechische Mob hat seine Stunde schlagen gehört. Vom Dorfe her ist dauernd wilde Schiesserei und Geschrei zu hören. Wir ziehen uns im nassen Klee und über Äcker in Richtung Wurzmies zurück, treffen auf «Leidensgenossen» und biegen mit jenen drei Mann rechts ab, Görkau zu. Der eine Begleiter

erweist sich als deutscher ehemaliger KZ-Gefangener. Er erzählt in der Folge schreckliche Einzelheiten, hält aber daran fest, dass weitaus der grösste Teil seiner ehemaligen Leidensgefährten nicht politisch Verfolgte, sondern Kriminelle waren. Wir wussten damals noch wenig von diesen KZ-Greueln und konnten seine Erzählungen fast nicht glauben. Doch belehrte uns der andere Begleiter bald eines andern. Dieser entpuppt sich als ein einstiger baltischer Diplomat, und sein privater Pass lautet auf einen Frhr. von Sass. Er hatte von Dresden aus flüchten müssen, kam in Brüx mit seiner Familie mitten in die Schiesserei, die wir am 8. Mai bei uns gehört hatten, verlor seine Frau und seinen Sohn und floh nun allein weiter.

In einem Haus ausserhalb von Görkau verteilt ein ehemaliger kriegsgefangener Engländer Tabak unter uns. Dessen vornehme Geste wirkt inmitten dieser schrecklichen Sintflut des Grauens wie eine unbegreifliche Wohltat auf uns alle. Nach kurzer Beratung ziehen wir weiter durch Görkau, 50 Schritte von Onkel Emil vorbei über den Marktplatz. Überall Aufruhr, Aufbruch, Angst, Entsetzen und qualvolles Bangen um die Zukunft. «Latrinenparolen» tun ihr Übriges, die vom Schicksal Geschlagenen noch mehr zu verängstigen. Kurz vor Görkau haben sich noch einige unserer Kolonne angeschlossen. Sie ziehen es vor, über Komotau westwärts zu ziehen. Zum Glück gehen wir nicht mit, denn sie sind, wie uns später bekannt wurde, in Komotau den Häschern in die Hände gelaufen und mussten sich, mit vielen Tausend andern wie eine Viehherde getrieben, auf den Jahnturnplatz begeben. Sie haben in der Folge furchtbar Schreckliches durchmachen müssen¹.

Beim Aufstieg ins Gebirge machen wir Rast. Unsere drei Begleiter haben Hunger – wie wir zwei –, haben aber nichts zu essen mit. Wir verteilen Brot und öffnen zum Gebrauche aller unsere einzige Büchse Fleisch. Über Hannersdorf gelangen wir ca. 10 Uhr vormittags westlich Göttersdorf, wo wir an einem kühlen Bächlein am Wegrande unsern Durst löschen und die heissgelaufenen Füsse waschen. 200 m quer über die Wiese hinweg gehen die Russen bei Jaksch (Gasthaus, Metzgerei und Sägerei) aus und ein. Auf ihrem Grundstück weiden unzählige Pferde. Frau Jaksch ist eine Kusine meiner Braut. Wieder hören wir von Vorkommnissen, die uns das Blut in schnellen Stössen durch die Adern jagen lassen. Wir getrauen uns nicht zur Kusine Marie hinüber und beauftragen einen Dorfeinwohner, unsere Lieben daheim zu gegebener Zeit via Marie zu grüssen. Wir ziehen weiter, kommen an einem einsamen Hause vorbei und sind eben Zeuge, wie die Haustür aufgerissen wird. Heraus tritt eine junge Frau mit wildaufgerissenen Augen, aufgelösten Haaren, an der Hand ein vielleicht 10jähriges Mädchen, welches ganz verstört dreinschaut. Die Mutter schreit in einem fort: «Mein Kind, mein Kind, sie haben mir mein Kind vergewaltigt!» Gleich darauf tritt ein Rotarmist heraus, eine MP unter den Armen und grinst mit teuflischer Fratze hinter der zu Tode gequälten Frau her. Uns fährt grauenvoller Schrecken in die Glieder – wir sind kaum mehr fähig, den Platz schnell genug zu verlassen. Immer hören wir diesen furchtbaren Schrei aus gequälter Mutterbrust, und immer haben wir das Gefühl, jetzt müsse gleich eine MP-Salve losgehen. Aber es geschieht nichts mehr. Die Frau mit dem geschändeten Kind

¹ s. hierzu die unter Nr. 55 und Nr. 90 abgedruckten Erlebnisberichte.

ist im nahen Walde verschwunden, ab und zu hört man entfernt noch ihre furchtbare Klage. Wir ziehen langsam weiter, dann immer eiliger und in Waldesnähe eilen wir wie gehetzt in den Wald hinein. Wir sind zutiefst erschüttert und müssen uns erst einmal eine halbe Stunde hinlegen, um uns zu beruhigen.

Das Erzgebirge mit seinen herrlichen Wäldern hat uns aufgenommen. Schützend hält der Wald seinen weiten, grünen Mantel um uns, verhüllt uns den Blick auf die Täler und die fruchtbare, weite Ebene dort unten, wo die Vorfahren meiner Braut nachweisbar seit 300 Jahren auf dem gleichen Hofe Bauern waren. Dort, wo jetzt ein wildgewordener nationalistischer Pöbel seine unbeschreiblichen Orgien in Blut und Tränen der deutschen Urbevölkerung feiert.

Wir meiden die Strasse, welche sich von Sachsen her quer über das Erzgebirge in die Ebenen Nordböhmens hinzieht. Wir hören auf ihr die Geräusche eilig fahrender Militärfahrzeuge. Wenn wir nahe genug herankommen, sehen wir manchmal auch auf den offenen Camions Dinge, die zu beschreiben mir hier erspart bleiben möge. Qualvolle Schreie beweisen uns, dass diese von mitgeschleppten deutschen Frauen herkommen. Wir ziehen uns noch tiefer in die Wälder zurück, immer bedacht, allgemeine Richtung Deutschland zu halten. Gegen Abend kommen wir an einer einsamen Waldmühle vorbei. Einige Russen machen sich anscheinend einen Spass daraus, dort sich befindende Frauen in der ihnen gewohnten Weise zu quälen. Man möchte sich als Riese fühlen, hinuntersteigen und diese ganze östliche Brut in wildem Zorn erschlagen. Aber wir sind uns unserer Ohnmacht allzugut bewusst, und in diesen Tagen infernalischen Schreckens ist sich jeder selber der Nächste. Wir machen einen grossen Bogen um diese Stätte des Grauens, gelangen im Dunkelwerden in eine dichte Waldniederung. Dort legen wir uns dicht zusammen, hüllen uns in eine Decke ein und versuchen zu schlafen. Scheinwerferlicht und fremde Rufe lassen uns bald nicht im Zweifel, dass hier Tschechen mit ihren russischen «Befreiern» am Werke sind, die Wälder nach Frauen zu durchkämmen, die sich vor ihrem Zugriff versteckt haben. Wir müssen uns in der Nahe eines Dorfes befinden und halten uns mäuschenstill. Unendlich langsam vergeht die Nacht, und beim ersten Tagesgrauen ziehen wir hungrig und müde weiter. Das letzte Brot wird aufgezehrt. Plötzlich kommen wir unerwartet an eine Strassenbiegung. Zu spät haben wir einen russischen Posten, der bei einem umgekippten Fahrzeug Wache hält, erkannt. Wir werden scharf angerufen, und mit erhobenen Händen nähern wir uns den Russkys. Es sind ein Offizier, ein Unteroffizier und ein Soldat. Sofort suchen sie uns ab, finden bei mir meine ziemlich neue Schweizer-Armbanduhr und bezeichnen meine Braut als deutsche Wehrmachtsangehörige und möchten sie gefangennehmen. Ich zeige meinen Schweizerpass. Sie schauen in an – verkehrt. Frhr. von Sass erklärt ihnen, dass ich Schweizer sei und meine Braut meine Frau und wir uns auf dem Wege in die Heimat befinden. Nach einigem Hin und Her lassen sie uns laufen. Erleichtert um Uhren, einigen Schmuck und auch um die grosse Gefahr, getrennt zu werden. Noch eine Nacht liegen wir im sicheren Hort sudetendeutscher Erzgebirgswälder. Dann überschreiten wir anderntags bei Rübenau, einem kleinen Weiler, die sächsische Grenze. Ein grosser

Alpdruck verlässt uns, wir wissen, dass wird den Klauen eines mordgierigen und mit teuflischem Hass erfüllten Tschechenpöbels entronnen sind.

Nach Stunden erreichen wir in Thalheim im sächsischen Erzgebirge eine mir befreundete Schweizerfamilie, die hier eine Textilfabrik und ansehnlichen Land- und Hausbesitz ihr eigen nennt. Hier trennen sich unsere Wege. Der ehemalige KZ-ler, der sich als ausgezeichnete Kamerad erwiesen hatte, und der hochgebildete Freiherr ziehen allein weiter. Wie gerne hätten wir ihnen einige Tage Ruhe und Erholung bei jener Schweizerfamilie gegönnt. Aber wir kamen auch nur als Geschlagene und Bettler.

Drei Wochen später zogen wir zwei weiter nach Chemnitz, wo ich vor Jahren die Staatliche Färbereischule besucht hatte. Ich erkannte die geschändete Stadt kaum wieder. Beim Einnachten, als wir vorbeikamen, wurde grad die Schillerpost geplündert. Mit grosser Mühe fand ich in den riesigen Trümmerhaufen den Weg zu meiner ehemaligen Wirtin. Sie war nicht mehr da, aber Nachbarsleute nahmen uns liebevoll auf. Anderntags schlichen wir uns auf verborgenen Pfaden aus den russischen Postenketten heraus und erreichten gegen Abend ein amerikanisches Auffanglager, ca. 15 km westwärts Chemnitz in Burgstädt. Wir wurden mit Heimkehrenden anderer Nationen in einem dachlosen Gebäude zusammengepfercht. Nach zwei Wochen vergeblichen Wartens auf einen Abschub nach dem Süden rissen wir aus und gelangten zu einer befreundeten Familie näher bei Chemnitz. Ich durfte dort noch die Heimkehr ihres einzigen Sohnes miterleben. Er kam über Bayern heim und hatte den Fall Prags noch miterlebt gehabt, konnte sich mit einer grösseren Einheit quer durch Böhmen nach Znaim schlagen, und es gelang ihm dort mit wenigen, heil die Grenze nach Deutschland zu überqueren.

Tag für Tag kamen bei uns seltsame Gestalten vorbei. Alte Männer mit jüngeren Frauen, alten Weiblein, grösseren und kleineren Kindern. Sie trugen in Rucksäcken armseligen Hausrat oder Dinge, die ihnen einfach teuer waren. Manchmal auch kamen welche mit Karren und den seltsamsten Wägelchen, vollgepackt mit Hausrat aller Art. Auf Befragen kam immer die Antwort, dass sie Sudetendeutsche seien, die das Land ihrer Väter, ihre heissgeliebte Heimat verlassen müssten. Also war es doch wahr, was wir vor Tagen erfahren mussten, dass die Alliierten sich geeinigt hätten, das Sudetenland von seinen Urbewohnern zu «säubern». Welch infernalisches Unternehmen!

Der Anblick dieser ausgeraubten, geschlagenen Heimatvertriebenen und das Ungeheuerliche, das man aus ihrem Munde zu hören bekam, liess mich nicht länger säumen. Ich liess meine Braut in der Obhut meiner Bekannten in Limbach und begab mich allein bei Weipert über die Grenze. Aber bereits die erste Berührung mit einem ehemals rein-deutschen Erzgebirgsdorf liess mich erkennen, dass sich in der kurzen Zeit unserer Abwesenheit Grundlegendes verändert haben musste. Keine deutsche Ortsbezeichnung, keine deutsche Strassenbezeichnung, selbst sämtliche Geschäftsschilder waren entfernt und durch tschechische Bezeichnungen ersetzt worden. Befand ich mich noch auf unserem alten Planeten? Mir kam alles so unglaublich, unwirklich vor, dass ich mich ernsthaft fragen musste, ob ich eigentlich wach sei oder träume. In Komotau, wo ich mich

einigermassen zurechtgefunden hatte, wenn ich mich nach den deutschen Strassenzeichnungen richten konnte, musste ich mich erst einmal auf eine Bank setzen. Chomutov hiess es da auf einmal, und kein bekanntes Gesicht konnte ich mehr sehen – alles sprach in einer für mich furchtbar fremden Sprache, Russen promenierten stolz wie Pfauen in den Strassen herum. Was mochte diese deutscheste aller deutschen Städte in diesen Tagen und Wochen gelitten haben? Ich schlich mich davon in Richtung Zuscha.

Unterwegs traf ich mit einem alten Bekannten zusammen. Er schlich sich eben aus einem andern Dorf heraus, trug eine weisse Armbinde am rechten Arm, worauf ein grosses schwarzes «N» gemalt war. So müssen nun alle Deutschen herumlaufen, gab er mir zur Antwort auf meine Frage nach dieser seltsamen «Uniformierung». Welch neue Teufelei sollte nun das wieder bedeuten? Der über 70jährige Mann, ehemals grösster Bauer im deutschen Dorfe Zuscha, wurde aus seinem Besitztum herausgeschmissen und hatte nun Zuflucht bei Bekannten in einem entfernteren Dorfe gefunden. Für wie lange, das wusste er nicht. (Später durfte er dann wieder bis zur Aussiedlung daheim sein.) Er sprach von Aussiedlung nach Bayern. Nun war er auf dem Wege «nach Hause», um dort als Bettler um die Herausgabe irgendeiner ihm liebgewesenen Kleinigkeit zu bitten. Scheu, wie gejagtes Wild benahm er sich, und erst als er sich meines sicheren Auftretens bewusst wurde, getraute er sich, mir mehr über das namenlose Unglück zu erzählen, welches in diesen Tagen und Wochen über das sudetendeutsche Volk hereingebrochen war.

Wir kamen schliesslich nach Zuscha. Ich fand sowohl den Vater als auch die Tante wie die Schaffersfamilie noch auf dem väterlichen Hofe an. Ein Bursche von vielleicht 20 Jahren fragte mich tschechisch in harschem Tone nach meinem Begehre – es stellte sich heraus, dass er «der neue und rechtmässige Besitzer dieses tschechischen Hofes sei ..Ein ehemaliger Zirkusreiter aus Prag spielte sich nun auf einem mustergültig geführten deutschen Bauernhof als fachkundiger «tschechischer Verwalter» auf. Er gab mir zu verstehen, dass ich hier nichts zu suchen habe, «alle daitschen Hefe, alles daitsch veerstaatlich» sei und ich gut daran tun würde, bald wieder zu verschwinden. Das habe ich eben keineswegs im Sinn, sondern würde nun nach Prag fahren, dort die Herausgabe all unseres Eigentums in die Wege leiten und dann mit meiner Frau zurückkommen. Das wirkte wie eine Explosion. Keine Viertelstunde später wurde ich verhaftet. Sechs Mann, bis zu den Zähnen bewaffnet, holten mich auf die Gemeindeganzlei. Dort suchten sie herauszubekommen, wo ich herkomme, was ich im Schilde führe und wer ich übrigens sei usw. usf. Ich liess sie über eines nicht im Unklaren, nämlich, dass ich entschlossen sei, von Prag aus die Herausgabe unserer Wirtschaft und aller bereits gestohlenen und beschlagnahmten beweglichen Sachen zu verlangen. Sie waren sehr geschlagen, berieten sich tschechisch, was ich natürlich nicht verstehen konnte. Ein ganz Geriebener verlangte nochmals meinen Pass zu sehen, erklärte diesen für gefälscht, und ich wurde erst einmal verhaftet und als gefangengesetzt erklärt. Welch groteske Situation. Mir war keineswegs wohl dabei, und mit düstersten Gedanken sass ich in einem kleinen Nebenzim-

mer erst einmal fest. Auf einmal kam mir ein guter Gedanke, ich pochte kräftig an die Türe. Man war gnädig, öffnete und fragte nach meinem Verlangen. Ich gab zu verstehen, dass ich unverzüglich gesucht werde, wenn ich morgen früh nicht auf der Schweizer Gesandtschaft (damals noch Generalkonsulat) in Prag erschienen sei. Sie würden zuallererst hier suchen, weil ich hier zuletzt ansässig gewesen sei und ich ausserdem meine jetzige Anwesenheit in Zuscha von Komotau aus gemeldet habe. Nach einigem Hin und Her wurde ich freigelassen, allerdings mit der strikten Weisung, bis am Morgen zu verschwinden. Das tat ich denn auch, allerdings nicht, wie sich diese gedacht hatten, sondern auf schnellstem Wege suchte ich den Weg über das Erzgebirge, um meine Braut zu holen. Eine Woche später waren wir zusammen in Zuscha.

In einem weiteren Bericht schildert der Vf, seine Erlebnisse und Erfahrungen in der CSR bis zu seiner Ausreise in die Schweiz Ende April 1946,

2. Ereignisse beim Einmarsch amerikanischer Truppen in das westliche Sudetenland.

Nr. 19

Bericht des Landrates a. D. Karl Utischill aus Karlsbad.

Abdruck aus «Der Sprudel», Heimatblatt für Karlsbad Stadt und Land, 1950, Folge 14, S. 2 ff.

Verhandlungen zwischen Tschechen und Deutschen zur Verhinderung von Kampfhandlungen im Raum von Karlsbad.

Eines Abends, Ende April 1945, das genaue Datum ist mir nicht mehr in Erinnerung, befand ich mich in Gesellschaft der Herren Wilhelm Lehmann, Fabrikbesitzer und Kreiswirtschaftsberater, Rudolf Schneider, Herrenmodegeschäft, Alte Wiese, und Rudolf Brandl, Restaurateur, auf dem «Hirschsprung». Gegen Mitternacht wurde ich von der Kellnerin verständigt, ein Herr vom Landratsamt sei draussen und wünsche mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen. Das war damals im Zustand der dauernden Alarmbereitschaft nichts Ungewöhnliches.

Draussen stand Herr Andreas Hassler, Angestellter des Landratsamtes. Was er mir nun mitteilte, war allerdings ganz überraschend: Im Büro des Kaufmannes Christl in der Adolf-Hitler-Strasse befinden sich einige deutsche und tschechische Herren aus Karlsbad, ausserdem ein tschechischer Herr aus Prag, der als Abgeordneter der tschechoslowakischen Regierung nach Karlsbad gekommen sei. Dieser Abgeordnete habe die Aufgabe, im Auftrag der tschechoslowakischen Regierung, die sich damals in Kaschau befand, mit deutschen Stellen bzw. Persönlichkeiten in Verbindung zu treten, um zu verhindern, dass um das wertvolle Bäderdreieck gekämpft werde. Das Bäderdreieck (Karlsbad, Marienbad und Franzensbad) solle in der neuen tschechoslowakischen Republik eine besondere Stelle einnehmen. Die USA seien stark daran interessiert, diesen wertvollen Bodenbesitz unversehrt zu erhalten. Die Herren, die sich im Büro Christl befanden, hätten auch mich unter den Persönlichkeiten vorgeschlagen, mit denen der Abgeordnete in Verbindung treten könnte, ich sei als überlegter objektiver Mensch bekannt.

Man kann sich denken, wie ich über Hasslers Mitteilungen betroffen war. Über den Kriegsausgang konnte kein Zweifel mehr bestehen. Um Berlin wurde gekämpft, Wien war in den Händen der Russen, die Amerikaner standen bei Eger, Fliegeralarme am laufenden Band, Karlsbad selbst schwer von einem Fliegerangriff betroffen, desgleichen mehrere Gemeinden des Landkreises, Stadt- und Landkreis überfüllt mit Flücht-

lingen, verlegten Dienststellen, Krankenhäusern und Lazaretten, täglich zunehmende Verpflegungsschwierigkeiten usw.

Was sollte ich tun? Sollte ich die Herren, die bei Christl sassen, gleich ausheben lassen und der Gestapo übergeben, die noch in vollen Touren amtierte? Sollte ich ablehnen, mit dem Abgeordneten zu sprechen und den Herren sagen, mich aus dem Spiele zu lassen? Bot sich hier vielleicht eine Möglichkeit, die Amerikaner nach Karlsbad zu bringen? Konnten dadurch Kampfhandlungen um Karlsbad vermieden werden, wo sich 15'000 Schwerverwundete, davon 6'000 Gehbehinderte, und die hierher verlegten Berliner Krankenhäuser befanden?

Die getroffenen Vorkehrungen zur Verteidigung Karlsbads waren mir nicht unbekannt geblieben. Wie würde der Kreisleiter, bei dem ziemlich losen Verhältnis, in dem ich zu ihm stand, wie die Gestapo und die militärischen Stellen reagieren, wenn sie von der Sendung des Abgeordneten Kenntnis erhielten? Es war eine schwere Verantwortung, in die mich die Herren im Büro Christl durch Nennung meines Namens gebracht hatten.

In den 6 Jahren als Landrat in Karlsbad hatte ich in Herrn Wilhelm Lehmann einen Freund gewonnen. Sein in jeder Hinsicht integrier Charakter, seine Menschlichkeit und Güte, die ihn immer wieder als Helfer und Vermittler, wo er nur konnte, in Erscheinung treten liessen, hatten ihm die allgemeine Achtung und Verehrung erworben. Er war jetzt bei mir. Sollte ich nicht seinen wertvollen Rat einholen? Ich fragte also Hassler, ob ich Lehmann von dem Gehörten verständigen könne. Hassler fragte bei Christl telephonisch an, ob dies möglich sei. Antwort: ja! Lehmann und ich berieten nun gemeinsam die Mitteilungen Hasslers, erwogen alles Für und Wider, es waren in jeder Hinsicht folgenschwere Entschlüsse. Wir rangen uns dann zu dem Entschluss durch, erst einmal das Büro Christl aufzusuchen, um den tschechoslowakischen Abgeordneten selbst anzuhören. Nach 1 Uhr kamen wir dort an. Soweit ich mich erinnere, waren dort anwesend: Herr Christl, Herr Ing. Weinlich, den ich vorher nicht kannte, von den Tschechen Herr Kacena, Herr Chytir von Karlsbad und ein Herr Segmiller, der sich als Beauftragter der tschechischen Regierung vorstellte und auswies. Herr Segmiller begann nun seine Ausführungen, die das von Hassler im Wesentlichen Mitgeteilte näher ergänzten. Immer wieder betonte Segmiller das besondere Interesse der tschechoslowakischen Regierung und der USA, das wertvolle Bäderdreieck unversehrt zu erhalten. Dieses Gebiet solle in der neuen Tschechoslowakei eine besondere Stellung erhalten. Er solle im Auftrage der Kaschauer Regierung mit deutschen Stellen bzw. Persönlichkeiten in Verbindung treten, um zu verhindern, dass um das wertvolle Bäderdreieck gekämpft werde. Die deutschen Persönlichkeiten sollten auf die deutsche Bevölkerung in diesem Sinne einwirken, vor allem sei eine Werwolfaktion unmöglich zu machen. Segmiller sagte, er wisse, dass er und die Mitglieder des Národní Výbor verloren seien, wenn seine Anwesenheit und sein Auftrag der Gestapo vorzeitig bekannt würden. Er erklärte ferner, die Alliierten hätten in Jalta und Teheran die Selbständigkeit der Tschechoslowakei in ihrem früheren Umfange anerkannt. Dies sei eine unabänderliche Tatsache. Auf unsere Frage, welche Pläne und Absichten die tschechische Regierung mit den Sudetendeutschen habe, sagte Seg-

miller wörtlich; Keinem Deutschen, auch nicht Parteigenossen, werde das Geringste geschehen. Nur wer sich Gewalttaten gegen die Tschechen schuldig gemacht habe, werde zur Verantwortung gezogen werden. Die Deutschen würden als Minderheit, allerdings nicht mehr mit denselben Rechten, die sie in der ersten tschechoslowakischen Republik hatten, anerkannt werden.

Demgegenüber betonten wir, Lehmann, Christl, Hassler, Ing. Weinlich und ich ausdrücklich, über das Schicksal der Sudetendeutschen könne erst in einem Friedensvertrag beschlossen werden. Wir seien auf Grund der Münchener Vereinbarungen Reichsdeutsche und wollten dies auch bleiben. Diesen Standpunkt wiederholten wir auch schriftlich in dem kurzen Gedenkprotokoll, das wir am Schlüsse der Unterredung verfassten.

Bei der Erörterung, wie Kampfhandlungen um Karlsbad vermieden werden könnten, war es Herr Lehmann, der darauf verwies, dass Kreisleiter Tschörner trotz des unglücklichen Endes des Krieges, welches vor uns stehe, noch immer so viel Einfluss auf die Bevölkerung habe, um in diesem oder jenem Sinne einwirken zu können. Segmiller solle sich daher mit ihm in Verbindung setzen. Erst als wir beide, Lehmann und ich, versicherten, wir würden dafür sorgen, dass von Seiten des Kreisleiters nichts gegen den bestehenden Národní Výbor bzw. die uns bekanntgewordenen Männer dieser Organisation unternommen wird, erklärte sich Segmiller bereit, in Begleitung des Chytir mit dem Kreisleiter wegen einer kampfflosen Übergabe der Stadt Karlsbad an die USA-Truppen zu verhandeln.

Lehmann und ich unternahmen es nun, den Kreisleiter von Segmillers Sendung und Vorschlägen in Kenntnis zu setzen. Lehmann erhielt eine Telefonnummer genannt, unter welcher er Ort und Zeit bekanntgeben sollte, falls der Kreisleiter überhaupt auf eine Unterredung mit Segmiller einging.

Auf dem Weg zum Kreisleiter kamen wir überein, dass Lehmann vorerst allein die Information des Kreisleiters übernehmen solle. Lehmann wollte von mir ein etwaiges Risiko fernhalten. Hier muss ich mein persönliches und dienstliches Verhältnis zum Kreisleiter kurz streifen. Kreisleiter Tschörner war kein «Nazibonze», persönlich war er ein Mann von Einsicht und verständnisvollem Entgegenkommen, ich kanç auch heute nur mit Achtung seiner gedenken. Wenn trotzdem zwischen Landratsamt und Kreisleitung eine mitunter gespannte Atmosphäre herrschte, so lag der Grund darin, dass ich als Verwaltungsbeamter der alten Schule öfter gegen die Einmischung und Übergriffe der Partei in meine Verwaltungsgeschäfte mich zu wehren hatte. Ich habe in meinen Lageberichten offen und frei gegen die Anmassungen und unsinnigen Massnahmen der Partei Stellung genommen. Der von der Partei vertretene Grundsatz «Staat und Partei sind eines» war für mich nicht Grundsatz, sondern eine Forderung, die für mein Handeln nicht bestimmend war. Bei dienstlichen oder sonstigen Anlässen begrüßte mich der Kreisleiter fast immer mit den Worten: «Herr Landrat, was hat die Partei schon wieder ausgefressen?»

Nachts um 2 Uhr kamen wir in die Kreisleitung, dort war Permanenzdienst, Hochbetrieb und Hochspannung; Lehmann begab sich mit dem Kreisleiter in ein Nebenzim-

mer, ich wartete im Zimmer des Kreisleiters mit anderen Herren, darunter auch der Gouverneur Kundt¹. Auf einen Telephonanruf von auswärts hin kam der Kreisleiter in seine Kanzlei zurück. Er führte ein kurzes Telefongespräch und teilte den Anwesenden mit, was er soeben gehört habe. In Manetin bei Pilsen² hätte das dortige Volkssturmbataillon die Gewehre weggeworfen und laufe auseinander. Die tschechische Bevölkerung befinde sich in Aufruhr. Der Bataillonskommandant verlange Hilfe aus Karlsbad. Als der Kreisleiter äusserte, er werde von Karlsbad Volkssturmmänner und Hitlerjugend hinschicken, erlaubte ich mir die Bemerkung: «Herr Kreisleiter, wäre dies nicht angesichts solcher Zersetzungserscheinungen eine zwecklose Massnahme?» Hierüber geriet der Kreisleiter in eine grosse Aufregung, er drohte, mich der Gestapo wegen Defaitismus zu übergeben. Ich entgegnete ihm wörtlich: «Herr Kreisleiter, Sie scheinen infolge der vorgerückten Zeit mich falsch verstanden zu haben, wenn Sie ausgeschlafen haben, werden Sie mich besser verstehen. Tun Sie übrigens, was Sie wollen.» Nach diesen Worten entfernte ich mich in meine Wohnung. Nach kurzem Schlaf wurde ich zeitig in der Frühe von Lehmann angerufen: Der Kreisleiter habe sich wieder beruhigt. Die Zusammenkunft mit Segmiller habe er abgelehnt, er unternehme nichts gegen Segmiller und Genossen, sie müssen jedoch aus Karlsbad verschwinden.

Soweit die Darstellung der Ereignisse, an denen ich persönlich beteiligt war. Was sich nach diesem Tage abspielte, schildert mir Lehmann in seinem Schreiben vom 21. Mai 1950, zu dessen Verwendung er mich ausdrücklich ermächtigte, wörtlich wie folgt:

«Die erste Unterredung entspricht nun ganz Ihrem Bericht, Herr Landrat. Tschörner hat zunächst abgelehnt, er war in dieser Nacht ungewöhnlich schlechter Stimmung. Die Unterredung hat aber zwei Tage später doch stattgefunden, der Kreisleiter, ich, auf der anderen Seite Segmiller und Chytir. Die Bildung eines Národní Výbor in Karlsbad war inzwischen dem Kreisleiter auch von anderer Seite gemeldet worden. Ich wurde nach dieser kurzen Unterredung von Tschörner beauftragt, die Verbindung mit diesem tschechischen Kreis nicht zu verlieren, um keine Überraschungen zu erleben. Tschörner war durchaus bereit, die Stadt Karlsbad nicht zu verteidigen, lehnte es aber ganz strikt ab, die einmarschierenden Truppen, gleich welcher Nation, der Bevölkerung als Befreier vorzustellen und dazu noch die Karlsbader aufzufordern, zu beflaggen. Das waren so ungefähr Forderungen, welche Segmiller im Auftrage der Kaschauer Regierung stellte. Tschörner lehnte diese Dinge kurz ab, es könne sich nur um eine Feindbesetzung handeln, war jedoch einverstanden, wenn schon eine Besatzung, dann USA, und er war sogar bereit, eine Fahrt nach Eger zu unterstützen, um die dort befindliche Spitze der USA-Truppen aufzufordern, die Stadt Karlsbad unter ihren Schutz zu nehmen. Er war

¹ Bekannter sudetendeutscher Politiker. War im besetzten Polen Gouverneur in Radom. Ab Februar 1945 wohnte er mit seiner Familie in Karlsbad (Anm. des VfS.) Kundt wurde im sog. «Abgeordnetenprozess» am 15. Febr. 1947 zum Tode verurteilt; vgl. Einleitende Darstellung, S. 78.

² Manetin, Grenzort im ehemaligen Protektorat, auf der halben Strecke zwischen Pilsen und Karlsbad.

überzeugt, eine solche Besetzung würde uns nicht nur die Russen, sondern auch die Tschechen vom Hals halten. Die von Segmiller vertretene Regierung nahm er nicht ernst, erst Friedensverträge würden regeln, was mit dem Bäderdreieck wird. Sie, Herr Landrat, werden sich erinnern, dass die Demarkationslinien durch Böhmen so geplant war, dass die USA ganz Westböhmen, und zwar Linie Pilsen–Saaz–Weipert, besetzen, also der Ausdruck Bäderdreieck irgendwie seine Berechtigung fand.

Diese Fahrt nach Eger fand wenige Tage später statt. Ich selbst habe das Fahrzeug und das Benzin stellig gemacht und auch beim damaligen Komm. General, ich glaube mit Namen Benedek, im Hotel Pupp einen Passierschein durch unsere Linien in der Gegend Falkenau–Graslitz erwirkt. Diese unsere Linie war jedoch am anderen Tage schon in der Auflösung; die USA-Truppen kamen mit ihrer Spitze nach Elbogen, und Tschörner entschloss sich nun sofort, ein zweites Fahrzeug den Truppen entgegenzuschicken, nachdem Segmiller mit dem Bescheid zurückkam, der Div.-General der USA-Truppen erwarte erst von einer höheren Dienststelle Bescheid, wie weit er gehen dürfe. Dieses zweite Fahrzeug war besetzt von Konsul Meisel, Stadtkämmerer Dr. Kreppner und Stadtrat Lippert. Dieses Fahrzeug fuhr im Auftrag der deutschen Bevölkerung, und es kamen darauf auch tatsächlich kleine USA-Einheiten bis Fischern und herüber nach Karlsbad.»¹

Nr. 20

Erlebnisbericht des ehemaligen Beigeordneten Karl L. Lippert aus Karlsbad.

Original, ohne Datum, 2 Seiten, mschr.

Bemühungen der deutschen Behörden von Karlsbad, eine kampflose Besetzung der Stadt durch amerikanische Truppen zu erreichen.

Bereits um den 20. April 1945 herum hatte Kreisleiter Tichörner zu mir geäußert, dass ja jetzt alles keinen Sinn mehr habe und man irgendwie Fühlung mit den von Westen her vorrückenden Amerikanern nehmen müsste. In den letzten Apriltagen, nach dem letzten grossen Bombenangriff auf den Oberen Bahnhof, fragte er mich in Gegenwart des Standortältesten General Stimmel ganz offiziell, ob ich es wagen würde, zu den inzwischen in Elbogen eingetroffenen Amerikanern zu fahren. Wenn ich mitmachte, so wäre Herr Generaldirektor Meisel bereit, mitzufahren. – Herr Meisel war bekanntlich vor dem Kriege belgischer Konsul in Karlsbad, was die Aufgabe, glaubte man, etwas erleichtern würde. – Ich sagte zu, und wir vereinbarten, den genauen Tag festzusetzen, sobald der Kreisleiter die Lage für reif hielt. Am Mittwoch, den 2. Mai 1945, war es so weit.

Wir fuhren mit dem städtischen Mercedes 170V, auf dem wir eine weisse Serviette gehisst hatten, um 9 Uhr früh von Karlsbad weg. Ausser Herrn Meisel und mir war nur noch der städtische Fahrer, ich glaube Schmidt hiess er, mit. Bis nach Horn begegneten

¹ vgl. hierzu den im folgenden abgedruckten Bericht.

wir noch hie und da. deutschen Truppenteilen und einzelnen Soldaten; amerikanische Tiefflieger kreuzten über uns. Die deutschen Zivilisten, die wir sahen, machten einen niedergeschlagenen Eindruck. Einzelne winkten uns zu.

Gerade vor der letzten grossen Kehre der Elbogener Serpentine kam uns der erste amerikanische Panzer entgegen, der anhielt und seine Kanone ausschwenkte. Ich stieg aus und fragte den Soldaten, der dem Turm entstieg, wo ich in Elbogen das Kommando treffen könne. Er wies mich an den CIC¹, bei dem ich zuerst vorsprechen müsse. Wir fuhren weiter, fragten am Ortseingang nochmals und wurden zum Bahnhofsgebäude verwiesen. Dort war tatsächlich der CIC untergebracht. Als ich eintrat, kam mir ein Mann entgegen, der offensichtlich ein Emigrant aus Deutschland war. Er sprach mich deutsch an, wollte wissen, ob ich bei der Partei sei und anderes mehr. Ich antwortete auf englisch, damit die anwesenden Amerikaner alles verstehen konnten, dass ich nicht gekommen sei, mich mit ihm über Politik zu unterhalten. Ich käme in militärischen Angelegenheiten und müsste den Kommandierenden General sprechen. Nach einigem Hin und Her konnte ich zum Kommando der amerikanischen Besatzungstruppen im «Weissen Ross» in • Elbogen weiterfahren. Dort angekommen, ersuchte mich Herr Meisel, weiterhin als Sprecher aufzutreten. Wir wurden in Gegenwart mehrerer Offiziere von einem Major der Kavallerie empfangen, der mir nach einigen einleitenden Worten sagte, dass sich ‚der kommandierende General in Eger befinde. Man werde ihn anrufen, und wir sollten uns solange gedulden. Wir setzten uns wieder in unseren Wagen und warteten ca. zwei Stunden vor dem «Weissen Ross». Schliesslich kam ein Wagen mit mehreren höheren Offizieren an, und wir wurden gerufen.

Der General begrüßte uns freundlicher, als das damals bei den Amerikanern üblich war und fragte nach unserem Begehren. Ich stellte mich als Beauftragter des Kreisleiters, des Standortältesten und der Stadt Karlsbad vor, der gekommen sei, erstens um die Behandlung Karlsbads als offene und Lazarettstadt zu bitten; die Tausende von Verwundeten der Wehrmacht und Kranken der hierher verlagerten Berliner Krankenhäuser rechtfertigten diese Bitte vollauf. Vor allem bat ich um Einstellung der Luftangriffe, welche sich bei dieser Zusammenballung von hilflosen Menschen verheerend auswirken mussten. Zweitens fragte ich, ob und wann wir mit einer Besetzung Karlsbads durch die Amerikaner rechnen müssten.

Der General fragte mich, ob ich mein Ehrenwort geben könne, dass Karlsbad nicht verteidigt würde. Ich antwortete, dass mir dies nicht möglich sei, weil ich diese Frage ja nicht entscheiden könne. Ich könne jedoch auf Ehrenwort erklären, dass mir der Kreisleiter versichert habe, eine Verteidigung komme nicht in Frage und es seien auch keine Vorbereitungen für eine solche getroffen.

Der Amerikaner erklärte mir, dass er Karlsbad von früher her kenne und es bedauern würde, wenn die Stadt zerstört würde. Auf Grund meiner Versicherungen wolle er sein Bestes tun, um die Stadt zu schonen. Die Luftangriffe würden eingestellt. Die zweite

¹ Counter Intelligence Corps, der amerikanische Abwehrdienst.

Frage betreffend, so würde er gern nach Karlsbad kommen. Diese Angelegenheit würde jedoch noch höheren Orts (higher headquarters) entschieden. Er hoffe zuversichtlich, dass er kommen könne.

Herr Meisel, den der General offensichtlich als belgischen Konsul respektierte, bestätigte meine Ausführungen. Die Unterredung dauerte eine knappe Stunde. Sodann bekam ich einen von dem Kavallerie-Major ausgestellten Passierschein, der mich berechnete, jederzeit die amerikanischen Linien zu überschreiten.

Wieder in Karlsbad angekommen, berichtete ich dem Kreisleiter in obigem Sinne. Er erwähnte dann abends im Drahtfunk das Ergebnis unserer Verhandlungen und fügte hinzu, dass «wahrscheinlich in den nächsten Tagen die Amerikaner Karlsbad besetzen» würden.

Am nächsten Tag erfuhr ich durch General Stimmel, dass inzwischen die Wehrmacht Verbindung mit einer amerikanischen Stelle im Raum von Johanngeorgenstadt aufgenommen habe, die gleichfalls die wahrscheinliche Besetzung für die nächsten Tage ankündigte. Trotzdem kamen die Amerikaner nicht, abgesehen von einzelnen Jeeps, die die Stadt durchfuhren. Wie wir heute wissen, war höheren Orts eine Demarkationslinie vereinbart worden, welche Karlsbad den Russen überliess¹.

Meine Mission war insofern erfolgreich, als tatsächlich die amerikanischen Luftangriffe, auch Tieffliegerangriffe, auf Karlsbad sofort aufhörten. Auch sonstige kriegerische Handlungen wurden nicht mehr vorgenommen, und Tausende deutscher Soldaten kamen über das «Loch im Westen» zwischen Meierhöfen und Horn in amerikanische statt russische Gefangenschaft. Ich war tags darauf nochmals mit meinem Wagen bis in Horn. Die grosse Kaiserstrasse war mit deutschen Wehrmachtsfahrzeugen so verstopft, dass man kaum vorwärts konnte. Alle umliegenden Wiesen lagen voll deutscher Waffen und Munition. Es war ein trostloser Anblick. Innerhalb 24 Stunden war der Zusammenbruch vollständig geworden.

Tief beeindruckt hatte mich in Elbogen eine Bemerkung des uns zuerst begegnenden Kavallerie-Majors, dass die Amerikaner eine tschechische Kommission bei sich hätten, welche bei allen Fragen, das Sudetenland betreffend, gefragt wurde. Eger kannten sie als «Cheb» usw.

Der Marktplatz in Elbogen war voll von deutschen Zivilisten, welche aus ihren Häusern geworfen worden waren, da man ihre Wohnungen für die Amerikaner beschlagnahmt hatte. Deutsche Kinder standen herum und schauten mit hungrigen Augen auf das Weissbrot, welches in Unmengen vorbeigetragen wurde. Überall ein Bild des Überflusses, welches sich von unserer Notlage umso krasser abhob. Herr Meisel hatte wohl recht, als er sagte: «Mit Amerika fängt man sich keinen Krieg an!»²

¹ s. Einleitende Darstellung, S. 33 f.

² Über die weiteren Ereignisse in Karlsbad bis Mai 1946 s. den unter Nr. 127 abgedruckten Bericht.

Nr. 21

Erlebniserbericht des F. J. aus Waier, Kreis Bischofteinitz.

Original, 1955, 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Einsatz des Volkssturms in den Kämpfen im Böhmerwald; Vorgänge in Waier beim Einmarsch der Amerikaner und nach dem Einzug der Tschechen.

Wie überall im Reiche wurde auch in Waier im Böhmerwald der Volkssturm aufgestellt, und zwar für Waier und Umgebung eine Kompanie, deren Kommando ich auf Wunsch der Volkssturmmänner, von denen viele schon im Ersten Weltkrieg in meiner Kompanie dienten, übernehmen musste. Unausgesprochen wussten wir alle, besonders die einstigen Kriegsteilnehmer, dass auch der Volkssturm den Zusammenbruch nicht mehr aufhalten konnte, weshalb die obersten Vorgesetzten des Volkssturms im Kreisgebiet mit ihrem militärischen Wichtigtum und militärischen Unsinn viel belächelt wurden. Unsere «Wäldler» als letztes Aufgebot taten jedoch ihre Pflicht als Volkssturmmänner bis zum bitteren Ende. In den letzten Kämpfen an der alten Reichsgrenze gegen Bayern waren wir mit dem Volkssturm aus Mainz einem Ski-Jäger-Bataillon, dem Obersten Wastl unterstellt. In den Bergwäldern wurde der Amerikaner beinahe zwei Wochen lang aufgehalten, ohne Artillerie und sonstige schwere Waffen auf unserer Seite. Auf beiden Seiten gab es noch viele Tote, allein unter den Zivilisten 28 Tote durch feindliche Artillerie-Beschiessung.

Bis zum Zusammenbruch war das Leben in Waier und Umgebung für Kriegsverhältnisse ziemlich normal, nur durch evakuierte Familien ohne Männer aus Berlin, dem Rheinland und Westfalen mussten die Einheimischen etwas enger zusammenrücken. Auch zwangsverpflichtete Holländer, Tschechen und Russen hatten wir in Waier zum Holztransport zur Bahn eingesetzt, die aber gut untergebracht und meist besser gepflegt waren als die einheimischen Deutschen, da sie als Schwerstarbeiter mit den besten Lebensmittelkarten ausgestattet waren. Sie fühlten sich auch alle unter den Deutschen sehr wohl und liessen es sich gut gehen.

Als Anfang Feber ein Transport von Flüchtlingen aus Schlesien vom 14 km entfernten Bahnhof Weissensulz mit Lastautos und Pferdefuhrwerken durch tiefen Schnee nach Waier und Umgebung unter grossen Schwierigkeiten gebracht wurde, war das letzte Stübchen in Waier mit Menseheu dicht besetzt. Schreckliche Erlebnisse hatten diese Armen mitgemacht. Viele, besonders Kleinstkinder, sind unterwegs von Schlesien gestorben oder erfroren. Unter anderem erzählten diese schwerstgeprüften Menschen, dass die Tschechen ihnen auf den Bahnhöfen im Innern Böhmens, wo der Transport anhielt, sogar die Reichung von Wasser verweigerten. Die Schulklassen waren nun durch die Kinder der Evakuierten und Flüchtlinge aus Schlesien sehr überfüllt.

An einem Morgen der letzten Tage im April 1945 bekam ich von Oberst Wastl den Befehl, dass sich die Truppen um 10 Uhr vormittags vom Feind absetzen, die Zivilbevölkerung die Keller aufsuchen und nicht verlassen soll, bis der Amerikaner einmar-

schier ist. Die Bevölkerung wurde diesbezüglich verständigt; mit dem Bürgermeister, einem Gemeinderatsmitglied und dem Ortsgruppenleiter wurde verfügt, dass im Orte nur eine weisse Fahne am ersten Haus gegen Bayern, von wo der Feind anrollte, also am Schulgebäude, gehisst werde. Wie teilnahmslos sich nun nach 10 Uhr vormittags die meisten Landser durch Waier und über Felder und Wiesen auf die Höhen von Rindl zurückzogen, dabei Waffen und Munition wegwarfen, ging einem als Kriegsteilnehmer tief zu Herzen. Ein abgehärmter Leutnant erzählte mir weinend: «Alles ist verloren, 200 Mann sind in der Nacht zum Feind übergelaufen.» Der Amerikaner nahm beim Rückzug der Deutschen nun Waier unter Artilleriebeschuss, weshalb wir nun mit der weissen Fahne, einem weissen Tischtuch aus dem Gasthof, zur Schule wollten. Einige unserer Soldaten beschossen uns jedoch von den Höhen bei Rindl. Kriechend im Strassengraben erreichten wir das Schulhaus, und der Bürgermeister schwenkte vom ersten Stock aus einem Fenster die weisse Fahne gegen die mit Panzern anrollenden Amerikaner, worauf sie das Artilleriefeuer auf Rindl und die umliegenden Berge verlegten. – Zwei Gefangene, ein Engländer und ein Australier, wurden mir vor etlichen Tagen von einem deutschen Unteroffizier übergeben, die in der Metzgerei und Gastwirtschaft untergebracht wurden. In den letzten Tagen waren sie als Köche in der Schulküche beschäftigt, wo für unsere Soldaten gekocht wurde. Sie waren mit ihrem Schicksal sehr zufrieden, umso mehr, da sie wussten, dass ihre Gefangenschaft zu Ende ging. Da der Engländer (Londoner) ziemlich gut Deutsch konnte, so bestimmten wir, dass beide in ihren weissen Kochuniformen mit uns den Amerikanern entgegengehen müssen, wo der Engländer die Ansprache des Bürgermeisters ins Englische übersetzen sollte. Beim Halten des ersten Panzers sagte der Bürgermeister: «Ich als Bürgermeister von Waier übergebe den Ort und versichere, dass kein deutscher Soldat mehr in dem Ort ist.» Der Engländer übersetzte die Worte auf englisch und gab sich mit seinem Kameraden den Amerikanern zu erkennen. Der Offizier auf dem Panzer, der uns Deutsche keines Blickes würdigte, gab jedem Gefangenen ein Päckchen Zigaretten und holte sie auf den Panzer. Die Gefangenen gaben uns jedem eine Zigarette (die erste Ami-Zigarette) und reichten uns zum Abschied die Hand. Der Offizier gab dem Bürgermeister in sehr gebrochenem Deutsch den schroffen Befehl, dass sämtliche Waffen bis abends am Bürgermeisteramt abzuliefern sind, dass keine Person nach 7 Uhr abends ausser Haus sich zeigen darf und keine Tür im Haus verschlossen sein darf. Alle Häuser vom Keller bis zum Boden wurden durchsucht. Der östliche Teil des Dorfes musste binnen einer Stunde von den Zivilisten geräumt sein und wurde vom Amerikaner besetzt. Die Geschütze wurden vor den Häusern in Stellung gebracht und die Höhen gegen Ronsperg unter Artilleriefeuer genommen.

Die Kampfgruppen waren zwar unnahbar, aber nicht so gehässig wie nachfolgende Etappeneinheiten. So sollten eines Tages Offiziere im Schulhaus einquartiert werden; die Offiziersdiener hatten die Sachen ihrer Herren, besonders Schlafsäcke, schon im Schulhaus untergebracht. Nach kurzer Zeit kamen drei Offiziere, davon ein katholischer Feldgeistlicher und ein Arzt, der allein Deutsch konnte. Der Feldgeistliche nahm im Wohn-

zimmer meinen deutschen Offiziersdegen trotz meines Protestes an sich, mit der Begründung, dass an demselben ein Hakenkreuz sei. Der Arzt quälte mich und meine Frau auf gemeinste Weise. So bot meine Frau den drei Offizieren Platz zum Sitzen an. Der Arzt sagte gehässig: «Bei Deutschen setzen wir uns nicht.» Er duzte uns, schimpfte uns «Hitlerschweine» und «Nazibestien» usw. Als er ein Bild unseres gefallenen Sohnes auf meinem Tischchen als Soldat fand, nahm er es an sich und schimpfte: «Das ist auch ein Hitlerschwein!» Als wir ihm sagten, dass er in Russland gefallen und unser einziges Kind sei, meinte er: «Siehst Du, wenn Du das Hitlerschwein getötet hättest, hättest Du Deinen Sohn noch.» Besonders erbost war er, als er von den Konzentrationslagern, besonders von Buchenwald sprach und ich sagte, dass ich nur von Dachau gehört habe. «In Amerika wusste jedes Kind davon, und Du Schwein willst von Buchenwald nichts wissen?» Alle Schlechtigkeiten, die man sich nur denken kann, warf er mir und meiner Frau ins Gesicht. Durch die Glastür zum Vorzimmer sahen wir zwei weitere Offiziere ankommen und hörten von den drei anwesenden Offizieren sagen: «Der Chef!» Eine hohe, schlanke Offiziersgestalt, blond mit blauen Augen, trat mit einer Verbeugung vor meine Frau und vor mich, stellte sich und seinen Begleiter vor. Meine Frau fasste wieder Mut und bat die Herren, Platz zu nehmen. Der Offizier, wahrscheinlich ein Oberst, konnte leider nicht Deutsch, weshalb er den Arzt fragte, was meine Frau sagte. Als er es übersetzt bekam, nahmen er und alle anderen Platz, nur der Arzt blieb stehen. Der «Chef» bot meiner Frau und mir Zigaretten an, fragte uns über dies und das, sah das Bild meines Sohnes, fragte nach ihm und sprach sein Beileid aus, so dass mir und meiner Frau die Tränen kamen. Nach längerer Zeit verabschiedeten sich die Offiziere mit Handschlag. Nur der Arzt gab uns keine Hand. Gegen Abend kamen wieder die Offiziersdiener und brachten die Sachen ihrer Herren weg. Wahrscheinlich hat der Arzt sie verhetzt, denn sie zogen ins Gasthaus. Ich kann den Hass des Arztes gegen uns Deutsche verstehen, denn er war Jude.

Als die Amerikaner ihren Vormarsch ins Landesinnere Böhmens fortsetzten, kamen die Tschechen. In Waier waren nurmehr Etappentruppen der Amerikaner, die natürlich wie oft andere Soldaten in Feindesland sich nahmen, was ihnen behagte. So wurde mir eine wertvolle Stainergeige entführt. Eines Tages kam ein grosser Lastwagen voll mit tschechischen Gendarmen, Finanzern und Soldaten. Alle waren bis an die Zähne bewaffnet, auch mit Maschinengewehren, die Soldaten in Fantasieuniformen, teils von SS, SA, Volkssturm und Wehrmacht und teils zivil. Die schönsten Wohnungen wurden besetzt. Zuerst waren sie höflich und ängstlich. Tagtäglich trafen tschechische Verstärkungen ein, auch sehr viele Zivilisten. Als über hundert in Waier waren, wurden sie frech, und die Plünderungen, Drangsalierungen und Schlägereien waren an der Tagesordnung. Besonders oft wurde das Kaufhaus Wartha in Schwarzach geplündert. Die gemeinsten Schläger – auch Frauen und Mädchen wurden verprügelt, wenn keine Amerikaner zugegen waren – waren halbwüchsige 19- bis 17jährige Jungen mit Hundepeitschen, angeblich Studenten. Fürchterlich wurden manche Verhafteten auf der Gendarmerie geprügelt, dass man das Wehklagen im ganzen Dorfe hörte. Besonders schrecklich war es in Waier, als kein

Amerikaner mehr in Waier war. Aus dem kleinen Waier wurden allein 22 Männer und Frauen in das berüchtigte Konzentrationslager im Walde bei Chrastavice bei Taus, ein früheres Munitionslager ohne Fenster, gebracht.

Die Schilderung der eigenen Verhaftung und Internierung im Lager Chrastavice, Milotov und Tremoinä beschliesst den Bericht.

Nr. 22

Bericht des Oberlehrers Josef Blau aus Neuern, Kreis Markt Eisenstein.

Original, ohne Datum, 88 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Der Bericht beruht auf Tagebuchaufzeichnungen für die Chronik der Stadt Neuern; die vom Vf. wiedergegebenen Auszüge umfassen die Notizen vom 1. Januar 1945 bis Ende Oktober 1946.

Ereignisse in Neuern vor und nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen.

Die Tagebuchaufzeichnungen vom 1. Januar bis 23. April 1945 enthalten neben persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen des Vf. Nachrichten über die allgemeine militärische Lage und über Ereignisse in Neuern und Umgebung; wiederholt ist der Zustrom bzw. Durchgang von Flüchtlingen und Evakuierten aus den östlichen Provinzen des Reiches und aus der Slowakei vermerkt.

Dienstag, 24. April, Georgitag.

Die Fabriken wurden heute stillgelegt, die Arbeiter gingen heim. Von Bayern herein hört man Kanonendonner. Heute kann kein Holz angefahren werden vom Bahnhof. Niemand arbeitet.

In Klattau ist der Bahnhof zerstört. Der Vorstand wurde gestern tot herausgegraben. Tags zuvor hatte er noch Klopfzeichen gegeben. In Klattau zahllose Fenster hin. In Neuern haben alle Fuhrwerke zu tun, Vorräte aus dem Protektorat herauszuschaffen, die Neuernern gehören. Dort wurden zwischen Häusern Panzersperren gebaut. Viele Leute sind aus Klattau auf die Dörfer geflüchtet. Das deutsche Militär hat dem Landratsamt das Benzin genommen.

In Neuern wurde gestern der Volkssturm von Haus zu Haus zusammengeholt. Schrecken: Um 10 Uhr kam Nachricht von der Übergabe Chams; 12: Auch Furth¹ ist bereits übergeben. Da können die Amis heute abend schon in Neuern sein! – Auf dem Bahnhöfe sind grosse Vorräte angelangt: 30 Waggons Zucker, Mehl, Gries, Konserven. Der Zucker wird teils von den Kaufleuten übernommen, teils an die Leute ausgegeben, 100 kg zu 75 RM, vom Bahnhof abzuholen. Der Andrang dort war ungeheuer, alles was mit Wagerln dort, viele mussten leer zurück, fuhren aber dann noch einmal, wieder umsonst, wagten es ein drittes Mal, bis Erfolg war.

¹ Furth i. Wald, Kr. Cham, Reg.-Bez. Oberpfalz.

Die Amis hatten sich von Cham über Kötzing und Viechtach nach Regen gewandt. Gestern ist Troppau gefallen¹.

Mittwoch, 25. April.

Den Leuten ist leid, dass die Amis nicht kamen, das hätte die Spannung gelöst. So wartet man weiter ins Ungewisse hinein.

Durch Neuern zog ein Zug schwarzer Gefangener, ein Lager übersiedelte. Die Schwarzen hatten Mäntel, oliv gefärbt, rote Kappen, dicke Lippen, was auf die Jugend starken Eindruck machte. Hie und da trugen zwei Mann ein Kesselchen mit einem Kohlenfeuer darunter; ein roher Zuschauer schlug es den armen Teufeln hinunter.

Ein anderer Transport brachte Juden aus Theresienstadt durch Neuern. Die kamen mit der Bahn, meist Frauen. Von diesen werden mehrere Tote auf dem Neuerner Judenfriedhofe begraben, andere beim Bahnhof. Es war von der SS verboten, diesen Halbverhungerten Essen zu geben. (Der Totengräber Metzner hatte dort die Gruben gegraben.) Die meisten hatten bereits seit fünf Tagen nichts mehr zu essen bekommen.

Fuhrwerke sind rar, da die Pferde mit Beschlag belegt sind. Wir trieben einen Kleinhäusler auf, den Simmet (Hüwal), der uns das Holz vom Bahnhof hereinbringt mit seinen Kühen.

Um halb 12 kommt ein Tiefflieger und macht gewaltigen Rumor über unserm Villenviertel. Alles läuft hinaus und rasch wieder hinein.

Die Schreiberinnen beim Landrat in Klattau bleiben heute daheim. Die Tschechen haben dort die Amtsführung übernommen, die Deutschen sind alle fort. In Neuern hat jemand die Büste Hitlers vom Saal des Rathauses heruntergeworfen und sie ging in Scherben. Ein SS-Mann drohte dem ganzen Personal mit Erschiessen, wenn die Büste nicht binnen einer Stunde wieder aufgestellt ist. Eiri anderer SS-Mann drohte dem Bürgermeister: «Geben Sie mir ein Fahrrad, binnen 5 Minuten, oder ich schieße Sie nieder!» Da sprang der herum: «Geschwind ein Fahrrad her, er will mich erschiessen! Ein Fahrrad her, er schießt mich tot!» [Nachtrag:] So erzählt ein Gerücht. Es waren das mehrere SS-Leute auf der Flucht, die Fahrräder forderten. Der Bürgermeister drohte ihnen mit der regulären SS und weigerte sich, ihnen Fahrräder zu beschaffen, worauf sie sich zu Fuss weiter helfen mussten.

Aus Klattau werden alle Deutschen abgeschoben. Das deutsche Militär ist abmarschiert. Die Protektoratsgrenze ist für Zivil gesperrt.

Mittags kam Fräulein Beier mit drei Soldaten, die höchst aufgeregt waren; sie wünschten eine Karte des Böhmerwaldes mit eingezeichneter Sprachgrenze. Sie wollten nicht den Tschechen in die Hände fallen. Sie erhielten zwei Kanten, in die ich die Sprachgrenze einzeichnete.

Zeitbild: Es hängen grosse Entscheidungen in der Luft, es sind schicksalschwere Tage. Alles läuft aufgeregt hin und her, jedermann trägt irgendeine Armbinde, jeder dritte ein Gewehr.

Halb 3: Flakfeuer von Westen her. Der Deutschlandsender schweigt. Immer neue Scharen von Russen kommen und ziehen zum Wlaesow-Lager² hinauf, mit Koffern und

¹ Das OKW gab den Fall Troppaus am 26. April bekannt.

² Ein Lager der russischen Befreiungsarmee des Generals Wlassow, die auf deutscher Seite eingesetzt werden sollte; s. Einleitende Darstellung, S. 57 f.

Säcken beladen, wie von der Bahn gekommen, die Hälfte davon Weiber, Jungen; es sind beiläufig gegenwärtig 1'000 Personen im Lager, sagt der Kunsthistoriker Behrens, der mit einem zweiten Herrn die Koffer bei uns einstellte (aus dem Russenlager). Beim Gasthause Kahlhofer auf der Luft ist ein Jugendlager. Dieses HJ-Jungvolk zog zum Osser hinauf, um ihn zu verteidigen, meist Burschen aus Neuern von 14-16 Jahren. Ihr Anführer und Peiniger ist der B. von der unteren Reichsstrasse. Eine aufgebrachte Mutter machte ihm böse Vorhaltungen.

Die Holzfuhrer, drei zu je 3 m, sind gekommen. Die Fuhrleute bekamen als Trinkgelder nahezu 100 Zigaretten. Das Holz ist leicht, weil trocken. Die Meldereiter der Russen sprengen herum, auch der Volkssturm hat es eilig.

Unsere Holzaufloader kommen vom Bahnhof, erzählen: Auf dem Bahnhofe steht schon längere Zeit ein Zug, beladen mit Juden aus Theresienstadt. Sie sterben vor Hunger hin wie die Fliegen, werden beim Bahnhofe begraben, aber so oberflächlich, dass Arme und Füße herausragen. Ein Zug elender Jüdinnen wankte aus dem Reiche herein über die untere Brücke. Sie wurden beim Parteiheime (altes Schulhaus) gelabt.

Eine Frau Wolny aus Ratibor, die schon vierzehn Tage lang in Janowitz im Eisenbahnzuge hatte bleiben müssen, fragte nach einem Flecklein Wohnraum. Dr. Behrens führte sie ins Lager hinauf, samt ihren zwei hungrigen Kindern. Er brachte dann eine elektrische Bratpfanne und mehrere Konserven, die er sich dann wieder abholte. Ich musste ihm ein englisches Buch leihen, «Shakespeare Tales» (Tauchnitz-Edition).

Draussen starker Kanonendonner. Panzerspitzen sind schon in Eisenstein. Vor 8 Uhr abends: Tiefflieger kreisen über unserm Viertel, schiessen fleissig mit Bordwaffen. Ein Trupp Russen kommt vorbei, zum Lager hinauf, eine Troika mit Gepäck, auch das Lastauto von Hartung.

Viertel zehn. Gesang in der Stadt. Dann Auswanderung Evakuierter mit Sack und Pack und kleinen Wagerln auf der Glashütter Strasse, die ist frei. Vollmondnacht.

Es heisst, diese Nacht kämen die Amis von zwei Seiten, von Furth und von Eisenstein her. Im Lager oben ist Bereitschaft, es darf niemand hinaus. Donnerstag, 26. April.

Morgens liegt Reif. Geschützdonner, schlagweise, dazwischen minutenlanges Schweigen, wie von Süden oder Südwesten her. Diese Nacht gab es im Russenlager eine Schiesserei. Morgens wurden mehrere Russen in die Stadt geführt in den Arrest.

6 Uhr morgens. Eine Menge Militärwagen mit Pferden und durchfrorener Mannschaft fuhren vorbei, gegen Freihöls zu.

Radio: Die Einkreisung von Berlin ist beendet. Die Russen bei Göding und Brünin. Zerstörung des Bahnhofes Berchtesgaden samt dem «Adlerhorst»¹. Fortschritte gegen München, auch in Italien gegen die Alpen zu.

¹ Der alliierte Luftangriff auf Berchtesgaden und den Obersalzberg erfolgte am 25. April 1945.

Gestern abends begann die Konferenz von San Franzisko, von 46 Staaten besickt¹.

9 Uhr: Tiefflieger schiessen aus Maschinengewehren, stark, andauernd. Ich packe meinen Koffer für die etwa notwendige Flucht: Kleider, wichtige Kleinigkeiten, Wäsche, Strümpfe.

11 Uhr, nach Oberneuern. Fremdsprachige SS, Soldaten mit Feldküchenwagen, diese rauchend; von Klattau her auch ein Trupp junger Krieger, viele, viele Mädchen, noch Kinder, flüchtend, schwer mit Rucksäcken, Koffern und Gepäck beladen, wahrscheinlich ein allzuspät geräumtes KLV-Lager (Kinderlandverschickung), dann Tiefflieger, auf der Milliker Strasse wurde der lange Zug mit Maschinengewehrfeuer überschüttet (von Toten nichts gehört). Wir waren aber entsetzt durch das langdauernde Rattern der Bordwaffen.

Rundfunk, statt um 2 erst um 5: Kämpfe um Berlin sind entscheidend für Europa! – Alle paar Minuten gibt es in der Nähe starke Explosionen.

Die Jüdinnen, die durch Neuern zogen, haben erbärmlich um Brot gebettelt. Es folgen lange Autozüge: Polizeitruppen, Soldaten, Flüchtlinge, Gefangene, Zuchthäusler in Sträflingskleidern (gestreift), ein KLV-Lager aus Poděbrad, junge Bürschlein, die sich mühsam dahinschleppen!

Freitag, 27. April.

In der Stadt grosse Bewegung. Allgemeine Frage: Wird Neuern verteidigt werden oder nicht? Viele Fuhrwerke, viele Durchwanderer.

Um 2 Uhr: Zettel in alle Häuser. Aufruf der SS, Neuern zu verteidigen «bis zum letzten Stein».

Gegen Abend kamen von Klattau herüber 1'000 Kinder, diese wurden in der Unterneuerner Kirche zum Teil untergebracht. Nachmittags war starke Kanonade an der Grenze; jeder Schuss rief einen noch stärkeren Widerhall zwischen den Bergen Rantscher und Gewintzy hervor.

Überall wird gepackt und Sachen in die Keller geschleppt, auch vergraben. Radio: In Berlin dringen die Russen vor. Brünn und Eger sind erobert, Bremen besetzt, Aufstand in Italien, Verona besetzt, die Etsch überschritten, 60'000 deutsche Gefangene. Göring legte seine Ämter nieder, besonders die Führung der Luftflotte, seines Herzleidens wegen².

Um ½ 11 vormittags wurden von der SS in Hammern (Steinbruch) erschossen:

1. Frau Spediteurin Hartung. ... Es soll ein Komplott zur Ermordung des SS-Leutnants bestanden haben, der Neuern verteidigt haben wollte. Durch ihr Verschulden (Geschwätzigkeit) war die Sache bekannt geworden.

¹ Konferenz der Vereinten Nationen, auf der die Gründung der UNO beschlossen wurde.

² So lautete die offizielle Verlautbarung, die vom Deutschen Nachrichtenbüro verbreitet wurde. Göring wurde jedoch von Hitler seines Postens enthoben, da er unter Berufung auf seine Einsetzung als Nachfolger Hitlers am 23. April von Berchtesgaden aus Handlungsfreiheit forderte, und auf Anordnung Hitlers am 24. April verhaftet, aber noch am gleichen Tage von Offizieren der Luftwaffe befreit.

2. Der Amtsrichter Schmied.
3. Der Inhaber des Kinos in Neuern, ebenfalls namens Schmied.

Der Verteidiger von Neuern, Leutnant Leipen, ein junger Bursche, war mit 180 Mann gegen Chudiwa abgerückt. – Nachts starke Regengüsse.

Für die Verteidigung der Stadt waren die Leute vom Volkssturm (Lehrer G., der aus Bayern gekommene Gl., der Rasierer B. (auch ein Fremder), der Mann von der DAF (Deutsche Arbeitsfront) Z., der aus K. stammte. Die ganze Bevölkerung war dagegen – mit Ausnahme einiger Weiber. Frau G. sagte zu mir: «Neuern muss verteidigt werden, lebt ja der Führer noch!» Die Frau des Rasierers U.: «Neuern muss ja verteidigt werden, es ist ja eine offene Stadt!» (Eine Festung brauchte also nicht verteidigt zu werden!)

Dagegen war die ganze Bevölkerung. Deren Sprecher war der Geometer Ing. Baumann. Der hielt dem Leutnant die Zwecklosigkeit der Sache vor: «Ich selber war im Weltkrieg Oberleutnant, aber solche Dummheiten hat es damals nicht gegeben!» Da auf jeden Widerspruch die Todesstrafe stand, entflohen «Baumannschursch» auf einem Rade, wurde aber in Plöss von der SS eingeholt – im Wirtshaus. Er verteidigte sich und erschoss einen der Verfolger, wurde aber dann ermordet. Im Stadel des Wirtes lag er, bis er abgeholt wurde. Bei seinem Begräbnis sagte Pfarrer Schalek: «Ich kann über seinen Tod nicht reden, aus begreiflichen Gründen. Die Chronik der Stadt Neuern aber wird seiner treu gedenken.»

Georg Baumann war ein Neuerner Bürgerssohn. Er stammte aus dem Hause Nr. 64 alt, 126 neu in Unterneuern. Er war ein offener, gerader Charakter, eine rauhe Schale, ein guter Kern! Ehre seinem Andenken.

Samstag, 28. April.

Radio: Über Augsburg wurde die österreichische Grenze bei Füssen erreicht. Vier Fünftel des Reiches sind in Feindeshand. Turin gefallen. Himmler hat den Amerikanern und Engländern die bedingungslose Kapitulation angeboten. Sie wurde nicht angenommen, weil Russland dagegen war¹. Bei Torgau haben sich die Amerikaner mit den Russen vereinigt².

Aus meinem Hause sind die Familien Maier Fritz und Posluschny nach Rothenbaum abgezogen; ich blieb allein mit dem Berliner Ehepaar Wobring zurück.

Herr Schapp aus dem Russenlager erzählte von der Verhaftung des Kinoinhabers Schmied: «Ich war selbst dabei gewesen. Es erschien ein Oberleutnant im Lager und holte ihn. An Ursachen für seine Erschiessung wurden mir bekannt: 1. Grosse Schiebung. Der Keller seines Wohnhauses (Oberlehrer Zierhut Nr. 390, neben der Molkelei) war voller Waren, alle von Frau Hartung (Konserven, Wein usw.). 2. Er war gegen die Verteidigung Neuerns und hatte ein Programm der Übergabe ausgearbeitet, bei der

¹ Das eigenmächtige Angebot Himmlers über eine bedingungslose Kapitulation Deutschlands gegenüber den Westmächten erfolgte über den schwedischen Grafen Bernadotte in Lübeck am 24. April 1945. England und die USA erklärten, dass sie nur ein Kapitulationsangebot an alle Alliierte in Erwägung ziehen könnten. Die Unterhandlungen Himmlers wurden am 28. April in der alliierten Presse veröffentlicht.

² am 25. April.

er eine grosse Rolle gespielt hätte. Er hatte eine Liste von Personen zusammengestellt, die dann Neuern regieren sollten⁴

Die Wlassow-Leute sind heute mit ihren Fahnen zu Fuss über Freihöls gegen Spitzberg abgezogen. Ihre Fuhrwerke zogen über Millik auf der Bezirksstrasse über Oberneuern.

Zum Tierarzt Heinrich kam ein SS-Mann und forderte die Herausgabe des Autos. Der war nicht daheim. Er drohte der Frau mit Erschiessen, wenn er den PKW nicht bekomme. Die Frau ging mit ihm, da war der Wagen nicht zu brauchen.

In München war ein Aufstand ausgebrochen, der aber niedergeschlagen werden konnte¹.

Ich sah zwei lange Züge gefangener nordafrikanischer Truppen, die mit Mühe ihre Gepäckwägel zogen. Ziel: über Eisenstein nach Bayern.

Nach 5 Uhr von der Bürgerschule her einige Gewehrschüsse. Dann zahlreiche Kanonenschüsse von der Grenze im Westen. Dann wieder ruhig.

Der Tag war kriegerisch nicht bewegt. Es herrschte unheimliche Ruhe wie vor dem Sturm, war der allgemeine Eindruck. Abends halb 6 Uhr begann das Schiessen im Westen wieder, setzte dann aus und begann um 10 Uhr nachts wieder. Radio: Himmler hat kapituliert.

Sonntag, 29. April.

Rundfunk: Berlin dem Ende nahe. Augsburg und Landsberg gefallen. Bei Passau wurde die österreichische Grenze überschritten. Vormarsch im Raum von Pilsen. – Morgens wieder Geschützdonner. Um Mitternacht soll es einen gewaltigen Krach gegeben haben, wird erzählt. Um 8 Uhr nach Oberneuern, zu Familie Blau. Am Wege dahin sagte mir der Magazineur der optischen Fabrik Holub: «Heut wird es noch spassig werden!» Bei Blau wird eben die kleine Sigrid gebadet. So gegen 9 Uhr kracht es. Das erste Geschoss hat oben bei der Kirche eingeschlagen. Ich sagte: «Geht in Euern Keller!» Und nun Krach auf Krach! «Jetzt muss ich heim!» Trotz besorgter Warnungen lief ich heim, durch das Geschützfeuer, das über mir wegging. Beim Trafikhäuschen Neuberger schleuderte mich der Luftdruck eines nahen Einschlages an das Häuschen. Ich hatte nicht mehr weit heim. Wobriings sassen bereits im grossen Keller in den Rohrstühlen. Ich war sehr blass. Ich machte Licht, stellte Stühle bereit, auch Werkzeuge. Wobriings nahmen ihr Frühstück im Keller ein. Um halb 10 Uhr war Geschützpause. Ich sah hinaus, sah Leute mit beladenen Karren in den Wald hinauf flüchten. Nach 10 Fortsetzung des Feuerns, batterieweise, immer sechs Schuss nacheinander. Abschuss, zählen bis fünf oder sechs, dann Zischen über dem Dache und Einschlag.

Der Tag war kühl, bedeckt, ohne Sonne. Die elektrische Beleuchtung versagte schon nach den ersten Einschlägen um 9 Uhr. Um halb 11 hinauf, gegen Westen gesehen. Auf dem Spital wehte die Fahne des Roten Kreuzes.

¹ Am Vormittag des 27. April gelang es einer Widerstandsgruppe «Freiheitsaktion Bayern», den Reichssender München zu besetzen. Der Aufstandsversuch wurde nach einigen Stunden niedergeschlagen.

Nachmittags: Als alles still war, wagten wir uns ums Haus herum und sahen die eingeschossenen Fenster. Draussen blühen die Bäume so schön.

Vor halb 12 kam Dr. Behrens, brachte einen elektrischen Rasierapparat, auch wieder die elektrische Bratpfanne. Die Leute vom Lager sitzen alle getarnt am Waldrande, auch der Pastor, Herr von Seck, mit ihnen. Der Ami, meinte er, kann 5-6 km entfernt stehen. Das war bisher nur leichte Artillerie.

Es laufen wieder Leute dem Walde zu, an unserem Haus vorüber, zuerst Herr Horalek mit seiner Frau, dann kamen sie herdenweise.

Unterdessen waren die Geschütze näher herangerückt. Vor 1 Uhr zwei Schüsse: Bum, bum, dann Geräusch und schon Einschlag. Die Schüsse zischten und rauschten über unser Haus hinweg. Dann zwei Bumser auf einmal, dann drei, vier, ganze Salven. Das war ein Sonntag!

Dann wieder längere Pause. Jetzt werden wohl die Panzer schon einfahren. Es kommen Flieger, Beobachter. Dann wieder Schüsse, wieder Flieger, wieder Beschiessung. Nun schon mit Bordwaffen, ein Regen kleiner Kaliber aufs Dach, als ob ein Sack Erbsen darüber ausgeschüttet wurde. Ein Schuss, dann wieder Kleinf Feuer.

Wir sitzen im Keller, gehen dann in den Pausen hinauf. Nach einem Schüsse sehe ich hinter dem Hause des Schlossers Karl eine braune Staubwolke aufsteigen. Vor halb 2 ein Schuss, dass das ganze Haus erzittert.

Wir essen als Mittagmahl gemeinsam Kartoffeln und dazu eine Konserve, die uns Herr Schapp gebracht hatte.

Gegen 3 Uhr folgte direkte Beschiessung durch Panzer, dann Maschinengewehre, unendliches Klopfen, dazwischen Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer. Nun Pause. Wir gehen hinauf und sehen Panzer die Glashütter Strasse herunterfahren, nach allen Seiten schiessend.

Schon unsere Alten hatten immer erzählt, dass nach Neuern der Feind immer über St. Katharina und Glashütten heruntergekommen ist, schon zur Schwedenzeit.

In unser Viertel bog kein Wagen ein.

Auf der Glashütter Höhe brannten Häuser, so beim Schneiderbauer, alles hell auf. – Endloses Maschinengewehrgeratter aus der Stadt zu hören: Die Panzer rollten durch die Strassen und schossen in alle Fenster.

Als dann das Schiessen verstummt war, wagten wir uns aus dem Hause und schauten uns die eingeschossenen Fenster der Westseite an.

Ich hängte ein weisses Tuch auf der Strassenseite oben aus dem Fenster.

Von Vorübergehenden erfuhr ich, dass das Licht überall ausgegangen sei. Die Tochter des Dienstmanns Tomann machte mich darauf aufmerksam, dass das Aushängen weisser Tücher bei Todesstrafe verboten sei.

Ich darauf: «Wäre das den Amerikanern nicht recht?»

«Nein, aber der SS, die hat es doch verboten!»

Ich sagte: «Jetzt sind die Amis da, die haben Neuern erobert, da hat die SS nichts mehr zu sagen!»

Es kam aber anders; die Amis hatten nur einen kurzen Besuch gemacht.

Sie trauten dem Wetter nicht und fuhren wieder ab.

Hauptmann Schneider und Zollsekretär Ödbauer kamen vorbei und sagten, es brenne irgendwo in der Stadt.

Man sah Amis mit schussbereitem Gewehr die Glashütter Strasse hinaufgehen, einer vorsichtig hinter dem andern. Man sah Männer mit Tragbahren gegen das Spital hinaufgehen, diese dann wieder niederstellen und weglaufen, wenn geschossen wurde. Mehrere Schüsse. Alles rennt wieder auseinander. Dann nahmen die Männer die Bahre wieder auf und trugen sie weiter. Der Horalek rannte bei uns vorbei, zurück, der Stadt zu, drehte sich plötzlich um und schrie: «Die schiessen ja!»

Die Erlösung aus dem Keller und die überstandene Gefahr feierten wir, indem wir Drei jedes ein Stamperl Schnaps tranken und nachher schwarzen Kaffee zur Beruhigung von Herz und Nerven. Beim Nachbar Watzlik stand das Haus leer, sie waren alle bergauf geflüchtet.

Um 5 Uhr ging ich nach Oberneuern.

Es brannte die Optische Fabrik, lange vorher hatte sie leicht geraucht. Es brannte auch das alte Schulhaus (Parteigebäude). Die Leute waren entsetzt, weil die Amis wieder abgezogen waren. Sie kämen aber wieder, ein paar Tage später. Da, fürchtete man, werde Neuern nicht geschont bleiben. Oberneuern war ein Bild der Verwüstung. Vor dem Glasergeschäft Altmann sah ich drei Tote auf der Strasse liegen. Es werden Tote und Verwundete getragen, die ersteren hinauf in den Freithof, die andern ins Spital. So eine tote alte Frau, eine jüngere Frau verwundet aus dem Pfarrhofe herunter. Der Gärtner Otto Schramek war bei seinem Glashaushaus getroffen worden, hatte beide Füße weg, war tot. Beim Nachbar Mühlgirgl (Baierl) hatte ein Treffer die Westseite des Hauses eingeschlagen. Die Leute rennen kopflos und wie närrisch herum.

Bei Blau Nr. 16 ging ich durchs Haus, es war menschenleer, voller Glasscherben, die Scheune durch einen Volltreffer zerstört, die Leute sassen, vor Angst zitternd, im Stall. Kathi war schon fortgelaufen, um mich zu suchen, denn sie meinte, ich müsste auf dem Heimwege vormittags getroffen worden sein.

Frau Blau, die Schwägerin, Witwe meines Bruders Eduard, wollte mit ihrer Schwiegertochter und dem Kinde in den Luftschutzkeller im Pfarrhof. Ich schob den Kinderwagen hinauf, die andern wankten nach, es war dort alles überfüllt, alles voll Kranker und Verwundeter.

«Ihr müsst zu mir, da ist Platz genug!» Ich schob den Wagen mit der Kleinen, ein halbes Jahr alt, durch die Gasse beim Gasthof Haas hinunter, über das brennende Brücklein bei der Optischen Fabrik, die in Flammen stand, vorbei über die Angelbrücke und zu uns. Die Nichte Thilde (Lehrerin, Frau meines Neffen Franz, der eingerückt war) war krank, ebenso ihre Schwiegermutter; wir betteten die erstere aufs Sofa im grossen Zimmer und richteten im Keller (in der Waschküche) Lager her, zuerst Verdunkelungspapier aufgebretet, Matratzen und Betten darauf. Die Inwohnerin aus Nr. 16, Frau Bechler mit ihrer Tochter Anna waren mit mitgekommen und halfen überall mit. Wir Gesunden machten uns die Lager im grossen Keller.

Dr. Behrens kam abends wieder, brachte Konserven, Wein, Kerzen und Zünder. Auch Frau Wobring gab er zwei Konserven. Ich dankte ihm, dem Freunde in der Not, und nannte ihn einen Engel, da er mit einem grüngefleckten Tarnmantel behängt war, dessen Flügel wehten.

Wir verbrachten die Nacht im Keller. Dabei hörten wir immer wieder Schüsse aus der Ferne.

Die Brände und deren Ursachen: Als die Panzer von Glashütten wegfuhr, gegen Neuern, wurde aus einem der ersten Häuser der Gruppe auf der Höhe mit den Nummern 432 und 298, 299 (Weberbauernhäuser) aus dem Fenster der Wohnpartei Z. eine Panzerfaust auf einen amerikanischen Panzer abgeschossen. Darauf eröffneten die Panzer das Feuer gegen die Häuser zu beiden Seiten der Strasse, und es brannten zwei der Weberbauernhäuser ganz aus, ein drittes links vom Wege und das ganze Anwesen, Haus und Scheuer des Schneiderbauern Augustin Nr. 537.

Aus der Optischen Fabrik soll der Gl. geschossen haben, worauf auch diese in Brand geschossen wurde.

Das Parteihaus kam in Brand durch den Beschuss.

Beim Froschbauern in der Reichsstrasse brannte eine Scheuer weg. Das entsetzte den Hofbesitzer Nr. 107 alt, 208 neu, Karl Pscheidt derart, dass er sich erhängte.

In Oberneuern schoss aus dem Hause 17 neu (Schramek) ein SS-Mann, der sich später durch den Hof von Nr. 16 flüchtete und von einem Ami vergebens verfolgt wurde. Dann gab es noch Schiessereien beim Kriegerdenkmal und in der Nähe der Schmiede in Unterneuern.

Es äusserte sich starker Unwille des Volkes gegen die «Helden», die Neuern so schwer geschadet hatten.

Von den Häusern war das Haus des Glasers Altmann, Karl, Nr. 25, so schwer beschädigt, dass der Einsturz der Vorderseite drohte.

Montag, 30. April.

Ich machte um halb 6 Licht im Keller und ging in die Wohnung hinauf, Frau Wobring war in der Küche. Dann wurde Kaffee getrunken.

Alles fragte gestern, ob die Stadt übergeben worden sei. Niemand konnte Auskunft geben. Weht die weisse Fahne auf dem Kirchturme? Nein! Morgens um 7 ging die Nichte Kathi Blau mit den Bechlerweibern ins Haus Nr. 16, und sie holten hier allerlei Dinge: Wäsche, Zucker, Mehl, Verbandzeug für die kranke Thilde usw. Kathi hatte viel Angst; sie hatte ja viel Not in dem kalten und engen Stalle ausgestanden. Am meisten hatte die Verborgenen der Schuss erschreckt, der ihnen das Dach des Stalles über dem Kopfe weggerissen hatte. Dies war erst bei der Beschiessung am Nachmittag geschehen. Es hatte da viel Staub und dicke Luft gegeben, dass sie alle kaum atmen konnten. Oberneuern war mit seinem weithin sichtbaren, hochragenden Turme das Hauptziel der Beschiessung gewesen. Die Hauptstrasse war erst durch den Beschuss der durchfahrenden Panzer an den Fenstern beschädigt worden. Beim Geschäft Tauscher (Nr. 188) war das

ganze Geschäft zerstört und durch einen Schuss das ganze Schaufenster auf die Gassen hinausgerissen worden (Angelzeile), und dann wurde alles geplündert.

Aus dem Hause der Partei (Nr. 53, alte Schule) war eine Menge von Vorräten während des Brandes herausgetragen worden, besonders Konserven. Die Flüchtlinge haben sich dabei besonders hervorgetan, es war doch alles herrenloses Gut!

Der Tomanschneider (Dienstmann) erzählte von gestern: «Man kann doch nicht von mir verlangen, dass ich mit meinen 8 Männlein Volkssturm 7 schwere Panzer arretieren kann, noch dazu ohne Waffen! Dafür haben sie mich mit meinen Leuten verhaftet. Sie waren sehr anständig zu uns und liessen uns wieder laufen. Dafür nahmen sie den Oberleutnant fest, der beim Bäcker Zierhut war. Den Patzer hat ein Feldweibel gemacht, der beim Wirtshaus Schreiner (Nr. 167) auf einen Panzer schoss. Der ist ihm dann nachgefahren bis zum Lerachschmied hinunter (164), und dort haben sie tüchtig ins Haus hineingepfeffert, dass es dadrin verwundete Kinder und Weiber gegeben hat; es sind gut hundert Schuss gefallen dabei.»

Gleich der erste Schuss fiel gestern in den Friedhof. Es war während der Frühmesse. Dabei wurde ein Fenster beschädigt durch einen Steinsplitter. Beim Verlassen der Kirche traf es mehrere Leute. Aus Millik drei, darunter den Christlbauern Stockinger, der um einen Fuss kam, dann die Pfeffermüllnerin und eine Frau Geiger. Niemand weiss Genaues über den Verlauf der gestrigen Vorgänge. Die Frau des Fachlehrers Baumrucker führte ihren Sohn an der Hand. Der fiel plötzlich um, ein Granatsplitter hat ihm den Hals durchsägt. Der Bäcker Max Müller wollte besorgt seiner Tochter entgegengehen, der bekam einen Granatsplitter in den Bauch und starb daran. Der Peternbauer Grössl (Ausgedinger) aus Chudiwa (in meinem Alter) starb erst später an einer Bauchwunde. Auf der steinernen Brücke erschlug ein Treffer eine alte Frau usw.

Wird Neuern weiter verteidigt werden? Das ist die allgemeine Frage. Ich sprach zweimal mit dem Ortsleiter Major Brey. Der weiss auch nichts. Er sagte, er habe mit den Amis sprechen wollen, die waren aber über die untere Brücke und die Reichsstrasse wieder über Glashütten davongefahren. Er und der Bürgermeister hatten das Nachsehen.

Verlassene Häuser wurden hie und da geplündert. Dem Hutmacher Engel, der alles in den Keller gebracht hatte und dann nach Holletitz gegangen war, wurden alle Betten, Kleider usw. gestohlen. Nur ein leerer Koffer soll ihnen geblieben sein.

Die Molkerei wurde ausgeräumt. Die fremden Frauen brachten die Eivorräte weg; jemand soll sich fünf Kisten geholt haben. Kathi schöpfte sich zwei Liter Rahm ein und holte dann noch Magermilch. Niemand war da zum Einkassieren.

Dem Zipser Deutschen, Herren Tenzer, der im Hause 16 wohnt¹, wurden zwei goldene Uhren, Ringe und anderes gestohlen, derweil er mit den Seinen ausser Hause war.

¹ Ende Februar/Anfang März 1945 waren slowakeideutsche Flüchtlinge aus der Zips und dem Hauserland in Neuern und Umgebung untergebracht worden. (Tagebuchnotiz vom 21.2. und 5.3. 1945.)

Halb 3: Draussen donnern in der Ferne die Kanonen. Sonnig und kühl. Der Ortsleiter Major Brey geht zu einer Sitzung der NSV, die die Versorgung der vielen Flüchtlinge organisieren soll. Er klagt über den Mangel an Mitarbeitern. Über die Lage weiss er nichts, die hängt vom Verhalten der Amis ab, deren Absichten ihm nicht bekannt sind.

Um 5 Uhr nachmittags übernahm SS-Oberleutnant Poppen (im Russenlager) das Kommando. Heute ist um 5 Uhr die Sitzung, in der über die Übergabe entschieden werden soll. In dieser Sitzung wurde aber nur über die Versorgung gesprochen.

Gestern war die Daumentischlerin Altmann auf dem Friedhof gestorben, einige sagen vor Schreck, andere, es hätte ihr den Kopf abgerissen. Es fiel gestern beim Weg aus der Kirche der 16jährige Sohn des Postbeamten Grandi. Den alten Wenzel Wallisch traf es auch, er war sofort tot.

Viele Leute laufen zum Wald hinauf, Decken unterm Arm oder sonst bepackt. Gerücht: Neuern hat 24 Stunden Frist zur Übergabe –wenn nicht, so wird es in Schutt und Asche gelegt.

Eine bekannte Frau (Seemann) zieht ein Wagerl zum Förster Schöttner hinauf, wo sie übernachten wird. Sie warnt mich eindringlich, nicht in Neuern zu bleiben.

Gärtner Seidl wandert hin und her, sucht und findet allerlei Spuren der Beschiessung an Zäunen, Mauern und auf der Erde und sammelt dabei Granatsplitter.

Hinter meinem Garten auf der Wiese ein Loch von einem Einschlag. Im oberen Zimmer, Westseite, Schuss durch ein Fenster, zwei Scheiben zertrümmert in der Wohnung Wobring, Loch unter der Decke, das kleine Projektil war zurückgesprungen, fand sich beim Fenster unterm Sofa.

Veranda: Mehrere Scheiben hin (vier), von Norden, von der Strasse her war ein Granatsplitter durch die Holzwand gedrungen, dann durch eine zweite Holzwand, wütete dann unter Holzstäben (Skistöcken) und Papperollen, schlug eine Grube in der Westmauer und fuhr wieder durch eine dritte Holzwand in den Raum der grossen Veranda, wo er einen Liegestuhl zerriss, dann durch ein Südfenster gegen Watzliks Haus hinüberflog, usw⁷.

Nachmittags starker Donner im Nordwesten. Neumark? Fortdauer bis abends.

In der Optischen Fabrik: In den Brandruinen gab es nachmittags einen furchtbaren Krach. Es war ein Stück Zwischenmauer eingestürzt und auf die Schienen der Decke gefallen. Das Brückl über dem Gerinne ist halb weggebrannt, auch die durch und durch nasse Wontrack hatte gebrannt. Ich erinnerte mich an die Erzählung von dem Mühlbrande 1862, wo auch das Holzgerinne gebrannt haben soll. An einem Fenster der Ostseite der Mühle (Fabrik) war das Glas geschmolzen und hing wie kleine Eiszapfen herunter. In Oberneuern hatten mehrere Häuser von dem Brande Feuer gefangen, konnten aber gerettet werden, während die nahe stehenden unberührt blieben (wie 1862).

Die Feuerwehr hatte am Parteigebäude gelöscht, an der Fabrik nicht, die für Neuern wichtiger war und früher angefangen hatte zu brennen und wo das Feuer hätte anfangs leicht erstickt werden können. Da war eben die Gefahr grösser wegen der Beschiessung.

Der Totengräber zählte mir 14 Tote auf.

Abends waren wir zuerst im Keller; ich ging aber bald hinauf und schlief in meinem Zimmer.

Ganz Neuern ist ausgewandert – in alle umliegenden Orte, besonders in die höher gelegenen und südlichen: Freihöls, Hochwies, Waldwiesen, Bayereck, Dörrstein, Hinterhäuser. Watzlik sen. war diese Nacht daheim, die andern im Forsthouse bei Bayereck.

Vor 8: Während ich die Notizen schreibe, sehe ich Leute bergwärts eilen. Ich bleibe bei den Meinen und gehe, wenn es sein muss, mit ihnen zugrunde. Im Keller bei mir fühlen sich die Verwandten wohl und sicher. Das Haus wurde ja immer überschossen.

Dienstag, 1. Mai.

Gerücht: In Neuern seien zwei deutsche Panzer; je zwei andere sind gegen Eisenstein und Glashütten durchgefahren.

Ich traf motorisierten Arbeitsdienst; ihrer 20-30 fahren gegen Freihöls, wo eine Panzersperre an der Bezirksstrasse ist und Soldaten eingegraben waren. Dorthin war schon ein Wagen mit Panzerfäusten gefahren.

Diese Arbeitsdienstleute kamen um 11 zurück und fragten nach der Strasse nach Drosau.

Um 10 Uhr starker Geschützdonner.

Gerücht: Neumark sei abgebrannt (wahr), Neumark gestern in Flammen gestanden (nicht wahr).

Neuern wandert aus. Auch Vieh wird weggetrieben. Dem Schneiderbauern auf der Höhe ist alles verbrannt, auch das Vieh im Stall. Die Flüchtlinge stehen sehr viel in den leeren Häusern.

Es fehlen Särge. Man sagt, die Leute müssen sich ihre Toten selber eingraben.

5 Uhr nachmittags Feindalarm. Glockenläuten. Alles rennt gegen den Wald hinauf, wir in den Keller. Blinder Lärm: Die Amis waren nur bis Spitzberg gefahren, um die englischen Diplomaten abzuholen. Diese waren dort sechs Jahre lang interniert gewesen.

Abends war vollständige Ruhe.

Diebe gehen herum, plündern verlassene Wohnungen, die Kaufläden; sie suchen vor allem Lebensmittel. Der Volkssturm bewacht die Geschäfte. Die Molkerei ist geschlossen, Leute kommen um Milch, warten vergeblich.

Die Narren, die allein gegen die Amis aufgetreten waren, haben viel Schaden angerichtet. Sie sind nicht auffindbar. Im Spital: Der Barackenanbau war mehrfach durchschossen. Die Kranken waren in den Keller gebracht worden.

Die Amis sprachen mit den gefangenen Franzosen. Sie hätten Neuern bei ihrer Durchfahrt nicht beschossen, wenn sie nicht angegriffen worden wären. Die SS war beim Angriff der Amis meist in die Wälder geflüchtet.

Vor sieben abends war das Begräbnis des Max Müller (Bäckermax). Der Mann hatte früher bei jedem Rummel dabei sein müssen, nun ist er ein Opfer seiner Neugier geworden. Er war auf einem Mistwagen hinaufgefahren worden zum Friedhof. Um 7 wurde sein Verwandter Wenzel Wallisch begraben. Der hatte den Leichenwagen. An den Begräbnissen nahmen nur die nächsten Verwandten teil. Wir gingen bald zu Bette. Im Keller blieben nur die zwei Mädchen mit der kleinen Sigrid.

Mittwoch, 2. Mai.

Das Haus des optischen Arbeiters Swoboda (früher Grouwaschneider) Nr. 12 ist übel zerschossen; es fehlt der ganze Dachstuhl. Von der Optischen Fabrik ist nur das grosse ehemalige Mühlgebäude weggebrannt. Das neuere Haus (Buen retiro) mit den Kanzleien blieb unversehrt, ebenso die niedrigen Baracken. Gang durch Neuern vormittags. Auf der Betonbrüche Einschlag, Blutspuren, wo es auf der Westseite die Frau erschlug. Hier und da sind die Fenster mit Brettern verschlagen. Landwirtschaftskasse: Einschlag durchs Fenster, die Schreibmaschine zerschlagen. Der Ringplatz in Unterneuern ist ganz unbeschädigt. Viele Leute. Es wird erzählt, der Führer sei tot, Dönitz sein Nachfolger, Mussolini erschossen.

Bei der Rathaus-Ecke eine Beratung: Bürgermeister Fritz Fremuth, Gendarmeriemeister Uerntl, Stadtinspektor Hackl und andere Männer. Der Bürgermeister schreit aufgeregt, er habe keine Hilfe von keiner Seite, es sei niemand aufzufinden. Ich ging weiter und grüsste nicht einmal hin.

Bei Rupprecht im städtischen Elektrizitätswerk: Der schimpft furchtbar auf den Führer und die ganze Räuberbande. Alles war von Anfang an ein Bluff, angefangen vom Brand des Reichstagsgebäudes in Berlin und dem angeblichen Attentat in München. Wo sich der Bande Gegner zeigten, wären sie sogleich unschädlich gemacht worden. Wir hörten Radio. Die Meldung vom Tode des Führers im Kampfe in Berlin¹. Auf Ruf des Dönitz an das deutsche Volk und an die Deutsche Wehrmacht.

Rupprecht machte mir ein starkes Blech zurecht, für die Tür im Hause 16, damit sie versperbar wird. Auf dem Heimwege starke Kanonenschläge im Westen.

Aus Rothenbaum war Besuch gekommen. Man hatte die Beschiessung Neuerns mit dem Feldstecher verfolgen können.

Der Arzt Dr. Greissinger war mit dem Rade in Neumark gewesen. Er berichtete von der Zerstörung dieses Ortes. Brandbomben! Die SS war im Gutshof; auch aus den Höhen hinter dem Tannaberg war gegen die Amis gefeuert worden.

Daheim angekommen war das Licht wieder da!

Im Pfarrhof um einen Ballen Betten, der dort verwahrt war (aus Nr. 16). Pfarrer Schalek erzählte, dass heute noch Neuern übergeben werde, aber erst nach einer kleinen Schiesserei. Er weiss das von SS-Oberleutnant Poppe.

¹ Hitler beging am 30. April 1945 in Berlin Selbstmord.

Daheim traf ich die Schriftstellerin Mönch. Ich musste ihr für ihren Hausherrn, Oberlehrer i. R. Wenzel Skalitzky, der nicht aus dem Hause kann, Neuigkeiten aufschreiben.

In Neuern werden Aufrufe ausgeteilt zur Herstellung der Ordnung, Niederlegung der Waffen des Volkssturms, Eröffnung der Betriebe, behelfsmässigen Herstellung der Häuser. Vom Stadtkommandanten Poppe. Half nicht viel.

In Chudiwa waren amerikanische Panzerspähwagen und teilten Schokolade an die Kinder aus.

Die Leute sind noch nicht beruhigt. Bis gegen Abend war der Schnee zum grössten Teil weggeschmolzen.

Donnerstag, 3. Mai.

Morgens das Radio wieder hergestellt. Schlimme Nachrichten: Berlin und München erledigt. Hitler und Göbbels haben Selbstmord begangen. In Italien ist der Krieg zu Ende¹. Eine Million Gefangene. Im Westen eine Viertelmillion Gefangene, darunter 150 Generale und Admirale.

Viele Leute wandern wieder langsam nach Neuern zurück, um nach ihren Sachen zu sehen.

Der Bäcker Altmann, der auf dem Erlhof in St. Katharina ist, wird heimberufen, um die Bäckerei wieder zu eröffnen, da ihm sonst der Betrieb aus der Hand genommen würde. Die Botin lief aber wieder heim, als sie bereits auf der Saueben war und auf der Glashütter Strasse starkes Schiessen hörte.

11 Uhr: Drei starke Bomberverbände überfliegen Neuern, halb 12 – neue Bomber in der Richtung Pilsen. Und wieder neue Wellen.

Hitler genießt keinen guten Nachruhm: «Wir sind belogen und betrogen!» sagen die Leute.

Überall auf den Strassen kehrt man vor den Häusern Glasscherben zusammen auf den Gehsteigen.

Im Rathaus lange Schlangen vor den Kartenstellen.

Die Städtische Sparkasse kann nicht eröffnet werden, weil die Beamten abwesend sind. Direktor Kreibich liegt krank in Unterneuern bei seinem Schwager Gobes (Nr. 129). Ich traf meinen ehemaligen Schüler Kautnik (nun Auborsko), der mir eine starke Schnitte Fettbrot aufdrängte. Ich liess es mir daheim gut schmecken.

Über Klattau waren gestern Tiefflieger: 24 Tote.

Die deutschen Beamten des Landratsamtes sollen ihre Stellen wieder antreten. Sie kommen nicht, da es keine Verkehrsmittel gibt.

Dreiviertel 2: Geläute, Feindalarm. Man fürchtet Bombenabwürfe.

Es herrscht grosse, ängstliche Spannung.

3 Uhr. Man hört Panzer rollen, dann nichts mehr. Halb 4: Kanonenschuss von Westen (Glashütten) her, nach fünf Minuten ein zweiter Schuss, vor 4 Uhr Schuss auf Schuss, ganze Salven im Süden. Kampf an der Hammerer Strasse, bei den Spiegelschleifen, gegenüber Freihöls. Kampf um die Panzersperre. Über Freihöls kreuzen sich

¹ Die deutschen Streitkräfte in Italien kapitulierten am 2. Mai 1945.

die Geschosse, die der SS vom Rantscher herunter, die der Amis von der Strasse hinauf. – [Nachtrag:] Ein Freihölser (der Wagner Alois Kolmer) erzählte als Augenzeuge dieser Kämpfe mir am 20.5.: Auf deutscher Seite kämpfte der Arbeitsdienst. Dessen Obersturmbannführer¹ ist gefallen, ferner 30 Mann. Ein Mann war hinter dem Betongerinne des Traxlerwerkes herausgeschossen auf einen amerikanischen Panzer. Der ging sogleich in Flammen auf, und die Leute verbrannten darin. Die Amis haben sie in der Nacht weggeschafft. Die Arbeitsdienstler wurden in der Nähe begraben. Am Bruckhof brannte ein Stadel nieder, auch die Schweineställe. Viel Schaden hat der Hanneshof erlitten. Er wurde dabei baufällig, auch das Hanneshäusel an der Strasse. Der alte Nausch, Spiegelschleifer, verlor vor dem Hause stehend den halben Kopf durch einen Flakschuss. Er fiel um, die Hände in den Taschen, wie er dort gestanden war und gegafft hatte. –

Halb 6: Dr. Behrens kam und rasierte sich mit seinem elektrischen Rasierapparat, verbiss die Schmerzen und erzählte von einem Freunde, der in Petrowitz war mit 40 Frauen. Der war in der Nähe des Bahnhofes Neuern durch einen Schuss in Gefahr gekommen, das Geschoss war aber ein Blindgänger gewesen.

Einzug der Amerikaner.

Es war am Donnerstag, dem 3. Mai, 6 Uhr abends. Lehrer Gobes kam und rief zum Gartentürl herein: «Alle Waffen sind bis 8 Uhr abzugeben. Wer sich nach 8 Uhr auf der Strasse zeigt, wird erschossen. Niemand darf Neuern verlassen!»

Um beil. 7 Uhr in die Stadt. Jeder Mensch, dem man begegnet, sagt erleichtert: «Gott sei Dank, dass endlich einmal Ruhe ist!»

Einige sagen lachend: «So, nun sind wir amerikanische Staatsbürger!»

Die Frau Girstl steht auf dem Platze beim Gasthof Haas, lacht übers ganze Gesicht, ringt die Arme und ruft: «Gott sei Dank, dass sie endlich da sind, da werden wir doch endlich Ruhe haben! Jetzt wird die ewige Schiesserei aufhören!»

Überall stehen Gruppen von Leuten und Amerikanern herum. Einige rufen: «Da schaut, was sie mir gegeben haben!» und zeigen Zuckerln her. (Wahrscheinlich solche, die die Amis bei Schwecke & Haas genommen hatten.)

Bei Blau (16) war die Haustür aufgebrochen, auch die andern Türen, beim Plündern, auch die Schränke. Es war alles durchwühlt und durchsucht. Aus dem Glaskasten war der geringe Goldschatz, der in einem Glas verwahrt war, verschwunden. Vor dem Gasthause Peter Altmann Nr. 23 stand die grösste Gruppe von Leuten. Der Bürgermeister war sehr rührig, er flog nur so herum. Er schickte Boten mit weissen Binden auf die Dörfer hinaus mit der Botschaft, es solle nach 8 Uhr niemand hinausgehen. Waffen wurden in Menge abgeliefert. Ein Wagen voller Säbel und Flinten wurde dahergefahren. Die Amis zeigten sich einen Ehrendolch der HJ. Die Panzer und Spähwagen standen vor der Brücke, kleinere Wagen jagten herum.

¹ Vermutlich wurde diese Gruppe bei den Kämpfen von einem Obersturmbannführer der Waffen-SS geführt.

Deutsche Gefangene und solche aus dem Russenlager wurden genau durchsucht und ihnen alles abgenommen. Die Tschechen zeigten strahlende Gesichter.

Ein Amerikaner schaffte die Zuschauer weg, sie sollten «hörne» gehen. Gruppen wurden auseinandergelassen. Einige hatten negroide Gesichter, die meisten der Amis waren fescche Leute. Gleich am ersten Abend begannen bereits Mädchen, sich mit den Amis anzufreunden.

Dr. Behrens hatte sich von uns hinten hinaus durch die Lücke im Zaun entfernt – mit grosser Vorsicht. Drei Wagen waren zum Lager hinaufgefahren und liessen sich dort von allen Leuten die «papers» zeigen (die Ausweispapiere). Das Schiessen dauerte bis abends fort, weil im Steinbruch hinten die Panzerfäuste vernichtet wurden. Die beschlagnahmten Waffen wurden vor der Stadt draussen vernichtet. Abends Radio: Berlin ist gestern nachmittag 3 Uhr gefallen. Hamburg und Oldenburg wurden in gütlicher Vereinbarung genommen.

Bei uns wurde den Einwohnern der Ausgang von 8–10 vormittags und 4–6 Uhr nachmittags erlaubt. «Wann werden wir denn da einkaufen können?» fragen sich die Leute.

Prag wurde zur Lazarettstadt erklärt. Ganz Norddeutschland ist vom Feinde besetzt. Die Amis marschieren gegen Linz. Der alte Wobring sagte dazu: «Det kann ich nich alles jloben!» und ging kopfschüttelnd zu Bett. Robert Böhm, Architekt in Neuern, beim Bauamt in Eisenstein beschäftigt, sagte: «Es ist gut, dass sie einmal da sind. Ich habe zu tun, alle Bauschäden in Neuern aufzunehmen.»

Donnerstag nachmittags sah ich, wie zwei rohgetischlerte, nicht angestrichene Särge zum Lager hinaufgeführt wurden. Kurz darauf kam das Fuhrwerk zurück, es brachte die Särge, nun gefüllt, zum Friedhof. Ein Posten mit dem Fahrrad, dieses führend, dabei, sonst ohne jede Begleitung. Zwei alte Leute aus dem Lager waren gestorben, darunter ein Mann von 93 Jahren. – Bei den letzten Begräbnissen lagen die Särge bereits versenkt in den offenen Gräbern, zur Einsegnung bereit.

Die Amerikaner fuhren wieder ab. Warum?

Freitag, 4. Mai.

Gestern waren die Amis am späten Nachmittag mit ihren Panzern wieder abgefahren.

Um halb 9 sah ich viele Leute wie besessen wieder den Häuserer Weg hinauffrennen. Was ist denn da wieder los? Ein Besuch erzählt: «Die Waffen-SS ist wieder da. Sie hat gestern die Amis überfallen und versprengt, nun wird es erst gefährlich werden!»

Neue Spannung, neue Gefahr! Es geschah aber vorläufig nichts.

Dr. Behrens erzählt, Oberleutnant Poppe sitze wieder im Rathaus. Er war gestern mittags fort und abends wieder gekommen. Die Amerikaner hätten die SS verjagt, aber nun sei sie wieder da. Gestern haben die Amerikaner mit einem Kolbenschlag im Lager die Schreibmaschine zertrümmert, die Telefonleitung abgeschnitten, alle Karabiner verbrannt.

Es ist Ruhe, man sagt, die Ruhe vor dem Sturm. Oh die Amerikaner heute wiederkommen oder erst in einigen Tagen? Können wir denn nie zu endgültigen, festen Zuständen gelangen? Halb 3: Wieder ferner Donner. SS-Mannschaften gehen herum. Leute laufen hin und her, holen ihr Gepäck heim, andere tragen es weg.

Um 4 Uhr: Man hört wieder Schüsse fallen.

Nachtrag zu gestern nachmittag: Es wurde Neuholletitz, die Gegend um den Bahnhof und Bistritz beschossen, in Bistritz brannte ein Haus ab.

Freitag: Die SS will sich in den Zufahrtsstrassen der amerikanischen Panzer festsetzen und aus den Kellern feuern. Es sind Kämpfe um Häuser zu erwarten. Ich verbarikierte die Kellerfenster gegen die Strasse mit starkem Prügelholz, in zweifacher Reihe.

Die Lebensmittelläden sind offen, die Molkerei, die Bäcker und Fleischer. Der Bäcker Altmann ist noch am Erlhof.

Sage: Es gab in Neuern wenige Tage einen Soldatensender «Martha» auf dem Holzplatze Fremuth. Er wurde, als sich Tiefflieger zu sehr für ihn interessierten, nach Eisenstrass gebracht. Er war anscheinend von der deutschen Heeresverwaltung errichtet.

SS-Leute krauchen hinter unserer Holzschar herum und verschwinden dann wieder.

Später sah man lange Reihen von Panzern und anderen Wagen gegen die Glashütten hinauf ziehen. Wir liefen alle bis zum Gasthaus Wieder, da kamen deutsche Panzerabteilungen aus dem Inneren Böhmens gezogen gegen die Grenze hinauf. Die Soldaten zogen in die Gefangenschaft und hatten frohe Gesichter, hatten weisse Fahnen. Die Leute sagen: «Jetzt ist der Krieg aus!»

Sechs Uhr. Ein trauriges Bild vom Untergange der deutschen Armee! Die Soldaten teilten aus, was sie im Überfluss hatten, damit es die Amis nicht kriegen: Käse, Zigarren, Zigaretten, einer warf eine schöne neue Brieftasche den Leuten zu, von ihren Wagen aus. Die Soldaten wurden von den vielen Leuten begrüsst. Sie riefen: «Wir kommen bald wieder!» oder «Wir fahren heim ins Reich!» – «Wir fahren nach Amerika!»

Ein NS-Heissporn behauptete: «Die machen einen Angriff gegen die Amerikaner!»

Lachendklärte man ihn auf: «Sie haben ja weisse Fahnen! Der Krieg ist aus!» – der aber: «Da muss ich aufs Rathaus zum Oberleutnant!»

Es war ein grossartiges, aber trauriges Schauspiel, das Ende der grossen Armee. Die meisten Leute machten schwermütige Gesichter. Nun sollte erst noch das Fussvolk kommen. Das aber wanderte in die russische Gefangenschaft.

Nun begann die grosse Rückwanderung der Leute vom Gebirge herunter, beladen mit grossen Bündeln von Betten, mit allen möglichen Fuhrwerken. Die meisten der Ausflügler kommen aber erst morgen.

Samstag, 5. Mai.

Heute um 8 Uhr früh trat die Kapitulation des deutschen West-Heeres in Kraft¹. Kopenhagen und Haag befreit. Die Russen rücken gegen Olmütz. In der Stadt wird überall aufgeräumt. Der Schieferdecker bessert Dach für Dach aus. Er hat keinen Gehilfen.

In der Angel liegen Panzerfäuste, Gewehre, Patronengurte, Munition. Die Lehrerin Fräulein Hackl kommt wohlbepackt aus Freihöls zurück. Ihre erste Frage an mich: «Wann bekommen wir die Pension?»

«Wahrscheinlich nie wieder!» musste ich antworten.

Gegen Mittag war in Oberneuern der Platz durch eine Kette von Amerikanern abgesperrt, es wurde Haus für Haus nach versteckten SS-Leuten abgesucht, aber auch sonst nach verborgenen Dingen gesucht. In der Gartenzeile gingen sie schon herum.

Ein Hilfspolizist kommt ansagen: «Niemand darf das Haus verlassen und auf die Gasse, weil die Amerikaner einmarschieren.»

Weiter: «Niemand darf Neuern verlassen. Den Amerikanern ist Wohnung und Bett zu geben, wenn es verlangt wird. Wo nötig, soll man für sich beim Nachbar Wohnung suchen.» Unser Viertel blieb einstweilen von Einquartierung verschont. In Neuern hatte ein Fuhrmann erzählt, es seien Schwarze im Anmarsch. Hat sich aber als unwahr erwiesen.

Um halb 4 kamen zwei Amerikaner, pochten ungestüm an. Ich mache rasch auf, und sie fragen noch «Pistol und Foto». Ich sage: «Welcome, gentlemen!» Sie lachen und fragen weiter: «Speak english?» – «A littl!» Im Zimmer reißen sie alle Schubladen auf. Dem einen gab ich ein Stamperl Likör, da muss ich zuerst selber nippen. Der andere darf pichte kriegen. In der Schublade des Schreibtisches liegt eine alte Taschenuhr. Die nimmt der Grosse ohne ein Wort an sich und steckt sie in die Tasche. Der andere entdeckt eine Schachtel mit kleinen Lichtbildern. Beide fordern nun von mir: «Foto, foto!» Sehr dringend. Ich gebe ihnen meinen alten Apparat 9 mal 12, der gefällt ihnen nicht. Im Keller suchen sie «Snaps», finden keinen. Die oberen Zimmer waren fast leer, nur finden sie da in einem Kleiderschrank das Futteral eines Foto-Apparates. Nun fahren die zwei wie wild auf mich los, einer zieht die Pistole, ich zeige aber auf das Bild des eingerückten Neffen und sage: «This is not my home. – He is in war!» (Das ist nicht meine Wohnung! Er ist im Krieg!) Da lassen sie von mir ab. Ich war sehr aufgeregt.

Die zwei gehen dann ins Nachbarhaus zu Watzliks. Hier haben sie mehr Erfolg. Die Waffe nötigt den jungen Watzlik, ihnen die in den Kohlen vergrabenen Sachen, einen Feldstecher, eine Leica u.a. auszufolgen.

Diesen selben Tag kam hoch ein zweiter Besuch.

Später sah man zwei Amerikaner vorbeigehen, der eine hatte ein Mädchen um den Hals, den andern führten gar zwei Luder in der Mitte, lauter Evakuierte, keine Hiesigen.

¹ Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Holland, Norwegen, Dänemark und Nordwestdeutschland. Die Kapitulation für die anderen westlichen Frontabschnitte erfolgte erst nach der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation in Reims am 7. Mai, die am 8. Mai, 24 Uhr, in Kraft trat.

Abends kurz vor 10 kamen nochmals zwei Amis mit Gewehren unterm Arm. Ohne ein Wort zu reden stürmten sie durch alle Räume, sahen sich die auf dem Sofa liegende kranke Thilde scharf an, ob sie nicht ein getarnter Soldat wäre, stöberten auch oben die alten Wobrings auf, die schon im Bette lagen; erst als sie gingen, sagten sie «all right» und ich darauf «good night», und weg waren sie.

Uhren: Bei der Bildlföhre zeigte ein Amerikaner den beiden Bäcker-Altman-Töchtern seine beiden Unterarme, die voller Armbanduhren waren; die Fanny sagte: «Da ist auch die meine dabei!» Er streckte ihr die beiden Arme hin: «Suchen Sie!» Die Mädchen liefen aber weiter, heimzu.

Nachmittags kam eine Frau mit einem Mädchen und einem Kind auf einem Sportwageri. Sie sucht eine Wohnung. «Und wenn es nur ein kleines Löcherl wär!» Die Frau tat uns leid, wir hatten aber selber alle Räume besetzt. Wir zeigten ihr den Weg ins Lager hinauf, wo man sie aufnahm.

Das Radio meldet aus Prag: «Hier Aufstand gegen die deutsche Besatzung!» Es wurde die tschechische Wehrmacht und Polizei angerufen. In Prag hat sich ein Nationalausschuss gebildet, der die Regierung der cechoslovakischen Republik in die Hand nehmen will¹.

Es folgen die Tagebuchaufzeichnungen über die Ereignisse in Neuern bis zum Abschluss der Ausweisungsaktion Ende Oktober 1946.

Nr. 23

Erlebnisbericht des ehemaligen Bürgermeisters Tiberius Luderer aus Schönthal, Kreis Tepl.

Original, 14. September 1955, 3 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Massnahmen der amerikanischen Militärbehörden nach der Besetzung Schönthals; der Einmarsch sowjetischer Besatzungstruppen nach dem Abzug der Amerikaner.

Einleitend macht der Vf. einige Angaben über seinen Heimatort und fährt dann fort:

Schönthal wurde anfangs Mai 1945 von amerikanischen Truppen besetzt, und [es] wurde daselbst ein General Stiller mit einigen Hundert deutschen Soldaten gefangengenommen. Der Ort war mit Flüchtlingen bereits überbesetzt. Zu Kampfhandlungen kam es bei uns nicht mehr. Der grosse Marktplatz war mit Militärfahrzeugen vollgestopft, in den umliegenden Wäldern standen viele Hunderte Militärfahrzeuge verlassen. Nach der Kapitulation kam zu uns noch ein Flüchtlingstransport und darunter viele aus Dresden, rund 1'000 Menschen, welche auftrags der amerikanischen Besatzung untergebracht werden mussten. Flüchtlingstrecks, meist motorisiert, standen ausserhalb Schönthals und der Nachbargemeinden auf freiem Feld. – Zu Plünderungen kam es nicht. Die in der Gemeinde Schönthal beschäftigten Fremdarbeiter wurden, nachdem sie zu Plünderun-

¹ Über die Vorgänge in Prag 8. die unter Nr. 24 bis Nr. 28 abgedruckten Berichte und Einleitende Darstellung, Kap. IV, 2; s. auch «Ein Tagebuch aus Prag», Dokumentation der Vertreibung, 2. Beiheft, 1957.

gen ansetzten, von der amerikanischen Besatzung in die von den Russen besetzten Nachbar gemeinden abgeschoben.

Schönthal hatte nach dem Kriege mit Frankreich französische Kriegsgefangene, welche durchwegs bei Bauern in Arbeit standen. Die französischen Gefangenen benahmen sich vollkommen korrekt, und kam es mit ihnen zu keinerlei Zwischenfällen.

Einige Tage nach der Besetzung durch die Amerikaner erschien bei mir amerikanische Staatspolizei, umstellte mein Haus, ich bekam den Auftrag, alle Gemeinde- und Parteifunktionäre anzugeben. Während ich noch mit dem amerikanischen Dolmetsch sprach, kam eine Abordnung der französischen Gefangenen, einer davon sprach perfekt Englisch und Deutsch, und innerhalb 10 Minuten ernannte mich der amerikanische Kommandant über Antrag der Franzosen trotz meiner politischen Tätigkeit während des Krieges zum Bürgermeister für die Heimatgemeinde Schönthal.

Noch kurz vor dem Zusammenbruch blieb in Schönthal ein Transport KZler hängen, da die Begleitmannschaft abhaute. Ich quartierte rund 60 Männer und Frauen in der Schule ein. finanzierte die Verpflegung. Ein KZler, wie er mir erklärte, war er ein polnischer Gutsbesitzer, Name ist mir leider nicht mehr erinnerlich, nahm sich um die Verpflegung der KZler an, beschaffte bei der Besatzung Brot, Kartoffeln hatte ich von der letzten Lieferung rund 300 Ztr. zurückbehalten. Die gefangenen Soldaten unter General Stiller verpflegten sich aus Beständen der Gemeinde.

Am 26. 5. 1945 kam der amerikanische Dolmetsch zu mir und erklärte, er würde mich und den Bauern Ludwig Pichl mit einem 5-to-Wagen nach Bayern fahren, wir könnten aufladen, was das Auto trägt. Ich und Pichl – derselbe war seit 1924 ununterbrochen zweiter Stellvertreter – lehnten ab und erklärten, wir könnten die Gemeinde in dieser Notzeit doch nicht im Stich lassen.

Am 28. 5. 1945 gingen die Amerikaner aus dem Ort hinaus und zelteten ausserhalb Schönthals neben der Bezirksstrasse zur Kreisstadt Tepl auf freiem Felde, russische Besatzung kam in den Ort. Die Amerikaner nahmen General Stiller und sämtliche Soldaten mit. Was später mit ihnen geworden, ist mir nicht bekannt.

Nach Einzug der russischen Besatzung wurden sofort Erhebungen wegen der Gemeindeverwaltung und Partei bei den Sozialdemokraten angestellt und ich noch am selben Tage wieder zum Bürgermeister bestellt. Es gab durch die Russen im Orte auch keine Plünderung oder Vergewaltigung. Der russische Kommandant, soviel ich mich erinnere ein Mongole, schaute sehr auf Ordnung in unserer Gemeinde.

Am 18.6.1945 kam ein motorisierter Bote von Petschau und trug mir auf, am 19.6. 1945 die alte Gemeindevertretung und die Sozialdemokraten auf der Gemeindeganzlei zusammenzunehmen. Am 19. 6. 45 kamen 2 Gendarmen und 2 Zivilisten vom Národní Výbor Petschau und bestellten mit Rücksicht auf den von der Gemeinde selbst bewirtschafteten Hof und den grossen Waldbesitz und das lagernde Holz einen neuen Gemein-

derat. Ich wurde, trotz meiner Weigerung, wieder zum Bürgermeister bestellt. Diesbezüglich ist das Original-Protokoll in meinen Händen. Kurz darauf wurde ein tschechischer Kommissar aus Pilsen und ein Kommissar für die Ernte eingesetzt. Nach Übernahme der Zivilverwaltung durch die Tschechen mussten alle Wertgegenstände, Radio, Musikinstrumente, Schmuck, Pelze, Bücher, alle von den Flüchtlingen eingelagerten Gegenstände, Koffer abgegeben werden. Die Hausdurchsuchungen durch die Tschechen nahmen kein Ende. Nur ein Beispiel: Einer Landwirtstochter wurde die Ausstattung abgenommen, sie ging zu den Russen, und selbe holten die Sachen dann wieder aus dem noch am Markt stehenden tschechischen Autobus.

In der Umgebung von Schönthal, gegen Karlsbad zu, lagen auf dem sogenannten Killmesberg wohl an die 3'000 russische Soldaten, und [es] mussten von Schönthal täglich Fuhrwerke und Männer abgestellt werden. Zu der Zeit der einsetzenden Heuernte wandte ich mich an den russischen Kommandanten, und wir brauchten dann keine Gespanne und Männer mehr zu stellen.

Der Bericht schliesst mit einer kurzen Darstellung der späteren Ereignisse bis zur Aussiedlung des Vfs. im August 1946.

III. Die Zerstörung der Lebensgrundlagen der sudetendeutschen Bevölkerung in der wiederbegründeten CSR.

1. Das Schicksal der Deutschen in Prag und Inner-Böhmen und -Mähren während des tschechischen Aufstandes und nach der Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik

Nr. 24

Erlebnisbericht des ehemaligen tschechoslowakischen Staatsbeamten F. B. ans Prag.
Original, November 1947, 89 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Erlebnisse eines Prager Deutschen in den Tagen des tschechischen Aufstandes und während seiner Internierung bis zur Überweisung in die Strafanstalt Pankrác.

*Einleitend gibt der Vf. einige persönliche Eindrücke von der Situation in Prag kurz
vor Beginn des Aufstandes wieder.*

Als ich gestern Abend mich auf meinem Heimweg aus dem Büro dem Stadtinneren näherte, blieb ich plötzlich wie gebannt stehen – wir schrieben den 4. Mai 1945 – die Szene, die ich sah, hatte ich schon einmal gesehen, es war am 27. Oktober 1918. An einer Ecke war ein Friseur gerade an der Arbeit, die ihm seit Bestehen des Protektorats aufgezwungene deutsche Firmmentafel zu überpinseln. Eine Gruppe von jungen Burschen quittierte diese Heldentat mit aufmunternden Zurufen, ein paar Bürgerfrauen lächelten befriedigt, und der hinzutretende Polizist hielt dem kühnen Anstreicher die Leiter, was ihm eine Ovation der Zuschauer eintrug.

Bis tief in die Nacht erörterte ich mit meiner Frau, was wir tun sollten; sie, eine des Cechischen nur ganz wenig mächtige Reichenbergerin, wollte sofort zu ihren Eltern fahren, ich hielt dies für Wahnsinn, denn gerade dort befürchtete ich, wenn auch nur für die ersten Tage, so doch ein ausgesprochenes Blutbad, hatte man doch 1938 wirklich viele Cechen aus dieser Stadt •evakuiert¹, die sich meist in Turnau und Umgebung ansässig gemacht hatten und mit deren Rache ich rechnete. Ich will nur gleich gestehen, das war ein Trugschluss, aber leider nicht der letzte – wohl aber war es meine letzte Nacht in einem Bett für fast ein ganzes Jahr lang.

Am Morgen des 5. Mai 1945 fuhr ich wie gewöhnlich um ½ 7 Uhr früh ins Büro; meiner Frau hatte ich auf alle Fälle geraten, das Haus nicht zu verlassen. Ohne die geringste Behelligung kam ich in dieser frühen Morgenstunde in mein Büro. Ich war einer der wenigen Anwesenden, die vor einer Woche mich noch wegen Feigheit mit Anzeige

¹ s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 12, Anm. 1.

bedrohenden Nazikollegen aus dem Reich waren nicht erschienen. Ein ganz eigenartiges Gefühl bemächtigte sich meiner; viele aufgeregte höhere Herren bestürmten den Kassenraum, ich zahlte aus, solange ich noch Geld in der Handkasse hatte – den täglichen Abschluss habe ich am 5. Mai zum ersten Male nicht mehr gemacht. Um 11 Uhr klingelte mein Telefon. «Bist Du wahnsinnig?» hörte ich die erregte Stimme eines cechischen guten Bekannten sagen. «Du sitzt im Büro, und am Wenzelsplatz erklingt schon die Hymne unserer befreiten Heimat! Hau alles hin und schau, dass Du nach Hause kommst!»

Panik ist etwas Ansteckendes, ich hatte das schon im Weltkrieg an der Front mitgemacht; auch diesmal erlag ich. Ich übergab die Kassaschlüssel einem jungen Angestellten und verliess sang- und klanglos mein Büro.

Auf dem Platz vor dem Büro waren Maschinengewehre der SS aufgestellt, und Spanische Reiter verstellten die Zufahrtstrassen. Ich wurde durchgelassen, nicht ohne Verwarnung: «In der Stadt wird geschossen!» Durch schmale Gässchen, Durchhäuser und längs der Häuserwände gehend, erreichte ich die Brücke beim Nationaltheater. Da piffen auch schon die ersten Kugeln um meine Ohren. Cechen, mit Revolvern, Messern, ja sogar Beilen bewaffnet, strömten zur Brücke. «Die Deutschen schießen beim Nationaltheater aus Tanks!» Wutentbrannte Männer, verängstigte Weiber und neugierige Kinder liefen durcheinander. Ein Bursche verkaufte weiss-rot-blaue Kokarden, Fähnchen und Abzeichen – die Leute rissen sie ihm aus den Händen. Ich versuchte mein Glück über Smichov, um die Moldau zu überqueren, ich musste ja nach Hause. Plötzlich sehe ich Menschen in die Haustore rennen – ich sehe schon, ein SS-Auto fährt in rasendem Tempo durch die Strassen, aus einer Maschinenpistole feuert ein junger SS-Mann Schreckschüsse nach rechts und links. Nicht weit von mir ist ein Schuss in einen Milchladen gegangen; schreiend stürzt die Besitzerin auf die Strasse; sofort ist eine Gruppe Menschen um sie herum; es ist nichts passiert, nur die Auslagenscheibe ist hin. Die Wut der Menge macht sich in wüsten Beschimpfungen Luft. Ich komme vorwärts; bei der Jirasek-Brücke wird aus einem Fenster geschossen, die Menge stürmt das Haus; am Karlsplatz kommt ein Trupp deutscher Soldaten, lachend übergeben die Landser ihre Revolver an die Cechen, man klopft ihnen auf die Schultern und lässt sie unbehelligt weitergehen. Ich habe mich immer längs der Häusermauer durchgewurstelt bis zum Hotel Beranek. Hier geht es nicht mehr weiter, aus allen Häusern wird geschossen, ächische halbwüchsige Burschen, oft in jeder Hand einen Revolver, verlangen in jedem Ausweise. Ich verstecke mich in einem Haustor – oben auf der Stiege ertönen marker-schütternde Schreie, dann ein Schuss und Ruhe – ein junger Mann mit einem Raubvogelgesicht kommt die Treppe herunter, die linke Hand vergräbt noch schnell etwas in der Hosentasche. Ein altes Weib, offenbar die Hausmeisterin, keift: «Haben Sie ihr's gegeben, der deutschen Hure? Recht so, alle müssen kriepieren!»

Die Frau mit ihren Beschimpfungen rettet mich, ich schlüpfte aus dem Haus und eile trotz Kugelregen weiter. Menschen kommen in Haufen mit blassen Gesichtern mir entgegen. «Gehen Sie nicht weiter, um die Ecke schießt so ein deutscher Hund mit einem Maschinengewehr, aber wir kriegen ihn vom Dach des Nachbarhauses – es sind schon drei Partisanen oben!»

Also so nennt man diese neue Garde! Das Maschinengewehr klappert nicht mehr, ich gehe wieder vorwärts – einige Menschen stehen um einen anscheinend Toten herum – hier kann ich wieder nicht weiter, es werden Ausweise verlangt – also zurück in eine Nebenstrasse, hier ist Ruhe. Mir scheint, es wird doch ärger, als ich es mir vorgestellt habe; das ist kein 28. Oktober 1918! Wieder knallt's – ich muss wieder Deckung suchen. Ein junger, eleganter Ceche spricht mich an: «Ich fürchte, dass die Regierung die Gasse nicht erhalten wird, und dann wird Blut fliessen, viel Blut. Mein Gott, ich war jetzt zwei Jahre in Deutschland, ich bin Musiker von Beruf, es ist mir dort sehr gut gegangen. Ja, die Führer soll man abschiessen, aber doch nicht alte Prager Deutsche! Meine Grossmutter war auch eine Deutsche – das ist ja Wahnsinn und Mord!» Dann zeigt er mir Bilder von seiner Tournee in England vor 1938; ich sehe ohne Brille so gut wie nichts, aber ich hätte vor Erregung auch mit Brille nicht mehr gesehen, denn im selben Moment schleppten zwei Männer einen verwundeten Deutschen ins Haustor. Ob der arme Teufel sich gewehrt hatte, ob er nur zufällig des Wegs daherkam – wer weiss es! Menschen drängten sich in den Hausflur, Weiber kreischten und hieben mit den Einkaufstaschen auf den regungslos daliegenden Mann ein, dessen Gesicht bald blutig geschlagen war; ich benützte den entstandenen Tumult und entkam auf die Strasse.

Nach zehn Minuten war ich nicht mehr weit von meiner Wohnung entfernt; aus unserer Gasse erscholl wildes Geknatter. «Auf dem Dach sind die Hurenhunde», erklärte mir eine Frau, «und schiessen wie Bestien, aber wir kriegen sie alle, alle!» Im nächsten Moment erstarrte mir das Blut in den Adern. Zwei Burschen, ein blonder, hübscher Kerl und ein Galgenstrickgesicht, führten, nein, besser gesagt, schleiften meine Frau mit sich. Hinter ihnen aber marschierte in Reitstiefeln und Breeches, ein Bajonett in der Hand – ein alter Freund von uns; er erkannte mich, ich sah es ihm an, er wollte mich nicht sehen; die Gruppe marschierte an mir vorbei. Die stille Nebenstrasse, in die sie einbogen, kannte ich gut, dort wohnte ja unser Freund. Mit schlotternden Knien folgte ich nach, plötzlich salutierten die zwei höchstens 15–16jährigen Jungen, mein Freund stützte meine Frau und trat mit ihr in ein Haus – in sein Haus – ein, sie war gerettet. Nach bangen 10 Minuten betrat auch ich das Haus, niemand hatte mich beachtet. Ich läutete an der Wohnungstür, und im nächsten Augenblick hielt ich meine noch immer halb bewusstlose Frau in den Armen.

Unsere Freunde hatten uns zwar sicher das Leben gerettet – aber waren selbst radikale Cechen, die uns ihre Gesinnung deutlich fühlen liessen. Unser Zustand hatte sie aber offenbar doch beeindruckt, und wir durften die Nacht auf dem Fussboden der Küche auf einigen Polstern verbringen.

Das Radio brüllte ohne Unterbrechung, unsere Nerven waren am Zerreißen. Bald ertönten Volksweisen und Sokolmärsche, bald Ansagen. «Die Schlacht um Prag ist in vollem Gange. Brüder, errichtet Barrikaden gegen die deutschen Panzer, die sich auf der Strasse von Beneschau gegen Prag bewegen! Die Radiostation halten wir fest in der Hand, die SS ist nurmehr im untersten Stockwerk eingestieselt!» Dann folgten Aufrufe in englischer und russischer Sprache um Hilfe gegen die Deutschen. «Deutsche schwere

Artillerie beschiesst das Krankenhaus Bulovka!» Dann spricht ein deutscher Filmschauspieler; er beginnt seine deutsche Ansprache: «Genossen, stellt sofort das Feuer ein, verschont Prag, die schöne Stadt, in der auch wir Deutsche eine Heimat gefunden haben und in der wir als freie Bürger auch später leben wollen!» Dann wieder Marschmusik. Plötzlich fallen Bomben; nicht viel, höchstens 7 Stück; wie wir später sahen, hatten sie nur zu gut getroffen. Das Eckhaus am Wenzelsplatz, in dem Prokop & Cap – das grosse Textilkauflhaus – war, wurde getroffen, auch die altherwürdige Rathausuhr und der alte Teil des Rathauses standen in Flammen. Das Radio tobte: «Deutsche Bomben auf unser Prag – Tod allen Deutschen!» – «Die SS kämpft auf Befehl Franks weiter, sie treiben die cechische Bevölkerung vor den Panzern einher. Brüder, zu den Waffen! Wir kämpfen allein um unser Prag – die grossen russischen Brüder müssen bald da sein, harret aus!» So und ähnlich ging's die ganze Nacht; meine Frau war vor Übermüdung eingeschlafen, ich, der ich jedes Wort verstand, konnte nicht Ruhe finden. Zwei Jahre hatte ich nicht mehr geraucht, jetzt zündete ich mir die erste Zigarette an. Früh sah ich aus einem Fenster der Wohnung Militärs längs der Mauern schleichen, braune zerlumpte Gestalten – «Vlasovci»¹, so erklärte mir mein Bekannter, «die kämpfen jetzt für uns und nicht für Führer!»

Noch eine Nacht verbrachten wir in der Küche, wieder hetzte das Radio: «Die SS steckt die Burg, das jahrhundertalte Wahrzeichen von Prag, in Brand!» – «Die SS nagelt Kinder an die Wände, Tod allen SS-Leuten!»

«Ja», sagte unser Beschützer, «wir haben was von Euch gelernt – Propaganda! Und jetzt machen wir Geschichte, und zwar slawische Geschichte, wir, die letzte Bastion des grössenwahnsinnigen Hitler, wir befreien uns selbst vom deutschen Joch!» Was sollte ich sagen? Etwa, dass er unter dem deutschen Joch 30'000 Kronen monatlich verdient oder dass er nicht einen Tag nach der Karte gelebt hatte wie wir Deutschen die ganze Zeit über? Ich hätte noch viel mehr sagen können, aber: vae victis! Ich schwieg und hatte nur eine Sorge: Wie komme ich mit meiner reindeutschen Frau aus diesem Inferno?

Am nächsten Morgen jubelte das Radio: «Die deutsche Wehrmacht ergibt sich, die SS aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, russische Panzer an den Grenzen von Gross-Prag, es lebe die ceehoslovakische Republik und ihr Präsident! Es lebe Stalin und die glorreiche russische Armee!» Und dann kam die böse Meldung: «Alle Bürger, die Deutschen Schutz gewähren, werden zur Verantwortung gezogen, die Wohnungen müssen den kontrollierenden SNB-Leuten geöffnet werden.» Jetzt war es mit unserer Verborgenheit zu Ende, schaden wollte ich dem Retter meiner Frau nicht; ich wollte gleich losziehen, doch sollten wir uns noch stärken, so meinte die Frau des Hauses. Als wir gerade beim Essen sassen, meldete das Radio: «Alle Deutschen müssen sich innerhalb 24 Stunden beim Internationalen Roten Kreuz in Prag III, Thunovska melden!» Wir atmeten auf: bis dorthin werden wir noch kommen.

¹ Soldaten der russischen Befreiungsarmee des General Wlassow, die auf deutscher Seite gegen die Rote Armee eingesetzt werden sollte; s. auch Einleitende Darstellung, S. 57 f.

Wir waren schon marschbereit – da läutete die Wohnungsglocke Sturm. Die Tür wurde geöffnet, ich sah durch den Spalt zwei bis auf die Zähne bewaffnete Männer, die mich trotz allem belustigten, besonders die Wichtigkeit des einen war geradezu köstlich; den grossen Sowjetstern an der Kappe, in jeder Hand einen Revolver, ein altes österreichisches Bajonett umgeschnallt, so stand der SNB-Mann da, das Gesicht stupid wie ein Schaf, die Nase hochgestülpt – wirklich kein «sonny boy»; so nannte der Volksmund bald diese revolutionäre Garde nach den Anfangsbuchstaben SNB (Stráž Národní Bezpečnosti – Wache der Nationalen Sicherheit). Jetzt konnte mich nur mein tadelloses Cechisch und eine Portion Frechheit retten; ich trat ins Vorzimmer und begrüßte die Ankömmlinge; meine alte tschechoslowakische Offizierslegitimation hielt ich dem Wichtigen vor die Nase; er konnte bestimmt nicht lesen, aber sah sich die Sache lange an, dann gab er mir die Legitimation salutierend zurück – in Ordnung, obzwar auf der zweiten Seite der Legitimation ganz gross zu lesen war: «Nationalität: Deutsch.»

Inzwischen hatten diese beiden Ehrenmänner meine Frau erspäht. «Wer ist das?» «Na, wer wird das schon sein, im Frühjahr – mein Mädels natürlich!» «Hast aber einen fischen Frosch!» meinte, mir zuzwinkernd, mein neuer Freund. Die Revision war beendet, aber einen Cognac musste ich doch noch trinken, ehe wir unseren Marsch antraten!

Zuerst musste der Hausflur überprüft werden – geht in Ordnung – kein Mensch ist im Hause zu sehen, also keine Gefahr für unsere Gastgeber. Wir schlüpfen auf die Strasse, es ist 18 Uhr; der erste Mensch, dem wir begegnen, ist ein ehemaliger Kollege von mir – gottlob ist er stockbesoffen und geht achtlos an uns vorbei. Meine zitternde Frau hat unter dem Frühjahrmantel eine weiss-rot-blau-gestreifte Bluse an, sie lässt den Kragen deutlich sehen, vielleicht hilft es doch! Jetzt haben wir die Hauptstrasse erreicht, ein Wind wirbelt viel Staub auf – auch günstig, nur vorwärts zum Roten Kreuz auf der Kleinseite! Ja, was ist denn das? Quer über die Strasse lagen drei Wagen der Strassenbahn Nr. 11 samt Anhängern, halb zerbrochen, die Räder hingen zwecklos in der Luft, das Pflaster und die Fahrbahn waren aufgerissen und aufgeschlichtet; Leitern, alte Tische, alles lag im wirren Haufen durcheinander. «Barrikaden», flüsterte meine Frau. Also, das waren die im Radio geforderten Barrikaden, sie hätten deutsche Panzer aufhalten sollen. Rechts und links standen Posten, junge Burschen, teilweise mit den deutschen Afrikauniformen bekleidet, mit Handgranaten im Gürtel und einem Revolver in den Händen; sie blickten in der Richtung zum Georgsplatz, von wo ein dumpfes Rollen zu hören war; wir kamen unbehelligt vorbei. Am Georgsplatz standen Tausende Menschen, alles schrie, winkte und tobte – jetzt sahen wir es auch: russische Panzer in unübersehbarer Kette, vermischt mit Train, wälzten sich in der Richtung auf uns zu. Auf den Panzern blutjunge russische Soldaten und junge tschechische Mädels, winkend, krei-schend, an den Soldaten hängend wie Wespen, dann Trainwagen mit bärtigen Kutschern, die Zigaretten herabwarfen und mit Flaschen zum Trinken aufforderten. Ein unvergessliches Bild: Staub, Papierfetzen, Flaschen, Zigaretten zeichneten den Weg der einmarschierenden Sieger – dazu die tollgewordene Bevölkerung, jedoch lauter mir altem Pra-

ger fremde Typen, meist ohne Kopfbedeckung, mit roten Tüchern und Bändern. Alles trug Sowjetsterne, kein Mensch nahm von uns Notiz. Wir schwenkten ab in Seitengassen – auch hier Kolonnen um Kolonnen. Und wieder winkende Mädchen und betrunkene Männer. Wir müssen auch stehenbleiben, bekommen Zigaretten und trinken aus einer Flasche, die von Mund zu Mund gereicht wird. Wir danken und eilen weiter, es geht nuremehr durch Seitenstrassen. Es ist alles wie im Delirium; wir kommen durch, über die neue Brücke erreichen wir die Kleinseite; meine Frau ist halb tot, auch mir zittern die Knie. An einem Baum hängt ein Mann, ich glaube in Parteiuniform – nur weiter! Jetzt stockt alles, vom Laurenziberg her ertönt Maschinengewehrfeuer, russische Infanterie beschiesst den Gartenabhang. Fenster klirren und splintern, es gibt Verwundete, von den Dächern wird geschossen; niemand weiss, wo der Feind ist. Hier geht's absolut nicht weiter, zurück über die Insel Kampa; wieder Barrikaden und verschreckte Menschen. Ein junger Mann spricht uns an. Der tut uns nichts, das kann man sehen, er ist bleich wie eine Wand. Er fragt uns, wohin wir wollen. «Zum Kleinseitner Ring», sage ich. «Ich auch, aber es geht doch nicht, die SS kämpft noch am Hradschin.» Das ist uns egal, jetzt müssen wir durch, es ist inzwischen 9 Uhr geworden. Fast wie an der Front kommen wir sprungweise vorwärts, ich erkenne das seit dem Weltkrieg nicht mehr gehörte Surren der Geschosse – nur weiter! Noch über den menschenleeren alten Kleinseitner Platz, und wir sind da.

Vor dem Tor in der Thunovská zwei Wachen, ich bitte cechisch um Einlass. «Was willst Du?» «Wir sind Deutsche und wollen uns laut Radio beim Roten Kreuz melden.» Der Mann, ein älterer Mensch, schaut mich lange an, dann sagt er: «Du bist doch kein Deutscher!» «0 ja», sage ich, «Prager Deutscher.» «Na, frag mal da drinnen!» Wir schlüpfen hinein. Rote-Kreuz-Schwestern mit Verbänden und Fläschchen laufen durcheinander; ein Herr fragt mich, was ich wünsche. Ich wiederhole meine Bitte. Er lacht höhnisch und sagt: «Radio, das möchte Euch passen! Für alle Nationen der Welt gibt es ein Rotes Kreuz, nur für Deutsche nicht!» Ich verlege mich aufs Bitten. Im Abgehen sagt er mir schneidend: «Schaut, dass Ihr hinauskommt, wenn Eudi die Russen hier erwischen, dann habt Ihr's aus dem Kopf, aber dafür etwas im Kopf!» Ratlos stehen wir da. «Raus, die Russen kommen!» brüllt uns jemand an. Wir sind wieder auf der Strasse. Der ältere Mann vor dem Tore sagt mir: «Schaut, dass Ihr von der Gasse verschwindet! Wer nach 9 Uhr Abend angetroffen wird, wird ohne Anruf erschossen.»

Was jetzt? Meine Frau flüstert mit klappernden Zähnen: «Gleich hier nebenan ist ein Gastwirt, den kenne ich von Geschäften – versuchen wir's doch!» Wir haben Glück; der Wirt will gerade die Rollbalken schliessen, erkennt meine Frau und lässt uns hinein. Sind wir gerettet? Ja, die Wirtin, eine hübsche Frau, verspricht, uns zu beherbergen. Die Töchter, zwei bildhübsche blutjunge Mädeln, sind gerade erst gekommen und erzählen schreckliche Dinge, die sie gesehen haben; meine Frau versteht's nicht, umso besser. Wir bekommen ein Fettbrot und Bier. Ich beginne schon zu hoffen, da trommeln Gewehrkolben an die verschlossenen Holzjalousien. – «Russen!» Tödlicher Schrecken er-

greift alle. «Wenn sie Euch finden, schiessen sie uns alle über den Haufen – schnell in den Keller, unten sind Kisten und Waschröge, versteckt Euch, und wenn sie Euch finden, kein Wort, dass Ihr uns kennt!» Leise tasten wir uns beim Licht einer Taschenlampe in den tiefen Keller des sicher 300 Jahre alten Kleinseitner Hauses, noch im Herabsteigen hören wir die Einlass begehrenden Russen. Der Rollbalken geht hoch, sie sind drinnen, sie verlangen «Wodka». Was wird geschehen? Wir hören sie sprechen, die Mädchen quietschen, dann ist es ruhig. – Ein Russe singt mit schöner, tiefer Stimme; aber es müssen mehrere da sein, wir hören Schritte, die Kellertür wird aufgestossen, jemand leuchtet herunter; der Lichtstrahl ist knapp neben uns, der Wirt erklärt etwas. Und jetzt geschieht etwas, was ich bis zu meinem Tode nicht vergessen werde: Ich weiss plötzlich mit absoluter Sicherheit, das ist nicht unser Ende – ich werde ganz ruhig und unheimlich kaltblütig. Vorsichtig ziehe ich meine bewusstlose Frau an mich, ein Waschtrog ist meine Deckung, und schon höre ich: «Pivo dawaj, charascho!»¹ Drei Schritte aufwärts, dann fällt die Türe ins Schloss; wir sind für diesmal gerettet.

Meine Frau erholt sich, zittert aber immer noch vor Angst und Kälte. Wir stehen jetzt beide wie Ölgötzen, nach meiner Uhr ist es ½ 10 abends. Oben wird gesungen und gekichert. 10 Uhr – schwere Schritte kommen näher und entfernen sich wieder, es wird still – schrecklich still. Wir stehen und warten. Ich glaube, entfernt einen Schrei gehört zu haben – vielleicht irre ich mich; dann wieder Stille – furchtbare Stille. Ich hatte nur einen Wunsch: eine Zigarette. Meine Frau zeigte mit der Hand nach oben; man konnte trotz der Dunkelheit die Umrisse eines schmalen Fensters und ein Eisengitter erkennen, also nichts mit der Zigarette. Von Weitem hörten wir Schritte, wieder wies meine Frau nach oben; sie hatte recht, das waren Schritte auf der Strasse – Sporerstrasse hiess sie einst, als ich noch zur Schule ging – die Schritte kamen näher und entfernten sich wieder, offenbar Militärpatrouillen.

Wir lange wir so stumm aneinandergeschmiegt dastanden, kann ich nicht sagen, vielleicht hatten wir beide bisschen gedöst. Auf einmal hörten wir schlürpfende Schritte, ein Schlüssel knackte im Schloss – was war das wieder? Meine Uhr zeigte die fünfte Morgenstunde, es dämmerte schon. Eine Frauenstimme sagte leise: «Gib acht, Leonore, sonst stürzt Du noch!» Mein Gott, Deutsche! Mit einer Kerze in der Hand näherten sich zwei alte Damen unserem Versteck. Ich sagte leise: «Bitte, erschrecken Sie nicht, wir sind auch Deutsche und haben uns hier versteckt.» Eigentlich erschrakten die beiden alten Damen gar nicht so sehr, als ich gefürchtet hatte, die Jüngere – ich schätzte sie so gegen 60 – sagte leise: «Wir kommen nur unseren Koffer holen, wir wohnen hier im Hause und haben ein paar Sachen unter den Kohlen versteckt. Waren die Russen auch hier?» Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: «Bei uns waren sie, alles hat man uns genommen, und meiner Schwester sogar die Ohrringe aus den Ohren gerissen, die Ärmste hat so geschrien – alles umsonst!» Ich hatte also doch richtig gehört. «Bitte», frug ich, «was gedenken Sie zu tun?» «Wir holen nur die Koffer, dann wollen wir uns

¹ «Pivo dawaj, charascho» (russisch) = «Bier her, gut».

auf unserem Polizeikommissariat in Schutzhaft begeben, unsere Nachbarin hat es gestern auch so gemacht». «Wir werden wohl dasselbe tun müssen, bitte, schliessen Sie uns das Haustor auf, wir versuchen es auch, bevor wieder die Russen kommen. Die Jüngere nickte, und langsam setzten wir unsere steifgewordenen Glieder in Bewegung. Die Dame führte uns zu einer zweiten Stiege, die nur für die Hausbewohner bestimmt ist, dann durch einen typisch Altprager Hausflur zum Haustor. Endlich hatte sie mit zitternden Fingern den richtigen Schlüssel gefunden, schwer und kreischend drehte er sich im Tor – milde Mailuft strömte uns entgegen, wir waren draussen. «Viel Glück und vielen Dank!» Die Strasse war bedeckt mit Papieren, Kokarden und zerrissenen Papierfächchen, aber sonst wie ausgestorben.

Fröstelnd nach dieser Schreckensnacht schlug ich den mir so wohlbekannten Weg zum Kleinseitner Kommissariat ein. Ein Gendarm in der alten czechoslovakischen grauen Uniform hielt uns am Maltheserplatz an. «Wohin?» frug er mich. «Zum Kommissariat.» Er liess uns ziehen. Vor dem Hause der Polizei angekommen, waren wir erstaunt und doch irgendwie beruhigt, es standen schon gegen zehn Menschen da, elegante, verängstigt dreinblickende Männer und Frauen – Deutsche. Einen der Herren kannte ich, er stammte gleich mir aus einer uralten deutschprager Familie, sie besass eine alte, bestbekannte Apotheke. «Sie kommen mir bekannt vor», so sprach mich der Herr an. «Ja, wir Prager kennen uns ja fast alle, zumindest vom Sehen.» «Wir mussten aus unserer Wohnung sofort heraus, nichts durften wir mitnehmen, nicht einmal einen kleinen Koffer, nur mein Zahnbürstel habe ich und paar Tuben Gift – für alle Fälle.»

Endlich wurde das Tor aufgeschlossen, mit Murren über die zeitlichen Besucher öffnete ein Schutzmann beide Torflügel; wir durften uns auf die Stiegen setzen. «Ihr seid Deutsche, also wartet, ihr kommt gleich dran!» Eine Frau packte Butterbrote aus, wir bekamen auch eins und aus einer Thermosflasche guten, süssen Kaffee. «Wir», sagte sie, «durften alles Essbare mitnehmen, und die Wohnung wurde versiegelt; aber bis wir verhört sind, dürfen wir wieder zurück, so hat's uns ein deutschsprechender russischer Offizier versprochen.» Das war Wasser auf meine Mühle, und die Zigarette, die langersehnte, im Mund, nickte ich meiner Frau zu, was soviel heissen sollte, wie: «Siehst Du, ich habe doch recht behalten, vielleicht sind wir in ein paar Stunden wieder in unserer schönen, gepflegten Wohnung, und haben dann Hitler, den Krieg und alles Drum und Dran hinter uns.»

Inzwischen kamen neue Ankömmlinge hinzu; eine reichsdeutsche junge Frau, hochschwanger, erklärte mit vielem Pathos einem Polizisten, dass sie jetzt in diesen Tagen gebären werde. Zum Teil hat sie der gute Mann wohl nicht verstanden, zum Teil war sie ihm lästig, kurz, er fuhr sie barsch an: «Ruhe! Setzen Sie sich auf die Stufen!» Mit grossem Stimmufwand und Tränen beschwerte sich die werdende Mutter bei uns über die typisch österreichische Schlamperei, wo sie doch vor der Entbindung stehe, und drohte, dass ihr Mann, der derzeit bei der SS in Beneschau diene, schon Ordnung schaffen werde! Sancta simplicités! Die Frau verkörperte so ungefähr das, was die Piefkes an politischer Beschränktheit und Grössenwahn in der ganzen Welt von sich gaben.

Ich antwortete nicht, sonst hätte ich grob werden müssen. – Eine Tür wurde geöffnet. «Alle Frauen hier herein, Dokumente vorweisen!» Meine hübsche Frau hatte sich inzwischen gänzlich erholt und war ruhig und gefasst, ruhiger als ich, der ich ihrer mangelnden Cechischkenntnisse wegen um sie bangte!

Aus dem Zimmer war bald der bekannte Polizeiton zu hören, untermischt mit deutschen Lauten und Weinen. Endlich wurden die Frauen, es waren ungefähr zehn, an uns vorbei auf die Strasse geführt. Ein Schutzmann vorne, einer hinten, so marschierten sie ab. Meine Frau voll guten Mutes, man hatte ihr gesagt, in zwei Stunden kämen wir nach. Gottlob war es noch früh am Morgen und die Strassen noch ziemlich leer. Noch einmal winkte sie mir zu. Ob ich sie wohl je wiedersehen werde? Mir war trotz meiner Gewissheit, das Richtige getan zu haben – nämlich nicht zu fliehen – irgendwie bang ums Herz.

Jetzt kamen wir an die Reihe; bei mir ging's glatt, die Kennkarte hatte ich. Ein Herr hinter mir, der kein Cechisch verstand, wurde angebrüllt, und da die Lautheit der Frage seine Unkenntnis nicht änderte, bekam er eine schallende Ohrfeige. «Ein Prager, der nicht Cechisch kann, da seht Ihr, was Ihr für Gauner seid!», so wurde die Züchtigung motiviert. Mir aber fiel wieder meine Frau ein – Gott im Himmel, steh ihr bei!

Schliesslich waren wir alle registriert, zu dritt hiess es nun antreten, und wir 15 Mann marschierten gleich mit 4 Polizisten um die Ecke und wurden in den Hof des alten Palais Auersperg geführt. Der lange breite Gang, der in den Hof führt, war voller Menschen, die Luft war schrecklich. Sehen konnte ich nicht nach vorne, aber hören – eine versoffene Stimme brüllte fast ohne Unterbrechung, dazwischen knallte es, und ich hörte zum ersten Male männliches Stöhnen und Schmerzensschreie. Auf alle Fälle befühlte ich meine Giftampulle, die mir unterwegs der Apotheker zugesteckt hatte. «Wenn's nicht anders geht», meinte der alte Herr. Ich war aber trotzdem fest entschlossen, erst, wenn's wirklich nicht anders geht, zu diesem Mittel zu greifen, hatte ich doch vier Jahre Weltkrieg in vorderster Linie hinter mir, wenn auch vor zwanzig Jahren. Inzwischen rückten wir langsam vorwärts. Ich konnte jetzt ab und zu in den Hof sehen. Im ersten Augenblick hätte ich beinahe gelacht, so unerwartet war mir der Anblick, der sich mir bot. Ich sah einige alte Herren, wie Gamsböcke springend, Holzscheite sammeln und wieder hüpfend wegtragen. Da sagte jemand neben mir: «Ja, das ist KZ-Schule – das kann fein werden!» Ich gestehe, dass ich mich von diesem Nachbarn flüsternd aufklären lassen musste; ich hatte, Gott ist mein Zeuge, keine Ahnung, dass dies Usus in den KZ-Lagern war. Vor uns standen jetzt nur etwa zehn Mann; jeder musste zu einem Tisch vortreten, seinen Namen nennen und, wie ich sah, den Tascheninhalt auf einen zweiten Tisch legen. Dann wurde von einem jungen Burschen, der einen Knüttel in der Hand hielt, nachkontrolliert. Einer hatte die goldene Zigarettendose nicht abgegeben, was ihm einen furchtbaren Hieb mit dem Knüttel über die Finger eintrug, dann folgte noch ein Fusstritt, und schon war der Nächste an der Reihe. Ich hätte gerne meine Zigaretten behalten, war aber zu feig dazu und kam daher ohne Hieb und Tritt über die Empfangsformalitäten hinweg. Im Hof

standen schon eine ganze Masse Schutzhäftlinge, streng militärisch ausgerichtet, ich trat hinzu. Jetzt öffnete sich eine Tür, heraus trat wohl eines der widerlichsten Gesichter, die ich je im Leben gesehen hatte, und ich hatte im Krieg verschiedene Menschentypen kennengelernt – Mongolen, grosse Asiaten aus dem Norden – aber soviel Abstossendes war in keinem Antlitz wie bei diesem kleinen untersetzten Mann; in der linken Hand hatte er einen Revolver, in der rechten eine sogenannte neunschwänzige Katze mit kleinen Metallkugeln an den Enden. Dieses Tier hielt eine kurze Ansprache an uns, wobei sich sein feistes Gesicht zu einem Lächeln verzog: «So, da habe ich Euch, Ihr Huren-söhne! Vier Jahre habt Ihr mich im KZ gequält, jetzt seid Ihr an der Reihe!» Leider verstanden einige diese schöne cechische Ansprache nicht, aber die hasserfüllten Glotzaugen – eines irrte immer wieder nach links ab – waren nicht misszuverstehen.

Vom ersten angefangen bis zum letzten, alle beehrte er mit Fragen, deren Beantwortung er dann entweder mit einem Schlag mit der Peitsche, einem Fusstritt oder Hieb mit dem Revolverhandgriff quittierte; verschont blieben nur Einzelne, meist die, deren Vorgänger ihn zu sehr erobst hatten und wo er besonders feste und häufigere Züchtungen ausgeteilt hatte. Ich hatte, wie schon oft im Leben – ich bin an einem Sonntag im Mai geboren – Glück. Mein Vordermann hatte ihn durch seinen hundertprozentig cechischen Namen zur Weissglut gebracht, und er schlug unter wüsten Beschimpfungen eine ganze Weile auf den grossen dicklichen Mann ein, der seinen Peiniger fast um doppelte Haupteslänge überragte. Kein Schmerzensschrei entrang sich seinen längst blutig geschlagenen Lippen; vielleicht hatte ihn der Genius Beethovens so unempfindlich gegen körperliche Schmerzen gemacht, war er doch seines Zeichens Musik- und Gesangslehrer; ich hatte ihn vor vielen Jahren Lieder von Hugo Wolf mit tiefer, inniger Stimme singen hören und bildete mir ein, dass sein zerschundenes Gesicht heute denselben Ausdruck hatte wie damals am Podium des Deutschen Männergesangsvereins.

Mein Interview fiel im Hinblick auf das Vorhergegangene direkt kläglich aus; ein, noch dazu mässiger, Fusstritt war alles, und schon war der nächste an der Reihe. Endlich waren alle durch, und wir durften im Laufschrift hinter einer Tür verschwinden. Es war wohl einst ein Pferdestall, wo wir uns jetzt befanden; hier standen, lagen und sassen an die 30 Männer herum, die meisten übel zugerichtet. Ein auffallend hübscher, grosser Mann mit schwarzen Locken hielt einen 14jährigen Burschen in den Armen und wiederholte beständig: «Jetzt hab' ich Dich gefunden, jetzt dürfen sie uns nicht mehr trennen, sie sollen nur kommen, diese Bestien!»

Dieser hysterische Auftritt machte den Eindruck des halbdüsteren Raumes noch schrecklicher. Kurz darauf öffnete sich die Tür und jemand rief: «Die letzte Gruppe sofort wieder am Hof antreten!» Draussen ging es inzwischen wüst zu. Drei Männer mit entblösstem Oberleib, Hände hoch, standen an der Wand und wurden von drei jungen Burschen geschlagen. Das Wimmern der Gezüchtigten, der Blutgeruch in der schwülen Hofluft – es war grauenvoll! Im gleichen Augenblick ertönte das Kommando: «Links um! Laufschrift marsch!» Wir liefen, ca. 20 Mann, von einem Tropenuniformler geleitet, durch das Tor, durch das wir hierhergekommen waren; nur wenige Schritte, dann

öffnete sich das alte Tor des Nostizpalais, und wir trabten in den Hof. Hier waren schon an 100 Menschen versammelt und standen in erregt debattierenden Gruppen herum. Beobachtungsorgane waren keine da, nur in der ehemaligen Portierloge sassen – wie ich später sah – vier «sonny boys» bei reichlich gedecktem Tisch. Auch unser Aufseher war verschwunden. Wir atmeten auf. Ich sah sofort Bekannte; ja, waren denn die Cechen ganz wahnsinnig geworden? Da stand der fast 70jährige ehemalige tschechoslowakische Gesandte Dr. Feitscher, ein Mann, den Hitler kalt- und unter ständige Bewachung durch die Gestapo gestellt hatte; dann ein deutscher Weihbischof, das Gebetbuch in der Hand, zwei Sparkassenbeamte, deren einer als Apostata¹ unter uns Prager Deutschen galt, da er vor zehn Jahren eine radikale Cechin geheiratet und seither die deutsche Gesellschaft gemieden hatte – alle waren sie eingefangen worden, in den Wohnungen, auf der Strasse, je nachdem. Einige hatten um die Augen breite blaue Ringe, wie nach schweren Knock-out-Schlägen. Ihre Gesichter waren todernst, bei manchen fast verwundert – ja, mir ging's ja genauso wie diesen Männern, die zum Grossteil Prager Deutsche waren: Wir hatten uns das alles so ganz anders vorgestellt! Übrigens hatte ich einen ganz anständigen Hunger, eine Zigarette wäre mir allerdings fast noch lieber gewesen. Ich erkundigte mich bei einem der Herren. «Was fällt Ihnen ein? Wir sind schon den zweiten Tag hier und haben noch keinen Bissen gegessen; man sagte uns, die Sieger hätten jetzt ganz andere Sorgen, als die deutschen Huren zu füttern, wir seien ja dich genug und sollten erst mal die Sonderzuteilungen abhungern, die wir im Protektorat so lange gefressen hätten.» Ich muss ja sagen, etwas Wahres war daran; mich hatte die ganze Zeit die Sonderzuteilung an Deutsche gestiert, aber andererseits sahen unsere Aufseher, ob ehemalige KZler oder nicht, durch die Bank blühend aus, während wir alle einen unterernährten Eindruck machten. Wer die Verhältnisse in Böhmen kannte, der wusste, wieso das kam; hatten sich doch die Cechen während der ganzen Zeit des Bestandes des Protektorates vorbildlich gegenseitig geholfen, und die Zahl derjenigen, die nur von den Kartenzuteilungen lebten, war ein verschwindender Prozentsatz – die Ärmsten der Armen, die auch früher im Frieden sich nie recht sattessen konnten. Ich ging von Gruppe zu Gruppe, fast überall traf ich Bekannte, alles keine Nazis, Männer meist im Alter von 50 bis 70 Jahren, alles andere war ja eingetrückt.

Gegen 7 Uhr abends erschienen vier Gardisten auf dem Hof. «Jetzt geht's wieder ins Hotel», meinte ein Herr, «sogar fliessendes Wasser haben wir.» Es zeigte sich jedoch bald, dass es um anderes ging; wir mussten antreten, dann inspizierten die Herren Gardisten unsere Sachen. Einige mussten die Schuhe ausziehen, andere die Mäntel, ein besonders gut angezogener Häftling sogar den Anzug – er erhielt dafür einen blau-weissgestreiften Sträflingsanzug; wie ich später erfuhr, war das die Bekleidung in den deutschen KZ. Ich behielt meine guten Halbschuhe nur deshalb, weil ich die Schuhnummer 39 habe, die keinem der Herren zu passen schien. Nach dieser Revision durften wir beim Brunnen Wasser trinken, dann wurden wir zu einer Tür geführt und mussten über viele

¹ Abtrünniger

uralte Steinufen in einen Keller hinabsteigen. Die Luft war hier fendit und modrig, der Boden zum Teil mit Wasser bedeckt, von den Steinwänden fielen die Tropfen; dann ging's noch paar Stufen tiefer in einen Raum, wo Holzbänke und Tische standen. Bevor ich mich so richtig zurechtgefunden hatte, war alles besetzt, ich konnte mich noch zur Not mit zwei anderen Herren auf einer Steinstufe plazieren. Nicht weit von mir sah ich in dem fahlen Licht, das durch die Kellerfenster eindrang, den Herrn Weihbischof; er stand hochaufgerichtet an der Wand, seine Lippen bewegten sich – er betete. Viele Häftlinge schliefen trotz der frühen Stunde, es dürfte kaum mehr als 20 Uhr gewesen sein, bald ein; andere erzählten ihre Erlebnisse. Ich konnte feststellen, dass ich eigentlich noch recht glimpflich davongekommen war; besonders diejenigen, die in den Vorstädten gewohnt hatten und dort auch verhaftet worden waren, erzählten schreckliche Dinge, so dass das erzwungene Austrinken von Spucknäpfen, das mir anfangs so abscheulich erschienen war, ganz in den Schatten gestellt wurde.

Mein Magen knurrte entsetzlich, aber vielleicht eben deswegen schlief ich selbst bald ein, und das eintönige Geschwätz eines alten Professors, eines geradezu widerlichen Schmierfinken, der zum zehnten Male erzählte, er wäre ein persönlicher Freund des cechischen Dichters Vrchlický¹ gewesen und müsste schon deswegen morgen oder spätestens übermorgen entlassen werden, trug sicher auch dazu bei.

Mit steifen Gliedern, am ganzen Körper vor Kälte und Nässe klappernd, wurden wir um 6 Uhr früh wieder in den Hof getrieben; die warme Morgensonne tat uns ordentlich wohl, und die Schale schwarzen Kaffees samt einem Stück Brot, die wir uns holen durften, liessen unsere Lebensgeister bald vollends erwachen. Ich hatte inzwischen von Dr. K. erfahren, dass auch Frauen hier eingesperrt seien, darunter auch seine Frau, doch seien diese oben in den Zimmern untergebracht und hätten für die Wachmannschaft zu kochen und ihre Ubikationen aufzuräumen. Dr. K. hatte übrigens tags vorher von seiner Frau etwas Essbares bekommen und versprach, auch mir etwas zu verschaffen.

Die Sonne legte sich jetzt mit aller Kraft in das alte Mauerwerk, und bald sassen und lagen wir in kleinen Gruppen auf den so schön durchwärmten Steinplatten auf der Sonnenseite des grossen Hofes.

Um ½ 8 Uhr hiess es antreten. Es wurden 15 Mann zum Wegräumen der Barrikaden ausgesucht, ich war nicht dabei. Ich ahnte gar nicht, dass ich da wieder einer bösen Sache entgangen war. Erst als ich die Abkommandierten um 12 Uhr wieder einmarschieren sah, wusste ich alles. Kaum einer, der nicht verletzt worden war. «Sogar vier Frauen, die mit uns waren, haben sie zuerst kahlgeschoren, dann zum Teil ausgezogen und dann noch geschlagen», sagte mir einer der Männer, «und die Weiber, diese Hyänen, das sind die Schlimmsten!»

Dr. K. kam an mir vorbei, ich erkannte an seinem Blick, worum es ging; ich verliess schweigend meine Gruppe und ging ihm nach. Hinter einer Arkade versteckt stand eine Ecsschüssel und drinnen dampften – vier riesige, blühend weisse Hefeknödel, bestreut

¹ Jaroslav Vrchlický, Pseudonym des tschechischen Dichters Emil Frida (1853-1912).

mit Zimt und Zucker, in Butter schwimmend. «Essen Sie», sagte Dr. K., «ich kann nicht mehr, ich habe schon acht Stück gegessen.» Ich glaube, ich habe noch nie so schnell vier so riesige Hefeknödel verschlungen, auch haben sie mir bestimmt noch nie im Leben so gut geschmeckt. Ich dankte mit vollem Munde. «Eine Zigarette kriegen Sie auch noch», sagte Dr. K. Auf meinen verwunderten Blick hin fuhr er fort: «Das Pack ist doch alles bestechlich, wenn ich 10'000 Kč hätte, so wäre ich morgen wieder in meiner Wohnung.» Wenn ich auch in diesem Punkte seine Meinung nicht teilte, die Zigarette schmeckte mir wunderbar, so gut, dass ich sie allein ausrachte, obzwar mich mindestens zehn Nikotinkeraugenpaare sehnsüchtig durchbohrten, erst den Stummel übergab ich dem Unentwegtesten und auch das, ehrlich gesagt, schweren Herzens.

Am Nachmittag um 14 Uhr wurden wieder zehn Mann gebraucht, diesmal war ich mit dabei. Gott sei mir gnädig! Auf alle Fälle befühlte ich meine Giftampulle, sie war in Ordnung.

Vier in grüne Finanzeruniform gekleidete Männer führten uns auf die Strasse; vorher hatte ein fünfter, offenbar der Kommandant, jedem von uns ein Hakenkreuz mit Kreide auf den Rücken gemalt. Der Mann sah übrigens trotz einer geradezu riesigen Hakennase gar nicht so übel aus, obzwar ihm die umgehängte Maschinenpistole und die Reitpeitsche in der Hand ein ausgesprochen martialisches Aussehen gaben.

In Dreier reihen betraten wir die Strasse. Gottlob ist die alte Kleinseite der vielen Amtsgebäude und alten Palais wegen nicht so überfüllt. Wir mussten nicht weit marschieren, schon in der Letenska waren wir am Ziel. Wir mussten offenbar ehemalige deutsche Dienststellen ausräumen, das Material auf die Strasse tragen und in Lastautos aufladen. In den Räumen war es herrlich; wohl war die Arbeit schwer, für so ausgehungerte ältere Menschen sogar sehr schwer, aber hier war heilige Ruhe, niemand trieb uns an, niemand schlug uns. Draussen aber bei den Lastautos, da standen schon die Hyänen, fast lauter Weiber, und schlugen auf uns ein, wenn wir schwer keuchend die Möbel auf die Lastautos hoben. Ich hatte es mal wieder hinter mir und war die drei Treppen hoch gestiegen, da sah ich vom Stiegenfenster hinab in den Lobkowitzgarten, gerade auf die Tennisplätze, auf denen ich noch vor einem halben Jahr in cechischer Gesellschaft als deutscher Gast oft gespielt hatte. Hatte ich vielleicht laut aufgeseufzt oder waren mir doch paar Tränen in die Augen geschossen? Ich weiss es nicht – ich weiss nur, dass plötzlich der Mann mit der Hakennase, die Peitsche in der Hand, hinter mir stand. Ich wollte schnell verschwinden. «Was machst Du da?» «Ich schaue auf die Tennisplätze, wo ich noch vor einem halben Jahr als freier Mensch spielen durfte.» «Du lügst, hier haben nur cechoslovakische Beamte gespielt!» «Jawohl, ich bin ja auch einer gewesen, zwanzig Jahre lang!» Und jetzt geschah etwas Sonderbares: die Augen des Mannes schauten plötzlich ganz anders drein, so weich, so gütig. «Geh hinauf in den vierten Stock und ordne dort die Akten und vor 6 Uhr abends komm mir nicht herunter!» Seine Augen zwinkerten, und meine wurden jetzt wirklich nass. An diesem Nachmittag hab' ich so gut wie nichts mehr gearbeitet. Um 17 Uhr kam plötzlich ein junger Finanzier zu mir – ich erschrak; sollte er den Auftrag haben, mich zu holen? «Da hast», sagte er und

verschwand. Ich hielt ein riesiges Butterbrot und zwei Zigaretten in der Hand. Um 18 Uhr war Abmarsch; johlend empfing uns die Strasse, meist halbwüchsige Burschen und Weiber, Weiber aller Altersklassen. Mir schwante nichts Gutes.

Unser Kommandant, der Mann mit der grossen Nase, trat vor. «Leute, lasst die Kerle in Ruhe, sie haben gearbeitet. Aber Eueren Spass sollt Ihr haben – sie werden jetzt im Stechschritt nach Hause marschieren, so wie ich es musste, als ich im KZ war.» Mit Gelächter wurde der Vorschlag angenommen, wir warfen die Beine hoch. Ein armer schwacher Lehrer, der neben mir marschierte, lispelte ständig vor sich hin: «Herr, verleihe mir noch diese letzte Kraft!» Die Menge johlte toll vor Vergnügen über unseren Stechschritt, aber es fiel kein Schlag, und unbehelligt gelangten wir wieder in unseren Hof. Der Kommandant zwinkerte mir zu, ich nickte dankbar – er hatte uns gerettet.

Unsere Kameraden begrüsst uns sehr verdattert. «Was gab's denn hier?» frug ich einen alten Herrn. «Ach Gott, die RG («Revolutionäre Garde», vom Volk später «Raubgarde» genannt) war hier. Zwei junge Burschen, schwer bewaffnet, haben uns gequält, wir mussten laufen, dann uns zur Wand drehen und vom ersten immer bis zehn zählen, bei ‚zehn‘ schossen sie dann zur Belustigung mit ihren Revolvern in die Mauer oberhalb der armen Teufel, die die Nummer zehn traf. Ein alter Herr ist dabei an Herzschlag gestorben, soeben hat man ihn auf einer Bahre weggetragen.»

Um 19 Uhr gab's einen Teller Suppe, diejenigen, die gearbeitet hatten, bekamen ein Stück Brot dazu. Dann ging's wieder in den Keller. Ich vermisste den Weihbischof. «Den hat man Nachmittag im Wagen weggeführt. Er darf in einem Kloster die Haft abbüssen.» Wie mächtig ist doch die katholische Kirche!

Diesmal hatte ich eine Bank erobert und schlief sofort ein. Am nächsten Morgen gab's neue Überraschungen. Die Österreicher durften weisse Vorstösse um die Hüte binden und sich in einem Teil des Hofes separieren. Viele von uns erfassten die Gelegenheit und wurden plötzlich Österreicher – wer wollte es den Unglücklichen übelnehmen? Wir waren jetzt so zu fifty-fifty verteilt. Um 11 Uhr erschien ein Abgesandter der österreichischen Gesandtschaft, die «Österreicher» formierten sich und marschierten in Dreierreihen ab. Was wird mit uns geschehen? Zur Arbeit wurden wir heute nicht eingeteilt. Um 16 Uhr erschienen acht RG's. «Antreten!» hiess es, dann marschierten wir auch ab. Durch mir so vertraute Strassen ging's auf den Hradschin zu. Die Strassen waren ungewöhnlich still; als wir auf den Platz beim Wehrmachtskommando kamen, wussten wir, warum. Hier standen die Menschen Spalier, wir wurden kaum beachtet, aller Augen waren hinauf zur Spomergasse gerichtet; unser Zug bog dorthin ein, und jetzt sahen auch wir den Grund des Volksinteresses. Der Anblick, der sich uns bot, war auch für mich faszinierend.

In einem merkwürdig anmutenden langsamen Schritt, nicht soldatisch, eher wie buddhistische Priester beim Opfergang, kamen ungefähr 100 russische Soldaten dahergeschritten. Lauter fesche, grosse, junge Menschen in dunklen Uniformen, die Kappen, Achselklappen und Ärmel mit gelben Aufschlägen geziert, bewegten sich singend die Strasse hinunter. Herrliche, schöne, dunkelgefärbte Männerstimmen sangen ein wehmü-

tiges russisches Lied; die Mitte des Zuges vereinte die Solisten, der Chor fiel immer wieder ein, es war ein wahres Konzert, voll geheimnisvoller Sehnsucht und Fremde, für mein musikalisches Herz ein eigenartiger Genuss. Ich sah mich jung im Weltkrieg an der Front – so sangen einst ihre Väter im Graben, als es 1917 hiess, Kerenski habe mit uns Frieden geschlossen. Fast 30 Jahre waren seither vergangen; hätte ich je gedacht, diese Lieder wiederzuhören, und zwar in Prag als politischer Gefangener! Andächtig lauschte die Menge, manche zogen instinktiv die Hüte, nur wir schlichen weiter – ein Haufen gebrochener Menschen.

Nach fast halbstündigem Marsch kamen wir vor ein Kloster, eine Wache öffnete die Tür, wir traten in die Gänge des uralten Klosters. Hier wimmelte es von Menschen, Frauen, Kinder, Greise und Männer lagerten im Klosterhof auf den Gängen und Stiegen. Dort winkte eine Bekannte; mein Gott, das war doch laut Hitler eine Halbjüdin, also die auch –! Im Reich verfolgt und jetzt wieder, was sollten diese armen Menschen erst sagen! Ich frug nach meiner Frau, die Antwort konnte ich nicht mehr hören, ein Hieb mit dem «Pendrek»¹ auf den Rücken, und ein wütendes Gekeif belehrten mich, dass ich mit den Frauen nicht sprechen dürfe.

Am Abend kamen russische Soldaten mit zwei Gulaschkanonen; deutsche Frauen verteilten das Abendessen: ein halbes Brot und eine Schale guten Eintopfs. «Schlafen kann jeder, wo er will», lautete das Kommando, «die Weiber alle im 1. Stock, die Männer unten.»

Die Nacht war mild, die Sterne funkelten, wir drängten uns dicht zusammen und schliefen gesättigt und reichlich müde bald ein.

Um 6 Uhr früh wurden wir geweckt, der Andrang zu den wenigen Klosetts war unbeschreiblich! Dann wurden wir gezählt, geordnet und abmarschbereit auf den Hof gestellt, nur die Männer. Leider wurde dies einige Male wiederholt – es kamen immer noch Neuankömmlinge dazu, endlich war es so weit, und als mein geliebtes Glockenspiel von Loretto die zehnte Vormittagsstunde ankündigte, zogen wir mit unter den ersten am alten Czerninpalais vorbei zur ehemaligen SS-Reitschule. Blumensträusse, halberwelkt, zierten eine Ecke des Platzes, auf einer Tafel stand: «Hier fielen für die Befreiung ihrer Heimat als Helden ...», es folgten drei Namen. Also hier war erst vor wenigen Tagen gekämpft worden!

Gott sei Dank, die Reitschule war nicht weit, und als die Menge sich besann und uns mit den üblichen Beschimpfungen und Schlägen zu bedenken begann, war ich nur mehr zehn Schritte vom Eingang in die Reitschule entfernt und kam ohne Schlag weg.

Die riesige Reitschule war voller Papierstrolchsäcke. Eine Wachmannschaft von ca. 10 Mann nahm uns in Empfang; wir erhielten Befehl, uns aus den Papierstrolchsäcken Liegestätten herzustellen und auch für weitere Ankömmlinge solche zu bauen. Ein Doppelposten beim Eingang liess niemanden herein, und so konnten wir ungestört an unsere Arbeit gehen. Es gab viel zu tun, aber mir gefiel es hier eigentlich ganz gut; der riesige

¹ Gummiknäppel.

Raum war an den Seiten mit Fenstern versehen, es war hier luftig und sonnig, und die kaum 100 Mann verschwanden fast in diesem Raum.

Mittags gab es Suppe und Brot, am Abend schwarzen Kaffee. Ich hatte mein Lager am Rand des freizulassenden Ganges errichtet, mein Nachbar war ein Tscheche, ein sogenannter Kollaborant; übrigens ein urkomisches Geschöpf, gross und ungeschlachtet an Gestalt, hatte er einen riesigen Kopf mit einem breiten Gesicht, einen Rüssel von einer roten Nase, weit abstehende Ohren, in Fettpolstern verschwindende Schweinsäuglein und einen wulstigen Mund – eine Zitrone zwischen die Zähne, und er hätte in jedem Fleischhauergeschäft als Schweinskopf zur Reklame liegen können. Dabei war er ein gutmütiger Riese, der ständig Tränen vergoss und mir hundertmal am Tage versicherte, er hätte es nur wegen seines zehnjährigen Sohnes getan, er hätte sonst nie Vorstand werden können; aber weil er dem Klub zur Zusammenarbeit mit den Deutschen beigetreten sei, sei er es gleich geworden, und so hätte sein Sohn, wie es sein Ideal war, studieren und Polizeirat werden können, anders als er selbst, der von der Pike auf als Hilfspolizist im alten Österreich anfangen musste. So oft er mir die Geschichte erzählte, rannen seine Tränen in Strömen, und sein Gesicht wurde immer röter und aufgedunsener. Endlich schlief er ein und schnarchte wie ein Büffel.

Viel interessanter war mein anderer Nachbar, der Kopf an Kopf mit mir lag. Er war höchstens 1,50 m gross, schlank und geschmeidig wie eine Katze, das rechte Ohr zierte ein goldener Reifen; sein Teint war dunkelbraun, seine braunen Augen sprachen Bände, und das blauschwarze wollige Haar vervollständigte den Eindruck eines hundertprozentigen Zigeuners.

Der Vf. berichtet hier, was er im Gespräch von der Lebensgeschichte dieses Zigeuners erfuhr und fährt fort:

Ich hatte jedenfalls einen neuen Freund gefunden, er brachte mir eine Zigarette. «Ich bringe noch mehr, die Fiaseis (er meinte damit unsere Wache) geben mir schon, die wissen schon, dass ich kein ‚Politischer‘ bin und bald verschwinden werde.»

Über dem Tor stand mit grossen Lettern ein Spruch, ich hab' ihn mir nicht wortgetreu gemerkt, aber er war ein Hohn auf meine jetzige Lage. Er lautete ungefähr wie folgt: «Wem Gott die Schönheit der Welt will zeigen, den lässt er auf Pferderücken am Morgen in den Frühling reiten.» Draussen leuchtete die Sonne in Maienpracht, wir aber durften keinen Schritt aus der Reitschule hinaus. Inzwischen kamen stündlich neue Häftlinge, anfangs nur Männer, später auch Frauen und Kinder; die Kinder schmierig und übernächtigt, die meisten weinend vor Hunger. Die Kleidung vieler verriet die früheren guten Verhältnisse, doch wie schnell verkommt der Mensch, wenn er so herumgeschoben wird wie wir und diese armen Kinder, denen die Mütter in Todesangst die Mäulchen zuhielten, weil sie deutsch nach Brot schrien. Bald waren wir an 500 Menschen in der Reitschule beisammen – für alle gab's nur ein Klosett. Geborene Organisatoren nahmen sich der Sache an; Vormittag nur Männer, Nachmittag die Frauen und Kinder – alles schön angestellt; der deutsche Ordnungssinn setzte sich auch hier durch, folgsam wie Schafe standen die meisten geduldig in der Schlange, Ungebärdige

wurden durch eigene Justiz zur Vernunft und Disziplin gezwungen. Die Wachmannschaft hatte inzwischen gewechselt, die ersten waren mir sympathischer, mir gefielen die diebslüsternen Augen des neuen Kommandanten nicht. Bald sollte ich erkennen, dass ich mich nicht getäuscht hatte.

Es dürfte so gegen 9 Uhr Abend gewesen sein, als der neue Kommandant alle Männer antreten liess. Ich hatte eine Ahnung, dass das nichts Gutes bedeuten konnte; auf alle Fälle liess ich meinen Ehering und meine Krawattennadel im Sand unter meinen Papiertaschen verschwinden. Die Briefftasche behielt ich bei mir.

Wie Aasgeier stürzten sich die neuen Aufseher auf uns; wer noch einen Ring oder sonst etwas Goldenes bei sich hatte, musste alles vor sich hinlegen, wer nicht schnell genug Folge leistete, dem wurde mit Ohrfeigen und Stockhieben nachgeholfen. Es war ein hübscher Goldschatz, den zum Schluss der Kommandant in einem Säckchen wegtrug. Dann kamen die Frauen an die Reihe; sie hatten die Lage erfasst, bei ihnen wurde fast nichts gefunden. Doch der Herr Kommandant war ein geriebener Halunke, die Mannschaft musste die Liegestätten der Frauen absuchen, und wieder füllte sich sein Sack mit Gold und Edelsteinen.

Viele Frauen weinten, die Kinder schrien durcheinander – es war ein Jammer! Ich legte mich auf mein Lager und starrte in die Höhe, ich wollte nichts hören und sehen. Nur keine unnütze Aufregung, ich wollte mich schonen, es war ja alles vergeblich! Meine Briefftasche hatte man mir zurückgegeben, sie war zu schäbig, und der Inhalt war – rückwärts versteckt – offenbar übersehen worden.

Langsam senkte sich die Dämmerung auf uns nieder. Durch die grossen Fensterscheiben sahen wir Leuchtraketen aufsteigen, leuchten und verglimmen. Russische Soldaten vergnügten sich so und glaubten, der Bevölkerung nie gesehene Wunder vorzuführen. Noch ein Spiel schien sie sehr zu ergötzen: sie schossen durch die Fensterscheiben kreuz und quer in unsere Reitschule. Das Klirren der Scheiben und die Angstschreie der Kinder und Frauen erfüllten unser Gefängnis. Endlich, gegen 11 Uhr abends, wurde es ruhiger, ich war inzwischen eingeschlafen. Zwei Stunden später gab's wieder Krach – die Wachmannschaft unterhandelte mit betrunkenen Russen, die Einlass begehrten. Die Unterhandlungen währten nicht lange, dann waren so sechs bis acht Russen eingedrungen. Mit Taschenlaternen wurden wir abgeleuchtet, die Männer liessen sie in Ruhe, aber die Frauen! Trotz Bitten, Weinen und Flehen hatten sie bald gegen zwanzig junge Mädchen, darunter 14jährige Kinder, beisammen. Mit vorgehaltenen Revolvern trieben sie die Frauen vor sich her. «Zum Kartoffelschälens geht Ihr!», so versicherte der cechische Kommandant – wir wussten es besser. Gegen 9 Uhr Vormittag kamen die meisten Frauen wieder zurück, mit stummem Mund und leidgequälten Augen sanken sie auf ihre Lagerstätten. Eine junge Cechin, die Frau eines Deutschen – er lag nicht weit von mir –, war die Einzige, die munter und guter Dinge war. Ich sah sie bei ihrem Mann niederknien und aus einem Kopftuch Sachen auspacken: Fleisch, Butter, Brot, Zigaretten. Der

Mann, ein spindeldürrer Bursche mit einem blutunterlaufenen Auge, ass mit zitternden Händen, dann streichelte er die Haare seiner Frau, sie hatte Tränen in den Augen.

Mit kleinen Varianten machten wir hier 14 Tage lang dieses Martyrium mit; das Essen wurde schlechter und weniger, dafür kamen die Russen jetzt auch bei Tag. Oft mussten auch wir Männer antreten, sogar uns manchmal nackt ausziehen. Wer noch halbwegs brauchbare Sachen anhatte, musste daran glauben, mich kostete es eine grüne Krawatte – fort mit Schaden, schlimmer waren jene dran, die ohne Hemden oder ohne Hosen dastanden. Zum Glück war es warm wie im Hochsommer. Ein langer Ukrainer kam drei Nächte hindurch und spielte auf einer Ziehharmonika traurige Lieder, manchmal tanzte er auch, aber sonst war er harmlos und liess Männer und Frauen ungeschoren; an Schlafen war allerdings nicht zu denken, denn er hatte ein sehr lautes kreischendes Organ, das er bei Spiel und Tanz ertönen liess.

Eines Tages erschien ein Herr in Polizeiuniform. «Es wird verhört», so sprach sich's schnell herum. Es war das erste- und letztmal, dass uns jemand verhörte. Wir mussten Namen und Geburtsjahr nennen, angeben, ob Wehrmacht oder SS, ob Partei- oder SA-Mitglied. Wir, die negativ antworten konnten, wurden auf einer Liste erfasst. Ich war schon wieder voll Zuversicht. Mein Nachbar mit dem Schweinskopf war auch mit auf der Liste. «Sie werden sehen, morgen gehen wir nach Hause!»

Am nächsten Morgen wurden wir namentlich aufgerufen und in Dreierreihen aufgestellt. «Alle Sachen mitnehmen!» lautete der Befehl.

Nach zweistündigem Warten marschierten wir ab, viel beneidet von den Zurückbleibenden. Wir gingen nicht weit: im alten Garnisonsarrest am Hradschin landeten wir nach ca. 10 Minuten. Im Hof standen schon zwei ebensolche kleine Gruppen wie wir. Wir durften uns frei bewegen. Im Garten nebenan waren entwaffnete Soldaten und Offiziere zu sehen, einige in einer mir fremden Uniform, einige in der Uniform der cechischen Protektoratsarmee, die gezwungenermassen auf deutscher Seite Wachdienste und andere Hilfsdienste verrichtet hatte.

Nach langem, stundenlangem Warten wurden wir in einen Gang geführt und zu zehn Mann in kleinen Zellen eingesperrt, dafür aber bekamen wir ein ordentliches Stück Brot und eine gute Suppe. Das Gerücht «Morgen werden wir entlassen!» machte auch hier die Runde. Am nächsten Tag wurden wir um 8 Uhr früh wieder in den Hof geführt und konnten uns den ganzen Tag über frei bewegen. Die Wachmannschaft – reguläre tschechoslowakische Soldaten, meist ältere Jahrgänge – kümmerte sich nicht um uns, die Verpflegung war gut, nicht viel weniger als die Soldaten selbst bekamen. Weitere kleine Gruppen langten im Laufe des Tages ein, wir dürften ungefähr die Stärke von 100 Mann erreicht haben. Noch eine Nacht verbrachten wir in den Zellen, am nächsten Morgen wurden wir nochmals namentlich aufgerufen und mussten in Dreierreihen antreten; um 12 Uhr Mittag war Abmarsch. Vorne, hinten und zu beiden Seiten von Soldaten flankiert, setzten wir uns in Bewegung.

Über die alte Kleinseite und Karlsbrücke, den Quai entlang, marschierten wir in der Richtung zum Nationaltheater. Das Publikum begnügte sich diesmal mit Beschimpfung-

gen und Drohungen, mehr verhinderte der uns umgebende Kordon von Soldaten.

Mit Rieseninteresse schaute ich mir alles an. Ja, war denn das überhaupt noch Prag? Doch, noch thronte der herrliche Hradschin über der Moldau, noch standen die alten Häuser und Palais, aber wie sahen die Strassen aus! Staub, Papiere, Pferdemit bedeckten die Fahrbahnen, in den meisten Fenstern hingen rote Fahnen mit dem Sowjetstern und Bilder von Stalin und Dr. Benes, in den Parkanlagen weideten Pferde und lagerten junge russische Soldaten mit oft ganz jungen Mädeln im Arm. Schlachtvieh wurde blökend durch die Strassen getrieben, die Geschäfte waren zum Grossteil gesperrt, die Menschen – die einst so gutgekleideten Prager – gingen wie verschrocken in Kappen und offenen Hemden durch die Strassen, viele mit kleinen Sowjetsternen geschmückt. Die Barrikaden waren notdürftig aufgeräumt, die Pflastersteine lagen locker, oft in Haufen in der Fahrbahn der Elektrischen. Autos, meist mit eleganten russischen Militärs besetzt, fuhren mit ewig heulenden Hupen durch die Stadt.

Über die Nationalstrasse marschierten wir zur Polizeidirektion; da sagte der Schweinskopf in seinem harten Deutsch: «No, also jetzt geht's zur Polizeidirektion, und dann kommen wir nach Hause.»

Auf dem Hof der alten Polizeidirektion wurden wir von sehr erregten, meist alten Polizisten in Empfang genommen, mit viel Geschrei und paar Mauschellen wurden wir in Gruppen von 30 Mann aufgeteilt und in Zellen abgeführt. Auf den Türen stand: «30 Mann». Als wir hereinkamen, waren sicher schon 20 Mann drin. Wir wurden mit Hallo empfangen und mit tausend Fragen überschüttet.

Es war eine bunte Gesellschaft, die uns hier empfing, fast lauter Cechen. Sie lümmelten auf einer Pritsche, die längs der einen Wand lief, dann waren noch drei Bänke da und ein Klosett, von einer Blechwand umgeben. In der Ecke unterhalb eines kleinen Fensters lag ein grosser, auffallend dunkelgebräunter Mann mit einem bärtigen, freundlichen Gesicht. «Gospod pan Doktor» – so titulierten ihn die Zellengenossen. Er war, wie ich später erfuhr, ein slowakischer Tierarzt. Er hatte am 4. Mai 1945 seine Frau mit dem Wagen aus Poděbrad, einem Herzheilbad, abgeholt; in Prag wollte er übernachten. Hier hatte man ihn samt seiner Frau und dem Chauffeur aus dem Wagen herausgesetzt und hierher gebracht. Nun zerbrach er sich seit Tagen den Kopf, warum dies geschehen sei. Er war schon recht missmutig, besonders deswegen, weil immer wieder neue Ankömmlinge kamen und nach 24 Stunden wieder verschwanden, während er unbeachtet weiterbrummen musste. Neben ihm lag ein schlanker, dunkellockiger junger Bursche mit hohen, bis zu den Knien reichenden Schnürstiefeln und einer uniformartigen Bluse, ein akademischer Maler, wie ich später erfuhr, ein Partisan, wie er sich nannte. Daneben lag ein junges Bürschel, blond, bleich, mit verkommenen blauen Augen, ein notorischer Lump, und doch der unumschränkte Diktator in dieser Zelle und – wie sich bald zeigte – kein schlechter. Er hielt eine kurze Ansprache an uns Neuankömmlinge, sie war köstlich: «Liebwerte Kameraden, Deutsche, Tschechen oder was immer für ein Gesindel Ihr sein mögt! Von jetzt an habt Ihr Euch meinem Kommando zu fügen – gute Kameraden

sind willkommen, Schweinehunde werden verprügelt. Ich habe in diesen Räumen schon einige Jahre meines Lebens verbracht, meine Praxis werdet Ihr bald kennenlernen. Zunächst: wer von Euch hat was zum Rauchen bei sich? Er hat alles bei mir abzuführen, es wird gemeinsam verraucht, auch Fressalien werden aufgeteilt. Wir sind hier Edelkommunisten – wehe dem, der sich ausschliesst!» Der Bursche hat Wort gehalten, alles wurde ehrlich geteilt, er selbst behielt nicht mehr und nicht weniger, als jeder andere Zellengenosse bekam.

Eine Stunde später wurde von zwei Polizisten mit einem Fusstritt ein RG-Jüngling in voller Uniform – einst die deutsche Afrikauniform – in unsere Zelle hereinbefördert, ein widerlicher Geselle. Er erklärte, es müsste ein Irrtum vorliegen, er hätte nichts verbrochen; gerade, als er einen deutschen Hurensohn weidlich verprügelt hatte und abführen wollte, hätten ihn Polizisten verhaftet und hierhergebracht.

Jetzt aber leuchtete unser Führer diesem Lumpen heim: «Kusch, Du Schwein!» unterbrach er ihn kurz. «Sicher hast Du gestohlen, ich kenne das, ich habe schon mehr gestohlen als Du, aber unschuldige, wehrlose Menschen habe ich noch nie geprügelt! Was hast Du an Zigaretten bei Dir?» «Keine!» kam es trotzig aus dem Munde des Uniformierten. Mit einem Satz war der Diktator bei ihm und hielt eine volle Schachtel deutscher Zigaretten in der Hand, die er mit affenartiger Geschwindigkeit aus einer der Taschen des Neuen herausbefördert hatte. «Also so einer bist Du! Stehlen ist keine Schande, aber das, das ist eine Lumperei!» Und schon klatschte eine Ohrfeige ins Gesicht des Revolutionsgardisten. Mit funkelnden Augen stürzte sich der Bursche auf unseren Kommandanten, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht; sechs Arme hielten ihn fest, und es regnete nur so Kopfstücke, Backpfeifen und Fusstritte. Wer weiss, wie es ihm noch ergangen wäre, wenn nicht der schwarze Tierarzt slowakisch Einhalt geboten hätte. Zähneknirschend zog sich der Verprügelte in eine Ecke zurück – nicht einen Schluck von seinen Zigaretten bekam er zugebilligt. «Erst bis Du ein Anständiger sein wirst, früher gibt's nichts!» erklärte unser Diktator.

Mich hatte die ganze Szene mit grosser Genugtuung erfüllt; der Lump sollte es spüren, wie es ist, wenn man geprügelt wird und sich nicht wehren kann und darf.

Der junge Maler karrierte mich inzwischen mit Bleistift auf einem Stück Papier. Die Karrikatur war ausgezeichnet, er hat sie mir geschenkt. «Im Kriminal» schrieb er darunter, und merkwürdig – fast alles habe ich eingeblüsst, die Karrikatur habe ich noch heute und verwahre sie als kostbares Andenken.

Am nächsten Tag kam es so, wie der Doktor prophezeit hatte: wir wurden namentlich aufgerufen und verliessen die Zelle – der Slowake weinte laut.

Auf dem Hof standen Lastautos bereit, junge RG trieben uns mit Stockhieben auf die Wagen, wir standen gepresst wie die Heringe, dann fuhr das Auto los. Wir fuhren durch die Altstadt; hier sah ich an Gaslaternen merkwürdig verschrumpelte kleine Lei-

chen hängen – später erfuhr ich, warum sie so klein waren: man hatte die lebenden Menschen mit Benzin begossen und dann angezündet.

Wir fuhren durch die ganze Stadt, vor Passanten bestaunt und verhöhnt. Ich kenne meine Heimatstadt, wie selten einer, und als wir in der Richtung auf den Stadtteil Pankrác zufuhren, da wusste ich, was unser Schicksal war. Dort stand die im ganzen Land berühmte Strafanstalt Pankrác, von der Gestapo ausschliesslich für politische Gefangene verwendet. Wenn das unser Ziel war, dann gnade uns Gott!

Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, wir überquerten den freien Platz an der Remise vorbei, und schon rollten wir durch das Gittertor zum Haupteingang des Gefängnisses. Ein grosser eleganter Mann, einen ungefähr 13-jährigen Burschen an der Hand haltend, sagte zu mir: «Ich heisse Sedláček und bin Direktor einer grossen Fabrik, ich bin Ceche, mein Jirka kann kein Wort Deutsch – also fürchten Sie nichts, man wird uns wohl nach der Personalienaufnahme entlassen.» Noch einmal – es war das letztemal – klammerte ich mich für Sekunden an diesen Hoffungsstrahl. Vor dem Haupteingang wurden wir von einer Rotte von jungen RG empfangen; alle hatten Gerten, Peitschen, Gummiknüppel in der Hand. Wir rollten langsam in den ersten Vorhof, die Meute begleitete uns. Herr Sedláček drängte sich vor und rief den Burschen cechisch zu: «Burschen, hallo, wir sind Rechen!» Ein langer Lackel sprang vor und schlug mit einem Stock Herrn Sedláček quer übers Gesicht: «Da hast Du, Du Mistvieh!» Der Gezüchtigte taumelte, Blut spritzte aus seiner Nase, sein Bub schluchzte laut.

Wie ein ganz Junger sprang ich als einer der ersten vom Auto herunter. Ein Aufseher fasste mich derb an der Schulter: «Hier bleib stehen, Du Hure!» Hinter mir formierten sich in langer Reihe die anderen Gefangenen. Ich hörte Schläge, Wimmern und Flüche, aber ich drehte mich nicht um. Ein neues, furchtbares Bild bot sich mir dar: Längs der Hofmauer standen, mit dem Gesicht zur Wand, die Hände hoch erhoben, deutsche Frauen. Manche in Mänteln, viele in leichten Kleidchen, blonde, braune und schwarze Köpfe, einige schön frisiert, waren zu sehen. Mir wankten die Knie, fieberhaft suchten meine Augen einen aschblonden Kopf – ein Stoss von rückwärts brachte mich zur Besinnung; wir marschierten im Gänsemarsch ein paar Stufen hinauf, ein eisernes Gittertor wurde zurückgeschoben, längs einer Wand in einem langen Gang mussten wir uns aufstellen. Links war Tür an Tür, ich las die Aufschriften, es waren Aufnahmekanzleien. Bis ans Ende der Wand war ich als erster marschiert. «Halt!» ertönte ein Kommando, dann «Rechts um!» Ich stand mit dem Gesicht zur Wand. Ich kannte die Kommandos, aber nicht allen war die cechische Sprache geläufig, das hatte wüste Beschimpfungen, Verhöhnungen und Fusstritte zur Folge. «Hände hoch!» Nun standen wir da, neue Reihen folgten, neues Geschimpfe und schmerzliches Wimmern war zu hören. Ich stand still mit erhobenen Händen, keine 10 cm von der Mauer entfernt – mir schwankte der Boden unter den Füßen; ob ich das lange aushalten werde? Der rechte Arm vielleicht, der war durch jahrelanges Tennisspielen gestählt, aber der linke? Da hörte ich böse Stimmen: «Wirst Du die Hände hochhalten, Du Hure!» Dann hörte ich ein Klatschen. Ich reckte die Arme hoch, so gut ich konnte, die Kontrolle liess mich ungeschoren. So stan-

den wir; es mochte wohl schon eine halbe Stunde vergangen sein – jetzt, jetzt glaubte ich, es nicht mehr aushalten zu können, aber die Angst vor Hieben war stärker als die Müdigkeit. -Dann wurde mir grau vor den Augen – ich schwankte gegen die Mauer, aber die Hände hielt ich hoch. Mir fielen die Geschichten ein, die ich von indischen Fakiren gelesen hatte, in den Händen kribbelte es so merkwürdig, aber die Müdigkeit war verschwunden. Unendlich langsam verging die Zeit, Türen wurden geöffnet und wieder zugeschlagen, Papier knisterte, ich hörte Leute reden, man hatte unsere Namenslisten in der Hand. «Das kann man ja nicht lesen, Herr Offizial, lassen Sie es abklopfen.» Frauenstimmen mischten sich herein, Schreibmaschinen klapperten; und wir standen und standen. Wie ein Zug von stummen Geschöpfen standen wir da, verlor einer das Bewusstsein – schwups, hörten wir Wasser plätschern, dann paar Schimpfworte und dann ein Stöhnen. «Siehst Du, Du Hund, wie es geht!»

Wie lange noch? Wieder hatte ich Glück, der vorderste kam zuerst an die Reihe. «Die erste Reihe, kehrt Euch! Hände herunter!» Wie leblos hingen die Arme herunter, kein Gefühl in den Fingern, als ob es nicht meine Arme seien, so kam es mir vor. Ein Aufseher führte uns in eines der Zimmer, vor einer Schreibmaschine musste ich stehen bleiben; endlich kam ein Beamter. Name, geboren, Beruf, Nationalität – so lauteten die Fragen, dann bekam ich einen Zettel in die Hand gedrückt mit einer Ziffer, es war etwas über 3'000; mit Mühe hielt ich den Zettel in den erstarrten Fingern. Wieder kam der Aufseher, wir gingen an den Kameraden vorbei, einige lagen bewusstlos am Boden. Ein neues Gittertor wurde aufgeschlossen, ein neuer langer Gang nahm uns auf; dann mussten wir alle Taschen leeren und alles vor uns hinlegen. Mit viel Mühe räumte ich alle Taschen aus, zum Schluss legte ich meinen Ehering auf den Haufen. Wie mochte es nur jetzt meiner Frau gehen, die Ärmste mit ihrem fünffach gebrochenen Fuss – ich verbot mir zu denken! Nur jetzt nicht schwach werden.

Ein alter Aufseher mit viel Sternen auf dem Kragen, schritt die Reihe ab, die Sachen wurden in Papiertüten gelegt, die Tüten mit den zugehörigen Nummern versehen. Aber sonst liess man uns in Ruhe – ich lehnte den Kopf an die kühle Mauer, ich war sehr müde, und mir war so dumpf im Schädel; in den Händen fing es wieder an zu kribbeln, aber die Finger wurden schon elastischer. Mein Nachbar flüsterte: «Diese Bestien!» Ich sah erst jetzt, dass er ganz blutig geschlagene Knöchel hatte. So standen wir flüsternd in einer Reihe; der alte Aufseher trug an uns immer je vier Pakete vorbei, er hörte uns flüstern, aber er sagte nichts. Die Prozedur erforderte viel Zeit, das Flüstern wurde lauter, vergeblich versuchten Gewitzigte durch Psst!-Rufe die Stimmen zu dämpfen, und da war es auch schon zu spät. Ein junger Aufseher lief bis zu mir nach vorne: «Ruhe!» brüllte er, «Umdrehen zur Wand, Hände hoch!» Da hatten wir den Salat – mühsam gingen die Arme hoch. Ich stellte mich ganz knapp an die Wand und lehnte die Handflächen an die Mauer – so war's zu ertragen, hoffentlich merkt es niemand. Nach bangen 10 Minuten ertönte eine ruhige tiefe Stimme: «Die ersten hundert sind kontrolliert!» Links um, Hände herunter, vorwärts marsch! Wieder öffnete sich eine Tür, wir waren im Inneren angelangt. Vor uns lag ein riesig langer Gang, rechts und links waren Eisentüren,

unten mit Schubriegeln versehen, in der Mitte waren Vierecke ausgeschnitten, aber mit den zugehörigen Holzstücken verschlossen, jedoch von aussen zu öffnen. Wir mussten Treppen aufwärts steigen. Wieder das gleiche Bild, rechts und links Zelle an Zelle, aber nur eine schmale – wie man in Prag sagte – Pawlatsche¹ ermöglichte den Zugang. In der Mitte des Ganges waren Drahtnetze gespannt, so dass man darunter den ebenerdigen Gang sehen konnte. Noch ein Stockwerk höher mussten wir steigen, wieder dasselbe Bild; ein grosses «C» war am Ende des Ganges angebracht. Einzeln mussten wir vorwärts gehen, ich als erster kam bis ans Ende des Ganges; die Zelle hatte die Nummer 295. Auf einmal rief jemand: «Zurück, die letzten sechs Zellen sind für die Tuberkulösen!» Also zurück, jetzt stand ich vor der Zelle Nr. 289 – mein Geburtsjahrgang fiel mir ein. Wieder verging eine gute halbe Stunde, meine Füsse waren schwer wie Blei. Endlich hörte man Schlüssel klirren, ein junger Aufseher stiess mich zur Seite, dass ich ans Geländer taumelte, dann schloss er die Zelle auf, entfernte den Riegel, die Zelle war offen – in dem Moment fuhr ich zusammen, mit lautschallender Stimme meldete jemand: «Achtung! Herr Befehlshaber, ich melde 6 Mann – alles in Ordnung!» Dann erwischte mich der Jüngling am Kragen, ein sanfter Fusstritt und ich stolperte in die Zelle hinein – hinter mir fiel die Tür ins Schloss, der Schlüssel drehte sich kreischend, der Riegel wurde vorgeschoben, zwölf entgeisterte Augen stierten mich an. Flüsternd nannten mir die sechs Männer ihre Namen.

«Ich heisse Huschek», sagte der erste. Er war ein Mann von imponierender Grösse, 42 Jahre alt und seines Zeichens Prokurist einer grossen deutschen Ein- und Verkaufsgesellschaft in Prag. In Karlsbad gebürtig und lange Jahre in Wien beschäftigt, beherrschte er zwar fliessend Englisch und recht gut Französisch, dagegen waren seine Cechischkenntnisse mehr als mangelhaft. Auffallend war seine übergrosse Ängstlichkeit und seine abnormale Gefrässigkeit, wie ich bald feststellen konnte. Er wirkte entschieden sympathisch, aber sprach mit mir nur im Flüsterton; diese Tonart bevorzugten übrigens alle meine neuen Zellengenossen bis auf einen.

Laube, der zweite meiner neuen Leidensgefährten, die mich begrüsst, war Direktor und Hauptaktionär einer grossen ceehischen Firma, die Küchen-Öfen aller Art produzierte; ein Grossteil aller Prager Hotelküchenöfen stammte aus dieser Fabrik. Laube war trotz des rasierten Schädels ein bildschöner Mann um die 40 herum; über mittelgross mit einer edlen Adlernase, blitzenden blauen Augen und prächtigen Zähnen. Man sah dem Mann trotz der abgefetzten Kleider eine gewisse Eleganz an; bestimmt hatte er viel Glück bei Frauen. Er sprach ein fliessendes, aber geradezu entsetzliches Cechisch, denn er stammte aus Troppau, und in dieser Gegend ist das sogenannte «Wasserpölkisch» beheimatet, ein schreckliches Gemisch von Cechisch, Deutsch und Polnisch.

Der Dritte im Bunde war ein Slowake, 46 Jahre alt und mehr als schlank. Sein kleiner, schmaler Kopf und die unruhig flackernden grauen Augen, seine katzenartigen Bewegungen und die fahle gelbe Hauptfarbe wirkten vom ersten Moment an abstossend.

¹ Ein als Zugang zu den Wohnungen aussen am Gebäude angebrachter Steg.

Der erste Eindruck ist meist der bleibende. So ging es mir auch mit diesem Herrn Kovacz aus Nitra in der Slowakei. Übrigens der einzige von uns allen, der vielleicht mit einem Schimmer von Recht in dieser Zelle sass. Von Beruf «Taxischauffeur», war er später als Fahrer bei der Gestapo dienstverpflichtet. Ich habe dem Mann jedenfalls von der ersten Stunde an misstraut und bin überzeugt, dass er gelegentlich seine Stellung ohne Gewissensbisse zur eigenen Bereicherung missbraucht hat.

Dem vierten Zellengenossen, namens F., sah man sofort den gepflegten Beamten alten Schlages an. Die grauen Schläfen, die grossen braunen Augen, die hohe schlanke Gestalt, die lässigen Bewegungen hätten den 50jährigen eigentlich sympathisch erscheinen lassen, doch hatte ich ein gewisses Gefühl, als ob der Mann in seinem Beruf wohl zu den fähigen, aber nicht zu den angenehmsten Beamten des Dritten Reiches gezählt haben dürfte. Er stammte aus dem Böhmerwald und hatte es wohl hauptsächlich durch sein aalgattes Wesen in kurzer Zeit zum Rechnungsoberdirektor des Magistrats der Hauptstadt Prag gebracht.

Wiesner, der nächste Mann, war Reichsdeutscher – Schlesier. Sein Gesicht verriet alles; er war Viehhändler und Häusler, 56 Jahre alt, und trotz der kleinen Gestalt sicher einer der kräftigsten von uns; seine schwierigen Hände verrieten die viele Arbeit, die sie schon geleistet hatten. Er war mürrisch und wenig gesprächig, aber im Grunde seines Herzens ein guter Kamerad.

Der letzte Mann war wohl irrtümlich in unsere Zelle geraten. Er war gar kein politischer Inhaftierter, er hatte – wer weiss, was er verbrochen hatte, jedenfalls war er bereits einige Male gesessen: in der ersten Republik, im Reich, und jetzt wieder. Er war Ceche, verstand aber ganz gut Deutsch, nur mit dem Sprechen ging's nicht recht. Sein Äusseres war verheerend. Klein von Gestalt und gedrunken, der Kopf sass fast ohne Hals auf seinen breiten Schultern, die Augen schauten nach verschiedenen Richtungen; er ging linksseitig, wie man so sagt, «über den Onkel», meistens sehr langsam, aber er konnte auch flink sein wie ein Eichkatzei. Er gebrauchte seine schmalzig klingende Stimme in voller Stärke und sprach das typische Prager Vorstadtcechisch. Zu mir, der ich dieses Kauderwelsch ebenso beherrschte wie er, hatte er vom ersten Moment an eine etwas herablassende Zuneigung. Etwas musste ihm der Neid lassen: Er war kein Deutschenhasser, er war nur ein geschworener Feind aller Organe, die die bürgerliche Ordnung berufsmässig zu überwachen hatten. Uns alle schätzte er zufolge unserer gänzlichen Unbescholtenheit recht gering, stellte uns aber gerne all seine Gaunerschläue zur Verfügung. Jedenfalls haben wir alle viel von ihm gelernt.

Ich sagte vorerst kein Wort, sondern schaute mir meine neue Behausung gründlich an. Die Zelle war recht düster, denn der schmale Fensterschlitz mit seinen Gittern liess nur wenig Licht herein. Unterhalb des Fensterschlitzes stand ein kleiner rechteckiger Tisch und ein sehr wackliger Stuhl. An der linken Längsseite war ein hochgeklapptes Eisengestell, und unter diesem lagen drei zur Hälfte ausgeronnene Strohsäcke und drei nach Soldatenart gefaltete Decken. An der rechten Längsseite war in Manneshöhe eine

Holzstallage angebracht, auf der, sorgfältig ausgerichtet, sechs Schalen standen; unterhalb hingen an Nägeln die wenigen Kleidungsstücke, die den Zelleninsassen belassen worden waren. In der einen Ecke war ein zweigliedriger Heizkörper angebracht, jetzt belegt mit sechs Hüten, in einer anderen Ecke – man staune! – eine blendend weisse Abortschüssel mit Wasserspülung. Die schwere Eichentür hatte im oberen Drittel ein viereckiges Guckloch, nur von aussen zu öffnen; unten und oben waren breite Eisenbänder angebracht. Von aussen wurde die Tür mit grossen Schlüsseln versperrt und unten durch einen herausziehbaren Riegel an einer Kette gesichert. Im ersten Moment war der Eindruck niederschmetternd, ebenso die schlechte Luft – und doch war ick glücklich! Ich kam mir wie geborgen vor, ich hatte zuviel erlebt bei meinen Märschen durch die Stadt. Hier schlug mich niemand, niemand spie mich an, niemand beschimpfte mich «deutscher Hurensohn!» – im Gegenteil, neugierig und freundlich umdrängten mich sechs Menschen, die ein gleiches Schicksal hierher verschlagen hatte, und überschütteten mich mit Fragen. Huscek war der erste, der mir die Hand reichte. «Was gibt's draussen Neues? Woher kommst Du? Was bist Du, besser gesagt, was warst Du? Wird draussen noch geschossen?» Ich musste zuerst bisschen Atem holen, auch schmerzten mich die Arme von dem fast zweistündigen Hochhalten, und der Tritt in den Steiss machte sich jetzt erst durch einen steckenden Schmerz bemerkbar. Was sollte ick auf die vielen Fragen antworten? Geschossen wird wohl noch immer, aber nicht mehr auf Menschen, oder wenn, nur in vereinzelt Fällen. Die Menge auf den Strassen – ja, die ist noch immer die gleiche; jeder Transport von Deutschen wird beschimpft und geschlagen, und wenn sich die SNB nicht beteiligt, so duldet sie es lächelnd – wir sind ja in ihren Augen keine Menschen; und der Ausspruch «Der beste Deutsche ist der tote Deutsche» gilt genauso wie in den ersten Tagen.

Im Folgenden schildert der Vf. seine weiteren Erlebnisse in der Strafanstalt Pankrác¹ und auf verschiedenen Arbeitseinsätzen im Prager Stadtgebiet sowie in einem Sägewerk bei Caslau bis zur Freilassung nach Prag im Februar 1946.

¹ Über die Vorgänge und Zustände in der Strafanstalt Pankrác vgl. auch den nachfolgend abgedruckten Bericht.

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Otto Hölter aus Mährisch Ostrau.

Original, 2. April 1955, 11 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Verhinderung der weiteren Flucht des Vfs. vor der Roten Armee durch den Ausbruch des Prager Aufstands; seine Internierung in der Strafanstalt Pankrác; Arbeitseinsätze der Internierten in Prag und in den Witkowitz Eisenwerken.

Der Vf. schildert eingangs die Evakuierung der deutschen Werksangehörigen aus dem Ostrau-Karwiner Revier, von denen sich eine Gruppe nach Prag wandte¹.

Am 5. Mai 1945 rollte die Autokolonne der Witkowitz Gruben, aus Zwittau kommend, gegen 23 Uhr in Prag ein; dort empfing uns der vorausgefahrne Dr. P. mit der wenig erfreulichen Nachricht, dass in Prag dicke Luft herrsche, es am Wenzelplatz schon zu Schiessereien gekommen wäre. Alles war verdunkelt, SS-Wachen kontrollierten die Strassen. Im Hotel eröffnete mir der Direktor Ch., dass für uns weder in Prag noch im Falkenauer Revier eine Verwendung sei. Meine Entgegnung war: Ja, warum seid Ihr uns nicht entgegengefahren, so dass wir sogleich gegen Süden – Richtung Linz – abgeschwenkt wären, wo wir bei den Göring-Werken Verwendung finden könnten. Seine Antwort war: Morgen gehen wir noch rasch zum Generaldirektor W. und holen uns Weisungen, dann könnten wir gegen Mittag losfahren.

Nächsten Morgen begann Prag sein Bild zu ändern; deutsche Geschäftsaufschriften wurden überstrichen, die Strassenbahnen waren mit tschechischen Fähnchen geschmückt, in der Verkaufszentrale der Witkowitz Bergbau- und Eisenhüttengewerkschaft nahm ein tschechischer Betriebsrat seine Tätigkeit auf. Überall Unruhe und Unsicherheit! Unser Entschluss war sofort gefasst: So rasch als möglich fort von Prag in das Sudetenland!

Wir gingen in unser Hotel «Carlton» gegenüber dem Hauptbahnhof und vereinbarten, dass die Kolonne um 14 Uhr gestellt sein müsse. Doch war alles um 12 Stunden zu spät! Um die Mittagsstunde gab es auf der Strasse eine Schiesserei, SS-Mannschaften räumten die Strassen, Sperren wurden errichtet, vom Hauptbahnhof eröffneten tschechische Aufständische das Feuer, das bis zum Waffenstillstand nicht mehr erlosch. Neben unserem Hotel war im ehemaligen Petschekpalais das Hauptquartier der Gestapo, die über genügend starke Abwehrkräfte verfügte, um alle Angriffe abzuschlagen. Mit leichten Geschützen wurde die Zugangsstrasse zum Wenzelsplatz beherrscht. Den Verlauf der Kämpfe konnten wir nur in dem kleinen Abschnitt vor dem Hotel selbst beobachten, einen besseren Überblick erhielten wir über das Radio. Dieses sandte in vier Sprachen Hilferufe an die alliierten Verbände, da gegen Abend die Aufständischen jeweils zurückgedrängt wurden. In der Nacht erhielten sie Zuzug und errichteten neue Sperren, die den Einsatz von Panzern fast unmöglich machten.

¹ abgedruckt unter Nr. 4.

Den Abschluss des Waffenstillstandes hörten wir noch im Radio, die SS-Wachen wurden durch Partisanen ersetzt, vom Nachbarhaus kam ein Funktionär der sozialistischen Druckerei in das Hotel, forderte die sofortige Abgabe der Waffen und versicherte uns seines Schutzes bis zu unserer Überstellung an die Behörde.

Am nächsten Morgen marschierten die Hotelgäste, von Partisanen flankiert, in die von den Kämpfen stark mitgenommene Bredauerstrasse, wo wir, nach Abtrennung der Militärpersonen, im Keller der Post bis 23 Uhr festgehalten wurden. Verhalten der Wachen einwandfrei. Hierauf Anmarsch durch die stillen Strassen zur Polizeidirektion. Während des Marsches forderte ein russischer Soldat die Abgabe der Uhren. In der Direktion war Hochbetrieb, im Saal wurden die Personalien aufgenommen, grössere Geldbeträge erpresst und viele der Verhafteten geschlagen.

In den Morgenstunden kamen wir in den Hof, wo bereits einige Hunderte von Deutschen zusammengetrieben waren, viele davon durch Verprügelungen verletzt. Nun begann der Abtransport, wie verlautbart, nach dem Zuchthaus in Prag-Pankrác. Vorher wurden mein Schwiegersohn Dr. Z., ein Fahrer und ich in den Nachbarhof beordert, wo wir zwei Erschlagene auf ein Lastauto betten mussten. Ein russischer Soldat wollte dem Fahrer hierbei den Lederrock rauben, auf meine Intervention, dass es sich um einen Arbeiter handle, liess er ab. Wir sausten wieder zu unseren Gefährten, mein Schwiegersohn jedoch wurde zurückgehalten, und wir sahen uns erst einige Stunden später, von seinen Schuhen erleichtert.

Endlich waren wir daran, in einem Autobus verfrachtet zu werden; die Fahrt war nicht ungefährlich, da bei aufgerissenen Strassenstellen die tschechische Bevölkerung (besonders die Weiber) uns angriffen. Russische Panzer hingegen wurden bejubelt. Wir fuhren tatsächlich nach Pankrác; vor dem Zuchthaus mussten wir mehrere Stunden mit hochgehobenen Armen warten, die Frauen bereits von den Männern getrennt. Endlich konnten wir eintreten, im Korridor mussten wir über ein Hitlerbild am Boden gehen und bekamen dabei mit Gummiknüppeln Hiebe auf Kopf und Rücken. Wieder Warten, neuerliche Registrierung, Abgabe aller Sachen bis auf die Kleider, einschliesslich des Mantels, eines Handtuches und Reinigungssachen. Dann endlich schloss sich nach der Aufteilung auf einzelne Zellen die Türe mit dem Guckloch und dem Eisenriegel: wir waren endgültig eingekerkert!

Meine Zelle, 2,3x4 m gross, hatte bereits zwei Insassen, einen Hochschulprofessor der TH von Prag, Dipl.-Ing. N. und einen pensionierten Sparkassendirektor. Mit beiden Herren habe ich mich vom ersten Augenblick gut vertragen, mit dem Professor durch Monate unseren gemeinsamen Strohsack geteilt. In der Zelle wurden wir nicht belästigt, als Verpflegung des ersten Tages gab es Suppe. – Die Nacht verlief ruhig, der Betrieb im Gefängnis lief sich ein.

In der zweiten Nacht wurden wir durch Schüsse, Schreie auf den Gängen, Türenschlagen, Salven und neue Schreie aufgeschreckt. Dieser nervenzermürbende Lärm dauerte einige Stunden, dann wieder Ruhe, nur ein Lastauto fuhr ab. In der nächsten Nacht die Fortsetzung der Exekutionen. Von einem Kalfakter erfuhr ich, dass die Erschiessun-

gen nicht deutsche Inhaftierte, sondern verhaftete Vertrauensleute betrafen, die vorher für die Gestapo gearbeitet hatten. Dann schritten die Russen ein und stellten diese gezielten Exekutionen ein.

Zehn Tage später wurden wir in dem Bezirk Nusle bei der Instandsetzung der Strassen eingesetzt. Prügelszenen, keine Verpflegung. Die Verköstigung im Gefängnis war vollkommen unzureichend, sie bestand aus Kaffeebrühe, 120 g Brot und wenig Gemüse und Kartoffeln, in Sa. nur ca. 700 Kalorien, wie ein Arzt in der Zelle errechnete. Bereits geschwächt, wurden wir paar Tage später wieder in einer Ziegelei zur Arbeit bestimmt, wüste Prügeleien, jedoch etwas zusätzliches Essen. Beim nächsten Einsatz, vor dem wir uns schon fürchteten, war die Behandlung durch Partisanen gut, es gab auch reichlich zu essen. Jetzt, wo sich scheinbar das Leben in Prag normalisiert hatte, wurde die Ausenarbeit durch 6 Wochen eingestellt. Ohne Beschäftigung sassen wir in der Zelle und hungerten.

Mittlerweile hatte unsere Zelle Zuwadis bekommen, ein Bergdirektor aus Mähr. Ostrau und der Personalreferent für deutsche Kulturangelegenheiten vom Ministerium Frank. Letzterer, ein Reichsdeutscher aus Magdeburg, Dr. jur., konnte sehr interessant von seiner Tätigkeit berichten, da er alle massgebenden Persönlichkeiten kannte. Dann verliess uns der Sparkassendirektor, der zu Feldarbeiten abkommandiert wurde; dafür kamen in unsere Zelle zwei Tschechen, ein Hausmeister, der wohl Spitzeldienste geleistet hatte und ein Gemeindediener aus einem Dorf, der kein Wort Deutsch kannte und nun eine Stinkwut auf seine Landsleute hatte.

Nach sieben Wochen wurden wir alle kahlgeschoren, bekamen Anstaltswäsche, sogar ein Leintuch, behielten aber unsere Zivilkleidung. Durch diese Massnahme sank aber unsere Hoffnung auf eine baldige Freilassung. Durch die dauernde Unterernährung verloren wir durchschnittlich 10 kg im Monat, und bei einigen Kameraden zeigten sich bereits Ende Juni die ersten Zeichen von Hungerödem. Ausserdem neigten alle Verletzungen zu Entzündungen, oft traten Phlegmonen auf. Da der Besitz des kleinsten Bleistiftes oder eines Zeitungsblattes Prügelstrafen zur Folge hatte, bestand für uns alle die Gefahr eines geistigen Todes. Nur bei dem bei gutem Wetter erlaubten Gang in den Gefängnishof bestand eine geflüsterte Unterredungsmöglichkeit mit den Kameraden aus anderen Zellen. Hierdurch erhielten wir bei Neueinlieferungen verlässliche Nachrichten über das Zeitgeschehen.

Im Juli erhielten Firmen die Erlaubnis, für ihre Unternehmen Gefangene in Gruppen sich auszusuchen. Um 7 Uhr früh wurden alle Zellentüren geöffnet und Arbeitswillige aufgefordert, anzutreten. Im Hof fand dann eine Art Sklavenmarkt statt, wobei wir uns natürlich nur zu jenen Unternehmen drängten, die gute Zusatzverpflegung gaben. Pech hatten alle die, die zu dem Russenkommando kamen. Denn bei diesem gab es sehr lange Arbeitszeit und keine Zusatzkost, für uns also ein klares Verlustgeschäft. Da die Russen für ihr Warenlager meist 80 Mann brauchten, kam man doch öfter dran. Der einzige Trost war nur der, dass wir uns manchmal Strümpfe und andere Sachen organisieren konnten. Natürlich war dies mit sehr grosser Gefahr verbunden.

Aber auch die Tschechen verloren in kurzer Zeit ihre Begeisterung für die Befreier! Während wir in den ersten Tagen in Geschäften russische Fähnchen und Stalinbilder sahen, die Wachen in Pankrác den Sowjetstern an ihren Uniformen trugen, verschwand dies alles langsam, besonders, als die Befreier in den Abendstunden tschechische Frauen zum Mitkommen zwangen. Als die russischen Truppen aus Prag abgezogen wurden, waren lediglich noch wenige Spruchbänder der kommunistischen Partei zu sehen, die Bevölkerung kümmerte sich nicht mehr um ihre slawischen Brüder.

Bei der Behandlung während der Arbeit bemerkten wir rasch den Umschwung: wir wurden nicht mehr zur Arbeit angetrieben; zusätzliches Essen wurde gespendet. Nur kommunistische Arbeiter behandelten uns schlecht. Wenn die Tschechen den Russen bei der Sicherstellung von deutschem Heeresgut zuvorkommen konnten, dann forderten sie uns auf, feste zuzugreifen. Wir taten es gern, denn da gab es Fressprämien!

Auch bei den Tschechen zeigte sich die alte Erfahrung, dass es bei allen Völkern anständige und sadistisch gemeine Elemente gibt.

Im Juli kamen die mit uns eingekerkerten Kollaboranten, deren Zahl infolge gegenseitiger Anzeigen die Zahl der Deutschen überstieg, in eigene Stockwerke und erhielten bessere Verpflegung. Durch deren Abgang kamen neue Inhaftierte in meine Zelle, ein Arzt, ein Betriebsleiter aus dem Sudetenland und ein Oberlandesgerichtsrat aus Karlsbad. Beide wurden bei ihrer Einlieferung im Juli furchtbar mit Gummiknüppeln geprügelt. Sie kamen später in eine separate Zelle und durften wegen Fluchtgefahr nicht zur Arbeit gehen. Dies bedeutete natürlich langsames Verhungern, wenn wir ihnen nicht durch die Kalfakter öfters ersparte Lebensmittel hätten zustechen können.

Der Abgang war durch den dauernden Hunger sehr gross, es starben täglich gegen 8 Inhaftierte bei einer Gesamtzahl von 4'000. Alte Leute vor allem, aber auch Tuberkulöse, schwanden dahin. Das Lazarett konnte –nur 16 Betten – die Zahlen der Kranken nicht fassen, so dass die Ärzte gezwungen waren, frisch Operierte nach Phlegmone wieder sofort in die Zelle zu schicken.

Die Bewachung im Gefängnis und die Körperdurchsuchung war immer sehr strenge, bei der Arbeit hingegen war die Aufsicht rein formal. Es verdufteten daher monatlich gegen 20 Mann, hauptsächlich Tschechen, die durch ihre Angehörigen mit Geld und Lebensmitteln versorgt wurden. Ein Pan Armbruster, der bei unserer Arbeitsgruppe war, machte sich mit einem Gefährten auf die Socken, kam gut nach Österreich, kehrte aber allein, da ihm dort die Verhältnisse nicht behagten, zurück und meldete sich im Gefängnis wieder. Strafe erhielt er keine und durfte weiter zur Arbeit.

So vergingen die Monate, manchmal wurde einer der Inhaftierten von einem Unternehmen der Heimat angefordert, von uns sehr beneidet, da unsere Phantasie uns vorspiegelte, dass sie vielleicht wieder in einer entsprechenden Stelle untergebracht seien. Der November kam heran, die Arbeit im Freien wurde langsam eine Qual, Angst beschlich uns vor dem Winter. Eines Abends, als ich von einem Arbeitseinsatz erst gegen 20 Uhr

vor meine Zellentür kam, wurde mir von den verriegelten Zellengenossen zugerufen, dass ich mich sofort beim Stockwerksaufseher zu melden habe. Ich sauste, ihn zu suchen, er war aber bereits fort. Eine ungewisse Nacht; nächsten Tag hiess es, ich ginge nicht mehr zur Arbeit, am Vormittag musste ich antreten, erhielt meinen im Mai abgegebenen Rucksack mit meinen Sachen – das Geld war natürlich fort – und ein Detektiv brachte mich zur mir nun schon bekannten Polizeidirektion, nächsten Tag ging es nach Ostrau!

Bei voller Dunkelheit stiefelte unsere kleine Gruppe, eskortiert von den begleitenden Agenten, vom Bahnhof Ostrau-Oderfurt dem nahen Lager Mexiko zu. Hierbei riet ich dem in der Gruppe befindlichen ehemaligen Chef des Sicherheitsdienstes des Eisenwerkes Witkowitz, Ingenieur R., diese letzte Gelegenheit zu benützen und abzuhaue. Aus Gesprächen mit dem Detektiv während der Fahrt schloss ich, dass sie nur die Aufgabe hatten, R. nach Ostrau zu bringen, während die übrigen nur mitgenommen wurden.

In der Hauptbaracke des Lagers wurden wir übergeben, von vielen Bekannten begrüsst, mit Essen versorgt und dann zum deutschen Arzt Dr. P. zur Untersuchung gebracht. Wegen einer seit August noch nicht verheilten Beinphlegmone erhielt ich die Gruppe V – nur sehr leichte Arbeit – und sollte ehest in das Lager Gross Kunzendorf überstellt werden. Wieder in der Hauptbaracke, wurde bekannt, dass Ing. R. verhaftet und von der Begleitung in das Kreisgericht verbracht wurde.

Das Leben im Lager war für uns, die wir 7 Monate im Zuchthaus in Pankrác gelebt hatten, geradezu gemütlich. Man konnte Bekannte im Lager besuchen, erhielt auf Wunsch Ausgang, konnte lesen, an Sprachkursen teilnehmen und vor allem, es gab genügend zu essen! Bis zur Überstellung betätigte ich mich freiwillig beim Kartoffelschälkommando, wobei viele Neuigkeiten ausgetauscht wurden.

Nach drei Tagen brachte eine Wache mich nach Kuntschitz, in dessen grossem Lager gerade 80 Mann angelangt waren, die man als «Ehemalige» aus den übrigen Lagern herausgesucht hatte, um sie dort besonders zu zwiebeln. Aus ihrer Reihe kam eine Gestalt in altem Militärmantel und Kaiser-Wilhelm-Bart, den ich zuerst nicht erkannte und der sich dann als mein bester Freund K. entpuppte. Noch viele andere Genossen einstiger froher Tage tauchten auf, und, wenn auch die Disziplin in diesem Lager etwas schärfer war, so konnte dies unserer meist guten Laune nicht schaden.

Früh zogen die einzelnen Gruppen an ihre Arbeitsstätten, wobei jene mit Arbeitsfähigkeit I oder II die anstrengende Tätigkeit bei der Werksbahn oder beim Hochofen hatten¹. Ich selbst hatte mit Berginspektor D. die Abfuhr der Asche vor das Lager zu besorgen, eine Arbeit, die ich, wenn ich sie allein hätte schaffen müssen, in längstens drei Stunden fertiggebracht hätte, während wir gemeinsam fünf Stunden brauchten, also keine Schinderei! Nachmittags durfte ich faulenzen oder ging baden, ein Luxus, den wir in Pankrác nur zweimal genossen hatten. Bald erhielt ich eine vernünftigere Arbeit, ich hatte neun Öfen des Krankenreviers zu heizen und den Brennstoff heranzubringen. Ein-

¹ Über den Zwangsarbeitseinsatz in den Witkowitz Werken vgl. auch Bericht Nr. 37.

mal meldete ich mich zum Abtransport eines verstorbenen Kameraden nach der Leichenhalle von Witkowitz. Die nackte Leiche kam in einen Sarg, den wir aber nachher wieder zurückzubringen hatten, der Sarg auf einen Karren, und so zogen wir los, ohne Bewachung. Am Friedhof übergaben wir die Leiche, brauchten das Grab nicht zu schaufeln, sondern halfen dem Verwalter bei Planierungsarbeiten am Friedhof. In seiner Küche bekamen wir dann ein gutes Mittagessen und konnten dann abziehen. Am Rückweg stellte ich mich am Louisschacht unserer Gewerkschaft ein und rief vom Torwart den Kassier unserer Direktion an und erkundigte mich, ob für mich nicht ein alter Gagenrest anstehe. Sein Erstaunen über diese Frechheit konnte ich durch das Telefon gut hören!

Mitte Jänner wurde ich in das gemütlichere Lager bei der Ziegelei verlegt und arbeitete bei verschiedenen Kommandos, Abtragung des Deutschen Hauses und beim Möbeltransport von geraubten Zimmereinrichtungen. Die ersten Möbel, die ich verladen musste, war die Einrichtung meiner verheirateten Tochter. – Im März kam ich als Strafe für mein obenerwähntes Telefongespräch wieder nach Kunzendorf zurück und arbeitete nun als Gesunder bei der Herrichtung einer gesprengten Eisenbrücke. Die Arbeit war schwer, der Geist der Kameraden gut, da die Plage in der frischen Luft uns gut bekam.

Dann kam eine zweite Brücke dran und schliesslich Reparaturen an einer Strassendecke, einschliesslich der Teerung. Da die Behandlung gut war, schafften wir rüstig und erzielten bei der Ausmessung das 2,8fache des Normalen. Allgemein konnte ich feststellen, dass die Kameraden freiwillig, bei guter Behandlung, wesentlich mehr leisteten als die tschechischen Arbeitsbrigaden. Ende Mai wurde unsere Gruppe aufgelöst, ein Teil kam zu Strassenarbeiten ins Gebirge, angeblich wurden die Wege rasch für einen Besuch des Präsidenten vorbereitet, der Rest musste beim Hochofen Schlacke brechen für die Schottergewinnung. Diese Arbeit fiel uns wegen der Hitze sehr schwer, da es aber eine Geldprämie und sogar drei Zigaretten pro Tag gab, hielten wir stramm durch.

Bei den letzten freien Wahlen der Tschechei im Mai 1946 erhielten die Kommunisten 38 <7a der Mandate¹. Für mich hiess es, nun möglichst rasch aus dem Lande herauszukommen, denn nach den Erfahrungen in den Randstaaten genügt eine so starke Minderheit, um eine bürgerliche Mehrheit an die Wand zu drücken. Im Mai hatte im Sudetenland eine durch amerikanische Organe kontrollierte Vertreibung der deutschen Bevölkerung begonnen², einige unserer Kameraden erhielten den Befehl, sich in ihre Heimatorte zu begeben, um mit ihrer Familie gemeinsam ihre Heimat zu verlassen. Nun kam Unruhe und Ungeduld unter die Lagerinsassen, jeder fürchtete zu spät zu kommen, jeder hoffte bei der Rückkehr von der Arbeit einen Befehl zum Aufbruch vorzufinden.

¹ Bei den Wahlen in die Verfassunggebende Nationalversammlung der CSR am 26. Mai 1946 erhielten die Kommunisten 114 der insgesamt 300 Mandate.

² Die organisierte Ausweisung der Sudetendeutschen gemäss den auf der Potsdamer Konferenz gefassten Beschlüssen begann bereits Ende Januar 1946; vgl. Einleitende Darstellung 9, S. 119.

Mitte Juni kam an mich die Reihe; mit einem Rucksack und einer Pappschachtel verliess ich das Lager und tippelte nach Ostrau. Bei Bekannten fand ich eine Unterkunft für wenige Tage, verabschiedete mich von unserem früheren Stadtarzt und Gefährten vieler schöner Bridgestunden und meldete mich dann zur Gepäckkontrolle. Der mitzunehmende Besitz war mit 50 kg begrenzt worden, Wertsachen, wenn nicht schon vorher geraubt, wurden nun amtlich abgenommen, wichtige Dokumente beschlagnahmt. Dann warteten wir noch drei Tage im Aussiedlungslager, erhielten 500 RM Kopfgeld, Reiseverpflegung, und am Mittwoch nach Pfingsten erfolgte die Einwaggonierung, je 20 Personen in einem Güterwagen. Dann rollten wir aus Ostrau hinaus, jenem Gebiet, dass für viele die Heimat, für alle aber die Stätte fleissiger Arbeit gewesen war.

In sehr langsamem Tempo kamen wir über Olmütz, Prag nach Pilsen, auf dessen Bahnhof ein amerikanischer Offizier den Transport noch kontrollierte. Dann setzte sich die lange Wagenreihe wieder in Bewegung, am letzten tschechischen Grenzzort verliess die Bewachung den Zug, und wir atmeten frei auf, als wir an einem Verhau längs der Strecke bemerkten, dass wir uns nun in Bayern, in der Freiheit befänden.

Der Bericht endet mit einigen Reflexionen über die schwierigen Lebensumstände der Vertriebenen in Deutschland.

Nr. 26

Erlebnisbericht der Frau A. L., ehemals Nachrichtenhelferin in Prag.

Original, 17. April 1952, 4 Seiten, hschr.

Ausschreitungen von Prager Tschechen gegen die zum Abbau von Barrikaden eingesetzten Deutschen; Abtransport kranker Zivilisten und verwundeter Soldaten aus Prag nach Sorau in Schlesien.

Im April 1945 wurde ich als Nachrichtenhelferin nach Prag versetzt. In den ersten Maitagen bekam ich, nachdem ich meine Entlassung aus der Wehrmacht beantragt hatte, meine Entlassungspapiere. Am folgenden Tage wollte ich in meine Heimat nach Schleswig-Holstein zurückkehren. Ich sass gerade beim Friseur, als plötzlich draussen auf der Strasse ein Lärmen und Schreien einsetzte. Tschechische und rote Fahnen wurden gehisst. Der Umsturz erfolgte so plötzlich, dass man nicht zur Besinnung kam. Ich wollte so schnell wie möglich zum Bahnhof und stieg in eine Strassenbahn. Es fuhr aber alles durcheinander und als ich mich auf Deutsch nach dem Bahnhof erkundigte, wurde ich sofort aus der fahrenden Strassenbahn gestossen. Zum Glück landete ich vor einem deutschen Lazarett. Deutsche Soldaten, die den Vorfall aus dem Fenster beobachtet hatten, brachten mich zunächst in Sicherheit. In einem Saal hatten sich inzwischen viele

Deutsche, Soldaten, Frauen und Kinder, die nicht mehr in ihre Unterkunft bzw. Wohnung zurückkonnten, angesammelt.

Am 9. Mai mussten alle Frauen ohne Kinder, die Älteste war 75 Jahre, auf dem Hof antreten, ich befand mich auch darunter. Wir wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt und dann mit erhobenen Händen bis zur Moldau-Brücke durch die Strassen gejagt. Sobald jemand die Arme sinken liess, wurde er von den Begleitmannschaften mit dem Gewehrkolben bearbeitet. Noch schlimmer gebärdete sich der Pöbel auf der Strasse. Hier taten sich besonders ältere Frauen hervor, die mit allen möglichen Gegenständen, wie Eisenstangen, Knüppeln und Hundepeitschen bewaffnet waren. Einige von uns wurden so geschlagen, dass sie zusammenbrachen und liegenblieben. Der Rest, darunter auch ich, musste an der Moldaubrücke Barrikaden abbauen. Die tschechische Polizei bildete um die Arbeitsstelle eine Kette, doch wurde diese vom Pöbel durchbrochen, und so waren wir vollkommen schutzlos den Misshandlungen ausgesetzt. Einige sprangen in ihrer Verzweiflung in die Moldau; auf sie wurde sofort das Feuer eröffnet. Wir sollten schwere Eisenrohre tragen, die wir gar nicht imstande waren hochzuheben. Dafür gab es wieder fürchterliche Schläge. Dann mussten wir fünf grosse Pflastersteine aufeinanderlegen und tragen. Von den Schlägen waren die Arme so kraftlos, dass die Steine immer wieder herunterfielen. Ein Tscheche hatte eine grosse Schere, und damit schnitt er uns der Reihe nach die Haare ab; ein anderer goss uns rote Farbe über den Kopf. Vorher waren mir schon vier Zähne ausgeschlagen worden. Fingerringe wurden uns mit Gewalt von den geschwellenen Fingern gerissen. Andere wieder hatten es auf unsere Schuhe und Kleidung abgesehen, so dass wir schliesslich fast nackt waren, denn selbst Unterwäsche wurde uns vom Leib gerissen, junge Burschen und Männer traten uns mit Füissen in den Unterleib. Ich versuchte in meiner Verzweiflung ebenfalls ins Wasser zu springen, doch wurde ich zurückgerissen und von Neuem geschlagen. Auch kann ich mich erinnern, dass ein Tscheche die Vorgänge mit einer Filmkamera festgehalten hat; zu weldiem Zweck, erscheint mir bis heute schleierhaft. Als ich wieder einen Pflasterstein aufheben wollte, sah ich einen Pfennig vor mir liegen, und beim Anblick dieses Kupferpfennigs fasste ich wieder Mut. Ich kann es selbst nicht verstehen, aber der Pfennig gab mir in dieser verzweifelten Lage Hoffnung trotz Schmerzen, Hunger und Durst.

Als die Barrikaden abgebaut waren, mussten wir uns in Reihe auf der Brücke hinsetzen. Ein Grauen erfasste uns. Für einen kurzen Moment dachte ich, dass es nun endgültig aus sei und dass man uns der Reihe nach in die Moldau wirft. Aber der Glückspfennig hatte mich nicht enttäuscht. Wir wurden wieder mit erhobenen Händen zum Lazarett zurückgetrieben. Die deutschen Ärzte, die noch da waren, haben geweint, als sie uns in diesem Zustand sahen.

Ich brach zusammen, meine Kräfte hatten mich verlassen. Als ich zu mir kam, konnte ich nichts sehen, so war mein Gesicht angeschwollen. Auch hatte ich schwere innere Verletzungen davongetragen, abgesehen von den äusserlichen Wunden. In diesem Lazarett lag ich noch einige Wochen. Es waren keine Medikamente vorhanden. Die Verpflegung bestand aus Wassersuppen und selten einmal Brot. Für die Säuglinge war

natürlich auch keine Milch vorhanden. Der tschechische Verwalter war jedoch ein Mensch, der uns ah und zu heimlich Brötchen und Weissbrot brachte; es war natürlich nicht mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein. Er stand dabei Ängste aus, dass er nicht verraten und angezeigt wird.

Nach einigen Woche wurden wir in Viehwagen verladen und nach Sorau in Schlesien transportiert. Männer und Frauen waren in dem Wagen zusammengepfercht, ohne Dechen und ohne Stroh. In den Wunden der Soldaten krochen Maden, da die Verbände nicht erneuert werden konnten. Fast alle bekamen wir die Ruhr. Viele starben unterwegs. In grösseren Stationen wurden die Toten von Arbeitskommandos weggebracht. Die Angehörigen durften die Wagen nicht verlassen. Eine Konservendose diente uns dazu, unsere Notdurft zu verrichten. In Dresden brachte die Bevölkerung Verbandszeug und Lebensmittel, aber das reichte ja lange nicht aus. Einigen, die laufen konnten, gelang es, hier auszurücken.

In Sorau wurden wir ausgeladen. Am folgenden Tage jedoch wurden die Deutschen von den Polen aus ihren Wohnungen gejagt¹. Ich schleppte mich auf zwei Stöcken zum Bahnhof, um über die Oder-Neisse-Linie zu kommen. Da war mir ein Russe, der etwas Deutsch sprach, behilflich. Er versteckte mich im Bremserhäuschen eines Güterwagens, brachte mir Verpflegung sowie ein Männerhemd und eine Arbeitsjacke. Trotzdem stand ich grosse Angst aus, doch er verhielt sich die ganze Fahrt über anständig. In Kottbus verliess ich den Zug, um nach Berlin zu kommen. Am nächsten Tag erreichte ich auf dem Dach eines Transportzuges Berlin. Von dort kam ich unter grossen Strapazen im Juli 1945 in die Westzone.

Nr. 27

Erlebnisbericht des Dozenten Dr. Korkisch aus Prag.

Original, 2. März 1947, 8 Seiten, hschr.

Erlebnisse eines Prager Deutschen in den Tagen des Aufstands, seine Internierung im Polizeigefängnis; Abtransport der Internierten nach Týnec bei Böhmisches Brod; Zustände und Ereignisse in diesem Lager.

Der Bericht beginnt mit einigen persönlichen Bemerkungen zur Frage der Vertreibung der Sudetendeutschen.

Am 8.5.1945 entgingen wir, meine Frau und ich, nur durch einen Zufall dem Tod. Wir hielten uns mit den anderen deutschen Bewohnern unseres Hauses im Luftschuttkeller auf, in dem wir schon oft viele Stunden verbracht und uns sicher gefühlt hatten. An diesem Tage jedoch wurde ich von einer unerklärlichen Unruhe befallen und redete

¹ Über die polnischen Austreibungsaktionen in Schlesien s. «Dokumentation der Vertreibung-Bd. 1/1, S. 141 E und die dort angeführten Erlebnisberichte.

allen zu, dass wir uns in unsere Wohnungen begeben sollten. Ich hatte keinen Erfolg, und man schien zu glauben, meine Nerven hätten mich verlassen. Um mein lästiges Drängen loszuwerden, halfen uns schliesslich die anderen, mit unserem Luftschutzgepäck unsere Wohnung zu erreichen. Eine Viertelstunde später drangen aus dem Nachbarkeller durch den Luftschutzdurchbruch Partisanen in unseren Luftschutzkeller ein und erschossen alle anwesenden Deutschen, zwei Männer, vier Frauen und ein vierjähriges Kind. Sinnlos. Aus keinem anderen Grund als dem, weil damals Deutsche straflos getötet werden konnten.

Am nächsten Vormittag wurden wir von zwei Partisanen in unserer Wohnung abgeholt. Abgesehen davon, dass sie uns beständig Revolver vorhielten, behandelten sie uns nicht grob oder auch nur unhöflich. Sie sagten, dass auf der Strasse Lastautos warteten, die uns nach Österreich bringen würden. Das war wohl nicht schlimmer gemeint, als um sich Jammern und Klagen zu ersparen und ihr unangenehmes Geschäft zu erleichtern. Wir dürften, sagten sie, mitnehmen, was wir an Geld besässen und an Kleidern und Wäsche tragen könnten. Da das bei meinem Alter von 67 und dem meiner Frau von 60 Jahren nicht viel war, fragten sie, ob wir jemanden hätten, der uns einen grösseren Koffer tragen könnte. Wir antworteten, der Sohn des Hausbesorgers hätte schon öfter solche Dienste für uns besorgt. Sie holten ihn, und er war bereit, einen grossen Lederkoffer mit einem Teil unserer Kleider, Wäsche und Schuhe zu den Autos zu tragen. Auf der Strasse wurden wir von einer aufgeregten Volksmenge erwartet. Als sie den Kofferträger erblickten, schrien sie, ein Tscheche sei kein Lastträger für einen Deutschen. Ich wurde geohrfeigt, und der Mann mit dem Koffer kehrte in das Haus zurück. Ich habe nie wieder etwas von dem Koffer und seinem Inhalt gesehen, ebensowenig von unserer aus vier grossen Zimmern bestehenden Wohnung, welche in ihrer für unsere Verhältnisse komfortablen Einrichtung einen Teil der Ersparnisse eines langen, an Arbeit und Sorgen nicht armen Lebens enthielt. Wir haben nichts mitgenommen als zwei kleine Handtaschen mit dem Allernötigsten und glücklicherweise zwei Decken. Auf dem Weg zum Polizeigefängnis, in das wir geführt wurden, begleiteten uns die Schimpfworte des spalterbildenden Volkes, und ich erhielt noch einmal Ohrfeigen, diesmal ohne ersichtlichen Grund.

Im Gefängnis wurden wir und unsere Handtaschen durchsucht. Als ich meine Brieftasche zurückerhielt, fehlten von 30'000 Kronen 10'000, in den Handtaschen die meisten Schmucksachen. Silber wurde damals noch belassen. Bei den späteren zahlreichen Kontrollen, die immer schärfer wurden, je armseliger der jeweilige Rest war, ist es gänzlich verschwunden. Sogar ein zweiter Anzug, ein drittes Hemd galten, als immer weniger bei uns zu holen war, als unerlaubter Luxus und wurden konfisziert. Die Prager deutsche Intelligenz (in Prag gab es keine deutschen Arbeiter) sollte proletarisiert werden.

In dem überfüllten Gefängnis verbrachten wir die Tage und Nächte sitzend auf schmalen Bänken. Hier begann uns zum ersten Mal eine Ahnung aufzudämmern von dem, was uns bevorstand. Zaghaft zunächst, kaum geglaubt, bald aber über alle Wahrscheinlichkeit hinausschiessend infolge der Unsicherheit unseres Schicksals und infolge

der vom Verstand nicht mehr kontrollierten Zusammenarbeit einer Massenseele von 300 schreckgelähmten Gehirnen. Niemand von uns hatte in dem uns geläufigen Sinn etwas verbrochen. Warum also diese Qualen? Wieviele seit Jahren dieses bohrende Warum gedacht haben mögen, kam wenigen in den Sinn. In solchen Lebenslagen bringen die Menschen selten die Stärke auf, sich über ihr eigenes Los zu erheben. Ich habe das in den folgenden Wochen noch oft beobachten können, und es gehört zu dem Schmerzlichsten, das ich erlebt habe.

Hier hat es sich zum ersten Mal in meinem Leben ereignet, dass ich der Wirklichkeit nicht glauben wollte. Als ich in der ersten Nacht schlaftrunken um mich blickte, hielt ich alles für einen wüsten Traum. Da es meinen Anstrengungen nicht gelingen wollte, mich daraus zu befreien, fasste mich ein Grauen, nicht über unsere Lage, sondern weil ich meinte, ich hätte den Verstand verloren.

Die Verzweiflung forderte ihr erstes Opfer. Bald nach unserer Einlieferung stürzte sich ein Oberregierungsrat, zur Reinigungsarbeit im Haus kommandiert und scharf angehalten, aus einem Fenster des vierten Stockes. Kurz vorher hatten wir noch zusammen mit ihm ein Verzeichnis der Gefangenen angefertigt. Wenige Stunden hernach wurde im Klosett eine Frau bewusstlos aufgefunden, welche sich die Pulsadern geöffnet hatte. Sie kam mit dem Leben davon, wie übrigens alle, die es in den nächsten Tagen und Wochen auf diese Weise versuchten. Das Klosett aber wurde gesperrt, und wir mussten Kübel benützen, die in einem durch eine Glastür übersehbaren Raum aufgestellt waren und von uns täglich gereinigt werden mussten.

Wir wurden aufgefordert, uns freiwillig zu Aufräumungsarbeiten in den Strassen, namentlich zur Wegräumung der Barrikaden, zu melden. Niemand unter 60 Jahren durfte sich davon ausschliessen. Die Zurückkehrenden befanden sich in einem Zustande höchster Erregung und Erschöpfung, viele mit grossen Hakenkreuzen auf dem Rücken, die Frauen mit geschorenen Köpfen. Strassenvolk hatte sie so zugerichtet. Sie erzählten, dass sie von den Zuschauern gezwungen worden seien, die Schuhe auszuziehen und die Arbeit mit blossen Füssen zu verrichten, dass sie beschimpft und geprügelt worden seien, vereinzelt auch, dass sie, wo sich in den Trümmern Gelegenheit bot, mit blossen Füssen hätten über Glasscherben gehen müssen. Soweit die Wachorgane es hätten verhindern wollen, wäre es ihnen nicht gelungen. Das alles wurde von vielen übereinstimmend erzählt und bestätigt. Wir fürchteten jeden Augenblick, dass eindringendes Volk ein Blutbad unter uns anrichten würde. Mehrmals am Tag mussten wir zu Appellen antreten, für die wir keinen anderen Zweck sehen konnten, als uns durch drohende Ansprachen einzuschüchtern. Das ist auch gelungen. Wir wurden von solcher Angst geschüttelt, dass wir nicht mehr klar zu denken vermochten. Wir haben diesen Zustand wahrscheinlich nur dadurch ertragen, dass wir uns andererseits auch wieder ebenso übertriebenen Hoffnungen hingaben. So waren wir übereinstimmend der Meinung, dass der einzige Zweck der über uns verhängten Haft unsere Sicherung gegen die in den Strassen tobende Revolution war und dass man uns nach einigen Tagen freilassen würde.

Das Essen schien uns zwar weder gut noch reichlich zu sein, aber später knüpften sich daran im Vergleich mit dem, was wir zu essen bekamen, gerade Erinnerungen von

Üppigkeit, wahrscheinlich wohl auch deshalb, weil viele von uns noch von mitgebrachten Speisen zehren konnten.

Nach einigen Tagen schien sich draussen der Sturm zu legen, und auch wir wurden ruhiger. Am sechsten Tage mittags mussten wir mit unserem Gepäck auf der Strasse vor dem Gefängnis antreten. Niemand sagte uns, zu welchem Zweck. Wir marschierten zu einem Bahnhof. Dort wurden wir in Güterwagen verladen und die Türen wurden geschlossen, nachdem uns russische Soldaten die Uhren abgenommen hatten. Am Abend setzte sich der Zug in Bewegung. Er fuhr langsam, hielt oft, fuhr zeitweilig auch ein Stück zurück. Das ging die ganze Nacht. Niemand wusste, wohin wir gebracht werden sollten und wo wir waren. Manchmal standen wir auf erleuchteten Bahnhöfen. Um Mitternacht meinten einige, das berüchtigte KZ von Theresienstadt zu erkennen. Als wir nach einer Stunde zurückfuhren, glaubten viele, man hätte uns nur Schrecken einjagen wollen und würde uns nun nach Prag und in die Freiheit zurückführen. Als wir in flotter Fahrt wieder durch einen Bahnhof fuhren, behaupteten viele, dass wir uns auf der Strecke nach Osten befänden, und wir waren überzeugt, dass wir nach Sibirien gebracht würden. Gegen drei Uhr morgens hielten wir wieder, und wir hörten, dass die Lokomotive abgekuppelt wurde und davongefuhr. Es war unheimlich still und finster. Wir meinten jetzt, dass wir vergast würden, und es gab nur wenige unter uns, die nicht den Gasgeruch erwarteten. Die vergitterten Wagenöffnungen störten uns nicht in unserer Angst. Gegen Morgen kam wieder eine Lokomotive und zog uns eine halbe Stunde weiter. Um sechs Uhr wurden die Türen geöffnet und wir auf freiem Feld ausgeladen. Wir befanden uns etwa 30 km von Prag. Warum wir, um dieses Ziel zu erreichen, eine ganze Nacht hin und her geführt worden waren, haben wir niemals erfahren. Diese unheimliche Nachtfahrt wird keiner von uns vergessen.

Wir karnpierten auf einer Wiese, etwa 2'500 Menschen, zu zwei Dritteln Frauen und Kinder. Wer noch etwas zu essen hatte, ass. Gegen neun Uhr wurden wir in Marsch gesetzt. Sechs Kilometer trugen wir unser Gepäck. Wer damit zu reichlich ausgestattet oder zu schwach war, warf einen Koffer nach dem andern weg. Als wir in Týnice bei Cesky Brod ankamen, waren die Unterschiede des Besitzes so ziemlich ausgeglichen. Niemand besass mehr als das Notwendigste. Sehr viele auch das nicht. Sie waren an ihren Arbeitsplätzen oder auf der Strasse oder in der Wohnung von Bekannten, die sie besucht hatten, verhaftet worden und besaßen nichts, als was sie auf dem Leib trugen. Verhängnisvoll für viele, dass sie keine Mäntel und Decken hatten. Die Schuhe, besonders die der Frauen, waren meist dünn und nach kurzer Zeit zerrissen. Einen Ersatz hat es niemals gegeben, auch nicht für die, welche auf den Feldern und Höfen schwer arbeiten mussten. Eine Ausnahme bildete eine Gruppe von 28 alten Frauen, die aus einem badischen Altersheim mit der zurückgehenden Front nach und nach bis Prag gekommen und dort verhaftet worden waren. Sie wurden samt ihrem Gepäck mit Wagen nach Týnice gebracht, von wo drei Monate später neun mit dem ersten Deutschlandtransport in die Heimat reisten; die übrigen starben bis dahin.

Tynice war unser Lager. Es wurde zuerst als Konzentrationslager, später als Arbeitslager, später als Internierungslager, später als Lager bezeichnet¹. In Wirklichkeit war es ein Vernichtungslager vom Anfang bis zum Ende, wenigstens solange wir dort waren. Es war ein grosser alter viergeschossiger Getreidespeicher, der zu einem Gutshof gehörte, ohne Beleuchtung und Beheizung, ohne Klosetts, ohne Waschgelegenheit, ohne Küche. Das sollten wir erst anlegen. Wir bauten eine Küchenbaracke, zwei Baracken für die ärztliche Betreuung und je eine Latrine für Männer und Frauen. Die letzteren waren 300 Meter von dem Lager entfernt. Gewaschen haben wir uns, unsere Wäsche und unser Kochgeschirr anfangs in einem kleinen Teich, dessen Wasser durch den Schmutz der Dysenteriekranken bald in unerträglicher Weise verunreinigt war. Wasser für die Küche wurde aus dem Gutshof, den nur die dort Beschäftigten betreten durften, in einem Zisternenwagen zugeführt. Es wurde auch getrunken, obwohl davor gewarnt wurde. Später gruben wir einen etwa fünf Meter tiefen Brunnen, dessen Wasser zum Kochen, Waschen und Trinken verwendet wurde. Auch dieses wurde als nicht einwandfrei bezeichnet. Ob die vereinzelt Typhusfälle von dem Wasser herrührten, ist nicht aufgeklärt worden.

Das Einzige, was ausser dem Bauholz und dem Material «für Stacheldraht zu unserer Einrichtung beige stellt wurde, war Stroh, welches in dem Erdgeschoss und zweiten und dritten Stock auf dem Fussboden ausgebreitet wurde. Der erste Stock blieb Schüttboden für das Gut. Auf dem Stroh lagen wir wie Tiere, Tag und Nacht in unseren Kleidern, zugedeckt mit unseren Mänteln und Decken, wer solche besass. Als ich nach sechs Monaten wieder auf einem Stuhl bei einem Tisch sass, kam ich mir sonderbar vor. Die Fensteröffnungen wurden nachts durch Bretter verlegt.

Bewacht wurden wir anfangs von einer kleinen Abteilung Soldaten unter dem Kommando des Gutsherrn, der Reserveleutnant war; später von einer Polizeiwache, die wir die Schwarzen nannten, weil sie die schwarzen Uniformen der deutschen Panzertruppen trugen, unter dem Kommando von Gendarmeriewachtmeistern. Sie trugen und gebrauchten die russische Knute. Der Gutsherr, der sich von uns seinen Hof herrichten und die Felder bearbeiten liess, behandelte uns streng, hart, verächtlich. Seine Frau stand hierin nicht nach. Von ihr wurde das Wort verbreitet, die Deutschen verdienen nicht, von der Sonne beschienen zu werden. Die Wachmannschaft, meist roh, zeigte selten menschliche Regungen. Es war immer dasselbe: leidenschaftlicher Hass, dem kein Mittel der Befriedigung zu schlecht war. Eine Ausnahme waren die Gendarmeriewachtmeister, welche wenigstens die ärgsten Ausschreitungen zu verhindern suchten, vereinzelt sogar bestrafte. Als Vorbild, an das man sich hielt, wurden uns die Nazi-KZ vorgehalten, aus denen Abbildungen an der Eingangstür hingen. Man hätte solche Bilder auch in unserem Lager herstellen können.

Die Führung und Verwaltung des Lagers lag in den Händen von Aufsehern aus unserer Mitte. Sie waren die schlimmsten. Von einer Wahl war keine Rede. Wer sie ernannt hat, wusste man nicht. Vermutlich der Lagerkommandant, dem sie sich aufdrängten und

¹ Die Aussagen über die Verhältnisse im Lager Tynice werden im Bericht der kaufmännischen Angestellten E. R. bestätigt; abgedruckt unter Nr. 28.

gefällig waren. Das Führerprinzip war offenbar das Muster. Die ersten machten sich zu Führern und behaupteten sich, später ergänzte sich die Führerclique durch Kooptierung und Inzucht. Diese Potentaten, wie wir sie nannten, waren die einzigen, die gut genährt waren und von den fürchterlichen Krankheiten der Unterernährung verschont blieben. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war, die vom Gutsherrn und von den Bauern der Umgebung, die an jedem Morgen zum Lager kamen wie auf einen Sklavenmarkt, von uns angeforderten Arbeitskräfte beizustellen. Es wurde behauptet und allgemein geglaubt, dass sie diese Arbeitskräfte gegen Geld und Lebensmittel verkauften. Anfangs wurde der Schein der Freiwilligkeit gewahrt. Später, als nur mehr Alte und Krüppel übrig waren, wurde assentiert.

Die dem Lager entnommenen Arbeitskräfte wohnten meist an ihren Arbeitsplätzen. Einige gingen täglich vom Lager zur Arbeit, auch mehrere Stunden weit. Niemand erhielt Bezahlung. Die Behandlung war meist schlecht. Selten wurde von guter, nur vereinzelt von menschlicher Behandlung berichtet. Unter guter Behandlung wurde immer das Essen und die Vermeidung von Beschimpfungen verstanden, niemals die Antreibung zur Arbeit. Denn dass fleissig gearbeitet werden musste, erschien diesen Menschen, die körperliche Arbeit nicht gewohnt waren, selbstverständlich. Ebenso, dass sie sich mit Schlafstellen in Ställen, auch Schweinekoben, begnügen mussten. Empörend waren die gemeinen Beschimpfungen, welche nicht Unzufriedenheit mit einzelnen, sondern den allgemeinen Hass über den Anblick von Deutschen ausdrückten. Ich habe dort tschechische Vokabeln gelernt, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren. In dieser letzteren Hinsicht wurde es mit der Zeit besser, und es soll sogar vorgekommen sein, dass Bauern, wenn sie die Arbeitskräfte zurückbrachten, eine Bestätigung über gute Behandlung verlangten; für alle Fälle, wie sie sagten. Als im Herbst die Arbeiten auf den Kartoffel- und Rübenäckern in Nässe und Kälte an die Reihe kamen, waren die Kleider der meisten zerrissen und die Schuhe kaum mehr zu erkennen. Das Alter, bis zu dem Arbeitszwang bestand, wurde mit der Zeit hinaufgesetzt, bis es schliesslich keine Altersgrenze mehr gab. Das war auch in der Tat gleichgültig, denn die Jungen waren schliesslich durch Arbeit und Hunger so heruntergekommen, dass ihre Arbeitsfähigkeit nicht grösser war als die der Alten. Trotzdem mussten aus uns immer wieder Arbeitskräfte herausgepresst werden, um die Bauern zufriedenzustellen, die dem Gutsherrn vorwarfen, dass er nur auf sich sehe.

Nicht wenige haben die Überanstrengung mit dem Leben bezahlt. Ein Beispiel für viele. Durch die Abgabe von Arbeitskräften war der Stand des Lagers nach wenigen Wochen bereits unter 1'000 Personen gefallen, fast nur Alte und Frauen mit rund 400 Kindern. Eines Tages kam ein Mann mit einem Wagen und sagte, da er in einer Entfernung von etwa 30 km eine Plantage von Beerenobst hätte und Arbeiter zur Abnahme der Beeren brauchte, was eine ganz leichte Arbeit sei. Wir hatten zwar mit den leichten Arbeiten schon unsere Erfahrungen, aber diesmal erschien die Sache plausibel. Hingeworfene Worte, man würde gelegentliches Naschen nicht genau nehmen, lockten. Unter denen, die sich meldeten, war ein altes Ehepaar, der Mann 73, die Frau 65 Jahre alt, beide

noch recht rüstig. Nach einer Woche kam der Mann allein in völlig erschöpftem Zustand zurück. Von Beerensträuchern sei nichts zu sehen gewesen, sie seien zu schweren Gartenarbeiten eingesetzt worden, nach drei Tagen sei er zusammengebrochen, hätte aber den weiten Weg nicht zu Fuss zurücklegen können und warten müssen, bis mehr zusammenkämen und die Beistellung eines Wagens lohnte. Seine Frau müsste noch bleiben. Er hat sich nicht mehr erholt und ist bald gestorben.

Den ärztlichen Dienst besorgten Ärzte aus unserer Mitte. Es fehlte ihnen an allem. Arzneien konnten sie sich nur selten beschaffen und bedurften dazu der Unterschrift eines auswärtigen tschechischen Arztes. Selbst die für uns unentbehrliche Tierkohle war oft nicht da. Andere Ärzte kamen hin und wieder zur Untersuchung der sanitären Verhältnisse ins Lager, stellten fest, dass dieses ungeeignet war, und entfernten sich nach kurzer Zeit. Wenige Wochen nach unserem Einzug wurden wir von heftigen Durchfällen heimgesucht, die nicht mehr aufhörten. Alle Männer und die meisten Frauen haben darunter fast ununterbrochen gelitten. Dazu kamen periodische Blasenkatarrhe. Die Schliessmuskeln des Afters und der Blase schienen wie gelähmt, so dass kaum einer von wiederholten Beschmutzungen verschont blieb. Die Frauen haben sich widerstandsfähiger erwiesen. Ein unaufhörliches Wandern zwischen dem Lager und den Latrinen war die Folge. Der weite Weg erschien, besonders wenn Regen den Erdboden grundlos machte, unendlich. In der Nacht war das Passieren der steilen, schadhafte und nur sehr selten beleuchteten Stiegen lebensgefährlich. Es gab dort viele böse Stürze, auch mit tödlichem Ausgang. Um das Mass unserer Leiden voll zu machen, setzte bald eine Läuseplage ein, die niemanden verschonte und immer ärger wurde. Entlausungseinrichtungen gab es nicht. Das sich um die Latrinen drängende Volk und die sich an den hierfür vorgesehenen Stellen des Lagergeländes entlausenden Männer und Frauen (sofern sie nicht auf Arbeit waren und also Zeit dazu hatten) gehörten zu den traurigsten Bildern des Lagers.

Das tägliche Essen bestand aus einem Achtelkilogramm, später Viertelkilogramm Brot, morgens und abends schwarzem Kaffee, mittags 3 bis 5 mittleren Kartoffeln in der Schale oder als Brei oder als Suppe, selten mit wenig Fett, fast immer ohne Salz. Der Kaffee war oft gezuckert. In den ersten Wochen gab es hin und wieder mittags Erbsen oder Bohnen. Vom Herbst an bekamen wir abends öfter eine mit Margarine bestrichene Scheibe Brot. Ödeme waren die Folge. Auch häufige Geschwüre an den Beinen, tiefe Eiterungen nach leichten Verletzungen, besonders bei den jungen Frauen, wurden auf die mangelhafte Ernährung zurückgeführt. Die wenigsten besaßen Töpfe oder Scherben von solchen als Essgeschirr. Die meisten assen und wuschen sich aus Konservenbüchsen.

In den 5½ Monaten, die ich in dem Lager verbrachte, starben 130 Personen, davon in den letzten drei Wochen 30. Da wir vom Spätsommer an einen Stand von 300 bis 400 hatten, kann die durchschnittliche Besetzung nicht über 600 bis 700 angenommen werden. Somit betrug die Sterblichkeit, auf das Jahr umgerechnet, 40 bis 50 Prozent. Todesursache war, abgesehen von den Todesfällen infolge von Phlegmonen, zumeist die «Lagerkrankheit», Kräfteverfall mit Verlausung und Verwahrlosung. Alle sind schmerzlos und gern gestorben. Das ebenerdige Geschoss hiess die Tenne. Dorthin wurden die To-

deskandidaten gebracht. Wenn einer aus den oberen Stockwerken heruntergeschafft wurde, wusste jeder, was das bedeutete. Es hat keinen geschreckt. Die Erleichterung für die häufigen nächtlichen Wege zur Latrine war angenehmer, als die Angst vor dem Tode schreckte. Ein Versehen mit Sterbesakramenten gab es nicht. Die Toten wurden neben dem nächsten Friedhof, ausserhalb der Friedhofsmauer, verscharrt. Dorthin wurden sie in einem Sarg, der wieder zurückgebracht werden musste, geführt. An Tagen, an denen mehrere starben, wurden alle in die eine Kiste gelegt. Der Wagen und die Zugtiere waren von der Beschaffenheit, wie sie an dem Tage eben gerade auf dem Gutshof am ehesten entbehrlich war. Einmal war das – ich werde den Anblick nie vergessen – eine alte schwarze sog. Landauer Kutsche, gezogen von zwei Ochsen, es sah wie Hohn aus. Niemand durfte den Totenkarren begleiten, ausser dem aus unserer Mitte stammenden Totengräber. Dieses Amt wechselte oft seinen Inhaber, nicht etwa weil es niemand gern verrichtete, sondern umgekehrt, weil es begehrt war. Denn die Totengräber hatten nicht nur Gelegenheit, aus dem Dorf heimlich Lebensmittel und anderes ins Lager zu schmuggeln, wozu sie den leeren Sarg, der bei der Rückkehr nicht kontrolliert wurde, benützten, sondern sie haben meist auch die Kleider der Leichen verwertet.

Schwerkranke wurden in das Krankenhaus von Ceský Brod geführt, jedoch nicht alle Infektionskranken. Diphtherie- und Scharlachkranke wurden meist in unserer Infektionsbaracke untergebracht und sassen auf der gemeinsamen Latrine neben den anderen. Entbindungen wurden anfangs im Lager abgemacht. Später wurde im Krankenhaus entbunden, aus dem die Säuglinge, in Papier eingewickelt, zurückgebracht wurden.

Geld, bis 1'000 Kronen je Kopf, Sparbücher, Wertpapiere, Schmucksachen mussten wir abliefern. Manche taten es nicht und konnten das Zurückgehaltene retten. Da die meisten grosse Beträge und ihre Sparbücher bei sich hatten, kamen sehr grosse Summen zusammen. Eine gesetzliche Begründung bestand damals noch nicht. Als Grund wurde angegeben, dass wir gehindert werden sollten, heimlich Lebensmittel zu hohen Preisen zu kaufen. Von den abgelieferten Sachen haben wir nichts mehr gesehen. Im Oktober 1945 wurde mit Dekret des Staatspräsidenten das gesamte Vermögen der Deutschen konfisziert, also Vorleistung auf Reparationskonto¹.

Ein besonders trauriges Kapitel war ein erschreckend um sich greifender moralischer Verfall. Menschen, denen durch ein langes Leben gute Manieren angeboren zu sein schienen, streiften sie rasch und gründlich ab wie einen dünnen Firnis. Heftige und grobe Worte kamen leicht von den Lippen. Die Lagerdiebstähle wuchsen sich zu einer Katastrophe aus. Alles wurde gestohlen, weil alles Wert hatte. Entliehenes wurde oft nicht zurückgegeben. «Ach, ich habe es verloren», kam es gleichgültig von den Lippen einer Frau, die ein paar Stunden zuvor flehentlich gebeten hatte, ihr eine Konservendose zu borgen, damit sie sich ihr Essen holen könnte, und die wusste, dass nun der, welcher ihr das Gefäss geliehen hatte, auf sein Essen verzichten musste. Es ist soweit gekommen, dass wir es richtig fanden, wenn jemand eine noch so dringende Bitte, etwas

¹ Dekret vom 25. Oktober 1945 über die Konfiskation des feindlichen Vermögens und die Fonds der nationalen Erneuerung; s. Einleitende Darstellung, S. 85 und Anlage 13.

zu leihen, hart und schroff abschlug. Einst fand ich ein Taschenmesser. Wir hatten unsere Messer abgeben müssen. Ich gab meinen Fund einem unserer Potentaten, der ihn ausrufen wollte. Ich habe davon nichts gehört. Einige Zeit später wurde es einer bekannten Dame zum Kauf um 1'000 Kronen angeboten. Messer waren sehr begehrt, nicht nur zur Benützung beim Essen, sondern weil Frauen, die sich bei der Küche zum Kartoffelschälen melden wollten, um einen zusätzlichen Löffel Kartoffeln zu bekommen, ein Messer mitbringen mussten.

Ich will diese Erinnerungen, die mich noch immer mit Grauen erfüllen, nicht weiter ausdehnen. Nicht alles habe ich mit eigenen Augen gesehen. Nur solches habe ich angeführt, was mir so oft, so übereinstimmend und von so glaubwürdigen Zeugen erzählt wurde, dass ich es ebenso glaube wie viele historische und zeitgeschichtliche Ereignisse, bei denen ich gleichfalls nicht dabei war. Vieles wurde mir von Augenzeugen so bestimmt und mehrfach berichtet, dass ich es glauben müsste, wenn es nicht so scheusslich wäre; ich erwähne es nicht. Dass beständig die abenteuerlichsten Gerüchte herumgingen, ist unter Menschen, die hinter einem eisernen Vorhang leben und für die alles eine Existenzfrage ist, nicht verwunderlich. Ich hätte noch vieles zu sagen. Noch mehr und gerade das Schlimmste könnte wohl nur durch eine amtliche Untersuchung zutage gefördert werden. An illustrativen Einzelheiten will ich nur noch zwei anführen.

- In einer Nacht wurde ein über 60 Jahre alter Herr, Fabrikangestellter in einem kleinen tschechischen Ort in Mähren, der mit seiner Frau im Lager war, zum Verhör geholt. Es fand in dem Wohn- und Dienstwagen der Wache statt. Der Weg dorthin war etwa 100 Schritte lang. Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, dass er Verkehr mit Gestapoleuten gepflogen hätte. Er bestritt es entschieden und standhaft. Auf dem Weg zum Verhör wurde er geschlagen, um ihn zu einem Geständnis zu bringen. Das wiederholte sich durch mehrere Nächte. Schliesslich hörte es auf. Es hiess, dass eine Namensverwechslung vorgelegen hätte. Einige Tage hernach starb der Herr an den Folgen der Schläge.

Es war uns verboten, untereinander deutsch zu sprechen, sofern wir Tschechisch konnten. In einer Nacht sprach ich vor dem Lager mit einem Bekannten deutsch. Ein Wachposten hörte es. Er schlug mich mit der Knute auf den Rücken und über die vorgestreckten Handflächen und bemerkte, dass das die Nazi in den KZ auch so gemacht hätten.

Auch mich befiel schliesslich die Lagerkrankheit. Teilnahmslos lag ich auf dem Stroh, und meine Frau hatte Mühe, mich zum Essen zu bewegen. Alles war mir gleichgültig. Es war mir wohl, und ich wünschte nichts als Ruhe. Ich wollte, ich hätte einst einen so schönen Tod. Da kam Hilfe in zwölfter Stunde. Ein Gendarmeriewachtmeister nahm ein Ansuchen von Verwandten, die in Krönau¹, einem deutschen nordmährischen Ort, lebten, uns dorthin zwecks gemeinsamer Aussiedlung zu entlassen, zum Anlass, um uns fortzuschaffen. Solche Ansuchen waren schon öfter eingebracht worden und unbeantwortet geblieben. Der Gendarmeriewachtmeister brachte uns selbst am 20.10.1945 zu

¹ Kreis Mähr. Trübau.

unseren Verwandten und äusserte zu diesen, dass ich im Lager eine Woche kaum mehr überlebt hätte. Mein Gewicht war 60 kg gegen 95 im Juli 1939 und 80 im Mai 1945.

Bei meinen Verwandten erholte ich mich nach mehrwöchiger Bettlägerigkeit allmählich. Mein Verdauungsapparat war nach einem halben Jahr noch nicht ganz in Ordnung.

Kronau war früher rein deutsch und hatte 800 Einwohner. Als wir hinkamen, waren alle grossen und die meisten mittleren Höfe von Tschechen besetzt. Obwohl die Ausiedlung der Deutschen dort noch nicht begonnen hatte, fehlte bereits ein Teil der deutschen Bevölkerung. Er befand sich in Internierungslagern oder war auf Arbeit verschickt. Die übrigen lebten eng zusammengedrängt in den ärmlicheren Wohnungen. Die besseren Wohnungen und Häuser waren von den zugewanderten Tschechen besetzt und die Deutschen unter Zurücklassung der ganzen Einrichtung daraus vertrieben.

Den Bericht beschliesst eine kurze Beschreibung der Ausweisung in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands Anfang August 1946,

Nr. 28

Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten E. R. aus Prag.

Original, 29. September 1946, 8 Seiten, hschr.

Internierung der Vfn. am 7. Mai 1945; ihre Erlebnisse während der Internierung in Prag und in den Lagern Týnice (Teinitz) bei Böhmisches Brod und Prosečnice; ihre Ausweisung in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands über das Sammellager Modran im Mai 1946.

Ab 4. Mai 1945 verweilte ich bei meiner Schwester in Zizkov, Habanerstrasse, wohin ich fünf Luftschutzkoffer, das Radio etc. geschafft hatte, da mir die Gegend sicherer gegen Bombenangriffe und auch sonst besser erschien, und ich in meiner Wohnung nicht allein sein musste. Am 5. Mai früh kamen wir Deutsche, gesondert von den Tschechen, in einen anderen Luftschutzkeller in demselben Hause. Meine 70jährige Schwester hatte als Rekonvaleszentin (Entfernung der rechten Niere und eines nachfolgenden Tumors) die Vergünstigung, zeitweilig in Begleitung ihrer Tochter oder von mir in der Wohnung zu ruhen.

Montag nachmittags am 7. Mai spürten wir schon eine ununterbrochene Beobachtung seitens der Tschechen. Um ½ 6 Uhr kamen die zwei tschechischen Schutzleute in die Wohnung, uns in den Keller zu holen, wo wir uns nochmals als Deutsche zu legitimieren hatten. Als ich Hut und Mantel nahm, bedeutete er, wir würden doch in zehn Minuten zurück sein. Meine Nichte ging dementsprechend nur in Hausschuhen, ohne Kopfbedeckung. Unten hiess es, wir müssten zum Polizeikommissariat, man drängte uns auf die Gasse, wo bereits der ganze Pöbel versammelt war und uns mit «Hitler-

bräutchen», «deutsche Schweine» und dergleichen bespuckend empfing. Es ging dann im Marschschritt mitten in der Strasse über Barrikaden zwischen johlendem Spalier in eine Schule, wo man uns in die kleinen Schulbänke einzwängte. Hier warteten drei junge Partisanen. Wir mussten unsere Handtaschen abgeben, auf dem Gang draussen stundenweise mit erhobenen Armen, das Gesicht zur Wand gewendet, stehen. Als ich in das Schulzimmer zurückkam, herrschte mich der eine an, woher ich die $\frac{3}{4}$ Million hätte, die ich unter meinem Sitz versteckt gehalten hätte? Ich beteuerte, das Geld wäre nicht von mir, bloss K 23'000 befänden sich in meiner Tasche, weil ich Geld behoben hatte. Da öffnete sich die Türe, und es kam total betrunken ein Komplize herein (jetzt waren es drei): «Aber Freunderl, was ärgerst Du Dich, wenn das Geld niemandem gehört, teilen wir!» Jeder stopfte seine Taschen mit $\frac{1}{4}$ Million Banknoten voll. Es folgten Vorträge über die Schlechtigkeit Hitlers, Görings und des Nationalsozialismus etc. Wir durften nicht schlafen, in den Morgenstunden gab es im Schulhof laute Salven, man sagte uns: «Jetzt werden erst die schuldigen Schweine erschossen, dann kommt ihr an die Reihe!» Das dauerte etwa zwei Stunden. Man stiess uns wieder auf die Strasse. Nun ging es einen weiteren Weg über aufgerissene Strassen, Barrikaden etc. Dabei gab es jetzt viele Frauen mit kleinen Kindern und Gepäck. Meine Nichte und ich halfen tragen, soviel wir konnten, wir hatten ja kein Eigengepäck. Dabei wurde aus Fenstern auf uns geschossen, die Wache selbst half nach mit dem Gummiknüppel.

Endlich langten wir bei einem Studentenheim (Svehla Kolej) an und wurden nach vielem Hin und Her in dem Kinosaal untergebracht, wo jeder einen Sitzplatz erhielt, den er nicht verlassen durfte. Das Licht brannte Tag und Nacht, durch aufpeitschende Vorfürhungen und Vorträge wurde der Mensch in einen «Dämmerzustand» gebracht, in dem er nicht mehr Wahrheit von Trug unterscheiden konnte. Zu essen erhielten wir acht Tage lang nichts als trockenes Brot (mehr Rindeln) und Wasser. Wenn man den Anstandsort aufsuchte, musste man «Front stehen». «Die junge Garde der roten Armee» versuchte ihre Schiesskunst und vergnügte sich damit, längs der wartenden Front in die Mauer rings um das WC zu schiessen. Hysterische Weiber schrien vom Balkon herunter in den Saal Anschuldigungen gegen Anwesende. Mich beschuldigte man, ich gäbe mich jetzt als Tschechin aus. Zwei junge Burschen schlepten mich hinaus. Wieso es mir gelang, mich zu befreien, ist mir noch heute ein Rätsel. Ich stand auf dem Balkon und sprach tschechisch in den Saal, dass ich immer eine Deutsche gewesen bin und auch heute deutsch bin. Vielleicht habe ich davon gesprochen, dass ich jüdisch «versippt» bin. Es kam mit dieser Person zu einer aufregenden Debatte, ich kam aber endlich doch ungeschoren in den Saal zurück. Manche Menschen, die nicht gut Tschechisch konnten und sich nicht verteidigten, kamen nicht mehr zurück. Viele führten im Saal Selbstmord durch Pulsadernöffnen durch. Täglich gegen früh hörte man Schüsse wegen Erschiessungen. Freitag (11.5.) wurde meine Nichte als ehemalige Österreicherin (ihr Mann war Österreicher) entlassen, ich musste allein dortbleiben, meine Schwester war noch zu Hause unter Aufsicht. Was dort geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.

Sonntag, 13.5., erhielten wir auf einmal spät nachmittags Suppe und Tee, mussten antreten, ich konnte kaum gehen, meine Füsse waren zu Klumpen angeschwollen, ka-

men unter grosser Bewachung auf die Strasse und spazierten durch Menschengalerien zur Bahn. Man hörte nur hier und da Beschimpfungen als Zurufe, sonst ging es ruhig bis zum Hauptbahnhof. (Eingang von Zizkov aus.) Wir wurden 60–80 Leute in einen Viehwaggon verstaubt, samt Gepäck (wenn jemand welches hatte, die wenigsten Prager hatten etwas mit). Bis Mitternacht standen wir auf einem vergessenen Seitengeleise, dann ging es langsam los. In unserem Waggon waren russische und nicht-arische Partisanen versteckt, die uns Fenster und Türen fest verschlossen, so dass wir kaum Atem holen konnten und der Schweiss in Strömen von der Stirne floss. Einer versuchte mich durch Schläge in die inneren Kniekehlen und Waden zum Fallen zu bringen und sprach von «Vergewaltigen». Ich habe mich fest an einem eisernen Ring in der Wand angehalten und lieber Mäntel und Paket (Essen, das mir meine Schwester in die Schule sandte) aufgegeben, um mich zu erhalten. Sie sprachen von angeheizten Kesseln in Celakowitz in der Zuckerfabrik, wohin man uns «zum Sieden» bringen würde. Unsere Rettung waren zwei russische Panzer, die angerollt kamen und «Halt» verlangten. Die Mannschaft stieg in unsere Wagen und forderte «öasy, öasy», Uhren und sonstigen Schmuck. Uns hatte man schon in der Schule in Prag alles abgenommen, bloss Dokumente und Geld belassen. Die Partisanen waren weg, und wir fuhren erleichtert weiter. Zum Abschied hatten sie zu mir gesagt: «Du deutsche Kanaille, wenn ich wüsste, dass Du mit den Russen in Verbindung stehst und sie jetzt gerufen hast, möchte ich Dich auf der Stelle totknallen.»

In einer kleinen Station auf der Strecke Böhm. Brod (der Name ist mir entfallen) wurden wir auswagoniert, und jetzt ging es (2·500 Menschen) ohne bestimmtes Ziel in Prozession durch kleine Dörfer, wo man unsere Aufnahme verweigerte. Endlich kamen wir zu dem Gutshof Teinitz bei Kaunitz (Týnice n. Kounice), wo ein dreistöckiger Schuppen zur Verfügung stand. Wir mussten uns Stroh vom Gutshof holen, und je 800 Leute wurden in jedem Stockwerk untergebracht¹. Männer, Frauen, Kinder, alle lagen nebeneinander wie die Heringe. Selbstverständlich gab es keine Beleuchtung, statt Fenster waren Holzgitter eingesetzt. Die Männer mussten eine Latrine graben, die sehr primitiv ausfiel, da sie freie Sicht zuließ. Die Küche dauerte drei Tage, ehe sie einen schwarzen Kaffee kochen konnte. Bis dahin waren wir ohne Nahrung. Um den ganzen Raum (Schuppen, 2 Felder und Gutshof) wurde Stacheldraht gezogen, am Eingang stand ein Eisenbahnwaggon für die Wache, «Ruda armada» (Rote Armee) und die Überschrift in russischer und tschechischer Sprache «Konzentrationslager». Tagesprogramm: ½ 6 Uhr aufstehen, waschen im Teich (stehendes Gewässer, das später entsetzlich roch), entlausen, anstellen, das hiess, dass man von den Bauern der Umgegend zur Arbeit ausgesucht wurde. Die Wache half mit Gummiknäppeln nach: «Schub, schub», und schon hatte derjenige eines sitzen. Bis alle ziemlich verteilt waren, gab es bitteren schwarzen Kaffee mit einer dünnen Schnitte Brot. (Manche mussten zum Bauern auch ohne Frühstück.) Feldarbeit, mittags dünne Kartoffelsuppe, ungefähr ¾ 1, weiter Arbeit bis 7 Uhr, dann schwarzen Kaffee mit Schnitte Brot. Todmüde fiel man auf das Stroh, jetzt ging

¹ vgl. zu der folgenden Schilderung den Bericht des Dozenten Dr. Korkisch, der die hier gemachten Aussagen bestätigt; abgedruckt unter Nr. 27.

erst der Spuk los. Handlaternen blitzten auf, hie und dort Gemunkel, erst wusste man nicht, was los wäre. Dann Gepolter, es kam die Wache mit Russen in Begleitung. Die Soldaten wiesen ihnen die Plätze der jungen Frauen an, die mit vorgehaltenem Revolver vergewaltigt wurden. In einem Fall wurde ein Mädchen bis 14mal missbraucht, sie kam dann ins Krankenhaus, was aus ihr wurde, weiss ich nicht. Wir älteren Frauen entstellten uns soviel als möglich, um beim Anleuchten als noch älter zu gelten. Wehe, wenn aber beim Abtasten der Körper noch als «genügend» befunden wurde, dann ging es wie einer 53jährigen, die 4mal vergewaltigt wurde. Wir lagen folgend im Stroh: 3 junge Frauen mit Kindern, unterhalb des Fensters meine Schlafkollegin und ich quer vorn. Meine Freundin hatte sich gefürchtet und hinter mich geflüchtet. Ich hatte erst nichts bemerkt, da ich sehr müde von der Arbeit eingeschlafen war. Dann dachte ich, es wäre ein Russe, traute mich nicht zu atmen und lag steif da. Das übliche Gepolter: «Russen», richtig kommt einer zu uns, steigt mit den Stiefeln auf meine Beine, kniet über meiner Freundin und vergewaltigt die junge Frau neben dem Kinde. Alles Betteln und Bitten half nichts, die Frau erhielt einen Fauststoss in die Nase und musste alles über sich ergehen lassen. Das kleine Mädel weinte: «Tante Else, der Onkel soll Weggehen, was macht er Dir?» Die Frau kam in andere Umstände, hatte unter schwerer Furunkulose zu leiden, kein Arzt traute sich, ihr zu helfen, die tschechischen Ärzte wollten nicht. Sie ging mit dem ersten Transport ins Reich. – Diese Zustände besserten sich ca. nach 2 Monaten.

Es kam die sogenannte Schwarze Wache – Gendarmerie. Diese imitierte die SS. Es wurden weisse Striche gezogen, die man nicht überschreiten durfte, ohne den Gummiknüppel zu verspüren. Hatte man nachts auf dem Wege zur Latrine die weisse Armbinde vergessen, erhielt man eine Tracht Prügel, musste zurück um die Binde und durfte dann erst zur Latrine. Hatte derjenige Durchfall, dann wurde er erst in den Teich getrieben. Überhaupt Krankheiten: Ruhr, Typhus, Phlegmonen etc. alle ansteckenden Krankheiten wurden in der Tenne untergebracht; das war der Durchgangsraum, ebenerdig in dem Lagergebäude festgestapfter Erdboden, darauf schütteres Stroh, viel Ratten. Starb einer weg, wurde auf denselben Platz, in dasselbe Stroh der nächste gelegt. Viele starben an den unendlichen Läusen, besonders ältere Leute, die sich nicht allein säubern konnten. Viele stürzten in der Nacht die Treppen hinunter, da keine Beleuchtung war, und starben an inneren Verletzungen. Beerdigt wurden alle ausserhalb des Friedhofs hinter der Kirchhofmauer in Kaunitz. Die Leichen wurden offen auf einem Leiterwagen gefahren, mit dem auch Kranke zu gleicher Zeit ins Krankenhaus geschafft wurden. Waren die Zugochsen am Feld beschäftigt, dann spannten sich die Männer selbst vor. Alle mussten ohne Kleider beerdigt werden, damit die Kleider eingespart würden. Manchmal kamen 3-5 Leichen in ein Grab. Mit der Zeit nahm das Ungeziefer schrecklich überhand. Flöhe, die grossen Strohföhe, Läuse, Kleiderund Kopf läuse, Ratten und Mäuse liefen uns nachts über das Gesicht. Da man nicht die Kleidung wechseln konnte, tags und nachts in demselben steckte, wurde man das Ungeziefer nicht los, auch wenn man sich bis fünfmal am Tage entlauste. Folge davon: Krätze, Furunkulose etc. Ich hatte ein

halbes Jahr lang die Krätze, dann Furunkulose, am linken Bein Phlegmone (Behandlungszeit Juli bis Jänner). Es gab eine kleine Ärzte-Baracke mit einer deutschen Ärztin (Kinderärztin) und drei Medizinanwärtlern. In einem Anbau wurden viel später ernste Infektionsfälle untergebracht. Der Ärztin gilt höchstes Lob für ihre Aufopferung und ihren Mut den tschechischen Behörden gegenüber.

Nach der Ernte wurde vorübergehend die Verpflegung besser. Wir erhielten durch 14 Tage hindurch Linsen, 14 Tage Bohnen, 2 Monate gelbe Rüben (Möhren) mittags als Suppe oder etwas eingedickt als Gemüse, abends zur Brotschnitte roh. Wir bekamen sie über, nannten sie die «gelbe Gefahr»; ich bekam am 15. August (Himmelfahrtstag) einen heftigen Gallenanfall davon und konnte dann ausser Brot und Kaffee eine Zeitlang nichts anderes essen. Gelegenheit zum Kaufen von Lebensmitteln gab es innerhalb des Lagers nur für Leute, die sich auf irgendeine Art von Verwandten oder Bekannten bei Besuchen Lebensmittel oder genug Geld bringen und trotz Wache geschickt einstecken liessen. Ich zahlte einmal für 1 Pfund Brot (bei schrecklichem Hunger) Kč 1'000 (eintausend). Für ein goldenes Armband erhielt ich fünf Schnitten Brot, ungefähr 10 dkg Wurst, ungefähr 20 Stück Zucker und die Versicherung, dass ich beim weiteren Drängen nach Bezahlung einen Gewehrkolbenschlag auf den Kopf erhalte, da die Wache das Armband erstanden hätte und es für «Double» befunden hätte. Ich war machtlos. – Ich habe vergessen mitzuteilen, dass wir bald am Anfang des Lagerlebens alles Geld bis auf wenig Kleingeld unter Kč 100 sowie Bank-, Sparkassenbücher, Wertpapiere und alle Schmuckstücke, sogar Eheringe abliefern mussten. Bei strenger Strafe war verboten, etwas zu behalten. Dementsprechend wurden Proben veranstaltet, unter anderem am Fronleichnamstag. Da hiess es zeitlich früh mit Gepäck auf dem Platz antreten. Es kam der Gutsherr (Herr Kaderabek) im Reitdress eines Dragoner-Offiziers mit Gehilfen, kniete vor jedem geöffneten grösseren Koffer der Flüchtlinge nieder, durchsuchte den Inhalt, von dem er gute und neue Stücke auf einen bereitstehenden Leiterwagen, besonders schöne aber beiseite auf einen Haufen warf, den er durch Boten auf den Gutshof bringen liess. (So die schönen Heimattrachten einer Rumänin, deren Mutter ein Leben lang daran gearbeitet hatte.)

Ein Kapitel für sich waren die Latrinen; endlich wurden sie geteilt «Für Frauen» – «Für Männer». Die Senkgruben mussten von Zeit zu Zeit verlegt und geleert werden. Dazu suchten sich die jungen Wachen mit Vorliebe die ältere Intelligenz unter den Internierten aus, so Professoren, Bauräte, Doktoren etc. Wenn die Leute dann total besudelt in ihrem einzigen Anzug dastanden, mussten sie erst in dem fürchterlich stinkenden Teich ihr Gewand waschen, dann sich selbst baden und die nasse Kleidung evtl. wieder gleich anziehen. So erging es einem Hamburger Kaufmann (Gaser), der sich besondere Verdienste um die dortige Jugend erworben hatte. Sehr erhitzt von der Arbeit wurde er in den Teich getrieben, den er zweimal durchschwamm. Tags darauf erkrankte er an Typhus, kam in das Spital nach Böhm. Brod, wurde von dort frühzeitig entlassen (Primär ein nichtarischer Tscheche), nach einer Woche Aufenthalt in der Lagerbaracke (Infektions-) Tod durch Herzschwäche. . . .

Nach einem ungemütlichen kalten Herbst mit noch ungemütlicheren Nächten (Stroh ohne Decken) nahmen wir am 28. Oktober Abschied von Teinitz. (Neuerliche Gepäckkontrolle, Reinigen des ganzen Schuppens, Verbrennen des Strohs usw.) Wir wurden vormittags auf Lastautos verladen und nach Böhm. Brod auf dem Bahnhof in Viehwaggons verladen, wo wir ohne Essen bis nachmittags 4 Uhr standen. Dann fuhren wir los, blieben in Prag bis vor Mitternacht stehen (ohne Essen) und kamen endlich ungefähr ½ 2 Uhr nachts in das Lager Prosecnice bei Týnec nad Sazavou (im Sazawatal). Von der Station bergab durch den Wald mit Gepäck unter Aufsicht der Wache mit aufgepflanztem Bajonett. Der Atem versagte uns, als wir beim Eingang am Anfang einer langen Brücke am Tor den Sowjetstern und den Widderkopf sahen. Eine Frau neben mir wimmerte: «Da kommen wir nicht mehr lebend heraus!» Mir selbst fiel Dantes Aufschrift über der Hölle ein: «Lasst, die ihr eingehet, jede Hoffnung schwinden.» Mit diesen Gefühlen betraten wir in stockfinsterer Nacht die Baracke Nr. 18.

Dasselbe Manöver wie beim ersten Lagerleben begann: Gruppenweise unter Bewachung zum Fluss hinunter mit Kannen um Wasser, gruppenweise zur Latrine, anstellen zum Essenholen, sonst kein Aufenthalt vor der Baracke. Diese war verschmutzt, verlaust usw. Wir mussten sie täglich säubern, kamen dann, als sie sauber war, in die nächste und dann in die übernächste. Als wir so ziemlich die hauptsächlichsten Baracken (mit unseren Körpern die Läuse abgefangen) gesäubert hatten, kam anfangs Jänner von Prag ein Entlausungswagen mit Personal, das uns tüchtig einstaubte, und binnen 3 Tagen waren wir läusefrei – neugeboren! Wir atmeten auf. – Aber die Verpflegung! Früh bitterer schwarzer Kaffee, mittags eine Kelle (nicht ganz ½ Liter) dünne grüne Kartoffelsuppe (ohne Kartoffel, Salz und Fett), abends bitterer schwarzer Kaffee, 1 Schnitte Brot. Diese sollte 250 g wiegen, hatte in Wirklichkeit ein Gewicht von höchstens 170–180 g, festgestellt durch eine tschechische Kommission, die trotzdem keine Abhilfe schuf. Dabei musste schwer gearbeitet werden. Neben Instandsetzung der Baracken, Schaffen von Holz als Brennmaterial (grosse Baumstämme wurden bei starrem Frost von Frauen bergan und bergab geschleppt, zersägt, schwere Tragen mit Holz in die Baracken getragen). Die Männer waren meist ausserhalb des Lagers in der Umgebung am Steinbruch etc. eingesetzt. Mit der Zeit wurden die Wachen gewechselt, es kamen wieder schwarze Wachen. Diese inspizierten die Baracken, aber auch nachts die gewaschenen Füsse der Frauen. (Dabei durfte nicht geheizt werden). Unvergesslich bleibt mir der 6. Dezember 45. Unsere Baracke hatte weder Beleuchtung noch Beheizung, wir gingen alle um 5 Uhr zu Bett. Da, um 9 Uhr grosses Gepolter, die Wache kam nach einer «heiteren» Nikolofeier in unsere Baracke, in unser Zimmer: «Pozor!»¹ Befehl aufzustehen, alle Frauen treten in Nachtgewändern (nicht erlaubt, in Oberkleidung zu schlafen!) oder Unterkleidung um den Tisch. Die Wache beleuchtet die Füsse, blaue Flecke werden als Schmutz angesehen, Ohrfeigen fliegen unter schmutzigsten Beschimpfungen, eine 70jährige Frau fällt mit dem Gesicht an die Leiter zum oberen Bett. Die Wache droht

¹ «Achtung!»

mit schwerster Bestrafung, wenn jemand den Vorfall bis morgen nicht vergessen hätte. Den nächsten Tag erscheint dieselbe Wache bei Sonnenschein, lässt wieder das Zimmer antreten und fragt die verletzte Person: «Wo warst du denn heute nachts? Hast gefeiert und warst besoffen wie ein Schwein, bist dabei hingefallen?» Zwinkert mit dem einen Auge, verlässt die Stube mit Türzufallen. Diese «junge Garde» musste folgendermassen begrüsst werden: Männer in Spalierstellung stehenbleibend mit dem Hute in der Hand, bis die Wache vorbei war. Frauen, ebenfalls Spalier stehend, mit leichter Verneigung und tschechisch grüssend «Dobry den»¹ und dergleichen.

Nach Weihnachten darf täglich eine Stunde von 17–18 Uhr geheizt werden, das bedeutet, aus dem Bett, in das man wegen Dunkelheit geflüchtet ist, aufstehen, heizen, lüften, da zum Schlafen zu warm, und wieder niederlegen. Aber man kann sich wenigstens mit warmem Wasser säubern. Mit der Zeit bessern sich die Wachen, arg bleiben der tschechische Lagerkommandant mit zwei tschechischen Inspektoren, der sogenannte deutsche Lagerkommandant (ein Tscheche, als Deutscher interniert) und ebenfalls solch ein deutscher Barackenleiter. Um sich schön zu machen, denken sie sich besonders harte Strafen aus und legen sie den Tschechen nahe, diese zu gebrauchen. Ich hatte dem Barackenleiter einstmals 24 Stunden Fasten bei schwerer Arbeit und härtestem Frost zu verdanken, da ich einen verlorenen Wollhandschub gleich suchen gegangen war. Die Herren Inspektoren strafen am liebsten durch Fasten und Brotentzug. Wurde bei einer Baracke eine Verunreinigung evtl, auch nur durch ein Kind gefunden, erhielt die ganze Baracke 24 Stunden keine Verpflegung. Wer dann das Brot ass, weiss niemand. Oder das Lastauto war kaputt, 3 Tage kein Brot, nachgeliefert wurde nichts. Kurz vor Weihnachten besserte sich auf einmal der Speisezettel. Die Suppe wurde dicker. Dienstag gab es Suppe und Stampfkartoffel; Mittwoch Suppe und 4 Stück «Skubanky» (tschechische Nationalkartoffelspeise); Donnerstag sogar Suppe, Leberwurst, Kartoffeln und Kraut; Freitag Suppe, süssen Hirsebrei; Samstag dicken Eintopf; Sonntag Suppe, 2 kleine geselchte Würste, Kartoffel und Rotkraut. Wir waren selig und wussten nicht, welchem Umstand wir dies Glück zu verdanken hatten. Wir hatten wohl von der Brücke schwere Pakete mit amerikanischen Aufschriften in die Magazine getragen und dankten alle im Stillen herzlichst den Amerikanern für die edle Hilfe in höchster Not. Da setzte mit Montag auf einmal die frühere alte Verpflegung ein, und vorbei war der Traum. Später erfuhren wir, dass dieser Speisezettel von ausländischen Journalisten nur als «Probe»-Beispiel für die «gute Verpflegung der Deutschen» in allen ausländischen Zeitungen gebracht worden war. Wir durften etappenweise die gelieferten «US-Schätze» wieder zur Bahn tragen, wer sie gegessen hat, wissen nur die Herren Inspektoren.

Mit zunehmender Kälte und Schnee nahm der Hungertyphus zu. Ich lag erkrankt an Hungerödem zweiten Grades. Geschwollene Füsse (Wasser) und Löcher in den Füssen. Man fühlte sich so leicht, hatte wunderschöne Träume von viel Essen (zum Anessen aber kam es nicht einmal im Traum), man hatte immer den Wunsch: weiterschlafen, nicht aufwachen. Die meisten sind so friedlich hinübergeschlummert (Herzschlag). Mich rüt-

¹ «Guten Tag».

telten meine Bekannten auf, brachten mich an die frische Luft, und in allerhöchster Not bekam ich Hilfe von Prag durch eine ehemalige tschechische Kollegin, die meine Nichte in Prag ausfindig machte und beide mir etwas Lebensmittel jeden Monat sandten. Trotzdem drängte der Arzt auf meine Abreise, mein Körpergewicht war, bei Grösse 1,60 m, auf 38 kg (76 Pfund) gesunken, die geschwollenen Füsse wollten nicht besser werden, da meldete ich mich freiwillig in den Transport und kam am 13. Mai in das Sammellager von Modran, wo wir 3 Tage wegen Ausschlag gesalbt wurden und das erste Mal seit einem Jahr ein Brausebad erhielten. Im Sammellager Modran kontrollierte man mein Gepäck (3 leichte Sommerkleider, 1 Jache, 1 Rock, 1 Pullover, etwas Wäsche, 3 Garnituren und 4 Paar Strümpfe), verlangte man unbedingt 70 kg von mir¹ und beschimpfte mich; da wurde ich tschechisch grob und bekam statt Kleidung wenigstens meine Ruhe! Das ist bis heute meine ganze Ausstattung, auch nur Geschenke mildtätiger ehemaliger tschechischer Kolleginnen.

Am Tage des Abtransportes, am 16. Mai 1946, wurden wir ca. um ½ 10 Uhr «verladen», fuhren aber auf sämtlichen Nebengeleisen von «Gross-Prag» bis 9 Uhr abends herum, um endlich dann loszufahren. In Eger waren wir am nächsten Tag mittags und endlich, endlich über der Grenze, nachmittags in Wiesau. Auf Grund der ärztlichen Untersuchung wurde ich sofort in das Hilfsspital Schloss Falkenberg zugewiesen, wo ich dank der gewissenhaften Pflege und Fürsorge wieder hoffentlich ganz gesunden werde. Ich war schon sehr gut erholt, da zeigten sich mit einem Male heftige Gallenanfälle, und ich laboriere noch heute an einer schweren Gelbsucht. Der ganze Organismus braucht seine Zeit, sich umzustellen. Ich habe festes Gottvertrauen, dass ich wieder gesunden werde. Wenn mich der liebe Gott das entsetzliche Lagerjahr überstehen liess, werde ich wohl dies auch noch überstehen.

¹ Nach einer tschechisch-amerikanischen Vereinbarung sollten die Ausgewiesenen 50 bzw. 70 kg Gepäck mitnehmen, anstatt des bis zu diesem Zeitpunkt gestatteten Mindestgepäcks von 30 kg; s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 121. Da die Amerikaner vor der Übernahme der Transporte sich darüber vergewisserten, ob auch die Vereinbarungen von den Tschechen eingehalten wurden, sorgten die tschechischen Behörden von sich aus für die Einhaltung der Abmachungen.

Erlebnisbericht des Dr.-Ing. Kurt Schmidt aus Brünn.

Original, Frühjahr 1957, 20 Seiten, mschr. – Der Bericht stützt sich auf Aufzeichnungen aus dem Jahre 1946¹.

Evakuierung von Brünnern Deutschen im April 1945; Internierung in Příbram durch tschechische Aufständische, die Verhältnisse im Internierungslager; Abtransport im Fussmarsch nach Prag, Zustände und Ereignisse im Sammellager Stadion Strahov; Zwangsarbeit in der Landwirtschaft bis zur Ausweisung im April 1946.

Seit 1944 war ich Hauptabteilungsleiter und Leiter der chemisch-technischen Forschungsstelle der Waffen-Union-Skoda-Brünn, Aussenstelle Příbram. Im Brünnern Werk, wo ich bis dahin tätig war, hatte ich zusätzlich technische Überwachungsaufgaben. Daher wohnte meine Familie auch dort.

Im April 1945, als sich die Rote Armee Brünn näherte, begann die Verlagerung der Entwicklungsunterlagen unseres Werkes nach Příbram. Und mit den hierzu eingesetzten Lastkraftwagen konnte meine Familie das durch Bombenangriffe und die nahe Front gefährdete Brünn verlassen. In der Nacht vom 7.–8. April verliessen wir unsere Heimatstadt. Entgegen der Anordnung des Abwehrdienstes, die Route über Zwittau zu fahren, brachten uns unsere tschechischen Fahrer ohne Zwischenfall durch das Partisanengebiet der Böhmisches-Mährischen Höhe nach Příbram.

Meine Eltern und Schwiegereltern blieben noch in Brünn zurück. Als aber die Bombenangriffe ständig zunahmen, wurden letztere in einem von der NSV betreuten Bahntransport für Mutter und Kind und alte Leute, der für den Stadtteil Schwarze Felder zusammengestellt wurde, Mitte April aus Brünn evakuiert. Der Zug blieb vor Prag liegen, und da keine Aussicht auf Weiterfahrt bestand, setzten sich meine Schwiegereltern ab und kamen per Bahn und die letzten 10 km zu Fuss zu uns nach Příbram.

Die Brünnern Gemeindebeamten bzw. deren Familien evakuierte man in den Tagen vom 15.–18. April mit Omnibussen der städtischen Verkehrsbetriebe über Iglau nach Südböhmen. Eine Autobusgruppe, bei der sich meine Eltern befanden, kam bis Rosenberg im Böhmerwald, von wo sie nach der Besetzung durch die Amerikaner einige Tage später nach Österreich ausreisen mussten. Meine Eltern gelangten über Linz nach Maria Schmölln bei Braunau, von wo sie im April 1946 in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands übergeführt wurden.

Durch Příbram, wo wir notdürftig untergekommen waren, zogen Ende April mehrere Trecks aus Schlesien, die zum Teil durch Tiefflieger schwere Verluste erlitten (in den solchen Angriffen folgenden Tagen gab es dann Sonderzuteilungen an Pferdefleisch). Seit dem 28./29. April war die Bahnverbindung mit Prag durch Tieffliegerangriffe unterbrochen. Auch die telefonische Verbindung mit unserer Generaldirektion in Prag war nicht mehr herzustellen. Regelmässig flogen in den letzten April- und ersten

¹ Diese Aufzeichnungen befinden sich ebenfalls in der Dokumentensammlung.

Maitagen einzelne Flugzeuge gegen 1 Uhr nachts ein; sollen angeblich – nach einer Mitteilung des mir bekannten Ortsgruppenleiters – über dem Brdy-Wald Gerät bzw. Verpflegung für die Partisanen abgeworfen haben.

Um weitere Weisungen unserer Generaldirektion einzuholen, entschlossen wir uns, Direktor Zestrabek, der Abwehrbeauftragte (Name inzwischen entfallen) und ich, am 30. April mit dem PKW nach Prag zu fahren. Unseren Vorschlag, nachts zu fahren, weil die Strasse Pilsen–Prag tagsüber durch Tiefflieger und Partisanen stark gefährdet war, lehnte unser tschechischer Fahrer S. ab. Er erklärte, wenn er fahre, werde nichts passieren. So fuhren wir tatsächlich erst nach 6 Uhr morgens ab, gegen 18 Uhr wieder zurück; die jeweils zweistündige Fahrt verlief ohne Störung. Als wir auf dem Rückwege mit einer Wehrmachtsskolkonne in Berührung kamen, bog der Fahrer in ein Waldstück ein und wartete dort mit der Begründung, «nicht gut in Kolonne zu fahren», eine Zeitlang ab. – In den die Strassen säumenden grossen Wäldern sollen (nach Angabe des Abwehrbeauftragten) Partisanen-Sender gewesen sein, die mit den Tieffliegern in Funkverbindung standen. – Unser tschechischer Fahrer S. entpuppte sich dann nach dem 5. Mai als Partisanenführer und rühmte sich mir gegenüber etwa mit den Worten: «Sehen Sie, mit mir konnten Sie sicher nach Prag fahren!»

Am 5. Mai 1945, dem Tage, an dem der tschechische Aufstand in Prag begann¹, wurde ich mit meiner Familie, meiner Frau und drei kleinen Kindern unter sechs Jahren, in Pribram (60 km südwestlich von Prag gelegen) von tschechischen Partisanen interniert und zusammen mit etwa 300 anderen Deutschen, meist Frauen mit Kindern, davon in der Mehrzahl Evakuierte und Flüchtlinge aus Schlesien, während der nächsten Tage in einem ehemaligen Waisenhaus gefangengehalten.

In einem kleinen Raum waren jeweils fünfzehn bis zwanzig Personen untergebracht. Es fehlte jede Einrichtung, die wenigen vorhandenen Strohsäcke reichten kaum für die vielen Kinder. Die Fenster durften nur einmal täglich für eine knappe halbe Stunde geöffnet werden; trotz drückendster Hitze gab es sonst keine Lüftungsmöglichkeit. Die Kinder durften einmal täglich für ganz kurze Zeit auf den Hof und mussten hier wie die Sträflinge im Kreise herumgehen. – Erst nach drei Tagen erhielten wir einmal täglich etwas Suppe; während der ersten Tage wurde kein Brot ausgegeben.

Für alle Internierten galt Arbeitszwang, und zwar mussten die Männer Massengräber schaufeln und die Leichen der hingerichteten SS-Angehörigen verscharren. So musste z.B. ein Bürokollege von mir, gemeinsam mit einem jüngeren Mädchen, aus einer Grube, wo die Hinrichtung der in die Hände der tschechischen Partisanen gefallenen SS-Angehörigen erfolgte, die durch MG und Handgranaten zerrissenen Leichen, die teilweise schon im Verwesungszustand waren, mit blossen Händen auf einen Wagen laden, welcher sie zu den Massengräbern brachte.

Die Frauen wurden auch zu diesen Arbeiten herangezogen. Meine beiden Schwägerinnen Else Hübner und Marie Prutky z.B. wurden zu Arbeiten in der Leichenhalle des Krankenhauses gezwungen, wo sie Leichen waschen und die blutigen Einrichtungs-

¹ s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 55.

gegenstände und Fussböden reinigen mussten. Ein anderer Teil der Frauen wurde zum Strassenkehren eingesetzt, wobei sie durch den tschechischen Pöbel, aber auch von der sogenannten Intelligenz und insbesondere durch Frauen misshandelt wurden. Ich selbst war Augenzeuge davon, während ich Kohlen schaufeln musste, wie eine Gruppe von etwa zehn Frauen während der Arbeit angefallen wurde; den Frauen wurden die Haare vollständig abgeschnitten, die Gesichter mit Ölfarbe bestrichen und die letzten Kleidungsstücke durch Bemalen mit Ölfarbe unbrauchbar gemacht. Ausserdem wurden ihnen die Schuhe ausgezogen und gestohlen und sie selbst noch geschlagen und bespion. Da wurde vor keinem Alter haltgemacht. Weisshaarige Frauen baten, sie doch zu erschliessen und sie nicht weiter zu quälen; unter Hohngelächter wurden die abgeschnittenen Haare in ein Kopftuch gebunden und den Frauen mitgegeben.

Seit dem 9. Mai, als die sowjetischen Truppen einmarschierten, steigerte sich die Misshandlung noch weiter. Nach Einbruch der Dunkelheit waren besonders die Frauen den grössten Gefahren ausgesetzt. Die Zimmer des Internierungslagers durften nicht abgeschlossen werden (die Schlüssel wurden abgenommen). Die Russen kamen und holten sich, von den Tschechen unterstützt, was ihnen gefiel, wobei sie entsprechende Gewalt anwandten. So wurde in einem benachbarten Lager, der früheren Berufsschule, eine Frau, welche sich den Russen nicht fügen wollte, vom dritten Stockwerk in den Hof gestürzt. Im gleichen Lager wurde eine Frau, deren Kinder sich auch dort befanden, so lange vergewaltigt, bis sie tot liegenblieb (diese Meldung wurde mir von mehreren Insassen bestätigt). Vier von den Frauen, welche in der Nacht von den Russen aus dem Lager geholt wurden, kamen überhaupt nicht mehr zurück, und diejenigen, die zurückkamen, waren seelisch so zermürbt, dass sie nur den Wunsch hatten zu sterben. – Dies geschah in unserer nächsten Umgebung und in unzähligen solcher Fälle.

Am 12. Mai erschienen unter Führung von tschechischer Gendarmerie Partisanen, darunter auch Frauen, welche mit vorgehaltener Pistole die Herausgabe des gesamten Schmuckes, von Uhren, Wertgegenständen, Bargeld bis auf den letzten Heller und Pfennig, Sparkassenbüchern und Wertpapieren verlangten; auch die Trauringe durften wir nicht behalten. Pro Person wurde ein Essbesteck belassen, spitze Messer und Scheren wurden abgenommen. Was man nicht freiwillig abgab, wurde mit Gewalt genommen.

Um 8 Uhr abends wurde bekanntgegeben, dass am folgenden Tag, das war ein Sonntag, der Abmarsch in Richtung Prag oder Pilsen erfolgen solle. Und dabei wollte man uns weismachen, dass wir über die Grenze abgeschoben werden. Handgepäck durfte mitgenommen werden, alles andere musste Zurückbleiben. Nachts kam noch eine Partie Gefangener, die wegen Überfüllung des Lagers auf dem Hof und im Stiegenhaus übernachteten mussten.

Am 13. Mai wurde um 5 Uhr früh der Befehl zum Abmarsch gegeben. Für alte und kranke Personen sowie für Kleinkinder standen einige wenige Wagen zur Verfügung, die allerdings lange nicht ausreichten, um all die in Frage kommenden aufzunehmen. – Es waren ja in dem Lager vorwiegend Frauen mit Kindern und alte Leute. – So setzte sich der Zug in Richtung Prag in Bewegung, doch niemand wusste ein Ziel. Es herrschte

eine glühende Hitze; der erst geschlossene Zug zersplitterte langsam, einzelne alte und kranke Leute blieben unterwegs zur öfteren Rast sitzen, bis sie schliesslich nicht mehr weiterkonnten. Viele davon starben im Strassengraben, entweder an Erschöpfung oder von der begleitenden tschechischen Revolutionsgarde (RG) niedergemacht. Seit Tagen hatte es keine ausreichende Verpflegung gegeben, und nur die wenigsten hatten noch einen geringen Vorrat, mit dem sie haushalten mussten. In den Ortschaften, die durchwandert werden mussten, wurden viele überfallen und ihrer letzten Habe beraubt. Die Frauen und Kinder wurden von den Wagen heruntergerissen, wenn sie schon das Glück hatten, dort untergekommen zu sein, das Gepäck wurde ihnen abgenommen, und dann mussten sie zu Fuss weiterlaufen, denn der Wagen wartete nicht.

In Doberschich¹ war nach 16 km Marsch am Abend die erste kurze Rast auf einer Wiese. Die Einwohner kamen in Scharen, und wo Gepäckstücke standen, wurden diese untersucht und alles, was gefiel, herausgenommen. Man forderte uns sogar auf, überhaupt alles liegen zu lassen, da uns ohnedies alle Sachen abgenommen werden und wir uns das Weitertragen ersparen konnten. Und um unsere Nerven noch mehr aufzupeitschen, wurden uns die gemeinsten Schreckensbilder über das uns erwartende Schicksal ausgemalt.

Meine Frau mit den drei Kindern kam noch am gleichen Abend auf einem Wagen deutscher Soldaten unter, die in die Gefangenschaft nach Prag fuhren. Der Marsch ging auch in der Nacht weiter. Unterwegs kamen Russen und suchten sich aus, was ihnen gefiel: Koffer, Taschen und was sonst noch übriggeblieben war, und am liebsten Frauen. Zwischen 2 und 5 Uhr früh wurde im Strassengraben gerastet, doch kam man nicht zur Ruhe. Dann ging es weiter bis nach Königsaal (Zbraslav), wo auf einer grossen Wiese die gehetzten Menschen gesammelt wurden. – Ein polnischer Rot-Kreuz-Angehöriger, der hier bei der tschechischen Bewachung Dienst machte, meinte mir gegenüber, dass von den ca. 1'300 aus Pribram abmarschierten Menschen etwa 300 diesen Marsch nicht überstanden haben. Er selbst hatte ein 2-3 Monate altes Kind im Arm, das er einer im Strassengraben verschiedenen Mutter abgenommen hat. Wessen Kind war das? Und was ist mit dem Kinde geschehen? Fragen, die wohl nie beantwortet werden können.

Verpflegung wurde auch auf dieser Rast-Station nicht gegeben, Wasser konnte trotz drückendster Hitze nur in geringen Mengen aus dem Orte und da nur unter scharfer Bewachung geholt werden. Im Laufe des Tages wurden in diesem improvisierten Lager in der Nähe des Eingangs für die Lagerinsassen mehrere Leichen zur Schau gestellt, und zwar von Frauen mit Kindern, die den Freitod wählten, um den weiteren Qualen zu entgehen, und von zwei Männern, die beim Fluchtversuch erschossen wurden. – Die Nacht in diesem Lager war erfüllt von peitschenden Gewehrschüssen und MG-Garben, dazwischen angstvolle Hilferufe und gellende Schmerzensschreie vergewaltigter Frauen.

Am folgenden Tag, dem 15. Mai, wurde Befehl zum Aufbruch gegeben. Sämtliche Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren mussten aber im Lager Zurückbleiben, die anderen wurden auf einer unweit gelegenen Wiese gesammelt. Die Männer wurden von der

¹ Dobris, Bez. Pribram.

tschechischen RG und russischem Militär eingehend untersucht und alle diejenigen, die verdächtig erschienen, der Wehrmacht oder SS anzugehören, zurückbehalten. Ich war unter den Glücklichen, die zu ihren Familien zurückkehren durften. Als unsere Gruppe den Lagerplatz verliess, sahen wir einen jungen Mann vor einer Grube stehen, tschechische RG um ihn versammelt. Es soll ein SS-Mann gewesen sein, der von einer Frau verraten wurde und nun zur Hinrichtung bereitstand. Vier weitere Männer waren mit dem Ausheben von Gruben beschäftigt. Als wir über die Strasse marschierten, hörten wir Salven von dem verlassenen Lagerplatz her.

Nachdem wir zu den Familien zurückgekehrt waren, wurde der Abmarsch in Richtung Prag bei drückender Mittagshitze angeordnet. Unter dem Zeichen des Roten Kreuzes schleppte sich der Zug weiter; nur wenige Wagen waren übriggeblieben, und auf diesen befanden sich nur die Kränksten und ein Teil der Kinder. Nicht nur einmal wurde eine Leiche von dem Wagen gehoben und im Strassengraben liegengelassen. Wer noch etwas Gepäck hatte, warf Stück für Stück in den Graben, nur um mit dem nackten Leben weiterzukommen; so verlor auch ich mein letztes Hab und Gut. In jedem Ort waren wir Beschimpfungen, Steinwürfen und auch Schlägen ausgesetzt. Bei manchem Brunnen standen Wachen und verweigerten uns die Wasserentnahme mit den Worten: «Dieses Wasser ist für Pferde und nicht für Deutsche.» Die Hitze wurde immer unerträglicher, und wir waren schon den dritten Tag ohne Verpflegung.

Bei Einbruch der Dunkelheit gelangten wir in den Vorort Motoi. Hier wurde im Strassengraben bis 2 Uhr früh gerastet, und dann ging es in der Dunkelheit im Eiltempo durch Prag bis zum Strahover Stadion, wo wir am 16. Mai um 6 Uhr früh in völlig erschöpftem Zustand anlangten.

Im Strahover Stadion waren etwa 9'000-10'000 Personen untergebracht, unter freiem Himmel, auf der blossen Erde. In den ersten Tagen bestand der Grossteil der Lagerinsassen aus Wehrmichtsangehörigen, zum grössten Teil Kriegsverletzte und Kranke, die vom tschechischen Mob aus den Spitälern herausgeworfen wurden. Die Wehrmichtsangehörigen wurden nach 8-10 Tagen in ein anderes Lager gebracht. Es kamen aber laufend weitere Zivilisten hinzu, vorwiegend Frauen und Kinder, so dass durchschnittlich, laut Aussage des Kochs, der Stand sich zwischen 9'000-10'000 Personen bewegte, obwohl jeden zweiten Tag etwa 1'200 in Arbeitslager abgeschickt wurden. – Von den Neankömmlingen waren viele aus den in Prag eingetroffenen Eisenbahnzügen herausgeholt worden. Mir selbst sind zwei Fälle genauer bekannt: Frau Schlegel aus Leipzig und Herr Dipl.-Ing. E. von Stauden aus Bremen, beide in Brünn beschäftigt. Die Genannten wurden in Südböhmen, Winterberg bzw. Budweis interniert, jedoch als Altreichsdeutsche wieder freigelassen und mit Fahrkarten sowie Bescheinigungen von russischen und amerikanischen Behörden versehen. Bei der Heimreise über Prag waren sie von den Tschechen wieder interniert worden. Die Deutschen, die über Prag fuhren, wurden von der RG aus den Zügen geholt und zum Strahover Stadion geschafft. Von Seiten der Tschechen wurden weder amerikanische noch russische Papiere respektiert. Auch viele Kraftfahrzeuge und Flüchtlingstrecks sind in der Nähe von Prag abgefangen worden.

Die Verpflegung im Stadion war ganz unzureichend. An den ersten drei Tagen gab es überhaupt nichts, später – anfangs unregelmässig, auch in Abständen von 36 Stunden, dann etwas geregelter – einmal täglich schwarzen Kaffee und eine dünne Suppe, dazu etwa 100 g Brot pro Tag. Als sich die Todesfälle häuften, wurde für Kinder und Kranke eine Graupensuppe gekocht. Das Essen wurde gruppenweise (diese sogenannten «Trecks» umfassten 400-500 Personen) ausgegeben. – Die zum Essenempfang notwendigen Eimer, die jeweils, soweit solche vorhanden waren, von den Internierten zur Verfügung gestellt werden mussten, wurden vielfach in der Nacht dann auch zu anderen Zwecken benützt.

Die allgemeine Unsauberkeit und der Mangel an hygienischen Einrichtungen – es gab z.B. nur offene Latrinen mitten am Platz, ohne Unterschied für Frauen, Männer und Kinder, Kranke und Gesunde, wo es von Insekten wimmelte – hauptsächlich auch der grosse Nahrungsmittelmangel führten zum Ausbruch der Ruhr. Die Rot-Kreuz-Station hatte ihre Hilfsmittel in den ersten Tagen vollständig erschöpft, und da von tschechischer Seite keine Medikamente oder sonstige Hilfsmittel zur Verfügung gestellt wurden, standen die deutschen, ebenfalls internierten Ärzte der Seuchengefahr machtlos gegenüber. Der Wehrmachtsarzt der Rot-Kreuz-Stelle sagte mir, dass Kinder unter zwei Jahren und alte Leute diesen Verhältnissen nicht gewachsen sind und das Lager nicht lebend verlassen werden. So habe ich selbst dort meinen 15 Monate alten Jungen verloren; die mir hierüber von der Sanitätsstelle ausgegebene Bestätigung lautet auf Unterernährung (gezeichnet von Vogt, Unt. Off.). Die Leichen von täglich 12–20 Verstorbenen wurden mit einem Karrenwagen vom Stadion weggeführt, wo sie dann überhaupt hinkamen, konnte niemand erfahren. So starben die Kinder den Müttern und die Mütter den Kindern. Ich führte beim «Treck König» als stellvertretender Treckführer die Personalmeldungen und Aufnahmen; am 1. Juni 1945 z.B. verlor allein unser «Treck» 6 Personen, darunter zwei Kinder und eine Mutter von zwei Kindern. Ein Rot-Kreuz-Angehöriger in unserem «Treck» hatte einen zweieinhalbjährigen Jungen bei sich, den er einer sterbenden Mutter im Lager abgenommen hatte und von dem er nur eine Adresse wusste.

Über dem Lager standen Hunger und Tod. Das Zeichen des Todes umso mehr, als vor den Augen des ganzen Lagers Hinrichtungen erfolgten. Die im Lager entdeckten SS-Leute wurden öffentlich umgebracht. Eines Tages bat man sechs junge Burschen so lange geschlagen, bis sie am Boden liegenblieben, dann mit Wasser begossen (dieses mussten die deutschen Frauen holen) und dann weiter geschlagen, bis kein Lebenszeichen zu sehen war. Die furchtbar zugerichteten Leichen wurden absichtlich tagelang neben den Latrinen zur Schau gestellt. Ein 14jähriger Junge wurde mit seinen Eltern erschossen, weil er angeblich mit einer Schere nach einem Rot-Gardisten gestochen hat. – Dies nur einige Beispiele für die damals täglichen, meist durch Erschiessen erfolgten Hinrichtungen. – Ausserdem gab es auch die Prügelstrafe, welche meist im Kommandozimmer der RG durchgeführt wurde. Auch Frauen wurden auf den entblösten Körper mit der Peitsche (Nagaika) geschlagen, so z.B. eine Treckführerin, die etwas verspätet eine Meldung abgegeben hatte.

Zur Zwangsarbeit wurden Männer und Frauen mit Gewehrkolbenschlägen von der RG getrieben. Die Arbeit bestand zumeist darin, die bei den Strassenkämpfen während des Aufstandes in Prag errichteten Barrikaden zu beseitigen, wobei die Arbeitenden verhöhnt, bespion und mit Steinen beworfen wurden. Verschiedentlich sind Frauen, vereinzelt auch schwächere Männer von dieser Arbeit nicht mehr zurückgekehrt. An vereinzelt Arbeitsplätzen, wie Kasernen der Russen, Spitälern u. ä. erhielten die Arbeitenden manchmal bessere Verpflegung, im Allgemeinen aber mussten auch sie hungern¹.

Die wenigen Sachen, die man noch bis hierher gerettet hatte, wurden auf dem Station von der RG, Angehörigen der in Russland aufgestellten tschechischen Befreiungsarmee «Svoboda» (meist Wolhynien-Tschechen) und russischen Soldaten durchwühlt und weggenommen. Es wurden auch Schuhe und Stiefel, Mäntel und Kleider ausgezogen, ohne Rücksicht darauf, ob man nichts mehr anzuziehen hatte. Wer nicht «freiwillig» bergab, was man verlangte, wurde durch Schläge dazu gezwungen.

Die Frauen waren hier Freiwild für Russen und Tschechen; jeder kam und suchte sich aus, was ihm passte, und wenn die Kinder um die Mutter schrieten, wurden sie mit Gewalt zur Ruhe gebracht. Wer sich schützend vor seine Frau hätte stellen wollen, musste damit rechnen, niedergemacht zu werden. Die Russen und auch Tschechen nahmen sich oft gar nicht die Mühe, die Frauen fortzuführen, zwischen den Kindern und vor allen Lagerinsassen vollführten sie ihr Treiben wie die Tiere. Während der Nächte hörte man das Jammern und Wimmern dieser armen Frauen. Schüsse knallten von allen Ecken und Enden, die Kugeln flogen über die Köpfe hinweg. Es herrschte ständiger Lärm, der durch die vielen Menschen verursacht wurde. Die ganze Nacht über war der Platz durch Scheinwerferlicht hell erleuchtet, und die Russen liessen immer wieder Leuchtraketen steigen. Die Nerven fanden Tag und Nacht keine Ruhe, man glaubte in die Hölle geraten zu sein.

Im Rahmen der Abtransporte in Arbeitslager kam ich mit meiner Familie am 3. Juni 1945 nach Kojetitz (Kojetice), 20 km nördlich von Prag, zum Landeinsatz. Wir waren insgesamt 63 Personen, vorwiegend Schlesier. Die Leitung dieser Gruppe hatte ich, da ich mich mit den tschechischen Aufsichtsorganen in tschechischer Sprache verständigen konnte. – Diese Leute sprachen nie ein Wort Deutsch, selbst wenn sie es kannten, und verlangten sogar von den Altreichsdeutschen, dass diese die tschechische Sprache beherrschen sollen. – Am 5. Juni kam eine weitere Gruppe von 54 Zivilisten aus einem anderen Lager in Prag. Diese Gruppe arbeitete auf dem Gutshof, wohingegen unsere Gruppe für zwei grosse Bauernhöfe Zuckerrüben hacken musste. Wir selbst waren in einem Pferdestall untergebracht, auf nassem Stroh; die zweite Gruppe kam in eine offene Scheune. Gleich bei unserer Ankunft wurden wir in den Stall gesperrt, dieser von aussen verschlossen. In der Ecke stand ein Fass als Ersatz für eine Latrine. Erst nach längeren

¹ s. hierzu die unter Nr. 24 bis Nr. 27 abgedruckten Erlebnisberichte und «Ein Tagebuch aus Prag», Dokumentation der Vertreibung, 2. Beiheft.

Verhandlungen gelang es uns zu erreichen, dass eine Latrine auf dem Hofe von Uns errichtet werden konnte.

Dieser Zustand hielt bis Anfang August an, wo dann ein Teil der beiden Gruppen (ca. 60-70 Personen), und zwar die Arbeitsunfähigen und kinderreichen Familien abgeschoben wurden. Wir konnten damals nur vermuten, dass man sie nach Prag geschafft hat. – Da mein Schwiegervater und zwei Schwägerinnen zu diesen fortgeschafften Personen gehörten, erfuhr ich (allerdings erst drei Jahre später), dass sie dann in Prag zusammen mit anderen arbeitsunfähigen Leuten in offene Kohlenwaggons gepfercht und an die nordböhmische Grenze abtransportiert wurden (Richtung Bautzen); an der Grenze wurden sie bei Nacht ausgeladen und ihrem Schicksal überlassen, wobei viele vor Entkräftung starben, u.a. auch mein Schwiegervater und eine Schwägerin¹.

Ein Teil der in Kojetitz verbliebenen 79 Personen wurde auf einige Bauernhöfe aufgeteilt. Wir anderen kamen in vier dumpfige, lichtlose, nasse Kammern; zuerst hatten wir nur Strohsäcke, die von unten faulten, später zum Winter bekamen wir Wehrmachtsbetten. Unser Raum in der Grösse von 4 mal 5 Metern wurde von dreizehn Personen bewohnt, davon sechs Kinder. Das Fenster war ganz klein und die Stube dadurch ständig im Halbdunkel. Als wir uns dann im Winter, erst bei der grössten Kälte, endlich einen kleinen Ofen beschaffen konnten, mussten wir das Ofenrohr durch, die ohnedies zerschlagene Fensterscheibe führen, da kein anderer Abzug vorhanden war. Und den Ofen konnten wir bloss mit dem wenig ergiebigen Rapsstroh heizen, das wir uns nach der Arbeit vom Strohschober holen durften, da wir anderes Material nicht bekamen.

Sämtliche Erwachsenen mussten tagsüber arbeiten gehen. Es wurde weder auf Alter noch sonstige Umstände Rücksicht genommen, auch die Mütter mussten arbeiten gehen und die Kinder sich selbst überlassen. Bei schwerster Feldarbeit betrug die Arbeitszeit im Sommer 10-12 Stunden, an Sonntagen und im Winter 8½-9½ Stunden. Und dafür wurde kein Heller an uns gezahlt.

An Verpflegung gab es das ganze Jahr hindurch für alle die gleiche Hungerkost, mit der Ausnahme von drei Wochen während der Getreideernte und zwei Wochen während der Rübenerte, wo die direkt daran Beteiligten zusätzlich 1 kg Brot und 250 g Fleisch pro Woche erhielten. Die Erwachsenen bekamen gewöhnlich eine Brotzuteilung von 7 kg pro Monat, Kinder 4 kg; dazu erhielten wir wöchentlich 35 g Butter und 300 g Zucker, Kinder unter sechs Jahren noch 1/8 l Milch täglich und wöchentlich 125 g Butter, die zumeist ungeniessbar war. Eier, Mehl und sonstige Nahrungsmittel gab es für Deutsche nicht, ebenso auch keine Rauchwaren. (Dazu sei noch vermerkt, dass nur das aller-notwendigste Geschirr beigestellt wurde, was sonst noch fehlte, mussten wir uns auf Abfallhaufen zusammensuchen.) An warmem Essen, das anfangs, ungefähr zwei Monate lang, in einer Feldküche im Freien, später in einer primitiven kleinen Küche gekocht

¹ Über den zu dieser Zeit erfolgten Abschub arbeitsunfähiger Personen, kinderreicher Familien usw. in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands s. auch die unter Nr. 59, Nr. 60 und Nr. 71 ff. abgedruckten Erlebnisberichte.

wurde, gab es morgens schwarzen Kaffee, mittags eine dünne Suppe und abends entweder die gleiche Suppe, sofern etwas übriggeblieben war, oder einen Aufguss von Teeblättern, die wir selbst pflückten. Zur Zubereitung der Suppe erhielt die Küche für 60 Personen kg Margarine und etwas Nahrungsmittel wöchentlich und eine Kartoffelzuteilung von 10 kg pro Monat, was gerade für eine Suppe ausreichte. Um diesen dünnen Suppen doch einen Nährwert zu geben, kochten wir u.a. Zuckerrübenblätter mit, die wir, allerdings erst nach der Arbeit, einsammeln durften. – In den Feldern und Gärten liess man Gemüse und andere Nahrungsmittel eher verkommen und verfaulen, als dass man sie den Deutschen überliess. Man gab sie, wie der tschechische Verwalter Marek einmal sagte, «lieber den Schweinen als den Deutschen».

Einzelpersonen, die bei kleineren Bauern arbeiteten und zum Teil auch dort wohnten, hatten es mit der Verpflegung etwas besser. Die menschliche Behandlung war aber überall gleich schlecht. Es gab unter der tschechischen Bevölkerung wohl einige, die mit uns etwas Mitleid hatten, doch trauten sich diese nicht, uns merklich zu helfen, da sie dann sofort von andern als deutschfreundlich verschrien und sogar selbst in ihrer Existenz bedroht wurden. Dafür bezeichnend war, dass zu Weihnachten vom Gemeinderat (Národní Výbor) noch ein besonderer Aufruf erlassen wurde, in welchem den Leuten unter Androhung schwerer Bestrafung verboten wurde, uns irgendeine Unterstützung zukommen zu lassen oder den Kindern vielleicht' irgendwelches Bachwerk zu geben. So bekamen wir am Heiligen Abend den gewöhnlichen schwarzen Kaffee und sonst nichts ausserdem.

Dieser allgemeinen Haltung uns gegenüber entsprechend war auch die Behandlung, die wir erfahren haben. Während der ersten acht Wochen wurden wir von der RG streng bewacht und zur Feldarbeit immer mit Maschinenpistolen begleitet. Dabei machte sich die Wache einen Spass daraus, über unsere Köpfe hinweg auf Vögel oder nach Hasen zu schiessen, um uns in ständiger Aufregung zu halten. Als die Bewachung durch die RG aufgehört wurde ein Tscheche namens Vales zum Aufseher ernannt, der uns zu bewachen hatte und sich auch sonst um alles kümmern sollte. Das Einzige, was dieser machte, war, dass er die Leute zur Arbeit antrieb und bei der Verteilung der ohnedies so geringen Verpflegungsmengen einen Teil für sich behielt. Sehr roh behandelt wurden wir durch Vysinsky, er zeichnete sich besonders durch wüste Beschimpfungen aus. Die Frauen wurden von ihm nie anders als «deutsche Hure» genannt und die Männer mit «Bluthund» bezeichnet. Schläge gab es mehr bei dem Verwalter Marek, der die Frauen mit Vorliebe mit der Reitpeitsche, ins Gesicht schlug. Einmal schlug er auf einen Lagerinsassen mit der Peitsche so lange ein, bis dieser regungslos am Boden liegen blieb. Als Vorwand dafür genügte ihm meist belanglose Dinge. Dieser Verwalter war der einzige tschechoslowakische Offizier in dem Orte und gehörte den tschechischen Nationalsozialisten (Beneschpartei) an. Er spielte sich auch gross auf und veranstaltete verschiedene Schikanen gegen die Internierten auf eigene Faust. So führte er öfters Hausdurchsuchungeil durch, beschlagnahmte Dinge, die wegzunehmen er gar nicht berechtigt war usw. Ein Ansuchen um Arbeiterleichterung in Krankheitsfällen wurde von ihm mit höhnischen Worten abgewiesen. Auch konnte die Bewilligung eines Verpflegungszusatzes

von ihm nicht erreicht werden, obzwar auf dem Gutshof genügend vorhanden war; er gab uns oft nicht einmal alles von der gewöhnlichen Zuteilung. Hauptschuldiger an diesen Zuständen im Lager war auch der Vorsitzende des Národní Výbor, der Kommunist Suchy. Dieser behandelte Bittsteller bei ihren Vorsprachen auf die gemeinste Weise. Als ich eines Tages bei ihm um Arbeitskleidung ansuchte, da ich in der grossen Kälte in meiner mehr als mangelhaften Kleidung nicht mehr arbeiten konnte und krank wurde, warf er mich raus mit den Worten; «Unsere tschechischen Doktoren haben auch barfuss arbeiten müssen.» Und er gab mir noch zwei Fusstritte, als ich meine durchlöchernten Schuhe vorweisen wollte. Am nächsten Tag kam der Gendarm, der mich wegen «Sabotage» verhaften wollte, doch war dieser vernünftig genug, nach Aufklärung des Falles einzusehen, dass ich mich eigentlich doch im arbeitsunfähigen Zustand befand. Ich musste allerdings gleichwohl sofort zur Arbeit gehen, sonst hätte man mich eingesperrt.

Die Kinder durften sich nicht vor das Tor unserer ärmlichen Behausung wagen, sofort wurden sie von der halbwüchsigen tschechischen Jugend beschimpft und mit Steinen beworfen. – Ein Jahr hindurch waren meine Kinder diesen Hetzereien ausgesetzt und dadurch so verschüchtert, dass sie sich am Anfang sogar hier in Deutschland vor fremden Kindern fürchteten. – Auch die Erwachsenen wurden von diesen Kindern verfolgt, mit Steinen beworfen, mit Stöcken geschlagen und aus Luftbüchsen beschossen. Es kam sogar vor, dass einige Jünglinge von ungefähr 14-15 Jahren am helllichten Tage unsere Frauen überfielen und zu vergewaltigen versuchten. Gegen dies Treiben der Jugend wurde von den tschechischen Erwachsenen keineswegs eingeschritten, im Gegenteil. Wenn sowjetische Soldaten in die Nähe kamen oder am Bahnhof mit Verladearbeiten beschäftigt waren, haben sogar Kinder, die dafür Bonbons und anderes mehr von den Soldaten bekamen, diese in das deutsche Lager zu den Frauen geführt oder deren Aufenthalt verraten, da die Frauen sich dann meist versteckt hielten. Auch Erwachsene beteiligten sich oft an diesem Geschäft. Und Schutz seitens der tschechischen Wache wurde nicht erteilt, im Gegenteil, es wurde noch alles unterstützt.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Kojetitz starb ein noch nicht zweijähriges Kind an der Folgekrankheit von Masern (Todesursache wurde nicht festgestellt). Dieses Kind durfte nicht auf dem Friedhof beerdigt werden, sondern musste von uns ausserhalb des Dorfes hinter dem Strohschober vergraben werden, natürlich ohne Sarg. – Dort lagen schon die Leichen von fünf SS-Männern. Der Tscheche Karl Leiermann hat sich mir gegenüber gerühmt, diese SS-Leute gemeinsam mit seinem Bruder umgebracht zu haben. Die Beerdigung dieser Leichen hat ein Deutscher namens Pelz durchgeführt. – Nach etwa vierzehn Tagen starb in unserem Lager die etwa 67jährige Frau Anderson aus Breslau an Hunger und Altersschwäche, zwei Tage später die Schlesierin Wittkopp an den gleichen Erscheinungen. Diese beiden Frauen waren evangelisch und es gelang, den Pfarrer der tschechischen evangelischen Kirchengemeinde in Libis bei Melnik zu verständigen. Dieser kam ins Lager und veranlasste, dass die Leichen in Holzsärgen kamen und ordentlich auf dem evangelischen Friedhof in Libis bestat-

tet wurden. Das gleiche geschah mit der später an Herzschwäche verschiedenen Frau Treske aus Neisse.

Anders verhielt sich der katholische Pfarrer von Kojetitz. Dieser erlaubte anfangs nicht, dass die Deutschen die Kirche betreten, und später bewilligte er nur, dass Sonntagnachmittag eine Andacht besucht wird. Auch sonst hat er jedwede Unterstützung für die Deutschen abgelehnt. Die später gestorbenen Katholiken sind in Massengräbern ohne Särge in der Selbstmörderecke des katholischen Friedhofes beerdigt worden. Die zu Allerheiligen und Weihnachten auf die Massengräber gelegten Blumen wurden entfernt. Auf dem katholischen Friedhof sind beerdigt: die Männer E. von Stauden (52 Jahre, aus Bremen), Wiede (46 Jahre, aus Prag), Hollmann (Selbstmord bei der Verhaftung, aus Kojetitz); die Frauen Marie Prutky (die Mutter meiner Frau, 72 Jahre, aus Brünn), Grosse (70 Jahre, aus Weisswasser); das Kind Baduschek (4 Jahre, aus Brünn) und ein Säugling Enders.

Sämtliche elf Todesfälle lagen innerhalb der ersten drei Monate. Diese hohe Verlustzahl ist nicht allein auf die schlechte Verpflegung zurückzuführen. Einige Todesfälle hätten bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung verhindert werden können. Der Arzt, der insgesamt bloss zweimal ins Lager kam, betrat den Stall nicht, aus Angst vor Ungeziefer, doch wurde zu dessen Bekämpfung von tschechischer Seite nicht das geringste getan, wir mussten uns selbst helfen, so gut es eben ging. Der Arzt sah die Kranken überhaupt nicht an und sagte bloss an der Tür, er könne nicht helfen. Der tschechischen Wache gegenüber äusserte er sich, dass die Deutschen nur alle krepieren sollen. Dieser «Arzt» war aus Neratowitz (Neratovice) bei Prag. – Meine beiden Kinder bekamen auch Masern und die kleinere in der Folge Lungenentzündung und Mittelohrentzündung und lag so mit höchstem Fieber ohne Hilfe in einer zugigen Scheune auf Stroh. Aber auch während der schweren Erkrankung der Kinder musste meine Frau von früh bis abend arbeiten gehen und durfte unter Androhung mit dem Erschiessen nicht bei den kranken Kindern bleiben.

Zum Herbst wurde uns dann bewilligt, nach Libesnitz (Libeznice), 6 km von uns entfernt, zum Arzt zu gehen. Dieser verhielt sich einem Arzt entsprechend, untersuchte die Kranken und schrieb auch Rezepte. Da wir jedoch kein Geld hatten, konnten wir uns die Medikamente nicht kaufen. Es sollten daher die Heilmittel von der Gemeinde für uns beschafft werden, doch damit hatte man es nicht eilig. Nur wenn ein Kranker für längere Zeit für die Arbeit ausfiel, bekam er eine beschränkte Menge des verschriebenen Medikaments, und dann auch meist verspätet. Als ich z.B. im Februar 1946 vom Arzt für 7 Tage krank geschrieben wurde, da ich eitrige Wunden an den Füßen hatte (Ernährungsstörungen), erhielt ich vom Arzt auch ein Rezept für eine Wundsalbe, doch diese bekam ich erst nach 12 Tagen, während ich bereits nach 7 Tagen wieder arbeiten gehen musste! Meine Frau war im März 1946 ebenfalls mit eitrigen Wunden an den Füßen und Kreislaufstörungen arbeitsunfähig liegengeblieben. Ein Ansuchen, den Arzt zu holen, wurde abgelehnt, zum Arzt zu gehen (mit der Bahn durften Deutsche nicht fahren) vermochte die Kranke nicht, aber eine Überweisung in ein Krankenhaus war wieder nur durch den Arzt möglich, nachdem er die Patienten untersucht hat. Also blieb meine Frau ohne Hil-

fe liegen, bis wir endlich Anfang April nach Prag ins «Sammellager Hagibor» kamen.

Vierzehn Tage vor unserem Abtransport nach Prag wurden wir noch aus dem bis dahin bewohnten Raum herausgeworfen, da dieser für zu erwartende Slowaken hergerichtet werden sollte, und wieder in dem gleichen Stall wie zu Beginn untergebracht. So mussten wir noch die letzten Tage im März 1946 und besonders die sehr kalten Nächte im offenen Stall verbringen. Ein Ofen wurde uns wegen angeblicher Feuergefahr verweigert, auch dies eine weitere Schikane des Verwalters.

Am 6. April kamen wir in Prag an und wurden im Lager halbwegs menschlich aufgenommen. Die Behandlung und Verpflegung (hauptsächlich für Kleinkinder) waren etwas besser, die Arbeitskommandos meist gut und mit genügender Verpflegung, denn es fehlte in Prag an Arbeitskräften bzw. arbeitswilligen Tschechen.

Am 24. April wurden Familien mit Kindern und Arbeitsunfähige aus dem Lager Hagibor (insgesamt 200 Personen, der Gesamtbestand des Lagers betrug 1'200-1'400 Personen) in das Abschublager Modran geschafft, wo es wiederum mit Unterkunft und Verpflegung schlecht bestellt war. In einer kleinen Holzbaracke für etwa 100 Personen waren 350 Männer untergebracht!

Im Lager Modran wurden wir dann zur Aussiedlung abgefertigt. Wir erhielten RM 1'000 in bar sowie einige sehr schäbige, z.T. sogar blutverschmierte Kleidungsstücke (soweit ich mich erinnere, für mich eine Turnerjoppe und zwei schadhafte Unterhosen, für meine Frau Fragmente eines Dirndls und für den Jungen das beste Stück, eine Lederhose), dazu pro Person eine alte Wehrmachtsdecke. Da ich von meiner Habe, soweit ich sie nicht schon bei der Internierung hatte zurücklassen müssen, fast alles auf dem Marsch von Píbram nach Prag und im Strahover Stadion eingebüsst hatte, die verbliebenen Kleidungsstücke während der Arbeit in der Kojetitzer Zeit weitgehendst zerschlissen waren, besaßen wir auch nicht das für die Aussiedlung vorgeschriebene Mindestgepäck. Von tschechischer Seite wurde aber nichts unternommen, um einen Ersatz dafür und die zum Abschub vorgesehene Ausstattung (doppelte Garnitur) zu stellen. Es wurde jedoch besonderer Wert darauf gelegt, dass jeder erklärt, er verlasse die Tschechoslowakei «freiwillig», was unter den gegebenen Verhältnissen natürlich allgemein bejaht wurde.

Am 1. Mai 1946 erfolgte unser Abtransport: 1'200 Personen wurden in 40 Waggons verladen und als «Transport D» nach Bayern ausgefertigt. Als Verpflegung auf den Weg bekamen wir etwas Wassersuppe, $\frac{1}{8}$ Brot und eine Schnitte Kuchen, unterwegs noch zweimal leere Suppen. Und dann überschritten wir am 2. Mai die tschechoslowakische Grenze bei Wiesau, wo wir vom Bayerischen Roten Kreuz in vorbildlicher Weise aufgenommen wurden.

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. D. R. ans Pilsen.

Original, 5. Dezember 1946, 8 Seiten, mschr.

Vorgänge bei der Internierung der Pilsener Deutschen; die Verhältnisse in der Strafanstalt Bory bei Pilsen und im Lager Tremosna.

Eingangs gibt der Vf. einen kurzen Überblick über seinen Lebenslauf und seine Tätigkeit im Skoda-Werk; er berichtet dann:

Als am 5. Mai 1945 die amerikanischen Truppen herannahen und die tschechische Bevölkerung von Pilsen die Macht übernahm, riet mir mein Chef, zu meiner Familie in die Wohnung zu gehen. Ich wollte dann mit einem deutschen Kollegen das Werk verlassen, wurde aber beim Ausgang von bewaffneten Arbeitern angehalten und in einen Luftschutzkeller gebracht, wo ich dann in kurzer Zeit mit fast allen anderen deutschen Beamten des Werkes zusammentraf. Es erschien dann ein tschechischer Direktor und erklärte, man hätte uns nur zu unserem Schutze verhaftet. Wir würden in das Kreisgerichtsgefängnis gebracht und von dort nach wenigen Tagen entlassen werden, nachdem sich die Lage geklärt und wieder Ruhe eingetreten sei.

Als wir dann herausgeführt und zwecks Transport zum Kreisgericht auf ein Lastauto verladen wurden, sah die Lage etwas anders aus. Wir wurden von halbwüchsigen, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffneten Jünglingen mit Kolbenstossen traktiert und auf das Gemeinste beschimpft. Im Kreisgericht selbst wurden viele von uns von bereitstehenden Zivilisten aus besseren Kreisen geohrfeigt, wobei uns das Erschiessen angedroht wurde. Wir mussten uns dann mit dem Gesicht zur Wand stellen und wurden einzeln in die Aufnahmekanzlei von den uniformierten Gefängniswärtern mit roher Gewalt gestossen, wo jeder namentlich eingetragen wurde. Hernach wurden wir in ein oberes Stockwerk geführt, wo wir uns splitternackt ausziehen mussten. Unsere Kleider wurden dann untersucht und uns alles fortgenommen, was wir in den Taschen hatten. Mantel und Hut wurden beschlagnahmt, Geldbeträge, Uhren, Ringe und sonstige Wertgegenstände vom uniformierten Personal vielfach eingesteckt. Wäsche und Kleider durften wir dann wieder anziehen und wurden zu acht Mann in eine für vier Mann bestimmte Zelle eingeschlossen, wo es eben nur vier Strohsäcke gab. Hier erlebte ich dann die grauenvollsten Tage meines Lebens. Wir acht Mann waren zwar den ärgsten Misshandlungen entgangen, weil wir die ersten waren und man offenbar für den richtigen Empfang noch nicht vorbereitet war. Als aber später weitere Transporte von Gefangenen eintrafen, hörten wir durch mehrere Tage und Nächte die Schmerzensschreie der mit Gummiknütteln und Lederpeitschen Geprügelten, dann auch Schüsse, worauf es meistens still wurde. Wie wir dann später von Augenzeugen erfuhren, hat man diese Armen entkleidet auf eine Bank gelegt und solange geschlagen, bis sie ohnmächtig wurden. Dann schüttete man ihnen kaltes Wasser über den Kopf und setzte dann die Tortur weiter fort, wenn sie wieder zu sich gekommen waren. Es wurden dann auch alle Frauen und Kinder der deut-

schen Familien in Pilsen eingeliefert, darunter 80jährige Greise und Mütter mit Säuglingen ...

Im Laufe der folgenden Tage kamen einzelne Zivilisten in das Gefängnis, liessen sich von den Wärtern einzelne Gefangene herausrufen und verprügelten sie dann unter Aufsicht der Wärter mit allen erdenklichen Marterinstrumenten, meist solange, bis sie blutüberströmt ohnmächtig liegenblieben. Dann wurden sie mit Fusstritten wieder in die Zelle befördert. Wir haben diese Unglücklichen dann gepflegt, so gut es ging. Viele hatten nach Tagen eitrige Wunden, in denen mangels eines ordentlichen Verbandes die Maden herumkrochen. Sie starben dann unter unsäglichem Schmerzen, ohne dass sich irgendjemand oder gar ein Arzt um sie gekümmert hätte. An diesen Prügeleien beteiligten sich neben den uniformierten Wärtern auch aus den Zellen ausgelassene Sträflinge (Raubmörder und dergleichen). Einmal erschien auch der Gefängnisdirektor und erklärte uns höhnisch lächelnd, dass das Prügeln der Gefangenen streng verboten sei. So wartete jeder von uns Tage und Nächte lang darauf, bis an ihn die Reihe käme. Die ersten zwei Tage bekamen wir überhaupt nichts zu essen und zu trinken. Dann bestand die Verpflegung etwa sechs Monate lang aus 125 g Brot im Tag, einem schwarzen, ungezuckerten Kaffee früh und abends und einem Mittagessen, bestehend aus zwei halb verfaulten Kartoffeln und etwas angeschnittenem Sauerkraut. Die ersten Tage hat mancher dieses Zeug weggeschüttet, aber dann zwang uns der quälende Hunger, alles wahllos zu verschlingen. Das ging so bis zum 24. Mai. An diesem Tage wurden etwa 300 Mann, darunter auch ich, auf Lastautos verladen und in das Strafgefängnis Bory bei Pilsen gebracht.

Der Transport vollzog sich in der Weise, dass wir zuerst alle Effekten zurückerhielten, d.h. es fehlten vielfach gerade die wertvollsten Wertgegenstände, wie Ringe und Uhren und grössere Geldbeträge, die einzelne Kameraden bei sich gehabt hatten. Wenn einer es wagte, eine diesbezügliche Bemerkung zu machen, gab es bestenfalls Achselzucken, meist schallende Ohrfeigen. Dann standen wir etwa zwei Stunden mit dem Gesicht zur Wand, bis wir in Lastautos verladen und nach Bory gefahren wurden. Dort wurden wir mit Kolbenstossen in den grossen Gang des Haupttraktes befördert und standen dort wiederum, manche bis 9 Uhr abends mit dem Gesicht zur Wand. Wir wurden nämlich einzeln in die Kanzlei gerufen und wurde dort ein Fragebogen ausgefüllt. Diese Prozedur dauerte eben so lange. Dann wurden einzelne Gruppen zu 30-40 Mann zusammengestellt und von alten Wärtern unter wüsten Beschimpfungen in die Zellen abgeführt. Die praktische staatsbürgerliche Erziehung begann damit, dass man namentlich den vielen reichsdeutschen Flüchtlingen aus Schlesien, die ebenfalls in Pilsen verhaftet worden waren – darunter waren vielfach über 70 Jahre alte Männer – die tschechische Sprache beibringen wollte. Man rief ihre Namen. Wenn sich einer mit «hier» meldete, erhielt er zwei schallende Ohrfeigen. Das wurde solange fortgesetzt, bis der Betreffende mit «zde» antwortete. Vor der Einlieferung in die Zellen wurden uns wieder alle Effekten abgenommen, aber diesmal in ein Buch eingetragen. Ich bemerke schon hier, dass das meiste trotzdem bei der Entlassung unauffindbar blieb.

Ich kam mit 29 Kameraden in eine Zelle, die für 15 Mann bestimmt war. Wir hatten für drei Mann zwei Strohsäcke und keine Decken, einen Tisch und zwei Bänke. In ei-

nem Eck befand sich ein Holzverschlag mit einem Kübel, wo man seine Notdurft verrichten konnte. Dieser Kübel wurde von uns zweimal im Tag geleert. Dazu gab es eine Waschschüssel und zwei Kübel mit Wasser zum Waschen, also etwa 1 Liter pro Mann. An dem Tage der Übersiedlung hatten wir gar nichts gegessen. Viele unter uns, namentlich die Greise, waren schon so schwach, dass sie bei der langen Wartereie zusammenbrachen. Man liess sie unbeachtet liegen, bis die Reihe an sie kam, und half ihnen dann mit Fusstritten weiter. Die folgenden Monate war unsere Verpflegung nicht besser als schon oben geschildert. Wir hungerten nach allen Regeln der Kunst. Vorstellungen wurden mit Hohngelächter beantwortet. Wie wir dann erfuhren, waren die winzigen Rationen von der Polizeidirektion angeordnet. Wir erhielten aber nicht einmal das, weil alle besseren Dinge, wie Hülsenfrüchte, Fett, Zucker in der Küche von den Wärtern entwendet oder vom Küchenpersonal an Protektionskinder verteilt und gegen Wäschestücke und andere gesuchte Dinge eingehandelt wurden. Wer sich beim Prügeln der «deutschen Schweine» besonders hervortat, wurde besonders berücksichtigt.

Die ersten Wochen kamen wir nicht aus der Zelle. Einmal in der Woche wurden wir einzeln auf den Gang gelassen und wurden uns die Haare kahlgeschoren und der Bart abrasiert. Im Übrigen versuchten die Wärter, meist ganz junge Burschen, ausgesuchte Kommunisten und ehemalige Insassen deutscher Konzentrationslager, uns das Leben so sauer als möglich zu machen. Am Strohsack liegen oder sitzen durften wir nur von 9 Uhr abends bis 6 Uhr früh. Beinahe jeden Tag wurde die Zelle untersucht nach Zeitungen, Spielkarten, Bleistiften und Papier. Alles, was geeignet gewesen wäre, uns ein wenig die Zeit zu vertreiben, war verboten, wurde bei diesen Untersuchungen weggenommen und die Besitzer mit Ohrfeigen bedacht. Es gab unter ihnen Rohlinge, die nur darauf ausgingen, möglichst viele Ohrfeigen anzubringen. Das geschah z.B. in der Weise, dass er alle Mann in einer Reihe mit den Essnäpfen antreten liess, diese einzeln untersuchte und jedes gefundene Stäubchen mit zwei kräftigen Ohrfeigen quitierte. Die Einleitung dazu lautete gewöhnlich: Stellen sie sich gerade und nehmen sie die Brille herunter! Mit der Zeit waren wir alle gegen diese Rohheiten ganz abgestumpft und kamen uns nicht mehr wie Menschen, sondern eher wie eingesperrte Raubtiere vor. Am Dienstag und Donnerstag jeder Woche war es gestattet, sich krank zu melden. Meist geschah darauf überhaupt nichts. Etwa alle 14 Tage einmal erschien der Gefängnisarzt, besah ganz flüchtig die Krankgemeldeten und verschwand. Fast nie erhielten sie Medikamente oder sonst eine Betreuung. Verletzte wurden auch alle 14 Tage in einen anderen Raum gerufen, wo Notverbände angelegt wurden. Doch kam diese Hilfe fast immer zu spät, d.h. die Wunden waren längst gänzlich vereitert und, wie schon erwähnt, von Maden bevölkert. Es ist klar, dass nur Rossnaturen dieses Leben längere Zeit aushalten konnten. Infolge der Unterernährung stellte sich bald Hungertypus und Ruhr ein, ohne dass der Arzt davon die geringste Notiz genommen hätte. Als ich einmal als Zimmerältester dem Wärter meldete, dass mehrere Kameraden an argem Durchfall erkrankt seien, erklärte er lächelnd, dass wir solange kein Brot erhalten würden, bis diese gesund gemeldet wären.

Ungefähr nach vierwöchentlichem Aufenthalt erhielten wir pro Mann eine Decke. Es waren dies offenbar aus von der Wehrmacht weggeworfenen Dingen ausgesuchte Decken. Denn sie enthielten zahlreiche Läuse, was wir sehr bald merkten. Dazu gesellte sich eine Unzahl von Flöhen, die nach kurzer Zeit zu Tausenden unsere Strohsäcke bevölkerten. Unsere Bemühungen, durch andauernde Jagden dieser Plage Herr zu werden, mussten scheitern, schon aus dem Grunde, weil unsere Wäsche nicht gewechselt wurde. Wir konnten lediglich hier und da unsere Wäsche im kalten Wasser ohne Seife waschen, mussten aber den Tag über ohne Wäsche herumlaufen, bis sie wieder trocken war.

Erst im Juli erhielten wir die Erlaubnis, vorgedruckte Karten an Angehörige zu schreiben und uns Wäsche und 3 kg Lebensmittel per Woche schicken zu lassen. Manchen Kameraden hat dies geholfen, namentlich die aus den umliegenden Ortschaften stammenden bekamen regelmässig diese Pakete und konnten so Wäsche wechseln und auch etwas ihre Ernährung verbessern. – Meine an meine Frau gerichtete Karte kam als unbestellbar zurück, wie bei fast allen Pilsenern, da sie, wie ich später erfuhr, ebenfalls interniert war, und das trotz ihrer Schwangerschaft. Dass sie und ihre dann zur Welt gekommene Tochter am Leben blieb, ist nur dem Umstande zu verdanken, dass es ihr gelang, im amerikanischen Spital des Roten Kreuzes Aufnahme zu finden, von wo sie dann nach dem Wochenbett nach Bayern abgeschoben wurde.

Die Folgen dieser sanitären Zustände blieben nicht aus. An Durchfall und Erschöpfung starben nach und nach alle älteren oder nicht ganz gesunden Kameraden. Als in den Sommermonaten wir hie und da im Gefängnishof etwa eine halbe Stunde herumgeführt wurden, konnte mancher kaum mehr über die Stiege. Die allgemeine Schwäche wurde dann zu neuen Quälereien ausgenützt. Man befahl Laufschrift, tiefe Kniebeugen und andere Übungen, bis einer liegen blieb, dann gab es Fusstritte und Ohrfeigen. So kam es, dass uns diese Spaziergänge keineswegs zur Erholung dienten. Es wurden dann auch Kameraden zu Arbeiten kommandiert. Manche unter ihnen trafen es gut, wenn sie z.B. in der Küche oder dem Gemüsegarten arbeiteten. Da fiel doch hie und da etwas zum Essen ab, und konnten sie dann auch den anderen Kameraden hie und da etwas hereinschmuggeln. Auch erhielten andere Kameraden, die dann später zu Arbeiten in der Stadt eingesetzt wurden, dort zusätzliche Verpflegung in der Gestalt von Suppe und Brot, weil sie sonst vor Erschöpfung doch nichts geleistet hätten, und konnten so etwas zur Verbesserung unserer Rationen beitragen. Es gelang auch, besonders einigen im Militärkrankenhaus Arbeitenden, einige Medikamente hereinzuschmuggeln, womit kranke Kameraden beteiligt wurden. Manchmal wurden sie allerdings bei ihrer Rückkehr von der Arbeit gründlich visitiert und ihnen alles unter Ohrfeigen weggenommen. Es entwickelte sich aber bei manchen eine Virtuosität im Verstecken und Schmuggeln. Trotzdem gelang es nicht, vielen kranken Kameraden zu helfen. Sie starben ohne ärztliche Pflege. Wir mussten dann an die Zellentür klopfen, bis ein Wärter erschien. Nach einiger Zeit kamen dann zwei Sträflinge mit einer Tragbahre, warfen den Leichnam darauf und trugen ihn hinaus. Die wenigen Habseligkeiten mussten abgegeben werden und verschwanden dann meist spurlos. Ein Totenschein wurde nicht ausgestellt. Wie wir später erfuh-

ren, teilten sich meist die Sträflinge die Beute, wobei auch die **Goldzähne herausgebrochen** wurden und mancher Wärter mit beteiligt wurde. Die Leichen wurden dann dem Krankenhaus zur Sektion zur Verfügung gestellt und nachher verbrannt.

Im August 1945 wurde auch ich zur Arbeit geholt. Ich kam in die Taschnerei, wo aus Lederabfällen geflochtene Handtaschen gefertigt wurden. Hier war ein alter Wärter massgebend, der sich mir bald als aus meiner Heimat gebürtig zu erkennen gab und nun alles tat, um mir zu helfen. Ich erhielt fast täglich etwas Nahrhaftes zugesteckt. Der Meister, ein verurteilter Mörder, erhielt den Auftrag, mich in jeder Weise zu begünstigen. Er sprach auch mit seinen übrigen Kollegen und sagte ihnen, dass ich eben niemals ein Feind des tschechischen Volkes gewesen sei, und so wurde ich dann auch von den anderen rücksichtsvoller behandelt. Er veranlasste auch in der Küche, dass alle bei ihm beschäftigten Kameraden grössere Portionen erhielten. Seinem Eingreifen habe ich wohl mein Leben zu verdanken.

Mitte Oktober hatte ich eines Abends hohes Fieber. Ich legte mich angezogen nieder und schwitzte so die ganze Nacht. Es wurde aber nicht besser. Den anderen Tag hatte ich starke Kopfschmerzen mit denselben Erscheinungen und war sehr schwach. Es legten sich dann auch andere Kameraden mit denselben Erscheinungen. Etwa acht Tage später wurde uns mitgeteilt, dass niemand die Zelle verlassen dürfe. Der diensthabende Wärter wurde nicht mehr abgelöst und musste dauernd Dienst machen und in seinem Dienstraum übernachten. Dann erschien ein tschechischer Arzt, Herr Dr. X., gewesener Amtsarzt des Pilsener Arbeitsamtes und deshalb ebenfalls eingesperrt, und übernahm unsere Behandlung. Alle gesunden Leute wurden in andere Zellen geschafft, und zu uns kamen andere Kranke. In kurzer Zeit war der ganze Gang, etwa 170 Mann in 8 Zellen zum Krankenrevier erhoben. Dann erschienen andere Ärzte und entnahmen uns allen Blutproben. Die Untersuchung ergab Flecktyphus, bei mir im allerstärksten Grade. Ich hatte dann täglich bis zu 41 Fieber, konnte beinahe nichts essen und verfiel bald in dauernde Bewusstlosigkeit. Da bewährte sich nun die Menschlichkeit und Kameradschaft des Herrn Dr. X. Er war unermüdlich bestrebt, uns in jeder Weise zu helfen, erkämpfte die verschiedensten Medikamente, Kostzulagen usw. Wir erhielten dann auch auf einmal die Kost der tschechischen Sträflinge, die ausgiebig und gut war. Trotzdem starben die Kameraden um mich herum wie die Fliegen. Ich erwachte nur hie und da aus meiner Bewusstlosigkeit und sah wieder neue Kranke in meiner Umgebung und wieder andere nicht mehr. Einmal war mein Bettnachbar gestorben, und es erschienen die Leichenträger, um ihn fortzuschaffen. Da ich wie tot dalag, packten sie mich und sagten dann, als man sie auf den Irrtum aufmerksam machte: Den nehmen wir gleich auch mit, er ist ja schon im Verrecken. Aber meine gute Natur und Dr. X. Fürsorge erreichten doch, dass ich nach etwa drei Wochen fieberfrei war und begann wieder zu essen und mich langsam zu erholen. Ich konnte zwar nicht den Löffel zum Munde führen und musste auf den Kübel getragen werden, aber es ging doch langsam vorwärts. Es starben dann noch immer viele Kameraden, die noch paar Tage vorher mich gepflegt hatten. Wir waren zum Schluss alle derart abgestumpft, dass dieses Elend auf uns fast keinen Eindruck mehr machte. Als die Seuche abgeklungen war, waren von den 30 Mann meiner ursprüng-

lichen Zellenbesetzung 24 gestorben. Im ganzen Bory-Gefängnis starben so an Ruhr, Flecktyphus und Hunger 1'800-2'000 Mann bei einer Belegschaft von etwa 2'500. Die genaue Zahl wird sich nie feststellen lassen. Später erfuhren wir von Dr. X., dass die Einrichtung der Quarantäne und die bessere Verpflegung und Behandlung auf Einschreiten des Prager Gesundheitsministeriums erfolgte, als nämlich bereits vier tschechische Gefängniswärter der Seuche erlegen waren und bereits einige Zivilisten in Pilsen erkrankten. Es erschien dann auch eine Desinfektionskolonne. Wir und unsere Sachen wurden mit einem amerikanischen Entlausungspulver eingestaubt, und das zweimal mit einer Pause von 14 Tagen. Das Ergebnis war ein restloses Verschwinden aller Läuse und Flöhe. Warum hat man das nicht vorher getan?

Den Weihnachtsabend verlebten wir in dieser Krankenzelle ohne besondere Feier. Die Kameraden, die noch mit ihren Angehörigen in Verbindung standen, erhielten allerlei gute Sachen, die sie auch mit uns anderen teilten. Dem Dr. X. veranstalteten wir eine kleine Feier und dankten ihm für seine Fürsorge. Von der Gefängnisverwaltung erhielten wir keinerlei Aufbesserung. Ebenso verging Neujahr ohne besondere Ereignisse. Im Jänner 1946 wurde dann die Quarantäne aufgehoben und unsere Krankenabteilung aufgelöst. Die bereits Gesunden kamen in einen anderen Trakt des Gefängnisses. Die noch Erholungsbedürftigen, darunter auch ich, in eine neu errichtete kleinere Krankenabteilung. Man trug mich damals auf der Tragbahre dorthin, da ich nicht gehen konnte.

Dort sammelten sich alle Kranken des Gefängnisses, etwa 160 Mann, alle unterernährt, erschöpft, dem Tode nahe. Auch hier starben noch viele und wurden so von allen Leiden erlöst. Die Behandlung hatte hier Herr Dr. Haas, der als deutscher Arzt in Pilsen ebenfalls eingesperrt war. Er war früher mein Hausarzt gewesen, und so tat er auch für mich, was er nur konnte. Bei mir bildete sich eine Zellengewebe-Entzündung im rechten Knie infolge der Unterernährung und dem vollkommenen Vitaminmangel. Als endlich nichts half und die Schmerzen unerträglich wurden, führte man mich eines Tages in das Bory-Krankenhaus, und wurde die Sache rasch aufgeschnitten und verbunden. Dann kam ich wieder in meine Zelle. Da der Verband anfangs nur alle acht Tage gewechselt werden konnte, es fehlte nämlich an Verbandstoff, übertrug sich die Eiterung auf die ganze Wade. Dr. Haas riet mir dann Freiluftbehandlung, und so liess ich denn täglich die Sonne auf die Wunde scheinen, falls es eine gab. Sie drang ein wenig durch das Zellenfenster, immer nur von 4–6 nachmittags. Dann hatte ich zwei Binden. Die eine schlang ich nach der Bestrahlung um das Knie, die andere wusch ich aus. Eine antiseptische Behandlung war dies natürlich nicht, und so besserte sich mein Knie auch nicht im Geringsten.

Im April 1946 wurde ich dann eines Tages zum Verhör geholt. Ein Herr in Zivil fragte nach meinen Personaldaten und nach dem Verhältnis zur Partei. Dann beschuldigte er mich, ich wäre ein Konfident¹ der Gestapo gewesen, was ich widerlegte und als Zeugen meinen ehemaligen Chef und noch einen tschechischen Kameraden bei Skoda

¹ Vertrauensmann.

nannte. Es wurde ein Protokoll aufgesetzt und von mir unterschrieben. Dann kam ich wieder in meine Zelle¹.

Am 27. Mai, d. i. also nach ungefähr einjährigem Aufenthalt im Gefängnis, erhielten wir plötzlich den Befehl zu packen und wurden dann auf ein Lastauto verladen und in das Internierungslager in Tremosná bei Pilsen gebracht. Dies rettete uns noch Überlebende vor dem Untergange. Ich wurde dort gleich von einigen Pilsener Kameraden und Bekannten empfangen und mit Brot und anderen Speisen bewirtet. Da die ärztliche Untersuchung bei der Aufnahme Arbeitsunfähigkeit ergab, wurde ich gleich in das Krankenrevier aufgenommen. Hier konnte man endlich aufatmen. Es gab zwar auch nur Kartoffel und Brot, aber dies in ausreichender Menge. Auch erhielt ich von den gesunden und in der Umgebung arbeitenden Kameraden ihre Portionen, da sie an der Arbeitsstätte besser und ausreichend gepflegt waren. Ich habe auch in 14 Tagen von 55 auf 65 kg zugenommen. Es gab alle erdenklichen Medikamente und die beste ärztliche Behandlung, da einige ebenfalls internierte Ärzte dort tätig waren. Später wirkten hier wiederum Dr. X und Dr. Haas. Sie haben nun alles getan, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Mein Knie wurde noch zweimal geschnitten und jeden zweiten Tag behandelt. Es gab Höhensonne, Lebertran und Vitamin-Injektionen. Auch machte ich eine Arsenkur. Als Kranker konnte ich liegen, wann ich wollte, hatte meinen eigenen Strohsack mit Leintuch und gute Decken. Die Wäsche wurde uns von ebenfalls internierten Frauen gewaschen und geflickt. Bei Tage und schönem Wetter konnte ich mich im Freien und in der Sonne aufhalten und genoss so die gute Luft – das Lager liegt mitten im Walde – aus vollen Zügen. Einmal wöchentlich konnten wir baden. Es gab da schöne Wannen mit warmem Wasser und auch gefasste Seife. Der das Lager umgebende Stacheldrahtzaun wurde von Polizei bewacht, die sich aber um uns fast nicht kümmerte. Nur der Lagerverwalter, ein überzeugter Kommunist und ehemaliger Insasse von Buchenwald, versuchte uns durch kleinliche Schikanen das Leben sauer zu machen. Sein Stellvertreter war der Pilsener Henker, der ihm dabei half. Trotzdem kam uns dort das Leben wie im Paradies vor, nach allem, was wir im Bory-Gefängnis erduldet hatten. Es gab auch Bücher zum Lesen, eine Kantine, wo man manchen Leckerbissen kaufen konnte, und hier und da von den draussen arbeitenden Kameraden eingeschmuggelte Zeitungen. Im Lager waren auch Tschechen interniert. So traf ich auch mehrere ehemalige Arbeiter meiner Abteilung bei Skoda, die als unzuverlässig und als Kollaboranten interniert waren. Sie erhielten von ihren in Freiheit lebenden Angehörigen regelmässig Sendungen von allerlei Lebensmitteln und haben mir jedesmal einen Teil davon überlassen, offenbar aus Dankbarkeit dafür, dass sie von mir während des Kriegs so gut behandelt wurden. Von hier aus durften wir auch endlich einmal in der Woche an unsere Angehörigen schreiben und von ihnen Post empfangen, was natürlich ausgenutzt wurde. So erfuhr ich erst jetzt

¹ Über die Verhältnisse und Ereignisse in der Strafanstalt Bory während der Jahre 1945/46 vgl. auch den im «Ascher Rundbrief», Jg. 3, Folge 19 (10. Nov. 1951) bis Jg. 4, Folge 22 (13. Dez. 1952) abgedruckten Bericht von Dr. Rudolf Jahn: Die Hölle Bory.

das Schicksal meines Vaters, meiner Frau und meiner Kinder, die schon ein Jahr lang bei meinem Schwager in Bayern aufgenommen waren.

Im August 1946 begannen die Gerichtsbehörden endlich, uns zu verhören. Auch wurden unbelastete Kameraden in das entsprechende Aussiedlungslager geschafft und dann ausgesiedelt. Jeder von uns hoffte nun bald an die Reihe zu kommen. Einige wurden allerdings auch ins Kreisgericht geschafft und dort, wie wir dann der Zeitung entnahmen, verurteilt. Es gab da auch hie und da Hinrichtungen. Ich selbst wurde am 27. August in das Kreisgericht zum Verhör gebracht. Dort befragte man mich vor dem Untersuchungsrichter wieder nach meiner Parteitätigkeit und warf mir neuerdings vor, ich wäre Spitzel der Gestapo gewesen. Ich konnte nur wieder meine Unschuld beteuern und meine Zeugen nennen, die da immer noch nicht vernommen waren. Der Untersuchungsrichter machte mir den Eindruck, als wäre ihm seine Tätigkeit äusserst unangenehm, und er stilisierte auch das Protokoll ganz nach meinen Wünschen, das ich dann unterzeichnete. Am selben Tage wurde ich ins Lager zurückgeschafft und mir dort eröffnet, dass das Gericht über mich die ordentliche Untersuchungshaft verhängt habe. Ich frage nun: Was war das nun bisher mit all den Misshandlungen und Entbehrungen gewesen?

Mitte September erschien der Kreisgerichtspräsident von Pilsen bei uns zur Inspizierung des Lagers. Er kam auch in unser Krankenzimmer und fragte nach Personen, deren Fall vom Gericht noch nicht erledigt wäre. Ich meldete mich, und schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, als er erfuhr, dass ich nun schon 16 Monaten eingesperrt war, ohne dass mein Fall so oder so erledigt worden wäre. Er notierte sich meinen Namen. Am 1. Oktober erhielt ich die Mitteilung, ich solle mich zur Übersiedlung in das Aussiedlungslager Karlov bei Pilsen bereit machen. Am 4. Oktober 1946 wurde ich dann von einem Polizeiauto dorthin gebracht. Der Untersuchungsrichter hatte offenbar inzwischen meine Zeugen verhört und auf Grund ihrer günstigen Aussagen das Verfahren gegen mich eingestellt. Auch dürfte der Kreisgerichtspräsident beschleunigend gewirkt haben. Einen mündlichen oder schriftlichen Bescheid vom Gericht erhielt ich nicht. Es war das alles offenbar nur ein Vergnügen gewesen.

Im Lager Karlov liess ich mich gleich in den nächsten Transport in die russische Zone aufnehmen, da der für die amerikanische Zone vorgesehene schon besetzt war. So wurde ich mit etwa 1'200 Männern, Frauen und Kindern am 8. Oktober 1946 am Pilsener Bahnhof zu 30 Personen in einem Viehwagen verladen. Vorher hatten wir alle 50 kg Gepäck und 500 RM erhalten. Die gefassten Sachen waren zwar ausnahmslos alte unbrauchbare Hadern, aber wir waren froh, diesem ungastlichen Lande den Rücken kehren zu dürfen.

So fuhren wir über Eger bis Altenburg, wo wir von den deutschen Behörden in Empfang genommen wurden. Nach zwei Tagen wurden wir dann in das Quarantänelager in Obermassfeld bei Meiningen überführt, wo wir bis zum 24. Oktober verblieben. Von dort wurde ich dann in eine Privatwohnung nach Meiningen gewiesen, wo ich bis zum Tage verblieb, an dem ich die Zuzugsgenehmigung nach Bayern zu meiner Familie erhielt. Die Reise dorthin vollzog sich ohne Zwischenfälle.

Bericht des Bibliotheksdirektors i. R. Hans Krcal aus Iglau.

Original, 5. Mai 1955, 12 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung von Iglau nach der Übernahme der Verwaltung durch den tschechischen Nationalausschuss; Zustände und Vorgänge im Internierungslager Obergoss bis Ende Juni 1945.

Bereits am 1. Mai 1945 erhielt ich von dem Bürgermeister der Stadt Iglau die Anordnung, den Betrieb der Deutschen Gemeindebücherei, deren Leiter ich war, einzustellen und mit den Angestellten der Bücherei bis auf Weiteres einen Urlaub anzutreten. Ein Monat vorher, am 1. April, waren den Beamten, Angestellten und Arbeitern eigene «Dienstverhältnis-Ausweise» und die Dienstbezüge bis Ende Juni vorsorglich ausgehändigt. Ich führe dies deshalb an, weil ich damit andeuten will, dass man sich darüber bewusst war, dass [man] mit dem Vordringen der russischen Armee in Mähren ausser mit den Gefahren des Krieges auch mit staats- und nationalpolitischen Veränderungen in Iglau als dem Hauptort einer alten deutschen Volksinsel, die seit jeher den Tschechen ein Dorn im Auge war, zu rechnen haben wird, wohl aber nicht ahnend, in welcher barbarischen Art sich diese geschichtliche Entwicklung vollziehen wird. Als die Stadtverwaltung von dem damaligen kommissarischen Bürgermeister dem Národní Výbor übergeben wurde, erhielt ich am 7. Mai den Auftrag, die Bücherei als Eigentum der Stadt den neuen Machthabern zu übergeben. Das damals abgefasste Übergabeprotokoll mit den Unterschriften der vier Vertreter des Národní Výbor spricht noch von Wahrung der Rechte der Angestellten und des in der Bücherei verwahrten Privateigentums. Die höfliche und juristisch sachliche Formulierung des Protokolls ist mir ein Beweis, dass damals die vier Vertreter des Národní Výbor selbst nicht wussten, welche Wege die Austreibung gehen wird.

Als am 9. Mai, einen Tag nach der Kapitulation Deutschlands, die Russen in den Abend- und Nachtstunden in Iglau einzogen, drangen in der Nacht sechs Russen mit vorgehaltenen Pistolen in meine Wohnung. Sie schrien «Gold» und «Wein», sie nahmen uns die Ringe und Uhren ab, durchsuchten die Wohnung und verlangten schliesslich zu essen. Mein im Vorzimmer hängender DRK-Mantel wäre mir fast zum Verhängnis geworden. Solche Besuche wiederholten sich im Laufe der nächsten Tage einige Male. Ich konnte feststellen, dass die Russen auf die Wohnungen der Deutschen gehetzt wurden. Einmal erschienen auch plündernde Mongolen, die aber von einem russischen Offizier hinausgejagt wurden. Dieser Offizier beabsichtigte, sich in mein Speisezimmer einzukartieren und schrieb mit russischen Buchstaben seinen Namen und seine Abteilung auf die Haustür. Er ist aber nicht mehr gekommen, doch seine Aufschrift verscheuchte weitere ein Quartier Suchende. Nur einmal erschien wieder ein Offizier und verlangte das Zimmer zu sehen. Auf den Hinweis auf die Aufschrift sagte er mir in fehlerlosem Deutsch: «Der wohnt ja wo anders, Sie wollen keine Einquartierung; nicht alle Russen sind schlecht.» Er salutierte und ging weg. In der Folgezeit bedauerte ich gar oft, dass er

nicht geblieben ist. Da unsere Villa versteckt hinter Gärten lag und nur durch ein unscheinbares Gässchen mit der Strasse verbunden war, flüchteten gegen Abend bis 25 Nachbarn zu uns. Ich selbst blieb mit meinem damals 14jährigen Sohn die ganzen Nächte angezogen wach, um Eindringlinge abzuwehren.

Täglich wurden die Deutschen durch Lautsprecher zu irgendwelchen Ablieferungen aufgerufen, begonnen wurde mit Waffen und Uniformstücken, dann photographische und optische Apparate, ferner Pelze, Schreibmaschinen, Edelmetalle, Musikinstrumente usw. Bereits vom 10. Mai an mussten die Deutschen weisse Armbinden tragen. Das Gehen auf den Bürgersteigen war den Deutschen verboten. Für die Nichtbefolgung war eine Tracht Prügel die mindeste Strafe.

Am 16. Mai erschien eine siebengliedrige Kommission des tschechischen Philatelistenvereines mit einer Vollmacht des Národní Výbor in meiner Wohnung und durchsuchten diese zwei Stunden lang vom Speicher bis zum Keller; sie nahmen die Briefmarkensammlungen meiner Söhne mit. – Die Bestätigung der Wegnahme mit der Unterschrift eines Konrad Weinzettel habe ich in Händen. – Am selben Tag erschienen wieder Russen, durchstöberten die Wohnung und nahmen unter anderem meinen Rundfunkapparat mit. Weil am selben Tag die Abgabe der Rundfunkgeräte von den Tschechen verlangt wurde, gab mir der russische Offizier auf meine Bitte eine Bestätigung über die Wegnahme, die ich heute noch besitze. Am 25. Mai erschien eine sechsköpfige Kommission der Finanzverwaltung unter Führung des Finanzkommissärs Dr. Lepold Soska in meiner Wohnung. Unter Berufung auf eine Hitler-Verordnung aus dem Jahre 1939 wurde eine mehrstündige Hausdurchsuchung vom Dachgeschoss bis in den Keller durchgeführt, unter jeden Teller und in jede Vorratsstute wurde hineingesehen. Ich selbst wurde einem hochpeinlichen Einvernehmen über die Besitz- und Vermögensverhältnisse meiner Schwiegermutter und meiner Familie unterzogen. Die Wahrheit habe ich ihnen doch nicht gesagt, ebenso erklärte ich, nichts von Verstecken, Vergrabungen und Unterbringung von Gegenständen bei dritten Personen zu wissen. Leider fiel ihnen ein genaues Verzeichnis meiner Sparbücher in die Hände, das meine Frau unter einem Teller versteckt hatte. Der Endeffekt war die Beschlagnahme von einigen silbernen Gegenständen (Besteckteile, Münzen u.a.). In meiner Gegenwart wurde auf einer mitgebrachten Schreibmaschine ein Protokoll abgefasst. Den Durchschlag übergab man mir, ich besitze ihn heute noch. [Als] bezeichnend für die charakterlichen Eigenschaften einzelner Mitglieder dieser Kommission sei nur nebenbei angeführt, dass ich bemerkte, wie einer der Herren meinen versteckt gewesenen Reisewecker heimlich in «die Tasche steckte. Bei der ständigen Aufregung und den wiederholten Ausplünderungen konnte ich gar nicht mehr übersehen, wann und von wem dies oder jenes mitgenommen wurde. Als juristisches Kuriosum sei die Begründung der Hausdurchsuchung und der Beschlagnahme aus der Einleitung des tschechischen Protokolls im Wortlaut wiedergegeben: «Predmĕtem jednĕni je provedenĕi zajistovacĕch opatfenĕi podle § 23 devisovĕho řĕdu cis. 155/1939 Sb. z. a. nar. Vedoucí komise vykazal se Strane zmocnenim prednosty bernĕi spravy v Jihlavy ze dne 19. kvĕtna 1945 a vyzval ji, aby za ũcelem zajistĕnĕi predložila uřednim orgĕnĕm veskerĕ tuzemska i cizozemska platidla (valuty, resp. devisy), cennĕ papiry,

zbirky známek, vkladní knížky a veskeré predmety ze zlata, stribra, platiny jakoz i jmenované kovy nespracované . . .»¹

Gleich nach der Besetzung Iglau durch die Russen kam der Befehl der Tschechen, dass sich sämtliche Männer und Frauen beim Arbeitsamt zu melden haben. Sie wurden zu Aufräumungsarbeiten, Niederlegung von Strassensperren und Hindernissen, Kohlen-schaufeln u.a. kommandiert. Ich selbst meldete mich erst am 17. Mai. Meine Frau musste schon einige Tage vorher täglich den langen Weg nach Helenenthal machen und dort ohne Verpflegung gemeinsam mit anderen Frauen in einem dreistöckigen Fabriksge-bäude (einem Tuch- und Wollager) jahrealten Mist aufräumen und den Fussboden auf-waschen. – Schwierig war in diesen Tagen und bis zum Zeitpunkt der Internierung die Versorgung mit Lebensmitteln. Die deutschen Kaufleute hatten gesperrt und durften nichts verkaufen und die tschechischen verweigerten jede Abgabe an die Deutschen. Brot, Fleisch, Fettstoffe und Milch fehlten überall. Am schlechtesten hatten es die jungen Mütter, die für ihre Säuglinge nirgends eine Milch auftreiben konnten. Man lebte nur von den wenigen Vorräten, die man zu Hause hatte. Das lebende Vieh wurde von den Russen zusammengetrieben und auf dem Galgenberg oberhalb des Merfort'schen Grundbesitzes in den angebauten Feldern geweidet.

Später, als ich schon im Obergosser Lager war, wurde ich von einer Militärpatrouille am 14. Juni abgeholt und in mein gewesenes Wohnhaus geführt, wo mich im Garten abermals eine sechsgliedrige Kommission des Finanzamtes erwartete. Ein kurzer Blick genügte mir, um zu sehen, dass das Haus vollständig ausgeräumt war. Im Hof lagen Küchengeräte, Spielsachen, Bücher, Photographien, Schachteln, Erinnerungsstücke, Pa-piere, Kleinkram u.a. auf einem meterhohen Haufen beisammen, scheinbar für die Müll-abfuhr oder zum Verbrennen. Höhnisch reichte mir einer der Herren von diesem Haufen die Schulzeugnisse meiner Frau. Wiederum wurde ich gefragt, wo ich im Garten etwas vergraben habe. Es war mir aus den Bodenverhältnissen eine Leichtigkeit festzustellen, wo man schon etwas gefunden hatte, so gab ich jetzt nur diese Stellen an. Man gab mir eine Schaufel in die Hand, und an drei Stellen, die ein tschechischer Nachbar, der dieser Kommission als Mitglied angehörte, angab, musste ich graben, doch zu meinem Glück ergebnislos. Dann wurde ich gefragt, was ich ausser Haus gebracht habe. Da ich ver-neinte, führte man mich zu einem tschechischen Schneidermeister in der Nähe, in diesem Haus wohnte der schon oben genannte tschechische Finanzbeamte. Ich hatte tatsächlich dem Schneidermeister meinen Pelz, die Schreibmaschine, den Gasbackofen, Bilder und andere Kleinigkeiten übergeben. In Anbetracht der Sachlage gestand ich jetzt, erklärte aber, dass ich ihm die Gegenstände noch vor der Besetzung durch die Russen geschenkt hätte. In auffallender Weise führte mich die Militärpatrouille nicht wie üblich zurück,

¹ Übersetzung: «Gegenstand der Amtshandlung ist die Durchführung der Sicherstellungsmassnahmen gemäss § 23 der Devisenordnung Nr. 155/1939 Sammlung der Gesetze und Verordnungen. Der Leiter der Kommission wies sich der Partei mit der Ermächtigung des Vorstehers des Finanzamtes in Iglau vom 19. Mai 1945 aus und forderte sie auf, zum Zwecke der Sicherstellung den Amtsorganen vorzulegen: sämtliche in- und ausländischen Zahlungsmittel (Valuten resp. Devi-sen), Wertpapiere, Markensammlungen, Sparbücher und sämtliche Gegenstände aus Gold, Silber und Platin sowie unverarbeitete derartige Metalle ...»

sondern übergab mir einen Passierschein mit der Anordnung, sofort ins Lager zurückzukehren. Ich schöpfte Verdacht und ging tatsächlich den geraden Weg nach Obergoss. Hätte ich es nicht getan, so hätte ich, wie mir später von vertrauter Seite mitgeteilt wurde, die Handhabe zu einer schon damals geplanten Verhaftung und Einkerkering gegeben.

Schon am 10. Mai wurde mir Nachricht gebracht, dass die Tschechen verschiedene deutsche Mitbürger verhaftet haben und im Gebäude des Polizeikommissariates, im Gefängnis des Kreisgerichtes und in der Jakobsschule festhalten. Es sicherten die Meldungen durch, dass sie dort unbarmherzig von den Tschechen geschlagen und gefoltert werden. Eines Tages hatte ich Gelegenheit, in das Gebäude der Deutschen Stadtbücherei zu kommen. Es war ein furchtbarer Anblick: Eine mühsame Lebensarbeit ging den Weg der Vernichtung. In Haufen lagen die Bücher am Fussboden und wurden von den Frauen in Kohlenkörben hinausgetragen . . .

Eines Tages – das Datum weiss ich nicht mehr, ich glaube es war ein Sonntag¹ – kamen bewaffnete Partisanen ins Haus und forderten uns auf, binnen einer Viertelstunde auf dem umzäunten Sportplatz beim Justizgebäude uns zu versammeln. Tausende von Männern, Frauen und Kindern wurden in diesen Sportplatz hineingetrieben und von Partisanen umkreist. Was der Zweck dieser Aktion war, ist dunkel. Zuerst ging das Gericht umher, dass man die Durchreise des Präsidenten Benes erwartete und aus Sicherheitsgründen die Deutschen festhielt, später aber wurde auch von tschechischer Seite zugegeben, dass man die Absicht hatte, ein Blutbad durchzuführen, das aber im letzten Augenblick durch den Eingriff des russischen Stadtkommandanten verhindert wurde². – Übrigens hörte man öfters, dass die Russen, die wohl gemeinsam mit den Partisanen eifrig plünderten und Frauen und Mädchen schändeten, humaner waren als die Tschechen. – Ich sah mit eigenen Augen, wie ein Junge sich am Sportplatz dem Ausgang näherte und wie ein Partisan ihn kaltblütig erschoss. Alle Knaben über 14 Jahren wurden in die Mitte des Sportplatzes aufgestellt und zu «Auf» und «Nieder» bis zur vollsten Erschöpfung gezwungen. Wo es nicht mehr ging, hieben die Partisanen vor den Augen der Eltern mit Klopffeitschen auf die Jugend, bis sie blutige Striemen hatten. «Wir werden euch die Hitlerjugend austreiben!» schrien diese Unmenschen.

Um den 20. Mai herum, den genauen Tag weiss ich heute nicht mehr, kam der Befehl³, das Haus mit Gepäck binnen 20 Minuten zu verlassen (mit der Androhung, bei der

¹ Sonntag, den 12. Mai.

² Diese Erklärung findet in den zahlreichen Berichten aus Iglau keine weitere Bestätigung.

³ Wie sich aus dem Vergleich mehrerer Berichte über die Ereignisse in Iglau ergibt, begann mit diesem Befehl die nach Stadtvierteln geschlossene Internierung der deutschen Bevölkerung. Von der Sammelstelle Sportplatz wurden dann die Kolonnen von 2'000-3'000 Personen unter Bewachung durch Gendarmen und Partisanen in die Lager Helenenthal, Altenberg und Obergoss getrieben. Dieser Aktion war in einer eigens dafür errichteten Kanzlei die systematische Ermittlung aller deutschen Hauseigentümer und deutschen Mietparteien mit ihren Angehörigen vorausgegangen. Gleich in den Tagen des Umsturzes waren alle Männer und Frauen verhaftet worden, die irgendeine führende Rolle in der Wirtschaft, der Gemeindeverwaltung, der Partei und ihren Formationen spielten, ebenfalls auch viele Tschechen, die man der Zusammenarbeit mit den Deutschen oder der Deutschfreundlichkeit beschuldigte.

Verweigerung totgeschossen zu werden) und uns am Sportplatz zu versammeln. Ich zog mir in der Erwägung, mich mit der strapazfähigsten Bekleidung auszurüsten, einen ganz neuen Anzug an. Kaum war ich fertig, erschienen schon die Partisanen wieder. «Herunter mit dem Anzug!» schrie mich der eine an; ja sogar meine neue Perlwäsche wurde mir vom Leib gerissen. Den Anzug hat der Kerl sofort selbst angezogen. Aus dem Schrank wurde mir meine alte Fischerkluft hingeworfen. Mit einem Holzwägelchen, beladen mit Betten, Mäntel, Wäsche, Schuhe, einigen Lebensmitteln und mit schnell und wahllos zusammengerafften Habseligkeiten, und einem Rucksack am Rücken zog ich in das unbekannte Schicksal. Am Sportplatz durchstöberten Tschechen und Russen das Gepäck; was ihnen brauchbar erschien, wurde weggenommen, vom Rasierapparat und der Füllfeder bis zur Wäsche und zu den Schuhen. Bei dieser Leibesvisitation wurden mir 25'000 Kč abgenommen. In einem endlosen Zug formiert, wurden wir unter Fluchen, Schimpfen, mit gelegentlichen Kolbenstossen und Peitschenhieben durch die Stadt nach Helenenthal getrieben. Auf Alte und Gebrechliche wurde nicht Rücksicht genommen. In einem einzigen dreistöckigen Fabriksgebäude, das der grossen Tuchfabrik Carl Löw & Sohn als Lagerraum für Fertigware und Wolle diente, wurden etwa fünftausend Menschen hineingestopft. Eine einzige schmale Stiege verband die drei Stockwerke. Für den Warentransport stand der Tuchfabrik früher einmal ein Aufzug zur Verfügung, der infolge seiner Anlage und Altersschwäche für Personen verboten war. So kam es, dass während des Tages und in den Nachtstunden die schmalen Stiegen so verstopft waren, dass man von Glück sprechen konnte, wenn man in der Dauer einer halben Stunde diesen Engpass passiert hatte. Geschlafen – wenn überhaupt sich ein Schlaf einstellte – wurde auf den blossen Brettern. Aufregend und nervenzermürend waren die Schreie und Hilferufe der Frauen und Mädchen, wenn sich die Russen ein Opfer holten. Aufgeregt horchten die Männer, ob es nicht ihre Frauen und Töchter sind. Vierzehnjährige Kinder wurden missbraucht. Anfangs stand nur eine Latrine zur Verfügung, erst später zwei. Doch das grösste Verbrechen war, dass in diesem Lager kein Wasser zur Verfügung stand. Von dem fast ein Kilometer entfernten Brunnen schleppten die Buben auf einem Wägelchen in einem grossen Fasse mühsam das Wasser für die Kochkessel bis 11 Uhr nachts heran. Einmal im Tag gab es Suppe, in den ersten Tagen hergestellt von den daheim mitgeschleppten Naturalien. Täglich mussten die Männer und die Jugend antreten, die dann in Arbeitskolonnen eingeteilt in die Stadt marschierten¹.

Am 26. Mai erhielt ich vom Národní Výbor den Befehl, als «Vedoucí tábora»² die Leitung des zu errichtenden Internierungslagers in Obergoss (Pracovní tábor internovaných němců v Horním Kosově)³ zu übernehmen. In Obergoss, ein Kilometer westlich von Iglau entfernt, war ein Barackenlager des gewesenen Reichsarbeitsdienstes. Seit der Besetzung Iglaus wurde es von den Russen als Sammellager für deutsche Kriegsgefangene benützt.

¹ Über das Lager Helenenthal und das weitere Schicksal der Internierten s. Bericht Nr. 95.

² Leiter des Lagers.

³ Arbeitslager der internierten Deutschen in Obergoss.

„Noch am selben Tag wurde ich von zwei tschechischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett in das Lager nach Obergoss eskortiert. Am Wege dorthin erlebte ich den gleichen Elendszug, wie ich ihn selbst nach Helenenthal mitmachen musste. Wieder zogen 2'000 bis 3'000 Landsleute aus einem Stadtviertel, bepackt mit Koffern, Schachteln und Rucksäcken, mit Wägelchen, Schubkarren, Kinderwagen, weinend und verzweifelt, dem neuen Lager unter der üblichen Partisanenbegleitung zu. Das Lager stand damals noch unter russischer Bewachung. In einer Baracke waren noch kranke deutsche Kriegsgefangene untergebracht und in einer zweiten, dem Arrestlokal des Reichsarbeitsdienstes, befanden sich Kriegsgefangene in Haft. Im Lager selbst erwartete mich der gewesene Bankbeamte Meisel in tschechischer Offiziersuniform. Obzwar er Jude war, hatte er Iglau in der nationalsozialistischen Zeit nicht verlassen müssen, da er mit einer deutschen Christin verheiratet war. Er hatte als Kanzleikraft in dem Depot für beschlagnahmtes bewegliches jüdisches Eigentum gearbeitet. Ihm war vom Národní Výbor, beziehungsweise von der eigens aufgestellten tschechischen Evakuierungskommission, die Oberleitung über sämtliche deutsche Internierungslager in Iglau übertragen worden. Während meine Landsleute in das Lager einströmten, gab mir Meisel kurz einige Anweisungen über meine Pflichten als Lagerleiter. Schnell musste ich organisieren und improvisieren. Die erste Aufgabe war die Verteilung der Familien auf die einzelnen Baracken und die Reinigung der Räume, die in dem Zustand waren, wie sie die Kriegsgefangenen zurückgelassen hatten. Nur durch die Hilfe und das volle Verständnis der Landsleute, denen ich heute noch zu grossem Dank verpflichtet bin, war es möglich, alle bei den Unzulänglichkeiten einigermaßen unter Dach zu bringen und wenigstens für die Alten und Gebrechlichen eine Lagerstätte zu sichern. Das Lager war ein Bild des Jammers. Zugeteilte Verpflegung gab es für die ersten Tage überhaupt nicht, am schrecklichsten war dieser Zustand für die Kleinkinder, die dann im Laufe der weiteren Internierung auch vielfach starben. In der zweiten Woche wurde mir fast täglich der Tod von Kindern gemeldet, die ohne Totenschein und Formalität auf dem nahen Friedhof begraben wurden. Die Arbeitskolonne, die dort Totengräberdienste versah, führte die toten Kinder auf einem Wägelchen weg. Durch diese Landsleute erfuhr ich, wer begraben wurde, wer sich in Verzweiflung das Leben nahm. Sie brachten mir auch die Meldungen über die Erschiessung der Landsleute beim Kugelfang der militärischen Schiessstätte¹.

Bereits am 28. Mai erwirkte ich mir durch Meisel die Bewilligung, einige mir für die Herrichtung des Lagers fehlende Handwerker und kochkundige Männer aus dem Helenenthaler Lager zu holen. Mit diesen Männern und mit einem Stab von opferbereiten Mitarbeitern war es mir möglich, die äussere Lage und Verhältnisse verwaltungsmässig zu meistern. Die ersten Tage standen wir unter russischer Bewachung, der einige

¹ Am 7. Juni wurden 19 Deutsche, darunter der Stadtpfarrer von Iglau, Bischöflicher Rat Christian Honsig, gegen Abend von Partisanen aus dem Gerichtsgefängnis herausgeholt und am Schiessstand im Ranzerwald exekutiert; die Namen der Ermordeten sind bekannt. (Unterlagen bei der Geschäftsführung der «Gemeinschaft Iglauer Sprachinsel e. V.», Heidelberg; vgl. auch das Nachrichtenblatt «Mährischer Grenzboten», Jg. 102/1950, Folge 9, Beilage «Iggelland» und Jg. 105, Folge 9.)

tschechische Partisanen zugeteilt waren. Tagsüber liessen uns die Russen in Ruhe, aber kaum waren die Abendstunden da, so kamen sie haufenweise aus der Stadt (das Ober-gosser Lager lag der Stadt am nächsten) und holten sich die Frauen und Mädchen, ja sogar Kinder. Heute noch höre ich das Schreien und Wehklagen der Mütter und der Ent-führten. Erst später wurde die Bewilligung eingeführt, dass die Geschändeten am näch-ten Morgen im Krankenhaus behandelt wurden. Wo ich nur konnte, verbarg ich so man-ches Mädels in meiner Dienstbaracke oder in der Krankenbaracke, die Russen drangen aber auch dort hinein. Es kam einige Male vor, dass die Russen Mädchen holten, sie kilometerweit wegführten, sie an einem Feldrain schändeten und sie dann halbnackt in das Lager zu Fuss zurückschickten. Eine Frau, auf die die Russen es durch die Angeberei und den Hass eines Tschechen besonders abgesehen hatten, wurde in einer Nacht viermal aus der Krankenbaracke herausgeholt. Als ich einmal ein Mädchen schützen wollte, setzte mir ein Russe die Maschinenpistole auf die Brust, nur das Eintreten eines russi-schen Offiziers rettete mir das Leben.

Nach einigen Tagen übernahmen tschechische Soldaten die Lagerwache. Sie stamm-ten meist aus Trebitsch und Umgebung. Lagerkommandant war der Leutnant Hobza, ein Trebitscher Lehrer, der diese Stellung bis zu unserer Vertreibung innehatte. Er stand ganz unter dem Einfluss seiner Landsleute. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, dass die verantwortliche tschechische Befehlsstelle mit Absicht und planmässig nur ausge-sprochene Deutschenhasser, auf die sie sich verlassen konnte, als Wächter der Lager einsetzte, darunter brutale Gesellen, die vor keiner Grausamkeit und Schandtat zurück-schreckten und ihren bestialischen Trieben und Rachegeilüsten freien Lauf liessen. Der Wahrheit wegen sei aber gesagt, dass der eine oder andere Soldat mir abseits unter vier Augen andeutete, dass er so manches missbillige. Ich hatte oft den Eindruck, dass diese Genossen sich gegenüber misstrauten und fürchteten. Was der eine willensmässig tat, machte der andere zur Wahrung der befohlenen Behandlungsmethode und zum Nach-weis seiner Linientreue. Obzwar Hobza an den Prügeleien, Grausamkeiten und pervers-en Exzessen sich selbst nicht beteiligte, so verhinderte er sie nicht, und vieles geschah mit seinem Wissen und sicherlich auch auf seinen Befehl. Er war verheiratet, das hin-derte ihn aber nicht, ein hübsches Mädels, die er sich als Maschinenschreiberin in seiner Baracke zulegte, zu zwingen, auch nachts bei ihm zu bleiben. Das Schänden deutscher Frauen und Mädchen hatte mancher Tscheche von den Russen bald gelernt. Hobza war, wenn keine tschechischen Zuhörer anwesend waren, manchen Bitten und Vorstellungen zugänglich, meist aber unbewegt und mitleidslos. Es kam des Öfteren vor, dass die tsche-chische Wache mich hinderte, in seine Baracke zu gehen, wenn sie annahmen, dass ich wieder eine Beschwerde vorzubringen habe.

Man muss sich nur vorstellen, in welcher seelischen Situation ich war. Auf der einen Seite kamen alle Landsleute vertrauensvoll und hilfeschend zu mir, ihr ganzes Leid musste ich mittragen, auf der anderen Seite aber war ich machtlos, konnte nichts ändern, nur bitten und vorstellig werden und meine Landsleute nur mit Worten trösten. Beim kleinsten Vergehen der Internierten gegen die Lagerordnung – menschlich gesehen wa-

ren es überhaupt keine Vergehen oder Übergriffe – wurde ich zur Verantwortung gezogen. Geohrfeigt wurde ich genauso wie die anderen, trotz des sogenannten «Vedouci» und meiner damals 55 Jahre. Wenn jemand zum Rechtsanwalt gehen wollte, um sich ehelich scheiden zu lassen (die Ehescheidungen waren aus materiellen und nationalen Gründen an der Tagesordnung) oder wegen Schändung ins Krankenhaus geschickt wurde oder eine Vorladung zu einem Amte bekam oder als Spezialarbeiter und Handwerker und in ähnlichen Fällen von auswärts verlangt wurde, so hatte ich die Aufgabe, einen Passierschein auszustellen. Einmal wurde eine Frau, der ich für den Besuch des Rechtsanwaltes einen Passierschein ausgestellt hatte, von einer tschechischen Militärpatrouille in ihrer Wohnung angetroffen. Man stellte mich zur Rede, ich erklärte den Tatbestand, den man aber nicht anerkennen wollte. «Ich lüge nicht.» – «Jeder Deutsche lügt», war die Antwort. Die ganze Wache fiel über mich her, schlug mit Gewehrkolben, Fausthieben und Fusstritten auf mich ein. Blutend aus Nase, Ohr und Mund, mit Kopfwunden und blauen Körperflecken blieb ich liegen. Als ich später mich mühsam in meine Baracke schleppte, erschien ein älterer intelligent aussehender Soldat mit der bekannten Armbinde der tschechischen Gestapo und tröstete mich mit teilnehmenden Worten. Er sagte mir: «Ich kann diesen Misshandlungen nicht mehr zusehen, wenn es nicht anders wird, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich selbst zu erschiessen.» Wie oft hatte ich selbst daran gedacht, diesem Elendsleben ein Ende zu machen, nur der Gedanke an meine Familie hielt mich aufrecht. Heute noch leide ich an den Folgen der damaligen Prügelszene. Ein anderes Mal kam ein etwa 17 bis 18jähriger Partisan und rief in die Dienstbaracke: «Wo ist der Vedouci?» – «Hier!» rief ich und blieb sitzen. «Du deutsches Schwein, weisst Du nicht, dass Du vor jedem Tschechen aufzustehen hast!» Und schon fielen unter dem Gelächter der Soldaten die Ohrfeigen, bis ich blutete. Ich führe diese persönlichen Erlebnisse an, weil es vielen meiner mitleidenden Landsleute nicht besser ging. Prügel mit den Klopffeitschen, die in den Lagern des Reichsarbeitsdienstes in Mengen gefunden wurden, waren an der Tagesordnung. Ganze Reihen von Männern mussten auf den Zehenspitzen mit erhobenen Händen mit dem Gesicht zur Wand stehen, und jeder vorbeigehende tschechische Soldat stiess sie an die Holzwand, bis die Nase blutete. Und der Grund war, dass sie nach Ansicht der Tschechen zu wenig gearbeitet hätten.

Der Vf, schildert hier noch ausführlich zwei Fälle drastischer Misshandlungen, wobei ein Internierter offenbar zu Tode geprügelt worden ist, während die tschechische Lagerwache seinen Selbstmord vortäuschte, den in einem schon vorbereiteten Protokoll als Todesursache zu bestätigen der Vf, selbst und der deutsche Lagerarzt angesichts des herrschenden Terrors gezwungen waren.

In den Abendstunden, nach der Rückkehr der Internierten von der Arbeit, erschien immer die tschechische Gestapo, um Verhöre in der Offiziersbaracke durchzuführen und Verhaftungen vorzunehmen. Bis tief in die Nacht hörte man die Schmerzensschreie der Geprügelten. Es genügte, den gleichen Familiennamen einer gesuchten Person zu haben, um vorgeführt zu werden. Ich erinnere mich, dass man alle Iglauer, Männer wie Frauen,

die den Namen Krebs, Siegl, Krautschneider u. a. hatten, aufrief und sie durch Martern zu Aussagen über Verwandte und Namensgleiche zwang. Angestellte deutscher Ämter und Firmen wurden zu Mitteilungen in rohester Weise gezwungen. Irgendeine Denunziation von tschechischer Seite genügte, um eingesperrt zu werden, und wie es sich in der Folge zeigte, jahrelang in Gefängnissen und in Arbeitslagern ein trauriges Los zu fristen. Welches Ausmass diese Verhaftungen annahmen, möge eine Tatsache am Rande illustrieren. Drei Tage hintereinander wurden mir die Köche vom Kochkessel weg verhaftet, den vierten rettete ich nur dadurch, dass ich ihn mit seiner Familie als landwirtschaftlichen Arbeiter weit weg von Iglau abkommandieren liess.

Der furchtbarste Mensch, ich möchte fast lieber sagen Bestie, war der Leiter der im Lager errichteten Nebenstelle des Arbeitsamtes, namens Cutka. Wo er konnte, prügelte er, schimpfte er und hetzte ständig die Lagerwache, die dann später öfters abgelöst wurde, zum Teil sogar täglich, zu allerhand Übergriffen auf. Einige Male wurden von den Soldaten eigenmächtig so unter der Hand Gepäckuntersuchungen nach Rauchwaren vorgenommen. Was diesen Herrschaften gefiel, ging mit. Cutka, ein charakterlich und moralisch gemeingefährlicher und perverser Mensch, drang mit einigen Soldaten in den Baderaum ein, in dem einige etwa 16 bis 18jährige Mädchen, die hinbefohlen wurden, badeten. Was diese Gesellschaft von den Mädchen verlangte und sie auch teilweise zu tun zwang, überschreitet jede Schilderung.

Um 4.15 Uhr wurde im Lager geweckt. Nach dem Reinigen der Baracken, Waschen und Frühstück gab es einen Morgenappell, bei dem die Arbeitskolonnen für die Arbeiten in der Stadt und im Lager auf Anordnung Cutkas eingeteilt wurden. Diejenigen Landsleute, die den ganzen Tag ausserhalb des Lagers arbeiteten, bekamen kein Mittagessen und wurden nur abends einmal verköstigt. Meine Frau und mein damals 14jähriger Sohn waren bei den Aufräumungsarbeiten im Militärhospital eingeteilt. Der dort beaufsichtigende tschechische Unteroffizier benahm sich menschlich. Er duldete es, dass die Frauen zu Mittag versteckt Suppen kochten und stellte sogar heimlich Lebensmittel zur Verfügung. Meinem Sohn, der für das Kohlenschaufeln ungeeignete Beschuhung hatte, schenkte er ein Paar feste Militärschuhe. Abends fanden die allseits gefürchteten Abendappelle statt, die oft Stunden dauerten und zu denen auch die alten Leute antreten mussten. Die aus der Arbeit aus der Stadt kommenden Landsleute wurden beim Eingang ins Lager einer gründlichen Leibesvisitation nach mitgebrachten Lebensmitteln unterzogen. Diejenigen, bei denen etwas gefunden wurde, mussten bei der Wache Zurückbleiben und wurden je nach Laune der Soldaten bestraft. Die tagsüber im Lager Verbliebenen wurden mit Küchen-, Aufräumungs- und handwerklichen Arbeiten beschäftigt. Die Jugend unter vierzehn Jahren und zurückgebliebene Mütter besorgten unter dem Kommando eines groben tschechischen Gärtners die Gartenarbeiten, das heisst den Anbau von Kartoffeln und Gemüse auf dem mit grosser Mühe umgestürzten Rasenplatz im Inneren des Lagers. Um die Verpflegung zu sichern, wurden Arbeitskolonnen aufgestellt, die aus den von den Deutschen verlassenen Häusern die eingekellerten Kartoffel- und Gemüsevorräte auf Wägelchen ins Lager brachten. Von der tschechischen Verwal-

tung wurden Hülsenfrüchte, Mehl, Brot, Kaffee-Ersatz, Fettstoffe und Zucker zur Verfügung gestellt. Ich bestellte einen Wirtschaftsführer, dem die Verwaltung der Lebensmittel und die Oberaufsicht über die Küche zufiel. In der späteren Zeit wurde eine eigene Kinderküche bewilligt, in der die Mütter den Brei oder die Suppe für ihre Kleinkinder selbst und dann, die letzten Tage, unter einer bewährten einheitlichen Leitung einer deutschen Frau kochen durften. Die Krankenbaracke war in der Betreuung eines internierten deutschen Arztes, dem freiwillige Helferinnen zur Seite standen. Schwer Erkrankte und Todeskandidaten wurden durch Vermittlung des Roten Kreuzes in die gewesene Polizeikaserne auf dem Brünnerberg gebracht. Die Arzneien wurden etwa gegen Mitte Juni gegen Bezahlung aus den Mitteln der Erkrankten aus einer Apotheke geholt.

Nach 9 Uhr abends durfte niemand die Baracke verlassen, durch diese Anordnung ergaben sich wegen der Latrinenbenützung ständige Schwierigkeiten. Ich selbst musste bis 11 Uhr nachts zur Verfügung stehen. Da ich auch in der Nacht einige Male aus der Baracke geholt wurde, gab es für mich oft nur zwei, höchstens vier Stunden Schlaf. Um mich wenigstens tagsüber zu entlasten, bat ich um die offizielle Bestellung eines Stellvertreters, die mir auch in den letzten Tagen zugestanden wurde. Für die Erledigung der schriftlichen Arbeiten hatte ich eine Lagerkanzlei eingerichtet und fand eine Reihe von verlässlichen Mitarbeitern, denen ich zu grossem Dank verpflichtet bin. Passierscheine, Arbeitsnachweise, Präsenzlisten, Verpflegungsmeldungen, private schriftliche Angelegenheiten der Internierten usw. wurden in dieser Lagerkanzlei erledigt.

Am 23. Juni erschien eine russische Offiziersfrau im Lager mit dem Ausweis des russischen Stadtkommandanten, um sich ein deutsches blondes Kind zur Adoption auszusuchen. Bereits schon zweimal vorher war durch russische Offiziere dasselbe Ansinnen gestellt worden. Derjenige, der diese Szenen nicht miterlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, welche Angst und welche Panik unter den deutschen Müttern damals entstand. Trotz der Proteste, Bitten, Jammern und Weinen wurde doch das Kind weggeschleppt.

Am 24. Juni ging der erste grosse Transport aus dem Lager weg, nachdem am Vortag Listen jener Landsleute aufgestellt werden mussten, die angaben, nicht Mitglieder der gewesenen NSDAP gewesen zu sein. Ich selbst als Lagerführer war der Meinung, dass es sich um die Verschickung in ein anderes Arbeitslager oder um Landarbeiten handeln würde, zumal vorher kleinere Gruppen auf Dörfer der weiteren Umgebung abgingen. Doch schon am nächsten Tag sickerte die Meldung durch, dass dieser Transport über Stauern nach Österreich ging. Vor Abgang dieses Transportes wurde abermals eine genaue Durchsuchung des Gepäcks durch die tschechischen Soldaten durchgeführt.

Es folgt die Schilderung der Austreibung der noch im Lager verbliebenen Deutschen, die am folgenden Tag ebenfalls zur österreichischen Grenze in Marsch gesetzt wurden¹.

¹ abgedruckt unter Nr. 96.

Erlebnisbericht der Kindergärtnerin Margarete Zimmermann geb. Hawelka aus Friedrichsdorf bei Iglau.

Original, Januar 1956, 10 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Die Internierung der deutschen Bevölkerung der Iglauer Sprachinsel
Ende Mai 1945; Vorgänge und Verhältnisse in den Lagern Gossau,
Brünnerberg und Obergoss bis April 1946.**

Im ersten Teil des Berichts schildert die Vfn. ihre Erlebnisse in den 'Wochen vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee'¹,

Am 28. Mai war ich wegen grosser Schmerzen in meiner Hand nicht zur Arbeit gegangen, zu meinem Glück, denn so blieb ich wenigstens mit meiner Mutter beisammen. Gegen 10 Uhr vormittags kamen Soldaten mit dem Befehl, innerhalb 20 Minuten mit Handgepäck das Haus in Richtung Iglau zu verlassen. Wir hatten ja nicht mehr viel zu tragen, aber das Ehepaar Herd, beide über 70 Jahre alt und kränklich, war fassungslos. Aber es half ihnen kein Bitten, und sie mussten – ihre zusammengerafften Sachen auf einem alten Kinderwagen geladen – ihr sauberes Häuschen verlassen. Aus allen Richtungen kamen die Deutschen mit Wägelchen und Bündeln und mussten durch ein Spalier von spuckendem und höhnedem tschechischen Mob. Es gab auch Schläge und Fusstritte. Einer deutschen Lehrerin wurden die Zähne eingeschlagen.

Unser erstes Ziel war der Sportplatz beim Kreisgericht. Am Tor wurden wir von einem Mann und einer Frau in russischer Uniform abgetastet. Russische Posten mit MP forderten auf, allen Schmuck, Edelmetalle, Photoapparate usw. bei Todesstrafe abzugeben. Gepäck wurde durchwühlt. Dort wurde mir das letzte Köfferchen mit einigen besseren Sachen abgenommen. Den letzten Ring trat ich in den Sand, als ich keinen Ausweg mehr sah. Einige tausend Menschen standen in glühender Hitze dicht beisammen. Erst nach Stunden ging das Tor auf, und wir wurden durch ein Spalier von Tschechen auf die Altenberger Strasse gedrängt und wahllos nach Süden oder Norden gewiesen, egal, ob Familienglieder getrennt wurden. Unser Zug bewegte sich durch die Speratusgasse, das Frauentor, quer über den Marktplatz zur Brünnergasse. Ein unvergesslicher Anblick, meist alte Leute, Gebrechliche, Frauen mit Kindern, mit sichtlich schnell zusammengeraffter Habseligkeit, auf allen möglichen Kleinfahrzeugen, in der Hand oder auf dem Rücken, mühten sich den Brünnerberg hinauf in das Gelände des grossen Gossauer RAD-Lagers. Aber wie sah es da aus! Stunden brauchten wir zum Aus- und Aufräumen, bevor wir, ca. 20 Personen, in einer Stube Platz fanden. Türen und Fenster fehlten überhaupt. Durch Schlägen auf eine grosse Sägescheibe wurden wir zum Appell gerufen und hörten nun vom «Velitel», einem sich laut und wichtigtuenden tschechischen Leutnant, wo wir waren. Es hiess ungefähr: Sie sind in einem KZ, nichts gehört Ihnen mehr, alles ist Eigentum des tschechischen Volkes. Besitz von Wertsachen wird streng bestraft. Wer

¹ abgedruckt unter Nr. 14.

nach Einbruch der Dunkelheit ausserhalb der Baracke angetroffen wird, wird erschossen. Wer Selbstmord begeht, dessen Sippe wird ausgerottet. Lebensmittel stehen den Deutschen nicht zu. Alles Mitgebrachte muss für die gemeinsame Küche abgegeben werden.

Für die Nacht wurden Türen und Fenster verrammelt, aber mit Brecheisen verschafften sich die Russen Einlass, holten sich ihr Freiwild teils mit Gewalt heraus, teils begingen sie auch ihre Schandtaten vor allen Anwesenden. Männer, die sich schützend der Frauen annahmen, wurden brutal geschlagen. Um 4.15 Uhr war Wecken, eine Stunde später Appell mit Arbeitseinteilung. Verschiedene Gruppen mussten ausserhalb des Lagers arbeiten, bei Bauern oder in der Stadt. Der Rest wurde im Lager unter Bewachung beschäftigt mit Aufräumen und Gartenarbeit. Jedes Fleckchen Brachland wurde sofort mit Gemüse bebaut. Aus den gesammelten Vorräten gab es nur eine dünne Suppe einmal täglich, morgens und abends Kaffeewasser. Nacht für Nacht kamen dieselben Verbrecher, begleitet von Schiessereien, und ich habe es wohl nur der Hilfe meiner Mutter und einem guten Versteck zu verdanken, dass ich nicht auch ihr Opfer wurde. Die Krankheiten häuften sich, vor allem Ernährungsstörungen stellten sich ein. Eine Isolierbaracke musste eingerichtet werden. Es fehlte an ausgebildetem Pflegepersonal, an Wäsche, Desinfektionsmitteln und Medikamenten. Nur einige primitive Bettstellen mit alten Strohsäcken waren da. In der Hoffnung, dort selbst nachts sicherer zu sein, meldete ich mich zum Nachtdienst und wurde so Krankenschwester. Gleich in der ersten Stunde starb eine unbekannt Diakonissin aus Schlesien, die wahrscheinlich von einem Treck hatte Zurückbleiben müssen. Ihren Namen konnte sie uns nicht mehr sagen. Vermutlich war sie an Typhus gestorben, aber wir waren gewarnt worden, davon zu sprechen, weil man sonst Liquidierung des Lagers befürchtete. Sooft ich zur Lagerleitung musste, die den Herren Eman. Müller und Richly übertragen war, sah ich herüber zur Wachbaracke an der Strasse. Ganze Kolonnen unserer deutschen Gefangenen kamen vorbei, meist barfuss, mehr taumelnd als gehend. Immer wieder wurden sie von unserer Wache aufgehalten und mit allen Schikanen durchsucht. Wir Internierten durften uns nicht nähern.

Am 7. Juni nachmittags ging Dr. Klima als erster deutscher Arzt von Stube zu Stube und riet allen Gehbehinderten und Kranken, sich sofort mit ihren Sachen von dazu bestimmten Leuten herunter in die ehemalige Irrenanstalt am Brünnerberg transportieren zu lassen. Zu mir sagte er: «Machen Sie schnell, das Lager soll bald verlegt werden.» Wir hatten ca. 20 bis 30 Leute heruntergebracht, als ich gegen 19 Uhr meine Mutter, die bis dahin beim Bauer gearbeitet hatte, zum Mithelfen herunterführen wollte. Schwere Gewitterwolken hingen in der Luft. Als wir zum Tor kamen, liess uns die Wache nicht mehr heraus. Gleichzeitig wurde Alarm geschlagen. Aus der Baracke der Lagerleitung kamen Dr. Meisel¹ und Dr. Klima und gaben mir übersetzend den schlimmen Auftrag, dem deutschen Lagerleiter auf dem Appellplatz zu überbringen, dass alle Lagerinsassen mit ihrem Gepäck sich sofort beim Ausgang anstellen sollten. Es herrschte grosse Be-

¹ Dr. Meisel führte die Aufsicht über sämtliche Internierungslager in Iglau; vgl. Bericht Nr. 31, S. 182.

stürzung und alles lief durcheinander. Oberhalb des Lagers bliesen Hörner, irgendwo peitschten Schüsse, es wetterleuchtete, bald fing ein Sturm an, der Himmel verdunkelte sich, Blitz und Donner krachten, und aus dicken Tropfen wurde ein Wolkenbruch. War der Jüngste Tag angebrochen? Vor mir fiel eine Frau hin vor Angst und bettelte: «Helfen Sie mir, meine Mutter kann doch nicht gehen, und ich bin auch krank.» Ich lief zu Dr. Klima, und der wiederum erreichte nach eindringlichen Vorstellungen beim Velitel und Dr. Meisel, dass die Kranken in den Baracken verbleiben sollten, um später abgeholt zu werden. Ich jagte mit diesem Bescheid von Baracke zu Baracke. Es blieben nur wenige, denn sie fürchteten das unbekanntes Schicksal. Es war schon dunkel, als die letzten des Elendszuges im Regen das Tor passierten, um im Obergosser Lager nach Stunden völlig durchnässt anzukommen. Eine teuflische Methode, möglichst viele Menschen krank zu machen und sterben zu lassen.

Für uns gab es an diesem Abend noch viel zu tun, bis wir den Rest der Kranken auf den Brünnerberg gebracht und so recht und schlecht versorgt hatten. Wir, meine Mutter und ich, verblieben u.a. bei den Kranken auf dem Brünnerberg. Dr. Klima entwickelte ein Organisationstalent und eine Verhandlungsgeschicklichkeit mit den Tschechen, die grösste Anerkennung verdient. Er hat sich auch tüchtige Mitarbeiter herangezogen und war stets auf das Wohl aller bedacht. Er hat für viele das Dach über dem Kopfe besorgt, das ihnen vielleicht das Leben rettete, und die Schwerkranken davor bewahrt, im Strassengraben zu sterben. Sofort wurden der tschechischen Wache am Tor zwei Schwestern zugeteilt, die die nun laufend ankommenden Kranken und Alten gleich versorgen konnten. So empfingen wir auch die Elendsfuhrer aus dem Helenenthaler Lager nach dessen Auflösung¹. Die meisten hatten schweren Durchfall und waren schon so geschwächt, dass sie sich selbst gar nicht mehr helfen konnten. Viele konnten wir nur auf blankes Stroh betten, viele auch nur auf den blossen Holzboden. Im Wesentlichen konnten wir auch immer nur den grössten Unrat von Mensch, Wäsche und Boden reinigen, denn Medikamente fehlten zunächst überhaupt und konnten erst nach Tagen oder Wochen über gut gesinnte Tschechen besorgt werden. Die Menschen starben wie die Fliegen, und die Totenkammer reichte nicht mehr aus. In den ersten Tagen waren von einer Durchschnittsbelegung von 800 bis 1'500 Personen täglich 10 bis 15 Tote zu verzeichnen. Immer wieder wurden die Lagerinsassen zum Mithelfen bei der Identifizierung aufgerufen. Wenn dann Dr. Meisel, der jüdische Gebieter über alle deutschen Lager, zur Inspektion erschien, dann sagte er manchmal mit Fingerzeig auf die Verstorbenenanzahl: «So wenig!» Vor uns beim Appell betonte er zynisch: «Hier ist das reinste Sanatorium!» und pries die humane Art, mit der wir im Vergleich zu den Juden in den deutschen KZ behandelt werden.

Der Zustrom aus der Stadt, den Dörfern und Lagern riss nicht ab. Das Kreiskrankenhaus schickte alle deutschen Patienten hin, gleichgültig der Schwere des Leidens und der fehlenden Behandlungsmöglichkeiten bei uns, ebenso die staatlichen Irrenanstalten.

¹ Über die Verhältnisse in diesem Sammellager für die Internierungsaktionen in Iglau seit Mitte Mai 1945 s. Bericht Nr. 31, S. 181 und Bericht Nr. 95, S. 434.

Erst ab September 1945 nahm das Allgemeine Krankenhaus chirurgische Fälle, Entbindungen und ansteckende Krankheiten ausser Tbc wieder an. Aber anfangs waren wir weit und breit das einzige deutsche Krankenasyl und Altersheim. Der Raum wurde zu eng, und deshalb mussten alle irgendwie Arbeitsfähigen wieder fort in Arbeitslager. Die Küche tat, was sie konnte, aber es reichte doch nur zu dem Malzkaffee und 100 g Brot am Morgen, einer mässigen Eintopfsuppe mittags und Kaffee oder Suppe abends. Auch an eine Kleinkinder- und Diätküche war gedacht, aber die zugeteilte Milch reichte kaum für die Säuglinge. Und doch hatte unser Lager gegenüber den anderen den Vorteil, dass es ein festes Haus war mit fliessend Wasser und sanitären Anlagen. Zu bestimmten Zeiten gab es sogar Warmwasser zum Reinigen. Vorne am Tor stand in russischer Sprache das Wort «Krankenhaus», das uns vor Eindringlingen schützte. Kam jedoch ein Russe bis ins Vorhaus, so wurde er von den Herren Strobach oder Müller in seiner Sprache aufgeklärt über die Infektionsgefahren. Alle zogen es vor, wieder zu gehen. Die Wache (6 Mann) war launenhaft, unberechenbar, oft beeinflusst von Hetzkampagnen ausserhalb. Das Niveau der Anrede bewegte sich bei «babi, zenski, kurvi»¹. Es gab auch Durchsuchungen in den Schlafsälen, obwohl bereits jeder Neuankömmling sehr genau untersucht wurde und sie die überflüssig erscheinenden besseren Sachen «beschlagnahmen». Kleine Verstösse, z.B. gegen die tschechische Gruss- und Meldepflicht, wurden streng mit Kellerarrest bestraft. Ein ca. 20jähriges Mädchel war mindestens zwei Wochen im Keller in einer Einzelzelle als «Spionin»; sie selbst sagte, weil man Tagebuchnotizen bei ihr gefunden hätte. Im Sommer musste ich durch Wochen, von einer Wache begleitet, einer jungen Tschechin das Essen in den Keller bringen, der infolge einer Verwechslung mit einer Gesuchten gleichen Namens der Kiefer eingeschlagen worden war. Ich durfte nicht mit ihr sprechen. Auch kranke Kriegsgefangene wurden vorübergehend bei uns behandelt. Meine Mutter erklärte mir bald, dass sie dieses Elend ebenfalls krank mache, sie meldete sich lieber zu schwerer Feldarbeit. Trotz der strengen Sauberkeit und eines resoluten Reinigungskommandos vermehrte sich das Ungeziefer bei der räumlichen Enge. Weil keine Möglichkeit zum Bügeln war, fand man oft schon in der reinen Wäsche Läuse. Und die Wanzen waren auch nicht mehr aufzuhalten.

Zwischendurch gab es aufregende Nächte mit erhöhter Alarmbereitschaft, weil man Stürmung der Deutschenlager durch aufgehetzten tschechischen Mob befürchtete. Anscheinend gab sich die Bewachung Mühe, einen Überfall zu verhindern. – Unvergesslich wird es mir bleiben, wie sich der grosse Raum in meiner Abteilung mit über 20 angesteckten Frauen füllte. Teils waren es Mütter von kleinen, auch grossen Kindern, teils ganz junge Geschöpfe, die irgendwo überfallen worden waren und nun ganz verzweifelt nach Möglichkeit zur Beschaffung von Medikamenten suchten. Durch die Verzögerung dauerte es oft lange und gab ernsthafte Erkrankungen, bis wirklich geholfen werden konnte. Ebenso werde ich nie vergessen, wie blutjunge Mädchen an Tbc sterben mussten, weil uns jede Möglichkeit zur Hilfe genommen war. Auf der Flucht vor den

¹ «Weiber. Frauenzimmer. Huren».

Russen hatten sie sich eine Lungenentzündung geholt, konnten sich nicht auskurieren, sondern mussten bei Bauern schwer arbeiten, bis sie zusammenbrachen. Einige Wochen siechten sie bei uns dahin, bis sie an völliger Auszehrung starben. Wir hatten ja nicht einmal Milch oder sonst einen Zusatz für sie. Oder wer könnte das Stöhnen der Emmi Strauss vergessen, die aus dem Städtischen Krankenhaus mit einer Lähmung, ohne Angabe der bisherigen Behandlung, bei uns eingeliefert wurde und auch bald sterben musste. Dann musste ich Irre betreuen, Epileptiker mit Tobsuchtsanfällen, Schwachsinnige, eine Bauersfrau, die nach schweren Misshandlungen wahnsinnig wurde, kindische alte Leute. Ich fürchtete mich schon, morgens die Türen zu öffnen, und nur mit einer tapferen jungen Schlesierin gemeinsam konnte ich überhaupt diesem Elend, so gut es eben ging, begegnen. Wir hatten gerade unsere derart Kranken gesäubert, als der sinnlose Befehl der Verlegung derselben nach Staunern kam. Wie Vieh wurden dieselben bemitleidenswerten Geschöpfe nach vier Wochen völlig verwahrlost zurückgebracht¹.

Ausser Dr. Klima waren dann noch die Ärzte Dr. Eliasch und Dr. Czopa eingetroffen, die regelmässige Krankenvisiten machten und halfen, was in ihrer Macht stand. Nicht mehr helfen konnten sie z.B. der Frau Kabelka, die mit einer schweren Blutvergiftung aus dem Lager Stannern kam und starb. Frau Kabelka war als Kreisfrauenschaftsleiterin in Iglau tätig gewesen und hatte deshalb besonders zu leiden. Erst als es bereits zu spät war, durfte sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Gross war auch die Empörung, als eines Tages ein todkrankes Kind gebracht wurde, das eine Russin einer deutschen Mutter im Lager Obergoss weggenommen hatte². Ob man seinen Namen erfahren hat, weiss ich nicht. Oder der Fabrikant Krebs, der, skalpiert und mit einer riesigen Wunde, nach qualvollen Monaten doch sterben musste. – Ich möchte nicht noch mehr so traurige Fälle anführen.

Inzwischen konnte auch die Dentistin Fräulein Balloun irgendwoher völlig veraltete Geräte für die Behandlung auftreiben, und sie half so vielen von ihren Zahnschmerzen. Langsam war es auch wieder möglich, Brillen und Medikamente auf eigene Kosten zu besorgen. Finanziert wurde unser Lebensunterhalt durch zulässige Beträge, die man von zur Währungsumstellung abgelieferten Sparbüchern ahob und zum grösseren Teil einbehielt, und durch die Verdienner ausserhalb, deren Lohn zu 80% dem Lager verblieb.

Auch eine Kapelle durfte im Hause eingerichtet werden, und ein tschechischer Priester hielt tschechische Andachten. Dieser Raum war aber oft auch die einzige Möglichkeit, mit einem Besuch von ausserhalb, der zu ambulanter Behandlung kam, deutsch zu sprechen, denn offiziell war nur die tschechische Sprache erlaubt. Erst nach und nach lockerten sich diese Massnahmen von selbst.

Mein Vater war nun im Kreisgericht, und ich durfte mir monatlich einmal einen Passierschein zu einer Sprecherlaubnis holen³. Wir durften die Wäsche für ihn waschen

¹ Über das Lager Stannern vgl. auch Bericht Nr. 95, S. 434 f. und Nr. 96, S. 436 f.

² Über diesen Vorfall vgl. Bericht Nr. 31, S. 186.

³ Der Vater der Berichterstatlerin war am 9. Mai verhaftet worden; vgl. den ersten Teil des Berichtes, abgedruckt unter Nr. 14.

und ihm bei dieser Gelegenheit etwas Essbares schicken. Durch Kassiber unterrichteten wir uns gegenseitig über die wichtigsten Ereignisse.

Ende September war die Einzelausreise nach Österreich etwas erleichtert, und einige Familien nutzten diese Gelegenheit. Ich sah darin auch eine Möglichkeit, eventuell mit meinen vermissten Brüdern von Österreich aus in Verbindung zu kommen, um sie vor einer Rückkehr nach Iglau zu bewahren. Leider wurde meine Mutter am Wege zur Arbeit verhaftet, weil sie ihrem Bruder, der in einer Gefangenenspalade vorbeiging, ein Stück Brot zustecken wollte. Sie wurde in der Tiefen Gasse drei Wochen eingesperrt, ohne über den Vorfall mit ihr zu sprechen. Man brauchte eben wieder eine Putzfrau. Erst durch den Oblastní Velitel¹, der meinen Bruder gekannt hatte, wurde meine Mutter wieder befreit.

Weil wir für den Winter schlecht gekleidet waren, bekam Mutter die Erlaubnis, vom Národní Výbor in Friedrichsdorf etwas zu holen. Wir hatten auch gehört, dass unsere Sachen ausgegraben worden waren. Schöbige fremdes Zeug warf man meiner Mutter hin mit den Worten: «Das ist gut genug für Sie!» Bei Bäcker Schrammel auf dem Boden hatten wir Vaters Wintermantel untergebracht. Die tschechische Nachfolgerin gab ihn anstandslos heraus und noch Lebensmittel dazu.

An einem Novembertag war auch Dr. Klima abgereist. 24 Stunden später wurde er überall gesucht. Gutgesinnte Tschechen müssen ihm in letzter Minute über die Grenze geholfen haben. Unser Velitel hatte anerkennende Worte für Dr. Klima.

Vor dem Stadtbahnhof stand eine Baracke, die mit einigen Paradebetten und Einrichtungsgegenständen für sanitäre Betreuung immer in blitzender Sauberkeit gehalten werden musste, angeblich für den «Odsun němců»². Dort mussten wir Schwestern nun abwechselnd Dienst machen. Es schien uns so, als ob diese Einrichtung nur für etwaige höhere Kommissionen zur Besichtigung da war, denn benützt wurde sie für Transporte Deutscher nie, solange wir dort waren.

Unser Weihnachtsfest: Ein guter Klavierspieler durfte sich sogar ein altes Klavier ins Lager bringen lassen, und Frau Alee und Helli Schuhei sangen vor andächtig Lauschenden deutsche Weihnachtslieder. Die Kinder standen vor einem richtigen Weihnachtsbaum. Am ersten Feiertag gab es zum erstenmal eine richtige Mahlzeit, d.h. Suppe, Knödel mit Sauerbraten (allerdings Pferdefleisch), das bestens zubereitet war und alle beglückte. Auch eine Lagerbücherei, bestehend aus alten Klassikerausgaben, durfte in den Weihnachtstagen Bücher verleihen. In der Silvesternacht öffneten wir das Fenster und hörten auf den Klang unserer «Susel».

Gleich nach den Feiertagen zog ein neuer Velitel, namens Musil, ins Lager. Anscheinend war doch unserer schon zu warm und gut geworden mit den «zatraceni nernci»³. Musil war von der Polizei und von andern Lagern her bekannt als brutal. Der neue Wind wehte auch den Geheimdienst zu Verhören ins Lager, und meine Ahnung

¹ Bezirkskommandant.

² «Abschub (Ausweisung) der Deutschen».

³ «verfluchten Deutschen».

bestätigte sich, Mutter und ich wurden mit acht Frauen und zwei Männern mit unbekannter Zielangabe fortgebracht. Am selben Tage wurden einige Hundert Lagerinsassen ins Aussiedlungslager nach Altenberg (BMW-Baracken) gefahren, von wo Ende Januar der erste Transport nach Westdeutschland ging. Wir jedoch wurden in das schon mehrfach geschilderte Lager Obergoss gebracht, um das nun ein hoher Bretterzaun mit viel Stacheldraht war. Es war ein Ausweichlager des Kreisgerichtes Iglau, das völlig überfüllt war¹. Wir waren also verhaftet. Ausnehmend viel Gendarmen waren zu unserer Bewachung da, die jedoch, jedenfalls zu uns Frauen, durchaus höflich und hilfsbereit waren, denn es war bitter kalt. Es waren dort noch ca. 200-300 Männer und 30–40 Frauen, davon mindestens ein Drittel Tschechen (Kollaboranten), die irgendwo mit Deutschen zusammenarbeiten mussten. Die Männer wurden zwar nicht so rücksichtsvoll behandelt und mussten auch auf Arbeit gehen, aber von Prügeleien, wie sie in den ersten Monaten an der Tagesordnung waren, habe ich nichts mehr gehört. Ich musste mir gleich eine Blechschachtel mit Verbandszeug vom Velitel unter den Arm nehmen und mit einer Wache von Raum zu Raum gehen. Fast die Hälfte aller Männer hatte Abszesse oder offene Wunden, besonders an den Beinen, vernachlässigt und nicht selten gefährlich. Der allgemeine Gesundheitszustand war schlecht, und noch junge Männer sahen oft aus wie Greise. Auf meine Vorstellungen beim tschechischen Lagerleiter, dass die vorhandenen primitiven Verbandsachen dringendst einer Ergänzung bedürfen, liess er den tschechischen Lagerarzt, Dr. Fürst, kommen, der Untersuchungen durchführte, Medikamente verordnete und mir Anweisungen gab. Der Velitel war in diesen Dingen nicht kleinlich, und so bekam ich nach und nach das nötigste zur ersten Hilfeleistung zusammen. Die ehemalige Krankenbaracke des RAD-Lagers durfte ich wieder für Revierzwecke säubern. Die wirklich Kranken durfte ich dort pflegen und hatte selbst eine saubere Unterkunft dort. Nicht gern hatte ich mich aber von den anderen Frauen getrennt, denn wir hatten uns durch Ast- und Bohrlöcher zur Unterkunft der Männer, die in der Stadt arbeiteten, einen gut funktionierenden Informationsdienst geschaffen, denn sonst hatte man ja keine Möglichkeit, von ausseralb etwas zu erfahren. So hörten wir u.a. auch, dass unser Vater von Iglau nach Kuttenberg übergeben worden war.

Eines Tages holte mich der Velitel in die ehemalige Führerbaracke, die er sich zum Lagerbüro herrichten liess, zeigte auf die beschmierten Wände und äusserte sich: «To je bolsevistsicka kultura.»² Ich muss dumm geguckt haben, denn er sagte weiter: «Ich habe den Deutschen auch heimgezahlt, was sie mir angetan haben, aber vieles, was bei uns passiert ist, ist wirklich eine Schande. Sie brauchen sich nichts gefallen zu lassen, sagen Sie mir nur, wenn Sie einer von da drüben» – auf die Wache zeigend – «belästigt. Ich habe auch zwei Töchter in ihrem Alter. Was können Sie schon verbochen haben!» Er

¹ Das ehemalige RAD-Barackenlager in Obergoss war zunächst als Sammellager für deutsche Kriegsgefangene, seit Ende Mai 1945 als Internierungslager für die deutsche Bevölkerung von Iglau benutzt worden. Über die damaligen Zustände in diesem Lager s. Bericht Nr. 31, S. 182 ff.

² «Das ist bolschewistische Kultur».

selbst benahm sich mir gegenüber sehr korrekt und liess durchblicken, dass er oft eine andere Haltung zeigen müsse, als seiner Überzeugung entsprach. Die älteren Gendarmen hatten auch ab und zu meine helfende Hand in Anspruch genommen und steckten mir dafür nach jedem freien Hausurlaub ein Stück Wurst oder Kuchen in die Tasche: «Damit es ja niemand bemerkt.» So waren sie alle. Einer fürchtete den andern¹, und deshalb Überboten sie sich nach aussen hin in Abfälligkeiten gegenüber den Häftlingen. Die Verpflegung war besser als im Internierungslager. Ein tschechischer Gemüsehändler aus Jarmeritz kochte gut und abwechslungsreich. Man war ja bescheiden geworden, aber für arbeitende Männer reichte die Portion nicht aus. Täglich einmal fand der übliche Ausgang im Lagerrund statt, bei dem man immer wieder neue Gesichter sah. Sogar der Humor brach trotz der traurigen Situation manchmal durch. So musste ich einmal beim Rundgang hinter Männern gehen und hörte diese (der Wachposten war zufällig weiter entfernt) nach der Melodie des Berghäuermarsches summen: «Was soll denn das nur werden, wenn alle Leute sterben, hauts ihn eine in das kühle Grab, den Falot ... und werfts grosse Staner drauf, sonst steht er am End wieder auf ..

Eines Tages bekam ich in Dr. Hajek, dem bekannten Iglauer Internisten, einen Chefarzt, der mir nun die Verantwortung abnahm.

Am 3. April winkte mir Velitel X. aus der Kanzlei mit einem Brief. Ohne diesen zu lesen, drückte er seinen Zensurstempel drauf und überreichte mir das Schreiben meines Onkels August Siegl aus Norddeutschland, wo er nach der Gefangenschaft sich aufhielt. Ein Böhmerwäldler hatte den Brief mit unserer tschechischen Lageradresse in Neuern aufgegeben. Durch die Umsicht des H. Strohbach vom Brünnerberg verschwand er nicht in den Papierkorb des Velitel Musil, sondern brachte uns die ersten Nachrichten von vielen Verwandten. Die Frau eines ehemaligen deutschen Polizeioffiziers von Iglau hatte um die Weihnachtszeit die Ausreisegenehmigung bekommen und nach einer abenteuerlichen Fahrt Westdeutschland erreicht, von wo sie unseren Verwandten unsere damalige Anschrift angeben konnte. Es war erstaunlich, auf welch verschlungenen Pfaden wir so noch kurz vor unserer Aussiedlung wichtige Nachrichten erhielten, die uns und unseren Verwandten später in Deutschland viel Suchen ersparten.

Abschliessend folgt die Schilderung der Ausweisung über das Lager Altenberg in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands².

¹ Ähnliche Beobachtungen machten auch deutsche Lagerinsassen, die zur Arbeit in die Stadt geschickt wurden, wo sie von verschiedenen Tschechen heimlich Zigaretten, Brot und Lebensmittelmarken zugesteckt bekamen: «Es öffnete sich bloss die Tür, eine Hand kam heraus, so dass man nicht wusste, wer der Spender war.» So berichtet der Lehrer F. K. aus Iglau, der sich zur selben Zeit im Lager Altenberg befand. (Erlebnisbericht; Original, ohne Datum, 9 Seiten, mschr.)

² abgedruckt unter Nr. 104.

Bericht des Lehrers Laurenz Hawelka aus Friedrichsdorf bei Iglau.

Original, Ende 1955, 5 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den
Landgemeinden der Iglauer Sprachinsel.**

Der erste Teil des Berichtes enthält eine allgemeine Darstellung der Ereignisse beim Einmarsch der sowjetischen Truppen und bei der Internierung der Stadtbevölkerung.

Die Bauern des Iggellandes waren beim Zusammenbruch fast 100% auf ihren angestammten Höfen. Fast niemand war geflüchtet. Ausser der bodenständigen deutschen Bevölkerung waren noch viele Flüchtlinge aus Schlesien in Stadt und Land, die nun von den Tschechen abtransportiert wurden ... Unsere Bauern hatten in den Tagen nach dem 8. Mai 1945 unter den Requirierungen und Ausschreitungen der Soldaten zu leiden. Kaum hatten sich diese etwas beruhigt, erschienen benachbarte Tschechen und Partisanen. Und nun begann eine schreckliche Leidenszeit. Aller kleinlicher persönlicher Nachbarschaftshass, der sich in den letzten Jahren angesammelt hatte, tobte sich nun auf die deutschen Bauern aus. Misshandlungen, Folterungen und Morde waren an der Tagesordnung. Besonders schlimm war es in Bergersdorf, Schlappenz, Giesshübel, Altenberg, Stannern u.a., in den von den Tschechen besonders verhassten Gemeinden. Aber noch waren die Bauern auf ihren Höfen. Erst als man in der Stadt die Deutschen aus ihren Wohnungen trieb¹, da begann auf dem Lande der gewaltsame Besitzwechsel. Tschechen erschienen und erklärten sich als neue Herren des Hofes, der eigene Knecht spielte sich plötzlich als Hofherr auf, und unsere Bauern wurden so über Nacht zu Knechten und Mägden, zu Arbeitssklaven auf ihren eigenen Höfen degradiert. Die meisten zogen in die Gesindekammern um, hatten aber bei all ihrem Elend den Städtern gegenüber doch einen Vorteil: Sie hatten wenigstens doch ein Dach über dem Kopf, hatten etwas Nahrhaftes zum Essen, und es blieben ihnen die Todesmärsche zur Grenze² erspart.

Dieses Knechtsein am eigenen Hof dauerte meist bis in den späten Sommer 1945 hinein, dann wurden die Bauern und ihre Angehörigen willkürlich in der Gegend zur Zwangsarbeit eingeteilt, wo eben Bedarf bestand. Schon im Sommer waren einige vorwiegend bäuerliche Internierungslager entstanden, meist in den vorhandenen RAD-Barrackenlagern³. Das grösste in Pattersdorf, kleinere in anderen Sprachinseldörfern, so

¹ s. hierzu Bericht Nr. 31, S. 182 f.

² s. hierzu die unter Nr. 95; Nr. 96; Nr. 97 abgedruckten Berichte.

³ Über die Internierung der deutschen Bevölkerung von Schlappenz berichtet Herr Franz Neubauer jun.:

«Der schlimmste Tag in der Geschichte der Gemeinde Schlappenz kam am 19. Juli 1945. Der Tag der Vertreibung von Haus, Hof und Scholle, man kann sagen Raub des wertvollsten Gutes, das man besass: ‚die liebe Heimat‘⁴. Morgens kam der Befehl, dass die Gemeinde von der deutschen Bevölkerung binnen einer Stunde geräumt sein muss. Es durfte nur das allernotwendigste an Hausrat, Kleidung und Wäsche, sofern noch was da war, mitgenommen werden. Alles andere

auch in Friedrichsdorf hinter der Säge Ofenböck. Von diesen Unterkünften aus musste zur Arbeit gegangen werden. Die meisten Bauern arbeiteten aber immer noch auf Höfen, wohnten auch noch dort, sei es nun auf eigenen oder fremden im Sprachinselngebiet oder auf solchen in der tschechischen Umgebung des Iggellandes.

musste liegen- und stehengelassen werden, welches gleich von den sogenannten Neusiedlern in Besitz genommen wurde. Diese waren zum Grossteil schon in die Häuser eingezogen. Das wenige Gepäck wurde von mehreren Familien zusammen auf einen Wagen geladen, auf welchen auch noch die alten und gebrechlichen Leute, die nicht mehr laufen konnten, gesetzt wurden.

In diesen Minuten spielten sich Szenen ab, für die man gar keine Worte finden kann. Es war ein Abschiednehmen für immer von dem, was man über alles liebte. Mitnehmen konnte man nur all die Erinnerungen, sei es von guter oder schlechter Art. Doch es war dies das einzige, welches von niemandem diesen Menschen geraubt werden konnte.

Es setzte sich ein Zug zusammen, den man nicht mal einem Trauerzug vergleichen konnte. Eine Länge, vom Dorfende bei Bärtl, Haus Nr. 11 (Mörkes), bis zur Pfaffendörfer Höhe. Und weiter ging dieser schwere Gang des Zuges über Pfaffendorf hinaus bis nach Pattersdorf ins Sammlager.» (Bericht; Original, Ende 1955, 6 Seiten, mschr.)

Eine Internierungsaktion in Deutsch Giesshübel schildert die Bauerntochter L. S.: «Am 20. Mai 1945 wurde in der Volksschule ein Teil der Giesshübler untergebracht. Das Gepäck wurde durchsucht, Schmuck, Eheringe weggenommen, Wäsche und Kleider nur zum einmal Wechseln gelassen. Alle jungen Leute mussten bei Tag auf die Höfe arbeiten gehen. Niemand ahnte, was geschehen wird. Am 6. Juli wurde bekanntgegeben, wer nächsten Tag das Dorf verlassen muss (60 Personen). In der Nacht kamen noch Russen und Tschechen und nahmen uns die letzte Habe. Mich wollte man von Mutter und Tante trennen und allein ins Ungewisse schicken. Unser tschechischer Nachbar Valenta unterstützte unser Bitten beim Národní Výbor, und meine Mutter und Tante konnten mit. Es hiess, nur mitnehmen, was man tragen konnte, es geht zu Fuss und weit. Niemand wusste wohin. Wir gingen los, und es wurden doch drei Gespanne mitgegeben. Partisanen, Tschechen aus den Dörfern Jesau, Irschings und Weissenstein, gingen mit Gewehren neben uns her. Über Altenberg, Stecken, Schlappenz, Pattersdorf. Liefen die Pferde Trab, mussten wir mit. Frau Lehrer Wittek hatte ein Baby (Friedrun) im Wagen und konnte nicht mehr. Wir halfen und blieben etwas zurück, schon kam ein Jesauer Partisan-Wolf und schlug mit dem Gewehrkolben drein.

Die übrigen Giesshübler standen am Weg und weinten, als wir fortgingen. Da sah man viele liebe Dorfbewohner zum letztenmal. Sie zitterten um uns, und wir zogen traurig von daheim fort. In Pattersdorf war ein Maidenlager und ein Landdienstlager. Wir kamen dorthin, es war alles überfüllt. Lagerleiter (Pawlik) sagte zu Prochaska, er hat ja keinen Platz. «Jag sie in den Teich», sprach Prochaska – wir hörten es.

Nächsten Tag war Menschenmarkt im Lager. Tschechische Bauern kamen und suchten sich Arbeitskräfte aus, junge Leute, Frauen ohne Kinder. Wir kamen nach Květinov bei Deutsch Brod, ein grosses Gut. Wir waren 20 Personen, alles Frauen.

Wir schufen auf den Feldern, die Tschechen im Dorf hassten uns sehr. Die Unterkunft war klein, verwandt. Wir mussten hungern und waren Tag und Nacht unter Aufsicht. Das Dorf durften wir nicht verlassen. Arzt kam keiner zu uns; es war eine bittere Zeit. Nach der tschechischen Wahrung gab es geringen Lohn, und es wurde für uns zum Teil besser.» (Erlebnisbericht; Original, ohne Datum, 4 Seiten, hschr.)

Zu Allerheiligen 1945 war es vielen Bauern noch möglich, die Friedhöfe zu besuchen. Mit dem Jahr 1946 wurde dann auch die Landbevölkerung hauptsächlich in den Lagern Altenberg, Stechen und Pattersdorf zusammengezogen und dort die Abtransporte nach Deutschland zusammengestellt. Von besonderer Tragik für uns Iglauer war es, dass die Bevölkerung des nördlichen Sprachinselteiles grossenteils nach Ostdeutschland abtransportiert wurde.

Nr. 34

Erlebnisbericht der Steffi Gritzmann aus Mährisch Ostrau.

Original, 17. Juli 1947, 20 Seiten, macht. Teilabdruck.

Internierung von Deutschen der Wischauer Sprachinsel; Lebensverhältnisse im Internierungslager; Erlebnisse der Vfn. in Mährisch Ostrau nach ihrer Freilassung.

Nach der Schilderung ihrer Erlebnisse bei der Besetzung von Wischau durch die sowjetischen Truppen am 1. Mai 1945¹ führt die Vfn. fort:

So vergingen nach dem 1. Mai 1945 (Befreiung) vierzehn Tage. Gleich darauf wurden am Rathaus Kundmachungen angeschlagen, dass sämtliche Deutschen sich binnen 24 Stunden im Rathaus melden sollen. So ging ich ordnungshalber auch hin. Dort angekommen, verlangte man von mir alle Daten, bekam dann eine gelbe Binde auf den linken Arm mit der Aufschrift «Deutsche» und habe warten müssen, bis wir alle Deutschen beisammen waren. Dann gingen wir in Reih und Glied in ein altes Gebäude, das früher ein Schloss war. Dieses Gebäude war als Schulgebäude eingerichtet. Man sagte uns, wir werden dort nur 3 Tage und 3 Nächte bleiben. Wir konnten uns noch eine Decke von zu Hause nehmen. Als ich zu Hause um die Decke war, sagte ich der Mutter, dass ich wiederkommen werde in 3 Tagen, sie brauche sich vorläufig nicht melden. So ging ich mit dem gelben Streifen am Arm wieder zurück ins Lager unter Aufsicht. Dort waren schon Betten aufgestellt. In den oberen Stockwerken lagen nur Strohsäcke am Boden. Aber von den 3 Tagen sind 9 Monate geworden.

Die Mutter kam dann in zwei Tagen nach. Es kamen immer mehr und mehr Deutsche auf Lastwagen von der deutschen Siedlung, lauter Bauern und Bäuerinnen, welche ihr Haus und Hof haben stehenlassen müssen. Das war ein Weinen und ein Klagen, das durch Mark und Bein ging. Dann kamen die Nächte, und die waren die schrecklichsten vom ganzen Lagerleben. Nämlich die tschechische Zivilwache, welche eingesetzt war, uns zu bewachen, hat sich von russischen Soldaten bestechen lassen mit Schnaps, Zigaretten, Speck u. dgl. und liessen alle russischen Soldaten in dieses Lager hinein. Diese

¹ abgedruckt unter Nr. 13.

suchten junge Mädchen. Das war furchtbar. Es war ein Gejage und ein Hetzen von einem Zimmer ins andere. Ich hatte insofern Glück, von keiner dieser Bestien erwischt zu werden, indem ich mich ständig versteckt hielt, und zwar teils in den Schränken, ganz zusammengekauert, teils unter der Steppdecke, wo meine Mutter lag, und teils unter dem Strohsack, und zwar so, dass ich am blanken Boden angezogen gelegen bin und der Strohsack über mich gelegt wurde, auf welchem meine Mutter lag. Diese hat sich, um mich zu schützen, ganz entstellt, indem sie ihre Brille aufsetzte, ihr Gebiss herausnahm und ihren Kopf mit einem schwarzen Wolltuch einhüllte, so dass sie abscheulich aussah. Die Russen, welche sie sahen, liefen davon mit der Bemerkung «Starä baba», d.h. altes Weib; von der wollten sie nichts wissen. Ich aber schwitzte vor Angst und Hitze. Einerseits durfte in der Stube niemand wissen, wo jede versteckt ist, denn die Mädchen oder Frauen haben die eine oder die andere verraten, um sich zu schützen. Ich hörte die Vergewaltigungen in den einzelnen Räumen, Frauen schrieten, Kinder weinten um ihre Mütter, das war furchtbar anzuhören. So ging es fortlaufend 14 Tage durch, von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh, ohne ein Auge zu schliessen und ohne sich auszuziehen. In anderen Räumen, in welchen man die Mädchen vergewaltigte, fand man die Strohsäcke mit Blut verschmiert, als Zeichen nach vergangener Brutalität. Wenn keine Mädchen zu finden waren, da sich alle versteckten, so gingen sie auf die älteren Frauen; besonders wenn sie angeheitert waren, da waren sie grob und rücksichtslos, also ganze Bestien.

Nach Ablauf von 14 Tagen wurde die tschechische Gendarmerie eingesetzt, welche Ordnung schaffte und keinen einzigen Russen hereinliess. Man hörte die erste Zeit noch unten vor dem Tor Schüsse, die aber nach und nach ausblieben. Ich will noch bemerken, dass ausser den furchtbaren Nächten wir über den Tag schwer arbeiten mussten, wie die Sklaven. Wir mussten den Tschechen die Strassen kehren, Schutt abladen u. dgl. Dabei wurde man von allen Seiten beschimpft, bespottet und ausgelacht. Die täglichen Schimpfworte lauteten wie «deutsche Schweine», «Huren» usw. Was war das für eine Schmach! Die gelben Binden mussten wir stets sichtbar tragen, besonders bei der Arbeit wurde streng darauf geachtet. Zum Essen bekamen wir sehr wenig, wie zum Frühstück schwarzen Kaffee und ein ganz kleines Stückchen Brot, zum Mittagessen anfangs war nur Suppe, später Rüben mit Kartoffeln, aber ganz wenig, abends nur wieder schwarzen bitteren Kaffee und ganz kleines Stückchen Brot.

Die Tschechen sagten uns stets, sie haben in den Konzentrationslagern mehr mitmachen müssen, bekamen Prügel von allen Seiten und wenig zu essen und mussten ausserdem noch sehr schwer arbeiten. Wir sollen auch spüren, wie das wohl tut. Meiner Ansicht nach konnten wir doch nichts dafür; das sollten sie mit denen ausmachen, die dabei waren. Ich habe damals von einem Konzentrationslager überhaupt keine Ahnung gehabt.

Weckruf war um ½ 6 Uhr, und um 6 Uhr war Antreten zur Arbeit. Wir mussten stramm in den Reihen stehen zu dritt und wehe, wenn man nicht zu dritt stand, dann gab es gleich eine Ohrfeige und die grössten Beschimpfungen. Krank durfte niemand sein. Die erste Zeit jagten sie die Leute auch im Fieber zur Arbeit, bis sie zusammenbrachen.

Später war nur der krank, der Fieber hatte. Alle anderen mussten zur Arbeit. Zur Verteilung der Arbeit kam es so, dass vor dem Zaun schon die Tschechen standen und Arbeitskräfte verlangten. Manche kamen aufs Feld, manche in Privathäuser zum Gründlichmachen der Wohnungen, manche zu den Maurern zum Kalkrühren, Ziegelschleppen und Mörtelmachen. Dafür bekamen wir nichts gezahlt, nur ganz wenig zum Essen, das war die ganze Entlohnung. Hierdurch wurden wir sehr geschwächt. Kein Arzt war zu sehen in dem Lager. Hie und da starben Leute. Diese wurden nicht am Friedhof begraben, sondern irgendwo draussen im Freien verscharrt. Kein Sarg, sondern nachts wurde er in die Erde vergraben.

Ich bin einmal bei den Maurerarbeiten vor Schwäche zusammengebrochen. Angeblich führte man mich auf einem Wägelchen ins Lager. Erst im Lager kam ich zum Bewusstsein. Seit dieser Zeit gab mich der Lagerverwalter, der an und für sich sehr groß war, zu den Russen arbeiten. Ich kam in die Offiziersabteilung. Zu den russischen Soldaten wurden im Ganzen nur 10-14 Frauen bestimmt, die täglich zu diesen arbeiten gingen. Das Arbeiten bei denen war viel besser, sie gaben wenigstens einem zu essen. Als ich da ankam, sagte mir der Offizier, erst essen und dann arbeiten. Ich bekam gleich in der Früh, als ich ankam, vollen Teller Fleischsuppe, die fett war, dazu viel Brot. Die nachherigen Speisen waren auch sehr ausgiebig und gut. Als das die anderen Frauen erfuhren im Lager, dass es doch bei den Russen besser zu arbeiten ist als bei den Tschechen, rissen sich viele darum. Aber der Verwalter setzte solche ein, welche er wollte. Vor allem anständige Frauen, die sich nicht mit den Russen einliessen. Denn an und für sich war es bei der Mannschaft gefährlich. Man hat stets abweisend wirken müssen, sich überhaupt mit den Russen nicht einlassen. Dagegen die Offiziere hatten sich doch zurückhaltend benommen, bei denen ich beschäftigt war. Meine Arbeit bestand zunächst aus Zimmer aufräumen, dann in den Offiziersspeisesälen saubermachen, in der Küche ausgeholfen beim Kartoffelschälen, dann auch Waffen reinigen, Heuernte, Wäsche gewaschen, bügeln und die Wäsche ausgebessert. Dabei bekam ich immer gutes Essen. Ich fühlte mich schon kräftiger. Vier Monate dauerte die Arbeit bei den Russen. An und für sich haben die Russen verschwenderisch gelebt. Sie warfen viel Brot und auch so andere Speisen weg. Als ich das sah, habe ich das Brot gesammelt und zu den alten Leuten im Lager getragen. Die freuten sich unsagbar darüber, denn die hatten Hunger, da sie doch nichts bekamen so zu essen.

Solchen Frauen, die sich geweigert haben, bei den Russen zu arbeiten und nur zum Unterhalten hingingen oder ausserhalb schwänzten, denen wurden die Haare gänzlich abgeschoren, wie es manchen im Lager passiert ist.

Am meisten haben die Männer viel ausgestanden, die wurden wie die Hunde geprügelt. Manche wurden im Lager so geprügelt, dass sie eine Woche lang arbeitsunfähig waren. Wieviele Männer haben vor meinen Augen von der Zivilwache oder vom Verwalter selbst Fusstritte und mit dem Gummiknüppel Schläge bekommen, dass sogar manchmal das Blut herauspritzte! Das war furchtbar anzusehen. Ausserdem quälte man uns am Abend nach der Arbeit mit verschiedenen Kontrollen. Man liess uns unten im

Hof anstellen, und oben in den Räumen wurde nach Nadeln, Scheren und Messer gesucht. Niemand durfte von diesen Gegenständen etwas bei sich haben. Ich hatte meine Schere im Ofen in der Asche versteckt gehabt, so dass niemand darauf kam. Einmal an einem Abend bei einer Kontrolle, bei der immer abgezählt wurde, ob alle da waren (dies wurde alltäglich gemacht), ging auch plötzlich die Tür auf, wir waren alle schon in den Nachthemden, da schrie meine Mutter auf, da kam der tschechische Aufseher auf sie zu und gab ihr eine Ohrfeige, so dass sie noch heute auf das eine Ohr schlecht hört. Er war nämlich besoffen. Sie taten mit uns, was sie wollten. Wie oft hörte man abends die Männer schreien; die suchten sich immer Einzelne heraus, nahmen sie in eine Kammer und schlugen auf sie los. Schrecklich war das anzuhören.

Viele von unseren Frauen sind schwanger geworden durch die Russen, die anfangs ins Lager kamen. Die Kinder aber kamen alle tot zur Welt. Welch ein Glück für die Frau. Sogar hat eine im Lager gebären müssen, da man sie nicht früher weggeschafft hat. Auch dieses Kind war tot.

Da das Schloss, in dem wir gehaust haben, zu Schulzwecken verwendet hat werden müssen, wurde es geräumt, und wir kamen in ein nicht ganz vollendetes Haus, das «Rote Haus» genannt, welches damals hätte das «Deutsche Haus» sein sollen und infolge des Krieges nicht fertig geworden ist. So sind wir in die halbprohen Räume gekommen; keine Öfen waren darinnen, die Fenster waren nur mit Glaspapier angeschlagen. Im Winter war es furchtbar kalt. Wir mussten angezogen schlafen, denn man bekam nur eine dünne Decke zum Zudecken. Da schlief man zwar schon auf Luftschutzbetten aufeinander. Das war wenigstens schon ein Vorteil, dass man nicht mehr auf der Erde schlief. Die Männer haben das weitere an dem Hause beenden müssen. Das war jetzt das eigentliche Lager. Wir wurden mit Stacheldraht umzäunt und wurden wie die Kriegsgefangenen gehalten. Heraus durfte man nicht, nur zur Arbeit, und dies nur unter Aufsicht. Sonntags mussten wir manchmal auch arbeiten gehen. Die gelben Binden wurden dann abgeschafft, und wir bekamen ein «N» (d.h. tschechisch Nemeč, und auf deutsch heisst es Deutsche), und dieses «N» mussten wir auf der linken Seite gross angenäht tragen. Wer es nicht hatte, bekam Arrest oder Prügel oder hatte man schwere Arbeit verrichten müssen. Ich hätte mich zwar nicht schämen brauchen, das «N» zu tragen, aber wenn man so gekennzeichnet auf der Strasse ging, da musste man sich so manches gefallen lassen, wie grobe Beschimpfungen oder hatten die Kinder nach einem mit Steinen geworfen. So habe ich es meistens versteckt getragen.

Wenn mehrere gemeinsam zur Arbeit gingen, so ging man unter Aufsicht, welche die Zivilwache führte. Diese war stets mit langem geladenem Gewehr bewaffnet. Da ging einer vorne und einer rückwärts. Ich kam mir wie ein Schwerverbrecher vor. Wenn man zu Räumungsarbeiten herangezogen wurde, da wurden mehrere Zivilwachen aufgestellt, und diese standen hinter einem und jagten uns zur Arbeit, ohne ausschnaufen zu dürfen. Bevor ich zu den Russen auf Arbeit kam, wurde ich auch zur Feldarbeit herangezogen, und zwar zu Rüben jäten. Das war eine mühselige Arbeit, ellenlange Felder in der grossen Hitze zu jäten; wir durften nicht einmal 2 Minuten uns aufrichten, da

stand schon der Aufseher hinter einem und meldete es sofort der Verwaltung, wer langsam gearbeitet hat. Man konnte manchmal nicht so schnell nachkommen, da man solche Arbeiten noch nicht gemacht hat und war auch körperlich nicht dazu eingestellt. Auf Tagesordnung war das Schimpfwort «deutsches Schwein, rühr dich». Auf das hat man sich schon so gewöhnen müssen wie auf das tägliche Brot.

Die Vfn, schildert anschliessend einige Erlebnisse mit russischen Soldaten und berichtet dann weiter:

Wie oft reichte ich Gesuche bei der Lagerverwaltung ein und bat um Entlassung. Denn ich wollte nach Hause nach Mähr. Ostrau, wollte wissen, was mit meiner Wohnung geschehen ist. Doch alles blieb erfolglos.

Erst als ich durch Anraten direkt zum Volksausschuss ging und danach fragte, wo meine Gesuche hingekommen sind, ob sie sie überhaupt erhalten haben, sagte dieser mir zu, ich solle nochmals ein Gesuch machen und direkt bringen. Ich tat, und dies war im Monat Dezember 1945. Und erst am 19. Januar 1946 bekam ich vom Verwalter die Nachricht, dass ich entlassen sei.

In der Zwischenzeit, also im September, kam ich von den Russen fort und kam zu einer Familie ausserhalb Wischau zum Dienen. Dort musste ich Fussböden reiben, Holz hacken, düngern, alles zusammen halt die ganzen häuslichen Arbeiten, da die Frau schon alt war und die Tochter nicht die Zeit hatte, zu Hause zu helfen, da sie angestellt war. Es war eine Professorsfamilie. Die Leute waren ganz nett, nur spürte man innerlich den Rassenhass. Hie und da musste ich mir so manches anhören. Dort blieb ich bis Mitte November. Es war im Feld und Garten nichts mehr zu tun, und da sie für mich viel Geld bezahlen mussten – ohne dass ich davon einen Pfennig bekam –, entliessen sie mich. So kam ich wieder ins Lager, und zwar wieder zu den Russen. Diese zogen Anfang Dezember von der Tschechei aus¹, so dass ich bei denen nicht mehr arbeiten brauchte. Aber da wurde ich wieder in die Schulen eingesetzt zum Fensterputzen und die Klassenräume in Ordnung zu bringen. Da in der einen Schule der Schuldieners mit mir zufrieden war, so behielt man mich dort, und da musste ich vormittags die Klassenräume fegen und Staub wischen, und nachmittags musste ich im Keller Koks kleinschlagen. Dort war es so kalt, dass ich den Hammer in der Hand nicht spürte und oft daneben schlug, so dass ich die Hände ganz zerschlagen hatte. War das aber furchtbar. Und das war meine letzte Arbeit in der Schule bis 18.1.46.

Am 19.1.46 rief mich der Verwalter aus den Reihen heraus und sagte mir, ich solle auf mein Zimmer gehen. Ich wusste aber noch nicht ganz, was geschehen wird, ich dachte, vielleicht komme ich wieder wo zum Dienen. Im Lager selbst waren nicht mehr viel Deutsche. Im Ganzen mit Männern und Frauen 50. Denn die Männer wurden auswärts transportiert zu Bergbauarbeiten, egal, ob sie Familie hatten oder nicht, wurden einfach entrissen.

Ich will noch hinzufügen, dass ich inzwischen noch zu den tschechischen Soldaten in die Kaserne kam, bei denen ich auch schwer arbeiten musste.

¹ Der Abzug der sowjetischen Besatzungstruppen aus der Tschechoslowakei sollte offiziell am 1. Dezember 1945 beendet sein; vgl. Einleitende Darstellung, S. 32.

Dies war in der Zeit, als ich von der Familie, bei der ich diente, zurückkam. Der Weg bis zur Kaserne dauerte ca. 1 Stunde. Wir waren nur zwei Mädchen, die immer hinaus mussten. Wir wurden schon um ½ 6 Uhr geweckt, bekamen eine kleine Tasse Kaffee und mussten eine Stunde lang im hohen Schnee marschieren. Ich hatte kein richtiges Schuhwerk, mit meinen Holzschuhen bin ich immer steckengeblieben. Dort haben wir sämtliche Büroräume reinigen müssen wie sämtliche Öfen ausputzen und Feuer machen, Kohle und Holz aus dem Keller schleppen. Um 7 Uhr mussten wir schon an Ort und Stelle sein und trachten, dass überall eingeheizt wird, damit die Herren Offiziere, wenn sie kommen, warm haben. Um ½ 8 Uhr war Bürobeginn. Ich hatte 8 Räume in Ordnung zu bringen, und in allen musste schon bis zu dieser Zeit eingeheizt sein. Diese habe ich täglich aufwaschen müssen, dazu kam noch das lange Vorhaus und die Toilettenanlagen. Wir bekamen dort nur das Mittagessen, sonst nichts. Ich habe viel gelitten, schon durch den weiten Anmarschweg im Winter, da ich mangels Bekleidungsstücken gefroren habe. Da ich es nicht aushalten konnte, ging ich zum Verwalter und zeigte ihm meine Schuhe, dass es weiter nicht ginge. Er war damit einverstanden, dass ich dablief. So bekam ich dann die Schulen zu reinigen.

So vergingen Weihnachten, die an und für sich sehr traurig waren. Man bekam nur ein kleines Weihnachtsstriezel und Tee am Heiligen Abend. Über die Weihnachtsfeiertage gingen wir nicht zur Arbeit, da konnten wir uns so tüchtig ausruhen. Nur Hunger hatten wir stets. Neujahr verging auch still und traurig. Nach Neujahr wurden die restlichen deutschen Männer, die noch im Lager waren, zu Ausgrabungen von russischen Soldaten herangezogen. Die Leichen wurden nach Russland abtransportiert. Die Leichen haben angeblich schon so nach Verwesung gerochen, und die Männer mussten diese Arbeiten verrichten. Die Frauen dagegen mussten, da die Männer nicht frei waren, am Bahnhof Kohle, Koks und Holz abladen in dem kalten Winter. Mich hatte der Verwalter von solchen Arbeiten verschont. Er wollte mich eigentlich im Büro haben, da ich perfekt Tschechisch konnte. Ich wollte aber davon nichts wissen, ich wollte nach Hause.

Endlich, am 19. Januar 1946, kam für mich der Tag in die Freiheit. Der Verwalter rief mich aus den Reihen heraus und befahl mir, aufs Zimmer zu gehen. Dort wartete ich mit Spannung aufs Weitere. Bis endlich das Bürofräulein zu mir kam und mir heimlich anvertraute, dass ich nach Hause komme, aber ich soll mir nichts anmerken lassen, dass ich es weiss. So habe ich langsam meine paar Sachen, die ich noch hatte, vor lauter Freude eingepackt. Dann kam der Verwalter zu mir und sagte, ich solle sofort mein Ränzlein packen, ich komme nach Hause, d.h. ich werde nach Mähr. Ostrau entlassen; bis ich fertig bin, soll ich aufs Büro kommen, und dort erhalte ich meinen Entlassungsschein. Ich solle mich nur beeilen, denn in einer Stunde geht mein Zug, mit dem ich Anschluss haben werde. Als ich ins Büro kam, da sagte mir der Verwalter: «Ich wollte Dich im Büro haben, und jetzt läufst Du mir davon.» Mir war das so egal, was er sagte, ich war so glücklich darüber, dass ich endlich frei sein werde. Man hatte mir weiters noch angedeutet, ich solle nicht mit dem «N» fahren, sonst käme ich nicht durch. Denn Deutsche dürfen nicht mit der Eisenbahn fahren.

Als sich hinter mir die Tore des Lagers schlossen, da atmete ich so richtig auf, endlich frei zu sein. Aber dann machte ich mir wieder Gedanken: Wie wird es denn eigentlich da draussen sein? Ich wusste gar nicht, wie sich das Leben der Deutschen da draussen gestaltet.

Mit einem Rucksack am Rücken und einer grossen Tasche in der Hand, trabte ich zum Bahnhof. Ich hatte grosse Hemmungen, da ich immerzu dachte, man wird mich vielleicht erkennen, dass ich eine Deutsche bin und dass man mir Schwierigkeiten machen wird. Aber als ich die Fahrkarte löste, war mir schon leichter. So wartete ich auf den Schnellzug. In Böhm. Trübau habe ich umsteigen müssen, und da erlebte ich etwas Furchtbares. Es war 1 Stunde Aufenthalt, bis der andere Schnellzug kam. Inzwischen wollte ich im Bahnhofrestaurant eine Suppe essen, denn ich habe noch nichts gegessen gehabt, und es war schon in der Mittagsstunde. Im Restaurant war es ziemlich voll. Ich fand aber trotzdem noch ein Plätzchen und wartete bis der Kellner kam. Aber es hat sich ganz was anderes ereignet. Plötzlich erschienen im Restaurant 4 Polizisten, die sich nach allen Richtungen verteilten und die Anwesenden kontrollierten. Jeder musste seinen Ausweis zeigen. Ich erschrak sehr, denn ich hatte keine Papiere, ausser dem Entlassungsschein mit der Bemerkung, dass mir Lebensmittelkarten ausgefolgt werden sollen, und zwar solche nur für Deutsche, so wie früher die Juden hatten. Der Polizist kam auch zu mir, und ich legte ihm meinen Entlassungsschein vor. Er sah mich an und dann den Schein und fragte mich, ob ich wirklich eine Deutsche sei. Ich bejahte es natürlich. Da schrie er mich vor allen Leuten an, wies mir die Tür, ich solle sofort den Raum verlassen, ich gehöre nicht da hinein, ich habe nichts da zu suchen. Alle Leute schauten mich an, was denn eigentlich passiert sei. Ich schämte mich aufs Tiefste. Ich hätte mich in ein Loch verkriechen können vor Scham. Wie eine Aussätzige kam ich mir vor. Ich verliess natürlich stillschweigend den Raum. Ich habe mich weit weg vom Restaurant auf eine Bank gesetzt, damit man mich nicht sieht und habe geweint und dachte mir, so fängt es an, da kann ich noch so manches erleben. – Als der Schnellzug dann endlich einfuhr, stieg ich ein und blieb auf der Plattform stehen, damit ich keinen Anstand habe, falls wieder so eine Kontrolle käme. Im Zug selbst und auch weiterhin hatte ich Unangenehmes nicht mehr erlebt.

Ich kam um 8 Uhr abends in Mähr. Ostrau an. Ich ging dann direkt auf mein Haus zu, wo ich früher wohnte. Denn ich hoffte noch, dass ich meine Wohnung leer auffinden werde. Aber leider war sie schon bewohnt von einer tschechischen Familie. Die Frau, als ich mich ihr vorstellte, liess mich hinein und zeigte mir die Möbel. Ich erkannte alle meine Sachen, leider waren die schon abgenützt und verwahrlost. Sie öffnete mir sämtliche Schränke und sagte mir, dass, als sie einzog, alle leer waren. Sie hat dafür einen grossen Betrag bezahlen müssen. Sie konnte mich aber nicht über Nacht behalten, weil sie keinen Platz hatte. Es war eine grosse Familie mit Kindern.

Ich ging dann zu einer Bekannten im Hause und frug sie, ob ich bei ihr nicht übernachten könnte, wenigstens nur die eine Nacht, dass ich mir schon für die anderen Tage etwas suchen werde. Sie war ganz überrascht, mich zu sehen, denn alle im Hause waren

der Meinung, dass ich nicht mehr am Leben bin. Sie gab mir Kuchen und Kaffee, aber übermachten könnte sie mich nicht, obzwar sie genügend Platz hätte. Sie hat nämlich Angst wegen der anderen Leute – sie hätten sie sonst angezeigt, dass sie Deutsche aufnehmen. Nämlich, von den Tschechen durfte niemand Deutsche aufnehmen. Sie riet mir zu, ich solle nebenan im Hause zu einer Deutschen gehen, die im Keller wohnt, und die wird mich bestimmt über Nacht nehmen. Unter anderem erzählte sie mir, dass die Russen unsere Wohnung ausgeräumt hätten und im Keller auch. Deshalb sei nichts da als nur die leeren Möbel, die die tschechische Familie bekommen hat. Meine Enttäuschungen waren so gross, dass ich dachte, Schwereres nicht mehr erleben zu können. Ständig sehnte ich mich zu sterben. Ich habe der Frau erzählen müssen, was ich alles erlebt habe. Sie hat kühl zugehört.

Ich ging dann zu dieser deutschen alten Frau nebenan. Sie war leider nicht zu Hause. Da ich müde war, setzte ich mich vor ihrer Wohnung auf die Schwelle, und da hörte ich das Ticken der Uhr in ihrem Zimmer. Da überkam mich so eine Sehnsucht nach zu Hause. Ich weinte bitterlich. Nach ca. ¼ Stunde kam sie. Als sie mich erblickte, blieb sie vor Überraschung stehen und fragte mich, wie ich denn hierherkam, umarmte mich und weinte. Sie erzählte, dass man ihr auch die ganze Wohnung weggenommen hat und dass sie jetzt von Almosen lebt. Sie wollte mir auch Kaffee geben, ich lehnte es ab, denn ich war nicht mehr so hungrig wie vordem, als ich von der Bahn kam. Als ich ihr meinen Wunsch äusserte, sagte sie mir, sie könne mich nicht über Nacht nehmen, da sie unterschreiben hat müssen, dass sie niemanden zu sich nehmen darf, sonst werde man ihr die Wohnung wegnehmen. Sie hätte mich gerne genommen, aber sie hatte Angst. Weiters sagte sie mir, ob ich nicht vielleicht zu meiner Freundin gehen würde, die ist doch hier, und man hat ihr die Wohnung gelassen, da sie eine Halbjüdin ist. Natürlich liess ich mir dies nicht zweimal sagen und lief vor Freude hin. Denn ich habe ihr in der Nazizeit auch sehr viel geholfen, habe sie versteckt gehalten bei mir in der Wohnung. Und so wusste ich genau, dass sie mich nicht abweisen wird. Und es war auch so, wie ich es erhoffte. Sie wohnte eine Strasse weiter, so dass ich nicht weit hatte zu laufen. Dort angekommen, war auch sie überrascht, umarmte mich und weinte. Sie lebte mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Söhnchen zusammen. Obzwar sie schon eine alte Frau haben aufnehmen müssen, konnte ich bei ihnen bleiben; und [sie] sagten mir, ich muss mich nur am nächsten Tag bei der Polizei anmelden. Die Anmeldung ist auch ohne Anstand vor sich gegangen. Ihre Mutter hat mich verköstigt, und so blieb ich bei ihnen bis zur Ausreise nach Deutschland.

Ich wollte auch gleich Geld verdienen, denn meine Freundin hatte damals auch nicht viel. Da ging ich zum Arbeitsamt. Dort gab man mir eine Anstellung bei der Repatriierung. Das war eine Baracke, in der die Fremden Essen bekamen. Die Verwaltung hatte das Rote Kreuz. Diese Räume habe ich sauber machen müssen. Es waren 5–6 Zimmer und die Küche, die ich in Ordnung halten musste. Es waren Frauen darunter, die mich arg schikanierten. Einmal kam auch Kohle, die ich ganz allein habe schaufeln müssen. Ein Lastauto brachte die Kohle. Ganzen Tag habe ich gebraucht dazu, bis ich die Kohle

im Keller hatte. Dann gegen Abend kam noch einer der Gendarmerie, die immer dort auch Wache hielt, und schrie mich an, ich solle mich beeilen, es wird dunkel, wieso ich so lange dazu brauche. Ich war schon so geschwächt, in der Kälte zu schaukeln. Ich kam mit Weinen und todmüde nach Hause. Ich ging einfach nicht mehr den nächsten Tag hin.

Wie ich mich erholt habe, ging ich zu meinen bekannten Rechtsanwälten und versuchte bei denen unterzukommen, weil ich von vielen hörte, dass Deutsche aufgenommen werden, die gut Tschechisch können, im Büro. So meldete ich mich bei vielen. Manche hatten schon genügend Kräfte, manche wollten mich nicht, da ich eine Deutsche war; und schliesslich, bei einem gut bekannten Rechtsanwalt bekam ich eine Anstellung. Als er mich sah, erkannte er mich sofort, denn ich war vor dem Kriege 8 Jahre lang bei einem Rechtsanwalt tätig. Ich zeigte ihm noch meine Zeugnisse. Er hat mich noch geprüft, ob ich gut Tschechisch konnte. Und da ich die Prüfung gut bestanden habe (nur die Schreibmaschine konnte ich noch nicht so gut beherrschen, da ich schon so lange nicht geschrieben habe), wollte er mich gleich behalten, nur musste er noch die Genehmigung vom Arbeitsamt einholen. Offiziell galt ich als tschechische Kraft. Nur bei den Ämtern war ich als Deutsche eingestellt. Ich bekam nicht so viel wie eine Tschechin, aber immerhin besser gezahlt, als wenn ich dienen ging. Mein Chef schenkte mir sofortiges Vertrauen, indem er mir die ganzen Sachen zur Erledigung und die ganze Verwaltung des Büros überliess. Ich hatte ein Büro für mich, welches er neu herrichten liess.

Ich hatte an der Arbeit Freude, nach so schwer Durchgemachtem wieder wie ein Mensch zu leben. Obzwar man sich in der Öffentlichkeit als Deutsche nicht so bewegen durfte, war es doch lange nicht so schrecklich wie im Lager. Wir Deutsche haben stets den Buchstaben «N» tragen und ausserdem nur tschechisch sprechen müssen. Ausserdem durften wir kein Kino, kein Theater, keine Restaurants und keine Parkanlagen besuchen. Um 8 Uhr abends musste man schon zu Hause sein. Wer nach 8 Uhr auf der Strasse angetroffen wurde, wurde er sofort eingesperrt. Wir hatten Lebensmittelkarten, und zwar solche, wie früher die Juden hatten. Davon konnte man nicht leben. Aber hier und da fanden sich tschechische Familien, die mich schon von klein auf kannten, die mich mit Lebensmitteln unterstützten, da ich ihnen leid tat.

Einmal, am Abend um 10 Uhr, kam Kontrolle, welche aus drei Mann bestand. Wir mussten ihnen unsere Papiere vorzeigen und ausserdem auch die Mäntel, ob eigentlich das «N» aufgenäht sei. Ich hatte das «N» immer vorschriftsmässig aufgenäht gehabt. Aber damals hatte meine Freundin, bei der ich wohnte, grossen Durst und ersuchte mich, in eine Wirtschaft zu gehen und Bier zu holen; dabei trennte sie mir das «N» herunter, und zwar sicherheitshalber, damit ich evtl. keine Schwierigkeiten habe. Denn als Deutsche durfte man sich nicht in der Wirtschaft aufhalten. Ich ging immer in so eine Wirtschaft, in der man mich nicht kannte. Als ich mit dem Bier nach Hause kam, wollte ich mir das «N» nicht gleich auf den Mantel annähen, weil ich noch zu tun hatte, ich wollte meine Leibwäsche fertig machen. So habe ich das «N» nur mit einer Nadel angesteckt. Gerade an dem Abend hatte ich aber Pech. Der Herr öffnete den Schrank, in dem mein Mantel hing und sah gleich, dass mein «N» nur mit einer Nadel aufgesteckt ist. Er fragte,

wem der Mantel gehöre. Ich meldete mich sofort und sagte ihm, dass es nur vorübergehend angesteckt ist und heute noch annähen wollte. Er glaubte mir natürlich kein Wort, schrie mit mir herum, ob ich denn die Gesetze nicht kenne, die für uns Deutsche gelten. Er schrieb mich sofort in sein Büchlein auf, fragte mich aus, wo ich beschäftigt sei, und als ich ihm sagte, dass ich bei einem Rechtsanwalt im Büro bin, sagte er darauf, den werde er sich noch ausborgen.

Sie haben tatsächlich am nächsten Tag meinen Rechtsanwalt aufgesucht. Ich habe aber schon vorher meinen Chef aufgeklärt, was vorgefallen ist. Sie haben aber nichts ausgerichtet. Nur habe ich gleich darauf eine Vorladung zur Polizeidirektion bekommen. Dort hat man mich auch recht fertig gemacht und eine Geldstrafe von 20 Kronen auferlegt bekommen, die ich zu 5 Kronen (5 RM) monatlich abbezahlt habe; und jedesmal hat mich der Polizeibeamte, bei dem ich die Strafe abzahlte, kontrolliert, ob das «N» richtig aufgenäht sei.

Dann, wenn man auf der Strasse ging, wick so mancher bekannte Tscheche einem aus, nur nicht mit einem sprechen zu müssen, weil es an und für sich verboten war, sich mit den Deutschen zu unterhalten. Sie wurden gleich angezeigt. Das tat einem weh, wenn man sah, wie sie einem ausweichen. Ich kam mir manchmal vor wie eine Aussätzige. Ich wollte eigentlich einmal auch nach Brünn fahren, ob dort noch von meinen Sachen etwas zu finden ist. Aber die Geldmittel reichten nicht aus.

Eines Tages bekam meine Freundin und ihre Mutter den Ausreisebefehl nach Deutschland, und zwar für den 10. Juni 1946. Ich schloss mich der Ausreise an. Mein Chef war natürlich nicht begeistert von meinem Vorhaben und sagte mir, er werde es durchsetzen, dass ich als Tschechin angesehen werde, nur dass ich noch Geduld haben müsse. Er wird da zusehen, dass ich die tschechische Staatsbürgerschaft erhalte. Er hat mir auch verraten, dass schon diesbezüglich von ihm aus Gesuche laufen. Da ich aber daran zweifelte, dass er dies alles durchsetzen wird, habe ich mich doch zur Ausreise entschlossen.

Abschliessend schildert die Vfn. den Transport von Mährisch Ostrau über Furth i. Wald nach Westdeutschland.

2. Das Schicksal der Bevölkerung der sudetendeutschen Gebiete nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung.

Nr. 35

Bericht des Pfarrers Franz Wanke aus Troppau-Jaktar.

Original, 16. September 1946, 2 Seiten, mschr.

Die Zwangsmassnahmen gegen die deutsche Bevölkerung im Raum von Troppau in den Jahren 1945/46.

Der Vf, gibt einleitend einen kurzen Überblick über die Zahl der Deutschen und Tschechen im Troppauer Gebiet und das Verhältnis der beiden Nationalitäten,

Gegen Kriegsende wurde die Bevölkerung unter Androhung standrechtlichen Erschiessens mehrmals aufgefordert, die Stadt vor der herannahenden Front zu verlassen. Die Deutschen leisteten den Befehlen Folge; die Tschechen in den Vororten warteten auf die Russen als auf ihre Befreier.

Ich als Pfarrer in Troppau-Jaktar (zu meinem Pfarrsprengel gehörten die Orte Jaktar, Milostowitz, Wlastowitz, Jarkowitz, Wawrowitz und Palhanetz mit etwa 3·800 Katholiken) blieb in meiner Pfarrgemeinde gemäss der Weisung des Generalvikariates Brannitz, dass jeder Seelsorger so lange zu bleiben hat, so lange die Bevölkerung bleibt.

Am 22. April 1945 zog sich die deutsche Front aus Troppau in die Bunkerlinie zurück, welche die Tschechen vor 1938 gegen die reichsdeutsche Grenze dicht hinter Jaktar erbaut hatten. In Jaktar lag vom 22. April bis zum 6. Mai die russische Front. Die russischen «Befreier» raubten, plünderten und schändeten. Die Besitze und Wohnungen der Deutschen wurden ganz ausgeplündert. Am 6. Mai zog sich die deutsche Front weiter zurück, der Russe stiess schnell nach. Zu den durchziehenden Russen, die in den deutschen Häusern raubten und plünderten, gesellte sich auch die tschechische Bevölkerung, die ohne Bedenken dasselbe tat.

Allmählich kehrten die Evakuierten unter unsagbaren Entbehrungen und Misshandlungen durch Russen und Tschechen zurück, wurden von der tschechischen Miliz aufgefangen, der letzten Habseligkeiten und dürftigen Nahrungsmittel beraubt und in Massenlager mit dem Elend des Hungerns und Sterbens gebracht. Alles deutsche Vermögen wurde als beschlagnahmt erklärt. Bis Jänner 1946 waren selbst Kinder in diesen Lagern voll Elend und Ungeziefer. Wurden manche aus dem Lager entlassen, so durften sie nur Kellerwohnungen, Mansarden oder Behelfsheime gegen Mietzins als Wohnung erhalten. Russische Soldaten wurden von tschechischen Leuten zu diesen Wohnungen geführt, damit diese die deutschen Frauen vergewaltigen.

Die aus dem Lager entlassenen Deutschen mussten sich wöchentlich zwei- oder dreimal polizeilich melden. Sie durften ohne schriftliche Bewilligung den Ort nicht verlassen. Sie durften kein Fahrzeug, weder Rad, noch Autobus, noch Eisenbahn benutzen. Sie durften öffentliche Plätze und Lokale nicht besuchen. Sie mussten ein grosses N (Němec = Deutscher) tragen. Sie durften keinen Gehsteig benutzen, sondern nur die Strasse. Bei einer Kost, wie sie den Juden in der Hitlerzeit gegeben wurde, mussten sie 12 bis 14 Stunden täglich arbeiten, selbst an Sonntagen, auf den Feldern Minen entschern und herausholen. Die ersten Monate gab es für die Arbeiten keine Bezahlung. Später wurden den Deutschen von dem Lohn 20% für den Aufbau des Staates abgezogen¹. Im Troppauer Lager wurden Männer und Frauen schwer misshandelt, einige zu Tode geprügelt und verscharrt². Die Deutschen erhielten keine Milch, kein Fleisch, keine Kleider- oder Raucherkarten, keine Bezugscheine.

Alle deutschen Schulen wurden geschlossen, obwohl den Tschechen in der Hitlerzeit tschechische Schulen belassen wurden. Deutsche Kinder durften überhaupt in keine Schule gehen. Es durfte kein deutscher Gottesdienst gehalten werden. In Jaktar war den Deutschen eine Zeitlang auch der Besuch der Kirche polizeilich verboten, weil die Kirche ein «öffentliches Lokal» sei. Mein tschechischer Kaplan vertrat voll und ganz diesen Standpunkt. – Den Tschechen war vordem der Gottesdienst gar nicht gekürzt worden. – Die Lagerleute in Troppau hatten erst ab November 1945 einen eigenen Lagergottesdienst an Sonn- und Feiertagen, zu dem sie unter Bewachung geführt wurden; die Kirche wurde abgesperrt; niemand anderer hatte Zutritt. Die deutschen Priester durften in der Schule nicht unterrichten und erhielten kein Gehalt.

Meine Aussiedlung erfolgte auf Befehl der Kriminalpolizei Troppau, obwohl ohne mein Zutun in meiner ganzen Pfarrgemeinde von den tschechischen Katholiken von Haus zu Haus Unterschriften gesammelt wurden, dass ich dort bleiben soll und somit auch die ösl. Staatsbürgerschaft erhalten soll. Ein Kriminalbeamter erklärte mir, die Unterschreiber seien alle straffällig, weil sie für einen Deutschen intervenierten. Die Deutschen sind rechtlos.

¹ vgl. Bericht Nr. 43, S. 242.

² Über die Zustände und Verhältnisse im Lager Troppau Anfang 1946 vgl. Bericht Nr. 40, S. 231 ff.

Bericht des Bauern N. N. aus Hultschin.

Original, April 1955, 24 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Lebensbedingungen der nach Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung enteigneten deutschen Bevölkerung in Hultschin, ihre Unterbringung in Lagern; die Behandlung der ehemaligen Amtswalter bei ihrem Arbeitseinsatz in der Grube Petersbofen.

Der Vf. berichtet eingangs über die Flucht der deutschen Bevölkerung und die Ereignisse nach dem Einmarsch der Roten Armee.

Die Lebensbedingungen waren nah dem Einmarsch der Roten Armee und Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen sehr in Frage gestellt. Die erste Zeit gab es überhaupt keine Zuteilung von Lebensmitteln. Diejenigen, die nicht geflüchtet waren und sich mit Vorräten versorgt hatten, kamen über diese Zeit hinweg. Anders war es mit den zurückgekehrten Flüchtlingen. Die standen nun vor einem Nichts und waren auf die Wohltaten von Bekannten angewiesen. Erst nach zwei bis drei Wochen setzten kleine Zuteilungen ein, die kaum einen Tropfen auf den heißen Stein ausmachten.

Sämtliche Personen sind durch den Kommissär vom tschechischen Arbeitsamt erfasst worden und in Kolonnen zu Aufräumungsarbeit und landwirtschaftlichen Arbeiten in den Domänen zugeteilt worden. Auch die Bauern mussten mit ihren Gespannen in den Domänen mitarbeiten. Dies alles unentgeltlich und auch ohne Lieferung der notwendigen Lebensmittel. Die Tschechen sind alle in Ämter und zur Aufsicht, ohne Rücksicht darauf, ob sie imstande waren, ihren Dienst zu versehen, eingeteilt.

Nach und nach sind die Zuteilungen an Lebensmitteln grösser geworden. Selbstverständlich haben alle Tschechen die Zuteilung an Lebensmitteln voll erhalten. Für die Deutschen gab es Lebensmittelkarten mit dem deutschen Aufdruck in Kurrent «Deutsche, Deutsche», die nur ein Bruchteil von den tschechischen waren.

Im Juli setzten die Enteignungen ein bei den nicht geflüchteten Deutschen. Bei den Geflüchteten war das Eigentum schon bevor sie zurückkamen enteignet. Viele von denen haben dann Unterkunft bei den Eltern ihrer Dienstmädchen gefunden.

Es erschien unverhofft eine Kommission mit Gendarmerie und hat alles vorhandene Inventar aufgenommen. Hauptsächlich wurde nach Bargeld, Sparkassenbüchern und Schmuck gesucht. Die Eigentümer konnten sich von dem Notwendigsten, ausser dem Vorgenannten, nur soviel mitnehmen, was sie unter dem Arm tragen konnten. Unter Assistenz der Gendarmerie mussten sie nun ihr Eigentum für immer verlassen¹.

¹ Den Hergang seiner Enteignung und Internierung schildert der Vf. in seinem Bericht vom 14. Juni 1953 (Original, 2 Seiten, mschr.):

«Nachdem ich im Jahre 1945 die gesamte Ernte eingebracht hatte, wurde ich im August 1945 unverhofft vom Felde geholt. In meinem Hof war schon eine Kommission mit Gendarmerie mit

Die Betroffenen sind nun alle in Lagern untergebracht worden. Mehr als eine Woche lang ist ihnen keine Verpflegung zuteil geworden. Nur was ihnen mitleidige Verwandte und Bekannte heimlicherweise zugebracht, hat sie am Leben erhalten.

Frauen und Kinder sind im Dech. Richterschen Stift auf Rapsstroh und später im Dominium untergebracht worden. Männer kamen ins frühere Russenlager auf dem Sägewerk. Da kamen öfters in den Nächten tschechische Soldaten aus der Kaserne und misshandelten die Männer in sadistischer Weise. In den letzten Tagen des August ist dann die Küche eingerichtet worden, in der es meist nur dünne Kartoffelsuppe gab. Doch gab es in der Bevölkerung noch wohlthätige Leute, die heimlich die Internierten mit Lebensmitteln versorgten.

In derselben Zeit ist auch ein Lagerverwalter eingesetzt worden mit Namen Dolezal. Dieser war wegen verschiedener Vergehen und Verbrechen im KZ während des Krieges. Und ein solcher Verbrecher ist nun unser Verwalter geworden.

Die «Lidová Strana» (tschechische «Volkspartei») in Hultschin hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Internierungslager im Hultschiner Ländchen aufzuheben und die Internierten freizulassen. Es war ihr auch schon soweit gelungen, dieses beim Ministerium in Prag durchzusetzen. Das Ministerium hat zugesagt. Doch da hat der Verwalter Dolezal mit anderen Verbrechern dagegen gearbeitet und hat selbst die Reise nach Prag nicht gescheut, um die Zusage des Ministeriums zu vereiteln, was ihm auch leider gelungen ist. So sind die Lager auch im Hultschiner Ländchen erhalten geblieben. Dolezal, mit dem Spitznamen von uns «Lord» genannt, liess es nun an Schikanen nicht fehlen. Wie er es im KZ gelernt, so gab er es jetzt seinen Pflegebefohlenen mit noch grösserer Brutalität zu spüren. Unter anderen Quälereien liess er auch mitten in der Nacht die Insassen im Hemd, wie sie geschlafen haben, antreten und stundenlang stehen und frieren.

Die Internierten sind zu verschiedenen Aufräumungsarbeiten und Notstandsarbeiten herangezogen worden. Hauptsächlich die Räumung der gesprengten Oppa-Brücke in Hultschin. Es haben auch verschiedene tschechische Gewerbetreibende sich Fachleu-

Aufnahme des gesamten Inventars beschäftigt. Inwieweit damals alles aufgenommen wurde, ist mir nicht bekannt, da eine Abschrift der Aufnahme verweigert wurde. Höchstwahrscheinlich sind die auf dem Feld verbliebenen Gerätschaften nicht mit aufgenommen worden.

Ich wurde nur nach den Vorräten und dem Viehbestand gefragt. Auch sämtliches Bargeld und Sparkassenbücher wurden mir abgenommen.

Sodann hiess es: die gesamte Familie fertigmachen! Es ginge zu einem Protokoll auf die Gemeinde. Nur das Allernotwendigste sollten wir mitnehmen, weil wir gleich wieder zurückkehren sollten. Alles mussten wir, wie es lag und stand, liegenlassen. Die Töchter mussten die angefangene Wäsche im Waschtrog, die Frau das angefangene Mittagessen auf dem Ofen stehenlassen. Mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm sind wir unter Begleitung der Gendarmerie herausgeführt worden.

Auf der Strasse wurden wir geteilt. Ich musste in ein Lager auf einem Sägewerk, während die Frau mit den Töchtern in ein Lager auf einem Dominium des Ortes kam.

Von dem angeblichen Protokoll auf der Gemeinde keine Spur.

So haben wir unseren stolzen Besitz, in dem der Schweiss von Generationen steckt, verlassen müssen.»

te ausgesucht und beschäftigt. Es haben auch verschiedene Verwandte der Internierten, die Schwiegereltern u. dgl. diesen und jenen zur Aushilfe in der Ernte und sonstigen Arbeiten beantragt. Dies ist auch in den meisten Fällen bewilligt worden. Doch hier kam nachher das dicke Ende. Dolezal hat für die geleistete Arbeit einen Entgelt verlangt, das dieser Arbeit gegenüber in keinem Verhältnis stand. Die meisten sind dann in die grösste Verlegenheit geraten, weil sie die geforderten Beträge überhaupt nicht aufbringen konnten. Wie dann diese Schwierigkeiten ausgelaufen sind, ist mir nicht mehr bekannt.

Ausser den Internierten waren stärker verdächtige Personen im Gerichtsgefängnis Hultschin eingesperrt. Dieses war so stark überfüllt, dass selbst alle Korridore belegt waren und einer neben dem anderen dicht liegen musste. Die Belegschaft war fast zehnmal so gross als der normale Stand. Da der Platz nicht ausreichte, ist ein Teil der Gefangenen als Nachtgäste in das Internierungslager gebracht worden. Da mussten die Gefangenen zu zweien in einem Bett schlafen. Tagsüber sind die Gefangenen auch auf Zwangsarbeit eingeteilt. Unter diesen befand sich auch der deutsche Rechtsanwalt Dr. Kauer. Dieser litt an einer schweren Magen- und Darmkrankheit. Als krank gemeldet, hat ihn der Arzt Dr. Havlicek in Krankenhauspflege überwiesen. Dies musste der Kreisarzt genehmigen, doch der hatte ihn als arbeitsfähig für leichtere Arbeit befunden. Dr. Kauer musste nun wieder, anstatt ins Krankenhaus, mit den anderen zur Arbeit. Da ist er aber auch nach kurzer Zeit zusammengebrochen und musste nun doch ins Krankenhaus geschafft werden, wo er dann am nächsten Tag gestorben ist, also buchstäblich zu Tode gequält. Gegen Ende September ist das Frauenlager im Dominium aufgelöst worden. Drei bis vier ältere Frauen sind entlassen und ihrem Schicksal mit nichts überlassen worden. Frauen mit Kindern und ältere und arbeitsunfähige kamen ins Lager Hilweti-Hof bei Bolatitz und Krawarn. Die Arbeitsfähigen kamen nach Ostrau ins Lager und sind da zu verschiedenen Arbeiten herangezogen.

Anfang Oktober erfolgte wieder eine neue Aktion. Alle Parteifunktionäre, Ortsbauführer sowie auch verschiedene Bürgermeister und Amtsvorsteher aus dem Ländchen sind auf die Grube Petershofen zur Zwangsarbeit zusammengezogen und im früheren Kriegsgefangenenlager hinter Stacheldraht gesteckt. Es wurden zwar alle auf Grubentauglichkeit untersucht, doch hat ein Ingenieur, ich glaube Rzeczek mit Namen, über die Untersuchungsergebnisse hinweg fast alle Leute zu Untertagsarbeit eingeteilt. Ich war als überhaupt grubenunfähig erkannt, und als fast 60jähriger Mann musste ich trotzdem in die Grube einfahren. Es waren einige vernünftige Steiger da, die auf die alten, gebrechlichen Leute Rücksicht nahmen und ihnen entsprechend leichte Arbeit gaben. Doch es waren auch welche Steiger, die je nach Laune rücksichtslos vorgingen. Nach getaner Untertageschicht mussten wir noch jeden Tag zwei Stunden zusätzlich über Tage arbeiten.

Der Lagerverwalter, ein Grubenbeamter, der das Lager nur nebenbei verwaltete, war im Gegensatz zu dem Hultschiner Verwalter ein sehr vernünftiger Mann. Von ihm gingen keine Schikanen aus, und er duldete auch von anderer Seite keine, soweit es in seiner

Macht stand. Einige Wachmannschaften haben sich doch in besoffenem Zustand einige Übergriffe erlaubt.

Die Beköstigung war der schweren Arbeit gegenüber unzureichend. Es wäre wohl einigermaßen ausreichend, wenn alles Zugeteilte nur für uns verwendet wäre. Es ist, wie das meistens der Fall, vieles in andere Kanäle geflossen, z.B. Wachmannschaft, Verschiebung durchs Küchenpersonal usw. Zum Kochen waren Frauen angestellt, die Frauen waren in zwei Schichten eingeteilt. Die eine Partei hat sehr gut gekocht, wogegen die andere unter aller Kanone. Auch hier hat die Wohltätigkeit der Bevölkerung eingesetzt. Die Bergleute haben immer was für uns mitgebracht. Als Lohn wurde für die Internierten der niedrigste Tarif in Anwendung gebracht. Es mussten jedem Internierten pro geleistete Schicht 10 Kč in bar ausgezahlt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sein Monatskonto mit Plus oder Minus abgeschlossen war. Ich hatte ein Bruttoverdienst im Monat etwa 1'600-2'300 Kč. Dies ist alles auf Unkosten der Lagerhaltung aufgerechnet worden. Wenn jemand in guter Arbeit mehr verdient hat, so ist das Plus an die Frau überwiesen worden. Ich hatte nur in einem Monat einen Überschuss von 80 Kč, diese sind meiner Frau überwiesen worden, alle anderen Monate sind bei mir mit Minus abgeschlossen.

Es wurde jeden Tag, ob Sonntag oder Feiertag, gearbeitet. Lediglich am ersten Weihnachtsfeiertag war frei und Gelegenheit zur Heiligen Messe und Sakramenten in der Betriebshalle. Am Weihnachtsabend und Silvester ist je ein Hektoliter Bier vom Betrieb aus gestiftet worden. Am Weihnachtsabend konnten wir uns auch Christbäume besorgen und Weihnachten nach deutscher Art begehen. Dies wurde auch ausgiebig mit deutschen Liedern ausgenützt. Es ist auch, aber nur einigen wenigen und Linientreuen hintenum erlaubt worden, den Weihnachtsabend in der Familie zu Hause zu verbringen. Diese, es waren nur internierte Bergleute, konnten erst bei Eintretender Dunkelheit weg und mussten in der Früh noch vor Tageshelle zurück sein.

Der schon erwähnte Ingenieur hat sich auch weiterhin als Deutschenfresser ausgezeichnet. Er hat es durchgesetzt, dass bei Krankmeldungen diejenigen, die vom Arzt als arbeitsfähig geschrieben wurden, diese direkt von der Untersuchung zur Arbeit von 8 bis 10 Stunden, ohne Gelegenheit, auch nur das Geringste essen zu dürfen, unter strenger Aufsicht zugeführt wurden. Dies war besonders hart für diejenigen, die wegen Zahnbehandlung zuerst zum zuständigen Arzt mussten und die selbstverständlich arbeitsfähig waren. Die ärztliche Ordination war ausserhalb des Betriebes mitten im Dorf. Es war auch ein Arzt, Dr. Harazim, gebürtig aus Schepankowitz, zuletzt tätig in Beneschau, mitinterniert. Da sind die Deutschfresser auf den Einfall gekommen, die krankgemeldeten Internierten von diesem Arzt in der Früh um 5 Uhr untersuchen zu lassen, um dann die arbeitsfähigen noch um 6 Uhr in die Grube einfahren zu lassen. Dr. Harazim hat es nur einmal getan und die weiteren Untersuchungen um diese Zeit verweigert. Daraufhin sollte auch er in die Grube als Bergmann einfahren, da er auch dies verweigerte, ist er sofort aus dem Lager weggekommen. Was mit ihm geschehen ist, haben wir nicht erfahren.

Im Februar war ich vom Steiger für die Holzzufuhr im Vorort eingeteilt. Dies war eine schwere Arbeit, in ständigen Kohlenstaubwolken eingehüllt, was ich nicht vertragen konnte. Auf Grund dessen meldete ich mich krank und bat den Arzt, mich auf ober Tage zu versetzen. Der Arzt war ein vernünftiger Mann, aus Smolkau, einer tschechischen Gemeinde in der nächsten Nähe von Beneschau, stammend und mit den Verhältnissen im Hultschiner Land gut bekannt. Dieser erklärte mir: Ich weiss, ihr alten Grossväter seid noch gut, hinter dem Ofen zu sitzen, Pfeife anrauchen und höchstens noch die kleinen Kinder in der Wiege zu schaukeln, aber nicht hierher auf die Grube und noch dazu unter Tage! Ich habe volles Verständnis dafür, aber was soll ich nun mit euch machen? Jetzt eben habe ich von der Direktion den Auftrag erhalten, unter keinen Umständen einen Internierten von unter Tage auf ober Tage zur Versetzung [zu] schreiben; – Er hat mir das Schreiben vorgelesen und trotzdem noch versucht, mich nach ober Tage zu versetzen. Es ist auch gelungen, ich wurde ober Tage als Aushilfe beim Gärtner des Betriebsleiters zugeteilt. Bemerke noch, dass diese Beschäftigung ein internierter Arzt, Dr. Sliwka, gebürtig aus Buslawitz, der vor Kurzem entlassen war, innehatte. Der Gärtner, auch ein vernünftiger Mann, hat mich sehr gut behandelt.

Seit Neujahr haben Vernehmungen der Internierten durch den Richter Dr. Palla aus Hultschin, der zweimal in der Woche auf der Grube erschien, eingesetzt; da den meisten nichts Straffälliges nachgewiesen werden konnte, sind viele nach und nach entlassen worden. Mehrere wurden aber vor das Volksgericht Troppau geschleppt und auch bis [zu] 15 Jahren Kerker verurteilt. Ganz besonders scharf ging man gegen frühere Angehörige zum Freikorps vor¹.

Meine Entlassung erfolgte im März 1946.

Anschliessend schildert der Vf. den Hergang der Ausweisung im Mai-Juni². 1946

¹ vgl. auch Bericht Nr. 68. – Das Freikorps war im September 1938 aus den Reihen der damals nach Deutschland geflüchteten Sudetendeutschen aufgestellt worden; s. auch Einleitende Darstellung, S. 75 f.

² abgedruckt unter Nr. 109.

Nr. 37

Erlebnisbericht (Brief) des Kaufmanns und ehemaligen Stadtrats Hubert Schütz sen. aus Jägerndorf.

Beglaubigte Abschrift (vom Vf. ergänzt und bestätigt), 4. Januar 1947, 4 Seiten, mschr.

Die Internierungsaktionen in Jägerndorf Anfang Juni 1945 und die Verhältnisse im Internierungslager; Zwangsarbeit des Vfs. im Witkowitzer Eisenwerk bis zu seiner schweren Erkrankung.

Eingangs erwähnt der Vf., dass er im Zuge der Räumung des damaligen Frontgebietes am 25. März 1945 Jägerndorf verlassen musste und nach Mährisch Schönberg evakuiert wurde, wo er den Einmarsch der sowjetischen Truppen mit seinen Schrecken erlebte, und dass der bald danach gebildete Národní Výbor die Evakuierten zum Abzug aus Schönberg drängte.

Am 4. Juni 1945 habe ich eine Transportgruppe von Jägerndorfer Leidensgefährten zusammengestellt, und wir marschierten über Berggeist, Römerstadt und Freudenthal mit beladenen Handwagerln nach Jägerndorf. Einzelreisende gab es nicht, weil man Überfälle und Beraubungen fürchtete. Gelagert haben wir in den Wäldern, und in drei Tagen waren wir in Jägerndorf.

Kaum in Jägerndorf angelangt, verspürten wir schon die veränderte Heimat. Es war der 5. Juni 1945¹. Die Partisanen durchzogen die Strassen, durchwühlten das Gepäck und bedrohten die ankojnmdenden Heimatkinder. Es traute sich niemand in sein eigenes Haus, weil die meisten Häuser schon von Tschechen besetzt waren und die meisten Häuser entweder ausgebrannt, demoliert, kriegsbeschädigt oder geplündert! Truppweise wurden die armen Eingeschücherteten zu ihren Wohnungen begleitet. Als ich zu meinem Hause kam, fand ich dort eine ganze Schlange Menschen, und als ich fragte, was da los ist, wurde mir mitgeteilt, dass in meinem Hause das tschechische Wirtschaftsamt untergebracht worden sei und pro Kopf und Tag 10 dkg Brot ausgegeben werden. Ich und meine Frau sind mit Handwageri und Gepäck in den Hof gefahren, und ich musste zum tschechischen Leiter des Wirtschaftsamtes bitten gehen, ob ich in meine Wohnung hineingelassen werde. Als ich mich genau legitimierte und auch von Zeugen bestätigt wurde, dass ich zum Hause gehöre, liess man mich in meine Wohnung. Leider war es nicht so leicht, in die Wohnung hereinzukommen, weil die Schlösser demoliert waren. Als wir endlich die Tür aufbrachen, sahen wir die Bescherung. Die ganzen Kästen, Schreibtisch, Kredenz usw. erbrochen, viele Sachen entwendet und die Möbel demoliert. Trotz dieses bösen Anblickes waren wir glücklich und froh, in unserem Heim zu sein. Wir machten uns an die Arbeit, brachten alles in Ordnung und lebten von der Substanz, weil wir uns gar nicht heraustrauten, denn überall wurden wir schwer belästigt.

Sechs Tage später, also am 13. Juni 1945, musste ich zur Post, und als ich heimging, sah ich am Rathausplatz eine Masse Partisanen aufmarschieren, und von Bekannten wurde mir im Laufschrift zugerufen, dass jetzt am Rathausplatz das Standrecht für Jägerndorf verkündet wird. Der Schrecken und die Angst waren gross, aber trotzdem hatte man an das Schrecklichste nicht gedacht, weil man sich in der Heimat unter den eigenen

¹ muss heissen: 7. Juni.

Leuten etwas sicherer fühlte, d.h. sicherer zu sein glaubte. Mein Bestreben war, auf die schnellste Weise mein Haus zu erreichen, und ich lief. Bei der Kirchengasse erwischten mich die Partisanen und trieben mich in die Pfarrkirche. Dort waren schon cirka 50 Leidensgenossen versammelt, und weitere kamen noch immer. Es hiess, nach Beendigung der Slandrechtsverkündigung werden wir wieder entlassen. Inzwischen ist es 12.30 Uhr mittags geworden. Auf einmal ging die Tür auf, es kamen 7 Partisanen mit Gewehren auf den Schultern herein, durchsuchten und verprügelten die Frauen und schickten sie heim, und wir Männer wurden zu einer Kolonne zusammengestellt und auf die Polizeiwachstube ins Rathaus geführt.

Wir dachten zu irgendeiner Einvernahme, und so standen wir gedrängt bis 7.30 Uhr abends in einem Winkel der Wachstube. Endlich wurde einer zu einer Scheineinvernahme vorgerufen, die bis 8 Uhr abends dauerte. Auf einmal brach der Beamte ab und sagte zu den Partisanen, dass er zum Nachtmahl gehen wolle und man soll die Leute nach Hause schicken. Dagegen protestierten die Partisanen, und wir wurden alle in den Polizeiarrest getrieben. Im Keller angelangt, wurde einer nach dem anderen überfallen und fürchterlich verprügelt und sodann in die Zellen geworfen. Wir waren zu viert in einer kleinen Zelle, dort war nichts anderes als zwei Holzpritschen und ein zerrissener Laufteppich zum Zudecken. Da wir hungrig, zerschlagen und voller Angst waren, war uns auch kalt. Wir legten uns auf die Pritsche immer zu zweit und deckten uns mit den Teppichfetzen zu. Wir dachten, jetzt werden wir Ruhe haben, können ausschlafen und werden am nächsten Tag doch zur Einvernahme kommen und sodann entlassen werden. Wir haben uns aber sehr getäuscht! Alle zehn Minuten kamen immer zwei andere Partisanen in die Zelle und lehrten uns neue Methoden: Wenn die Partisanen hereintraten, mussten wir die Arme hochheben und dabei in tschechischer Sprache melden: «Wir danken unserem Führer Adolf Hitler, dem Chachar, dass wir da sind!» (Chachar ist ein Ostrauer Schimpfname für Gauner.) Wenn einer verprügelt wurde, mussten wir sagen: «Wir danken für die Auszahlung!» Wer es in tschechischer Sprache nicht geläufig und schnell genug melden konnte, wurde immer frisch verprügelt. So ging es bis 3 Uhr früh. Am nächsten Tag um 7 Uhr früh begann schon wieder dieselbe Qual. Um 11 Uhr vormittags kamen wieder zwei Partisanen, brachten einen Kübel Wasser, und da konnte sich jeder ein Glas Wasser zum Trinken heraus schöpfen und bekam 3 dkg Brot.

Nachmittags um 5 Uhr wurden wir alle herausgeholt, am Hofe zusammengestellt und auf die Wachstube geführt. Wir wussten nicht, was mit uns geschehen wird. Unsere Gedanken gingen bis nach Sibirien. Auf einmal wurde der Befehl gegeben, wir sollten uns die bereits abgegebenen Hüte, Hosenträger und die abgegebenen Tascheninhalte an uns nehmen. Wir griffen mit Freuden zu, die Augen leuchteten. Wir wiegten uns in der Hoffnung, dass wir vielleicht doch zu Hause kommen. – Daheim vergingen die Frauen in banger Sorge um ihre Männer und Angehörigen und liefen herum, um etwas zu erfahren, aber alles vergeblich. – Als wir alle fertig waren, wurde kommandiert, in Zweierreihen aufzustellen. Rechts um, vorn und hinten je ein Partisane und sodann: Marsch! Jetzt

haben wir erst erkannt, dass wir verloren sind. Wir marschierten gegen die Troppauer Strasse. Wohin geht es? war die bange Frage.

Die uns begegnenden Landsleute getrauten sich nicht einmal, zu uns aufzublicken, weil sie fürchten mussten, von den Partisanen angefallen zu werden. Unauffällig hörten wir den Ruf eines Vorübergehenden: «Ins Lager!» Jetzt erst erhielten wir Kenntnis, dass es ein Lager gibt. Auf der Troppauer Strasse, gegenüber dem Gasthof «Sonne», in den sogenannten Panzerbaracken, war ein Lager errichtet. Zuerst hiess es Lager für politische Häftlinge, sodann Arbeitslager für politische Gefangene und schliesslich Internierungslager für Deutsche. Es wurde je nach der Auslandsstimmung gewechselt.

Im Lager eingerückt, sahen wir schon Tausende Jägerndorfer drin und immer weitere Transporte ankommen. Wir wurden dort bei der Lagerkanzlei aufgestellt, die Bewachung wich nicht von unserer Seite, und so warteten wir eine ganze Stunde. Auf einmal bemerkten wir, dass die Partisanen verschwunden sind, und da gab ich das Signal, ebenfalls auseinander zu gehen; und [wir] mischten uns unter die anderen Volksgenossen. Ein Entweichen aus dem Lager war unmöglich, weil die Tore und Zaun von Partisanen besetzt waren und ein jeder sofort angeschossen wurde, der es gewagt hätte, auszubringen. In einem Konzentrationslager konnte es nicht ärger sein. – Nacheinander wurden wir zur Registrierung in die Kanzlei getrieben, dort mussten wir Uhren, Geld, Wertsachen und Messer abgeben, und sodann wurde uns eine Barackenbehausung angewiesen. Vielfach lagen wir immer zwei zusammen auf einem Lagerbett. Parteifunktionäre, SA und SS kamen in Extrabaracken hintere Gitter und wurden dreimal täglich auf den nackten Körper mit Gummiknütteln geschlagen, bis sie oft zusammenbrachen. Die armen Gequälten haben oft Tag und Nacht geschrien vor Schmerzen. Viele haben die Zeit nicht überlebt, und viele wurden wahnsinnig. Ein gewisser Hamm, welcher beim Baizar (Leichenbestattung in Jägerndorf) angestellt war und auch wahnsinnig wurde, ist auf freiem Platz innerhalb der Baracken von Partisanen erschossen worden.

Die Zucht im Lager war ärger als in einem Kasernenhof, und man hörte den ganzen Tag nichts anderes als das Gebrüll der Partisanen, immer nur Kommandos: Antreten! Ohrfeigen, Kolbenhiebe, Schläge, und sah die Blutenden. Überall Zimmerkommandanten, Gruppenkommandanten, Arbeitskommandanten. Die Kommandanten waren Deutsche, und wenn sie nicht so getan haben, wie die Partisanen angeschafft, wurden sie geschlagen oder hinters Gitter gesteckt. (In den Zellen hinterm Gitter wurde man wie Schwerverbrecher behandelt.)

Ich ging mit einer Arbeitsgruppe auf Arbeit und musste die ganzen Jägerndorfer Schulen und Turnhallen reinigen. Es war schwere Arbeit, aber wir gingen gern, nur um den Lagerqualen zu entgehen. Die ersten drei Tage bekamen wir nichts zu essen und behalfen uns dadurch, dass wir zu Leidensgefährten betteln gingen. Solche, die direkt aus den Wohnungen kamen und frisch eingewiesen waren, brachten noch immer etwas Lebensmittel mit. Den vierten Tag bekamen wir am Abend ½ Liter Kartoffelsuppe. Später erhielten wir täglich in der Früh ½ Liter schwarzen Kaffee, mittags und abends ½

Liter Kartoffelsuppe und 13 dkg Brot. Arbeitsgruppen erhielten nach einem Monat sodann 20 dkg Brot.

Vierzehn Tage hat es gedauert, bis durch einen Zufall meine Frau von mir etwas erfahren hat. – In Jägerndorf waren drei Lager. Eines auf der Troppauer Strasse, eines am Burgberg (früher Arbeitsdienstlager) und eins auf der Leobschützer Strasse in den neuen Wohnhäusern der Panzer-Unteroffiziers-Wohnungen. Später wurde es so eingeteilt, dass auf der Troppauer Strasse das Arbeitslager und auch das Straflager, auf der Leobschützer Strasse das sozialdemokratische Arbeitslager und am Burgberg das Aussiedlungslager war. Die Jägerndorfer Bevölkerung wurde restlos aus den Wohnungen getrieben¹.

Ich arbeitete gerade vor der Realschule und hielt vor der Schule in den Anlagen Rast, als meine Frau und Schwiegertochter wie von Gott geschickt vorbeigingen, und da haben wir uns wieder das erste Mal gesehen. Meine Frau war herzleidend und bekam auf ärztliche Anweisung die Bewilligung zur häuslichen Pflege, und so konnte sie in der Wohnung bleiben. Da brachte sie mir eine Decke, Rucksack mit etwas Wäsche, Essschale und Löffel. Jetzt konnte ich mich das erstmal zum Schlafen zudecken, Wäsche wechseln und im eigenen Geschirr essen. Bisher musste ich immer warten, bis mir ein guter Nachbar die Essschale und Löffel borgte. Es war unglaublich, Tag und Nacht ist man aus den Kleidern nicht herausgekommen. Die Lagerstätte war eine sehr grosse Garage für Panzerautos, der Fussboden war betoniert, und auf ausgebreitetem Stroh lagen wir einer neben dem anderen. Die Frauen mit den Kindern blieben in den Baracken.

Nach zwei Monaten, als wir wieder abends angetreten waren – das Antreten erfolgte täglich, es wurden immer Arbeitssklaven wie auf einem Viehmarkt ausgesucht – da rief auf einmal der verhasste Partisanen-Lagerkommandant: «Alle Lehrer, Beamte und Kaufleute hervortreten!» Selbstverständlich musste ich auch hervortreten, wir wurden alle aufgeschrieben und nach dem Alter gefragt. 9 Mann der Ältesten, darunter auch ich, wurden beiseite gestellt, angeblich zu alt; und nun hörten wir durchsickern, dass die Ausgesuchten nach Witkowitz ins Eisenwerk als Schwerarbeiter kommen sollten. Am nächsten Morgen, als sich herausstellte, dass 100 Mann gebraucht werden und nur rund 60 Mann aus der Gruppe der Beamten, Lehrer und Kaufleute da waren, da mussten auch wir 9 Mann und auch andere halbwegs Entbehrliche aus anderen Arbeitsgruppen dazu, wurden in Lastautos verladen und rasch zur Bahn geführt. Dort sind wir in offene Eisenbahnwagons umgestiegen und mit diesen nach Witkowitz befördert worden.

In Witkowitz wurden wir von der Werksmiliz empfangen, in die Werkskasernen geführt, in Arbeitskolonnen eingeteilt und am nächsten Tag zur Arbeit unter Aufsicht der Werksmiliz, mit Gewehr bewaffnet, getrieben². Um 4 Uhr früh war Tagwacht, um 5 Uhr ½ Liter Kaffee schwarz, mittags ½ Liter Suppe, abends ½ Liter Suppe und für den ganzen Tag 30 dkg Brot. Um 5.30 Uhr sind wir zur Arbeit abmarschiert, um 6 Uhr mussten wir beginnen, und um 2 Uhr nachmittags war die Schicht aus. Sodann sind

¹ s. hierzu auch den folgenden Bericht Nr. 38 und die Berichte Nr. 71, Nr. 72 und Nr. 98.

² Über den Zwangsarbeitseinsatz in Witkowitz vgl. auch den Bericht Nr. 25, S. 136 ff.

wir wieder in die Kaserne marschiert. Dort angekommen mussten wir uns waschen, putzen, Zimmertour machen, Wäsche waschen usw., und da blieb nicht viel Zeit zum Atmen. Einmal in 14 Tagen durften wir eine Karte in tschechischer Sprache an die Familie schreiben. Sie wurde zensiert und falls jemand etwas Unrichtiges schrieb, wurde er verprügelt. Unrichtig geschrieben hiess auch, wenn er von Hunger meldete, dass es ihm nicht gut geht und schwer arbeiten muss.

Ich musste mit einem zweiten Kameraden täglich innerhalb der Achtstundenschicht 12 Waggon (120'000 kg) Kohle, Kies, Kalkstein, Koks oder Schamott und manchmal auch Eisenerz ausladen. Es war fürchterlich, denn wir waren erstens eine solche Arbeit nicht gewöhnt, und zweitens die schlechte Kost und grosser Hunger. Nach einem Monat wurde ich schwer krank, bekam geschwollene Beine bis herauf zum Magen, die Haut hat auf den Beinen nicht mehr nachgegeben und ist geplatzt. Wasser ist aus Löchern herausgelaufen, Schuhbänder und Soeben sind mir an den Füssen verfault, um die Löcher an den Beinen bildeten sich Geschwüre und Rotlauf. Zur ärztlichen Visit wurde ich nicht zugelassen. Als ich nicht mehr gehen konnte, bin ich zur Arbeit nicht mehr angetreten und meldete mich krank. Ich hatte riesig aufgeschwollene Geschlechtsteile und Hungerödem (Wassersucht!). Nach zwei Tagen wurde ich auf einem Handwageri von zwei Arbeitskameraden und unter Bewachung eines Milizmannes mit geschultertem Gewehr ins «Lazarett für Deutsche» nach Mähr. Ostrau geführt. Dieses Lazarett für Deutsche war ein Schweinestall. Ein demoliertes früher gewesenes deutsches Gasthaus (Pichler), im Saal aufgestreutes Stroh, und dort lagen die Kranken und Toten gepresst nebeneinander wie die Heringe. Bei der Einlieferung wurde ich untersucht, und es wurde auch noch neben den aufgezählten Krankheitserscheinungen Nierenentzündung festgestellt. Ich war ein Wrack, sum Skelett abgemagert (früher 250 Pfund und dann nur noch 110 Pfund).

Da jeden Tag mehrere gestorben sind, wurde eine Überprüfung des Lazarets angeordnet, und es kam eine Kommission mit einem Amtsarzt von der Mähr. Ostrauer Polizeidirektion. Der Amtsarzt stellte bei mir fest: «Auf Grund obiger Krankheiten unheilbar und dauernd arbeitsunfähig!» Infolgedessen bin ich sofort zu entlassen und in häusliche Pflege zu schieben. Ich hatte immer Fieber und wurde immer elender. Bemerken möchte ich noch, dass ich gleich den zweiten Tag im Lazarett 186 Läuse aus meiner Wäsche herausgeklaut habe, und diese hätten mich aufgefressen, wenn mich der Arzt nicht mit Quecksilbersalbe eingeschmiert und ich mir ein Lager auf den Sesseln gemacht hätte.

Allgemein wurde verbreitet, dass ich schon gestorben bin, und diese Nachricht wurde auch meiner Frau zugetragen. Endlich, vier Wochen nach der Konstatierung durch den Amtsarzt Dr. Odersky, wurde ich nach Hause geschickt. Zu Hause eingetroffen, bekam ich noch Angina und nach ein paar Tagen noch die choleraartige Ruhr mit Darmkrämpfen und Blutabgang. Dieser Zustand währte drei Wochen. Dr. Kiesewetter, welcher heimlich zu mir kam (zu einem Deutschen durfte der Arzt nicht ins Haus kommen!), hatte mich aufgegeben, aber schliesslich haben doch seine bescheidenen Mittel geholfen. Der feste Willen zum Gesundwerden und die gute Pflege zu Hause haben mich alles

überstehen lassen. Lange Monate bin ich gelegen, mich sodann doch erholt, die ersten Wochen immer auf einem Stock gestützt spazierengegangen und schliesslich am 12. April 1946 mit einem Transport von 1'200 Personen nach Bayern ausgesiedelt worden.

Den Bericht beschliesst die Bemerkung des Vfs., dass er seine Angaben beidein und auch mit amtlichen Dokumenten belegen könne.

Nr. 38

Bericht der Hausfrau A. J. aus Jägerndorf.

Original, 4. August 1947, 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Erlebnisse der Vfn. im Internierungslager Jägerndorf von August 1945 bis Juni 1946.

Eingangs schildert die Vfn. die Evakuierung vor der Roten Armee und die Rückkehr nach Jägerndorf.

Anfang Juni 1945 kamen ganz plötzlich die cechischen Partisanen, stark bewaffnet, mit der Uhr in der Hand, und brüllten: «Raus, ihr verfluchtes Pakasch, binnen einer Minute auf der Strasse antreten oder es wird geschossen!» Wir hatten das Glück, wenn man es so nennen kann, in unserer Wohnung zu bleiben, hatten jedoch keine ruhige Stunde mehr, da um und in unseren Häusern die Russen ein und aus gingen und im naheliegenden Maschinenamt kampierten. Auch die cechischen Spürhunde gaben keine Ruhe und suchten Deutsche, trommelten bei Nacht an Fenster und Türen, schimpften, fluchten und trieben die Menschen bei Nacht aus ihren Wohnungen hinaus.

Am 3. oder 4. August 45, es war ein Samstagnachmittag, klingelte es ganz stürmisch an unserer Wohnungstür. Es war ein ganz einfacher Eisenbahner, ein Cech in Zivil und machte mit meinem Mann einen Krawall, wieso wir als Deutsche uns unterstehen, noch in der Wohnung zu sitzen. Er wird uns schon helfen, braucht die Wohnung für zwei Junggesellen, hatte ein Staberi in der Hand, riss alle Türen auf, lief von einem Zimmer ins andere und schlug mit dem Stecken auf alle Tische, warf mir die Steppdecke in die Höhe und sagte: «So ein verfluchtes Gesindel hat so eine Decke, ich habe so etwas schon zehn Jahre nicht mehr gesehen.» Da wir beide mit meinem Mann genügend Cechisch können, verstanden wir jedes Wort, was er sagte. Daraufhin sagte er: «Jetzt fahr ich am Rad auf die Polizei und hole euch in paar Minuten, wehe euch, wenn ihr einen Fluchtversuch macht. Ich habe draussen einen Aufpasser, der wird euch schon Luft machen.» In unserer Verzweiflung begannen wir uns schnell umzukleiden und brachten drei Koffer, in welche ich etwas unserer besten Sachen gepackt und unter den Betten stehen hatte, da die Russen in unserer Wohnung ein und ausgingen, zu der Frau, einer Cechin namens Panoch, wel-

che bereits im selben Haus über uns wohnte, eine Kasette mit meinem ganzen Schmuck, ein Kuvert mit 1'800 RM Bargeld und mehrere Paar neue Seidenstrümpfe. Sie versprach uns, die genannten Gegenstände aufzuheben, bis wir zurückkehren. Kaum war dies geschehen, war auch schon unser Peiniger da und wir konnten nur das, was wir am Leibe hatten, mitnehmen. So hatten wir nicht einmal ein Handtuch oder ein Stückchen Seife mit.

Auf der Polizei verlangte dieser Kerl, man möge ihm das so ausstellen, dass er uns in sicherem Gewahrsam hat und wir auf keine Weise herauskommen. So brachte er uns in das Jägerndorfer Lager; damals nannte es sich Straflager für politische Häftlinge, später Internierungs- und vor unserer Aussiedlung Arbeitslager. Dort sperrte man uns, jeden extra, hinter Gitter, so hiess es dort, wie Schwerverbrecher. Von dort durfte niemand hinaus; sogar das Essen, wenn man es so nennen will, brachte man uns, dann flog wieder der eiserne Riegel vor; nicht einmal auf die Latrine durften wir. Dort sassen schon mehrere Frauen, auch mit Kindern, bereits zwei Monate, erzählten mir von den ausgestandenen Misshandlungen und Schrecken. Wir hatten nur vier Strohsäcke, stellten sie in der Mitte der Baracke zusammen auf die Erde, legten bloss die Oberkörper darauf, die Füsse mussten auf dem Fussboden bleiben. Ich konnte vor Schreck und Grauen weder schlafen noch das schäbige Essen, welches die ganzen 10 Monate aus: morgens schwarzem ungezuckerten Kaffee, mittags einer elenden Kartoffelsuppe ohne Salz und Fett, nur aus Wasser und zerkochten Kartoffeln bestand, abends wieder schwarzer Kaffee und 120 g Brot, oft auch nur 100 g, hinunterbringen. Unter den Insassen des Gitters befand sich eine 55jährige Frau namens Maria Wünsch, welche Lehrerin gewesen und im Kriege wieder unterrichtete; die erzählte mir nun, was sie schon mitmachte. Da sie Luftschutzvorträge und Sanitätskurse hielt, legte man ihr das zur Last, und sie wurde furchtbar geprügelt, bekam 35 Riemenhiebe, viele Ohrfeigen – eine Zahnprothese wurde ihr dadurch beschädigt – und das Haar ganz kurz geschoren, so musste sie sich vor dem Stahldrahtzaun zur Schau stellen. Ich sah noch die Striemen und darauf die dicken Krusten auf ihrem Oberkörper; das war noch nach zwei Monaten deutlich erkennbar.

Die Vfn. nennt hier mehrere Zeugen dafür, dass Frauen, darunter eine Achtzigjährige, und auch Kinder im «Gitter» durch Schläge und Ohrfeigen misshandelt wurden.

Neben unserer Baracke, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, befand sich der «Prügelraum»; so hörte ich, wie eines Tages einer von der Wache rief: «Hier bringe ich zwei fette Brocken!» Als wir binaussahen, waren es ein SA-Mann und der andere ein SS. Die beiden wurden in die Prügelbaracke gesperrt; kurz darauf kamen fünf cechische Prügelknaben, so nannten wir sie, und wir hörten, wie die Schläge und Fusstritte hageldicht fielen und ein Gepolter wie im Pferdestall. Die Geprügelten durften keinen Ton von sich geben, sonst erging es ihnen noch schlechter. Uns standen vor Schreck und Grauen die Haare zu Berge. Als dann endlich die fünf Schergen herauskamen, wischten sie sich den Schweiss vom Gesicht, Hals und Kopf. So erging es noch vielen im Lager.

Am 5. Tag meiner Gefangenschaft im Gitter wurden ich und andere mit Eskorte zur Polizei zum Verhör gebracht. Da ich jedoch nichts verbochen, wir mit meinem Mann weder in der Partei oder sonstwie politisch uns beteiligt haben, wurde ich mit den andern, ausser drei Frauen aus dem Gitter, ins Freilager entlassen. Doch hier begann erst die richtige Hetzjagd.

Täglich 7 Uhr früh vor die Kanzlei antreten, wo grosser Sklavenhandel geführt wurde. Da suchten sich die Cechen zum Rächern diejenigen aus, welche ihnen am besten passten. Oft gab es noch bei Tags Antreten, wenn auswärtige Kunden kamen. Da war unsere Angst gross, denn viele wurden ins Innere der CSR verschickt oder zu schwerer Arbeit. Fiel dann so ein unterernährter Mensch um, kam sich der cechische Arbeitgeber ins Lager beschweren, so gab es abends beim Appell noch Ohrfeigen und Kinnhaken, und die alten Männer fielen um wie die Mehlsäcke; das sah ich auf meinen eigenen Augen.

Erwähnenswert ist der damalige Kommissar namens Hudec, der ein Sadist schlimmerer Sorte war und stets neue Teufeleien ersann, um uns zu quälen und keine Minute in Ruhe zu lassen. Mich schlichte er mit meinen 60 Jahren im Oktober Kartoffeln klaben. Ich hatte einen furchtbaren Katarrh, die Kälte schüttelte mich und die Nase floss, ich wurde nicht fertig mit lauter Wischen, dazu mangelhaft bekleidet. Im Winter verbot er, jeden Tropfen warmen Wassers aus Küche und Waschraum zu holen, und die Kleinkinder sollten im fliegerbeschädigten Waschraum im eiskalten Wasser gebadet werden. – Wollte ich alles andere schreiben, würde ich ein ganzes Buch dazu brauchen. – Diesen Tyrann holte eines Tages die Kriminalpolizei ab, da er sich das viele Gold, welches er den Deutschen stahl, behielt. Er selbst glaubte dafür wenigstens einige Jahre zu sitzen, wurde jedoch nach einigen Wochen freigelassen und ist Direktor im Schlachthaus geworden.

Nach 10 Monaten Lagerhaft wurden wir am 8. 6. 46 hierher ausgesiedelt. War noch vorher in unserer Wohnung, um noch welche Dokumente zu verlangen, da war dieselbe bis auf einige Stücke ausgeraubt, und dies geschah gleich am nächsten Tag, als wir die Wohnung verlassen mussten.

Der Bericht schliesst mit einigen Reflexionen über das Schicksal der Vertreibung.

Nr. 39

Erlebnisbericht der Bauersfrau Elisabeth Peschke aus Seifersdorf, Kreis Jägerndorf.
Original, 17. April 1947, 10 Seiten, mschr. (Din A 5).

Das Schicksal einer Bauernfamilie aus dem Ostsudetenland unter sowjetischer Besatzung und nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung bis zur Ausweisung im Juni 1946.

Mit dem 5. Mai des Jahres 1945, der uns die Russen als Besatzung brachte, war für uns eine unruhvolle Zeit angebrochen. Schon am ersten Abend kamen unsere Nichten, die bei der Schwiegermutter im Auszughaus als Flüchtlinge wohnten, atemlos gelaufen, wir möchten sie doch verstecken, sie würden sonst von den russischen Soldaten vergewaltigt. Das war so der Anfang. Junge Mädchen liessen sich dann sehr wenig blicken. Sie versteckten sich eben, wo es möglich war; sicher war ja vor den Russen keine Frau, auch ältere nicht.

Am nächsten Tag wurden dann unsere beiden Pferde mit Geschirr und Wagen geraubt, das Haus wohl wenigstens zwanzigmal von oben bis unten durchsucht, angeblich wegen Waffen. Wertvolles, wie Schmuck, gute Kleider und Stiefel wurden mitgenommen. In der darauffolgenden Nacht wurde die Haustür mit einer Hacke eingeschlagen, weil nicht rasch genug geöffnet werden konnte. Es kamen ein Offizier und fünf oder mehr Mann herein, durchsuchten jeden Winkel und nahmen mit, was ihnen gefiel. Zum Schluss musste mein Mann seine Taschenuhr suchen, die er versteckt hatte. Man schlug ihn so lange ins Gesicht, bis ihm schwindelig wurde, dann musste er mitgehen und ihnen die nächsten grösseren Bauern zeigen. Diese Nacht werden wir wohl nie vergessen. Wir waren drei Frauen, fünf Kinder und ein Mann. Es war nur den Kindern zu danken, dass die Russen uns Frauen in Ruhe liessen und wir damals mit dem Schrecken davorkamen.

Dann später war man schon klüger, man sprang eben schnell hinaus, wenn nicht anders, zum Fenster. Wir schliefen dann wochenlang nicht im Haus, man verkroch sich in der Scheune oder im Stall, viele hausten im Wald oder in den Kornfeldern.

In nächster Zeit musste dann Vieh abgegeben werden. Von uns wurden drei Kühe verlangt. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Radio-Apparat mitgenommen. Einige Wochen später kam der Befehl, sämtliches Rindvieh, bis auf eine Kuh, die jedes Haus behalten durfte, abzutreiben. Die tschechische Miliz hatte uns geraten, ein paar Kühe in die Nachbarhäuser zu verteilen, wo sonst keine gehalten wurden. Wir hatten uns auf diese Art mit grösster Mühe und Anstrengung fünf Kühe gerettet.

Es war für uns als Bauern ein fürchterlicher Anblick, wenn wir den fast leeren, modern eingerichteten Stall betraten, der erst vor Kurzem erbaut und uns, besonders meinem Mann, viel Arbeit und Schweiss gekostet hatte, in dem nun nur eine Kuh, zwei abgesetzte Kälber und zwei Ziegen standen. So schade es auch um unsern schönen, gesunden Viehstand war, musste man sich eben damit abfinden, wir hatten den Krieg ver-

loren, es mussten eben Opfer gebracht werden, hoffte man ja doch, in einigen Jahren durch Fleiss und Arbeit diese Lücke wieder zu schliessen.

In den nächsten Tagen folgten Verhaftungen der führenden Männer, wie Bürgermeister, Bauernführer und Parteimitglieder.

Es war am 12. Juni in der 6. Morgenstunde, wir waren im Stall, das Vieh zu füttern, auf einmal Gewehrkolbenschläge an die rückwärtige Stalltüre. Wir meinten, die Russen kämen wieder nachsehen, ob wir auch nicht mehr Kühe als eine am Stall hätten. Sie kamen auch oft um Eier und Hühner, kurzum alles, was noth da war; doch bald sahen wir, dass es tschechische Soldaten waren, die uns heraustrieben, ins Haus stürmten und die Kinder aus dem Schlafe rissen und halbnackt auf die Strasse trieben. Auf unsere Fragen erfuhren wir endlich, dass wir zur Schule sollten. Auf der Strasse standen ein Offizier und mit einem Maschinengewehr bewaffnete Soldaten. Jedes Haus wurde nun gestürmt, die Leute wurden herausgetrieben, die Männer von den Frauen getrennt und nach Waffen durchsucht. Dabei wurden ihnen auch die Taschenmesser abgenommen. Junge Mädchen, die durch den Tumult erwachten, flohen in die Kornfelder, sie glaubten sich von Russen verfolgt.

Die Tschechen umstellten die Felder und schossen wüst herum. Ein Bauer war gerade Grünfutter holen, dabei wurde das eine Pferd erschossen.

Nun ging es im Schneckenzug zur Schule. Nach stundenlangem Warten verkündete man uns, dass die Frauen heimgehen könnten, Männer und Jungen über zehn Jahren mussten dortbleiben, wir sollten ihnen Mittagessen bringen. Sie wurden in einem kleinen Gasthaussaal zusammengepfertcht. Sobald ein Trompetensignal ertönte, sollten sich Frauen und Kinder wieder beim Gasthaus Felsenkeller versammeln.

Die Heuernte hatte begonnen. Wir hatten ein verwundetes Russenpferd gesundgepflegt, mit dem fuhren wir nachmittags aufs Feld, um Klee auf Reuter zu setzen. Wir waren im besten Arbeiten, es mochte halb vier Uhr sein, hörten wir das Signal. Wir fuhren so schnell als möglich heim. Als bei der Schule alles versammelt war, wurden alle aufgerufen. Es durfte keiner fehlen. Es wurde dann verkündet, dass ein Ortsbewohner standrechtlich erschossen wird, weil er einen Revolver mit Munition versteckt hatte. Es könnten es alle gleich ansehen. Nach vielem Hin und Her konnten die Frauen mit den Kindern heimgehen. Die Männer mussten bleiben, sie standen in der Gasthausstube einer am andern. Nächsten Tag rief uns das Signal wieder zusammen. Diesmal mussten wir alle dortbleiben. Frauen mit Kindern und solche ohne Kinder wurden geteilt. Wir schliefen mit den Kindern in einem Saal auf altem, dreckigem Stroh, andere in der Schule auf dem harten Fussboden. Jede Nacht kamen Russen, sich Frauen und Mädchen zu holen, soviel sie Lust hatten. In der Schule ritt ein Russe mit seinem Pferd bis in den 1. Stock.

Das Vieh wurde auch zusammengetrieben. Es wurde im Lager gefüttert und gemolken. Eine Stunde im Tag hatten wir dann Erlaubnis, zu Hause das Kleinvieh zu füttern. Man näherte sich furchtsam seiner Behausung, denn alle Haustüren mussten offen sein,

der Schlüssel musste dem Kommissar abgegeben werden. Bei uns hatten auch in der vergangenen Nacht die Russen fürchterlich gehaust, das geheilte Pferd war weg, auch ein Kalb, das Kabel vom Elektromotor und die Kalesche. In Küche und Haus sah es schrecklich aus. Die Geldtasche, die mein Mann versteckt hatte, lag leer herum. Man hatte sie gefunden. Die letzte Butter, die ich noch gemacht hatte, war auch verschwunden. Wir waren noch ein bis zweimal zu Hause, dann wurde es verboten.

Es wurden überall die Häuser nach Waffen durchsucht. Wir schafften unsere Kleider und die Wäsche zu unserer Schwiegermutter, die als 82-jährige kränkliche Frau zu Hause bleiben konnte. Zwölf Tage mussten wir im Lager bleiben, dann konnten die meisten nach Hause gehen, bis auf einige Männer, die dann ins Gefängnis eingeliefert wurden. Unter ihnen war auch mein Mann. Weshalb, das weiss ich bis heute nicht, ist er doch niemals verhört oder vor ein Gericht gestellt worden.

Zu Hause hatten wir vor allem Ordnung zu machen. Es war ja alles völlig auf den Kopf gestellt. Dann wurde das Vieh verteilt, das die Russen übriggelassen hatten. Sie hatten sich aus dem Lager noch viel geholt. Auf uns kamen zwei Kühe; das Fohlen, die Schweine und Ziegen bekamen wir nicht mehr.

Es war nun höchste Zeit, Gras und Klee zu mähen, doch es gab keine Bespannung. Ich musste mit geborgten Ochsen und Pferden mähen und einfahren, halt immer warten, bis jemand das Vieh entbehren konnte. Es gab dieses Jahr sehr viel Futter. Nun kamen einzelne Tschechen den Hof besichtigen. Sie fanden alles «prima», wie sie sich ausdrückten. Ich musste sie auch immer gut verpflegen. Eines Abends kamen dann zwei, Vater und Sohn, die blieben gleich über Nacht und die ganze Woche. Ich musste ihnen alle Felder zeigen, bis dann die Frau kam und der Kommissar uns abends um 9 Uhr sagte, dass ich mit den Kindern bei der Schwiegermutter wohnen müsse und den Hof jetzt diese Leute übernehmen, alles andere wäre im Auszughaus vorhanden. Nun war es so weit, nun konnten wir gehen! Was blieb uns anderes übrig? So räumten wir unsere Habseligkeiten vollends hinüber, ahnten nicht, dass wir in zwei Tagen auch dort hinausgesetzt werden würden.

Wir sassen gerade beim Mittagessen, als eine Gesellschaft Tschechen kam und uns sagte, dass dies Haus jetzt ihnen gehöre und wir uns hinausmachen mochten, wohin, das ist ihnen gleich. Meiner Schwiegermutter sagten sie, es gäbe genug Lager für uns. Unsere Nachbarn nahmen uns gerne auf, leider mussten wir das meiste in dem Haus zurückerlassen. Nur wenige Kleider, Wäsche, Schuhe, etwas Geschirr und ganz wenige Betten, auf vieles Bitten für die Schwiegermutter das Bettgestell gaben sie uns heraus, alles andere blieb im Haus zurück. Sie versprachen uns, sobald der Kommissar hier gewesen wäre, mehr zu geben. Ich hatte mich an ihn gewandt mit der Bitte, mir meinen Wintermantel herauszugeben und Strümpfe und Pullover für die Kinder, doch ich habe nichts erreicht.

Nun kamen öfters Gendarmen oder Kommissare und Tschechen unsere Habe besichtigen und durchsuchen, ob wir nicht am Ende noch viele Lebensmittel, besonders Fleisch und Speck hätten, unsere Besatzung hatte scheinbar noch zu wenig vorgefunden.

Man kam überhaupt nicht zur Ruhe und musste schon in der Frühe Angst haben, was der Tag wieder bringt. Bei diesen Durchsuchungen wurde immer etwas mitgenommen. Nach kurzer Zeit musste ich noch einmal zu einem anderen Nachbarn übersiedeln. Es hatte sich auch hier ein Liebhaber gefunden, der bald einziehen wollte.

Wir arbeiteten in der Ernte auf unseren Feldern. Unser Getreide (es war in diesem Jahre besonders schön) führte ein anderer «Herr» ein.

Um den 20. August erhielt unser Ältester, ein 14-jähriger, nicht besonders starker Junge, abends die Aufforderung, sich nächsten Tag mit Rucksack und Arbeitskleidung bei der Gendarmerie zu stellen. Hatte ich doch erst vor kurzer Zeit den Mann und Vater ziehen lassen müssen, so konnte ich das gar nicht fassen, dass ein 14-jähriger schon verschickt werden soll. Wir gaben ihnen dann noch ein Stück das Geleit. Ich war nicht die einzige Mutter, die ihrem Jungen nachweinte, es war eine ganze Schar. Nach längerer Zeit bekam ich Post. Der Junge schrieb, dass er in einer Kohlengrube in Mährisch Ostrau unter Tage arbeiten musste. Sie arbeiteten von früh um 6 Uhr bis 2 Uhr nachmittags, dann war das Essen, nachher arbeiteten sie noch im Lager bis abends. Ich fragte mich nur immer, ob er das aushalten wird, und betete täglich zu unserm Herrgott, er möge ihn nur gesund erhalten. Von meinem Mann bekam ich nun auch Nachricht. Er war auch in Mährisch Ostrau, in einem anderen Lager. Er arbeitete abwechselnd bei der Bahn oder auf Bauten.

Nun gesellte sich zu den Sorgen um Mann und Kind noch eine andere, nämlich die Sorge ums tägliche Brot, hatte ich doch noch drei schulpflichtige Kinder zu versorgen. Ich musste mir deshalb Arbeit verschaffen, wo ich Geld verdienen konnte. Ich ging deshalb auf die Försterei um Waldarbeit. Dort wurde ich aus Mitleid aufgenommen, doch musste von unserm Kommissar die Einwilligung geholt werden. Dieser schlug sie mir kurzerhand ab, er meinte: «Ihr werdet jetzt Arbeit genug bekommen auf der Strasse.» Denselben Abend wurde ich aufgefordert, mich nächsten Morgen um 7 Uhr mit Hacke und Schaufel im Oberdorf einzufinden. Wir waren eine ganze Kolonne Frauen und Männer beschäftigt. Wir mussten Rasen hacken und hauptsächlich Steine klopfen. Die Strasse war löcherig und musste gebessert werden.

So ging das einige Wochen, dann wurde gesprochen, dass wieder ein Transport aus unserem Dorf fortkomme. Wir fragten unsern Strassenmeister. Er meinte, das wären junge Leute zur Arbeit. Ich ging nächsten Morgen ruhig zur Arbeit, als ein Bote auf mich zukam und mir ein Schriftstück reichte, wo neben vielen anderen Namen auch der meine und der meiner Kinder stand. Wir sollten uns in zwei Stunden am Dorfausgang einfinden mit Rucksack, Decken und Verpflegung für zwei Tage. Nun mussten wir auch fort. Wir packten in Eile jedes für sich einen Rucksack, dann noch Decken und ein kleines Polster, auch ein Essgeschirr, was man eben tragen konnte. Das andere mussten wir zurücklassen; es wäre ja auch zwecklos gewesen, mehr mitzunehmen, weil doch im Lager das Beste weggenommen wurde. Unsere Hausfrau wollte mir die meisten Sachen nachschicken, doch leider schon nächsten Tag kam ein Gendarm und der Tscheche von

unserm Hof und holten alles weg, was wir zurückgelassen hatten, auch die Betten. Nun hatten sie doch alles, das wollten sie ja nur.

Nach einem Tag im Lager in der Kreisstadt Jägerndorf wurden wir am 2)abend in Kohlenwaggon geladen und abtransportiert. Niemand wusste, wohin. Doch nächsten Tag in Olmütz erfuhren wir, dass es gegen Kolin in Böhmen geht. Der Zug stand oft Stunden und halbe Nächte lang. So sind wir drei Tage gereist. Von Kolin ging es noch weiter bis Kohl Janowitz, wo wir an einem Sonntag im strömenden Regen ankamen. Es ging jetzt zum Arbeitsamt. Die Kinder und ich kamen auf einen Gutshof, 1½ Stunden von der Stadt weg. Es waren zum Glück noch vier Leute aus unserm Dorf dorthin zugeteilt. So zogen wir unserm Arbeitsplatz entgegen, im Regenguss bis auf die Haut nass. Auf einem Wagen wurden unsere Rucksäcke verstaut, obenauf ein Kinderwagen unserer Verwandten, die ein vier Wochen altes Kind bei sich hatten. Endlich waren wir am Ziel. Es führte uns niemand, der Kutscher verstand nicht Deutsch. Der Wagen wurde vor eine Tür geführt, aus der es nach Hühnerdreck und Mist roch. Hier sollten wir wohnen. Es waren schon zwei deutsche Mädchen seit dem Morgen beschäftigt, diesen Dreck zu beseitigen, doch es war ihnen bis jetzt (es war Nachmittag) noch nicht gelungen. Wir halfen, so gut wir konnten. Es gab Flöhe, dass man nicht hineintreten konnte, auch Wanzen gingen an den Wänden spazieren. Diese Räume hatten vor uns Karnickel, Hühner und Gänse beherbergt. Der Fussboden wurde gewaschen, dann aus Stroh ein Lager bereitet, auf das wir uns müde ausstreckten. Wir hatten ja drei Tage nicht geschlafen. Nächsten Tag wurden aus rohen Brettern ein paar Bettstellen zusammengeschlagen, so dass wir nicht am Boden liegen brauchten. Die Mäuse rannten uns über das Gesicht, sie sind dann später sogar in die Betten gekommen. Es wurden uns auch Kleider zerfressen.

Auf dem Hof gab es viel Arbeit, es war Ende September, da lag noch Mischling und Senf, das meiste Grummet war noch nicht gemäht, Samenklees war zum Einführen. Dann kamen erst die Kartoffel und Rüben dran, gesät war auch noch nichts. So ist es Dezember geworden, bis der Kartoffelacker reingeackert wurde, und bei einem Schneewetter, dass man keine drei Schritt sehen konnte, mussten wir die Kartoffel herausklauben. Ich habe mich nur gewundert, dass wir nicht krank geworden sind.

Es war Winter geworden, wir hatten keine Federbetten und nicht viel warme Kleidung. Die Post brauchte sehr lange, bis man Antwort auf Briefe aus der Heimat erhielt. Es sollte ja alles tschechisch geschrieben werden, wir konnten es aber nicht. Oft waren wir ganz verzweifelt.

Eines Tages erschien ein Gendarm. Wir wurden vom Felde geholt, man verlas und verdeutschte uns eine Verordnung, wie wir uns zu verhalten hätten. Wir sollten uns ohne dringenden Grund überhaupt nicht aus dem Gehöft entfernen, das «N» auch bei der Arbeit tragen, und schreiben durften wir bloss einmal im Monat eine Postkarte tschechisch. – Solange es halbwegs ging, mussten wir draussen arbeiten. Als die Abende länger wurden, mussten wir auch Federn schleissen bis nach 10 oder halb 11 Uhr. Die Beleuchtung war eine schlechte Petroleumlampe.

In unserer Stube hatten wir meistens gar kein Licht. Petroleum war sehr knapp. Die Kinder mussten deshalb immer in der kalten, finsternen Stube sitzen und waren schon oft ohne Nachtmahl vor Langeweile eingeschlafen. Das 13jährige Mädchen stopfte oder strickte jeden Tag für die «gnädige Frau», manchmal musste sie auch dreschen helfen.

Unser Essen war ja fast ganz fleisch- und fettlos, auch sehr wenig Zucker gab es. Früh erhielten wir Kaffee mit zwei Schnitten Brot, mittags meist Kartoffeln mit einer fürchterlichen Sosse, abends Kartoffeln mit Wassersuppe ohne Brot. Von dem, was die Herrschaft ass, will ich lieber schweigen.

Das Weihnachtsfest stimmte uns sehr traurig. Die einzige Freude war, dass ich am Heiligen Abend von meinem Mann Post bekommen hatte. Von dem Jungen bekam ich nur einmal ein leeres Kuvert in die Hände.

Ganz unerwartet bekam ich Mitte Februar von meiner Schwester ein Telegramm, ich möchte schleunigst zurückkehren, die Familien würden zwecks Ausweisung zusammengeschlossen. Das Arbeitsamt erteilte die Bewilligung zur Bahnfahrt und Heimreise, so fuhren wir am 19. Februar früh ab und kamen abends um 11 Uhr in Freudenthal an. Wir mussten am Bahnhof übernachten, weil unser Gepäck erst früh ankam. Ich borgte mir deshalb bei Verwandten in der Stadt einen Handwagen aus. Nun fuhren wir im Schneegestöber zwei Stunden oder länger nach Milkendorf, wo meine Mutter und Schwester wohnten. Gleich am Anfang hörten wir schon, dass die Gemeinde mit Slowaken besetzt und dass der grösste Teil der deutschen Bevölkerung schon ausgewiesen worden war, darunter auch eine meiner Schwestern. Meine kranke Mutter war in ein Hospital geführt worden. So fanden wir die Heimat wieder.

Wir wohnten nun im Hause meiner Mutter, die Schwester gab mir von dem wenigen, was sie noch hatte an Betten und anderem. Auch sie hatte ja fast alles verloren. Auch andere Verwandte teilten mit uns, obwohl sie es jetzt selbst nötig brauchten. Übernächsten Tag kam dann auch mein Mann zurück. Er war auch durch ein Telegramm angefordert worden. Es fehlte noch der Junge, der wurde nicht freigegeben. Aus seinem Lager wurde niemand entlassen. Wir entschlossen uns deshalb, selbst einmal dort hinzufahren. Dazu musste man eine Bewilligung haben. Diese war schwer zu bekommen. Mit viel Mühe und Ausdauer hatten wir es doch erreicht, und wir fuhren, vier Mütter, ihre Jungen besuchen, hofften wir doch, sie mitnehmen zu können.

Das Lager war sehr streng bewacht, es wurde auch selten jemand hineingelassen. So durfte mein Mann, der ihn zweimal besuchen wollte, nicht mit ihm sprechen. Ich wurde in die Kanzlei geführt und durfte im Beisein des Tschechen mit dem Jungen sprechen. Er war ganz erstaunt, mich hier zu sehen. Ich erklärte ihm nun schnell den Sachverhalt. Dann fragte ich den Beamten, ob es möglich wäre, den Jungen freizugeben. Er schickte mich zum Arbeitsamt, das eine Stunde entfernt war. Als ich dort ankam, war es geschlossen. Es dunkelte bereits, als ich im Lager war, und ich bat deshalb, mich dort nächtigen zu lassen. Ich wusste nicht wohin. Nach vielen Bitten führte man mich zu den Küchenfrauen, die mir gerne ein Bett einräumten. Ich sah dann den Jungen noch beim Essenholen abends und früh um 4 Uhr. Dann musste er in den Schacht fahren. Mitten in der Nacht

Nacht krachten Schüsse. Dann wurde an die Tür gehauen. Alles wurde ausgefragt, ob nicht bemerkt wurde, dass Leute durchgegangen sind. Es wurde dann alles noch viel strenger, die Kleider wurden den Jungen vorn und hinten mit grossen «N» bemalt, die Zivilschuhe abgenommen. Die Behandlung war schlecht, es wurde bloss gebrüllt. Mein Weg führte dann noch einmal zum Arbeitsamt, wo ich meine Bitte vortrug. Man schickte mich von einem Zimmer ins andere, bis ich dann im 2. Stockwerk mit einem schroffen «Nein» entlassen wurde. Das drang mir wohl tief ins Herz. Sollte ich denn den Jungen wirklich hierlassen? Es war mir unmöglich.

Wir machten dann noch verschiedene Gesuche und ruhten nicht eher, bis wir Ende Mai doch einmal Glück hatten und ein Bekannter, der Tschechisch konnte, den Jungen heimbrachte, so dass endlich die ganze Familie beisammen war.

Wir mussten nun sehen, wo wir etwas Geld verdienen konnten. Ich ging mit den Kindern in die Baumschule arbeiten, mein Mann musste auf dem Besitz meiner Schwester das Feld bestellen, ackern, säen, weil der erste Slowake schon abgehauen war, nachdem er das Haus vollends ausgeplündert hatte. Beinahe hätte mein Mann gar nichts für diese Arbeit bekommen. Wir sollten als Entschädigung aus unseren Sparbüchern Geld beheben können. Doch das ging auch nicht, weil wir in einer anderen Gemeinde waren. So musste ihm doch etwas bezahlt werden. Nach dem Anbau haben wir auf den Bahnhöfen Holz verladen, wobei wir etwas mehr Geld verdienten, dass wir uns etwas Geschirr zur Aussiedlung kaufen konnten. Ich war zwar, so schwer es mir wurde, zu den Tschechen auf unseren Hof um einige Sachen bitten gegangen, doch was sie mir gaben, war nicht der Rede wert.

Wir wurden dann im Juni ausgewiesen, mussten unsere geliebte Heimat verlassen, die uns kein anderes Land ersetzen kann.

In einem Nachtrag berichtet die Vfn. noch kurz über ihre Ausweisung und die späteren Lebensverhältnisse ihrer Familie.

Nr. 40

Bericht des Dr. jur. W. M. aus Troppau.

Original, 14. Februar 1947, 5 Seiten, mschr.

Ereignisse und Vorgänge im Kreis Freiwaldau nach der Wiedererrichtung der CSR; Zustände in den Lagern Adelsdorf und Thomasdorf und in einem Internierungslager in Troppau.

Eingangs erklärt der Vf., dass er seine Familie schon im Januar 1945, vor der vorauszu sehenden Zwangsevakuierung von Troppau, nach Freiwaldau, den Heimatort seiner Frau, gebracht habe.

Am 8.5.1945 sind die ersten russischen Truppen in Freiwaldau eingezogen, die der Bevölkerung vom ersten Tag an durch gelegentliche Verhaftungen, Plünderungen und

Schändungen einen Vorgesmack der völligen Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit brachten. Schon drei Stunden nach dem Erscheinen der Truppen sind zwei russische Kommissäre in Begleitung mehrerer Frauenspersonen in die Wohnung meiner Schwiegermutter am Ringplatz in Freiwaldau gekommen, die Männer, in stark alkoholisiertem Zustand, haben sich mit ihren Freundinnen – sagen wir – mehr als ungeniert benommen, der eine zwei Stunden lang in einem Zimmer eingesperrt: und nur dem mutigen, anständigen Verhalten einer der Frauenspersonen war es zu danken, dass die ganze Gruppe nachher unter Mitnahme von Damenkleidern, einer Taschenuhr, einem Präzisionsfern-glas, einem Necessaire und derlei Kleinigkeiten abgezogen und meine Familie persönlich unbehelligt geblieben ist.

Die im Laufe der nächsten Wochen anfangs nur zögernd folgenden, später die ganze Gegend überflutenden Tschechen haben sofort Internierungslager für Deutsche in Ober-Thomasdorf und Adelsdorf (für die Stadt Freiwaldau und die umliegenden Gemeinden) und in Jauernig (für den übrigen Teil des Landkreises) errichtet, am laufenden Band Verhaftungen, zunächst nur männlicher Einwohner, vorgenommen, Wohnungen samt der Einrichtung beschlagnahmt, den ihrer Wohnung und des grössten Teils ihrer Habe Beraubten unzulängliche Wohnräume angewiesen, viele Familien auch wiederholt im Ortsgebiet umgesiedelt, natürlich unter jeweiliger schmerzhafter Verminderung ihres Besitztums. Gelegentlich der fortwährenden Militärstreifen und Hausdurchsuchungen (einmal nach Waffen, dann wieder nach Ferngläsern, photographischen Apparaten und dgl. oder zur zwangsweisen Rekrutierung von Arbeitskräften, namentlich weiblichen für alle möglichen meist schweren und erniedrigenden Verrichtungen) ist von der Soldateska, was ihr in den durchsuchten Wohnungen gefiel, samt den zur bequemeren Weg-schaffung dienlichen Koffern, Aktentaschen und derlei Behältnissen einfach mitgenom-men worden.

Alle Deutschen, männlich und weiblich, sind verpflichtet worden, weisse Armbin-den mit einem «N» (Neraci = Deutsche) zu tragen und jeden uniformierten Tschechen zu grüssen. Es ist ihnen verboten worden, irgendwelche Verkehrsmittel (auch Pferde-fuhrwerk und Fahrräder) zu benutzen. Die Fahrräder mussten abgeliefert werden. Aus-nahmen sind nur für nachweisbar dringende geschäftliche Fahrten in beschränktestem Ausmasse zugelassen worden. Ferner ist den Deutschen ohne Ausnahme untersagt wor-den, nach 9 Uhr, später sogar 8 Uhr abends auf Strassen oder öffentlichen Plätzen zu verweilen.

In allen gewerblichen Betrieben sind sofort sogenannte Národní Správce (National-verwalter) eingesetzt und die deutschen Eigentümer und Angestellten nur, soweit sie zur Weiterführung der Geschäfte absolut unentbehrlich schienen, geduldet worden. Das Nämliche galt von den landwirtschaftlichen Betrieben. Auf die fachliche Eignung der neuen Verwalter kam es dabei nicht an, im Gegenteil.

Im August 1945 mussten alle Barbeträge an RM abgeliefert werden, und sie sind in der Folge pro Kopf und Monat und auch dies nur unter Schwierigkeiten und Schikanen

freigegeben worden. Bei den Hausdurchsuchungen und bei der Beschlagnahme von Wohnungen sind schon vorher ansehnliche Barbeträge und Einlagebücher völlig willkürlich kassiert worden.

Die früher genannten Internierungslager haben sich rasch mit Häftlingen aller Altersklassen und Berufsstände gefüllt, wobei die nackte Habsucht nach dem deutschen Besitz mit den niedrigsten Vorwänden bemäntelt wurde. Trotz drakonischer Massnahmen zu einem hermetischen Abschluss dieser Lager von der Aussenwelt sind sehr bald Nachrichten (nicht Gerüchte) über die dort herrschenden fürchterlichen Zustände durchgesickert. Das im Walde und abseits der Ortsgemeinde gelegene Thomasdorf er Lager war binnen Kurzem für die Bevölkerung ein grauenvoller Begriff, indem die Häftlinge von der Lagerwachmannschaft brutal behandelt, viele körperlich schwer misshandelt, einige in der unmenschlichsten Weise zu Tode gequält und sang- und klanglos verscharrt worden sind. Entsetzliche Martern hatte ein ehemaliger Ortsleiter der NSDAP zu erdulden, der darüber wahnsinnig geworden und schliesslich bestialisch erschlagen worden ist. Dabei hat die allerdings fanatische Gesinnung des Betreffenden vorher ausschliesslich deutschen Volksgenossen viele Unannehmlichkeiten bereitet, sicherlich haben darunter aber keine Tschechen gelitten, die es während der ganzen Amtsführung des so unmenschlich Behandelten in Freiwaldau kaum gegeben hat. Ein anderer Häftling, der auch eine Zeitlang Ortsleiter war, sich aber nicht weiter hervorgetan und auch zweifellos keinem Tschechen etwas zuleide getan hat, ist ohne ersichtlichen Grund beiseite geräumt worden. Ein Rechtsanwalt, als Antifaschist und Verteidiger in Volksgerichtsprozessen bekannt, schwer krank, ist in das Internierungslager gebracht worden, da in der zu seinem Haus gehörigen Garage deutsche Polizeiwaffen gefunden worden sind. Diese Garage war viele Monate vorher von der deutschen Polizei beschlagnahmt worden, deren Angehörige bei dem fluchtartigen Verlassen von Freiwaldau den Garagenschlüssel mitgenommen hatten, so dass der verhaftete Rechtsanwalt von dem Vorhandensein der Waffen in seiner Garage überhaupt nichts wissen konnte. Mehrere Wochen nach der Internierung ist er, übrigens noch mit fünf anderen Lagerinsassen, deren angebliche Verfehlungen mir nicht bekannt sind, eines Tages aus dem Lager weggeführt und im Wald umgebracht worden. Man hat jedenfalls von ihnen nie mehr etwas gehört und gesehen. Die kleinen Lebensmittelzubussen, die von den Angehörigen des Rechtsanwaltes täglich für ihn bei der Lagerwache abgegeben wurden, sind noch mehrere Wochen nach seinem sicheren Ende ohne Weiteres entgegengenommen worden.

Öftere, von den Tschechen in den Abend- oder Nachtstunden veranstaltete Schiessereien haben zum Anlass und zur Begründung der gegen die Bevölkerung und die Lagerinsassen verübten Brutalitäten, Bedrohungen und Schikanen gedient. Etwa im August 1945 ist das berüchtigte Thomasdorfer Lager aufgelassen und mit dem Lager in Adelsdorf vereinigt worden, was damals von der Bevölkerung schon als eine Erleichterung empfunden worden ist, obwohl auch dort eine rohe und brutale Behandlung vorherrschte und die Lagerinsassen ohne Rücksicht auf ihr Alter und ihren körperlichen Zustand zu den schwersten Arbeiten gezwungen wurden. Die Wegnahme von guten Kleidern und Schuhwerk und die Ersetzung durch gänzlich minderwertige und unzulängliche Stücke war allgemein üblich.

Erst im Spätherbst 1945 haben sich nach der Übernahme der Lagerleitung durch einen Gendarmerieoffizier etwas gemässigtere Formen der Menschenbehandlung herausgebildet, es ist aber trotzdem auch noch im April 1946 vorgekommen, dass Häftlinge aus Irrtum, übler Laune oder Mutwillen mit Fusstritten oder Faustschlägen ins Gesicht traktiert worden sind.

Die im November 1945 noch erträgliche, für Schwerarbeiter aber auch damals schon völlig unzureichende Kost hat sich dann von Monat zu Monat rasch verschlechtert, so dass alle Lagerinsassen in erschreckendem Masse abgemagert sind und nach der Entlassung ein gefährliches Untergewicht aufwiesen. Die sanitären Verhältnisse waren niederschmetternd. Bei dem mangelhaften Ernährungszustand war die Anfälligkeit gegen entzündliche Eiterungen bei den geringsten Verletzungen sehr gross, die besonders an den Händen oft aufgetretenen Phlegmonen konnten mangels der erforderlichen Hilfsmittel nicht fachgemäss behandelt werden und haben in zahlreichen Fällen zum Verlust von Fingergliedern geführt.

Schon im Herbst 1945 ist auch ein Interniertenlager für weibliche Häftlinge eingerichtet worden, dessen Angehörige unter der Unterbringung an sich, durch die Heranziehung zu schwerster Arbeit, unter der Kälte und schlechter Ernährung unbeschreiblich zu leiden hatten und grausamen Misshandlungen ausgesetzt waren, so dass man die Betroffenen oft weithin schreien und stöhnen hörte.

Für die Richtigkeit dieser Angaben, die teils auf meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, zum Teil auf Mitteilungen verlässlicher Leidensgefährten beruhen, übernehme ich persönlich die volle Bürgschaft.

Vom Lager in Jauernig ist mir bekannt, dass auch dort ein von Hass und Grausamkeit erfüllter Geist geherrscht hat, der sich oft über den unglücklichen Lageropfern austobte, ohne dass ich davon Einzelheiten berichten kann.

Ich selbst bin am 6.11.1945 von der Staatspolizei in Freiwaldau verhaftet, nach einer 18tägigen Anhaltung im Lager Adelsdorf am 22.11. ins Polizeigefängnis in Troppau (Kellerräume) gebracht und nach meiner Einvernahme durch die Staatspolizei am 13.12.45 in das Arbeits- oder Interniertenlager in Troppau überstellt worden. Die allgemeinen Zustände, die ich dort getroffen und durch 4½ Monate genossen habe, waren kurz folgende:

Die für die Unterbringung von rund 1*200 Personen verwendeten Holzbaracken waren räumlich gänzlich unzureichend und völlig verwandt. Ich selbst habe mit 7 Zimmergefährten unseres Schlafraumes allnächtlich 300 bis 800 Wanzen vertilgt.

Die meist mit Holzwolle gefüllten «Strohsäcke» waren überwiegend schlecht gestopft, hart und entsetzlich unsauber, eine Reinigung oder Nachfüllung praktisch unmöglich.

Bis zum Neujahr 1945/46 stand für mehrere Hundert Personen als einzige Waschelegenheit ein Wasserhahn mit der dazugehörigen Ausgusschale (wie in Küchen oder Vorhäusern üblich) zur Verfügung, die vor dem Antreten (Appell) am Morgen natürlich

umdrängt war und dem Einzelnen kaum mehr Reinigungsmöglichkeit hot, als sich mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und Gesicht und Finger damit zu benetzen. Die Clo-Räume waren ständig in einem skandalösen Zustand, der auch durch die Unzulänglichkeit dieser Vorkehrungen bedingt war. Erst zu Beginn des Jahres 1946 ist durch die Bereitstellung einer neuen Baracke mit mehreren primitiven Clo-Anlagen und einem Dusch- sowie 2 Waschräumen (sogar mit warmem Wasser) eine Besserung eingetreten.

In den überaus engen, von den zweistöckigen Bettgestellen gänzlich ausgefüllten Zimmern gab es keinerlei Schränke, so dass der Strohsack auch für die Unterbringung der wenigen Habseligkeiten (Rucksack, Schachtel, Koffer) und der Brotration dienen musste. Die Kost bestand morgens und abends aus einer Schale schwarzen Kaffees, mittags aus einer kleinen Schüssel dünner, schlecht zubereiteter und unappetitlicher Kartoffelsuppe und täglich 250 g Brot. Im Sommer 45 soll die Verköstigung bei bloss 100 g Brot noch viel schlimmer gewesen sein. Die seltenen Abwechslungen des Speisezettels, bestehend in einer sogenannten Krennsauce mit Pellkartoffeln oder in Gulaschsuppe (angeblich aus Pferdefleisch), waren gefürchtet und sind trotz quälenden Hungers oftmals stehengelassen worden. Winzige Stückchen Margarine und einige Zuckerwürfel waren die einzigen, aber nur in vielmonatlichen Abständen erschienenen Lichtpunkte.,

Diejenigen Lagerinsassen, deren Akten bereits bei dem tschechischen Volksgericht waren, sind seit dem Ausgang des Jahres 1945 in einer separierten Baracke mit winzig kleinen Fenstern, völlig getrennt von den übrigen Lagerinsassen in überfüllten Räumen unter ständiger Bewachung gehalten und nur morgens zu den Waschräumen und lediglich einmal am Morgen und am Abend zu den Clo's geführt worden, während sonst für 50 oder mehr Personen ein Eimer ausreichen musste. Diese mit einer weissen Armbinde gekennzeichneten Internierten sind ohne Rücksicht auf Alter, Krankheit oder körperliche Behinderung zu den schwersten und widerwärtigsten Arbeiten herangezogen worden. Im Jänner 1946, während der kältesten und schneereichsten Zeit dieses Winters, sind wir auf dem Zentralfriedhof in Troppau mit der Aushebung eines grossen bis 3½ m tiefen Ehrengrabes für die im Landkreis Troppau gefallenen russischen Soldaten beschäftigt worden. Was dabei an Pietätlosigkeit gegen die umliegenden Grabstätten, an sklavenhalterischem Antreiben der fast ausnahmslos aus Beamten, Lehrern, Ärzten, Büroangestellten und Handwerkern bestehenden Erdarbeiter im Durchschnittsalter von 50–55 Jahren seitens der Lagerwachen und der eigens zu diesem Zwecke kommandierten russischen Soldaten, meist 20jährigen Burschen, geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung.

Ich selbst bin einen ganzen Nachmittag buchstäblich nur in Särgen gestanden, die an der tiefsten Stelle des Grabes so dicht nebeneinander lagen, dass dazwischen kaum eine Handbreit Erdreich sichtbar war. Dazu das eisige Sickerwasser und für mehr als 100 Erdarbeiter nur 2 Krampen, so dass der festgefrorene und steinharte Lettenboden nur mit Schaufeln behackt werden konnte, was natürlich nur langsam vor sich ging und die Wachposten zu wüsten Beschimpfungen und Drohungen veranlasste.

Die sanitären Zustände waren trostlos, ein hoher Prozentsatz der Lagerinsassen von der Krätze befallen und mit Kleiderläusen behaftet, gegen die man sich bei den Wohnungsverhältnissen nicht erwehren konnte. Ganz besonders berüchtigt war in dieser Beziehung die Marodenabteilung. Den behandelnden Ärzten fehlte es an Heilmitteln und an Verbandstoffen, so dass die mit offenen Wunden oder Geschwüren Herumgehenden meist Verbände und Umschläge von ekelerregendem Aussehen tragen mussten.

Während meiner Anwesenheit im Lager Troppau sind, soviel ich weiss, keine Miss-handlungen mehr vorgekommen, ich kann aber nach den unzweifelhaft verlässlichen Aussagen von Verwandten, Freunden und Bekannten berichten, dass in den Monaten von Juni bis August 1945 im Lager und im Gerichtsgefängnis unzählige unschuldige Menschen mit Knüppeln in der brutalsten Weise blutig geschlagen, ohne jeden Grund geohrfeigt, mit Faustschlägen ins Gesicht bedacht oder bis zur Erschöpfung herumge-jagt worden sind¹.

Ich selbst habe im Jänner/Feber auf der Marodenabteilung des Lagers Verletzungen gesehen, die einige Lagerinsassen durch die unmenschlichen Prügeleien insbesondere am Rücken und in der Steissbeingegend davongetragen haben, die noch nach 6 Monaten als ungeheilte eitrige Wunden zur Behandlung standen oder durch die Verkürzung von Muskeln und Sehnen zu einer kaum noch ganz behebbaren Behinderung der Bewegun-gen des Oberkörpers und des Gehens geführt haben.

Am 29.4. 1946 bin ich zur Aussiedlung aus dem Lager Troppau entlassen worden. In den letzten 2 Monaten vorher habe ich über Anforderung meiner ehemaligen Dienst-stelle (Handels- und Gewerbekammer Troppau) tagsüber in dieser gearbeitet. Bei dieser Gelegenheit konnte ich im Verkehr mit früheren tschechischen Mitarbeitern aus der Zeit vor dem Oktober 1938, die wieder im Kammerdienst waren, und im Gespräch mit anderen Tschechen, denen ich aus meiner früheren Wirksamkeit bei der Handelskammer in der ganzen tschechoslowakischen Zeit von 1918–1938 bekannt war, feststellen, dass die unmenschliche und unwürdige, jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Behand-lung aller Deutschen durch die herrschende Schicht von vielen einsichtigen, massvollen Tschechen entschieden verurteilt wird, ebenso wie die Aussiedlung. Diese Leute haben im vertraulichen Gespräch mit mir ihre pessimistischen Anschauungen über die Zukunft der zweiten Republik nicht verheimlicht und manche, natürlich ganz im geheimen, mir durch verschiedene Freundlichkeiten und Guttaten zu beweisen gesucht, wie sehr sie das uns widerfahrene Unrecht bedauern.

¹ vgl. auch Bericht Nr. 35, S. 208.

Erlebnisbericht des L. R. aus Wagstadt.

Original, 27. März 1955, 9 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Verhaftung des Vf. nach der Rückkehr von der Flucht; seine
Verschleppung über Auschwitz nach Russland ins Lager Kascharowo
bei Wyschnij Wolotschjek; seine Entlassung im September 1946
und Erlebnisse in Wagstadt bis zur Ausweisung.**

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. seinen Einsatz beim Volkssturm, die Erlebnisse unter Russen und Tschechen und die Rückkehr von der Flucht am 9. Juni 1945¹.

Am nächsten Tage meldete ich mich auf der Gemeinde. Nun kamen wieder Verhöre, Wegnahme des letzten Gepäcks, und gefesselt wurde ich im Kottler hinter dem Rathause eingesperrt. Hier gab es ein Wiedersehen mit meinem Wandergenossen H., der noch am Sonntag von Klantendorf eingeliefert worden war. Auch eine Anzahl Brosdorfer teilten den Haftraum. Drei Tage verbrachten wir hier und erhielten täglich eine Scheibe Brot und einen halben Liter Suppe. Die Notdurft verrichteten wir auf einem Kübel, der im selben Raum stand und einmal täglich entleert wurde. Dann kamen wir ins Männerlager in der Oberschule, das unter der drakonischen Herrschaft des Führers der Stráž² K. stand. Wir lagen bis 60 Mann in einem Schulzimmer in dreistödeigen Betten. Es gab Strohsäcke, aber keine Decken. Furchtbar eng wurde es, als eine Anzahl von Männern zurückkehrte, die einen Pferdetransport nach Osten gebracht hatten. Um 6 Uhr früh wurde geweckt, im Hofe wuschen wir uns, um ½ 7 Uhr gab es einen dünnen Kaffee und eine Scheibe Brot. Um 7 Uhr standen wir in den Gängen, und K. teilte die Arbeiten zu. Ich kam zur Firma Saldier zur Sortierung des Eisenlagers. Es war eine schwere Arbeit. In der Mittagszeit gab es nichts zu essen. Die anderen Arbeitspartien, die in Privathäusern Möbel räumten oder bei Bauern beschäftigt waren, wurden dort verpflegt. Um 5 Uhr wurden wir vom Brigadier ins Lager gebracht, dann erfolgte die Zählung und die Ausgabe von ¾ Liter Suppe und einer Scheibe Brot. Manche mussten nun noch zusätzliche Nacharbeit verrichten. Ich gehörte zu ihnen. Die erste Nacht verluden wir bis Mitternacht Heu am Bahnhof. In der zweiten Nacht mussten ich und D. einen gefallenen deutschen Soldaten in einem Privatgarten ausgraben und auf den Friedhof bringen. Nachdem wir nur eine einzige Schaufel hatten, mussten wir den halbverwesten und furchtbar schweren glitschigen Körper mit unseren Händen aus der Grube heben und auf ein Wägelchen laden. Das war die körperlich schwerste Arbeit. In der dritten Nacht mussten wir Waggons mit Mehl am Bahnhof entladen und ins Gebäude der Kreissparkasse schaffen. Die Tschedien befürchteten, dass die abziehenden Russen das kostbare Mehl requirieren könnten. Lagen wir um Mitternacht endlich auf unseren Strohsäcken,

¹ abgedruckt unter Nr. 2, S. 6 ff.

² Stráž = Wache.

dann ertönte fast jede Nacht der Ruf «SA ven», «SS ven»¹. Die angetrunkene Wache holte sich zu ihrem Spass Männer aus den Zimmern, die im Keller verprügelt wurden. Ihr Wehgeschrei hallte durch das ganze Haus. Um 6 Uhr musste man wieder raus.

Die Wache bestand nicht aus Wagstädter Tschechen. Es waren Jugendliche und Knechte aus Zeiske, Wischkowitz, Schlatten usw. Nur der Kommandant war ein Wagstädter. Warum der so wütete, ist mir heute noch unklar. Er hatte den ganzen Krieg in Wagstadt unbehelligt verbracht, war in Witkowitz Werken beschäftigt und hat bestimmt keine Not gelitten. Seine Schwester war im Protektorat beschäftigt, sein Bruder Dolmetscher an einer deutschen Dienststelle. Schlecht ist es ihm bestimmt nicht gegangen. Zweimal war auch ich nachts im Keller, aber beide Male wurde ich vor den größten Misshandlungen bewahrt, denn ein Wagstädter Tscheche schritt gegen die Misshandlungen ein. Allerdings wurde ich dabei ganz ausgezogen und verlor meine Kleider mit sämtlichen Ausweisen und Zeugnissen. Ich bekam eine zerlumpte Hose und eine Jacke.

In diesem Straflager waren Deutsche aller Stände, die der NSDAP angehört hatten oder die sich den Unwillen der Tschechen zugezogen hatten². Aber auch Tschechen waren unter den Insassen, die der Kollaboration beschuldigt wurden, Kollaborateure waren auch die Tschechen, die irgendwelche Arbeiten gegen Bezahlung ausgeführt hatten, die der Kriegsführung oder dem Luftschutz gedient hatten. Daneben gab es noch ein Lager in den Baracken des Arbeitsdienstes. Dort waren die Lebensbedingungen und die Behandlung etwas besser. Die Frauen durften ihre Männer am Lagerzaun sehen und sprechen. Die Frauen und Kinder wohnten zusammengepfercht in den abgelegenen Gassen der Stadt. Auch sie mussten sich jeden Morgen beim Arbeitsamt melden und wurden zum Schutträumen und zu Erdarbeiten sowie Reinigungsdiensten eingeteilt. Sonntag kam. Um 6 Uhr wurde geweckt, und fast alle Männer des Lagers wurden auf die Strassen geschickt, um diese zu reinigen. Weil ich bei dieser Sonntagsbeschäftigung lächelte, sprang mir K. an die Kehle und würgte mich.

Am nächsten Tag kam ein Transport von gefangenen deutschen Zivilisten durch die Stadt. Der Kommandant der russischen Wachmannschaft kam ins Lager und verlangte 17 Männer, weil die ihm fehlten. K. suchte diese Männer aus. Es waren sogar mehr, und der Russe besah uns. Dann fragte er, ob welche über 50 Jahre wären. Es meldeten sich einige, und K. musste sie austauschen. Bei mir und O. bestand er darauf, dass wir mitmussten. Wir verbrachten die Nacht in einem kleinen Kohlenkeller, und am nächsten Tag gingen wir, über 100 Mann, in zerlumpten Kleidern, viele ohne Essgeschirr, nach Osten. Im Transport waren auch einige kriegsgefangene Ukrainer, denen wir auf Befehl der Wachsoldaten das erbeutete Gepäck tragen mussten. Über Mähr. Ostrau, Teschen, Skotschau ging es nach Auschwitz. Besonders zwischen Teschen und Skotschau kamen Polen und deren Frauen an die Strassen, um den bemitleidenswerten Männern Lebensmittel und Wasser zu reichen. Ich kam aber kein einziges Mal zu einem Bissen Brot, denn die Jüngeren und Energischeren waren viel rascher beim Brot nehmen – Ich wurde

¹ «SA raus! SS raus!»

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 76 ff.

dann bis nach Petersburg¹ verschleppt mit ungefähr 2'000 anderen Insassen aus Auschwitz. Wir hatten das zwei Männern, die dem Freien Deutschland angehörten, zu verdanken. Der versuchte Transport wurde vor Petersburg aufgehalten und musste ins Waldgebiet. Ich verbrachte meine russische Zeit im Lager Kascharowo bei Wyschnij Wolotschjek. Es waren schwere Zeiten, wir hatten viel Hunger, viel Not, aber der Russe prügelte selten.

Im September 1946 war ich wieder in Wagstadt. Mit einem Entlassungsschein aus einem Brüner Quarantänelager war ich mit der Bahn um ½ 5 Uhr früh in der Stadt eingetroffen. Es war noch dunkel, aber es kam mir alles bekannt vor. Wie sonst kamen die Arbeiter mit den Rädern von den Dörfern herein. In einem früheren Fahrradgeschäft auf der Bahnstrasse stellten sie die Räder ein und eilten zum Bahnhof. Sie fuhren zu ihren Arbeitsplätzen in Ostrau und Witkowitz. Als der Strom sich verlaufen hatte, fragte ich in dem Hause /nach Frau L., der Besitzerin. Ich erhielt eine tschechische Antwort, der ich entnahm, dass Frau L. nicht mehr da sei. Unser Haus in der gleichen Strasse war verschlossen. Auf der Haustüre hing ein handgeschriebenes Schild, das ich mir mit «Volkseigentum» übersetzte. In der Stadt klopfte ich noch an die Fenster zweier Häuser, wo früher Kollegen gewohnt hatten. Sie standen leer. Da ging ich auf die Hubleska-Höhe und legte mich im Walde schlafen. Am Vormittag weckte mich eine Frau, die mir auf meine Fragen, was mich wohl da unten erwarte, antwortete, ich solle nur hinuntergehen, es herrsche Ordnung. Ich traf eine ehemalige Schülerin. Sie erkannte mich, führte mich ins Haus, und ihre Eltern gaben mir zu essen. Auf dem Wege in die Stadt wurde ich von früheren Arbeiterinnen der Salcher-Fabrik erkannt und gegrüsst. Schliesslich lud mich ein tschechischer Handwerksmeister in seine Wohnung. Ich erzählte von meinen Erlebnissen, und im Gespräche merkte ich, dass auch im neuen Staat mit Wasser gekocht wurde und er Sorgen über seine Zukunft hatte.

Ich meldete mich wieder im Rathause. Der Entlassungsschein wurde mir abgenommen. Ich erhielt Lebensmittelkarten und eine Wohnungseinweisung in das frühere Arbeitsdienstlager. Dort gab es eine Menge bekannter Leute, die auf den nächsten Aussiedlungs-Transport warteten. Schon am nächsten Tage arbeitete ich in der städtischen Sandgrube. Die Arbeitslöhne waren hoch, die Arbeiter erhielten täglich 80 Kč. Geld konnte ich brauchen, hatte ich doch seit 1945 keines mehr in der Hand gehabt. Bei der Lohnauszahlung erlebte ich eine Enttäuschung. Da wurde mir nur ein Drittel des Lohnes ausbezahlt. Der städtische Baumeister verweigerte die volle Auszahlung des Lohnes, weil ich kein Recht auf Arbeit in einem städtischen Betriebe hätte.

Bei einer späteren Einvernahme sollte ich Aussagen machen über die Verhältnisse im Lager während des Jahres 1945. Ich wurde gefragt, ob ich die Leute kenne, die geprügelt hätten, ob ich den Mann nennen könne, der mir die Kleider ausgezogen. Ich machte keine Aussagen, denn erstens kannte ich die Leute der ehemaligen Wache wirklich nicht, da ich ja nur ein paar Tage in dem Lager gewesen war, und dann hätte es mir

¹ Gemeint ist wohl Leningrad.

leicht passieren können, dass ich als Zeuge länger festgehalten worden wäre. Ins Lager kamen immer wieder Leute, die Arbeitswillige suchten. Ich ging nach Gross Olbersdorf in die Kartoffelernte. Die deutschen Bauern waren weg, und nicht alle Bauernstellen waren mit Tschechen besetzt. Mein Bauer war ein früherer Ostrauer Arbeiter. Ich bekam ausser der ausreichenden Verpflegung 50 Kč täglich. Die Arbeitszeit dauerte von ½ 8 Uhr früh bis 9 Uhr abends, mit einer halbstündigen Mittagspause. Die Behandlung war gut. An Essen bekamen wir ein Frühstück, Kaffee und Brot, mittags Suppe, Fleisch und Kartoffeln, nachmittags ein Stück Brot mit Topfen¹ oder Wurst, abends Kartoffeln und Milch. In der Woche habe ich mich nach langem Hungerdasein wieder etwas aufgefüttert. Jeden Abend bat der Bauer, ja morgen wieder zu kommen und womöglich mehr Arbeitskräfte mitzubringen. Die Ernte war damals sehr reichlich, aber es fehlte an Pferden und Wagen. Die waren alle nach Osten gekommen oder zugrunde gerichtet. Der Bauer hatte

eine klapperdürre Mähre, und diese ging neben einem kleinen Huzulen- Pferd. Fuhrwerke borgte man sich gegenseitig.

Im Lager herrschte frohe Stimmung, weil die Aussiedlung nahe bevorstand.

Den Bericht beschliesst eine kurze Beschreibung der Aussiedlung².

Nr. 42

Erlebnisbericht des Pfarrers J. K. aus Deutsch Jasník, Kreis Neu Titschein

Original, (1947), 7 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die kirchlich-religiösen Verhältnisse in Deutsch-Jasník unter tschechischer Verwaltung; Entrechtung des deutschen Pfarrers, seine persönlichen Drangsale; allgemeine Lebensbedingungen der deutschen Bevölkerung.

Einleitend beschreibt der Vf. sein gutes Verhältnis zu seinen tschechischen Pfarrangehörigen, die sich auch nach dem deutschen Zusammenbruch für ihn einsetzten.

Im Mai 1945 kamen die Tschechen angezogen, auch die Gendarmen kamen zurück³. Solange die bekannten Tschechen massgebend waren, war das Verhältnis zu mir nicht übel. Bald bekamen die Fremden die Oberhand. Es bildete sich ein Mistní Národní Výbor (MNV) = Ortsnationalausschuss mit einem Predseda = Vorsitzenden an der Spitze. Der hatte die Machtvollkommenheit wie ein Bürgermeister und Ortsgruppenleiter.

¹ Quark.

² abgedruckt unter Anm. 1, S. 510.

³ Bei der Angliederung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich im Oktober 1938 hatte die tschechische Gendarmerie den Ort verlassen müssen.

Sie forderten von mir, dass von nun an in der Kirche alles tschechisch sein müsse und nichts mehr deutsch. Mein Vorschlag, getrennt tschechischen und deutschen Gottesdienst zu halten, wurde abgelehnt. Mein Einwand, eine so wesentliche Änderung der Gottesdienstordnung könne nur vom Bischof eingerichtet werden, wurde abgetan mit der Antwort, auch Olmütz¹ müsse sich jetzt fügen.

Vom 10.6.1945 an war in der Kirche alles tschechisch. Kein Evangelium, keine Vermeidung durfte deutsch gelesen werden, kein Lied, kein Vaterunser deutsch. Nicht einmal bei Begräbnissen. Obwohl noch alle deutschen Pfarrkinder da waren und nichts tschechisch verstanden.

Ferner führte ich allen Amtsverkehr und alle Bücher in tschechischer Sprache.

Doch das war nicht genug. Der Pfarrer war noch deutsch. Deshalb wollte man mich entfernen, in die Kohlengruben abführen. Durch Vermittlung des Herrn Dechant durfte ich zwar bleiben, aber es musste ein tschechischer Kaplan kommen. Er kam im September.

Er wurde von uns behandelt, gepflegt, bedient, verköstigt wie ein geistlicher Gast, damit er sollte zufrieden sein. Ich überliess ihm die Ordnung des Gottesdienstes, den öffentlichen Amtsverkehr, die Betreuung der tschechischen Pfarrkinder, wie wenn er Pfarrer wäre. Das war noch nicht genug. «Die Pfarrei muss 100% tschechisch sein», sagte der Herr Pfedseda.

Am 30.11. abends kam der Pfedseda, rief mich ins Kaplanzimmer, und da, im Einvernehmen mit dem Kaplan wurde mir im herrischen Ton befohlen, die Pfarrei, Amtsbücher, Schlüssel, kurz alles dem Kaplan zu übergeben. Ich dürfe nichts tun, als Brevier beten und privat die Messe lesen. Ich protestierte, dass das ohne Auftrag von Olmütz (Bischof) nicht geschehen kann. Der Protest wurde abgetan mit der Antwort, sie wären selbst in Olmütz beim Konsistorium gewesen und wüssten, wie die sich dazu stellen. Noch abends gegen 10 Uhr wurde mein Wohnzimmer dem Kaplan übergeben, mir wurde ein anderes angewiesen, meine Wirtschafterin musste aus ihrem Zimmer heraus in eine Kammer. Zimmereinrichtung aber musste Zurückbleiben. Noch um 10 Uhr abends holten Pfedseda mit dem Kaplan eine tschechische provisorische Wirtschafterin. Am 1. 12. kam ein Gendarm mit einem Mann vom Výbor (Ausschuss) und nahmen alle Pfarreinrichtung, alles lebende und tote Inventar, alle Speisevorräte auf, alles wurde mir abgesprochen und dem Kaplan überwiesen, seinem Gutdünken blieb es anheimgestellt, was er uns zur Benutzung überlassen wollte. Ich erstattete durch Vermittlung eines mir gut bekannten tschechischen Priesters über alles Bericht nach Olmütz ans Konsistorium und forderte eine Entscheidung, ob es diese rechtswidrige Handlungsweise für recht halte. Habe bis heute noch keine Antwort von Olmütz darauf erhalten. So war ich vom Mistní Národní Výbor im Einvernehmen mit dem Kaplan auf gewaltsame, allem Recht hohnsprechende Weise, durch Stillschweigen dazu vom Erzbischöflichen Konsistorium gebilligtes Vorgehen aller meiner Pfarrechte und meines privaten und pfarrlichen Eigentums beraubt. Doch das war nicht der Schluss.

¹ Sitz des Bischofs (Erzbischofs).

Wir hatten nun keine Vorräte mehr. Nur die Kartoffeln, die wir eingekellert hatten, konnten wir benutzen. Sonst hatten wir nur das, was auf die Lebensmittelkarten zu haben war, und das war im Winter 1945/46 nicht viel. Den Weizen, den wir auf unserem Felde gebaut und geerntet hatten, nahm der Kaplan, liess ihn gegen schönes Weizenmehl eintauschen, wir bekamen davon kein Stäubchen. Er schlachtete eine Ziege, die wir teuer gekauft hatten und fett gefüttert hatten und die 12 Liter Ziegenfett hatte, wir bekamen nichts davon. Von unseren Hühnern bekamen wir kein Ei. Das Mitbenützen der Küche war uns unmöglich gemacht. In der Kammer der Wirtschafterin stellten wir einen ganz kleinen eisernen Ofen auf, auf dem gerade ein Topf zum Kochen Platz hatte. Wenn sich die Wirtschafterin einen Topf aus unserer Küche, wo doch alle Küchengeräte unser waren, holte, um kochen zu können, lief schon der Kaplan oder seine Köchin zur Gendarmerie klagen, dass die deutsche Pfarrwirtin ihnen alles aus der Küche stehle. Alle Zugänge zur Pfarrei verschloss er mit Vorhängeschlössern, so dass wir nicht fort konnten und niemand zu uns herein konnte. Nur die eine Tür zur Kirche konnte ich benutzen. Dadurch waren alle, die zu uns kommen wollten und die fortgingen unter Kontrolle. Obwohl wir alle Vorräte abgegeben hatten, schickte er immer noch die Gendarmen auf uns, zu kontrollieren und Vorräte suchen, «weil sie immer noch essen». Die ständige Beunruhigung durch die Gendarmen, unter Drohen mit Lager und Volksgericht hatte uns schon ganz verängstigt und krank gemacht. Meine deutschen Pfarrkinder und die mir guten altbekanntesten Tschechen hätten mir ja gern geholfen, aber das wurde nicht zugelassen. Am 6. 1. gar vermeldete der Kaplan in der Kirche, die Leute sollten nicht zu mir auf die Pfarrei kommen! Die Schikanierung wurde dem Herrn Dechant bekannt, der dann in Olmütz darauf drang, dass dem ein Ende gemacht werde. Ende März wurde der Kaplan versetzt.

Es kam ein anderer Kaplan, der sich persönlich gegen uns anständig benahm, aber das wesentliche der Entrechtung als Pfarrer blieb bestehen, bis ich dann ausgesiedelt wurde.

Die Deutschen mussten auf der linken Seite der Brust ein Abzeichen tragen, und zwar in einem weissen runden Fleck von 15 cm Durchmesser ein «N» aus schwarzem Stoff. Wurde jemand ohne das «N» angetroffen, wurde er grob bestraft. Deutsche durften ohne besondere Erlaubnis den Ort nicht verlassen. Diese Erlaubnis wurde vom MNV zum öftesten verweigert. Zu bestimmter Abendstunde durfte kein Deutscher mehr abends sich ausser Haus zeigen. Weil die Jasniker gern Sonntagnachmittag den Friedhof besuchten, kam ein Verbot, nach dem sonntags um 1 Uhr kein Deutscher ausser Haus sich zeigen dürfe. Deutsche durften mit Fahrrad, Motor, Bahn, Kutsche nicht fahren, durften Gaststätten, öffentliche Plätze und Anlagen nicht besuchen, Geschäfte nur zu bestimmter Stunde betreten. Fleisch, Milch, Eier und viele andere Nahrungsmittel waren nur auf die Karten für Tschechen. Von den Sendungen der UNRRA haben die Deutschen nichts bekommen.

Grund und Boden, Haus und Hof, lebendes und totes Inventar, Wohnung und Einrichtung, Kleidung, Wäsche, Betten, Papiere, Gelder in jeder Form, alles wurde den

Deutschen weggenommen. Nur das Allernotwendigste wurde zur Benutzung überlassen und der mindeste Raum im Haus zum Wohnen. Die Deutschen mussten ohne Entlohnung oder [für] ganz minimale Bezahlung, oft auch ohne hinreichende Kost arbeiten für die Tschechen.

Im Anschluss zählt der Vf. einige Fälle von schweren Misshandlungen auf, die Deutsche seiner nächsten Umgebung erfahren haben.

Nr. 43

Bericht der Studiendirektorin Marianne Benisch aus Bodenstadt, Kreis Bärn.

Original, 18. März 1947, 4 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

Ereignisse und Zustände in Bodenstadt nach der Wiedererrichtung der CSR; Enteignung, Ausplünderung der deutschen Bevölkerung und Einsatz zur Zwangsarbeit bis zum Beginn der Ausweisung Ende Mai 1946.

Die Vfn. stellt einleitend fest, dass sie und die ehemalige Gemeindegassiererin in Bodenstadt, Frau Herta Reisky, die den Bericht auch unterzeichnet hat, seit Juli 1945 als Hilfskräfte für Schreibarbeiten am tschechischen Gemeindeamt tätig waren und daher einen Einblick in die Gemeindegarbeit besaßen. Sie schildert zunächst zwei Erlebnisse auf der Rückfahrt aus der Evakuierung und fährt dann fort:

8.6.45. Die erste Landwirtschaft wurde besetzt. Es war dies Haus Nr. 21, Willi Schneider, «Treuhandler» wurde Adolf Dostal, ein Tagelöhner aus Aujezd¹ mit seiner 9köpfigen Familie. Er brachte einen alten Schrank, ein Pack Betten und eine Kaninchenkiste mit. Mit ähnlichen Nichtfachleuten, Drahtbindern, Hausierern, die vielfach vorbebracht waren (z.B. Josef Duda 27mal), wurden nach und nach alle Landwirtschaften besetzt, obwohl das Gesetz zur Beschlagnahme landwirtschaftlichen Eigentums erst einige Wochen später in Kraft trat². Im Laufe des Jahres zeigte es sich bereits, was es bedeutet, wenn Nichtkötter vor landwirtschaftliche Aufgaben gestellt werden. Bereits das Heu wurde trotz des guten Wetters nicht rechtzeitig geborgen und verfaulte in vielen Fällen. Die landwirtschaftlichen Geräte, welche sich der deutsche Bauer unter grossen Geldkosten gekauft hatte und immer schonte und pflegte, wurden unsachgemäss beansprucht und allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, so dass sie bald unbrauchbar wurden. Wären die deutschen Bauern nicht zur Hilfeleistung herangezogen worden, so wäre weder die Ernte hereingebracht, noch die Saat durchgeführt worden. Im Frühjahr 1946 blieben be-

¹ Aujezd, Kr. Sternberg.

² Das Dekret des Präsidenten der Republik über die Konfiskation und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen usw. wurde am 21. Juni 1945 erlassen; s. Einleitende Darstellung, Anlage 5.

reits 15% der Ackerfläche unbestellt, weil der deutsche Bauer wegen des Abschlusses¹ Bauer wegen des Abschlusses¹ nicht mehr mitarbeitete. Die Ablieferung erfolgte sehr säumig und schlecht. Die Listen, welche die Bestlieferungen erfassten, nannten an erster Stelle und bis zu 50% deutsche Bauern, obzwar nur mehr ein Drittel und zwar die ärmlichsten Wirtschaften in deutschen Händen waren. Die restlichen Bauern, die noch keinen Treuhänder hatten, mussten alles abliefern, durften keine Selbstversorger sein und erhielten für ihre schwere Arbeit nur die Normalverbraucher-Lebensmittelkarten (Zuteilungsmenge s. unten). Der tschechische Treuhänder war mit hohen Sätzen Selbstversorger. Der Erlös, den der deutsche Bauer aus seinen Ablieferungen erhalten sollte, wurde in einen Fonds angelegt, aus welchem er in den seltensten Fällen kleine Beträge für notwendigste landwirtschaftliche Anschaffungen erhielt.

Die Arbeit des tschechischen Besitzers litt aber nicht nur unter seinem Nichtkönnen, sondern auch unter der grossen Trunksucht, der $\frac{5}{s}$ aller Treuhänder ergehen waren. Sie verschleuderten das ihnen anvertraute Besitztum (Vieh, Getreide, Geräte) und setzten es in Alkohol um. War aus einer Wirtschaft nichts mehr herauszuholen, so wurde eine andere besetzt (z.B. Jan Nevima hatte zuerst Nr. 214, dann 226, dann Micheisbrunn Nr. 4). Im Mai 1946, nachdem sie zehn Monate ohne irgendeine Verrechnung nach ihrem Gutdünken in ihre Taschen gewirtschaftet hatten, wurden ihnen wohl Bescheide über Zahlungen an den Staat zugestellt, doch bis zu unserem Abschluss wissen wir von keinem, der diesem Zahlungsbescheid nachgekommen wäre, obzwar die verrechneten Summen in keiner Weise dem Werte entsprachen und lächerlich niedrig waren.

10. 6.45. Alle Deutschen mussten ihre Fahrräder, Radio, Schreibmaschinen, Fotoapparate, Musikinstrumente, Ferngläser und ähnliche wertvolle Geräte abliefern. Sie erhielten über die Abgabe weder eine Bestätigung noch ein Entgelt. – Im Feber 1946 wurde von Amts wegen nach dem Verbleib der abgegebenen Schreibmaschinen geforscht. Da sie zum Grossteil verschoben waren, wurde diese Aktion abgebrochen.

18. /19.6.45. Alle noch arbeitsfähigen Männer werden nachts aus den Betten getrieben und ohne Gepäck abgeführt.

20. 6.45. Unter Strafe wurde jeder Deutsche verpflichtet, auf der linken Brustseite ein grosses «N» zu tragen.

21. 6.45. Ein junges tschechisches Ehepaar aus Kremsier fährt auf Anweisung des damaligen Kommissars R. Vratny vor dem Haus Nr. 22, Hans Juranek, vor und räumt die neuen Möbel aus zwei Zimmern und die ganze Ausstattung von Tochter und Schwiegertochter aus. – Die folgenden Tage blieb fast kein Haus von solchen Beraubungen verschont; aus unserem nächsten Bekanntenkreis Frau Stecker, Frä. Neusser, Frau Rende, Frau Fadle, Frau Czihal, denen Möbel, Kleider, Wäsche und Schmuck weggenommen wurden. Diese Beraubungen waren als «amtliche Hausdurchsuchungen zur Sicherstellung deutschen Eigentums» aufgemacht, bei denen aber jeder beliebige Tscheche sich um das bereichern konnte, was ihm gefiel. Das Gesetz über die Konfiskation

¹ Abschub (Übersetzung des tschechischen Begriffs «odsun») – Ausweisung, Aussiedlung.

deutschen Besitzes kam erst im November 1945 heraus, die Bescheide darüber wurden von uns erst im Juni 1946 geschrieben und den Deutschen nicht mehr eingehändigt!

Anfang Juli 1945. Obzwar der Abschub der Deutschen erst Anfang August bei der Potsdamer Konferenz beschlossen wurde, mussten in einigen Orten, wir hatten Nachrichten von Neu Titschein, Römerstadt, Teplitz-Schönau, Tetschen-Bodenbach und Südmähren, viele Hunderte Deutsche binnen weniger Stunden ohne jedes Gepäck die Heimat verlassen.

4.7.45. Alle Deutschen mussten um 7 Uhr früh am Marktplatz antreten, auch Greise und Kranke. Ein tschechischer Kommissar suchte Arbeitskräfte aus. Für 300 Kronen konnte sich jeder Tscheche einen Dienstboten kaufen (diese Beträge sind im Gemeindekassabuch ersichtlich). Diese Dienstboten wurden dann in den meisten Fällen nicht entlohnt, denn 50% des Lohnes bekam der «Národní fond»¹, 20% entfielen für den Abschub, und den Rest steckte der tschechische Bauer wieder ein, angeblich um damit die Versicherungen zu bezahlen.

Dieser Arbeitskräftemarkt wiederholte sich so alle 6-8 Wochen, sonst waren zum täglichen Antreten um 6 Uhr jene Deutschen verpflichtet, welche im Ort selbst zur Arbeit eingewiesen wurden. Neben Aufräumungsarbeiten wurden die Frauen zu den schwersten und oft auch unsinnigsten Arbeiten herangezogen, so zum Graben von Wasserleitungsgräben im steinigten Boden oder zum Staubwischen an den Wagenrädern der Feuerlöschgeräte oder zum Auszupfen des Grases auf ganz belanglosen Wegen. In den ersten acht Wochen war immer eine tschechische Aufsicht mit Gewehr oder Maschinenpistole anwesend.

4.7. und 9.7.45. Wir waren bei den Sortierungsarbeiten der geraubten Sachen beschäftigt. Der Verkaufserlös sollte dem «Národní fond» zufließen, ein Drittel war aber bereits an gute Freunde verteilt oder überhaupt nicht abgeliefert worden, das restliche Minderwertige wurde nur in der halben Anzahl inventarisiert, so dass praktisch nur ein Drittel zur Verrechnung für den Fonds kam. Dabei wurde der Verkaufspreis so unter dem Wert gehalten, dass alles verschleudert wurde, z.B. ein Paar neue lederne Herrenschuhe um 50 Kronen.

29.7.45. Alle jungen Burschen zwischen 14 und 17 Jahren wurden nach Weisskirchen² gebracht, dort anfangs eingesperrt, dann in ein Arbeitslager eingewiesen, wo sie bis zur Aussiedlung blieben. Sie hatten sich nämlich des Lachens nicht erwehren können, als ein tschechischer Festredner behauptete, Bodenstadt sei immer tschechisch gewesen. Über diesen Vorfall logen die tschechischen Zeitungen, dass geschossen worden sei und dass mehrere Tote waren. Eine böswillige Behauptung, weil alle Waffen bereits längst abgegeben waren, denn niemand wollte es auf eine Hausdurchsuchung ankommen lassen, bei welcher immer Räubereien von Kleidern und Wäsche vorkamen.

2.8.45. Reichsmark wurden in Kronen umgewechselt, 1 : 10. Die Deutschen erhielten aber von ihrem zum Einwechseln vorgelegten Geld nur 300 Kronen monatlich, aber

¹ Nationalfonds.

² Mährisch Weisskirchen (Hranice).

nur gegen eine immer wieder neu einzuholende Bescheinigung. Dabei kostete 1 kg Brot 5 K, Zucker 15,60 K, Butter 96 K, ein Paar Schuhsohlen 70-85 K. Da die Deutschen aber für 4 Wochen nur 7'300 g Brot, 280 g Fett, 1'200 g Zucker und 250 g Kaffee-Ersatz bekamen, so konnte dieser Betrag gerade zum notdürftigsten Leben einer Familie reichen. Fleisch, Milch, Eier, Fische, Marmelade, Käse, Süßwaren, Tee, Kaffee usw. waren nur für die Tschechen ... Dabei erhielten die Tschechen noch die reichen Zuteilungen aus den Lagern der UNRRA. Dazu wäre noch zu bemerken, dass die Tschechen im Sudentengau während des Krieges die gleichen Lebensmittelkarten und somit Rationen erhielten wie die Deutschen.

Den Deutschen war es auch verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, Gaststätten und Kino zu besuchen. Benötigten die Tschechen aber unsere Arbeitskraft, dann erlaubten sie uns gnädig, das «N» abzunehmen und als Tschechen zu gelten. So z.B. auch Frau Reisky, wenn sie allmonatlich die Lebensmittelkarten von Weisskirchen holte, eine Arbeit, die der Sekretär keinem Tschechen anvertrauen wollte.

Auch den Wohnort durften die Deutschen nur mit einer Bescheinigung verlassen. Die Ausstellung dieser Bescheinigungen wurde im Feber und März 1946 gänzlich eingestellt, so dass wir Deutschen überhaupt im Haus gefangen waren, das wir nur in der Zeit von 5 Uhr früh bis 19 Uhr abends verlassen durften.

19.8.45. Für 4 Wochen wurde während des Gottesdienstes die deutsche Predigt und der deutsche Kirchengesang und Gebete verboten.

Am 28.8. und 5.9.45 war ein Teil der am 19. 6. abgeführten Männer zurückgekehrt, wurde aber sofort wieder abgeführt und in einem Internierungslager in Weisskirchen oder Leipnik festgehalten. Somit fehlten im Ort alle arbeitsfähigen Männer und fast alle Mädchen und Burschen.

1. 10.45. Alle Deutschen müssen von ihren Häusern Miete bezahlen (s. oben, eigentliches Konfiskationsgesetz erschien erst im November 45!)¹. Seltsamerweise übernahm aber der nunmehrige Besitzer, der tschechische Staat, nicht auch die Versicherungskosten, die musste nach wie vor der ehemalige deutsche Eigentümer bezahlen.

10. 10.45. Alle Deutschen mussten ihre sämtlichen Bücher abgeben. Bis zu der Aussiedlung waren wir also ohne Zeitung, Radio, Musikinstrumente und ohne Bücher, zu blossen Vegetieren und Sklavenarbeit bestimmt.

18.2.46. Das «N» wird durch eine gelbe Armbinde ersetzt.

22.2.46. Alle Kriegsversehrten, fast alle schon mehrere Jahre von der Wehrmacht entlassen, wurden 9 Monate nach Kriegsende als Kriegsgefangene erklärt, verhaftet und in ein Lager in Brünn gebracht.

Einige andere Wehrmachtangehörige, welche wegen dringender Arbeit zu Hause geblieben waren und nicht in einem Lager sassen, mussten diesem zuständigen Lager pro Tag 30 Kronen Verpflegungskosten bezahlen, obwohl sie ja zu Hause verpflegt wurden.

¹ Dekret vom 25. Oktober 1945 über die Konfiskation des feindlichen Vermögens und die Fonds der nationalen Erneuerung; s. Einleitende Darstellung, S. 85.

12.3.46 und weiterhin. Es wurden nun neben Landwirtschaften auch schöne Wohnungen besetzt und mussten binnen weniger Stunden von den bisherigen Eigentümern geräumt werden. Das ging immer so vor sich, dass alle Tschechen, die ein Interesse an der Wohnung hatten, ganz einfach, ohne zu grüssen oder den Grund ihres Kommens zu sagen, durch alle Räume stürmten und wieder verschwanden. Das wiederholte sich so oft, bis einer als Treuhänder blieb und der eigentliche Besitzer weichen musste.

10.4. bis 13.4.46. Wir sollten das Gemeindegeldbuch von 1945 abschliessen, 3½ Monate später als das neue Rechnungsjahr angelaufen war. Die ehemalige Gemeindegeldkassiererin, Frau Reisky, kam aus dem Entsetzen nicht heraus. Der grösste Teil der Belege war selbst geschrieben und unterschrieben. Zweimal war ein grosser Betrag doppelt verbucht. Ausserdem sollte der Abschluss so erfolgen, dass er ein Passivum aufweisen sollte, um vom Staat eine grössere Subvention herauszuschlagen. Da aber der Gemeindegeldhaushalt auf Grund von Reserven der vorhergehenden Jahre aktiv war, so wurde der Passivstand dadurch erzielt, dass ganz einfach ein aus der Luft gegriffener Betrag eingesetzt wurde. Da diese Art der Buchführung uns zuwiderlief, zögerten wir mit der Reinschrift bis knapp vor unserem Abschub und wissen daher nicht, wie sich diese Manipulation ausgewirkt hat.

Auch in anderen Dingen wurde es nicht genau genommen. Unterschriftsfälschungen kamen sehr oft vor, wir selbst mussten oft Viehzählungsbogen, Grunderhebungsbogen mit den Unterschriften tschechischer Bauern versehen. Sehr ungenau war auch in der Weisskirchener Ausgabestelle die Lebensmittelkartenverrechnung. Frau Reisky, die dann die Ausgabe in Bodenstadt unter sich hatte, stellte immer Fehler in der Lieferung fest. Da bei einer so kleinen Kartenanzahl ein immer wiederkehrender Irrtum nicht anzunehmen ist, lag der Fehler, so wie in vielen anderen Dingen, an den wenig geschulten, nachlässig und verantwortungslos arbeitenden tschechischen Kräften.

22.4.46. Ostermontag. Die deutschen Frauen (Männer sind ja keine da) mussten einen Waldbrand bekämpfen, während die Schüler der tschechischen Gendarmerieschule spazierengingen und zusahen.

7.5.46. Deutsche dürfen endlich von ihren Spareinlagen 10% beheben, doch monatlich für den Haushaltsvorstand höchstens 500 Kronen und für die Familienmitglieder 250 Kronen. Ob diese Beträge aber ausgezahlt wurden, hing allein von dem Direktor der Sparkasse, Marustik, ab. Jedesmal betrug die Gebühr 2% der Behebung.

28.5.46. Wahlen: Da wir die Wählerverzeichnisse führten, wissen wir, dass 205 Wähler eingetragen waren. Für 27 Wähler wurden Legitimationen zur Wahl in anderen Orten ausgestellt. Ebensoviele Wähler wählten aus anderen Orten in Bodenstadt. Amtlich wurden aber 252 abgegebene Stimmen ausgewiesen. Wo kamen die 47 Stimmen her?

Ende Mai 46. Beginn des Abschubes. Bei der Aufstellung der Abschubslisten wurde von den Tschechen darauf gesehen, dass in die ersten Transporte auch alle jene Deutschen kamen, denen die Tschechen verpflichtet waren, Unterstützungen zu zahlen, z.B.

war lt. tschechischem Gesetz der Treuhänder Krasnak dem W. Törk verpflichtet, das Ausgedinge zu geben# Er tat dies aber nicht, und Vorsprachen der Frau Törk bei den zuständigen Behörden blieben erfolglos. Sie wurde aber daraufhin dem 1. Transport zugeteilt, obwohl beide Eheleute schon über 70 Jahre alt waren.

Abschliessend folgen einige allgemeine Bemerkungen über die Vorgänge in der CSR.

Nr. 44

Erlebnisbericht der Bauersfrau Anna Bieberle aus Langenlutsch,

Kreis Mährisch Trübau.

Original, 12. März 1951, 5 Seiten, hschr.

Zwangsarbeitseinsatz der Vfn. bei tschechischen Bauern im Bezirk Gross Meseritsch von Oktober 1945 bis zu ihrer Entlassung im August 1946 und ihrer anschliessenden Ausweisung.

Am 10. Mai kamen die Russen und haben schrecklich gehaust. Einige Tage später kam ein tschechischer Kommissar, H. von Markt Türnau, der schützte die Deutschen, wo er nur konnte, leider musste er seinen Posten bald verlassen, es kam ein anderer. 50 Partisanen sollen gewesen sein, ich habe sie aber nicht gezählt. Es wurden einige Bauernhöfe besetzt, denn die GPU hatte viele verschleppt. Auch der zweite Kommissar war nicht lange, dann kam ein dritter, Kotschera von Opatowitz, dann ging die Hölle los. Die Partisanen quälten die Menschen, wie und wo sie konnten. Die ganzen Nächte wurde geschossen, und bei Tag wurde immer ein Bauer hinter dem anderen vollends ausgeplündert. Was die Russen nicht gefunden haben, fanden die Tschechen, und die Prügelei ging los.

Die Vfn. erwähnt anschliessend einige Gewalttaten und nennt die Augenzeugen.

Wir wurden 10. August 45 enteignet, unser Verwalter Anton (den anderen Namen konnte ich nicht aussprechen) aus Chrudim bei Prag¹ tat uns nicht viel zuliebe und nicht viel zuleide. Die Arbeit mussten wir machen, bekamen dafür zu essen, wenn wir arbeiteten. Haben letzten Endes meinen Mann auch bezahlt. So kam der 16. Oktober 45. In der Nacht um 1 Uhr wurden wir mit Poltern und Schiessen geweckt. Gegen 2 Uhr kamen sie, sieben Mann mit Gewehren, um meinen Mann. Er ist Kriegversehrter aus dem Ersten Welt [krieg] und nahmen ihn gleich mit. Früh um 7 Uhr trug ich ihm Kleider nach ins Gasthaus Schuster. Da [waren] zirka 80 Personen, Männer und Frauen. Als mich die Wache erblickte, haben sie mich mit Stiefel ins Kreuz bearbeitet, dass ich kaum gehen konnte. Um 9 Uhr hörte ich, wie sie mit Schiessen und Schreien die Menschen getrieben

¹ Gemeint ist wohl Chrudim, Ostböhmen.

bringen. Ich trat zu meinem Mann in die Reihe und verabschiedete mich. Da sprach mich Frau Maria Hertl an, und dies sah der Tscheche Gritzbach, schlug mich im Nacken und warf mich in einen Dornenstrauch, wo ich erst zum Bewusstsein kam. Mein Mann kam abends zurück.

Donnerstag wurde ich abends von einem Tschechen geholt mit Gewehr, das war kein Partisan. Der gab mir noch Rat, wie ich sagen soll, dass ich zurückkomm. Um 2 Uhr nachts wurden wir, ich denke 22 Personen, in einen kleinen Kohlenkeller gesperrt, unter lauter Qual und Kränkung seitens der Bewachung wurden wir 8 Uhr auf die Strasse gejagt, mit zwei Posten bewacht. Dann gings nach Mähr. Trübau. Dort [wurden] von einem jungen Arzt zirka 400 Menschen arbeitsfähig geschrieben, dann auf Lastwagen geladen, mit MP bewacht. Dann gings nach Brünn, alles ohne Essen.

Die jüngeren Menschen waren bald verteilt, vier oder fünf junge Frauen mit zwei Kindern, eine ältere mit einem Mädln und wir vier älteren Frauen kamen weiter nach Gross-Meseritsch ins KZ und mussten dortbleiben, bis wir wieder unter dem Namen KZlerin zu Bauern kamen. Von den Jungen wusste ich nichts mehr. Wir kamen: Therisa Ille zu Herrn C.; Anna Bieberle, Eierhändlerin, 60 Jahre, zu Herrn L. H.; Emilie Maurer, 54, zu Herrn J. P.; lauter gute brave Tschechen; Anna Proksch, 54 Jahre mit ssjährigem Mädln, zu Herrn J. S. und ich, 54 Jahre, zu Herrn J. T., alle nach Horni Hefmanice. Frau Proksch war bald kaputt und wird wohl Ende 46 gestorben sein. Ira Stall bei Pferden und Kühen ging es bergab mit ihr.

Solange meine mitgebrachten Kräfte aushielten, ging es ja so halbwegs. Anfang Jänner war ich das erstmal krank. Nicht das übrige Essen und schwere, sogar Männerarbeiten haben mich auch bald zum Krüppel gemacht¹. Wenn ich krank war, hiess es, ich will nicht arbeiten. – Daheim in Langenlutsch wurde derweil mein Mann blutiggeschlagen. Den 27. Jänner 46 kam er mir freiwillig mit 62 Jahren nach in die Zwangsarbeit. Mein Mann hatte in Gross Meseritsch gute Tschechen getroffen, die verkauften ihm Kleidersachen, Brot bekam er geschenkt.

März 46 bekamen wir keine Post mehr, sogar einen eingeschriebenen Brief schickten sie zurück. Beweis ist hier. Im Frühjahr bekam ich ein Telegramm: Mutter schwer krank; ich durfte nicht fahren. Den zweiten bekam ich nicht. Dann Ende April kam mein Mann vom Felde, der arbeitete bei Herrn Rosch Nr. 1, da warteten zwei Polizisten auf ihn, einer ohrfeigte ihn. Mitte Juli 46 kam mein Mann ins Krankenhaus. [Am] sechsten Tag kam [er] wieder zurück, arbeitsfähig. Drei Tage später kam ich ins Krankenhaus nach Trebitsch für acht Tage. Sehr schlechtes Herz, Magensenkung und -erweiterung, trotzdem [wurde ich] für leichte Arbeit geschrieben von Herrn Dr. Otto Krupica in Gross Meseritsch. 6. August drittes Telegramm: Mutter tot; wieder kein Urlaub. Mein Bruder Josef und seine Tochter Elisabeth boten alles auf, uns aus diesem Jammer zu befreien. 21. August 46 konnten wir und Therisa Ille heimfahren, die anderen restlichen zwei mussten noch bleiben und sind von dort gleich ausgesiedelt.

¹ Die Vfn. will vermutlich sagen (mit Bezug auf das Ende von Frau Proksch), dass nicht allein das geringe Essen und die schwere Arbeit, sondern dazu die seelische Belastung, die Sorge um ihren Mann usw. auch sie selbst bald zermürbt hätten.

Als wir endlich in Langenlutsch ankamen, wurde Kommissar Kotschera wild und schrie: «Ihr seid ausgesiedelt, was wollt Ihr mehr hier!» Traurig gingen wir zu meinem Bruder, Schwägerin und Tochter Elisabeth nach Langendon, Gemeinde Hinter Ehrnsdorf¹. Dort wurden wir gut aufgenommen. Der Bürgermeister gab uns die [Unterkunft]. Ein Tscheche sagte uns, wenn wir bis 23. August nicht wären hiergewesen, hätte er uns selbst zur Aussiedlung abgeholt. Ein älterer Tscheche hat geholfen, wo er nur konnte. Beide [waren] von Albendorf bei Gewitsch. Sie haben uns ein scharf abgefasstes Begleitschreiben nach Langenlutsch mitgegeben mit dem Befehl, uns unser Aussiedelgut herauszugeben, was doch Kotschera dann bewilligte.

So konnten wir Anfang September aussiedeln. Von den guten Hinter Ehrnsdorfer Tschechen begleitet, weil wir das schlimme Langenlutsch mit der bösen Horde passieren mussten. Kamen bis Zwittau, dort war noch eine schlimme Kontrolle. Alles Geld, was sie fanden, bis auf 2 RM, wurde abgenommen und jedes Papier, was nur irgendeinen Wert hatte.

Nr. 45

Bericht der Bäuerin Anny Jenisch aus Körnitz,

Kreis Mährisch Trübau Original, 11. April 1947, 2 Seiten, mschr.

Tod des Ehemannes der Vfn. als Folge der durch Tschechen erlittenen Misshandlungen.

Bei Olmütz war Waffenstillstand! Am 9. 5. 1945 am Abend kamen die Russen in unser Dorf. Ihnen schlossen sich gleich aus den umliegenden Dörfern die habgierigen und rachsüchtigen Tschechen an. Unter Schutz eines oder mehrerer Russen kamen sie auf unseren Hof und plünderten Lebensmittel, rissen Schränke und Laden auf und raubten uns Kleider, Wäsche, Schuhe, Wertsachen, Musikinstrumente, alles, was ihnen so passte. Dessen nicht genug, kamen Tag und Nacht Partisanen, Burschen von 15–20 Jahren, und mit grösster Brutalität durchstöberten sie das ganze Haus und nahmen, was ihnen passte. Dieses Vorgehen dauerte an, bis ein Verwalter, správee» genannt, auf den Hof kam. Mein Mann und ich mussten trotz meiner drei Kinder, das Kleinste 1½ Jahre, unentgeltlich Dienstbotenarbeiten verrichten. Dieser Verwalter, der Arbeiter an der Reichsautobahn war und von der Wirtschaft gar nichts verstand, richtete, was noch in der Wirtschaft blieb, zugrunde.

Am 11. August 1945 wurde plötzlich mein Mann, geboren am 29. 4. 1902, der gar nicht eingetücht war und sich an nichts Politischem beteiligte, ins Gewitscher Lager abgeführt, ohne ihm irgendeinen Grund anzuführen. Dort musste er bei sehr schlechter Kost

¹ Kreis Mährisch Trübau.

schwere Arbeit verrichten, und nachts wurden die dortigen deutschen Männer, so auch mein Mann, von 18jährigen Aufsichtsorganen tüchtig verprügelt. In dieser Weise zeichneten sich ein gewisser Reich und Masai besonders aus. Durch dieses Vergehen trug mein Mann innere Verletzungen davon. Er fing an zu kränkeln, wurde aber, trotzdem er nicht mehr konnte, bei einem Bauern, namens Viktor Bubenik, in Gewitsch zu schwerer Arbeit eingesetzt. Dieser Bauer ging dann nach vier Tagen zum Lagerkommandanten Neeral, der überall als Schrecken der Deutschen und als gieriger Blutmensch galt, beschwerte sich über die Faulheit des deutschen Schweines. Der Lohn für geleistete Arbeit war, trotzdem er grosse Schmerzen hatte und ohne Befragen eines Arztes war, eine ausgiebige Tracht Prügel und Misshandlungen, die nicht mehr menschlich waren. Als man sah, dass der Zustand meines Mannes ein hoffnungsloser war, schickten sie ihn nach Hause und nach 14tägigem Verbluten bei Mund und Nase und langsamem Dahinsiehen, starb mein Mann am 7.12.1945 im Alter von 43 Jahren, ein Opfer tschechischer Grausamkeit.

Mittlerweile kam auf meinen Hof der dritte Verwalter; die Wirtschaft litt sehr und ging bergab. Am 14.6.46 wurde ich mit meinen Kindern und Schwiegereltern im Alter von 76–84 Jahren mit wenig Habe ausgesiedelt. Das letzte bisschen Geld und noch gute Sachen wurden uns noch von den Tschechen geraubt.

Abschliessend folgen die Namen von vier Zeugen.

Nr. 46

Erlebnisbericht des ehemaligen Bürgermeisters Franz Hickl aus Mährisch Trübau.

Original, Ende 1954, 52 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Verurteilung des Vfs. durch ein tschechisches Volksgericht zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe und seine Einweisung in ein Straflager.

Der Vf. schildert zunächst die Übernahme der Verwaltung von Mährisch Trübau durch die Tschechen, den Einsatz der männlichen Bevölkerung zu Aufräumungsarbeiten¹, seine Verhaftung nach der Rückkehr vom Arbeitseinsatz in Kolin, die Erlebnisse im Internierungslager Mährisch Trübau und fährt dann fort:

Allmonatlich tagte eine Woche hindurch das Volksgericht, dessen Urteile hart waren und das sogar zwei Todesurteile fällte.

Am 28.8.1946 wurden wir 120 internierten und noch nicht abgeurteilten Männer in drei Autoladungen nach Mürau² überführt. Hier wurden wir auf der Abteilung 2 untergebracht und zu Arbeiten in der Anstalt herangezogen.

¹ abgedruckt unter Nr. 11.

² Strafanstalt.

Am 12. 9. begann abermals eine Tagung des Volksgerichtes in Trübau. Die Verurteilten wurden gleich nach Mürau gebracht und die für den 13. 9. Bestimmten, darunter auch ich, ins Lager nach Trübau mitgenommen. Als wir morgens fertig waren, sagte uns ein Gendarm: «Burschen, jetzt gehen wir zum Theater.» Auch diesem Hüter des Gesetzes erschien also das ganze Volksgericht als Theater.

Wir sechs Kandidaten wurden nicht mehr gefesselt, nicht in den «Grünen Heinrich» gesteckt, sondern gingen ganz gemütlich in Begleitung zweier Gendarmen vom Lager über Neuhäusel, Weidlichgasse, Schurgassl, Museumpark, Zwittauer Strasse zum ehemaligen Landratsamt. In der Küche des früheren Hauswartes Frimmel mussten wir unter Bewachung durch einen Gendarmen warten, bis einer nach dem andern aufgerufen wurde. Als letzter kam ich daran; durch das mir so gut bekannte Gebäude wurde ich in den Verhandlungsraum, den früheren Sitzungssaal, geführt. Der hohe Gerichtshof sass an einem langen Tisch auf dem Podium. Vorsitzender war ein älterer Berufsrichter namens Mazal, ihm zur Seite sassen die drei Beisitzer, darunter eine Frau, Staatsanwalt und ex offo Verteidiger hatten an je einem Tische unten vor dem Podium ihren Platz¹. Ich als Angeklagter sass zwischen zwei Gendarmen in der ersten Stuhlreihe. Zu meinem Erstaunen gab es nur wenige Zuhörer, ein Beweis, dass diese Schauprozesse um diese Zeit keine Sensation mehr bei dem schon etwas beruhigten tschechischen Volk erregten.

Der Vorsitzende beginnt mit der üblichen Personalienaufnahme und verliest die umfangreiche Anklageschrift, darunter einige Protokolle aus der Zeit vor Oktober 1938 – von damaligen «Geheimen» der tschechischen Staatspolizei, des damaligen Gendarmen Stratil –, die mich vieler gegen den tschechoslowakischen Staat gerichteter Handlungen beschuldigten. Die Verhandlung wird in tschechischer Sprache geführt, obwohl ich diese nur mangelhaft beherrsche. Der Vorsitzende bezieht mich weiter verschiedener staatsgefährlicher Handlungen als Bezirksleiter der Sudetendeutschen Partei. Als mir dies schon zu bunt wird, bitte ich ums Wort und sage, dass diese Anschuldigungen nicht zu recht bestünden, da die Sudetendeutsche Partei doch eine von der tschechoslowakischen Regierung zugelassene Partei war, wie jede andere deutsche oder tschechische Partei, in allen öffentlichen Körperschaften ihre Vertreter hatte und im Prager Parlament nach den Wahlen im Mai 1935 die stärkste deutsche und zweitstärkste Partei im Staate war, dass alle Veranstaltungen stets von Regierungsvertretern überwacht wurden, die sicherlich gegen mich eingeschritten wären, wenn ich mich vergangen hätte.

Meine Tätigkeit als Bürgermeister, meine Mitgliedschaft bei der Heimat-SS geben dem Vorsitzenden Anlass, mich zum grössten Feind des tschechischen Volkes zu stemeln. Sogar dem Staatsanwalt scheint dieses SS-Kapitel schon nichtssagend zu sein, da er einige Male erklärt, dass ich lediglich ehrenhalber, sozusagen nur als Uniformträger gelte, da ich als Bürgermeister eben eine Uniform haben musste. Unter anderen Zei-

¹ Über die Zusammensetzung der Volksgerichtshöfe und das Verfahren s. Dekret des Präsidenten der Republik vom 19. Juni 1945, §22 ff.; abgedruckt als Anlage 4 zur Einleitenden Darstellung.

tungsausschnitten muss ich eine von mir im November 1938 in der Schönhengst er Zeitung erschienene Notiz verlesen. Ich forderte darin die Bevölkerung auf, nach nun erfolgter Eingliederung ins Reich die damit verbundenen Feiern zu beenden, wieder an die Arbeit zu gehen und alle Kräfte dem deutschen Vaterlande zu widmen. Mir wird zur Last gelegt, den Artikel schon vor Oktober 1938 geschrieben zu haben. Nach ungefähr einer halben Stunde zieht sich der Gerichtshof zurück, erscheint nach kurzer Zeit wieder und verkündet das Urteil: Acht Jahre schweren Kerker, jeden Monat ein hartes Lager und zwölf Jahre Ehrverlust¹. Der Vorsitzende begründet das Urteil, erklärt, dass eine höhere Strafe beantragt war und nur auf Grund der mich entlastenden Aussage des tschechischen katholischen Pfarrers Dr. Simon dieses milde Urteil erfolge².

Im Folgenden berichtet der Vf. ausführlich über seine Erlebnisse während der 8jährigen Haft, die er in verschiedenen Strafanstalten und Zwangsarbeits-Sonderabteilungen verbüßte³, und über seine Entlassung und Ausweisung zu Beginn des Jahres 1954⁴.

Nr. 47

Erlebnisbericht des Textilkaufmanns Dr. Robert Sponer aus Zwittau.

Original, 23. Mai 1947, 4 Seiten, mschr.

Misshandlungen der Häftlinge im Bezirksgerichtsgefängnis Zwittau; Verhörmethoden; Ereignisse und Zustände im Lager Prager Strasse in Zwittau.

Ich wurde in Zwittau am 14. Mai 1945 durch einen gewissen Elias Haak angeblich zur Einteilung zu einer Arbeit ins Bezirksgericht geführt. Kaum war ich eingetreten, richteten sich drei Gewehrläufe auf mich, und ich wurde tschechisch aufgefordert, die Hände hochzuheben. Tschechische Partisanen und ein gewisser Tomala nahmen mir Brieftasche, Uhr, Ehering, Brille, kurz alles ab. Ich erhielt sofort einige Hiebe auf den Kopf und Fusstritte und wurde in ein Zimmer gesteckt, wo ca. 45 Häftlinge sich befanden. Am Abend bekamen alle zusammen 1 Laib Brot. Gegen 18 Uhr kam ein Ostarbeiter mit der tschechischen Wache und suchte sich einige Leute heraus, darunter den Bäckermeister Jaich von der Knochengasse in Zwittau, daun einen gewissen Vitschital, der bei mir Weber war und als etwas verrückt galt und noch einige andere. Über unserem Arrest wurden diese geprügelt, und wir hörten alle das Schreien und die dumpfen Schläge.

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, Anlage 4, § 2 und 3.

² Über Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof s. auch die Berichte Nr. 54; Nr. 67.

³ s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 77 f. und Anlage 15.

⁴ Der Bericht über die Entlassung und Ausweisung ist abgedruckt unter Nr. 125.

Blutüberströmten kamen sie dann wieder herunter. Vitschital wurde alle sechs Stunden zwei Tage lang diesen Folterungen unterzogen, bis er der Wache angab, ihr das Versteck zu zeigen, wo er etwas Schnaps und Zigaretten aufgehoben hatte. Bei der letzten Folterung hatte er am Handgelenk einen Hautfetzen von ca. 6x10 cm herunterhängen. Er ersuchte um einen Verband, bekam aber keinen. Kopfhare und Rock waren ganz mit Blut verklebt.

Am 15.5. wurde abends ein gewisser Peichl, Angestellter bei der Eisenfirma Dittrich & Co. in Zwittau, eingeliefert. Er wurde bei seiner Einlieferung ca. 3-4 Stunden lang ständig aufgefordert, ein Geständnis abzulegen und dabei jedesmal mit einem Regenschirmgriff ins Gesicht geschlagen. Gegen Mitternacht musste er sich gegen die Wand stellen und bis früh stehenbleiben, obwohl er vor Schwäche sich nur mehr mit Mühe aufrechterhalten konnte.

Am selben Tag oder am 16. 5. begingen zwei Mithäftlinge, und zwar der Oberlehrer Steiss und ein gewisser Schulrat Kieseler aus Troppau Selbstmord mit – wie ich vermutete – Blausäure. Der eine, Steiss, meldete sich aufs Klosett, erreichte es aber nicht mehr, sondern torkelte in den Hof – unser Arrest war ebenerdig – krümmte sich und war gleich tot. Kieseler fiel am Weg zum Klosett zusammen. Daraufhin kam der Wachkommandant herein und drohte, jeden Dritten zu erschiessen, wenn noch ein Selbstmord vorkäme. Dabei hatte er uns tags zuvor gesagt, dass bei uns nur die Frage offenstehe, ob wir gehenkt oder erschossen werden sollen.

Am 16. 5. früh um 4 Uhr, wir wurden fast alle zwei Stunden aufgejagt, blieb der Stadtrat Brenner liegen. Als wir ihn aufwecken wollten, merkten wir, dass er ohnmächtig in einer Blutlache lag. Der Wachkommandant war furchtbar erbost, gab einigen Fuss Tritte und erteilte mir und dem Willibald Rucker den Befehl, ihn hinauszutragen und auf den Misthaufen zu werfen. Aus den Fenstern sehend merkten wir, dass er noch lebte. Als es wärmer wurde, jammerte er um Wasser. Er hatte mit einer in der Asche gefundenen Rasierklinge versucht, sich die Handschlagadern zu durchschneiden. Unter der Wachmannschaft befand sich auch ein gewisser Baca oder Moravec, der mich von früher kannte, da er von Rohozná oft Webware in die Fabrik zum Rauhen brachte. Ich ersuchte nun diesen, er möge dem Wachkommandanten doch zureden, dem Brenner Wasser zu geben und aus der Sonne bringen. Der Wachkommandant drohte mir mit ein paar Ohrfeigen, ich erhielt auch einen Schlag auf den Kopf, und er erklärte: Dieses deutsche Schwein wollte ja verrecken, also soll es verrecken, der Misthaufen ist der richtige Platz für ihn. Umschwärmt von Fliegen lag Brenner durstend den ganzen heissen Tag, von ca. 4 Uhr früh bis nachmittags 3 Uhr am Misthaufen. Es durfte ihm weder Wasser gegeben werden, noch eine Decke zum Zudecken. Um halb drei kam die andere Wache. Kommandant war ein Lehrer aus Rohozná namens Cupal. Der schüttelte den Kopf. Ich bat ihn, dem Brenner zu helfen. Er verständigte die Rettung, liess ihn waschen und gab ihm zu trinken und verständigte, wie ich glaube, auch seine Frau. Brenner kam wieder auf. Zeugen führe ich für diese Vorfälle meine Haftgenossen an, und zwar darunter: *Es folgen acht Namen.*

Am 13.5., als ich noch frei war, sah ich einen Wagen (Tischwagen) mit Leichen beladen fahren. Es waren Frauen und Männer. Die Schuhe waren meist ausgezogen, und manchen fehlten die Kleider. Sie wurden auf den Friedhof geführt. Eine Begleitung war verboten.

Gegen 25. Mai wurde ich mit noch einem anderen Mithäftling zur Reinigung der alten Arrestzellen befohlen. Diese Kerker wurden als gesundheitswidrig noch am Ende der alten Monarchie aufgelassen und dienten als Kohlenkeller. Der Fussboden war verfault. Aus einem Keller im Ausmass von 10 m² holte ich ca. 1½ Eimer Holzschwämme heraus. In diese Keller kamen wir dann, und zwar lagen wir 17-20 Mann auf 10 m². Da aber immer mehr Häftlinge kamen, wurde auch die Hälfte in den drei Arrestlokalen im alten Rathaus und auch im Keller dieses Gebäudes untergebracht. Diese Zellen mit je 10 m² wurden mit minimal 17, maximal 33 Menschen belegt. Es gab Wachkommandanten, die die Schliessung der Fenster verlangten, wodurch wir Angstzustände durch Luftmangel bekamen. Man bedenke, auf 10 m² 17-33 Menschen! Ein Liegen war nicht immer möglich. Das Essen bestand im Juni und Juli eine Zeitlang aus zwei Kartoffeln zu Mittag und einer Schnitte Brot zum Nachtmahl.

Ich kam eine Zeitlang ins alte Rathaus. Hier wurde eines Tages ein gewisser Killer, Bauer und Wagner aus Rausenstein, eingeliefert. Er war verprügelt worden, dass auf seinem Körper kaum eine Stelle von Handtellergrösse ohne Blutunterlaufung war.
(Der Vf, führt zwei Zeuginnen an,)

Eines Tages wurden aus Stangendorf drei Burschen, darunter ein gewisser Wild, ein gewisser Kirsch oder Knirsch und noch ein Unbekannter eingeliefert. Knirsch hatte einen Steckschuss im Knie und musste nach drei Tagen mit auf Kopfesdicke geschwellenem Knie die 4 km lange Strecke nach Zwittau hereingehen. Er wurde buchstäblich geschleift und stöhnte vor Schmerzen. Die Wache in Stangendorf hatte sich, wie mir Wild erzählte, angesoffen und sich dann mit den drei Gefangenen belustigt. Sie mussten auf der Strasse laufen, und sobald ein Schuss fiel, «Nieder»machen. Beim nächsten Schuss wieder «Auf»machen und laufen. Dabei bekam der Knirsch einen Geller¹ ins Knie. Sie blieben noch zwei Tage dort, bis sie am dritten nach Zwittau kamen. Da ich in der Zelle Capo war, ersuchte ich den Wachkommandanten, ihn ins Spital bringen zu lassen. Der Kommandant bezeichnete das als nicht nötig. Nach meiner Untersuchung war das Kniegelenk zertrümmert. Am Nachmittag ereignete sich folgender Vorfall. Ein 17jähriger Holländer, der bei der unzulänglichen Kost oft Ohnmachtsanfälle bekam, stürzte so unglücklich auf den Verwundeten, der am Ellenbogen aufgestützt gegen die Wand lag, dass er ihm den Oberarm brach. Ich ersuchte nochmals die Wache um Hilfe. Es war jetzt bereits ein anderer Kommandant, der die Gendarmerie verständigte, und gegen Abend wurde der Verletzte, nunmehr auch mit gebrochenem Oberarm, ins Spital geliefert.

Eines Tages erschien ein Mann aus Boskowitz und verlangte die Gefangenen zu sehen. Er fragte jeden, was er sei und verabreichte nach Willkür jedem zweiten bis dritten Häftling eine Ohrfeige. Dann liess er uns nochmals antreten und fragte, wer bei der

¹ Querschläger.

Polizei oder SS sei. Ein Polizeibeamter wurde von ihm geohrfeigt. Einen 17jährigen Bauernburschen, der zu 70% invalid war und bei der SS nach der landwirtschaftlichen Schule in Trübau 3 Monate Abrichtung hatte, nach Avranches¹ kam und, bevor er noch einen Schuss abgegeben hatte, von einer Fliegerbombe schwer verletzt wurde, wurde von diesem Mann mit Fusstritten und Stockschlägen schwerstens misshandelt. Nachts wiederholte sich diese Szene wiederum. Der Junge hiess Embert Erwin und wohnte in Greifendorf im südlichsten Bauerngrund.

Bei Verhören wurde im Allgemeinen immer geprügelt. Meist kamen die Verhörten mit blutig unterlaufenen Augen oder blutenden Nasen und Mund wieder zurück. Ich wurde zweimal von Tschechen und einmal von einem Russen verhört. Beim russischen Verhör wurde mir zwar mit Dunkelarrest gedroht, wenn ich die Unwahrheit reden würde, aber das Verhör ging ordentlich vor sich. Beim ersten Verhör wurde ich gefragt, wie viel Leute ich in Zwangsarbeit geschickt hätte. Da ich weder in einem Amt war, noch sonst eine Funktion ausgeübt hatte, noch je auswärtige Arbeiter beschäftigt hatte, war mir diese Frage unverständlich. Mir wurde gedroht, dass man Mittel habe, mich zum Reden zu bringen. Bei einem anderen Verhör durch einen öchischen Richter beim Bezirksgericht wurde ich gefragt, ob ich eine Frau hätte und ob die hier sei und wo die Kinder seien. Ich antwortete, dass meine Frau hier in Zwittau, meine Tochter unbekannt wo, da sie vom Arbeitsdienst in Hirschberg nicht mehr zurückkehrte, und mein Sohn ein² gerückt sei und unbekanntes Aufenthaltes. Auf das hin drohte mir der «Richter», meine Frau einzusperren, wenn ich nicht gleich reden würde. Ich fürchtete um meine Frau, hatte aber nichts zu sagen. Darauf kam der Kerkermeister auf mich zu und durchstöberte meine Taschen. Nun hatte ich zwar nichts bei mir, nur in einer inneren Westentasche ein kleines Etui mit dem Bild meiner Frau und Kinder, das man bei meiner Verhaftung übersehen hatte. Er betrachtete die beiden Frauenbilder und fragte mich: «Kdo jsou ty kurvy?» (Wer sind die Huren?) Ich sagte ihm, das sind keine Huren, sondern meine Frau und meine Tochter. «Was, Sie werden noch frech!» schrie er mich an. Die Schreiberin schloss von selbst die Fenster. Der Kerkermeister packte mich bei der Gurgel und schlug mir einige Male mit der Faust ins Gesicht. Mir schwanden die Sinne, und ich spürte nur noch einige Fusstritte.

Als ich zu mir kam, war ich mit Wasser angeschüttet, ein Posten nahm mich am Arm und führte mich in ein anderes Zimmer, wo ich auf einer Bank sitzend eine Zeitlang wartete und dann wieder in den Arrest kam. Ca. einen Monat später wurde ich von einem gewissen Dr. Taub oder Traub aus Brünn verhört, der mit mir deutsch sprach, nur allgemeine Fragen stellte und ganz korrekt vorging. Ich wusste wirklich nicht, was man von mir wollte. Er fragte mich, warum ich beim früheren Verhör die Aussage verweigert hätte. Ich sagte ihm, wie es vor sich gegangen war. Er fragte mich, ob die zwei Bilder mir gehörten. Ich bejahte das und bat ihn um Rückgabe. Er gab sie mir. Dieser Dr. Traub war eine Ausnahme. Sonst kamen alle mehr oder minder angeschlagen vom Verhör.

¹ in der Normandie.

Zwischen 10. und 20. Juli war im Kerker beim Gericht Capo ein gewisser Sacha. Dieser hatte nach 18 Uhr freie Hand und «turnte» mit den Arrestanten. Es mussten Paare antreten, die er kommandierte. Diese standen in zwei Reihen. Die eine Reihe bekam je einen Gummischlauch. Es musste gerufen werden: «Es lebe Präsident Benesch!» und dabei dem Gegenüber ein Schlag mit dem Gummischlauch ins Gesicht gegeben werden. Dann wurden die Rollen getauscht und «Es lebe Marschall Stalin!» gerufen und wieder der andere geschlagen. Wer nicht ordentlich turnte, wurde über einen Sessel gelegt und fürchterlich geprügelt. Obengenannten Invaliden Embert Erwin liess er turnen, indem er sich am Boden von einer Ecke des Hofes zur anderen wälzen musste, «weil er ja invalid sei». Dabei gab er ihm «Beschleunigungstritte» ins Kreuz.

Für diese Vorfälle sind Zeugen: *Es folgen dreizehn Namen,*

Es wurden auch Frauen eingeliefert, darunter die halblahme alte Wirtin Haupt aus der Weiberkränke in Greifendorf, und der Agent Schindler, ein ca. 73jähriger alter Mann mit Blasenleiden. Eines Tages wurde aus dem Arrest vom Gericht zum Abtransport nach Brünn eine gewisse Aberle, gebürtig aus Greifendorf gebracht, der man die Haare kahlgeschoren hatte.

Im Lager bei der Prager Strasse liess der Lagerkommandant Lippert einen «Bunker» bauen, drei Zellen im Ausmass 60x120x120 cm mit betoniertem groben Boden und lichtloser Tür. Das war die Strafzelle. Die erste, die hineinkam, war eine gewisse Frau Jandl aus Rotmühl, mit Mädchennamen Schaffer, aus Zwittau gebürtig. Die Lagerwache hatte sich angesoffen und verlangte, dass die jüngeren Frauen ihnen Gesellschaft leisten sollten. Diese Frau von angenehmem Aussehen weigerte sich jedoch beharrlich, worauf sie die Nacht im Bunker verbringen musste – dies war Oktober, wo es schon kalt war – und zwar ohne Mantel. Sie war einige Tage krank davon. Ein weiteres Opfer war Ingenieur Kany, Leiter des Gaswerkes in Zwittau. Er erzählte mir Folgendes: Sein Schwiegervater war Juwelier und wurde vollkommen von den Russen ausgeraubt. Eines Tages fiel es den Tschechen ein, dass vielleicht noch etwas bei ihm zu holen wäre. Es war aber nichts. Da Kany sein Schwiegersohn war, fielen eines Abends die Partisanen bei ihm ein und verlangten die Ausfolgung des Schmuckes. Sie begannen vor ihm die Frau zu misshandeln und zu prügeln. Er mischte sich hinein, worauf es auf ihn losging, und es wurde dann er und fast das ganze deutsche Personal im Gaswerk verhaftet, geprügelt und ins KZ eingeliefert. Kany musste gleich in den Bunker. Heraus musste er getragen werden. Dann musste er von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends ununterbrochen, stets angetrieben von der Gendarmerie, Steine klopfen, bis er buchstäblich die ganzen Handflächen blutig hatte.

Er schlief diese Nacht neben mir und war ganz verschüchtert und voll Angst auf den morgigen Tag. Nächsten Tag musste er wieder beginnen. Da kam der Lagerarzt vorbei, sah das und drohte mit Anzeige. Friedrich Karger, Kaufmann aus Zwittau, war auch mit uns im gleichen Zimmer und weiss dies alles genau.

Eines Tages war Zimmervisite. Auch Leibesvisite wurde vorgenommen. Der Gendarm fand bei mir ein Stückchen Zeitung, wie man es fürs Klosett verwendet. Wir beka-

men nämlich alle 14 Tage von unseren Frauen über die Lagerleitung die Wäsche eingepackt und lieferten die Schmutzwäsche ab. Von diesem Papier hatte ich eben einen Fetzen, da Klosettpapier sehr wenig zu haben war. Ich wurde dann auf die Lagerwache geführt, wo ein ca. 17jähriger Gendarm von mir wissen wollte, was in dem Zeitungsfetzen gestanden sei. Ich wusste aber überhaupt nicht, ob es eine deutsche oder tschechische Zeitung war. Ich wurde alle Minuten gefragt und bekam jedesmal eine Ohrfeige. Dann zog er die Pistole, entscherte sie und sagte nochmal, ich solle ihm sofort ein Geständnis ablegen, sonst knallt er mich wie einen Hund nieder, und ein Deutscher ist nur ein Hund. Ich konnte natürlich wieder nichts sagen. Darauf bekam ich vier Ohrfeigen. Da das Mittagessen fertig war, sagte er, dass er in einer Stunde mit mir weiterreden werde. Ich wandte mich an den Capo, den Tschechen H., der eine deutsche Frau hatte und sich nicht scheiden lassen wollte, der dann Ordnung schaffte.

Im Oktober oder November gingen wir einmal auf Arbeit. Wir sahen bei einem Lager einen Zug von weinenden kleinen Kindern und Müttern. Wir erfuhren, dass «aus Menschlichkeitsgründen» kleine Kinder nicht im KZ sein dürften und deshalb habe man je zehn kleine Kinder mit einer Mutter den Weg nach dem Dorfe Pohler antreten lassen. Sie wurden erst nach Brüschau gebracht, traten dann den Fussmarsch nach Pohler an, wo die verbliebenen Deutschen keine Lebensmittel für sie hatten, die Tschechen sich aber weigerten, sie aufzunehmen. Nach drei Tagen kamen sie krank und verhungert in Zwittau wieder an, wo sich noch in Wohnungen lebende Deutsche der ihnen fremden Kinder annahmen, während die Mütter getrennt im KZ blieben. Aus Menschlichkeit!

Als ich auf Barackenbau ging, war ich wiederholt Zeuge, dass Familien mit den Kindern oft stundenlang klitschnass im Regen stehen mussten, weil die Baracke noch nicht fertiggestellt war. Die eigene Wohnung stand aber leer. Die Familien wurden oft in Baracken ohne Fenster und Türen eingewiesen.

Ich habe nur Tatsachen angegeben, die ich selbst gesehen habe und die ich zu beibringen bereit bin¹.

¹ Der Vf. musste, wie er in einem Nachsatz erklärt, mit seinem Bericht hier enden, weil 1947 aus Österreich, wo er seinen Bericht schrieb, nur Briefe bis zu 20 g nach Deutschland befördert wurden.

Bericht des Notars Dr. Leopold Pfitzner aus Oderberg.

Abdruck aus: «Landskroner Heimatbrief», 9. Jahrgang, Folge 1 u. 2 (Juni/Juli 1955).

Gewalttaten sowjetischer Soldaten und tschechischer Partisanen in Landskron; die Vorgänge vom 17./18. Mai 1945: Razzia eines Partisanenkommandos auf die männliche Bevölkerung, Misshandlung und Ermordung deutscher Männer durch ein improvisiertes Revolutionsgericht.

Als der russische Angriff im März 1945 bis in den Raum Teschen–Oderberg vorgeht worden war, setzten sich die Behörden nach Evakuierung der Zivilbevölkerung von Oderberg, wo ich seit 1922 als Rechtsanwalt und seit 1939 auch als Notar tätig war, nach Westen ab. Die Bahnverbindungen waren unterbrochen, meinen PKW hatte der Kampfkommandant im März 1945 beschlagnahmt. Ich bestieg mein Fahrrad und fuhr am 4. April 1945 über Neutitschein, Olmütz in meine Heimatstadt Landskron, wohin sich meine Familie schon am 19. 1. 1945 geflüchtet hatte.

Bis zum Kriegsende fluteten durch Landskron Wehrmachtsteile, Belegschaften von Behörden und grösseren Unternehmungen und die Elendszüge der Heimatvertriebenen. Am 8. Mai 1945 konnten wir von den Höhen des Landskroner Talkessels noch den Kampflärm vernehmen. Desorganisierte deutsche Truppen zogen sich fluchtartig zurück. In ihrem Gefolge sah man auf hochbeladenen LKW Zivilisten, Kraftfahrzeuge wurden mangels Betriebsstoff allenthalben in Brand gesteckt. In diese Szenerie des Feuers, der Verzweigung und der Auflösung jeglicher Ordnung drangen die beutegierigen russischen Horden mit tschechischen Partisanen und feierten von da an durch Wochen hindurch Orgien von Hass, Grausamkeiten, Gewalttätigkeiten, plünderten und mordeten mit satanischer Gier. Türen und Fenster der Häuser wurden erbrochen, das Vieh aus den Ställen getrieben, viele Einwohner eingekerkert oder verschleppt, Frauen und Mädchen ohne Wahl und ohne Rücksicht auf das Alter vergewaltigt.

Die männliche Bevölkerung von Landskron wurde zu Aufräumarbeiten kommandiert. Ich wurde einem Arbeitskommando zugeteilt, das in der Ringofenziegelei Wehrmächtsausrüstungen zu ordnen und zu verladen hatte. Am 17. Mai 1945, gegen 11.30 Uhr ging ich mit einigen Landsleuten von der Arbeit nach Hause und hörte an einer Wegkreuzung, wie ein bewaffneter tschechischer Partisane einem tschechischen Zivilisten in tschechischer Sprache sagte, «dass heute das grosse Gericht beginnen würde». Knapp vor meiner Wohnung wurde ich von wild herumschiessenden Partisanen abgefangen und mit ungefähr 50 bis 60 Deutschen, die inzwischen zusammengetrieben worden waren, im Laufschrift auf den Marktplatz gepeitscht, wobei die tschechische Begleitmannschaft unablässig auf das Strassenpflaster schoss. Dadurch erlitten mehrere deutsche Männer Gellerverletzungen. Ich selbst wurde durch ein abprellendes Geschoss an der rechten äusseren Fusskante erheblich verletzt. Auf dem Marktplatz meiner Heimatstadt Landskron waren inzwischen etliche Hundert deutsche Männer zusammenge-

trieben worden, die in Reihen formiert wurden. Bis 7 Uhr abends am 17. Mai und den ganzen 18. Mai 1945 haben bewaffnete Tschechen und Russen an uns ein furchtbares Blutgericht gehalten. In meinem Heimatstädtchen mit seinen zirka 6'500 Einwohnern wurden an den beiden Tagen gegen 40 Männer hingemordet; an 100 Landsleute gaben sich den Freitod.

Wir mussten am 17.5.1945 über sechs Stunden ununterbrochen beide Arme hochhalten. Jede Reihe war von patrouillierenden Partisanen flankiert. Wer die Hände auch nur sekundenweise sinken liess, wurde mit dem Gummiknüppel über den Kopf oder die Arme geschlagen. Ununterbrochen schossen die Partisanen knapp über unsere Köpfe hinweg. An den Fenstern, die geschlossen bleiben mussten, durfte sich niemand zeigen. Geschah dies trotzdem, schossen die Partisanen in die Wohnungen.

Plötzlich brüllte ein Partisane durch Lautsprecher: «Alles zusammen und nieder!» Die Hunderte von Männern drängten sich wie ein Bienenklumpen zusammen und versuchten vergeblich, sich auf die Erde zu legen. Es entstand ein wildes Durcheinander, über welches hinweggeschossen wurde. Ob und wer dabei verletzt wurde, konnte ich in der begreiflichen Aufregung nicht feststellen. Mit grösster Schnelligkeit musste die Reihenordnung wieder hergestellt werden. Dies wiederholte sich einige Male.

Ein vom Schreien heiser gewordener Partisane veranstaltete mit uns Sprechchöre, indem er uns zu «Heil Hitler!» kommandierte, anschliessend sogleich auf Tschechisch: «Es lebe Präsident Benesch, es lebe Generalissimus Stalin!» Zivilisten gingen die Reihen ab und suchten sich entweder besondere Opfer aus, die sogleich vor den unter freiem Himmel aufgestellten «Richtertisch» geschleppt wurden, um sofort gehängt oder erschossen zu werden, oder aber sie zogen ihnen bekannte Sozialdemokraten und Kommunisten heraus, die sich abseits vor dem Rathaus hinsetzen und die Massaker den ganzen Tag mit ansehen mussten.

Jeder angehaltene Deutsche musste vor den «Richtertisch», bis die Reihe an ihn kam, die letzten Schritte auf den Knien rutschen. Jeweils der erste rechte Mann in der Reihe trug mit erhobenen Händen ein Hitlerbild, das die Partisanen mit aufgezo- genem Schleim bespuckten. Der Nebenmann musste diesen Auswurf jedesmal ablecken und hinunterschlucken.

An dem «Partisanenrichtertisch» sassen der Vorsitzende, namens Hrabacek, vier weitere Zivilisten, ein Gendarm, ferner stand dabei ein Partisanenweib, welches einige Deutsche, darunter auch mich, mit einem Gummistempel im Gesicht viermal abstempelte, bis ein Tscheche aus dem ersten Stockwerk des Landratsamtes ihr dies verbot. Andere Tschechen in Zivil, die die Misshandlungen an den Verurteilten zu vollstrecken hatten, standen um das Partisanengericht herum¹.

Dieses Blutgericht «verurteilte» die herangeschleppten Deutschen entweder zu Prügelstrafen zwischen 10 bis 100 Schlägen oder zum Tod durch Erschiessen oder Erhängen. Die zu Prügeln Verurteilten wurden an jenen zwei Tagen in die Toreinfahrt des Gemeindehauses geschleppt, dort auf ein vorbereitetes neues breites Brett geworfen und,

¹ Zwei Originalfotos von diesem Partisanengericht auf dem Marktplatz sind im «Landskroner Heimatbrief», 9. Jahrgang, Folge 2, S. 7 f. abgedruckt.

ohne dass einer der Henker zählte, mit Gummiknüppeln, Ochsenziemern, Gewehrkolben und Stöcken über den ganzen Körper, auch über den Kopf und Hals, geschlagen und mit Füßen getreten. Vor mir erhielt Brauereidirektor Lm. Gustav Zimmermann zehn Schläge zudiktirt. Die gellenden Schmerzensschreie der Geprügelten waren den ganzen Tag über in grauenerregender Stärke zu hören. Damit vermengten sich ununterbrochen die Gewehr- und Maschinenpistolensalven.

Ein Kandelaber vor dem Gasthaus Schmeiser diente als Galgen. Ich sah, wie der Installateur Josef Jurenka gehängt wurde. Er eilte selbst auf den Galgen zu, legte sich die Schlinge um den Hals, ein Partisane stiess den Hocker weg. Der Gehängte blieb, solange ich auf dem Ringplatz war, am Galgen, nachdem vor ihm ein anderer Deutscher gehängt worden war. Ferner sah ich, wie der Leiter des Amtsgerichts, Lm. Dr. Josef Meixner, schon unter dem Galgen angetreten war, nach kurzer Umfrage durch Lautsprecher aber wieder in meine Reihe zurückgetrieben wurde. Meixner hatte viele blutende Wunden auf dem Kopf und war sehr benommen. Er wurde nach Sibirien abtransportiert und kehrte von dort krank zurück.

Links vor dem Aufgang zum Rathaus (Amtsgericht) befand sich ein Luftschutzwasserbassin, in das mehrere Deutsche hineingeworfen wurden, worauf die Partisanen auf sie schossen¹. Die am Leben Gebliebenen wurden herausgezogen, über das Gelände geworfen, aus Feuerwehrschräuchen angestrahlt, so dass sie umfielen, sodann wurden die meisten von ihnen an die Mauer gestellt und von Partisanen durch Feuerstösse aus Maschinenpistolen niedergestreckt. Die Ermordeten lagen dort auf einem Haufen, wurden gegen Abend auf einen Plateauwagen des Fuhrwerkers Stransky geworfen, auf den Friedhof geführt und, wie ich später erfuhr, in einem Massengrab begraben.

Fast nach jedem Mord trat ein Partisane an den Toten heran und gab ihm aus der Pistole einen Fangschuss mit der zynischen tschechischen Bemerkung: «Ted ma dost!» (jetzt hat er genug!). Der Ziegeleibesitzer Lm. Ing. Josef Neugebauer wurde von drei Partisanen aus Richtung Kaufmann Heider anscheinend aus dem Gefängnis im Laufschrift über den Marktplatz gejagt, wobei ihn drei mitlaufende bewaffnete Tschechen unablässig mit Gummiknüppeln über den Kopf und den Rücken schlugen. Bei der Rathausmauer angelangt, stellte er sich auf Kommando mit erhobenen Armen mit dem Gesicht zur Mauer, Maschinenpistolen traten in Tätigkeit, Neugebauer fiel lautlos auf den Haufen der dort liegenden Gemordeten, ein Partisane gab auch ihm den Fangschuss. Auf ähnliche Weise, aber ohne Spiessrutenlaufen, sah ich Lm. Ing. Otto Dieterich an der Richtstätte enden.

Angesichts der Wasserkastenbestialitäten, der dichten Toten, unter dem Schmerzensgebrüll der Gezeisselten, unter fortwährendem Schiessen und den anderen schon beschriebenen Scheusslichkeiten suchten die Tschechen zwei starke deutsche Männer aus, befahlen ihnen, den Oberkörper zu entblößen und einen Boxkampf aufzuführen. Offenbar in der – allerdings irrigen – Hoffnung, sich das Leben zu erkämpfen,

¹ Auch ein Foto von dieser Szene gibt der Abdruck des Berichtes im «Landskroner Heimatbrief» wieder.

schlugen die Kämpfenden mit blossen Fäusten aufeinander los, bis sich der eine von ihnen im Staube wälzte. Was weiter mit ihnen geschehen ist, konnte ich nicht beobachten. Den Bauer Richter aus Lussdorf habe ich in der darauffolgenden Nacht in meiner Zelle getroffen, er war durch die erlittenen Misshandlungen völlig apathisch und wurde am nächsten Tag abtransportiert.

Mir wurden am 17.5.1945 gegen 18 Uhr dreissig Schläge vom Blutgericht zudiktiert. Bei dieser unmenschlichen Misshandlung wurde ich zweimal ohnmächtig. Nach der Exekution wurde ich zu dem Eckhaus des Kaufmanns Heider geschleppt und dort sitzend an die Mauer gelehnt.

Gegen 19 Uhr wurden wir ungefähr 40 Männer in das Gerichtsgefängnis abgeführt, nachdem schon tagsüber einige Trupps dorthin eingeliefert worden waren. Vor dem Gefängnis brach ich wieder zusammen und wurde von meinen Leidensgenossen in die Zelle geschleppt. Die Schiessereien hörten wir noch bis spät in die Nacht. An Schlaf war nicht zu denken, denn in einer bloss für drei Häftlinge bestimmten Zeile wurden 19 Männer zusammengepfercht, die alle schwer angeschlagen waren. Ich spürte, wie mich eine Lähmung beider Arme anschlich, am nächsten Tag hing mein rechter Arm schlaff herunter. Dieser Zustand dauerte einige Wochen. Bis heute sind eine teilweise Lähmung des rechten Ellbogennerven und die Folgen eines Bruches des rechten Kiefergelenks zurückgeblieben, die laut ärztlichem Befund nicht mehr zu heilen sind. Ausserdem erlitt ich einen Bruch des linken Eilbogenknochens, Verletzung der Nieren, Blutunterlaufungen am ganzen Körper und eine Gehirnerschütterung.

Am 18. Mai 1945 wurden wir aus dem Gefängnis abermals auf den Marktplatz getrieben, wo die Tschechen ähnliche Greuelthaten wie am Vortage verübten. Geschlagen wurde ich aber nicht mehr, auch die Arme mussten wir nicht mehr hochhalten, doch wurden wir wieder vor das Partisanengericht befohlen, nochmals untersucht und in das Gefängnis zurückgeführt. Der Massenmörder Hrabacek unterbrach, als ich vor dem Blutgericht stand, die «Sitzung» mit der Bemerkung, er müsse feststellen, ob «mich die Russen suchen». Er ging in das Landratsamt, kam mit einem grösseren Notizbuch zurück und sagte, er könne mich nicht in den Listen finden. 13 Tage wurde ich im Gerichtsgefängnis zurückgehalten. Die Verpflegung bestand in schwarzem Kaffee morgens, einer Gemüsewassersuppe mittags und abends wieder schwarzem Kaffee. Einmal täglich wurden 200 Gramm Brot ausgegeben. Ununterbrochen, tags und nachts, kamen kleinere Kommissionen der Russen, Partisanen und Zivilisten, auch Polen, in die Zellen, um nach Deutschen zu fahnden, die anscheinend auf besonderer Liste standen. Einige Zellengenossen wurden sofort abgeführt. Welches Los ihnen beschieden war, haben wir nicht erfahren. In meiner Zelle waren u.a. Otto Sponner, Dr. Josef Meixner, Josef Janda aus Micheisdorf, aber auch ein Spitzel, dessen Name ich nicht kenne.

In der Zelle nebenan lag die Frau eines deutschen Gendarmen, die schwer misshandelt worden war, mit ihrem kleinen Sohn. Sie wurde in das Krankenhaus nach Wildenschwert übergeführt.

In anderen Zellen waren Dr. Hans Riess, der Gastwirt Franz Mottl und der Schneidermeister Hans Biesel.

Auf dem Flur vor den Zellen mussten verschiedene Deutsche, ein Gendarm, ein in Landskron wohnhafter Holländer, der Spediteur Karl Nagl und andere, mir nicht namentlich Bekannte, tagelang mit zur Wand gekehrtem Gesicht, an Händen und Füßen mit starken Seilen oder schweren Eisenketten gefesselt, stehen und wurden dann, mir unbekannt wohin, fortgebracht.

Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis lag ich einige Wochen teilweise gelähmt und an inneren Verletzungen krank in meiner Wohnung.

Mitte Juni wurde anlässlich der Registrierung der männlichen Bevölkerung von Landskron wiederum ein grosser Teil der Männer in verschiedenen Gebäuden eingesperrt; ich selbst, obwohl kaum gehfähig, wurde mit etlichen 20 auf dem Dachboden der sogenannten «Beseda»¹ eingesperrt. In der Nacht wurden einige der Inhaftierten zur Leibesexekution in einen Nebenraum gebracht, aus dem dann Schmerzensschreie zu hören waren. Mit schweren Misshandlungen kamen in jener Nacht zu uns stumpfsinnig Wartenden zurück: der Gefangenaufseher Wondra, der bis vor wenigen Tagen noch Dienst gemacht hatte, und ein gewisser Gross aus Troppau. Beide stöhnten vor Schmerzen die ganze Nacht. Am nächsten Morgen wurde ich wieder entlassen. Auch in dieser Nacht wurden wir von Fahndungstrupps besucht.

In der Nähe des Badhauses hatte ein betrunkenener russischer Soldat einen anderen russischen Soldaten erschossen. Eine russische Patrouille erschoss daraufhin den ersten ihr aus jenem Hause entgegenkommenden deutschen Mann, der gar nicht zu Wort gekommen war. In jenen Tagen des 17. und 18. Mai 1945 wurden auf der Strasse Rudolf Gerth und Forstdirektor Theodor Benesch von Partisanen umgebracht. Deutsche Frauen wurden wiederholt von Russen vergewaltigt. Die minderjährige Tochter eines Bekannten wurde von den Russen vergewaltigt, der Vater wurde gefesselt und musste diesem Verbrechen zusehen.

Ein Mädchen sprang aus dem Fenster des ersten Stockes, um der Vergewaltigung zu entgehen, und brach sich das Bein. Durch Wochen, bis zu meiner Vertreibung, schlief die Bevölkerung kaum, da sie sich vor den die ganze Nacht plündernden Russen und Partisanen rechtzeitig sichern wollte, um besonders die Frauen zu verbergen.

In der Zeit vom Kriegsende bis zu meiner Vertreibung am 5. Juli 1945 erhielten wir die deutschen Hungerkarten. Ich musste mich täglich bei der Polizei melden, alle Deutschen mussten die weisse Armbinde bei sonst schwerer Strafe tragen. Die deutsche Bevölkerung der umliegenden Dorfgemeinden wurde in das inzwischen von den Polen besetzte benachbarte Preussisch-Schlesien ausgetrieben, von wo einige zurückkehrten.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die Austreibungsaktion Anfang Juli 1945 und über seine weiteren Erlebnisse²,

¹ Unterhaltungslokal, Kasino.

² abgedruckt unter Nr. 75.

Erlebnisbericht des Bauern Hans Hanel aus Freibermersdorf, Kreis Freudenthal.
Original, 19. Februar 1953, 4 Seiten, hschr.

**Zwangsarbeitseinsatz in den Kohlengruben des Ostrauer Reviers;
Hilfsbereitschaft der tschechischen Bevölkerung.**

Am 25.8.45 würden wir verständigt, dass wir am 27. 8. um 7 Uhr früh bei der Gemeindekanzlei gestellt sein müssen. Mitzubringen sind: Essen für drei Tage, Rucksack, Essnapf, eine Decke. Keiner wusste wohin es geht, und viele wussten nicht, dass sie nicht mehr zurückkommen werden. Am 27. früh erwartete uns ein Aufgebot von Gendarmerie und Partisanen. Nach Feststellung der Anwesenheit wurden wir zum Bahnhof getrieben, im Wartesaal eingeperrt, trotz grosser Hitze durfte kein Fenster geöffnet werden, auch durfte keiner austreten. Als der Zug einfuhr, raus im Laufschrift in die Wagons. In der Bezirksstadt Benisch waren aus dem ganzen Kreis Freudenthal Kinder von 14 Jahren bis 65jährige Männer zusammengetrieben. Die ärztliche Untersuchung ergab wenig Geeignete für Grubenarbeit. Da das Kontingent nicht aufgebracht wurde, wurden wir ohne Rücksicht auf Eignung in offene Kohlenwaggon hineingepfercht und wie Vieh abtransportiert. Was ins Ostrauer Revier ging, wurde von Polizei, was nach Prag kam, von tschechischem Militär eskortiert. ...

Der Vf, wurde ins Zwangsarbeitslager Radwanitz bei Mährisch Ostrau geschafft.

Wir waren zirka 500 Zivilisten im Lager. Am 1. November kamen 200 SS-[Leute] und am 26. Dezember 1945 800 Mann Wehrmacht, die vom Russen entlassen, von den Tschechen aber zur Zwangsarbeit verschleppt wurden. Die 200 Mann SS waren Jungen von 17 bis 18 Jahren, die zum Schluss zur SS gemustert wurden. Sie kamen vom Arbeitseinsatz bei tschechischen Bauern und waren gut beisammen. Auf sie stürzten sich die Wachen wie die Aasgeier, sie wurden splitternackt ausgezogen, und blutige Wäsche und blutige Uniformen von der deutschen Wehrmacht und ein paar Holzschuhe war ihre Kleidung. Von ihnen starben die meisten an Hunger, der Grossteil stammte aus dem Altreich. Die Verpflegung bestand durch Monate hindurch aus täglich: 150 g Brot, Rübenschnitzel, früh bitterer schwarzer Kaffee, abends fast leere Suppe. Dafür täglich acht Stunden unter Tage und drei bis vier Stunden ober Tage schwer arbeiten. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie die Jungen Kartoffelschalen aus der Latrine mit den Händen herausfischten, abwuschen und kochten, weil sie der Hunger so quälte. Wurden sie von der Wache erwischt, schlug man sie, bis sie bewusstlos waren. Von ihnen starben die meisten. In der Totenkammer lagen oft fünf bis sechs nackt übereinandergeworfen. In der Nacht wurden sie fortgefahren, ob verbrannt oder wo verscharrt, niemand weiss es.

Vom Ungeziefer wurden wir fürchterlich geplagt. Zweimal kamen wir nach Ostrau zur Entlausung. Dort waren deutsche Frauen und Mädels als Helferinnen, und wir standen nackt unter ihnen und sprachen uns Trostesworte zu. Die sanitären Einrichtungen

waren geradezu fürchterlich. Auf der Marotka¹ war ein tschechischer Sanitäter, ein Rohling ohnegleichen. Ihm zugeteilt war ein deutscher Medizinstudent, er tat alles Menschenmögliche, um uns zu helfen, doch waren ihm beide Hände gebunden und lief er Gefahr, erschlagen zu werden. Mit Brüllen und Ohrfeigen begann die Untersuchung, und mit einem Fusstritt wurde sie meistens beendet. Der Lagerführer Pawelek war nicht der Schlechteste, er konnte sich aber nicht durchsetzen. Der Küchenchef Watzlawick hat uns bestohlen wie noch nie. Er hat viele, die an Hunger starben, am Gewissen.

Die Wache und ihre Familien lebten auf unsere Kosten gute Tage. Kanjae hiess der Hauptschläger. Jeder zitterte, wenn er ihn sah. Er hat seine eigene Frau so geschlagen, dass sie daran starb. Anfangs 1946 durften uns unsere Angehörigen Packerl schicken. Sie wurden von der Wache geöffnet, was ihnen gefiel, nahmen sie heraus, für den Rest mussten wir 5 Kč bezahlen. Das Ärgste waren die Schikanen im Lager. Nur eines. Wenn wir von Nachtschicht kamen, schnell Kaffee holen, dann alles heraus zum Morgensport. Laufen, Kriechen, Froschhüpfen, auf–nieder, begleitet von Fusstritten und Kolbenschlägen. Der Arbeitsleistung nach waren wir in drei Gruppen 1, 2, 3 eingeteilt. Wenn der erste Sturm vorbei war, konnten wir Einser abtreten in eine Baracke ohne Fenster, nach einer halben Stunde kamen die Zweier. Der Schluss bei den Dreiern war der Wassertümpel im Lager. Dort wurden sie mehrere Male durch das eiskalte Wasser gejagt, war er zugefroren, soweit belastet, bis sie einbrachen, dann am Hof solange stillstehen, bis die Kleider zugefroren waren; abends wieder auf Schicht. Die Zweier und Dreier waren nicht faul oder arbeitsscheu, es waren jene, die infolge Unterernährung nicht mehr konnten. Über unsere Entlohnung und die Abrechnung im Lager lege ich ein Original bei, aus dem zu ersehen ist, dass der tschechische Unternehmer bezahlen musste, aber die von dem damals demokratischen Benesch-Regime ins Leben gerufenen Einrichtungen um vieles teuflischer waren, als die von den Kommunisten unterhaltenen. Wir konnten arbeiten und verdienen, was wir wollten, wir bekamen pro Schicht nur 5 Kč ausbezahlt, obwohl der Schacht für uns pro Schicht rund 91 Kč bezahlen musste. Seife, eventuell eine alte Hose, Schuhreparatur wurde uns ausserdem abgerechnet. Für eine Postkarte, amtlicher Tarif 1,20 Kč, mussten wir 2 Kč bezahlen. Die Abzüge unter «fond» wurden jedem auf ein Konto bei einer Bank in Ostrau eingelegt, und sollten wir bei der Entlassung das Geld bekommen. Als ich am 8. Mai 46 zwecks Aussiedlung freigelassen wurde und wegen meinem Geld, das zirka auf 6'000 Kč angewachsen sein musste, [fragte], sagte man mir, dass es an den Národní Výbor meiner Heimatgemeinde überwiesen wird. Da es sich als Betrug herausstellte, schrieb ich an die Schachtverwaltung und erhielt ich postwendend Bescheid, dass ich an die Scivnosta Banka Máhr. Ostrau schreiben soll, sie verständigen die Bank, dass ich aus dem Lager freigelassen wurde, zweimal schrieb ich, keine Antwort, der Národní Výbor erklärte sich als nicht zuständig, die 60 km bis Ostrau konnte ich zu Fuss nicht zurücklegen, da mein Körpergewicht von 75 auf 54 kg

¹ Marodenstube (Krankenrevier), Ordinationsraum.

abgesunken war. Mit der Bahn durften die Deutschen nicht fahren, die Räder hatte man uns geraubt. So waren für mich die 6'000 Kč, für die ich mir so manches hätte kaufen können, weg. So erging es allen: 44 Schächte im Ostrauer Revier, auf jedem Schacht 600 Deutsche¹.

Um der Wahrheit gerecht zu werden, will ich noch kurz Folgendes berichten: Der erste Monat im Schacht war für uns Lehrzeit. Wir wurden tschechischen Arbeitern zugeteilt. Der meine hiess N. und begrüßte mich folgend: «Ich Kommunist, du jetzt mein Bruder. Ich 2½ Jahre strafweise in Sachsen in einem Bergwerk. Hitler-Deutschland ganz prima, fest arbeiten, viel Essen, Zigaretti, Schnaps und viel Geld. Du gut bei mir haben.» Er lehrte mich alle Arbeiten, war gut zu mir. Ich wurde nach einen Monat als Häuer eingesetzt, obwohl ich das erstmal in einer Kohlengrube und 51 Jahre alt war. Steiger und Obersteiger waren anständige Menschen. Der Betriebsingenieur kam alle 8–10 Tage einmal durchs Flöz. Er sprach jedesmal bis zu einer halben Stunde mit mir über vieles, besonders interessierte er sich für die Verhältnisse im Lager. Da ich mich sehr zurückhaltend darüber äusserte, sagte er zu mir: «Haben Sie keine Angst, ich verrate Sie nicht, alle Tschechen sind nicht schlecht.» Er hielt Wort. Wenn wir vom Lager zum Schacht marschierten, so reichten uns tschechische Frauen manche Schnitte Brot, die wir untereinander teilten. An zwei Sonntagen mussten wir die Fusswege mit Schlacke bestreuen, da kamen tschechische Frauen und liessen beim Vorübergehen Brotschnitten fallen, damit es die Wache nicht sah.

Es gibt also keine Kollektivschuld für ein Volk, ganz gleich welche Sprache es spricht.

Der Vf. beschliesst seinen Bericht mit einer allgemeinen politischen Betrachtung.

¹ Aus dem Original der vom Vf. beigefügten Lohnabrechnung (Dokumentensammlung) geht hervor, dass unter dem Titel «fond» allein über 30% des Lohnes abgezogen wurden; zu dieser Praxis, den Lohn der arbeitsverpflichteten Deutschen beträchtlich zu kürzen, vgl. auch Bericht Nr. 43, S. 242.

Über die hierzu gesetzlich vorgesehenen Bestimmungen vgl. das Dekret vom 19. Sept. 1945 über die Arbeitspflicht von Personen, welche die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit verloren haben (§ 6); abgedruckt als Anlage 11 zur Einleitenden Darstellung.

Bericht des Pfarrers Hermann Schubert aus Trautenau.

Beglaubigte Abschrift, (1. Dezember 1952), 9 Seiten, mschr. Teilabdruck. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchnotizen.

Kirchlich-religiöse Verhältnisse in Trautenau und Umgebung; Internierung der deutschen Geistlichen und ihr Zwangsarbeitseinsatz in Eipel.

9. Mai 1945. Um 18 Uhr rollen die ersten russischen Panzer in Trautenau ein. Es herrscht Ruhe und Ordnung, kein Schuss fällt. Trautenau wird unter tschechische Verwaltung gestellt. Um 19.00 Uhr halten wir in der Erzdekanalkirche wie üblich die Marienandacht. Die Kirche ist fast leer.

Die nun folgenden Tage sind gekennzeichnet durch Plünderungen, Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen von 14 bis 70 Jahren. Selbstmorde häufen sich. Abends ist das Pfarrhaus überfüllt mit verängstigten Frauen und Mädchen, die hier übernachten wollen. Die Russen haben Kirche und Pfarrhaus tatsächlich in Ruhe gelassen. Der Gottesdienst kann regelmässig gehalten werden. Tschechische «Soldaten» beginnen aber bald damit, deutsche Männer und Frauen, Burschen und Mädchen auf dem Weg zum Sonntagsgottesdienst aufzuhalten und sie zu Zwangsarbeit während des Sonntags in die Kasernen zu schaffen. Dadurch wagen es viele Leute nicht, am Sonntag das Haus zu verlassen.

13. Mai. Unsere Erzdekanalkirche wird von tschechischen Polizisten nach Waffen und versteckten Soldaten untersucht. Selbstverständlich ergebnislos.

17. Mai. Nach einer Anordnung der tschechischen Behörden müssen alle Reichsdeutschen innerhalb von 48 Stunden das Gebiet des Trautenauer Bezirkes verlassen. Viele Flüchtlinge aus dem Rheinland und anderen Gebieten werden davon betroffen. Den Leuten wird fast alles weggenommen. Nur in wenigen Fällen wird ein längerer Aufenthalt bewilligt.

23. Mai. Alle Deutschen, mit Ausnahme der deutschen Bolschewiken, müssen ihren Radioapparat, Photoapparat, Vervielfältigungsapparat, Feldstecher usw. abliefern. Kein Deutscher darf mit der Eisenbahn fahren.

25. Mai. Frau Elfriede Jarolimek, mein Geschwisterkind, muss innerhalb von drei Stunden ihre Wohnung – Schuldinerwohnung in der Lehrerbildungsanstalt – räumen. Sie ist Kriegswitwe mit drei kleinen Kindern. Wenn sie nicht fristgerecht geräumt hat, wird ihr alles, was sie noch in der Wohnung hat, weggenommen.

27. Mai. Um 11 Uhr ist in unserer Kirche der erste tschechische Gottesdienst. Knapp 200 Menschen waren gekommen, darunter viele Neugierige.

2. Juni. Prälat Dr. Doskocil ist zu Besprechungen wegen Übernahme der kirchlichen Vermögenswerte in Trautenau eingetroffen. Wir erhalten Augenzeugenberichte über die unmenschliche grausame Behandlung deutscher Verwundeter durch die Tschechen; besonders im Lager in Jungbuh geschehen furchtbare Grausamkeiten.

8. Juni. Jeder Deutscher muss eine weisse Armbinde mit dem schwarzen «N» am linken Unterarm tragen (N = Nemeč, Deutscher).

10. Juni. Erstkommunionfeier mit 60 Kindern. Den Unterricht haben wir während der ganzen Revolutionszeit in der Sakristei gehalten. Einige russische Soldaten waren bei der Feier in der Kirche. Sie benahmen sich sehr anständig.

15. Juni. Viele Frauen und Männer aus Trautenau werden von der tschechischen Polizei auf Autobusse verladen und weggeschafft; angeblich zu Arbeiten aufs Land. Die Leute dürfen fast nichts mitnehmen. Man erklärt ihnen, dass sie nach wenigen Tagen wieder in die Heimat dürfen. Das war eine gemeine Lüge. Viele durften nie mehr in ihre Wohnungen zurück. Die Wohnungen wurden ausgeraubt. Täglich kommen Leute zu uns, die über die Schandtaten der tschechischen Räuber berichten und in der Aussprache mit dem Seelsorger etwas Trost suchen. Von den Zwangsaussiedlungen werden oft unsere besten katholischen Familien betroffen, die politisch durchaus einwandfrei sind. Interventionen sind aussichtslos. Nur ehemalige Sozialdemokraten und vor allem Kommunisten geniessen einen gewissen Schutz. Sie dürfen eine rote Armbinde tragen und erhalten die gleichen Lebensmittelzuteilungen wie die Tschechen. Die übrigen Deutschen bekommen die sog. «Judenrationen». Fleisch gibt es für Deutsche überhaupt nicht.

23. Juni. Viele Trautenauer werden in ein Barackenlager nach Ober Altstadt geschafft, wo ein regelrechter Sklavenmarkt aufgezogen wird. Tschechische Bauern und Fabrikanten suchen die arbeitsfähigen Menschen heraus und nehmen sie mit. Familien werden rücksichtslos zerrissen. Wer sich von seinen Angehörigen nicht trennen will, wird geschlagen und roh misshandelt.

30. Juni. Wir erfahren, dass Pfarrer Anton Rührich aus Giesshübel im Adlergebirge von tschechischen Soldaten ermordet wurde. Die näheren Umstände dieses Verbrechens sind uns bis heute nicht bekannt.

9. Juli. Kanonikus Skerik von Königgrätz übernimmt im Auftrage des Bischofs die Vermögenswerte des bischhöflichen Generalvikariats in Trautenau.

13. Juli. Die SNB (sbor Národní bezpečnosti) rückt in Trautenau ein. Diese tschechische Polizeiformation entpuppt sich nach und nach als typische SS-Mannschaft des tschechischen Bolschewismus. Gerade diese Truppe ist berüchtigt geworden durch Raubgier, Vergewaltigungen, Roheiten und Morde. Zumeist sind es junge Burschen, auch uniformierte Mädchen sind dabei.

14. Juli. Alle Zugänge zur Stadt sind durch die SNB gesperrt. In der Filialgemeinde Weigelsdorf ist Kinderheicht angesetzt. Die Beicht muss ausfallen, da ich die Stadt nicht verlassen darf. Hausdurchsuchungen sind an vielen Stellen der Stadt im Gange. Den SNB-Männern geht es hauptsächlich darum, möglichst viele Wertsachen für die eigene Privatkasse zu rauben. Das grosse Fabrikgebäude der AEG und die sog. «Kluge-Villa» sind als Konzentrationslager eingerichtet worden. – Diese beiden Gebäude haben furchtbare Grausamkeiten gesehen. Dort sind Morde geschehen, die derzeit noch nicht aufge-

klärt werden können. Hoffentlich bietet die Zukunft Gelegenheit zu einem «Friedensverbrecherkongress», der auch diese gemeinen Morde einer gerechten Sühne zuführt.

29. Juli. Im Sklavenlager in Ober Altstadt, das eigentlich für 500 Menschen eingerichtet ist, sind jetzt 2'000 Deutsche untergebracht. Die Hitze und die Wanzenplage sind furchtbar.

30. Juli. In offenen Kohlenwagen wurden heut über tausend Deutsche aus dem Lager Ober Altstadt fortgeschafft. Niemand weiss, wohin der Zug fährt. – Später erfuhren wir, dass diese Armen an die sächsische Grenze gebracht und dort ihrem Schicksal überlassen wurden. Ich habe hier in Bayern bereits Briefe von Trautenuern erhalten, die diesen Leidensweg mitgemacht haben. Grauenhaftes Elend war das Los der Ausgewiesenen¹.

7. August. Das erste Ordinariatsblatt des bischöflichen Ordinariates in Königgrätz kommt an mit einem Hirtenbrief des tschechischen Diözesanbischofs Dr. Mauritius Picha. Vielleicht wird dieses Blatt einmal als amtliches Dokument für das Versagen des tschechischen Katholizismus in der Zeit grösster Not gelten. Ein überspannter Nationalismus hat bis in die höchsten kirchlichen Kreise das tschechische Volk erfasst.

Es ist niederdrückend, dass gerade katholische Priester und katholische Laien das Treiben der tschechischen Bolschewiken mitmachen und billigen. Der tschechische Katechet Janecek in Eipel gehört z.B. zum Aussiedlungskomitee der Stadt Eipel. Zeitungen (Lidova demokracie²) und Zeitschriften (Nový narod³), die der christlichen Richtung angehören wollen, sind stolz darauf, in der Hetze gegen alles Deutsche an der Spitze zu stehen. Es ist eine himmelschreiende Schande, dass zwei katholische Priester als Minister in der bolschewistischen tschechischen Regierung sitzen⁴ und die Regierungsmassnahmen gegen die Deutschen voll und ganz mitverantworten. – Msgr. Srámek ist stellvertretender Ministerpräsident, Msgr. Hala ist Postminister. – Die Massnahmen gegen die Deutschen sind klar und eindeutig gegen das Naturgesetz, gegen die göttlichen Gesetze, gegen jede Menschlichkeit und Kultur. Die Tatsache, dass tschechische Priester in führende! Stellung die furchtbaren Rohheiten und Gemeinheiten der bolschewistischen tschechischen Revolution billigen, gehört zu den traurigsten Erscheinungen der tschechischen Geschichte.

8. August. Meine Mutter, Frau Maria Schubert aus dem kleinen Dorf Hintermating, ist ausgesiedelt worden. 38 Jahre lang hat sie als Fabrik arbeiterin schlicht und treu ihre Pflicht getan; durch 31 Jahre hat sie als Kriegswitwe in schwerer Arbeit unser kleines bescheidenes Elternhaus für ihre drei Kinder erhalten und betreut. Sie war bekannt als offene Gegnerin des Hitlerismus. Nie ist ein Hitlerbild in unser Haus gekommen. Die tschechische Raubgier machte auch vor dieser armen Arbeiterin keinen Halt.

¹ Über die Austreibungsaktionen im Sommer 1945 s. die unter Nr. 71 bis Nr. 97 abgedruckten Erlebnisberichte.

² «Volksdemokratie».

³ «Neues Volk».

⁴ Die tschechoslowakische Regierung der Nationalen Front setzte sich aus Vertretern der kommunistischen, sozialdemokratischen, nationalsozialistischen und christlichsozialen Partei zusammen; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 49 und 67, Anm. 6.

Mit etwa 500 anderen Deutschen, meist Fabrikarbeiterinnen und alten Leuten, musste sie den Marsch ins Lager antreten. Von den wenigen Habseligkeiten, die sie in einem alten Koffer und einem selbstgemachten Rucksack mitschleppen konnte – sie ist 58 Jahre alt – wurden ihr im Lager Arneu durch die tschechische SNB in der Nacht einige Kleidungsstücke gestohlen.

9. August. Die Mutter ist mit den anderen Deutschen in das Lager nach Hohenelbe gekommen. Ich fahre mit dem Rad hin und verhandle mit den dortigen tschechischen Behörden. Eine ganz junge Beamtin schreit mich tschechisch an: «Alle Deutschen gehören in die Gaskammer; alle Deut sehen sind Mörder» usw. Endlich erreiche ich bei einem Bekannten die Entlassung meiner Mutter aus dem Lager. Ich darf sie zu mir nach Trautenau nehmen. Meine 72jährige, kranke und vollständig blinde Tante muss ich im Lager lassen. Ich bekomme sie nicht frei. Der tschechische Amtsarzt, den ich um Unterbringung meiner Tante im Hohenelbener Altersheim bitte, ist wenigstens höflich. Er sagt mir im Lauf einer kurzen Unterhaltung: «Sie werden als katholischer Priester bei uns Tschechen wenig Arbeit haben. Das tschechische Volk ist grundsätzlich gottlos.»

10. August. Heut bin ich mit der Mutter nach Trautenau gegangen. Koffer und Rucksack hatte ich aufs Rad gebunden. 35 km war der Weg lang; leere Personenzüge fuhren an uns vorüber, aber der Deutsche darf nicht mit dem Zug fahren. Meine Mutter wohnt nun mit mir in meinem Kaplanzimmer.

14. August. Unser tschechischer «Kommissar» ist angekommen: Kaplan Josef Novak, etwa 27 Jahre alt, bisher als Kaplan in Eipel tätig. Er hatte schon in der letzten Zeit die tschechischen Gottesdienste gehalten. Wir haben bald gemerkt, dass dieser junge Priester seinen Mangel an Anstand und Bildung durch Aufgeblasenheit zu ersetzen suchte. Er mag vielleicht Psychopath sein. Bisweilen macht er wirklich einen guten Eindruck; plötzlich packt ihn aber der tschechische Fanatismus wieder, und er vergisst sein Amt und seine Würde. Der hochwürdigste Herr Erzdechant, Prälat Richard Popp, hatte den Bischof von Königgrätz dringend gebeten, im Interesse der Seelsorge nicht den Kaplan Novak, sondern einen anderen tschechischen Seelsorgepriester als Kaplan nach Trautenau zu senden. Der Bischof und sein Konsistorium kannten den Kaplan Novak, es standen ihnen fähige Priester zur Verfügung; trotzdem haben sie gerade diesen Mann mit der Seelsorge für die Tschechen der Stadt Trautenau betraut. Die bischöflichen Behörden von Königgrätz haben dadurch bewusst mitgeholfen, die blühende Trautenauer Seelsorgsgemeinde zu zerstören.

18. August. Das bischöfliche Konsistorium von Königgrätz schickt uns die neue Gottesdienstordnung für die Erzdekanalseelsorge Trautenau. Es sind in unserer Pfarrgemeinde immerhin noch wenigstens 8'000-10'000 deutsche Katholiken und etwa tausend tschechische Katholiken. Von den Tschechen gehen an Sonntagen knapp 100 in die Kirche, an Wochentagen etwa zehn bis fünfzehn. Trotzdem soll jetzt bevorzugt tschechischer Gottesdienst gehalten werden. Der Gottesdienst für die deutschen Katholiken ist gerade noch geduldet.

24. August. Konsistorialrat Karl Ezer, Bürgerschulkatechet i. R., 70 Jahre alt, ist in Trautenau ausgesiedelt worden und kam in das Massenlager nach Ober Altstadt. – Später wurde er als Hilfsarbeiter in einer tschechischen Fabrik in Schwadonitz beschäftigt. Knapp vor Weihnachten durfte er wieder nach Trautenau zurück. Am 27. August ist seine Wohnung ausgestohlen worden. Der tschechische Kaplan hat einige Sachen «gerettet».

25. August. Morgen ist ein tschechisches Fest in der Stadt. Der tschechische Kaplan will die Staatsfahne und die Sowjetfahne auf der Kirche hissen. Ich habe eine erregte Auseinandersetzung mit ihm. Die Sowjetfahne bleibt unten. Einige Tage vorher war in der Stadt ein tschechischer «Sommerkarneval». In der Nacht zog der Pöbel grölhend durch die Strassen und sang alt-tschechische Wallfahrtslieder.

27. August. Dechant Cölestin Baier, Pfarrer von Merkelsdorf, ist, wie wir jetzt erfahren, vor einiger Zeit von tschechischen Soldaten erschossen worden. Angeblich musste er sein Grab selbst schaufeln. Als seine Wirtschafterin und zwei andere Personen, die ebenfalls erschossen wurden, weinten und nicht mitgehen wollten, sagte er: «Kommt nur, wir gehen ja heim!» – Erst später erfahren wir, dass am 24. August abends zwei Patres des Benediktinerklosters Braunau von tschechischen Soldaten ermordet wurden: P. Ansgard OSB und P. Alban OSB. Sie wurden aus der Schönauer Pfarrei in den Wald geführt, erschossen und verscharrt.

31. August. Zeitig in der Früh wird unsere Nachbarschaft ausgesiedelt. Ich verabschiedete mich von den Leuten und gehe zur hl. Mease. Nach dem Gottesdienst kommt die SNB ins Erzdekanalamt und verkündet uns, dass wir alle um 10 Uhr in der AEG gestellt sein sollen. Damit haben wir den Aussiedlungsbefehl. Schnell packen wir unter SNB-Aufsicht unsere schon vorbereiteten Sachen zusammen. Der hochwürdigste Herr Prälat spricht einige Abschiedsworte und erinnert daran, dass er 35 Jahre lang in der Seelsorge in Trautenau gearbeitet hat und nun wie ein Hund aus dem Pfarrhaus gejagt wird. Wir empfehlen uns in einem gemeinsam gesprochenen Gebet dem Schutz Gottes und der Gottesmutter. Weinende Kirchkinder begleiten uns zur AEG. Dort ist die erste flüchtige Leibesvisitation und Gepäckkontrolle; einige Sachen bleiben an den tschechischen Fingern kleben.

Hier werden vom Vf, die Namen der drei Geistlichen und acht ihnen nahestehender Personen angeführt, die von dieser Massnahme betroffen wurden, Im überfüllten Autobus fahren wir auf den Sklavenmarkt nach Ober Altstadt. Spöttische Bemerkungen der Wache empfangen uns. Wieder wird unser Gepäck untersucht, und einzelne SNB-Führer werden etwas reicher. Vor dem eigentlichen Lager ist eine Wiese; dort stehen oder sitzen die Neueingelieferten: tschechische Bauern und Fabrikanten betrachten prüfend das frische Material. Allgemeines Aufsehen erregt es, als der Lagerführer den hochwürdig. Herrn Prälaten wie einen Schulbuben anbrüllt. Ein deutscher Bauer hat eine schwere Mittelohrentzündung. Sein Kind, ein etwa 12jähriges Mädchen, ist bei ihm. Es sind Flüchtlinge aus dem Schönhengstgau. Ein Tscheche will den Mann haben, aber nicht das Kind. Schreiend hängt sich das Kind an den Vater. Der Lagerführer schlägt

wütend beide ins Gesicht. Mit uns Priestern weiss man noch nicht richtig, was man anfangen soll. Nach längerem Hin und Her werden wir einer kleinen tschechischen Firma in Eipel zugesprochen. Der Ort ist 11 km von Trautenau entfernt im ehemaligen Protektorat. Die Firma Josef Těmin übernimmt alle Ausgesiedelten aus der Erzdechantei, dazu noch sechs Personen aus Trautenau. Am späten Nachmittag werden wir auf ein altes Lastauto verladen und nach Eipel geschafft.

Wenn ein Bauer ein Stück Vieh kauft, hat er den Stall dazu vorbereitet. Der Betriebsausschuss der Firma Těmin hat Menschen als Arbeitsklaven übernommen und hatte überhaupt nichts vorbereitet. Wir kamen gegen Abend nach Eipel. Im städtischen Sammellager war kein Platz, also musste die Firma selbst etwas schaffen. Das ging sehr flink. Nicht weit von der Fabrik war ein altes Magazin; ein ziemlich grosser Raum, angefüllt mit alten Farbfässern, verrosteten Maschinenteilen, Bienenstöcken und anderen Sachen. Die Fenster waren zum Teil zerschlagen, die elektrischen Lichtleitungen abmontiert. In einer Ecke war ein Gänsestall für 6 wohlgenährte Gänse eingerichtet. Dieses Magazin wurde nun unser Lager. Der Gänsestall wurde herausgeräumt; zwischen den Fässern und Maschinen versuchten wir, die uns von der Firma zugewiesenen schwach gestopften Strohsäcke auf dem Betonfussboden unterzubringen. Die Frau des nebenan wohnenden Fabriksschlossers duldet es nicht, dass wir aus der Wasserleitung Trinkwasser holten; wir mussten in der Nachbarschaft um Wasser betteln. Wie das Magazin, so war auch das einzige Klosett in einem äusserst verwahrlosten Zustand. Wir nannten das Lager «Villa Rattenheim».

1. September. Es ist Samstag. Wir haben frei. Die Bestimmungen für das Lager sind noch nicht eingetroffen, Lagerwache ist auch keine, so können wir ausgehen. Unser erster Weg führt uns in die Kirche. Wir feiern das hl. Messopfer. Der Pfarrer, ein lieber, älterer Herr, nimmt uns gütig auf, voll Entsetzen über das Schicksal, das der tschechische Bolschewismus uns bereitet hat. Ein Neupriester ist Kaplan im Ort als Nachfolger des berüchtigten Novak. Auch der Kaplan ist voll Güte und priesterlicher Hilfsbereitschaft. – Später müssen beide Priester auf Grund verschärfter Bestimmungen notgedrungen Abstand halten.

3. September. Erster Arbeitstag. Die Firma hat zwei kleine Fabriken, nämlich eine Garnbleicherei mit Färberei und eine Mangel mit Appretur. Die Belegschaft hat eben ihren Urlaub, so sind wir Deutschen fast allein im Betrieb. Wir erhalten verschiedene Hilfsarbeiten: Holz schlichten, Maschinen putzen usw. Später werden wir in bestimmte Abteilungen eingesetzt. Der Herr Prälat wird Hilfsarbeiter in der Mangel, ebenso Kaplan Neumann; ich komme als Hilfsarbeiter in die Garnbleicherei.

10. September. Wir lernen die tschechische Belegschaft kennen. Meist sind es Nichtkatholiken, entweder gehören sie zur tschechischen Nationalkirche oder sind überhaupt konfessionslos. Politisch sind zwei grössere Gruppen: Kommunisten und Nationalsozialisten. – Es gibt später manche interessante Aussprache. Der einfache Arbeiter ist durchaus nicht so gehässig wie der kommunistische Bonze. Viele, besonders ältere Arbeiter, verurteilen das Vorgehen gegen uns Priester. Doch darf niemand dazu laut sei-

ne Meinung sagen. Der Tscheche hat heut nicht viel mehr Meinungsfreiheit wie der Deutsche in der Gestapozeit. Überall sind Spitzel. Die Arbeiter haben auch Anweisungen erhalten, wie sie sich uns Deutschen gegenüber zu verhalten haben.

Wir erhalten nun unser Mittagessen in der Werkküche, die in einem Gasthaus untergebracht ist. Frühstück und Abendessen haben wir im Lager. Das Essen ist verhältnismässig gut und reichlich. Wir haben die Schwerarbeiterzulage. Gegenüber den grossen Lagern haben wir den Vorteil, dass wir die Karten in die Hand bekommen und selbst kochen können. So werden wir nicht betrogen.

12. September. Wir übersiedeln aus der «Villa Rattenheim» in die «Villa Mäuseloch». Gleich neben der Fabrik steht ein altes kleines Haus aus Stein. Ein Wohnraum ist vorhanden mit einem Küchenofen. Die Wände sind sehr dick und durch und durch feucht. In der Wohnküche wird eine grosse Pritsche aufgeschlagen als Nachtlager für die Frauen. Wir Männer schlafen am Dachboden. – Einige Zeit später werden der Ziegenstall und der Pferdestall etwas hergerichtet. Wir räumen den Mist heraus, und an die Stelle der Dielen kommt ein Betonboden. So entsteht aus dem Ziegenstall eine Art Waschküche und aus dem Pferdestall ein Schlafzimmer für die Männer. Im Winter sind wir in dieses Schlafzimmer übersiedelt, da es beheizbar war.

16. September. Ein herrlicher Sonntag. Wir erhalten viele Besuche au» Trautenau. – Schon in der folgenden Woche kamen aber sehr strenge Bestimmungen für alle Internierungslager in Eipel. Wir erhielten einen Lagerführer in der Person des Fabrikpfortners. Es war ein verbissener Kommunist und Deutschenhasser. Besuche durften nur mehr in Gegenwart des Lagerführers bei höchstens 15 Minuten Sprechzeit empfangen werden. In unserem Lager wurden nur 5 Minuten Sprechzeit gewährt. Am Sonntag darf niemand das Lager verlassen.

23. September. Der erste Sonntag ohne hl. Messe, da niemand das Lager verlassen darf. In der Stube haben wir gemeinsam die hl. Messe deutsch gebetet. Zwei Kerzen brannten, ein Kreuz stand am Tisch und Blumen schmückten den armseligen Notaltar. – Bis zum 18. November hatten wir keine Möglichkeit, am Sonntag die hl. Messe zu feiern. Am 18. November konnten wir zum ersten Mal im Lager selbst in einer kleinen neuen Baracke zelebrieren.

28. September. Die Tschechen hatten Feiertag – St. Wenzelsfest. P. Neumann und ich müssen im Fabrikhof ein Lastauto Kleinholz abladen und das Holz aufräumen. Post kommt jetzt sehr wenig. Sie muss durch die Zensur. Auch wir müssen unsere Post durch die Zensur leiten. Alles muss tschechisch geschrieben sein. In einem Brief vom 14. Oktober, den ich durch die Zensur gegeben habe, hatte ich den Satz geschrieben: «Heute früh hatten wir wieder eine schöne Andacht, da wir nicht in die Kirche zur hl. Messe gehen konnten. Es ist das zwar schwer für uns, dass wir nicht einmal am Sonntag die hl. Messe haben, aber der Herrgott weiss, warum er das zugelassen hat.» Dieser Satz missfiel dem obersten Führer der Eipelers Internierungslager, dem ehem. Hilfsarbeiter Josef

Podzimek. Er bemühte sich persönlich in unseren Betrieb und gab mir eine scharfe Zurechtweisung. Ich habe von der Zeit an keinen Brief mehr durch die Zensur gehen lassen; aber geschrieben habe ich noch sehr viel.

Wie ich auf Umwegen erfahren habe, hat der tschechische Kaplan von Trautenau Briefe, die noch an mich nach Trautenau kamen, unterschlagen.

-2. Oktober. Zwei Damen aus Trautenau, Fräulein Annalene Kluge und Fräulein Helene Thamm, wollten uns besuchen. Da sie keine vorschriftsmässige Erlaubnis hatten, wurden sie von unserem Lagerführer bei der Polizei angezeigt. Acht Wochen wurden diese beiden Damen im Gefängnis in Eipel eingesperrt.

23. Oktober. Wir haben Zuwachs ins Lager bekommen. Ein Schlosser aus Eipel – ein Deutscher – darf nicht in seinem eigenen Haus bei seiner schwer kranken tschechischen Frau bleiben, sondern muss während der Nacht ins Lager. Etwa 200 m vom Lager entfernt steht sein Haus.

1. November. Es wird uns mitgeteilt, dass wir von nun an pro Kopf monatlich 200 Kä Lagermiete zu zahlen haben. So kommt die Miete des Hauses auf monatlich über 3'000 Kčs.

4. November. Sonntag. Auf Befehl der Kommunisten wird im ganzen Staat in allen Betrieben «zum Dank für die Verstaatlichung der Grossbetriebe» gearbeitet. Dafür bekommen in unserer Werkküche die Tschechen zum Mittagessen Gänsefleisch.

28. November. Zwangsweise müssen wir Deutschen abends nach der Arbeit ins Kino, wo uns ein russischer Propagandafilm über einen Prozess gegen deutsche Soldaten vorgeführt wird. Der Film macht als gar zu deutliches tendenziöses Machwerk überhaupt keinen Eindruck. Wir freuen uns nur, dass wir auch die anderen in Eipel internierten Deutschen – es sind einige Hundert – wieder einmal sehen können.

23. Dezember. Sonntag vor Weihnachten. Wir haben früh in der kleinen Baracke die hl. Messe gefeiert. Eben sind wir fertig, da kommt der Befehl: «Alle Männer und jungen Frauen nach Schwadonitz zum Bahnhof; es muss ein Schotterzug ausgeladen werden.» Herr Prälat darf daheimbleiben, P. Neumann und ich müssen mit. Den ganzen Tag schinden wir uns auf der Strecke. Wir tragen das Collare¹, jeder kann sehen, dass deutsche Priester am Sonntag vor Weihnachten zum Schotterschaufeln eingesetzt werden. Es hat böses Blut sogar unter den tschechischen Katholiken gemacht. Wir bekamen kein Mittagessen, nur nachmittags um ½ 3 Uhr eine fast leere Suppe.

25. Dezember. Wir durften in die Kirche gehen und haben dort unsere hl. Messe gefeiert. Eine grosse Krippe steht in der Kirche. Über der Krippe ist eine Stadt aufgebaut mit einer Burg, und vor der Burg wehen – die Fahnen der Alliierten, auch die Sowjetfahne. Das haben wir als die tiefste Erniedrigung empfunden, die je einer Krippe zugefügt wurde. Die Fahne Sowjetrusslands auf der Krippe des Heilands in einer katholischen Pfarrkirche. So tief ist der tschechische Nationalismus gesunken.

¹ vorn geschlossener, steifer Halskragen der Priester.

26. Dezember. Wir erfahren, dass in Trautenau deutsche Menschen auf dem Weg zum Weihnachtsgottesdienst von SNB-Männern geschlagen wurden.

4. Jänner 1946. Kaplan Neumann wird aus dem Lager entlassen und kommt als Administrator nach Kleinaupa.

5. Feber. Unser Lager wird aufgelöst. Zwei Tage zuvor hatten wir es erfahren. Um 8 Uhr kommt unverhofft die Polizei und führt eine gründliche Revision unseres Gepäcks durch. Der Abschied von den Arbeitern war herzlich.

Im Folgenden schildert der Vf. den Aufenthalt im Ausweisungslager Jungbuch, Kreis Trautenau, und den Transport nach Deutschland¹-

Nr. 51

**Erlebnisbericht des Lagerverwalters Franz Lammel aus Wüstung,
Kreis Friedland (Isergebirge).**

Original, Januar 1956, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorgänge und Ereignisse in Wüstung vom Einmarsch der Roten Armee bis zur Ausweisung im Mai 1946.

Der Vf. schildert einleitend kurz seinen vergeblichen Fluchtversuch vor der heranrückenden Roten Armee und einige Vorfälle nach der Besetzung seines Heimatortes durch russische und polnische Truppen.

Wenige Tage später, als sich die polnischen Einheiten in unserm Gebiet aufmachten, sich in das ehemalige sächsische Gebiet zu begeben, zogen tschechische Partisaneneinheiten in unsere Dörfer ein. Diese waren grösstenteils unter Führung von ehemaligen tschechischen Grenzlern und Polizisten, es war aber auch keine Seltenheit, dass sich Elemente unter sie gesellten, die früher bei der deutschen Wehrmacht gedient hatten und die jetzt irgendeine tschechische Abstammung nachweisen konnten. Eine solche Einheit zog auch in die Wüstunger Fabrik ein, grösstenteils in den gelblichen Uniformen des ehemaligen deutschen Afrikakorps. Ich war in der Wüstunger Zigarettenfabrik als Lagerverwalter beschäftigt, die unter tschechischer Führung kurz nach der Plünderung begann, mit den Restbeständen weiter zu arbeiten. In das ehemalige Materiallager trat ein uniformierter «Tscheche», der mich in ziemlich gutem Deutsch ausfrag, ob ich Reichsdeutscher wäre und vielerlei wissen wollte. Als er aber sogar Brocken unseres Heimatdialektes sprach, stellte ich die Gegenfrage, ob er Tscheche sei. Er sagte ziemlich langgezogen: «Halbtscheche». Wie ich später herausbekam, war es G. N., der aus Friedland-Hag stammte und in Dörfel verheiratet war. Er wurde mit meinem Aussiedlungstransport später als Deutscher ausgesiedelt.

¹ abgedruckt unter Nr. 102.

Das erste, was die tschechische Partisaneneinheit abrud und ins Lager stellte, war ein Fass Powidl¹. Eifler Otto meinte spasshaft zu mir: «De Powidlbiehm sein wieder dou.»

Als die Polen abzogen, hinterliessen sie auf Stellen vielerlei Spuren, traurige Spuren. Weinende Frauen zogen umher und suchten aus den zurückgelassenen Resten noch etwas für sich zu retten. Hart getroffen hatte es den Kretschambesitzer Edmund Hanisch. Ein polnischer Fremdarbeiter, der jahrelang hier gearbeitet hatte, hatte mit seinen Landsleuten im Kretscham² «gewirtschaftet». Der gesamte Viehbestand war dahin bis auf eine kranke Kalbe, sämtliche Betten und Kleidungsstücke entwendet, zerrissen. Die ganze Einrichtung des Gasthauses und der Landwirtschaft war halb zerstört, mutwillig beschädigt. Hanisch Edmund selber hielt sich die ganze Zeit verborgen, und als ich ihm nach Abzug der Polen vor seinen paar Habseligkeiten und den Trümmern stehen sah, war er ein gebrochener Mann.

Sämtliche Zugtiere, besonders Pferde, wurden den Bauern entwendet. Allein der Landwirt Josi Herbig hatte seine Pferde noch, die er geschickt im Hellgraben versteckt hatte.

Bald bildete sich wie in andern Dörfern auch in Wustung ein «antifaschistischer Ausschuss», um die Ordnung in die Hand zu nehmen. Anfangs war es nicht schlecht gedacht, denn der russische Kommandant war ein ziemlich rücksichtsvoller Mann. Doch als die Russen die Befehlsgewalt den Tschechen übergaben und sich in das kunstvoll erbaute Holzbarackendorf im Wustunger Tiergarten in der Nähe des Arnsdorfer Jägerhauses zurückzogen, war dieser Antifa-Ausschuss nur befehlausführender Teil des Národní Výbor. Unter tschechischer Leitung wurde jeder Deutsche auf die Gemeinde geladen und nach allen Regeln der Kunst ausgefragt. Das Tragen der weissen Armbinde wurde eingeführt, ferner das Ausgehverbot in Dunkelheit und dergleichen mehr.

Jetzt verlangten auch die damaligen Verwalter der Wustunger Zigarettenfabrik die gestohlenen Tabakbestände und Zigaretten von der Bevölkerung. Jetzt war auch die Zeit der Denunzierungen gekommen, Hausdurchsuchung folgte auf Hausdurchsuchung, und auch ich hatte sehr darunter zu leiden, weil ich samt der Mutter in der Zigarettenfabrik beschäftigt war. Als erstes wurden sämtliche Reichsdeutschen, die in der Gemeinde wohnten, mit dem, was sie gerade tragen konnten, über die nahe Grenze gejagt.

Am 15. Juni, eine Stunde vor Mitternacht, wurden die ersten Gemeindeangehörigen aus dem Bette geholt und mussten um Mitternacht beim Spritzenhäusel sein. Man sprach, es wären die sogenannten Parteifunktionäre gewesen, aber auch das traf nur zum Teil zu. Was zum Beispiel die Frau Marta Gärtner aus dem Gemeindehäusel oder die Familie Wilhelm Hirschmann (Neumkoarl Milla mit Mann) oder der Wirtschaftspächter Anton Weise grossartig mit Parteifunktionen zu tun hatte, kann ja doch keiner beantworten. Frau Elisabeth Charamsa mit ihren vier kleinen Kindern tat mir am meisten leid. Das kleinste Kind, Helga, starb kurz nach der Aussiedlung ...

¹ Pflaumenmus.

² Schenke.

Es waren etwa 20 Dorfangehörige, darunter auch mein jetziger Schwiegervater Josef Wöhl und Ernst Halama, der mit im Haushalte der Mutter lebte. Sie wurden in die Weigsdorfer Jute getrieben, am nächsten Tag in Waggons gepfercht, nachdem man ihnen noch die schönsten Sachen abgenommen hatte. Dann schob man sie per Bahn über die Grenze in das nun von Polen besetzte Gebiet und jagte sie zwischen den Dörfern «Roamrtz» und «Nickrsch» aus den Wagen in die Hände der lauerten Polen, die den Flüchtlingen noch ihre wenige Habe erleichterten.

So bitter es klingen mag im Augenblick, aber als man von den furchtbaren Misshandlungen in andern Dörfern hörte und auch einige Tschechen vom Kreise von dem örtlichen Národní Výbor die Auslieferung der «Nazi» verlangten, so konnten doch diese darauf hinweisen, dass man diese schon über die Grenze geschoben hatte, und so blieb den armen Menschen doch noch die größte Misshandlung erspart. Sollte dieser Gedanke wirklich von Richard Altmann stammen, so sage ich ihm heute dafür noch Dank. Richard Altmann musste selber noch, weil er sich für verschiedene Deutsche einsetzte, trotzdem er überzeugter Kommunist war, über die Grenze fliehen, sonst hätten ihn die Tschechen misshandelt.

Am 15. Juli, es war ein Sonntag, wurde die Hälfte der Einwohner unseres Dorfes sowie der umliegenden Ortschaften «ausgesiedelt». Binnen zwei Stunden mussten die betroffenen Familien und Einwohner auf den Bahnhof Weigsdorf gestellt sein. Tschechische Flintenweiber und Gendarmen durchsuchten das wenige Gepäck der Betroffenen, zogen die Menschen bis auf die Haut aus und nahmen alles, was ihnen irgendwie in die Augen stach. Besonders Lebensmittel und Kleidungsstücke, Bettzeug und Schmuck wurden auf einen Haufen geworfen und mit einem Pferdefuhrwerk weggefahren. Meine spätere Ehefrau Helga, welche bei dieser Flüchtlingsgruppe dabei war, erzählte mir unter anderm: Unser kleiner Leiterwagen, mit denen wir uns unsere wenigen Habseligkeiten auf den Bahnhof gefahren hatten, wurde uns vor den Augen zerschlagen, mit dem höhnischen Satze: «Für euch deutsche Schweine ist es so gut.» Besonders taten sich dabei die tschechischen Grenzier oder Polizisten Muschikempa und Selinka hervor. Die gut 800 umfassende Gruppe der auszusiedelnden Menschen wurde dann in bereitstehende Last- und Personenwagen gepfercht. Stundenlang standen die Leute in der prallen Julisommerhitze, bis sich endlich am späten Nachmittag der Transport in Bewegung in Richtung Grenze setzte. Ebenfalls schon auf ehemaligem reichsdeutschem Gebiet wurden die Flüchtlinge aus den Wagen gejagt, dort von polnischen Soldaten und Zivilisten empfangen, die das Plündern fortsetzten und die wenige Habe noch den armen Menschen erleichterten. Erwähnt sollte dennoch werden, dass polnische Frauen in grossen Kesseln Eintopf an die Flüchtlinge gaben, wo besonders viel Fleisch darin war.

Es war nun diese Zeit angebrochen, als die tschechischen «Häuslkeefen» täglich ankamen und sich die schönsten Häuser und Höfe der Dörfer aussuchten und dann hineinzogen. Es kam sehr oft vor, dass diese Tschechen vielfach umsiedelten und die zurück-

gelassenen deutschen Möbel und Kleidungsstücke zusammenstahlen und immer wieder das Schönste für sich verwendeten. Sie übertrafen sich im Bestehlen, unsere «böhmischen Brüder», und es gab sehr wenige, die vernünftig handelten und dachten.

Der Landwirt Ernst Pradel aus Wustung Nr. 10 wurde, als er der ersten Aufforderung nicht Folge leistete, von tschechischen Soldaten aus seinem Hofe buchstäblich mit Frau und Tochter herausgeprügelt. Als ich ihn kurz später in seiner Notunterkunft besuchte, sass er auf einem Stuhl und starrte unentwegt vor sich hin. Er starb wenige Jahre nach der Aussiedlung in Sachsen.

Die Maschinen der Wustunger Zigarettenfabrik mussten von den zurückgebliebenen deutschen Männern abmontiert und verladen werden. Sie kamen ins Tschechische. Ein Teil der Wäsche und Kleidung der bereits ausgesiedelten Deutschen wurde in den Räumen des Gasthauses Gublass in Wustung Nr. 4 zusammengestellt und dann in Richtung Friedland gefahren.

Ich war einer der ersten, der in der Wustunger Fabrik entlassen wurde. Aushilfsweise arbeitete ich bei einem sehr guten Bekannten in Priedlanz auf dessen Landwirtschaft mit. Eines Tages wurde ich vom Felde nach Hause geholt durch eine Verwandte. In meiner Abwesenheit waren zwei Tschechen per Auto in unserm Hause gewesen, hatten nach mir gefragt und das ganze Haus systematisch durchsucht. Als sie versteckt noch einige Zigaretten gefunden hatten, hatten sie den Stiel des Hausbesens zerbrochen und damit meine anwesende Mutter geschlagen, dass sie am ganzen Körper blaue Flecke hatte. Was nützte uns eine Anzeige, denn wir Deutschen waren rechtlos. Seit dieser Zeit schlief meine Mutter stets mit bei den Bekannten, wo ich arbeitete. Als diese Familie Bühdel am 15. 7. mit ausgesiedelt wurde, half ich in Wustung mit meiner Mutter bei der Einbringung der Ernte, denn die deutschen Bauern waren zum grössten Teil bereits ausgesiedelt. Im Frühherbst wurde ich dann ins Gebirge als Holzfäller verpflichtet, konnte es doch auf Grund meines Gesundheitszustandes erreichen, dass ich im Wustunger Revier arbeiten durfte.

Anfang August wurde wieder eine scharfe Hausdurchsuchung bei mir vorgenommen. Dabei fand man meinen alten HJ-Gürtel, ein Buch von der früheren Wustunger Jugend und eine Landkarte, welche die ehemalige Sprachgrenze der Deutschen in Böhmen stark herausstellte. Das genügte, um mich am selben Tage mit auf die Polizeistation in Priedlanz zu nehmen und dort drei Stunden lang nach Strich und Faden nach allem Möglichen auszufragen. Dabei ging es auch ohne Misshandlungen nicht ab. Dann liess man mich Gottseidank gehen, aber ich musste nächsten Tag aus meinem Hause, welches ein Neubau war und zog nun mit meiner Mutter in das strohgedeckte Haus Nr. 7. Der Tscheche, welcher in mein Haus zog, war ein sehr vernünftiger Mann. Er hiess Franz Morawek, aus der Nähe von Pardubitz. Er liess mich sämtliche Kleidung und Wäsche mitnehmen, lediglich die Betten musste ich im Hause lassen, bekam aber dafür andere von dem Národní Výbor. Es war schon einige Monate später. Ich lief etwas traumverloren durch das immer fremder werdende Heimatdorf und ging ganz in Gedanken in mein ehemaliges Haus Nr. 83 hinein. Er empfing mich sehr freundlich, bewirtete mich sogar

und versprach mir damals, dass er auf die Sachen und den Besitz schauen würde. Doch heute ist auch Morawek nicht mehr im Hause.

Im Spätherbst bekam ich einen selbständigen Abschnitt zum Durchkämmen im Walde zugeteilt, nahm mir noch zwei junge Burschen aus dem Dorfe in den Wald zum Holzfällen mit. Kurze Zeit später wurde aber mein Arbeitskollege Josi Prade verhaftet. Man hatte herausgeschnüffelt, dass er 1938 angeblich beim Freikorps war¹. Es erfolgte abermals eine Hausdurchsuchung mit einer ziemlichen Vernehmung. – Ein Glück, dass ich 1938 erst 15 Jahre alt war. – Josi Prade konnte aber im nächsten Jahre aus der Haft entfliehen.

Durch eine dumme Rederei wurden eines Morgens einige ganz junge Burschen und Mädchen verhaftet, die angeblich die Werwolf-Ausbildung hinter sich hatten, darunter Rudi Hoffmann, Rudi Bergmann aus Nr. 13 und noch einige. Nach tage- und wochenlangen, groben Misshandlungen im Gerichtsgefängnis in Friedland stellte sich die Unschuld der Halbwüchsigen heraus.

Unterdessen hatten sich ja die Bestimmungen über die Behandlung der Deutschen etwas gelockert. Wir bekamen die Schwerarbeiterkarte mit Fleischmarken, denn Deutsche hatten bis dahin kein Fleisch auf ihren Karten, auf unsere Armbinde bekamen wir ein schwarzes P, was Arbeiter bedeutete, die Ausgehzeit für Deutsche wurde verlängert.

Zwei bereits ausgesiedelte Freunde waren eines Nachts bei mir. Früh um etwa 2 Uhr machten sie sich auf, um noch vor Hellwerden über der Neisse zu sein. Zwei Stunden später pochten Tschechen an die Tür, ich musste aufmachen, und es folgte wieder eine Hausdurchsuchung, wobei sämtliche Dielenbretter aufgerissen wurden. Was wäre passiert, wenn sie zwei Stunden früher kamen?

Einmal empfing man mich schon, als ich aus dem Walde kam. Wieder standen zwei Wagen da. Es ging diesmal glimpflicher ab, als ich annahm. Aber acht Hausdurchsuchungen musste ich über mich ergehen lassen.

Einmal flüsterte mir der Leiter des Antifa-Ausschusses zu, dass gegen mich etwas im Gange sei, und ich sollte über die Grenze fliehen. Ich liess mich wirklich einschüchtern, ging nachts über die Grenze bei Weigsdorf und auf die Neisse zu. Doch ich irrte stundenlang herum, und beim dämmernden Morgen stand ich vor einem tschechischen Grenzstein in der Nähe des Ortes, wo ich über die Grenze ging. So war ich stundenlang im Kreise herumgelaufen. Als ich am nächsten Abend wieder nach Wustung zurückging, hatte sich nicht das geringste ereignet.

Anfang Mai, als wir in den Kunnersdorfer Tschauwäldern Holz schlagen waren, holte uns ein Bote aus dem Dorfe ab. Die Aussiedlungstransporte hatten begonnen, und ich hatte das Glück, beim ersten zu sein, der in die amerikanische Zone ging. Meine Mutter erwartete mich schon, und am nächsten Morgen wurden wir beim Jägerhaus auf Fuhrwerke verladen und in das Aussiedlungslager nach Friedland gebracht. 60 Kilo

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 75 f.

mussten wir pro Person haben, darunter auch die Betten. Die Sachen wurden noch von Tschechen gründlich in Augenschein genommen, und es ging noch viel verloren. Es war auch manchmal sonderbar: Ich habe fast sämtliche Sachen durchgebracht, die ich hatte, durfte mir sämtliche Papiere behalten, darunter auch meine Besitznachweise, während meine Mutter neben mir fast die Hälfte der Sachen hergeben musste, sämtliche Papiere verlor, darunter auch die Sparkassenbücher. Von jedem Bettüberzug wurde einer genommen. Nach fast achttägigem Lageraufenthalt wurden wir in die Transport-Wagen verladen. 30 Leute in einen Viehwaggon. Mit diesem Gepäck von je 60 kg. Am 14. Mai 1946 ging der Transport von Friedland weg. Zum letzten Male sah ich im Morgengrauen das Wallensteinschloss leuchten, bis es entschwand. Heimatlos, doch glücklich, wieder ein freier Mensch zu sein, passierten wir einen Tag später die deutsche Grenze bei Furth im Wald. Mit noch 60 aus meinem Heimatdort wurde ich damals in einem Transport von etwa 1'000 Menschen unseres Heimatkreises ausgesiedelt.

Es folgen noch Angaben über das Schicksal einzelner Personen, über einige Gewalttaten und die Ermordung mehrerer Landsleute des Vfs. durch tschechische Soldaten.

Nr. 52

Bericht des Professors Dr. Emil Hanke aus Tetschen.

Original, 27. Januar 1955, 3 Seiten, mschr.

Lebensverhältnisse in Tetschen unter sowjetischer Besatzung und tschechischer Verwaltung, Austreibung der deutschen Bevölkerung Ende Juni 1945; Erlebnisse des Vfs. in Gefängnissen und Konzentrationslagern bis zu seiner Ausweisung Ende 1946.

Wegen eines Herzleidens war ich vom 1. bis 12. Mai im Tetschner Krankenhaus. Am 7. Mai 1945 hörte man aus Richtung Schneeberg starken Geschützdonner. Am 8. Mai, kurz nach Mittag, erlebte Tetschen den ersten verlustreichen Fliegerangriff, der sich abends wiederholte. Schreckliche Szenen spielten sich da im Keller des Krankenhauses ab, da die vielen Verwundeten alle ins Krankenhaus gebracht wurden. In Tetschen und Bodenbach brannte es an vielen Orten. Am 9. Mai erfolgten früh noch Sprengungen in der Bensner Gasse. Nun sah man, erst zaghaft, dann allgemein die Häuser weiss beflaggt. Tetschen war mit schlesischen Flüchtlingen vollgepfropft. Auch in unserer Wohnung in der Lausitzer Strasse waren bis 20 Flüchtlinge untergebracht.

Am 8. Mai erschien in Tetschen vorerst eine polnische Brigade, die in den Häusern hauste und plünderte. Uns gegenüber in Behmels Garten war das Plünderungsgut an Kleidern, Wäsche, Radios, Betten, Schreibmaschinen hoch aufgetürmt. Am 10.5. kam

die russische Soldateska. Diese setzte die Plünderungen fort, die Wohnungen, in denen sie hauste, waren hernach verwüstet und beschmutzt, es war ein Grausen, dies zu sehen. Die Russen suchten vor allem Schnaps und Weiber, letztere waren ihr Freiwild. In der Nacht hörte man die Hilferufe der Mädchen und Frauen, die vergewaltigt wurden. Es getraute sich niemand auf die Strasse, doch die Frauen suchten über Nacht sichere Verstecke. Magazine und Elbkähne wurden geplündert, auch die Bevölkerung versorgte sich mit Fett, Schokolade, Suppenwürfeln, Tabak usw. Zivilisten, die man auf der Strasse sah, wurden zu Arbeiten kommandiert, ohne dass die Familie von ihren Arbeitsplätzen Kenntnis hatte. Der Nachbar unseres Grundstückes, Schlossermeister Gahlert, wurde von den Russen erschossen. In unserer Wohnung übernachteten Frauen und Mädchen, um sich vor den Russen zu schützen, denn in unserer Schule befand sich ebenerdig ein Reserve-Lazarett. Unsere Lehrerinnen im anderen Gebäude flüchteten auf den Schulboden. Dort stand ein Pferdeskelett. Vor diesem hatten sich die Russen, die den Boden mit einer Taschenlampe ableuchteten, offenbar gefürchtet, und die Lehrerinnen waren gerettet. In einem Haus nahe von dem unsrigen hatten die Russen zwei 15jährige Mädchen vergewaltigt. Besonderes Interesse hatten die Russen auch für Uhren, und deshalb machten sie ständig Kleidervisite auf der Strasse.

Am 19.5. kam das sehnlichst erwünschte tschechische Militär. Nun wird Ordnung werden, so hofften wir alle. Aber welche Enttäuschung, sie brachten erst die Hölle. Oft mussten selbst die Russen gegen die Tschechen um Hilfe gebeten werden, die sie oft erfüllten, insofern es sich nicht um Jagd auf Frauen handelte. Nun gab's Plünderungen, die Tschechen nannten es Kommissionen, die angeblich nach Waffen suchten. Am 22. Mai mussten alle Schiess- und Stichwaffen abgeliefert werden. Auch ich trug meine Jagdgewehre aufs Polizeiamt. Der Besitz von Waffen wurde mit Erschiessen bedroht. Am 4. Juni mussten die Radio-Apparate abgeliefert werden. Jetzt waren wir von der Welt abgeschlossen und nur auf Gerüchte angewiesen.

Nun begannen auch die Verhaftungen. Der Národní Výbor amtierte, eine prihlaska¹ folgte der anderen. Schon ahnten wir, was mit uns geschehen würde. Doch die Latrinengerüchte nährten noch immer bald Hoffnung, bald Verzweiflung. Es hiess, dass die Amis bis zur Elbe besetzen. Das war freilich ein trügerischer Trost. In meinem Hause in der Jahnstrasse hatten sich zwei tschechische Partisanen einquartiert, ihre Frauen kamen nach zum Plündern. Am 18. 6. wurde die Nachbarin, Frau Richter, aus ihrem Hause gewiesen, ein Los, das nun allen bevorstand. Am 19. 6. hatte ich die erste Hausdurchsuchung in meinem Hause. «Hinauf, Du deutsches Schwein», «deutsche Hure», und ähnliche Ausdrücke gab's jetzt zu hören. Nun wussten wir Bescheid. Die Tschechen kamen ohne alles, schwer bepackt zogen sie mit Koffern und Taschen durch die Strassen. Die Häuser durften nicht verschlossen werden, und so gab es ein Beutemachen nach Herzenslust für unsere Befreier.

Am 21. Juni begannen in Tetschen strassenweise die Vertreibungen. Am 23.6. sass auch meine 76jährige Schwiegermutter, die in meinem Hause wohnte, auf der Strasse mit Richtung zum Schützenhaus. Auf Umwegen brachte ich sie in unsere Wohnung in

¹ Anmeldung; der Vf. meint wohl vyhlaska = Kundmachung.

der Lausitzer Strasse und von da abends nach Bünauburg zur Schwägerin in der Nadel-fabrik, dort beschützten gefangene Franzosen die Familie in der ersten Zeit nach dem 8. Mai. Am 25. Juni folgte die Ausweisung der Dr. Hibschr-Strasse, am 26. Juni war wieder Altstadt daran. Im Schützenhausgarten war Gepäckrevision, man belies den Armen fast nichts. Was schön oder wertvoll schien, musste dableiben. Die Ausgeplünderten wurden auf die Strasse nach Hermskretschken getrieben und dort nochmals ausgeplündert. Das war ein trauriger Zug, zum Weinen. Wie Verbrecher wurden sie, «die deutschen Schweine», aus der Heimat verjagt. In Sachsen staute sich die Menschenflut. Am 28. Juni begannen die Antifaschisten mit ihrer Aktion. Es gab wenig Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, manche Radikale zeigten Rachgefühle und Schadenfreude. Die Ver-treibungen gingen schonungslos weiter. Die wenigen Deutschen, die einen roten Schein hatten und als unentbehrlich noch bleiben konnten¹, wurden aus dem Haus getrieben oder bei Tag und Nacht von Wohnungskommissionen heimgesucht. Viele Familien gin-gen freiwillig und warteten die Evakuierung gar nicht mehr ab.

Trotzdem ich in der Centra-Fabrik beschäftigt war, musste ich jeden Tag mit der Evakuierung rechnen. Seit 16.7. war ich mit meiner Familie reisefertig. Am 22.7. wurde Dr. Kohousek, der sich parterre eingenistet hatte, Správce meines Hauses, am 25.7. wurde mir das Betreten des Gartens verboten. Die Tschechen pflückten Weichsein², Johannisbeeren, und ernteten im Garten. Wir mussten das durch das Fenster alles ansehen. Die Strassen waren ständig mit Vertriebenen besetzt. Am 25.7. kamen Tichlowitzer auf der Strasse gezogen. Alle Deutsche müssen hinaus, das war uns bekannt.

Wir hatten Sperrstunden, mussten weisse Binde tragen, durften den Gehsteig nicht benützen. Auf den deutschen Lebensmittelkarten war nur ein Viertel soviel zu haben wie auf den tschechischen, die Einkaufszeiten waren für Deutsche auf 3-5 Uhr festge-setzt, aber auch dann mussten die Tschechen bevorzugt bedient werden. Sonntag war für die Deutschen Ausgangssperre, da schafften die Tschechen gern ihre Plünderware ins Tschechische.

Am 21. August war meine Hausverweisung und Verhaftung. Schon vormittags hatte mich ein gewisser Ingenieur Fort in der Centra ausgehört. Ich kam gegen ½ 3 Uhr nach Hause und wollte gerade essen. Da kam eine Wohnungskommission, die meine rote Karte, nach der ich vorläufig in der Wohnung verbleiben durfte, für ungültig erklärte und mich mit Familie aus dem Haus verwies. Nur das Wichtigste durften wir zusammen-rafen, es gab keine Zeit zum Einpacken.

Als ich noch verhandelte, kamen zwei Gendarmen, die mich angeblich zu einem kurzen Verhör holten. Ich fuhr mit ihnen ohne Hut und Mantel zur Centra, dort hatte man meinen Sohn zurückbehalten, damit er mich ja nicht informieren konnte, hernach auf das Gendarmerie-Kommando nach Politz. Gegen 6 Uhr abends war ich schon mit Gesicht zur Wand auf dem Korridor des Tetschner Gefängnisses. Meine Familie (Frau,

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, S. 103.

² Kirschenart.

Sohn, Tochter mit dem 3 Monate alten Kind und Schwiegermutter) lag auf der Strasse. Die erste Nacht verbrachten sie in einem Gasthaus «Zur Hölle», wo sich noch Herr Arlt befand, in der Gaststube. Mich brachte ein Partisan, «Balbo» genannt, in Bewegung. Er jagte mich über den Gefängnishof, und mit einem Fusstritt flog ich die Stiegen im Hofgebäude hinauf. Mit Hände hoch und Gesicht zur Wand stand ich auf der Stiege, die schon übervölkert war. Unerwartet flog ich mit der Nase an die Wand, dass sie blutete. Die ganze Wand war schon mit Blut beschmiert. Zwei Schläger, darunter der Balbo, bearbeiteten mich. Ich wurde niedergeschlagen und bekam Fusstritte. Gesicht und Augen waren geschwollen und blutunterlaufen, als ich mich wiederfand.

Die erste Nacht musste ich auf den Stiegen stehen mit Gesicht zur Wand. Die folgende Woche lag ich ohne Decke, Mantel und Brett auf der kalten Kellerstiege. Der Chlorkalk aus den Latrinenkübeln verursachte eine tränende Augenentzündung. Nach 8 Tagen kam ich in eine Zelle mit ca. 19 m², in der wir 28 Mann auf dem blanken Boden lagen, der von Flöhen wimmelte. Die tägliche Verpflegung bestand aus 135 g Brot und Kartoffelsuppen oft mit den Kartoffelschalen. Nach 8 Tagen hatte ich bereits geschwollene Beine (Ödeme). Meine Familie wusste die ersten Tage meinen Aufenthaltsort nicht.

Das Gefängnis war überfüllt. Es hatte normalerweise Platz für ca. 40 Häftlinge, nun waren mehr als 600 Personen hineingepfercht. Eine Entlastung erfolgte nur durch Abtransporte ins KZ Rabstein bei B. Kamnitz. Viele Landsleute waren vor Hunger wieder über die Grenze zurückgekommen, sie wurden geschnappt und kamen auch ins Gefängnis, hernach in Lager oder als Arbeitssklaven ins Innere von Böhmen, wobei meist die Familien zerrissen wurden. Immer kamen neue Verhaftete zu uns, darunter Otto Pohl aus Bensen und Rudolf Grunert aus Ober-Wellhotten¹. Die Schläger hatten beide besonders zugerichtet.

Früh wurden im kleinen Gefängnishof die Arbeitspartien zusammengestellt. Nach 10 Tagen durfte auch ich mit auf Arbeit gehen. Nun bekam ich auch Verbindung mit meiner Familie, die in der Fleischgasse eine Notwohnung gefunden hatte. Ich kam zum Abräumen der Panzersperren bei der Nordbahnbrücke, zum Barackenbau am Quaderberg und in Altstadt, zum Ausräumen der Lehrkanzeln an der Hochschule in Liebwerd, zum Distelstechen in Liebwerd und unter Führung unseres Dr. Kreibich (Bensen) zum Sortieren der geplünderten Textilien bei Pekarek und Müller. Am 29. September brachte mich ein Gendarm nach Friedland. Er war sehr human, denn er gab mir zu rauchen und kaufte mir am Bahnhof in Böhm. Leipa ein Mittagessen. Er versprach mir, meine Familie zu verständigen, dass ich mich in Friedland befinde. Er hielt auch Wort! Bei meiner Einlieferung ins Friedländer Gefängnis, wo bereits 19 Kameraden erschlagen wurden, bekam ich aber keinen Schlag. Auch das verdankte ich meinem humanen tschechischen Gendarmen. Etliche Wochen lag ich mit vielen Friedländern im Keller auf muffigem Stroh. Später kam ich in eine trockene Zelle auf einen Strohsack, eine wirkliche Flohki-

¹ Welhotta, Kr. Leitmeritz.

te. In unserer Kaserne herrschte eine grosse Kameradschaft, besonders denke ich an unsere Ärzte Dr. Markowac und Dr. Hoffmann (Rückersdorf). Die ersten 14 Tage in Friedland hatte ich drei Verhöre zu überstehen. Es ging aber bei mir ohne Schläge ab.

Am 13. Oktober kam ich mit Furunkulose ins Krankenhaus – Gefangenenabteilung –, wo ich 14 Tage verblieb. Gegen die Verpflegung im Gefängnis war das Essen sehr gut, nur zu wenig. Ein Kamerad hatte einen zerschlagenen Fuss, der andere eine abgeschlagene Gesässhälfte. Der fauligsüssliche Geruch zwang uns, tags und nachts zu lüften. Die beiden Kameraden waren aus Arnsdorf und hiessen Tschiedel und Lammel (?). Am 29.10. kam ich zurück ins Gefängnis und am 5.11. in das KZ Reichenau bei Gablonz. Ich bekam einen Zebra-Anzug. Mit Ingenieur Walter Riedel baute ich Wege. Wir lagen in Baracken mit drei Stockwerken, die Verpflegung war ganz ungenügend. Der Velitel Vosträk machte uns das Leben schwer. Unsere Kartoffeln bekamen die vielen Schweine, die er füttern liess. Den Schweinen stahl ich gelegentlich die heissen Kartoffeln, wenn sie auch in der Hosentasche brannten. Der Velitel nannte uns nur die Himmelhunde. Einmal liess er uns fast 3 Stunden im Regen auf dem kotigen Platz zwischen den Baracken marschieren. Er war ein Sadist. Er liess uns nationalsozialistische Lieder und tschechische Spottlieder auf uns selbst singen. Am 17.11. kam ich wieder zurück ins Friedländer Gefängnis, wo ich bis zum 20.12. verblieb. Am 17.11. hatte ich ein kurzes Verhör, am 28. und 29. aber schwere Verhöre mit viel Prügel mit Fäusten und Händen von dem Gendarmen Cimerman und einem mir aus der Zeit vor 1938 bekannten Gendarmen. Gegen 4 Wochen hatte ich heftige Schmerzen in der Brust, die durch innere Blutergüsse verursacht wurden. Gefängnisleiter war ein Herr Diouhy, der zu meiner Zeit schon etwas gemässigter war. Ich arbeitete nur leicht, denn ich bekam öfters starke Herzanfalle. Vor allem war ich beim Strassenkommando, einige Tage auch in der Infektionsabteilung im Krankenhaus. Eine tschechische Krankenschwester überliess mir ihr gutes Mittagessen, und ich vermittelte ihr die Übersetzung ihrer Liebesbriefe ins Französische. Am 20.12. kam ich wieder nach Reichenau in das Internierungslager, wie es nun hiess. Am 22.12. kam ich mit einem Transport ins Arbeitslager bei der Fa. Schovanek nach Albrechtsdorf bei Tannwald. Velitel M. war ein sehr vornehmer Mensch, was von unserem deutschen Lagerleiter nicht gesagt werden konnte. Ich fing als Clo-Aufsicht an, wurde Kartoffelschäler, später sogar Kommandant der Verwaltungsbaracke. Von Anfang Mai 1946 bis 9. Oktober war ich wieder im Internierten-Lager Friedland, von wo ich nach Mecklenburg ausgesiedelt wurde. Mein heutiges Leiden, eine beiderseitige Lähmung der Beine durch ein Hämangiom am Rückenmark, führe ich auf die Misshandlungen im Jahre 1945 zurück.

Bericht eines ehemaligen Funktionärs der tschechischen Verwaltungskommission in Aussig.

Abdruck aus: Londýnské Listy (London Letters, Fortnightly Review), hrsg. von Joseph Belina¹, Jahrgang II, Nummer 14 (London, 15. Juli 1948), S. 143 f.

Die Austreibungsaktion im Bezirk von Aussig Mitte Juni 1945; das Massaker an der deutschen Bevölkerung von Aussig am 31. Juli 1945.

Jak se to provádělo'

Právě nam zasílâ ocitý svědek vylicění události z Ústi n. L., jez každého slusného clověka musf naplnit hlubokým studem. Pise:

«Lidice byly fanálem k vyburvování celého civilisovaného světa proti nejukrutnější tyranii a zvrhlosti totalitního režimu. Pravda a lidskost stály tehdy ve světě na nasi straně. Meli jsme právo a povinnost po skončení války se se zlocinci proti lidskosti vypořádat. Ovsem toto vypořádání bylo v Pohranici zastměno větší nelidskostí nez v sobě chovali nacisticti zlocinci. Tak příkladně byly prováděny první evakuace, vlastně vybicování dne 11. cervna 1945. MNV byly povinny vypsat osoby německé narodnosti, prislusniky strany nacistů, aby byly odsunuty. Pracovalo se na seznamech do noci. V casných hodinách ranních prišly do té které obee vojenské výpravy, slozené z Revoluční gardy a t. zv. partyzání. Na výzvu clenů MNV, aby evakuovali Němce podle zhotovených seznamů, dostalo se jim od namnoze opilých ‚důstojníků‘ odpovědi: ‚To si strete do ...‘

«Akce začla. šlo se do bytů a za půl hodiny musela být každá re dína na obeeném seradisti. Sperky byly odnímány a pro jistotu bylo děvcatům prohlizeno i pohlavi, zda tam neskrývaji další cennosti. Pak se ‚transporty‘ nastrkaly do tramvaji do Telnice a odtud musely přes Rudohori pěšky do Německa. Ani 78 az 81 leti nezůstaly usetfeni této kalvarie.»

Výbuch v Krásném B r e z n ě

«Je treba také podati správné vyliceni události z 31. cervence 1945, jez by se snad mohla nazvat protějskem Lidic. Tato věc bude drive ci později ventilována, a musime o tom promluvit sami, nenáme-li být kolektivně odsuzováni jako Němci. Právě ze se blizi tretí výroci toho masakru, jez jde výhradně na úcet KSÖ, povazuji za správné abych jako ocitý svědek a funkcionár tehdejsi Správní komise vylicil príчины tehdejsiho výbuchu a nelidské represálie, jez mu následovaly:

«V nasi oblasti skončila poslední fáze bojů německé armády gen. Schörnera dne 9. května 1945. Vsediny silnice a ulice v městech byly zataraseny kolonami aut, děl a mu-

¹ Der Hrsg, der hektographierten tschechischen Halbmonatsschrift «Londýnské Listy» war in der I. Tschechoslowakischen Republik als Gewerkschaftsfunktionär tätig, während des Krieges und bis zu seinem Tode (1948) lebte er in der Emigration in England, wo er weiter politisch für die tschechoslowakische Sozialdemokratie arbeitete.

nice. Pristihlo dne, 10. května, se započalo s odklizováním. Zbraně a munice byly depopovány ve skladech bývalé rafinerie cukru v Kásném Březně, která byla během války přeměněna na ‚Deutsche Kabelwerke‘. V tomto podniku byly uskladněny stovky nových leteckých motorů. Tam byly svázeny granáty, ‚Panzerfäuste‘ a jiné stělicivo. Dozorci a Strážní službu vykonávalo vojsko které si ze sousedící Eckelmannovy továrny na likéry obstarávalo dostatek lihovin, při čemž se nedbalo správného uskladňování; naopak se házelo páté přes deváté. Proto doslo ke katastrofě.

«Dne 31. července 1945 v 15.45 hodin nastal první výbuch, který otrásl okny v okruhu tři Km. Nikdo ve městě v torn okamžiku netušil, že to byl signál k vraždění. Vojsko obstoupilo labský most a když v 16.10 hod. dorazili komunističtí provokatéři v doprovodu lidí v ruských vojenských stejnokrojích, začalo se s ‚exekucemi‘. Němci, kteří nosili bílé pásky na rukávě a vraceli se ze zaměstnání, byli první oběti na Benesově mostě. Vojsko, jež bylo vyzýváno předsedou MNV v Ústí n. L., panem Vondrou, aby zabránilo jakémukoliv masakru, neuposlechnulo této výzvy a vrazilo se sebou. Matka, vezoucí děcko v kočárku přes most, byla ubita latí, hozena přes zábradlí s děckem do Labe za doprovodu palby ze strojní pistole.

«Druhý případ, který mi utkvěl v paměti a bude mně doprovázet po celý život, byl onen německého antifasisty, který se vrátil po čtyřech letech z koncentračního tábora a byl zaměstnán jako monter u firmy Bronner. Tomuto německému bojovníku proti fašismu Brainlovi byly vytrženy vlasy a pak mu bylo prostřeleno břicho. Skonal na místě.

«Takových případů byly stovky. Na mostě a na náměstí byli ubijeni lidé a házeni do t. zv. Luftschutz-Wasserbehälter. Za trihodiny bylo ubito více než 2 000 lidí. Mrtví byli obírání a nakládání na auta internovanými Němci a odvázeni ke kremaci do Terezína. Průvodci mrtvých se nevrátili.

«Po tomto masakru se dostavili dne 1. srpna 1945 ministr vnitra Nosek a ministr Národní obrany gen. Svoboda do města. Doslo k ostré výměně názorů v radě Správní komise. Ovšem, na skutečnosti, že k výbuchu doslo z nebalosti ze strany vojenské správy, se nic nezměnilo. Tato okolnost však nijak neomlouvala ministra Noska. Neboť ani vojsko, ani policie nesjednaly klid a pořádek, naopak samy ještě neklid podněcovaly. Skrze neschopnost a neukázněnost vojenských činitelů utrpělo české obyvatelstvo v Krásném Březně věcných škod v hodnotě 8 milionů Kčs, mimo ztráty cenných domovů. A německé obyvatelstvo zaplatilo neobčejnou ztrátou většinou nevinných lidských životů jenom proto, že se lůza chtěla obohatit a zmoenit se jejich majetkům.

«Lidice byly živým pomníkem neblahého ‚furor teutonicus‘, a Ústí n. L. bylo rehabilitací nemeckých nacistických vrahů. Počet obětí tu byl téměř čtyřnásobný. Nezapomínejte tento zločin do dějin jako ‚furor Czechoslovaca plebs‘?»

Nemáme, co bydiom k tomu hroznému vylicení dodali. Lee snad jedno: Zda takové vybičování nejpustších vášní nebylo úmyslné, aby se podryly a zničily mravní základy národa, který tak byl omámem a připravován na jatka?

Übersetzung:

Wie man es durchführte

Eben sendet uns ein Augenzeuge eine Darstellung der Ereignisse in Aussig an der Elbe ein, die jeden anständigen Menschen mit tiefer Scham erfüllen muss. Er schreibt:

«Lidice war ein Fanal zur Aufrüttlung der ganzen zivilisierten Welt gegen die grausamste Tyrannei und die Entartung eines totalitären Regimes. Die Wahrheit und die Menschlichkeit standen damals in der Welt auf unserer Seite. Wir hatten das Recht und die Pflicht, uns nach der Beendigung des Krieges mit den Verbrechern gegen die Menschlichkeit auseinanderzusetzen. Allerdings wurde diese Auseinandersetzung in den Grenzgebieten durch eine noch grössere Unmenschlichkeit überschattet als die, die die nazistischen Verbrecher in sich trugen. So z.B. wurden die ersten Evakuierungen, eigentlich Auspeitschungen am 11. Juni 1945 durchgeführt. Die Ortsnationalausschüsse waren verpflichtet, die Personen deutscher Nationalität, die Angehörigen der Nazipartei, zum Abschub auszuschreiben. Man arbeitete an den Verzeichnissen bis in die Nacht. In den frühen Morgenstunden kamen in die betreffenden Gemeinden Militärabteilungen, zusammengesetzt aus den Revolutionsgarden und sogenannten Partisanen. Auf die Aufforderung der Mitglieder der Ortsnationalausschüsse, die Deutschen nach den angefertigten Verzeichnissen zu evakuieren, bekamen sie von den vielfach betrunkenen «Offizieren» die Antwort: ‚Das stecken Sie sich in den ...‘

Die Aktion begann. Man ging in die Wohnungen, und in einer halben Stunde musste jede Familie auf dem Versammlungsort der Gemeinde sein. Schmuckstücke wurden abgenommen, und zur Sicherheit wurden Mädchen auch die Geschlechtsorgane durchsucht, ob sie dort nicht weitere Wertstücke verbergen. Danach steckte man die «Transporte» in Strassenbahnwagen nach Teilnitz, und von dort mussten sie über das Erzgebirge zu Fuss nach Deutschland. Auch 78- bis 81jährigen blieb dieser Kalvarienweg nicht erspart.»¹

Die Explosion in Schönpriesen

«Es muss auch eine richtige Darstellung der Ereignisse vom 31. Juli 1945 gegeben werden, die man vielleicht das Gegenstück zu Lidice nennen kann. Diese Sache wird früher oder später ventiliert werden, und wir müssen davon selber sprechen, wenn wir nicht wie die Deutschen kollektiv abgeurteilt werden sollen. Eben weil sich der 3. Jahrestag dieses Massakers nähert, das ausschliesslich auf die Rechnung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei geht, halte ich es für richtig, als Augenzeuge und

¹ Über die Austreibungsaktion in Aussig seit Juni 1945 s. auch Alfred Bohmann, «Die Ausweisung der Sudetendeutschen, dargestellt am Beispiel des Stadt- und Landkreises Aussig», Marburg 1955, S. 57 f. und S. 172 ff. Dort befindet sich eine fast lückenlose chronologische Übersicht, die durch zahlreiche Erlebnisberichte ergänzt wird, über sämtliche Austreibungs- und Ausweisungsaktionen im Stadt- und Landkreis Aussig.

Funktionär der damaligen Verwaltungskommission die Ursache der damaligen Explosion und die unmenschlichen Repressalien zu schildern, die ihr folgten:

In unserer Gegend endete die letzte Phase der Kämpfe der deutschen Armee des Generals Schörner am 9. Mai 1945. Alle Strassen und Gassen in den Städten waren durch Kolonnen von Autos, Geschützen und Munition verstopft. Am nächsten Tag, 10. Mai, begann man mit dem Aufräumen. Waffen und Munition wurden in den Lagern der ehemaligen Zuckerraffinerie in Schönriesen gelagert, die während des Krieges in die ‚Deutschen Kabelwerke‘ verwandelt worden waren. In diesem Unternehmen waren Hunderte neuer Flugzeugmotoreu gelagert. Dahin wurden Granaten, Panzerfäuste und andere Munition zusammengefahren. Militär, das sich aus der benachbarten Eckelmannschen Likörfabrik genügend Spirituosen besorgte, versah den Aufsichts- und Wachdienst, wobei auf eine richtige Lagerung nicht geachtet wurde, im Gegenteil, man warf alles durcheinander. Daher kam es zu der Katastrophe.

Am 31. Juli 1945 um 15.45 Uhr erfolgte die erste Explosion, die die Fenster im Umkreis von 3 km erschütterte. Niemand in der Stadt ahnte in diesem Augenblick, dass dies das Signal zum Morden war. Militär umgab die Elbebrücken, und als um 16.10 Uhr kommunistische Provokateure in Begleitung von Leuten in russischen Uniformen eintrafen, begann man mit den ‚Exekutionen‘. Die Deutschen, die weisse Armbinden trugen und von der Arbeit heimkehrten, wurden die ersten Opfer auf der Benes-Brücke. Das Militär, das vom Vorsitzenden des Ortsnationalausschusses in Aussig a. E., Herrn Vondra, aufgefordert worden war, jedes Massaker zu verhindern, folgte dieser Aufforderung nicht und mordete mit. Eine Mutter, die ihr Kind im Wagen über die Brücke fuhr, wurde mit Latten erschlagen, mit dem Kind über das Geländer in die Elbe geworfen, unter Begleitfeuer aus Maschinenpistolen.

Ein weiterer Vorfall, der mir in Erinnerung blieb und mich mein ganzes Leben begleiten wird, war jener deutsche Antifaschist, der nach vier Jahren aus dem Konzentrationslager zurückkehrte und als Monteur bei der Firma Bronner beschäftigt war. Diesem deutschen Kämpfer gegen den Faschismus, Brainl, wurden die Haare ausgerissen und dann der Bauch durchgeschossen. Er starb auf der Stelle.

Dergleichen Vorfälle gab es Hunderte. Auf der Brücke und auf dem Hauptplatz wurden Leute erschlagen und in die sogenannten Luftschutz-Wasserbehälter geworfen. In drei Stunden waren mehr als 2'000 Menschen erschlagen¹. Die Toten wurden geplündert, von internierten Deutschen auf Autos geladen und zur Kremation nach Theresienstadt gefahren. Die Begleiter der Toten kehrten nicht zurück.

Nach diesem Massaker kamen am 1. August 1945 der Innenminister Nosek und der Nationalverteidigungsminister General Svoboda in die Stadt. Es kam zu scharfem Mei-

¹ Genaue Feststellungen über die Zahl der Toten und Vermissten im Zusammenhang mit diesen Ereignissen sind nicht möglich. In mehreren Berichten, die sich in der Dokumentensammlung befinden, wird die Zahl der Toten und Vermissten zwischen 1'000 bis über 2'000 geschätzt. Bohmann (a. a. O., S. 67) nennt die Zahl von mehr als 2'700 Toten.

nungsaustausch in dem Rate der Verwaltungskommission. Freilich änderte dies nichts an der Tatsache, dass es durch Fahrlässigkeit von Seiten der militärischen Verwaltung zu der Explosion gekommen war. Dieser Umstand entschuldigt aber in keiner Weise den Minister Nosek. Denn weder das Militär, noch die Polizei haben Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, im Gegenteil, sie haben selbst zu den Unruhen noch aufgereizt. Durch die Unfähigkeit und die Undiszipliniertheit der militärischen Funktionäre hat die tschechische Bevölkerung in Schönbrunn Sachschäden im Werte von 8 Millionen Kčs erlitten, abgesehen von dem Verluste zahlreicher Heime. Und die deutsche Bevölkerung bezahlte mit dem ungewöhnlichen Verlust von zum Grossteil unschuldigen Menschenleben nur deshalb, weil sich der Pöbel bereichern und sich ihres Eigentums bemächtigen wollte.

Lidice war ein lebendiges Denkmal des unseligen ‚Furor teutonicus‘. und Aussig a. E. war die Rehabilitierung der deutschen nazistischen Mörder. Die Zahl der Opfer war hier fast die vierfache. Wird dieses Verbrechen nicht als ‚Furor Czechoslovaka plebs‘⁴ in die Geschichte eingehen?»

Wir haben nichts, was wir dieser schrecklichen Schilderung hinzufügen könnten. Vielleicht nur eines: Ob eine derartige Aufpeitschung niederster Leidenschaften nicht beabsichtigt war, um die sittlichen Grundlagen des Volkes zu untergraben und zu vernichten, das auf diese Weise betäubt und für den Schlachthof vorbereitet wurde?

Nr» 54

Bericht des Oberlandesgerichtsrats a. D. Alfred Böhm aus Leitmeritz.

Original, 25. Februar 1949, 11 Seiten, hschr.

Zustände und Ereignisse in Leitmeritz nach der deutschen Kapitulation; Erlebnisse des Vf. in tschechischer Haft; seine Anklage vor einem tschechischen Volksgerichtshof im Jahre 1947, seine Entlassung nach 21monatiger Untersuchungshaft und seine Ausweisung.

Ich war von 1939–1945 Mitglied des Strafsenats des sudetendeutschen Oberlandesgerichts in Leitmeritz a. E., Bezirk Aussig a. E., und wohnte in Leitmeritz. Nach Proklamierung des Waffenstillstandes wurde Leitmeritz bombardiert (von den Russen?), wobei auch der rückwärtige Teil des Landgerichtsgebäudes, in dem das Oberlandesgericht untergebracht war, beschädigt wurde und die Gefängniskapelle einen Treffer erhielt. Nach dem Einmarsch der Russen in Leitmeritz wurden die Insassen des KZ-Lagers, die Juden des Ghettos in Theresienstadt und die Häftlinge freigelassen, die dann drei Tage lang mit den Partisanen in der Stadt plünderten, gewaltsam in verschlossene

Räume eindringen, wobei sich auch eine grosse Anzahl Frauen beteiligte, und alles mitnahmen, was ihnen begehrenswert erschien. Hierauf folgten wiederholte Haussuchungen durch Russen, Partisanen und tschechisches Militär nach angeblich verborgenen Waffen und deutschen Soldaten, wobei wiederum viele Wertgegenstände, Schmuck, Uhren und dergl. verschwanden. Unterdessen begann aus allen Gegenden der CSR die Invasion der sogenannten tschechischen Goldgräber (Zlatokopci), die mit Koffern, Aktentaschen, Schachteln, Kisten und Rucksäcken ankamen und sich an dem Eigentum der Sudetendeutschen, die nun vogelfrei waren, bereicherten. Täglich mussten die Sudetendeutschen um 7 Uhr früh auf dem Marktplatze gestellt sein, wo sie in Arbeitstrupps eingeteilt wurden und dann von Tschechen wie Sklaven zur Arbeit geführt wurden. Die niedrigsten und schwersten Arbeiten mussten die Deutschen verrichten, wobei es sehr oft zu schweren Misshandlungen durch die aufsichtführenden Personen kam. Auch sämtliche Richter, Beamte und Angestellte des Ober-Landes- und Amtsgerichts Leitmeritz mussten täglich zur Arbeit antreten und Aufräumungsarbeiten im Gerichtsgebäude leisten. Zunächst mussten die Glassplitter weggeräumt werden, die nach der Bombardierung zentimeterhoch in den Gängen und Kanzleien umherlagen, die Türen und Einrichtungsgegenstände repariert und die Fenster nach Entfernung der Glasreste neu verglast werden. Von der tschechischen Verwaltung, die nach der Kapitulation eingesetzt worden war, wurde uns versichert, dass es wahrscheinlich wieder zur Übernahme der Deutschen kommen werde, wenn die Verhältnisse einigermassen sich beruhigt haben würden. Auf diese Weise wurde man uns in Sicherheit. Doch es sollte bald anders kommen.

Etwa Mitte Mai 1945 wurden der Generalstaatsanwalt v. Stein, der Oberstaatsanwalt Dr. Willomitzer und der Oberlandesgerichtsrat Dr. Werner verhaftet, v. Stein und Dr. Willomitzer wurden nach Theresienstadt gebracht.

Am 11. Juni 1945 ging ich, wie täglich, nachmittags gegen 14 Uhr zum Gericht. Beim Eingang sass immer ein tschechisches Kontrollorgan, der Ein- und Ausgang der deutschen Richter und Angestellten notierte. Etwa eine halbe Stunde später wurde ich mit dem Senatspräsidenten des Strafsenats, Richard Piesche, in die Präsidialkanzlei gerufen. Dort wartete ein Mitglied der SNB in Zivil, mit Revolver bewaffnet, der uns sofort nach Betreten der Kanzlei «Hände hoch!» zurief und uns nach erfolgter Leibesvisitation aufforderte, ihm zu folgen. Er brachte uns zu einem Polizeibeamten, der im Hause des Kaffee Corso in Leitmeritz amtierte. Wir mussten uns dort zunächst in einem Vorraum, mit dem Gesicht gegen die Wand gewendet, eng an die Wand anstellen und warten, bis wir zum Verhör gerufen wurden. Inzwischen kam der SNB-Mann wiederholt an uns heran, packte uns bei den Haaren und schlug uns den Kopf wiederholt so heftig an die Wand, dass uns buchstäblich «Hören und Sehen» vergingen. Dann folgte ein kurzes Verhör, worauf wir wieder an die Wand gestellt wurden und sich die oben geschilderten Misshandlungen wiederholten. Dann wurden wir in das Gerichtsgefängnis geführt. Nach Erledigung der Aufnahmeformalitäten sperrte man uns gesondert je in eine Zelle im dritten Stock des Gefängnisses. Etwa eine halbe Stunde später holte uns ein Gefangenauf-

seher, der uns in den Baderaum des Gefängnisses führte und auf dem Wege dahin wiederholt mit dem Gummiknüppel ohne jeden Grund auf uns einschlug. Im Baderaume, der im Erdgeschoss liegt, mussten wir uns vollkommen entkleiden und dann jeder in eine Badewanne steigen, die hierauf bis zum Rande mit eiskaltem Wasser gefüllt wurde. Unterdessen waren weitere vier Aufseher mit Gummiknüppeln erschienen. Einer tauchte mir den Kopf solange unter das Wasser, bis mir der Atem ausging und ich Wasser zu schlucken begann, während die anderen vier unterdessen mit ihren Gummiknüppeln wahllos auf den nackten Körper und besonders auch auf die Fusssohlen einschlugen, da die Füße durch das Niederdrücken des Kopfes aus dem Wasser herausragten. Dann wurde ich gewaltsam herumgedreht, der Kopf wurde wieder niedergedrückt und Rücken, Gesäss und Waden mit den Gummiknüppeln bearbeitet. Hierauf musste ich mich etwa eine Viertelstunde unter die kalte Brause stellen, worauf es wieder in die Badewanne ging, wo ich in dem kalten Wasser liegenbleiben musste, bis die geschilderte Misshandlung in der Badewanne auch an dem Senatspräsidenten Piesche beendet war. Hierauf mussten wir beide aus der Wanne steigen, uns gegenüberstellen und uns gegenseitig ohrfeigen. Hinter jedem von uns stand ein Aufseher, der mit dem Gummiknüppel auf uns losschlug oder uns schallende Ohrfeigen oder Faustschläge ins Gesicht versetzte, wenn wir ihrer Meinung nach nicht kräftig genug auf einander einschlugen, was nach der vorangegangenen Misshandlung und der fast der Ohnmacht nahen Erschöpfung fast immer der Fall war. Ausserdem hatte ein jeder auch eine selbstverständliche Hemmung, mit aller Wucht gegen den anderen loszuschlagen. Der Ohnmacht nahe und vor Kälte zitternd durften wir uns dann endlich wieder ankleiden. Das ging natürlich bei unserem Zustande nicht so rasch, wie es die Aufseher verlangten, so dass wieder die Gummiknüppel in Tätigkeit traten. Dann mussten wir den Rückweg nach der im dritten Stock befindlichen Zelle antreten. Das war ein neuer Leidensweg.

Da die Körperkräfte und die Füße infolge der vorangegangenen Misshandlungen versagten und wir die vielen Stufen zum dritten Stock mehr krochen als gingen, regnete es wieder Hiebe mit dem Gummiknüppel, um unseren Gang zu beschleunigen. Mit einem Fusstritt wurden wir schliesslich in unsere Zellen befördert. Ich hatte dann eine schlaflose Nacht, da infolge der vorangegangenen Misshandlungen die Füße und der ganze Körper, der sich grün und blau verfärbte, anschwellen, so dass ich weder stehen noch sitzen noch liegen konnte und die Nacht in hockender Stellung verbringen musste. Am nächsten Tage erschien wieder ein Aufseher, führte mich in eine leere Zelle und forderte mich auf, hundertmal die tiefe Kniebeuge zu machen und dabei selbst laut zu zählen. Das gelang natürlich bei meinem Zustande und der Entkräftung des Körpers nicht mehr ordentlich. Dauernde Schläge mit dem Gummiknüppel erzwangen auch die hundertste Kniebeuge. Damit noch nicht genug, musste ich jetzt noch eine Zeitlang den Liegestütz machen, bei dem mich aber die Kräfte verliessen und ich vollkommen erschöpft liegenblieb, worauf der Aufseher wie rasend wieder mit dem Gummiknüppel auf meinen Körper wahllos losschlug. Mit einem Fusstritt und einem Schlage mit dem Gummiknüppel wurde ich dann wieder in meine Zelle zurückbefördert. Um weiteren Miss-

handlungen zu entgehen, meldete ich mich dann freiwillig zur Aussenarbeit, die bei den Russen, tschechischen Privatleuten und in der tschechischen Kaserne verrichtet werden musste. Auch da ging es nicht ohne Misshandlungen ab, je nach der Art der Person, die die Aufsicht hatte. Immer wieder mussten wir uns von den Tschechen anhören, dass wir bald auf dem Galgen baumeln werden und dass sie sich schon auf diesen Augenblick freuen. Die Verpflegung im Gefängnis war anfangs sehr schlecht und unzureichend. Zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee, mittags einen dünnen, fettlosen sogenannten Eintopf, drei bis vier Kartoffeln, von denen meist die Hälfte ungeniessbar war, zum Abendbrot entweder eine ganz dünne Suppe oder schwarzen Kaffee, pro Tag 166 g Brot. Das Essen war meist kalt, besonders Suppe oder Kaffee am Nachmittag, da das Abendessen meist schon um 16 Uhr ausgeteilt wurde und stehenblieb, da wir erst gegen 18 oder 19 Uhr, manchmal noch später von der Arbeit zurückkamen. Wir erhielten auch im Winter 1945/46 nur leichte Sträflingskleidung und selbst für die Aussenarbeit keine Mäntel¹.

Anfang Jänner wurde uns Richtern die Anklage zugestellt. Die Hauptverhandlung vor dem tschechischen Volksgericht fand am 21. und 22. März 1947 statt, bei welcher gegen alle drei Mitglieder des Strafsenats gleichzeitig verhandelt wurde.

... Die Anklage, die uns Anfang Jänner 1957 zugestellt wurde, legte uns das Verbrechen nach § 7, Abs. 1 und 3 des Ges. Nr. 22/46², strafbar nach § 7, Abs. 3 cit. Ges. (Todesstrafe) zur Last, und zwar dass ich v. J. 1939 bis 1945 in Leitmeritz, demnach in einer Zeit erhöhter Bedrohung der Republik, im Dienste und im Interesse Deutschlands im Zusammenwirken mit anderen Richtern

¹ Ergänzend hierzu schreibt der Vf. in einem Nachtrag zu seinem Bericht: «Nach der Einlieferung in das Gerichtsgefängnis war ich immer Arbeitsgruppen zugeteilt, die täglich aus den Häftlingen gebildet wurden und dann unter der Aufsicht russischer und tschechischer Soldaten, Gendarmen, Polizisten, Gefangenenaufseher und bewaffneter Zivilisten an die zugewiesenen Arbeitsplätze geführt wurden. Längere Zeit war eine Arbeitsgruppe von 100-200 Häftlingen in dem unterirdischen Werk in der Nähe des sogenannten Pfaffenhofes in Leitmeritz beschäftigt, wo von den Russen die dort befindlichen Maschinen demontiert wurden, zur Bahn gebracht und verladen wurden. – Von Mitte 1946 an waren wir Richter zunächst in der Bibliothek des Kreisgerichtes tätig, wo die den Deutschen abgenommenen Gesetzbücher, Kommentare und andere juristische Werke und Zeitschriften geordnet, beschriftet und eingereicht wurden, sowie eine Kartothek angelegt wurde. Nach Beendigung dieser Arbeiten wurden wir einzelnen Gerichtskanzleien zugeteilt, in denen wir untergeordnete Kanzleiarbeiten verrichten mussten. Dadurch besserte sich unsere Lage etwas. Einige tschechische Gerichtsangestellte, die Verständnis für unsere Lage hatten, brachten uns öfter Lebensmittel, namentlich Brot und hin und wieder auch Rauchwaren.» (Der Vf. nennt die Namen einiger tschechischer Gerichtsangestellten, die auf diese Weise dankenswerte Hilfe leisteten, und erwähnt anschliessend noch, dass dagegen einige Aufseher, insbesondere die Hilfsaufseher im Gerichtsgefängnis, die Inhaftierten mit Schlägen und ausgesuchten Schikanen bewusst zu quälen trachteten.)

² Das Gesetz vom 24. Januar 1946, Sig. Nr. 22, ist eine Neufassung des Dekrets des Präsidenten der Republik vom 19. Juni 1945 über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die ausserordentlichen Volksgerichte, Sig. Nr. 16; s. Einleitende Darstellung, Anlage 4.

1. als Beisitzer des Strafseuats des Oberlandesgerichts durch richterliche Urteile den Tod nachstehender Bewohner der Republik (es folgen 6 Namen von verurteilten Tschechen),
2. den Freiheitsverlust einer grossen Anzahl von Angehörigen der Republik (es folgen 42 Namen von Verurteilten),
3. als Mitglied des Sondergerichts den Freiheitsverlust von 5 Personen (es folgen die Namen), meistens mit schweren Folgen und bei dem Verurteilten P. K. schliesslich mit Todesfolgen verbunden,

verschuldet habe.

Nach § 7 cit. Ges. war die Todesstrafe für denjenigen festgesetzt, der den Tod eines Angehörigen der Republik verschuldet hat. Nach einer weiteren Bestimmung sollte diese Strafe auch auf Richter Anwendung finden, die durch Urteil, Beschluss oder eine andere Entscheidung den Tod eines Angehörigen der Republik herbeigeführt haben, wenn sie bei ihren Entscheidungen einen besonderen Eifer (jednali-li ze zvlastni horlivosti) bekundet haben.

(Die Übersetzung «besonderer Eifer» für zvlastni horlivost trifft eigentlich den Sinn dieses Wortes nicht genau, gemeint ist das voreingenommene Bestreben, ohne Rücksicht darauf, ob das Verschulden in subjektiver Richtung gegeben ist, eine Verurteilung des Angeklagten herbeizuführen.)

Dies zvlastni horlivost konnte uns natürlich nicht nachgewiesen werden, obwohl man sich sehr bemühte, diesen Nachweis zu erbringen. Wiederholt erfolgten im Prager Sender, im örtlichen Lautsprecher Aufforderung an die tschechische Bevölkerung unter Nennung unserer Namen, Zeugen und solche Umstände bekanntzugeben, die gegen uns sprechen. Bei der am 21. und 22. März 1947 gegen uns durchgeführten Hauptverhandlung des tschechischen Volksgerichtes, zu der über 20 Zeugen erschienen, erklärten einige Zeugen über Befragen des Vorsitzenden, welchen Eindruck sie bei der gegen sie durchgeführten Hauptverhandlung gehabt hätten – manche sogar, ohne dass sie vorher darum gefragt wurden, alle mit fast demselben Wortlaut (anscheinend eingelernt) –, die ganze Hauptverhandlung sei nur eine Komödie gewesen und ihre Verurteilung sei zu Unrecht erfolgt, da sie vollkommen schuldlos (unschuldig) gewesen wären. Über Befragen der Verteidiger brüsteten sich aber diese Zeugen unüberlegt mit ihren grossen Leistungen in der tschechischen Widerstandsbewegung, wodurch sie natürlich ihre Behauptung, dass sie unschuldig verurteilt worden wären, selbst widerlegten. Behauptet wurde von einigen Zeugen, dass wir mehr als 70 Todesurteile gegen Männer und über 30 Todesurteile gegen tschechische Frauen gefällt hätten. Die Unrichtigkeit dieser Aussagen erhellt schon daraus, dass wir nicht eine einzige Frau zum Tode verurteilt hatten. Solche Aussagen sprachen natürlich eher für als gegen uns.

Anerkennenswert war das Verhalten unserer ex offio Verteidiger, die sich aufrichtig für uns eingesetzt haben. Mein Verteidiger war der tschechische Advokat Dr. Klima aus

Leitmeritz. Sehr eindrucksvoll war auch die Verteidigungsrede des Senatspräsidenten Piesche, der diese mit den folgenden Worten einleitete: «Meine Herren Richter! Wollte es Gott verhüten, dass sich die politischen Verhältnisse in mehr oder weniger als zehn Jahren so ändern, dass dann Sie anstelle der heutigen Angeklagten sitzen!»

Die Verantwortung und Verteidigung und selbstverständlich die Durchführung der ganzen Verhandlung erfolgte in tschechischer Sprache, doch wurde uns das Schlusswort in deutscher Sprache erlaubt. Vorsitzender des Senats war der Stellvertreter des Vorsitzenden des Volksgerichtes, der sich offensichtlich bemühte, objektiv zu sein, was ihm allerdings manchmal durch die Einstellung der meisten Zeugen, einiger Beisitzer und durch Zurufe aus dem Zuhörerkreise (wie «Justizmorde!») und dergl.) nicht leicht gemacht wurde.

Das dritte Mitglied des Senats war Oberlandesgerichtsrat Hubert Krontil. Viertes Mitglied des Strafsenats war Dr. Franz Werner, gegen den aber damals mit uns nicht verhandelt wurde, weil angeblich die Erhebungen gegen ihn noch nicht abgeschlossen waren. Nach zweitägiger Verhandlung gegen uns wurde am Abend des zweiten Tages das Urteil nach ungefähr einstündiger Beratung verkündet, mit dem Krontil und ich gänzlich freigesprochen wurden, während der Senatspräsident Piesche zwar hinsichtlich der richterlichen Tätigkeit gleichfalls freigesprochen, aber wegen angeblicher Hitlerpropaganda bei der Begründung seiner Urteile und Beschimpfung von tschechischen Angeklagten mit «Benesbande» zu fünfzehn Jahren schwerem Kerker verurteilt wurde¹.

Auf Grund dieses Urteils wurde ich allerdings erst zwei Tage später, am 24. März 1947, aus der Haft entlassen, in der ich somit über 21 Monate schuldlos festgehalten worden war. Wir wurden dann in die kleine Festung nach Theresienstadt gebracht, wo wir uns auch nur beschränkt bewegen durften. Bevor wir in das Sammelager kamen, mussten wir alle antreten, um die für jeden Ausgewiesenen bestimmten Spinnstoffe im Gewichte von 70 kg zu übernehmen. Ich freute mich riesig, denn ich hatte nur das, was ich bei meiner Verhaftung im Juni 1945 am Leibe hatte, nämlich einen leichten Sommeranzug und Sandalen, weder Hut noch Mantel und nur schadhafte Wäsche. Wie aber sahen die 70 kg Spinnstoffe aus? Ein altes Oberbett mit einem ganz schadhafte Überzug, eine zerrissene Pferddecke, eine ebenso schadhafte Wattdecke, 40-50 ungleiche, zerrissene Damenstrümpfe, eine gebrauchte Arbeitshose eines Zimmermalers, an der alle Farben klebten, einige dunkle und 9 weisse Frackwesten, 7 schadhafte Herrenhüte aller Grössen, etwas gebrauchte, schadhafte Wäsche, 14-15 weisse Herrenleinenkragen und ein abgetragener, vielfach geflickter Lodenmantel. Um das Gewicht von 70 kg zu erreichen, wurden dann Fleischklopfer, eiserne und Tontöpfe, Stielpfannen, verrostete Bestecke und etwas schadhafte Geschirr auf die Waage gelegt.

¹ Diese Schilderung der Volksgerichtsverhandlung hat der Vf. seinem Bericht in einem Nachtrag beigelegt. Über Verhandlungen vor einem Volksgerichtshof s. auch die Berichte Nr. 47 und Nr. 67.

So kamen die Tschechen ihrer Verpflichtung, jedem Ausgewiesenen 70 kg Spinnstoffe mitzugeben, nach¹, und so ausgestattet kam ich in das Sammellager in Alt Habendorf b. Reichenberg (Sudetenland).

Im Anschluss beschreibt der Vf. noch, wie seine Frau bereits am 7. Juli 1945 aus der CSR (in einem Sammeltransport von Leitmeritz nach Teplitz und von dort im Fussmarsch zur Grenze) nach Sachsen vertrieben wurde.

Nr. 55

Erlebnisbericht des Reichsbahnoberinspektors Eduard Kraus aus Komotau.

Original, April 1953, 5 Seiten, hschr.

Die Internierung der männlichen Bevölkerung von Komotau am 9. Juni 1945 durch Formationen der Svoboda-Armee; Ermordung mehrerer Männer auf dem Jahnturnplatz.

Am Morgen des 9.6.1945 – es war ein Samstag – waren in der 35'000 Einwohner zählenden Stadt Komotau rot gedruckte Plakate ausgehängt, in denen die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt vom 13. bis 65. Lebensjahr aufgefordert wurde, um 10 Uhr vormittags am Jahnturnplatze sich zu versammeln. Mitzubringen sei; eine Decke und Mundvorrat für 3 Tage, jedoch kein Fett und keine Butter. Nichtbefolgen dieser Anordnung würde mit dem Tode bestraft.

Als ich mit zwei bekannten Männern um ½ 10 Uhr am Jahnturnplatz ankam, waren schon einige Tausend versammelt. Aus den grossen Betrieben, wie Mannesmannwerken, Poldihütte, Heinrich Franck Söhne usw. wurden die Arbeiter von Polizei und Militär eskortiert zum Jahnturnplatz getrieben. Der Platz selbst war von tschechischem Militär – die sogenannte rudá armáda generála Svobody² – mit zahlreichen Maschinengewehren bewacht, die zum Teil auf Lastautos aufgestellt waren. Die ankommenden Deutschen mussten sich in Dreierreihen formieren. An einer Stelle wurde ihr Gepäck revidiert, wobei alles ausser der Decke und dem Brote weggenommen wurde. Auch die Taschen wurden untersucht und die Rauchwaren und vor allem die Taschenmesser weggenommen, die in grossen Körben gesammelt und in die Turnhalle geschafft wurden. War etwas besonders Schönes dabei, holten es sich russische Soldaten blitzschnell hinter den Zaun, wo sie unbewaffnet diesem Treiben zusahen. Die so bestohlenen Deutschen mussten sich dann in Reih und. Glied mit dem Gesicht zur Jahnturnhalle aufstellen. Vor der Turnhalle leitete ein mir unbekannter tschechischer Zivilist das ganze Werk, wobei er sich mit den

¹ s. hierzu Bericht Nr. 104, S. 489 f., Anmerkung 4.

² «Rote Armee des Generals Svoboda».

um ihn herumstehenden tschechischen Zivilisten – es waren auch Frauen darunter – und Soldaten, Gendarmen und Staatspolizisten lustig unterhielt. Nur einen von den Zivilpersonen kannte ich dem Namen nach. Es war ein Ingenieur namens Kovarik, ein Beamter der CSD¹.

Über die noch aus der Reichszeit stammenden Lautsprecher wurde wiederholt gegen die Deutschen gehetzt, wobei auch der Vorfall von Lidice² erwähnt wurde. Dann wurden einige Namen von Männern verlesen, die in lebenswichtigen Betrieben beschäftigt waren. Sie mussten sich auf einem etwas tiefer gelegenen Platz hinter der Turnhalle aufstellen. Es waren ihrer ungefähr 100-120 Mann. Die Namen wurden so schnell verlesen, dass wohl mancher von ihnen es nicht hörte. Ich selbst wurde zwar nicht verlesen, stellte mich jedoch zu ihnen, weil ich sah, dass eine weitere Kontrolle nicht stattfand und weil ich ahnte, dass man den Deutschen etwas Schreckliches zgedacht hatte.

Als alle aufgestellt und gesiebt waren, erscholl durch die Lautsprecher das Kommando: «Oberkörper entblößen!» Auf dieses Kommando mussten die vor der Turnhalle stehenden Deutschen Roch, Weste und Hemd ausziehen. Hierauf mussten sie das Deutschlandlied anstimmen, was bei den Tschechen schallende Heiterkeit auslöste. Hierauf mussten die Deutschen rufen: «Wir danken unserm Führer.» Als den lachenden Tschechen dieser Ruf nicht laut genug erschien, mussten ihn die Deutschen wiederholen.

Dann erscholl das Kommando: «Hände hoch!» Hierauf gingen tschechische Soldaten, Gendarmen und Staatspolizisten unter Führung eines Offiziers die erste Reihe der deutschen Männer und Knaben ab. Plötzlich packten sie einen deutschen Mann, zwei Soldaten drehten ihm die Arme seitwärts und rissen ihn aus der Reihe. Die übrigen Soldaten schlugen mit Gewehrkolben und Knuten mit Bleikugeln auf den wehrlosen Mann ein. So wurde er auf einen freigelassenen Platz getrieben und geschlagen, bis er tot zusammenbrach. Hierauf wiederholte sich der eben geschilderte Vorgang noch mehrmals. Unter den auf so viehische Weise zu Tode geprügelten Deutschen befand sich auch ein Krieginvalide, dem beide Vorderarme fehlten. War einer nach dem Zusammenbrechen noch nicht tot, schütteten die tschechischen Henker zwei Kübel kaltes Wasser auf ihn, worauf sie ihn vollends totprügelten. Auch traten sie den am Boden liegenden Opfern in die Geschlechtsteile. Während mir noch heute die Schmerzensschreie der so bestialisch Gemarterten in den Ohren gellen, konnten sich tschechische Frauen, die bei der Turnhalle diesem Abschlachten von Wehrlosen zusahen, nicht genug darüber freuen. Sie klatschten mit den Händen, lachten und riefen: «Uz zase jednoho maji» – «sie haben schon wieder einen» –, wenn die Soldaten des Generals Svoboda ein neues Opfer aus den aufgestellten Reihen der Deutschen rissen.

Nachdem auf diese schreckliche Weise 14 (nach Angaben anderer Augenzeugen auch 16)³ wehrlose deutsche Männer abgeschlachtet waren, durften wir abseits stehen-

¹ Tschechoslowakische Eisenbahnen.

² s. Einleitende Darstellung, S. 41.

³ vgl. hierzu den Bericht des Adalbert Ehm, der die Zahl der Opfer mit 15 Mann angibt; abgedruckt unter Nr. 90.

den 100-120 Männer heimgehen. Unsere weissen Armbinden wurden zuvor mit zwei roten Stempeln versehen. Während der Abstempelung warf ich noch einen Blick auf den Leichenhaufen – besser gesagt auf den Haufen blutigen Fleisches, um den die Henker herumstanden, während ein Tscheche auf den Leibern stand, mit einer Knute auf den oben liegenden Körper einhieb und dabei brüllte: «ObratiS se, obratiS se!» («Drehst Du Dich um!») Anscheinend war dieser Mann noch nicht ganz tot.

Nach unserem Weggehen mussten sich die zurückbleibenden Deutschen wieder ankleiden. Sie wurden vom tschechischen Militär über Görkau und Ober Georgenthal nach dem ca. 5–6 Stunden von Komotau liegenden Grenzort Katharinaberg getrieben.

Abschliessend erwähnt der Vf, noch, dass die Grenzwaiche der sowjetischen Besatzung den Abschub der aus Komotau ausgetriebenen deutschen Männer nach Sachsen nicht gestattete und dass man diese dann nach Mattheuern b. Brüx in ein Lager führte¹.

Nr. 56

Erlebnisbericht der Kontoristin M. M. aus Komotau.

Original, 23. Januar 1956, 2 Seiten, mschr.

Zwangsarbeitseinsatz deutscher Frauen aus Komotau auf einem Gutshof bei Kladno.

Am 22. Juni 1945 versetzten überall im Stadtgebiet angeklebte Plakate die deutsche Bevölkerung von Komotau in Schrecken. Alle Frauen und Mädchen im Alter von 15 bis 45 Jahren wurden durch die erwähnten Plakate unter Androhung strengster Bestrafung im Falle der Weigerung aufgefordert, sich zu einer mir nicht mehr bekannten Zeit am Nachmittag des gleichen Tages auf dem «Jahnspielplatz» einzufinden und Verpflegung für einen Tag mitzubringen. Während ein Teil der Mädchen und Frauen, die in gewissen Betrieben beschäftigt waren, wieder umkehren konnten, wurde der andere Teil – darunter auch meine damals 15- und 17jährigen Schwestern und ich selbst – in Marschkolonnen zum Bahnhof geführt, eskortiert von bewaffneten tschechischen und russischen Uniformierten. Der Marsch zum Bahnhof, die anschliessende Verladung in Viehwaggons und der Transport zum bis dahin unbekanntem Ziel verliefen ohne nennenswerte Zwischenfälle. Auf jeden Waggon waren meines Wissens mindestens 4 bewaffnete Wachposten verteilt. Wir kamen gegen 19 Uhr am Bahnhof an. Etwa um 22 Uhr setzte sich der Zug

¹ Diese Vorgänge werden im Bericht des Adalbert Ehm geschildert; abgedruckt unter Nr. 90, S. 412 ff.

in Bewegung, ohne dass uns Ziel und Zweck der Fahrt bekannt waren. Gegen 6 Uhr früh hielt der Zug, und wir konnten an verschiedenen Schildern feststellen, dass wir uns in Kladno befanden. Von hier aus wurden alle Angehörigen des Transportes auf einen mir nicht bekannten grossen, freien, umzäunten Platz geführt, auf dem sich auch ein Internierungslager für deutsche «politische Häftlinge» befand. Nach genauer Registrierung wurde der Transport in Gruppen von 20 bis 30 Frauen und Mädchen aufgeteilt. Ich selbst wurde mit meinen beiden Schwestern und etwa 20 weiteren Personen auf Lastwagen geladen und zur Schule des Dorfes Unhost bei Kladno gefahren.

Ein Klassenzimmer dieser Schule, in dem Strohsäcke am Boden ausgelegt waren, wurde uns als Aufenthalts- und Schlafräum angewiesen. In der Schule, in der als Lagerleiter ein deutscher Internierter fungierte, befanden sich bereits etwa 50 Internierte – darunter auch Kinder und alte Leute –, die auf der Flucht vor den anrückenden Russen aufgegriffen worden waren. Wir wurden bereits am nächsten Morgen und dann die ganze fernere Zeit auf einem nahegelegenen Gutshof zu Feldarbeiten (Rüben hacken, Getreide ernten) eingesetzt, wobei wir stets von bewaffneten Uniformierten bewacht wurden. Die Verpflegung war nicht gut und oft auch nicht ausreichend. Der grössere Teil der Frauen litt schon bald unter starkem Durchfall und schweren Hauterkrankungen vor allem an den Beinen. Ich selbst blieb von beiden Mangelerscheinungen nicht verschont, ebenso wenig vor den rasch im Lager verbreiteten Läusen. Die ärztliche Betreuung durch einen tschechischen Arzt war ordentlich; die sanitären Anlagen waren sauber und im Allgemeinen ausreichend. Zu arbeiten hatten wir täglich 11 bis 14 Stunden.

Die Behandlung war im grossen und ganzen den Verhältnissen entsprechend erträglich. Schwerste seelische Belastungen brachten jedoch die Ungewissheit über das fernere Schicksal und die ständige Angst vor Übergriffen betrunkenen russischer Soldaten, die selbst die tschechischen Wachposten bedrohten. Mir ist bekannt, dass mindestens 3 Frauen von Russen vergewaltigt wurden. Das Bewachungspersonal brachte diese Frauen sofort zum Arzt.

Meine Schwestern und ich befanden uns von Juni bis Mitte Oktober im Lager Unhost. Durch Vermittlung eines mit meinem Vater seit vielen Jahren bekannten Tschechen wurden wir vorzeitig entlassen und konnten zu den Eltern nach Komotau zurückkehren. Es war uns gelungen, über eine Österreicherin den Eltern unseren Aufenthaltsort mitzuteilen. Über das Schicksal der übrigen Lagerinsassen ist mir nichts bekannt.

Bericht des Arztes Dr. W. K. aus Komotau. Original, 22. Januar 1947, 3 Seiten, mschr.

Zustände und Ereignisse im Krankenhaus von Komotau und im Konzentrationslager Glashütte im Jahre 1945.

Der Bericht beginnt mit einem Überblick über die tschechischen Massnahmen gegen die deutsche Bevölkerung nach dem Waffenstillstand.

Ich war am 10.5.45 aus dem Felde zurückgekehrt und stellte mich dem Krankenhaus in Komotau zur Verfügung als Arzt. Da zur Zeit ein fühlbarer Ärztemangel herrschte, wurde ich ohne Vergütung gegen Verpflegung eingestellt. Das Krankenhaus bildete immerhin in diesen etwas turbulenten Zeiten einen einigermaßen ruhigen Pol, da die ärztliche Versorgung vorerst mit deutschen Ärzten sichergestellt werden musste. Im Verlaufe der Zeit wurden die deutschen Ärzte durch Tschechen ersetzt (meist erfolgte kurz vorher die Verhaftung eines deutschen Arztes). Der Unterschied in den Verpflegssätzen bestand im gleichen Masse wie draussen. Zur Zeit war ein Teil des Krankenhauses noch mit verwundeten Soldaten belegt, da es vorher zum Teil Lazarett gewesen war. Eines Tages wurden die Soldaten von der tschechischen Verwaltung ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand auf die Strasse gesetzt. Die gleiche Aktion führte man später an deutschen Zivilkranken durch. Als Krankenhausarzt war ich einer Aktion am 9. 6. 45 entgangen, bei der sämtliche Männer, von geringen Ausnahmen abgesehen, in ein Arbeitsverpflichtungslager verschleppt wurden¹.

Am 10.6.45 wurde ich am Vormittag verhaftet ohne Angabe des Grundes. Bei meiner Einlieferung ins Polizeigefängnis wurde mir alles, was ich bei mir trug, abgenommen (Brieftasche mit 300 RM, Ausweise, Zigarettendose, Füllhalter, Uhr, Trauring usw.). Ich sollte die Sachen nie wiedersehen. Nachdem ich 3 Tage in einer Zelle des Polizeigefängnisses zugebracht hatte (ich teilte den 2,5x2,5 m grossen Raum zeitweilig mit 15 anderen Häftlingen und nachts erschienen öfters tschechische Zivilisten und Uniformierte, um wahllos mit Peitschen und Knüppeln in die Häftlinge einzuschlagen), wurde ich mit 10 anderen Häftlingen, darunter 2 Frauen, in das Konzentrationslager Komotau-Glashütte übergeführt. Schon der Empfang dort war sehr niederdrückend.

Wir mussten uns alle splitterackt ausziehen und die Taschen entleeren. Wer nur ein Papierfetzchen vergass, wurde unbarmherzig ausgepeitscht. Ein Teil meiner Leidensgenossen war bereits von den Nächten vorher arg zerschlagen. Wer Striemen aufwies, wurde gleich neuerlich verprügelt. Als wir wieder angezogen waren, wurden wir in einen Raum 6x10 m gejagt. Dieser Raum sollte für die nächsten 3 Monate etwa 80–100 Mann als Unterkunft dienen.

Mit mir wurde ein ehemals Angehöriger der Waffen-SS eingeliefert. Man sagte ihm gleich, dass er den nächsten Tag nicht mehr erleben werde. Er wurde später dann in ei-

¹ s. hierzu die Berichte Nr. 55 und Nr. 90.

nen Nebenraum geführt und gepeitscht. Man hörte die Schläge und sein Wimmern und Schreien noch einige Stunden. Dann knallte es ein paarmal, und dann war Ruhe. Wiedergesehen haben wir ihn nicht mehr.

Als erster musste sich der Fleischermeister Mittelbach aus Komotau entkleiden. Er wurde solange auf den Rücken gepeitscht, bis dieser nur noch ein blutiger Fleischklumpen war, dann musste er sich auf den Rücken legen, und er wurde über Brust, Bauch und Hoden geschlagen. Als er ohnmächtig geworden war, wurde ein mit Benzin getränkter Papierknäuel unter seinen Hoden entzündet, und als er wieder hochkam, wurde er mit Wasser begossen. Anschliessend wurde er wieder zu Boden geworfen, und ein tschechischer Zivilist schnitt mit einem Taschenmesser ein Hakenkreuz in seinen Rücken und streute Salz darein. Bisher mussten die Häftlinge alle zusehen. Nun wurde ihnen befohlen, das Blut aus dieser salzigen Wunde zu lecken. Dabei wurde mit Peitschen auf sie eingeschlagen. Der M. lebte noch etwa eine Woche. Ähnliche Prügelszenen wiederholten sich bei ihm täglich. Im Verlaufe meiner Haft wurden noch mehrmals Leute eingeliefert, die die Blutgruppe unter dem linken Arm eintätowiert hatten. Mit geringen Modifikationen gingen sie denselben Weg wie der erste, den ich erlebte.

Die geringsten Vergehen wurden mit Prügelstrafe geahndet. Auch auf Frauen wurde nicht Rücksicht genommen. Nekrosen von Handgrosse am Rücken und Gesäss waren keine Seltenheit. Weiteres erinnere ich mich an eine Gruppe von etwa 20 Jungen im Alter von 12-18 Jahren, die als werwolfverdächtig verhaftet worden waren. Um irgendwelche Geständnisse aus ihnen zu erpressen, wurden sie unmenschlich geschlagen und gefoltert (mit glühenden Schüreisen gebrannt und Nadeln unter die Fingernägel getrieben).

Kenntnis von all diesen Dingen erhielt ich, weil die betroffenen Personen infolge ihrer Verletzungen meine ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen.

Die Wachmannschaft bestand aus uniformierten Tschechen, die sich als Partisanen bezeichneten. Verantwortlich für dieses Lager zeichnete in dieser Zeit ein Gendarmewachmeister Pruha.

Die Verpflegung bestand in den ersten drei Monaten aus 100 g Brot und ½ Liter Suppe. Wer sich nicht auf der Arbeitsstelle etwas Essbares versorgen konnte und dabei eben täglich 25 Peitschenhiebe riskierte, musste verhungern.

Im August 1945 vor Gericht gestellt, erwies sich meine Verhaftung als Folge einer üblen Denunziation, die auf der Stelle geklärt werden konnte. Ich sollte sofort auf freien Fuss gesetzt werden und mit dem nächsten Transport nach Deutschland fahren. Der Lagerkommandant vernichtete meine Entlassungspapiere, und es gelang mir erst nach fast drei Monaten nachdem die Lagerführung gewechselt hatte, meine Freilassung zu erreichen, da sich das Gericht auf den Standpunkt stellte, dass ich schon längst in Deutschland sei.

Die Zahl der Toten im Lager betrug nach vorsichtiger Schätzung etwa 200, vier oder fünf starben eines natürlichen Todes, da sie den Strapazen nicht gewachsen waren

(genauere Zahlen hierzu fehlen mir). Im September 1945 übernahm die Staatspolizei das Lager, und seither trat eine Besserung der Behandlung ein.

Vorgänge aus dem Lager, die mir nur dem Hörensagen nach bekanntwurden, möchte ich der Objektivität halber weglassen.

Die hygienischen Verhältnisse im Lager waren kurz folgende: Gearbeitet wurde 12–14 Stunden täglich (Aufräumungsarbeiten, Erdarbeiten, Erntearbeiten). Waschen war infolge Seifenmangels fast unmöglich. Die Angehörigen, wer noch welche dort hatte, durften nach 4 Wochen erstmalig frische Wäsche bringen. Die Sachen kamen nur zum Teil an. Eine Besserung trat ebenfalls mit dem Wechsel der Lagerleitung ein. In diese Zeit fällt: bessere Verpflegung, bessere Unterbringung, wöchentlicher Wäschewechsel, die Möglichkeit, alle 14 Tage ein Brausebad zu nehmen, und richtiggehende ärztliche Betreuung. Wie sich die Verhältnisse im Winter entwickelten, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich am 13.11.45 das Lager verliess.

Nr. 58

Bericht des Studienrats Dr. rer. nat. Hans Enders aus Saaz.

Original, 15. November 1946, 10 Seiten, hschr.

Die Internierungsaktionen am 3. und 13. Juni in Saaz; Ausschreitungen und Gewalttaten; die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1945/46.

Einleitend erklärt der Vf., dass nach seiner Erfahrung die Hauptschuld an den Ausschreitungen gegenüber den Sudetendeutschen bei einer kommunistisch oder extrem nationalistisch gesinnten Gruppe der tschechischen Nachkriegsbehörden liegt, die ihre von Hass diktierten und berechnend gelenkten Aktionen im Jahre 1945/46 mit stillschweigendem Einverständnis der oberen Staatsbehörden durchführen konnte.

Saaz: Am 3. Juni 1945 wurden wir, alle männlichen Personen (auch Jungen von 12–13 Jahren und ältere) der Stadt, am Vormittag dieses Sonntags von den in Gruppen (3–4 Mann) gegliederten, durch die Strassen der Stadt ziehenden, mit Gewehr und Peitschen ausgerüsteten Svoboda-Soldaten (so hiess die soldat. Truppe nach ihrem General) am Ringplatz unter der Drohung, wenn wir uns nicht im Laufschrift dort versammelten, erschossen zu werden, zusammengetrieben und in Reih und Glied aufgestellt. Bald darauf marschierten wir geschlossen nach Postelberg (13 km entfernt).

Von den schätzungsweise rund 3'000-4'000 Mann wurden nach dem Abmarsch ausserhalb der Stadtgrenze ein Teil der ältesten Männer und die kriegsbeschädigten Heimkehrer zur Umkehr aufgefordert und geschlossen in die Baracken der SS-Kaserne

zurückgeführt, wo sie vorläufig untergebracht wurden. An diesem Sonntagvormittag marschierten wir, sommerlich leicht bekleidet, ohne jede Proviantmitnahme (war doch diese Strassenaktion von den Tschechen streng geheim von langer Hand vorbereitet worden), in einem ununterbrochenen Reismarsch nach Postelberg in die alte Kavalleriekaserne. – Die Oberleitung der ganzen Aktion hatte ein tschechischer Polizist namens Marek, der, da er vielfach unter Missbrauch der ihm übertragenen Amtsgewalt seine von sadistischen Anwandlungen und persönlichen Rachegefühlen diktierten, oft rein willkürlichen Anordnungen gegen die ihm ausgelieferten deutschen Männer, Frauen und Kinder erliess, in den kommenden Monaten eine traurige Berühmtheit erlangte. – Drei Tage waren wir in den Kasernengebäuden oder tagsüber auf dem Hof ohne feste Nahrung (nur Wasser durften wir uns holen). Die erste Nacht schliefen wir mitten auf dem Kasernweg, die folgenden Nächte wurden wir wahllos in die einzelnen Stallräume getrieben und so zusammengepfercht, dass nur der mit angezogenen Beinen am Stallpflaster sitzen konnte, der sich beim Betreten sofort irgendwo niederliess; denen es nicht gelang, die verbrachten stehend in der stichigen Stallluft die Nacht. Frühmorgens wurden wir von bewaffneten Posten wieder herausgetrieben, wobei, wenn es nicht rasch genug ging, von letzteren in die aus den Ställen eilenden Männer geschossen wurde. Dabei gab es Verwundete, die, auf den Kasernhof geschleift, sich selbst überlassen blieben, wo sie früher oder später daran zugrunde gingen. In der ersten Nacht mussten wir uns, wie wir am Hof in Reih, und Glied angetreten waren, auf die Erde niederlassen, mit dem Befehl, den Kopf nicht zu erheben, sonst würde der Betreffende sofort erschossen werden. In den folgenden Nächten hörten wir von Zeit zu Zeit die ganze Nacht hindurch Gewehrschüsse von den an den Stalltüren stehenden Wachtposten, die wahrscheinlich, das konnten wir nicht feststellen, nur willkürlich als Alarmschüsse in die Nacht abgefeuert wurden, oder, wie ich von anderer Seite gehört habe, gegen Deutsche gerichtet waren, die sich von ihrer Schlafstelle zur Latrine begaben.

Tagsüber war die Methode der Behandlung die folgende: In Gruppen von je 200-300 Mann zu zwei Reihen angetreten, mussten wir tagsüber stehen oder abwechselnd auf der Erde sitzen. Jetzt begann die sogenannte Sichtung. An jedem der folgenden Tage wurden Gruppen von stark oder minder belasteten Deutschen zusammengestellt (dabei war der Vorgang der Sichtung ein rein willkürlicher, da der tschechischen Sichtungskommission unter dem Vorsitz des bekannten Marek ein geringer Bruchteil der anwesenden Deutschen [und] nur vom Hörensagen bekannt war), indem aufgerufen wurde: «Wer bei der Wehrmacht war, oder bei dieser oder jener Gliederung, hat sich hier aufzustellen!» Dabei wurden Kalenderdaten rein willkürlich angegeben, die die an sich ganz verschüchterten Deutschen in vollkommene Verwirrung setzten, da sich die meisten unter ihnen, die sie plötzlich vernahmen, kaum mehr genau erinnern konnten, inwieweit diese Zeitangaben für sie Geltung hatten. Dass dabei viele der anwesenden Deutschen ganz verwirrt von der einen Gruppe zur andern liefen, weil sie oft nicht wussten, wie es gemeint war, war einzusehen. Die jeweils zusammengestellte Gruppe wurde dann vom Platz weg

entweder für einen Transport in das Straf- und Arbeitslager nach Brüx¹ oder in die Bergwerke nach Kladno oder anderwärts bereitgestellt.

Am dritten Tage wurden wir durch Svoboda-Soldaten und kommunistische Partisanen gezwungen, unsere sämtlichen Barmittel an Geld, sämtliche Wertsachen, wie Uhren, Ringe, Zigarettenspitzen und Etuis aus Silber oder Bernstein (selbst goldene Brillen wurden ihren Trägern von den Nasen genommen), kurz sämtliche einen Wert darstellende Gegenstände abzugeben, die in aufgestellte Körbe und Schachteln geworfen wurden. Viele der abgegebenen (geraubten) Sachen wurden bei den Wachmannschaften beliebte Feilschobjekte.

Fünf Burschen im Alter von 14–16 Jahren, die man beschuldigte, Gemüse aus dem nahen Kasernengarten gestohlen zu haben, bekamen vor unseren Augen 25 Peitschenhiebe auf nacktem Körper; nach einer Viertelstunde wurden sie an einer Mauer, 100 Schritte vor uns, erschossen. Während der folgenden Tage wurde z.B. aus einer Gruppe ehemaliger Wehrmichtsangehöriger immer jeder Zehnte an die Wand gestellt und auf diese durch einige Zeit hindurch Anschlagübungen mit geladenem Gewehr gemacht. Einige von den ehemaligen Wehrmichtsangehörigen, darunter ein Hauptmann, der gegen die Behandlung protestierte, wurde vor unseren Augen von Marek selbst erschossen. Bestattungskommandos zu je vier Mann hatten die Ermordeten am Kasernenhof in Müllhaufen zu verscharren. – In einem Stall, wo so viele hineingepfercht wurden, dass die meisten von ihnen stehend die Nacht verbringen mussten, kam es bei vielen zu organischen Erkrankungen und nervösen Störungen infolge Frischluftmangels (das eine kleine Fenster, das vergittert war, durfte nicht geöffnet werden). Die Türe zu diesem Stall zu öffnen, war den Eingeschlossenen verboten, da der davorstehende Posten nur bei dem geringsten Versuch zu öffnen schoss.

Während die übrigen teils in Straflager und Bergwerke, teils zur Bauernarbeit abtransportiert wurden, marschierte meine Gruppe (am 9. Juni) geschlossen denselben Weg nach Saaz zurück. Nur die Schwächsten wurden auf einem Lastauto nach Saaz gebracht. Wer auf dem Rückweg nicht mitkonnte, blieb im Strassengraben liegen. Unter den letzteren war auch der Pater Guardian des Kapuzinerklosters in Saaz, der infolge eines Herzleidens die Strapazen des Marsches nicht aushielt und sich, aus der Reihe tretend, in einem Strassengraben niederliess. Bei unserer Ankunft in Saaz erfuhren wir, dass er erschossen wurde.

Wir wurden in drei Lager aufgeteilt und zum Teil schwerster manueller Arbeit zugewiesen. Ich war im Lager Schwimmschule untergebracht. Wir bekamen zu Mittag fast täglich nur Kartoffelsuppe mit kleinen Brotrationen. Die Eintönigkeit des Lageressens verursachte Magen- und Darmerkrankungen. Man wollte an uns den Betrieb eines KZ-Lagers ausprobieren und schikanierte uns neben schwerer Tagesarbeit mit oft mehrmals am Abend durchgeführten Appellen, bei denen sich neben dem Lagerkommandanten, einer Person höchst zweifelhafter Herkunft, auch ein Kommissar der Saazer Kriminalpolizei, einst ein Deutscher namens Ströbel, jetzt eifriger Kommunist, hervortat. Er er-

¹ s. den nachfolgend abgedruckten Bericht Nr. 59.

schien fast täglich bei den Appellen, nahm sich Leute, die er angeblich von früher her kannte, heraus, warf ihnen ihre Vergangenheit vor und traktierte sie vor uns (wir mussten in strammer Haltung stehen) mit Schlägen ins Gesicht, mit Kostenzug und liess sie einsperren. Ständig wurden wir nach angeblich versteckten Waffen durchsucht; wurden bei diesen des Öfteren durchgeführten Leibesvisitationen oft nur ein Bleistift oder ein Taschenmesser gefunden, so wurde der Besitz dieser Dinge vom Lagerkommandanten mit ein oder mehreren Ohrfeigen unter gleichzeitiger Beschlagnahme derselben bestraft. Hatte der Betreffende einen Brief oder eine beschriebene Postkarte bei sich, so bezahlte er diese Tatsache mit Faustschlägen in den Magen oder mit den beliebten Fusstritten in die Aftergegend.

Ich sah Gerichtshäftlinge, die als Parteiangehörige besonderen Hassorgien der Tschechen ausgesetzt waren, wie sie halbverhungert im Laufschrift zur Arbeit getrieben wurden; von ihnen persönlich, wenn sie in unserer Nähe waren, erhielt ich Berichte über eine grausame, sadistische Behandlung in den Strafzellen. Am ganzen Körper voll Schlagwunden, durch nächtliche Verhöre seelisch vollständig zermürbt, erbettelten sie oft von uns etwas Brot.

Ich habe meine Wohnung, die ich am 3. Juni 1945 früh verlassen hatte, nie wieder mehr betreten. Meine Frau und Tochter verliessen diese endgültig am 13. Juni, nur mit dem notwendigsten Handgepäck, das kaum wenige Kilogramm betrug. Der Abzug der letzteren erfolgte keineswegs freiwillig, sondern wurde von den tschechischen Organen auf folgende Weise erzwungen. An diesem 13. Juni, zeitig früh, wurden die bisher noch in den Wohnungen verbliebenen Frauen und Kinder durch in den Häusern verteilte Flugzettel aufgefordert, sich, mit dem notwendigsten Gepäck und mit Proviant auf 3 Tage versehen, zwecks Arbeitszuweisung in die ehemalige SS-Kaserne zu begeben und dort zu melden¹. Ausserdem war angeordnet worden, neben Geld, Schmuck und anderen Wertgegenständen auch die Wohnungsschlüssel, mit genauer Adresse versehen, mitzunehmen. Letztere wurden den Familien in der Kaserne abgenommen und bald darauf allen jenen Tschechen, die aus den verschiedensten Teilen des Landesinnern nach Saaz als sogenannte Neusiedler kamen, ausgehändigt. Diese bezogen dann im Einvernehmen mit dem Národní Výbor (Nationalausschuss – die revolutionäre Oberbehörde der Stadt) die ehemals deutschen Wohnungen der Stadt. Passte einem der tschechischen Neusiedler die Wohnung nicht mehr, so trug er die in ihr von den Deutschen zurückgelassenen Kleider, Wäschestücke, Bedarfsartikel jeglicher Art, die ihm passend und geeignet schienen, in schweren Koffern verpackt aus dem Haus und liess sich eine ihm geeignet erscheinende neue zuweisen. Auf diese Art und Weise brachte man den deutschen Besitz (Wohnungen, Häuser, Liegenschaften Kapitalien und Wertgegenstände jeglicher Art), ohne an eine Entschädigung auch nur zu denken, mit einem Schlag in tschechische Hände.

Die deutschen Frauen und Kinder sassen als Bettler in den sogenannten Arbeitslagern, von ihren männlichen Angehörigen getrennt, die teils in den drei andern Lagern

¹ s. auch den Bericht Nr. 60.

der Stadt untergebracht waren, teils in Brüx oder Kladno als billigste Arbeitskulis buchstäblich ihr nacktes Leben bei elender Kost zu erhalten suchten. Das war die eine der üblichen Arten der Plünderung. Viele Wohnungen und die in ihnen verbliebenen Frauen und Kinder, deren Männer ja schon in den Lagern arbeiteten, waren aber schon vor dem 13. Juni d. J. Plünderungen bzw. persönlichen Behandlungsweisen ausgesetzt, die vielfach an die barbarischen Methoden früherer Jahrhunderte erinnerten. So erschien schon am 3. Juni das erstmal in meiner und in vielen anderen Wohnungen unserer Strasse (Jahnstrasse) Gruppen von plündernden Svoboda-Soldaten unter dem Vorwand, noch eventuell versteckte männliche Personen aufspüren und mitnehmen zu müssen. Dabei wurden die meisten weiblichen Inwohner in der gemeinsten Weise mit Waffen bedroht – wurde die Türe nicht sogleich von den geängstigten Frauen geöffnet, so feuerte diese Soldateska mit ihren Handwaffen einfach durch die Türe; so wurde die Augenärztin Frau Dr. Herzog beim etwas verspäteten Öffnen ihrer Haustür durch einen Lungenschuss ernstlich verletzt – in Ärgernis erregender Weise leibesvisitiert und sonstigen Drangsalierungen ausgesetzt. In unserer Wohnung erschienen nicht nur am 3. Juni, sondern auch an den folgenden Tagen des Öfteren kleine Gruppen dieser Marodeure und Plünderer, die die Räumlichkeiten in Anwesenheit meiner Frau und meiner 15jährigen Tochter nach Wertgegenständen, Kleidern und noch vorhandenem Schmuck durchstöberten, mit einer Holzhacke verschlossene Körbe und versperrte Koffer gewaltsam öffneten, durch wüste Drohungen und anzügliche Redensarten meine Frau (sie versteht die tschechische Sprache) teils einzuschüchtern, teils gefügig zu machen versuchten und schliesslich durch ihr rüdes Benehmen nicht nur meine Frau und Tochter, sondern auch die übrigen Frauen im Hause zur Flucht aus diesem zwangen. Völlig verängstigt und mit ihren Nerven vollständig fertig, kehrten nach längerer Zeit die Frauen nur zögernd in ihre Wohnungen zurück und warteten in banger Furcht und mit angespannten Nerven auf das mögliche Kommen neuer Plünderertrupps.

Das Lagerleben der in der ehemaligen SS-Kaserne untergebrachten weiblichen Insassen, deren Zahl anfänglich wohl einige Tausend betrug, bot keineswegs auch nur halbwegs geordnete Lebensbedingungen. Unzulänglich in seinen hygienischen Einrichtungen, weil keine ausreichenden Latrinenanlagen für so viele Menschen vorhanden waren; es kam vor, dass Personen beiderlei Geschlechts die halbverfallenen Latrinen der Wehrmachtszeit benützen mussten. Manche nicht ausgebaute und daher unbewohnbare Baracke konnte vor üblem Geruch kaum in der Nähe umgangen werden. Dabei die sommerliche Hitze, Scharen lästiger Insekten und Fliegen quälten die Menschen, besonders bei der Einnahme der Mahlzeiten. Infolge der unzureichenden Kost « es gab meist flüssige Nahrung und schlechtes Brot in kleinen Rationen – bereiteten die Frauen über improvisierten Koch- und Feuerstellen mannigfache Kartoffelspeisen zu (die Kartoffeln wurden tagsüber von den auf den Feldern arbeitenden Frauen mit ins Lager gebracht). Manche verkochten auch noch die spärlichen Reste ihrer Nahrungsmittel, die sie beim Abzug aus ihrer Wohnung noch gerade mitnehmen konnten. In den folgenden Wochen, besonders zur beginnenden Erntezeit, wurden immer mehr Frauen mit ihren

halbwegs zur Arbeit tauglichen Kindern in Gruppen zusammengefasst und zur täglichen Arbeitsleistung von früh 7 Uhr bis abends 18 Uhr bei den Bauern der umliegenden Dörfer eingesetzt. Nur wer vom Arzt als krank anerkannt war, durfte tagsüber in der Baracke Zurückbleiben.

In den Baracken hausten die Familien oft mit mehreren Kindern in grossen Räumen, die meistens keine Fensterscheiben besaßen, so dass bei eintretender kühler Witterung die dort Liegenden vor Kälte und Zug kaum schlafen konnten. Bettstellen gab es nur in einzelnen Baracken, der Grossteil schlief oft nur auf blankem Ziegel- oder Betonboden. Auch hier fanden tägliche Appelle meist in den Abendstunden statt, die, oft ohne dringenden Grund rein willkürlich angeordnet, als eine absichtliche Belästigung der Lagersassen angesehen werden mussten. Auch tauchte nach Wochen der berüchtigte Kommandant des Lagers Postelberg namens Marek auf, der auch hier unter den weiblichen Insassen bald als der bestgehassteste Mann galt. Jeden Tag zitterten die Frauen, was für den nächsten Tag an kleineren oder grösseren Quälereien auf der Tagesordnung stand. Die Folge davon war, dass sich viele freiwillig zur Abkommandierung aufs Land hinaus meldeten, um diesem Alldruck des ungewissen Schicksals zu entgehen, der auf der Seele jedes Einzelnen lastete.

Der Drang, aus dem Lager herauszukommen, verstärkte sich noch, als eines Tages früh folgendes Vorkommnis bekannt wurde. Bewaffnete Tschechen und Russen erschienen des Nachts in dieser oder jener Baracke, suchten sich unter den dort schlafenden Frauen beim Schein der Taschenlampen ein Opfer aus, das sie dann coram publico vergewaltigten. Eines dieser Opfer ist eine gewisse H. P. aus Saaz, im 16. Lebensjahr stehend, gewesen; das können alle Frauen bezeugen, die zwangsläufig Zeugen dieses Vorganges waren.

Um nur eine oder die andere Tagesszene aus diesem äusserlich scheinbar eintönigen, aber doch so nervenzerrüttenden Lagerdasein herauszuheben, sei hier folgendes angeführt: Die Lagerleitung war auf den Gedanken gekommen, die Kinder von den Frauen zu trennen. Man begründete diese Absicht damit, dass jetzt auch alle Mütter zur Arbeit herangezogen werden müssten und die Kinder deshalb, um sie besser beaufsichtigen zu können, von ihren Müttern getrennt in besonderen Baracken allein untergebracht werden sollten. Diese fadenscheinige Begründung sollte nur als Beruhigungsspiel wirken, die Wahrheit war, die Kinder unter diesem Vorwand wegzulocken und sie anderwärts zu deportieren. Schon wollten tschechische Soldaten dieses Vorhaben ausführen, hatten bereits die den Müttern geraubten Kinder zu einer gesonderten Gruppe zusammengetrieben, als unter dem Entrüstungssturm der standhaften deutschen Mütter und dem geängstigten Aufschreien ihrer bereits von ihnen getrennten Kinder das wahnwitzige Vorhaben des berüchtigten Lagerkommandanten ein vorschnelles Ende fand. Denn einige Mütter hatten sich bereiterklärt, eher [sich] selbst erschiessen zu lassen, als diesem grausamen Verlangen stattzugeben.

Ein anderes Ereignis, das in seinen Auswirkungen weiter über Saaz hinausging, als es seinen Urhebern lieb war, sei hier vermerkt. Die Art und Weise seines Verlaufes übertraf selbst in dieser Zeit der sogenannten «Revolution» alles bisherige, was ein abnormales Gehirn an Widerwärtigem ersinnen mochte. An einem Sonntagmorgen Ende Juni 1945 wurden sämtliche weiblichen Lagerinsassen mit ihrem noch vorhandenen Gepäck zum Appell befohlen. Ohne Frühstück eingenommen zu haben, warteten die in Sechserreihen Angetretenen auf weitere Anordnungen. Bald wurde bekannt, dass immer Frauengruppen von 60-70 Personen mit den Kindern in den grossen Küchenraum beordert wurden, wo sie von einer aus 8 Mann bestehenden, stark angeheiterten (es wurde aus Biergläsern Sekt getrunken) Soldatengruppe unter Führung eines Leutnants namens Farkas und des übelbekannten Marek einer Leibesvisitation unterzogen wurden, um ihrer noch vorhandenen Geldmittel, Schmuck oder Wertgegenstände, die noch verborgen gehalten wurden, beraubt zu werden. Die Frauen mussten sich dabei in Anwesenheit ihrer Kinder bis an die Grenze des Möglichen entkleiden (selbst die Unterwäsche wurde von den visitierenden Soldaten genauestens untersucht), während die Soldaten ohne Rücksicht auf das Schamgefühl der Frauen ihre öffentlichen Ärgernis erregende Tätigkeit mit höhnenden und anzüglichen Redensarten begleiteten. Um diese Szenen noch eindrucksvoller zu gestalten und gleichzeitig die verängstigten Frauen einzuschüchtern, wurden zwischendurch Pistolenschüsse abgefeuert und auch dem Alkohol kräftig zugesprochen. An dem wenig Wertvollen, das die Familien noch besessen hatten, bereicherten sich diese ehrenwerten Männer. Eine Frau, bei der im Rucksack ein alter Ehering gefunden wurde, der aus dem Schmuckpaket, das sie schon abgegeben hatte, unversehens herausgerutscht war, bedrohte man mit Erschiessen, indem ein Soldat auf sie den Revolver anlegte. In ihrer Todesnot bekam die Frau einen Schwächeanfall. Das Letzte an Wert- und Gebrauchsgegenständen hatte man abgenommen; es war so weit, dass viele Familien nicht mehr über ein Messer verfügten, um die Brotrationen untereinander aufzuteilen. Die Letzten wurden gegen Abend visitiert; solange dauerte diese Aktion. An diesem Tag hatte keine Person des Lagers eine Mahlzeit aus der Küche erhalten, da auch das gesamte Küchenpersonal zur Visitation mit angetreten war.

Die weiblichen Lagerinsassen der ehemaligen SS-Kaserne in Saaz wurden im Spätherbst und Winter 1945/46 teils in einer Schule, teils im Lager «Schwimmschule» untergebracht, während man die männlichen des letzteren mit ihren Familien in einer grossen Baracke zusammenpferchte. Infolge der einseitigen, meist flüssigen Nahrung und der nicht immer einwandfreien hygienischen Einrichtungen waren Bauchtyphus und Ruhrerkrankungen aufgetreten. (So waren in das Epidemiespital in Saaz allein aus dem Dorf Potscherad bei Saaz über 30 Fälle von Bauchtyphus, meist Frauen und Kinder, eingeliefert worden.) Ich selbst erkrankte an der Ruhr und lag zwei Monate im Krankenhaus, während meine Familie (Frau und Kind) bald da, bald dort als Tagelöhner bei Tschechen arbeiten musste. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus arbeiteten meine Familie und ich während der Monate September und Oktober im Einverständnis mit der tschechischen Lagerleitung als Tagelöhner bei einem tschechischen Grossgrund-

besitzer in der Nähe von Saaz, und wir waren froh, wenigstens auf diese Weise dieser lebendigen Gefangenschaft entkommen zu sein. Auf Grund eines Ansuchens meines Schwiegervaters, der als Österreicher sein Haus und Garten vor dem Zugriff tschechischer Behörden retten konnte, kamen wir nach Radonitz, Kreis Kaaden (unseren Heimatort!), wo wir Wohnung und Unterkunft fanden. Ich selbst war von November 1945 bis zum August 1946 beim Forstamt der Herrschaft Wuteritz als Waldarbeiter beschäftigt.

In dem genannten Städtchen Radonitz amtierte als Deutschenschreck der neuerannte Gendarmeriekommandant des Ortes mit Namen Machatschek, der als Vertreter der staatlichen Obrigkeit die Konfiskationsmassnahmen alles privaten Eigentums der ansässigen deutschen Bevölkerung in dem Sinne erledigte, dass er die Wohnungen begüterter Familien vorher aufsuchte und die für seinen Bedarf passenden und geeigneten Einrichtungsgegenstände ausmusterte. Als er für sich und seine Familie die geeigneten Wohnräume durch Delogierung einer deutschen Familie sichergestellt hatte, liess er durch Deutsche die für die Neumöblierung seiner Wohnung notwendigen Gegenstände bei den oben erwähnten Haushalten, soweit sie noch als solche anzusprechen waren, nach Bedarf abholen. Es konnte durch Augenzeugen festgestellt werden, dass die Wohnungseinrichtung des obersten Hüters der Ordnung im Städtchen aus verschiedenen zusammengewürfelten Möbelstücken mehrerer deutscher Familien bestand. In ähnlichem Sinne betätigten sich die übrigen Gendarmen (es waren ihrer für den kleinen Ort und seine Umgebung 8–10 Mann), indem sie kurzerhand die Wohnung ganz beschlagnahmten, sofern sie einem Deutschen mit kompletter Einrichtung gehörte, und die ausgeraubte Familie mit anderen, die das gleiche Schicksal hinter sich hatten, in irgendeinen grösseren Raum, der noch frei war, zusammenpferchten.

War infolge des ständigen Zuzuges tschechischer Neusiedler (die Leute entstammten meistens den niederen Schichten, den tschechischen Arbeiter und Kleinhäuslerkreisen, die mit wenig Gepäck ankamen, aber am nächsten Tag schon das Glück hatten, einen Hof, eine Wirtschaft, ein Haus oder zumindest eine deutsche Wohnung ihr Eigentum zu nennen; diese ganze Aktion kam natürlich dieser fanatisch-hussitisch-revolutionären Einstellung dieser Kreise sehr entgegen und konnte auf ihr Verständnis und Zuspruch rechnen) wieder eine Wohnung notwendig oder gefiel eine bereits gewählte nicht mehr, so mussten einfach die deutschen Familien, soweit sie ein Hindernis für diese «Beschlagnahme» bildeten, noch einmal übersiedeln, und zwar wieder unter Verlust dieses oder jenes Eigentumstückes. Es gab in diesem Ort (und man hatte sichere Nachricht, dass es anderwärts genauso gehandhabt wurde) deutsche Familien, die 3–4mal «herausgestellt» (wie diese amtliche Delogierung deutscherseits bezeichnet wurde) und in andere Räume eingewiesen wurden, bis sie soweit müde waren, dass sie sich, um diesem ungewissen Schicksal endlich zu entgehen, für den nächsten Aussiedlungstransport einfach freiwillig meldeten; und damit glaubte man auch tschechischerseits, den Endzweck dieser Aktion erreicht zu haben.

Dabei mussten alle Deutschen männlichen wie weiblichen Geschlechtes vom 15. bis 55. Lebensjahr (im Frühjahr, Sommer und Herbst auch sonntags) bei den neuen

tschechischen Siedlerfamilien, die jetzt als neue Herren in deren Haus und Eigentum schalteten und walteten, als Knechte und Tagelöhner arbeiten, wobei sie oft den Launen, Schikanierungen und einer willkürlichen Arbeitsentlohnung ausgesetzt waren. Nur die Deutschen, die als Arbeiter in den Kohlengruben beschäftigt waren, bekamen Schwerarbeiterkarten und Sonderzuteilungen an Lebensmitteln, Alkohol und Zigaretten, da man für die Kohleförderung von tschechischer Seite nicht genug Arbeitskräfte aufbrachte. Die neue Tschechoslowakei wird wohl einer der wenigen Staaten der Welt sein, die den deutschen Normalverbrauchern, mit Ausnahme der Schwer- und Schwerstarbeiter, amtlich den Bezug von Fleisch, Milch und Eiern (nur Brot, Zucker, Kaffee-Ersatz, eine geringe Menge Mehl und etwas Fettstoff) bis zur Aussiedlung vorenthielt. Ob die Lebensmittelzuteilung für die noch in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen nach dem vorläufigen Abschluss der Aussiedlung eine für diese günstigere Wendung genommen hat, entzieht sich augenblicklich meiner Kenntnis.

Es war z.B. den Deutschen verboten, von einer Ortschaft in die andere zu gehen; wurde eine Person von einem Gendarm ohne Erlaubnisschein dabei angetroffen, so zahlte sie 100-200 tschechische Kronen. Man sprang eben ganz willkürlich mit den Deutschen um. Manche Kommissare verboten den Deutschen in ihren Gemeinden den Kauf von Obst oder Gemüse. Dabei schwelgte die neu angesiedelte tschechische Bevölkerung infolge der guten Obst-, Gemüse- und Getreideernte des Jahres 1945 im Überfluss; viel Obst blieb unter den Bäumen liegen, das Gemüse blieb teilweise auf den Feldern liegen, Hackfrüchte wie Kartoffeln und Zuckerrüben blieben infolge Mangels an Arbeitskräften (der Grossteil der Deutschen ist ausgesiedelt) auf den Feldern, wurden nur teilweise eingebracht oder wurden eingeackert.

Nach einigen Bemerkungen über die nachteiligen Folgen der Vertreibung der Sudetendeutschen für die tschechische Landwirtschaft fährt der Vf. fort:

Den Deutschen war verboten: die Fahrt auf der Eisenbahn (nur in besonderen Ausnahmefällen und mit Erlaubnis der Gendarmerie war es möglich) und auf staatlichen Autobuslinien. Mussten Deutsche zu einem Spezialarzt in die nächste Stadt oder waren dorthin vor ein tschechisches Amt geladen, so musste die Strecke von dem Betreffenden zu Fuss zurückgelegt werden, mochte sie auch viele Kilometer betragen. Auch das Zeitunglesen kam für die Deutschen nicht in Betracht, da deutsche Zeitungen nicht erschienen. Auch der Besuch der Gaststätten war verboten.

Auch Fälle von Gräberschändung kamen in manchen Orten, wie z.B. in Liebotitz, Kreis Kaaden, vor. So wurden Kreuze von Grabsteinen gebrochen, Aufschriftentafeln aus Glas oder Marmor mit schweren Gegenständen zertrümmert, ganze Grabsteine umgelegt, Grüfte beschädigt. In manchen Gemeinden, wo die Zahl der Deutschen nur mehr gering war, wurden deren Verstorbenen irgendwo in einer Ecke des Friedhofes bestattet, obwohl die eigenen Begräbnisstellen (Grüfte) vorhanden waren. Kommunistische Kommissare duldeten dieses Treiben tschechischer Elemente.

Es folgen einige Reflexionen über die politischen Ereignisse im Sudetenland bis 1945.

Bericht des Kaufmanns E. M. aus Saaz.

Beglaubigte Abschrift (vom Vf. ergänzt u. bestätigt), November 1945, 8 Seiten, mschr.

**Die Internierung der männlichen Bevölkerung von Saaz im Juni 1945;
Zustände und Ereignisse im Konzentrationslager Nr. 28 in Oberleutens-
dorf bei Brüx; Austreibung der arbeitsunfähigen Lagerinsassen in die
sowjetische Besatzungszone Deutschlands Ende August 1945.**

Am Sonntag, dem 3. Juni, ab 7 Uhr früh, sprengten tschechische Reiter durch die Stadt und trieben die gesamte männliche Bevölkerung, gleich ob Krüppel oder Kranke, alt oder jung, auf den Marktplatz. Zu einer Kundgebung, wie es hiess! Mit Gewehrkolbenhieben, MP-Schüssen und Peitschenschlägen wurden wir empfangen. Am Marktplatz war bereits ein Panzerwagen mit bemanntem MG aufgestellt. Es gab die ersten Toten.

Nach Formierung eines Zuges in Sechserreihen zogen etwa 5'000 Männer von 13–65 Jahren aus unserer Stadt. Nur die wenigsten sollten sie wiedersehen, keiner mehr aber seine Wohnung.

Damals ahnte noch niemand von uns, dass mit dem Marsch nach Postelberg die «humane Aussiedlung» ihren Anfang nahm.

Nachdem in Postelberg die Funktionäre der NSDAP, Angehörige der SA, SS, NSKK, NSFK, Wehmacht, Polizei, Gendarmerie, Hilfspolizei usw. herausgezogen waren, um einer «besonderen Behandlung» zugeführt zu werden, wurden einige hundert von uns für lebenswichtige Betriebe nach Saaz, die übrigen in Arbeitslager verbracht¹.

Wir kamen am 6.6.1945 mit etwa 800-1'000 Kameraden, darunter auch 13jährige, in das Arbeitslager Nr. 28, Oberleutensdorf bei Brüx. Lagerkommandant war Karel Vlasak, unter «Zentrum-Karle» bekannt, da ehemaliger Kohlenarbeiter im Zentrumschacht Maltheuern bei Brüx.

Das Lager beherbergte früher Fremdarbeiter für das Hydrierwerk in Brüx und lag an der Strasse Brüx–Oberleutensdorf, etwa eine Stunde vom Werk entfernt. Die Einrichtungen waren gut: moderne Küche, Speisesaal, Gartenanlagen, Wasserleitung, Brausebad und Waschhaus.

Als wir die Autobusse verliessen und in das Lager einmarschierten, hagelten Schläge mit Gewehrkolben, Peitschen und Gummikabel auf uns nieder. Die tschechischen Posten, besonders die «Civilgarde», benahmen sich wie Rasende.

Wir waren starr vor Schreck. Fortsetzung der Hölle von Postelberg? Warum das alles? Was haben wir verbochen? Wir waren Deutsche, und das genügte!

So gingen wir durch das Tor des Lagers 28, das ungezählte Kameraden nur mehr als Tote verlassen sollten. «Bis der Kistendeckel auf der Nase drückt», wie uns gleich bei der Abnahme unserer Kleidung, die wir nie mehr wiedersahen, angekündigt wurde. Aus-

¹ vgl. hierzu Bericht Nr. 58.

geplündert waren wir bereits in Postelberg. Jetzt mussten wir auch noch die Schlüssel und die Dokumente abgeben. Wir erhielten Sträflingskleidung, alte Uniformen; als diese nicht mehr ausreichten, wurden die Anzüge mit gelber Ölfarbe beschmiert (Hakenkreuze und KT 28 = Konzentrationstabor = KZ-Lager 28)¹. Immer unter rohester Behandlung. Später wurden wir alle kahlgeschoren oder durch Haarschnitt arg entstellt («Autobahnen», «Hundefrisur» usw.).

Nach einigen Tagen wurden die 13-16jährigen Jungen in das Lager Nr. 17 überführt.

In unserem Lager befanden sich jetzt etwa 1'500 Mann aus Saaz, Brüx und Umgebung, auch einige Komotauer. Unser Lager wurde zu einer traurigen Berühmtheit, so wollte es der Ehrgeiz des Kommandanten Vlasak. Es herrschte ein System der Vernichtung durch Arbeit, Hunger und Mord.

Ich kam nach einiger Zeit in die Sanitätsbaracke. Meine Aufgabe war dort, die zusammengeschlagenen Menschen zu reinigen und die Ruhrkranken zu waschen. Zu diesem Zwecke hatten wir zwei grosse Holzbottiche aufgestellt, die als Badegelegenheit dienten. Der Arzt arbeitete in einem Nebenraum.

Besonders roh war die Behandlung in den ersten vier Wochen durch die Civilgarde. Ohne besonderen Anlass wurden die Menschen schwerstens misshandelt. So wurden eines Nachts alle Richter des Kreisgerichtes Brüx aus den Baracken geholt und mit dem gefürchteten Gummikabel (ca. 3 cm stark und 60 cm lang) geprügelt. Darunter 70jährige Männer (Landgerichtspräsident i. R. Bernhard Kunz, Landesgerichtsrat Balling, Landgerichtsdirektor Kuchler, Zentraldirektor der Kohlengruben Klepsch u.a.). Ein alter Mann aus Brüx, wegen seines langen weissen Bartes von uns «Nikolaus» oder «Vater Jahn» genannt, erhielt von einem Tschechen ahnungslos einen so heftigen Schlag ins Gesicht, dass er taumelte. Dann wurde ihm der Bart abgeschnitten. Kurze Zeit darauf starb «unser Nikolaus». Bei schweren Misshandlungen waren nicht immer Zeugen dabei. Das wurde schon so eingerichtet. Dazu waren die Bunker, Luftschutzstollen und vor allem die Nacht da. Wir sahen aber dann die Folgen: Auf Tragbahnen wurden Kameraden gebracht, noch blutend, bewusstlos, mit bis zur Unkenntlichkeit geschwellenen Gesichtern, mit Rippenbrüchen, losgeschlagenen Nieren. Die Rücken zeigten blutige Muster von der Bearbeitung mit Stahlruten. – Der Arzt sollte helfen! Narkotika gab es keine, wie überhaupt soviel wie nichts vorhanden war. Darüber später. Absude von im Lager gesammelter Arnika sollten den zerschlagenen Körpern Heilung bringen. Mehrmals kam es aber vor, dass Posten nachts in die Sanitätsbaracke kamen und einen Menschen holten, den sie tagsvorher halbtot geschlagen hatten. Solche Kameraden sahen wir dann nie mehr wieder. Auf den noch blutfeuchten Holzwollensack wurde schon vormittags ein anderer Kamerad gelegt.

Ein etwa 50jähriger Mann (Josef Körbel, stammend aus Saaz), der die Tschechen wegen seiner Belebtheit gereizt hatte, wurde Tage hindurch oftmals geprügelt. Wäh-

¹ Nach einem Bericht von Dr. Karl Grimm (Original, Dez. 1950, 60 Seiten, mschr.: Teilabdruck unter Nr. 99), der auch im KT 28 eine Zeitlang als Lagerarzt tätig war, lautete die offizielle tschechische Lesart Kami Tabor = Straflager.

rend der Mann auf den Arzt wartete, sickerte das Blut aus dem Hosenboden über den Sessel herunter. Er starb nach wenigen Stunden.

Die Civilposten, alle mit MP bewaffnet, nahmen sich das Recht, in der Krankenbaracke selbst Visite zu machen. Dann holten wir so rasch als möglich unseren deutschen Lagerarzt. Eines Tages liess sich so ein Posten die Tuberkulosekranken zeigen und fragte, ob diese arbeiten könnten. Als dies der Arzt verneinte, befahl er kurz: «Fertigmachen!» Dazu kam noch ein 60jähriger Mann, der infolge Prügel an Gleichgewichtsstörungen litt und den Verstand verloren hatte. Sie wurden aus dem Lager geführt, der 60jährige Mann auf einen zweirädrigen Karren geladen und nachgefahren. Gegen Abend wurden diese armen Menschen erschossen. Ausserhalb des Lagers sind sie verscharrt.

Der Vf. führt hier Namen und. Daten dieser 5 ermordeten Männer an.

Der «Herr Kommandant» machte daraus gar kein Geheimnis und drohte manchem von uns, der nicht schnell genug arbeitsfähig werden «wollte», mit einer unmisverständlichen Bewegung des rechten Zeigefingers.

Es folgen Namen und Daten von weiteren 2 Männern, die zusammen, mit 3 anderen Unbekannten ermordet wurden, und von 15 Männern, die nach schweren Misshandlungen im Lager und an Erschöpfung gestorben sind.

Die Vorgenannten waren mir fast alle persönlich bekannt. Das Lager war ziemlich gross und bestand aus weitverteilten Objekten. Ein Beisammenstehen oder Umhergehen im Lager war strengstens verboten. Es wurden uns daher nicht alle Ereignisse und Todesfälle bekannt. Viele schwere Misshandlungen wurden aus Angst vor weiteren verschwiegen. Mussten sich die Kameraden an den Arzt um Hilfe wenden, so gaben sie Kohlenverschüttungen oder Ähnliches als Ursache der Verletzung an. Besonders, als die Prügel mit dem Gummikabel offiziell verboten war.

Kameraden, die ausserhalb der Sanitätsbaracke starben, zu Tode geprügelt oder erschossen wurden, kamen auch nicht auf den Friedhof, sondern sind ausserhalb des Lagers, an der Südwestecke, verscharrt. Wir wussten gut zu unterscheiden, was in der Nacht Schreckschüsse oder «Liquidierungen» waren. Übrigens sahen wir dann am frühen Morgen, an genannter Stelle, das Graben von Gruben.

Den Mannschaftsstand des Lagers kannte nicht einmal der Kommandant genau. Er war Herr über Leben und Tod von ca. 1'500 Deutschen. Kleinste Verfehlungen wurden manchmal mit Erschiessen bestraft. So nahm ein Mann einmal ein Stückchen Leder aus dem Werk mit in das Lager, um seine Schuhe zu flicken. Bei einer der üblichen Leibesuntersuchung wurde es gefunden. Der Mann musste sich vor angetretener Mannschaft nackt ausziehen, auf einen Sandhaufen knien und wurde erschossen.

Wieviel Menschen in den ersten 5–6 Monaten starben oder umgebracht wurden, kann nicht annähernd gesagt werden.

Arbeit und Arbeitszeit: Wecken 4 Uhr früh, oft schon um ½ 4 Uhr, Schlafenszeit ab 22 Uhr! Während dieser Zeit wurden die Menschen gejagt, mussten stundenlang stehen

oder wurden gequält, niemand durfte auf seiner Pritsche liegen. Der etwa 4 km lange Marsch in das Hydrierwerk¹ und zurück bedeutete eine weitere Qual. Die Lederschuhe waren uns abgenommen worden, die Holzschuhe verursachten schmerzhaft Wunden. Ohne Rücksicht auf Alter und Gebrechen mussten wir im Gleichschritt marschieren. Dazu mussten deutsche und auch tschechische Lieder (Koline ..)² gesungen werden. Wer nicht mitsingen konnte, besonders bei den tschechischen Liedern, wurde mit Gummikabel, Peitschen und Gewehrkolben «behandelt». Geprügelt wurde bei dem Einmarsch in das Werk, während der Arbeit im Werk, bei dem Rückmarsch und im Lager erst recht. Einfach immer. Tag und Nacht. Kopfbedeckung war weder bei Sonnenglut noch Regen erlaubt (kahlgeschorene Köpfe!).

Die Arbeiten im Werk waren partienweise eingeteilt und zum grossen Teil recht schwer, so: Bahnoberbau, Ausladearbeiten, Kabelverlegungen, Abtransport von Maschinen, Aufräumungsarbeiten, Arbeiten mit Teer, auch Ausgraben von Bombenblindgängern (zu dieser Arbeit war einmal Oberlehrer Reut von Johnsdorf befohlen). Bis auf die letztgenannte Arbeit erfolgte jede andere unter ständigem Antreiben mit dem Gummikabel.

An Sonn- und Wochentagen Arbeitszeit: von 6 Uhr früh bis 12 Uhr mittag, 13 Uhr bis 18 Uhr. Nach Rückkehr von der Arbeit die gefürchteten Leibesvisitationen, die wie schon erwähnt immer mit Prügel und Auspeitschungen verbunden waren. Später musste die Lagerpolizei (drei ausgewählte Deutsche) die Auspeitschungen vornehmen. Bei Schichtwechsel am Samstag betrug für die Nachtschicht die Arbeitszeit 18 Stunden, von 6 Uhr abend bis 12 Uhr mittag. Dauerläufe und im Lager Umhermarschieren, oft unter Absingen von Liedern, (mit Prügel natürlich) füllten die Zeit vor und nach der Essenausgabe aus. Der vorhandene grosse Speisesaal durfte nicht benützt werden. Wir mussten, an den Küchenschaltern vorbei, durchmarschieren. Bei Wind und Wetter standen wir hinter dem Speisesaal im Freien und verschlangen hungrig aus dem Blechnapf das magere Essen. Dafür spielte im Speisesaal ab August eine kleine Kapelle. Die Musik war bis auf die Strasse zu hören!

Für eine Reinigung des Körpers oder der einzigen Garnitur Wäsche, die jeder seit unserer Einlieferung auf dem Körper trug, blieb natürlich keine Zeit. Verlausung war die Folge. Erst im August wurde eine Wäscherei und eine Entlausungsanlage eingerichtet.

¹ Das Hydrierwerk Maltheuern war Anfang des Krieges erbaut worden, für die hier von deutscher Seite eingesetzten «Fremdarbeiter» und Kriegsgefangenen wurden in der Umgebung mehrere Arbeitslager errichtet. Als nach dem Ende des Krieges die Fremdarbeiter abgezogen waren, wurden nun von tschechischer Seite die in systematischen Internierungsaktionen zusammengetriebenen Deutschen aus den benachbarten Städten und Ortschaften auch in die Arbeitslager des Hydrierwerkes geschafft.

Neben KT 28 gehörten dazu noch das Internierungslager 27, 31/32 bei Maltheuern, das dem Hydrierwerk gegenüberliegende Jugend- und Frauenlager 17/18, Lager Rössel und Lager 37 bei Brüx und die sog. Wohnlager 22/25 bei Nieder-Georgenthal und 33/34 bei Rosenthal. Zusammen mit einer Reihe weiterer Lager, deren Insassen im Bergbau eingesetzt wurden, gab es im Kreis Brüx über 30 solcher Arbeitslager. (Nach dem Bericht von Dr. Karl Grimm.)

² «Koline, Koline, jses na herzké rovině...» (Kolin, Kolin, du stehst auf einer schönen Ebene ...), tschechisches Volkslied.

tet, es fehlte aber an Wäsche. Zahnbürsten und Seife waren uns fast 8 Wochen lang unbekannte Gegenstände. Dass die gefürchteten Nachtkontrollen unter solchen Umständen immer Anlass fanden, wegen Unsauberkeit der Füße oder Wäsche (!) zu prügeln, ist selbstverständlich.

Invaliden und arbeitsunfähige Kranke wurden mit leichter Arbeit im Lager beschäftigt. In den Baracken lagen auch drei 80jährige Männer aus Brüx.

Verpflegung: Abwechselnd 200-300 Gramm Brot, ½ Liter schwarzer Kaffee morgens, Dörrgemüsesuppe mittags, Dörrgemüsesuppe abends. Das war in den ersten 8 Wochen alles. Der Hunger und die geschilderten Verhältnisse führten zu einem rapiden Kräfteverfall aller Lagerinsassen. Männer, die sich zu den Latrinen begeben wollten, brachen auf dem Weg dorthin zusammen. Es waren wandelnde Skelette, die sich aus den Krankenbaracken über den Platz schlepten.

Als sich die Leitung des Hydrierwerkes aus Leistungsgründen für eine bessere Verpflegung einsetzte, es erschien auch zweimal eine russische Kommission, war die Verpflegung für Tage besser. Auch unser Lagerarzt Dr. G. richtete ohne Rücksicht auf seine Person eine ernste Eingabe an das Militärkommando und erklärte, dass in naher Zeit die Hälfte der Männer zugrunde ginge, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern würden. Daraufhin wurden den Suppen Frischgemüse, Bruchweizen¹ und auch neue Kartoffeln zugegeben. Meistens aber blieb es bei alten, angefaulten Kartoffeln, die ungeschält in Streifen geschnitten in die Suppe getan wurden. Wir suchten uns vom Müllhaufen Abfälle, assen Kaffeesatz, Löwenzahnpflanzen und ähnliches Unkraut. Nach der Eingabe unseres Arztes erhielten die Kranken, d.h. also die Arbeitsunfähigen, zweimal wöchentlich etwas Margarine, auch wurden 50 Gramm Fleisch pro Woche versprochen. Dafür erhielten wir verdorbene Rindermägen in die Suppe geschnitten. Ab Mitte August wurde die Verpflegung etwas besser.

Besondere Rohheiten waren Schläge mit dem Gummikabel auf die Halsmuskeln, Fusstritte in die Geschlechtsteile. Ein Brüxer Eisenbahner wurde so heftig getreten, dass in der Schambeuge eine 10 cm lange und 1 cm tiefe Wunde entstand. Bei Bewusstlosigkeit half der Wasserkübel. Bei der Abfuhr der Fäkalien musste das Fass gestrichen vollgefüllt werden. Den Wagen zogen 4–5 Mann an einem Seil, 6 Mann mussten rückwärts anschieben. Die Strasse aus dem Lager war ziemlich ansteigend. Unter Gebrüll der Tschechen und Schiessen mit der Maschinenpistole wurde nun Laufschrift kommandiert: In grossem Bogen ergoss sich die Jauche auf die rückwärts anschiebenden Kameraden. Es gab keine Seife, kein Handtuch, nur die Wäsche und die Kleidung, die jeder auf dem Körper trug. Gefürchtet waren auch Dauerläufe auf Händen und Füßen unter dauernder Misshandlung mit Fusstritten und Schlägen; ebenso bei Dauerlauf durch das Lager, [das] Schiessen vor, hinter, auch in die Kolonne. Wurde ein Mann getroffen, schrie der Posten nur: «Vier Mann!» Diese trugen den Verwundeten zum Arzt.

¹ wahrscheinlich aus der Dreschmaschine, jedenfalls zerkleinerter Weizen. (Anm. des Vf.)

Der Empfang für Neuankommende bestand in der Regel darin, dass sich die Kameraden mit erhobenen Händen und mit dem Gesicht einer Mauer zugewendet in die Sonne stellen mussten. Stundenlang. Vorbeigehende «Soldaten», auch der Herr Velitel (Kommandant) stiessen je nach Laune mehr oder minder heftig mit der Faust gegen den Hinterkopf. Die Folge waren gebrochene Nasenbeine und heftige Blutungen. Bei Bewusstlosigkeit half der Wasserkübel. Mancher Soldat mit englischen, russischen, amerikanischen Entlassungspapieren in der Tasche erfuhr solche Behandlung.

Krankheiten: Folgen nach schweren Misshandlungen, z.B. Rippenbrüche, Nierenschäden, Herzschäden, eiternde Wunden, Wasserbeine; Folgen allgemeiner Erschöpfung, Phlegmonen, Hungerschäden, Ruhr, Furunkulose.

Der Kräfteverfall war bei der langen Arbeitszeit und der schlechten Ernährung rapid, zumal es sich bei den Lagerinsassen um solche Deutsche handelte, die wehruntauglich oder nicht mehr wehrpflichtig zu Hause geblieben waren. Also alte und kranke Menschen. Ruhende Tbc-Fälle wurden aktiv.

Ärztliche Versorgung: Die Sani-Baracke musste erst wieder eingerichtet werden. Drei deutsche Ärzte gaben sich die grösste Mühe, mit den vorhandenen Mitteln zu helfen. Es fehlte aber praktisch an allem. So musste z.B. als zusätzliches Verbandsmaterial bei stark nässenden Phlegmonen altes Zeitungs- und Packpapier verwendet werden, das erst auf dem Lagerhof zusammengesucht wurde. Bis Mitte August wurde mit Rasierklingen operiert, da kein geeignetes Messer vorhanden war. Ein bis höchstens drei Thermometer für etwa 250 Kranke. (Mehr durften nicht krank werden, oder es mussten dafür andere «gesund» werden. Diese Zahl bestimmte der Herr Velitel-Kommandant.) Zum Pulszählen musste ein Pendel benützt werden, eine 1 m lange Schnur, daran ein Stein befestigt. Zwei Ausschläge zählte ich als eine Sekunde und danach den Puls. Bezeichnenderweise besass unter den 1'500 Deutschen keiner mehr eine Uhr. Erst nach 4 Wochen, also Anfang Juli 1945, konnten Schwerkranke mit Aussicht auf Besserung in das Krankenhaus nach Brüx gebracht werden, Zahl beschränkt, später nur soviel, als «arbeitsfähig» in das Lager zurückentlassen werden konnte.

Die Behandlung im Brüxer Krankenhaus war durch die deutschen Ordensschwestern und auch weltlichen Schwestern rührend gut. Aber auch die der tschechischen Ärzte, das müssen wir ausdrücklich hervorheben, war trotz besonderer Vorschriften gut und menschlich.

Seelsorge: Mitte Juli wurde dem ehemaligen katholischen Priester von Gebirgsneudorf im Erzgebirge gestattet, vor dem offenen Leichenwagen, der jeden Abend die Toten abholte, Gebete zu sprechen. Der Leichenwagen war ein rotgestrichener alter Postwagen. Darauf stand mit Kreide geschrieben (in tschechischer Sprache): Beerdigungsanstalt. Dahinter ein grosses Fragezeichen! In dem ehemaligen grossen Speisesaal hatten wir einen Altar errichtet. Der Priester durfte dort ab Mitte Juli an wenigen Sonntagen für die Kranken die hl. Messe lesen. Besonders ein Posten benahm sich während der Messe und auch dem Priester gegenüber in der ordinärsten Form. Später musste der Priester die Rote-Kreuz-Binde ablegen und ebenfalls ins Werk schwer arbeiten gehen.

Die Aussiedlung: Fast täglich wurden Deutsche, die teils auf der Strasse oder in den Städten zusammengefangen wurden, in das Lager gebracht. Platzmangel zwang zur Entlassung. Inzwischen war die Zahl der vollkommen Arbeitsunfähigen auf 200 angewachsen. Ende August ging der erste Transport Kranker, Amputierter, Schwerkriegsbeschädigter in Autobussen an die Grenze. Dort wurden wir, vollkommen erschöpft, völlig mittellos, in alten Uniformen, in Sträflingskleidung, zerrissenen, mit Ölfarbe beschmierten Kleidern, noch ein Stück von der Grenze landeinwärts getrieben, immer mit dem Knüttel bedroht. Todkranke und Sterbende mussten mitgeschleift werden, weil zum Tragen wir selbst zu schwach gewesen waren.

Es folgen die Namen von 4 Männern, die gestorben sind.

Dann verliess uns der tschechische Soldat.

Wir waren ausgesiedelt! «Human ausgesiedelt», wie von höchster tschechischer Stelle wöchentlich wenigstens einmal der Welt versichert wurde.

Benes: «Die Aussiedlung der Deutschen erfolgt mit der gewohnten Rücksicht»;

Fierlinger (Ministerpräsident): «Die Grenzen der Humanität werden nicht überschritten.»¹

Als wir bei dem Ausmarsch aus dem Lager 28 noch einmal den Blick zurückwendeten, konnten wir über dem Torbogen in grossen Buchstaben den Wappenspruch der Tschechen lesen: «Pravda vitez!» (Die Wahrheit siegt). Zu beiden Seiten wehten tschechische Staatsfahnen².

¹ Die hier wiedergegebenen Äusserungen des Staatspräsidenten Benes und des Ministerpräsidenten Fierlinger sind offenbar nach Pressemeldungen zitiert. Herkunft und Worttreue der Zitate liessen sich nicht belegen. In inhaltlicher und sinngemässer Zusammenfassung entsprechen sie aber nachweisbaren Äusserungen der führenden tschechischen Politiker, in denen diese zur Frage der Behandlung der Sudetendeutschen, zumeist mit Bezug auf die Kritik im westlichen Ausland, damals Stellung genommen haben. So erklärte z.B. Fierlinger, nach einem tschechischen Zeitungsbericht vom 29. August 1945, vor der Presse in Brünn: «dass man sich bemühe, das Problem der Deutschen und ihres Abschubes in einer kultivierten Weise und keineswegs brutal mit Konzentrationslagern und durch das Kopieren der Methoden zu lösen, die die Nazisten gebrauchten, und dabei Rücksicht auf Frauen und Kinder zu nehmen. Wir werden nichts versäumen, auch nicht in gesundheitlicher und ärztlicher Beziehung. Der deutschen Bevölkerung wird Gelegenheit zur Arbeit gegeben, damit sie tatsächlich zum Wiederaufbau beitragen kann und ihre Kräfte in einer Weise ausgenützt werden, die der kulturellen Höhe unseres Volkes entspricht. Besonders jetzt geschehe alles unter der Aufsicht der Behörden, und unser Volk bemühe sich, die Probleme so zu lösen, wie es das Ausland erwarte. Wenn aus dem Ausland Stimmen zu hören sind, dass man nicht wisse, was man hinter dem ‚Eisernen Vorhang‘ tue [offenbar mit Bezug auf die erste Rede Winston Churchills als Führer der Opposition im Unterhaus, worin dieser, auch hinsichtlich der Ausweisung der Sudetendeutschen, die Befürchtung äusserte, dass sich «eine Tragödie ungeheuren Ausmasses hinter dem Eisernen Vorhang abspielt, der jetzt Europa in zwei Teile teilt»; s. a. Einl. Darst., S. 82 Anm.], so könne man dies nicht auf die tschechischen Länder applizieren. Nunmehr geschehe niemandem überflüssigerweise Unrecht und man achte darauf, dass den Deutschen alles gerecht zugemessen wird.» (Übersetzung aus dem tschechischen Original.)

² Wie die Berichte immer wieder bestätigen, hat man auf tschechischer Seite oft bewusst die Praktiken und Methoden in den Konzentrationslagern des NS-Regimes kopiert, in diesem Falle offenbar auch den Zynismus, Staatsembleme und einen solchen Leitspruch am KZ-Lagertor anzubringen.

Erlebnisbericht der Hausfrau E. D. aus Saaz.

Original, 27. Juli 1947, 7 Seiten (Din A 5), hschr.

**Die Internierung der weiblichen Bevölkerung von Saaz am 13. Juni 1945;
Abschub der arbeitsunfähigen Frauen und Mütter mit mehreren Kindern
Ende Juli 1945; Verhältnisse im Internierungslager bis zum Beginn der
Ausweisungsaktion im Frühjahr 1946.**

Am 13. Juni 1945 wurden wir in der Früh, um 5 Uhr schon, aus dem Schlaf geweckt. Die tschechischen Posten liefen von einer Gasse zu der andern, und im Nu war die ganze Bevölkerung der Stadt Saaz in Bewegung. Die Anordnung war, 'das Geld, den Schmuck, alle Wertpapiere, Arbeitskleidung, für 3 Tage Essen und 25 kg Gepäck nehmen; wir gehen auf drei Tage in die SS Kaserne, nach 3 Tagen könnt ihr wieder Heim gehen. Nie mehr durften wir heim, nie mehr unsere Wohnung betreten. So ging unser Trauerleben an. – Am 3. Juni 1945 hiess es, alle Männer von 13 bis 65 Jahren müssen an Ringplatz zu einer Kundgebung; nie mehr kamen sie zurück, sie wurden nach Postelberg getrieben, geschlagen, gepeitscht und gemartert, viele wurden ganz erschlagen¹. 3 Tage bekamen sie nichts zu essen und nichts zu trinken und nachher nicht viel. Auf's Grausamste wurden sie gemartert. Viele Frauen wissen heute noch nicht, wo ihre Männer und Kinder sind; es ist traurig, aber wahr. Mein Sohn mit 14 Jahren war auch dabei, er bekam auch Hiebe wegen nichts und wieder nichts. Im Oktober 1945 erfuhr ich erst, wo mein Sohn ist, er war in Dubschen² auf einem Bauernhof und musste dort schwer arbeiten; zum anziehen hatte er nur das, was er am Leibe hatte. Mein Mann war bei der Wehrmacht, ich wusste nichts von ihm, ich war mit meinem kleinen Mädcl von 7 Jahren in der SS Kaserne.

Am 13. Juni mussten wir in der Kaserne alles abgeben, Sparbücher, Geld, Schmuck, Ehringe, Wertpapiere und die Schlüssel von den Wohnungen. Von jetzt an waren wir eingesperrt. Zusammen gefächert, dass man es gar nicht schildern kann. Die Kinder schrien alle nach heim, es war furchtbar. Zu essen bekamen wir nichts. Das Brot, das wir hatten, reichte nicht aus für 3 Tage, so mussten wir halt hungern. Nach 3 Tagen bekamen wir essen, aber nicht viel und alles ohne Salz. Das Essen bestand aus Früh schwarzer Kaffee, Mittags und Abends eine Suppe. 10 dkg³ Brot pro Kopf, zum grösstenteils alles ungesalzen. Wir mussten arbeiten gehn, geführt wurden wir von Posten, niemand durfte allein gehn. Das Tratuar durften wir nicht betreten, wir mussten immer in der Strasse gehen zu zwei. Als wir abends müde heimkamen, so hiess es alle Tage antreten zum Appell, kein Tag verging ohne Appel. Sonntags durften wir nicht arbeiten gen, es hiess in der Früh um 5 Uhr alles antreten mit dem ganzen Gebäck; den ganzen Tag mussten wir in der Sonne stehn, bekamen nichts zu essen und nichts zu trinken. Am schlimmsten war es für die Kinder. Abends 10 Uhr musste jeder auf seinen Platz gehn.

¹ vgl. hierzu Bericht Nr. 58, S. 298 ff.; Nr. 59, S. 307 ff.

² Dubschan, Kr. Saaz.

³ 10 Dekagramm = 100 g.

– Einmal hatten wir eine Nacktkultur. Als wir eines Sonntags wieder gestanden sind, so kamen immer 50 Personen in einen Raum. Wir mussten sich ganz Nackt ausziehen. Be-groffen wurden wir von allen Seiten, auch unten wurde hingegroffen, ob nicht jemand etwas versteckt hätte. Es wurden uns viele Kleidungsstücke, die Messer, Scheren und Bleistifte weggenommen. So, und jetzt waren wir noch ärmer als wie die Bettler. Später wurde etwas mehr Raum.

Ende Juli schickten sie Tranzporte fort: die alten Leute von 60 Jahren auf wärts und die Frauen mit kleinen Kindern, auch die Frauen von 3 Kindern auf wärts, es waren auch Frauen [mit] 2 Kindern darunter; das waren für die Tschechen un nütze Fresser. Mit nichts wurden sie über die Grenze geschoben. Kein Teufel hat sich dann um sie geküm-mert. Viele begingen Selbstmord, einige starben vor Hunger. Hin und wieder kam einer zurück ins Lager. Wir wurden dann oft in andere Lager verschoben, aber jedes Lager wurde schlechter.

In der oberen Schule am Turnsall war ich gelegen. 275 Personen. In den engen Bet-ten mussten wir immer zu 2 liegen, ob wir zusammengehörten oder nicht. Die schmalen Gänge, es konnte einer dem andern fast nicht ausweichen. Die Wände und Decken waren voll Schimmel, es hat einen gekraust, so ein Leben zu führen. Die Zigeuner lebten bes-ser. Läuse, Ungeziefer, Krankheiten, Ausschlag gab es in Hülle und Fülle; von einen waschen war keine Rede. Viele Frauen und Kinder wurden beschimpft und geschlagen. Bei jeder Kleinigkeit wurden wir bestraft.

Wir haben gesehen, wie die Tschechen aus der Inneren der Tschechei kamen, mit leeren Koffern und Taschen, paar Fuss und zerrissen. Als sie abends wieder wegfuhrten, so waren sie in grössten Staat angezogen, von Kopf bis zum Fuss. Mit vollen Koffern und angestampften Säcken haben sie alles unser mühsam erspartes Gut fortgeschafft. – Mein Mann erfuhr dann, dass ich in Lager bin. Er schrieb mir, bekam aber nur das leere Guver, weil er mir Deutsch schrieb. Wir durften nur eine Karte mit 25 Zeilen, tsche-chisch geschrieben, im Monat schreiben. Eines Tages wurde ich bestraft, weil mir mein Mann eine Adresse schrieb, an die ich schreiben soll; ich kam im Schweinestall.

Nach einem ⁸/_< Jahr des herrlichen Lagers kam ich mit meinen 2 Kindern zum Tranzport; wir wurden wieder untersucht, wer noch ein gutes Stücke hatte, das wurde ihm noch genommen, auch Geld. Wir bekamen dann 200 Mk¹ und wurden nach Bayern geschoben. Mit gar nichts, keine Betten, keine Wäsche, kein Geschirr, keine Uhr, mussten wir unsere schöne Heimatstadt Saaz verlassen.

Die Vfn. beendet ihren Bericht mit einigen Reflexionen über die Vertreibung.

¹ Mark, Reichsmark.

Erlebnisbericht des Lehrers Willibald Ullmann aus Neudek,
Original, 31. März 1955, 5 Seiten, mschr.

Die Lebensverhältnisse einer Familie in Neudek; ihre Flucht in die amerikanisch besetzte Zone des Sudetenlandes und weiter nach Westdeutschland.

Einleitend schildert der Vf. kurz seinen Lebenslauf und erwähnt, dass er das Amt für Volkswohlfahrt (NSV) in Neudek leitete.

Die Bevölkerung meiner Heimatstadt war im Kriege von 9'000 bis zu 14'000 angewachsen. Dieser Zuwachs kam von den Evakuierten aus dem Ruhrgebiet, aus Leipzig und Berlin und von der Verlegung einiger Rüstungsbetriebe aus dem Altreich, ferner Kriegsgefangenen und Ostarbeitern. Zuletzt kamen auch noch Evakuierte aus Ober- und Niederschlesien dazu. Die Leute waren unterzubringen, und die NSV trug einen Grossteil dieser Aufgabe. Als Lehrer wurde ich nicht mehr in Anspruch genommen. Zuerst gab es ja nur manchmal Kohleferien. Als aber die Schulen als Flüchtlings- und Durchzugslager eingerichtet werden mussten, hörte der Unterricht ganz auf.

Gegen Ende April hatten die Amerikaner Karlsbad und Graslitz besetzt¹. Durch Neudek kamen täglich nur Streifen in ihren Jeeps. Ein amerikanischer Offizier hielt auch einmal eine Ansprache auf dem Marktplatz. Zum Zeichen der Ergebung mussten alle weisse Fahnen hissen. Die Eisenbahn von Karlsbad über Neudek nach Schwarzenberg verkehrte noch.

Kurz vorher waren kleinere Wehrmachtsteile durch unsere Gegend zurückgeflutet, noch in guter Ordnung; dann aber auch Versprengte, einzeln und in Trupps. Diese strebten zur Eisenbahn nach Sachsen und berichteten schon, dass sie von tschechischen Partisanen beschossen worden seien. KZler aus Sachsen durchzogen die Stadt in Richtung Osten, kriegsgefangene Russen und ukrainische Ostarbeiter wurden dorthin abgeschoben. Aus dem Osten kamen neue Trecks: schlesische Bauern mit bei ihnen beschäftigt gewesenen französischen Gefangenen, denen vor den Russen graute. Die NSV beriet, vermittelte, unterstützte wahllos alle, die in stetigem Strome vorsprachen, Landratsamt und Rotes Kreuz taten desgleichen.

In dieser Zeit kam auch seine Tochter Gertrud aus Bautsch im Ostsudetenland, wo sie als Lehrerin wirkte, heim. Sie kam zu Fuss von Karlsbad nach Neudek, weil der dortige Bahnhof durch Bombenangriff zerstört war. Ihre Habseligkeiten, als Reisegepäck aufgegeben, waren verloren. Bald darnach flüchtete auch mein Schwager Edi Tarant aus Fischern, das die Ami den Russen überlassen hatten², zu mir nach Neudek. Er

¹ Obwohl die Amerikaner bereits am 2. Mai in Elbogen, etwa 10 km südwestlich Karlsbad standen und die deutschen Behörden zu einer kampflosen Übergabe der Stadt bereit waren, kamen nur einzelne amerikanische Patrouillen bis nach Karlsbad. Die amerikanischen Truppen besetzten erst am 14. Mai den links der Eger gelegenen Stadtbezirk Fischern, nachdem die Rote Armee am 11. Mai in Karlsbad einmarschiert war; vgl. hierzu die Berichte Nr. 19; Nr. 20; Nr. 127.

² Die amerikanischen Besatzungstruppen räumten Fischern wieder am 24. Mai 1945; vgl. Bericht Nr. 127, S. 649.

berichtete von Gewalttaten der Russen besonders gegenüber Frauen. Etwa eine Woche zuvor hatten die im Erzgebirge um Neudek liegenden Wehrmachtsteile befehlsgemäß vor den Amerikanern in Neudek kapituliert. Dabei verteilten die in Gefangenschaft abgehenden deutschen Soldaten an Kinder und Frauen Schokolade und Esswaren.

Die Schulküche in Neudek war der NSV zur Verfügung gestellt worden, um die im Gebäude der Mädchenschule untergebrachten Evakuierten und Flüchtlinge zu speisen. Am Tage der Kapitulation übernahmen die Kommunisten die Wahrung der Ordnung in der Stadt, an ihrer Spitze ein Herr Ebert, ein Herr Haschberger und ein tschechischer ehemaliger Fleischergeselle. Eine Verpflegsstelle der kapitulierenden Wehrmacht hatte einige Schweinehälften, die ja nicht mehr verbraucht werden konnten, der NSV-Küche zugefahren. Nun wiesen die Kommunisten sofort die Lagerinsassen, darunter alte Leute und Frauen mit Kindern, aus dem Hause, nahmen die Küche mit allen Vorräten und den Schweinehälften in Beschlag und kochten für sich und ihre Wachmannschaft auf. Einspruch zu erheben wäre vergeblich gewesen.

Gleich in den nächsten Tagen wurden die ehemaligen Amtswalter der NSDAP und ihrer Gliederungen und Verbände durch Boten auf gefordert, am andern Tage um 8 Uhr morgens vor der Polizeiwache (Altes Rathaus) zu erscheinen. Dort fanden wir den Fleischergesellen in HJ-Uniform mit umgeschnalltem Revolver als Polizeigewaltigen und Herrn Ebert ebenfalls mit Revolver. Der rief unsere Namen auf, und dann wurden wir von Kommunisten, mit Gewehr, aber in Zivil, zur Arbeit geführt. Zuerst mussten wir einen Löschteich ausfüllen und den Platz ebnen, später Luftschutzgräben wieder einebnen. Einmal war auch ein Müllplatz zu säubern und zu ebnen. Dabei fand ich unter leeren Konservenbüchsen auch eine volle. Sie hatte ein kleines Loch, und meine Kameraden meinten, sie sei verdorben. Ich nahm sie aber doch mit heim. Beim öffnen entwickelte sie einen argen Gestank. Aber es war Schweineschmalz. Mit starkem Zusatz von Zwiebeln und Erhitzen ergab es doch ein geniessbares Fett, und wir bekamen auf unsere Lebensmittelkarten damals doch nur 1 g täglich! Und mein jüngster Sohn war aus einem Lazarett über Bodenbach her zu Fuss heimgekommen. Tschechische Partisanen beraubten ihn um seine einzige Fleischkonserve.

Doch wieder zu unserer Zwangsarbeit. Wir bekamen nun auch angekommene tschechische Partisanen als Wächter. Es ging aber mit ihnen. Es scheinen Studenten in deutschen Afrika-Uniformen gewesen zu sein, die stolz mit umgehängten Maschinenpistolen spielten.

Unter ihrer Aufsicht wurden wir aber einmal zu schrecklicher Arbeit angehalten. Da mussten wir früher antreten, und ein Lastauto stand bereit. Auch war eine besondere Auswahl unter uns getroffen. Scheinbar warteten unsere Wächter auf einen höheren Befehl. So wurden wir erst einige Zeit auf dem städtischen Bauhofe beschäftigt. Dann hiess es aber auf einmal, schnell aufs Auto, und fort ging es nach Bärzingen. Dort hiess es wieder warten. Zum Zeitvertreib durften wir Strassen kehren. Im «Bärzinger Hof» beka-

men wir ganz unerwartet ein Mittagessen, Kartoffeln und Spinat. Dann hatte es plötzlich grosse Eile. Wir bekamen Schaufeln und Krampen. Ich war der Älteste mit 62 Jahren und schulterte einen Krampen in der letzten Reihe. Man führte uns vom Wege ab gradaus über den Berg hinauf im Eilschritt. Ich kam nicht recht mit, da erhielt ich von hinten einen Tritt. Der kam von einem besonders echten Partisanen, den wir noch nie gesehen hatten. Auf einer Waldwiese mussten wir aus einem Massengrab Leichen ausgraben, KZler, die von SS aus einem Transporte erschossen worden seien. Schaufeln und Krampen durften wir am Anfänge benutzen, dann mussten wir mit blossen Händen graben und die Leichen herausheben und in bereitstehende Särge legen. Es war ein heisser Tag. Dann mussten wir die Särge je zu viere einige hundert Meter zum Lastauto tragen. Dabei versagten mir die Kräfte, und ein anderer musste mich ablösen. Wohl durften wir nach dieser Arbeit unsere Hände in Lysolwasser waschen, als aber einige von uns um Trinkwasser baten und der Führer, anscheinend ein Medizinstudent, solches herbeiholen liess, schlug der oben schon erwähnte Partisan dem ersten unserer Kameraden das gefüllte Trinkglas aus der Hand. Deutschen gebührte eben kein Trinkwasser. Dann wurden wir wieder nach Neudek gebracht.

Für einen wurde dieser Tag zum Verhängnis. Für Oberlehrer Adolf Moder, einen in der ganzen Gegend hochangesehenen Mann. Er war fünf Jahre älter als ich, also 67. Deswegen erschien er an diesem Tage nicht zur Arbeit. «Dem werden wir helfen», sagte Ebert. Nach einigen Tagen wurde bei Moder hausgesucht und er mit einem Hitlerbild um den Hals zwischen Partisanen auf dem Marktplatze herumgeführt. Darnach kam er nach Neu Rohlau ins KZ und wurde dort zu Tode gequält¹.

Ich wurde nun nicht mehr zu Zwangsarbeiten geholt, kam auch sonst fast nicht mehr in die Stadt und blieb in meinem ausserhalb gelegenen Häuschen. Es kam von Pokau bei Aussig her im Fussmarsch meine älteste Tochter Berta und berichtete von fürchterlichen Greueln, die sie seit dem Einmarsch der Russen dort gesehen, und zuletzt erschien, erschöpft und abgerissen, meine Schwägerin Friedl Schleser. Sie war der Prager Hölle entflohen², dann über Pilsen und durch Bayern nach Eger und dann nach Neudek gewandert, über den Verbleib ihres Mannes war sie ganz im Unklaren. Von den Ereignissen in der Stadt und in der Welt erfuhr ich nur durch meine Frau, wenn sie mit anderen Frauen um die wenigen Lebensmittel anstehen musste. Aus diesen Schlangen holte sich Herr Ebert diejenigen heraus, die er zu Abortwaschen und anderen erniedrigenden Arbeiten brauchte.

Wir waren nun acht Erwachsene im Hause. Die eingelagerten Kartoffeln waren verzehrt, im Garten gab es im April/Mai im Erzgebirge noch nichts, auf den Wiesen höchstens Knöterich und an Zäunen Brennessel. Um ihren Hunger zu stillen, ging eine Tochter – die Lehrerin – als Dienstmädchen zu einem Fleischer in Gibacht, die älteste als Magd zu einer alten Bäuerin nach Thierbach, und der Sohn ging als Knecht zu einem Bauern nach Scheft.

¹ Über das Lager Neu Rohlau s. Bericht Nr. 92, S. 419 ff.

² Über die Ereignisse in Prag in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs siehe die unter Nr. 24 ff. abgedruckten Berichte.

Eine Tochter war im Arbeitsamt beschäftigt, das wunderbarerweise wie auch die grosse Kammgarnspinnerei in Betrieb blieb.

Durch nächtliche Streifen der Partisanen wurde die Bevölkerung in Furcht versetzt. Auch wir wurden mehrmals betroffen, wobei uns die tschechische Sprachfertigkeit der Prager Schwägerin sehr zustatten kam. Doch fehlte dann immer etwas aus dem Kleiderschrank oder aus dem Keller. Der schon früher erwähnte Polizeigewaltige, der tschechische Fleischergeselle, hat sich aus einem andern Haushalt auf die Weise einmal mit Wäsche, Kleidern und Stiefeln sehr ausreichend versorgt.

Als die Amerikaner den Russen Fischern, links der Eger, überlassen hatten, erschienen in Neudek Anschläge zum Lobe der Roten Befreiungsarmee in deutscher Sprache, und es musste nun anstatt weiss rot geflaggt werden. Das konnte nur so geschehen, dass aus den vorhandenen NSDAP-Fahnen das Hakenkreuz herausgetrennt wurde. Viele taten es, liessen es aber bei der weissen Fahne, weil das Hakenkreuz in den roten unverblichen hervortrat. Nun zog im Bürgermeisteramte auch ein tschechischer Bürgermeister ein. Der sperrte in der städtischen Sparkasse und in der Kreditanstalt der Deutschen sofort alle Guthaben. Ich konnte also von meinen Guthaben nichts mehr beheben, und wenn meine Töchter nicht einiges Geld mitgebracht hätten, wären wir nicht einmal in der Lage gewesen, die wenigen erhältlichen Lebensmittel einzukaufen.

Von unserem hochgelegenen Häuschen konnten wir an einem Spätnachmittag den Ein-, vielmehr Durchzug der Russen auf der Strasse gegen Graslitz beobachten. Er vollzog sich sehr lärmend. Ein Tross mit mitgeführten geraubten Kühen lagerte auf einer Wiese. Ob es während dieser Nacht zu den befürchteten Ausschreitungen einquartierter Offiziere kam, weiss ich nicht. Am andern Morgen zogen sie weiter. Die Lage wurde aber immer beängstigender.

Da entschloss ich mich, allen vermeintlichen Beobachtern einige Tage zu entschwenden. Auf Seitenwegen und durch Wald wanderte ich nach Sauersack. Ich sah nirgends Russen. Bei Neuhaus war wohl ein Schlagbaum, aber ohne Bewachung. In Sauersack gab es nur Tschechen, wie mir meine Tante sagte. Zu einem alten 80jährigen Onkel wagte ich mich gar nicht hin, weil in der Nähe die Tschechen lagen. Mit einer Flasche Milch versehen, wanderte ich am andern Tage zu einem Vetter in Silberbach-Nancy¹. Von dem erfuhr ich, dass in Silberbach Russen seien und auf der Strasse nach Graslitz eine russische und gleich darnach eine amerikanische Sperre. Ich umging diese Sperren über den Hausberg und war dann bei meiner Schwiegertochter und meinen beiden Enkeln. Von ihr und ihren Eltern erfuhr ich, dass in Graslitz wohl die Tschechen die Stadtverwaltung übernommen hätten, aber grossen Respekt vor den Amis zeigten und Übergriffe gegen Deutsche unterliessen. Am übernächsten Tage marschierte ich über Ober-Rothau und Heinrichsgrün (von der russischen Besatzung sah [ich] nichts) nach Neuhäuser bei Bleistadt zu einem anderen Vetter. Hier wurde mir klar, dass die Amis das Zwodautal mit der links abzweigenden Strasse nach Falkenau besetzt hielten.

¹ Silberbach, Kr. Graslitz.

Als ich am nächsten Tage bei meinem Bruder in Köstldorf¹ eintraf, erwartete mich, wie verabredet, dort meine älteste Tochter. Die erzählte mir, dass in den vergangenen zwei Tagen plötzlich alle Frauen und Kinder von SS-Leuten, alle Staatsbeamten, darunter die Lehrer, sich mit einer Frist von 10 Minuten zur Abreise bereitmachen mussten und dann auf Lastautos in Richtung Gottesgab zur sächsischen Grenze abtransportiert wurden. Weil wir das auch bestimmt zu erwarten hätten, seien von meinen Töchtern und meiner Frau schon Rucksäcke genäht worden und gepackt. Wenn wir Neudek schnell freiwillig verliessen, könnten wir doch einige Habseligkeiten retten. In der Gaststube war auch ein aus Karlsbad geflüchteter Beamter anwesend, der bestätigte, dass das in Karlsbad, das in diesen Tagen von Amis den Russen überlassen wurde², auch geschehen sei³.

So kam es, dass wir am nächsten Tage – einem Sonntag Mitte Juni – früh am Morgen mit einem gebrechlichen Handwagen, beladen mit einigen Rucksäcken unser liebes Blockhaus und die Vaterstadt verliessen. Über Köstldorf kamen wir nach Sponsl. Ein befreundeter Gastwirt gab uns auf dem Strohboden seiner Scheuer Quartier. Am nächsten Tage wurde uns klar, dass wir ohne Passierschein nicht in die amerikanische Zone gelangen könnten. Ich und zwei meiner Töchter marschierten vier Stunden nach Falkenau und erbettelten denselben. Mittlerweile standen unser Gastwirt und meine Leute Todesängste aus, die erst schwanden, als wir am nächsten Tage wohlbehalten zurückkamen. Nun war der Weg frei in die amerikanische Zone. In Graslitz blieben wir fünf Monate. Als die Amerikaner auch dieses räumten, stahlen wir uns bei Nacht fort aus dem Heimatlande.

Nr. 62

Erlebnisbericht des Fabrikanten Ludwig Klein aus Theusing, Kreis Tep1.

Original, 26. März 1955, 10 Seiten, hschr.

Vorgänge in Theusing nach der Besetzung durch amerikanische, später durch sowjetische und tschechische Truppen; Verschleppung eines Teiles der deutschen Bevölkerung zur Zwangsarbeit nach Innerböhmen.

Nach einigen Worten über die Kriegslage kurz vor dem deutschen Zusammenbruch berichtet der Vf.:

Man wartete täglich auf das Eintreffen von Besatzungstruppen, wohl befürchtend, es könnten die Russen kommen, denen ja ein schlechter Ruf vorausging. Es war für uns

¹ Kösteldorf, Kr. Elbogen.

² Vf. meint hier wohl wieder Fischern, das damals zum Stadtbezirk von Karlsbad gehörte.

³ vgl. Bericht Nr. 92.

eine Befriedigung, als endlich am Tag nach Pfingsten, am 8. Mai, amerikanische Panzer vorführten, denen in Kürze der amerikanische Tross nachfolgte. Sie belegten die Turnhalle und die besseren Häuser, auch in meinem Haus sollten 21 Mann Platz finden. Nachdem sie sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, begnügten sie sich mit einem Raum für fünf Mann. Ihre erste Tätigkeit waren Hausdurchsuchungen, angeblich nach Waffen, wobei sie aber Goldwaren mitgehen liessen. Ansonst waren die Amis zur Bevölkerung anständig und waren es besonders die Kinder, die rasch Freundschaft schlossen und an den Proviantanteilungen gern und zahlreich teilnahmen.

Es folgten die Tage, wo wir trauernden Herzens zusehen mussten, wie ununterbrochene Reihen Lastautos, beladen mit unseren braven Soldaten, durch unsere Stadt fuhren, um in einer hoffnungslosen Verfassung in die Gefangenschaft abzugeben. Am Vorstadtplatz mussten sie die noch im Besitz habenden Waffen und sonstigen Kriegsgeräte abwerfen, die sich bald zu grossen Haufen türmten. Es war für die zahlreich anwesenden Polen ein Vergnügen, sich um die abgeworfenen Revolver zu raufen und für uns eine Befürchtung, dass sich damit bewaffnete Banden bilden werden. Dass sich bei dem Streit um die Revolver ein Pole aus Unvorsicht selbst erschoss, sei nur nebenbei bemerkt.

Nach dem halbwegs guten Einvernehmen zwischen der amerikanischen Besatzung und der Bevölkerung wirkte die Nachricht, dass sich die Amis zurückziehen, um den anrückenden Russen Platz zu machen, wie ein kalter Wasserstrahl¹. Es wurde Wahrheit, russische Fusstruppen, ca. 300 Mann, marschierten ein, während die Amerikaner nahe des Waldrandes in Zelten Platz nahmen. Die Russen quartierten sich im Schloss ein, das Kommando belegte die Bürgerschule. Es kam nun täglich und besonders nächtlich zu hässlichen Szenen, und oft genug mussten amerikanische Streifen eingreifen, wenn weibliche Hilferufe in der Nacht wiederhallten. Tagsüber konnte man täglich mit dem Besuch der Russen, oft gemeinsam mit den Polen rechnen, die vor allem Wodka und Spiritus suchten. Oft genug stürmten sie im betrunkenen Zustand die Geschäfte und nahmen einfach mit, was ihnen passend erschien. Ich sah Russen, die an beiden Armen zwei oder drei Armbanduhrn trugen. Das Unangenehme war, dass die Russen viermal die Truppen wechselten und die Neuangekommenen abermals auf Beute nach Waren und Weibern losgingen.

Aber nicht genug daran, an einem Sarastagnachmittag erschienen tschechische Truppen, d.h. zusammengewürfelte und zusammengestohlene Uniformen, die nun ihren Rachegefühlen freien Lauf liessen. Jahrelange Unterdrückung hatte bei ihnen Unmenigen Hass aufgespeichert, und wir Sudetendeutsche sollten nun diese entfesselte Wut zu spüren bekommen. Noch am gleichen Tage wurden sämtliche Parteigrössen verhaftet. Spitzel besorgten, dass alle ihnen unbeliebten Männer in Haft genommen wurden. Hausdurchsuchungen kamen nun nicht von der Tagesordnung. Die noch vorhandenen jungen Leute, junge Mädchen und Frauen mussten sich täglich am Národní Výbor zur Arbeit melden. Es regnete Verordnungen, deutsche Aufschriften mussten verschwinden, die

¹ In einem Nachtrag zu seinem Bericht vermerkt der Vf., dass der Abzug der Amerikaner etwa zwei Monate nach ihrem Einmarsch erfolgte.

Gassen erhielten neue Namen, Abliefern der Radios, Musikinstrumente, Fotoapparate, Büchersammlungen usw. Die Geschäfte wurden nach Warenbestandsaufnahme geschlossen, es hatte jeder Privatbesitz in Eigentum des Staates überzugehen, was aber nicht hinderte, dass die führenden Macher sich hintenherum in den Besitz dieser oder jener Waren zu setzen wussten. Verhaftung über Verhaftung erfolgte, man war sich oft nicht klar, warum dieser oder jener fortgeholt wurde. Man wusste keinen Tag, ob man die folgende Nacht noch in seinem Bett schlafen wird. Es folgte die Abgabe von Bargeld, zuerst in RM, sodann in Kč. Es wurden Kleidersammlungen für die armen Opfer von Lidice¹ durchgeführt, es wurde den aus den KZ entlassenen Juden gestattet, in die besseren Häuser zu gehen und sich daselbst Anzüge und Wäsche auszusuchen. Sie kamen in Sträflingskleidern unter Führung eines jungen Deutschen. Es durfte kein Deutscher nach 8 Uhr auf der Strasse sein, die Deutschen bekamen nur die minderen Lebensmittelkarten, ohne Fleisch und ohne Fett. Wenn ein Deutscher ohne weissö Armbinde angetroffen wurde, kostete es 50 Mark Strafe oder es gab Ohrfeigen.

Es tauchten Gerüchte auf, dass die Tschechen Evakuierungen vornehmen werden. Man schenkte diesen Gerüchten vorher keinen Glauben, doch als man hörte, dass in Karlsbad bereits ganze Gassen evakuiert wurden², mussten auch wir uns mit dem Ernst der Lage befassen. Wir trafen Vorbereitungen, was da mitzunehmen wäre, um vor Überraschungen gesichert zu sein. Und es kam der Tag. Am 9. August 1945, frühmorgens um 5 Uhr erschienen tschechische Organe, d.h. Zivilisten mit Gewehren in den Wohnungen mit dem Befehl, die Wohnung bzw. das Haus sei binnen einer Viertelstunde zu räumen. Sammelpunkt Turnhalle. Mit der Uhr in der Hand wurde auf Einhaltung der Viertelstunde gedrängt. Eiligst wurde das Dringendste zusammengerafft, wobei es unvermeidbar war, dass oft Unwichtiges eingepackt und Wichtiges vergessen wurde. In der Turnhalle erfolgte eine gründliche Leibes- und Gepäcksrevision. ... Den Leuten wurden wahllos Sachen weggenommen und zu Bergen aufgeschichtet, von dem Wenigen, was man mitgenommen, wurde das Beste geraubt, so dass mancher mit halbleerem Koffer oder Rucksack abziehen musste. Meine Tochter bekam Ohrfeigen, weil sie deutsch sprach und doch tschechisch sprechen sollte. Von Theusing wurden an diesem Tage 400 Personen evakuiert, Theusing zählte etwa 2'000 Einwohner.

Wir wurden sodann in Lastautos nach Petschau gebracht, dort in offene Viehwaggons verladen, nach Karlsbad gefahren, wo wir den Tag und die folgende Nacht in den offenen Waggons zubrachten. Wir hatten noch immer die Hoffnung, wieder zurückzukommen, doch wir täuschten uns. In strömendem Regen landeten wir nach einer endlosen, immer wieder unterbrochenen Fahrt in der Umleitestation Luzna-Lischan. Hier wurden unter nicht zu beschreibenden Szenen die Frauen und Kinder von den Männern getrennt. Die jüngeren Männer kamen in ein Kalkwerk bei Prag, während die älteren, zu denen auch ich gehörte, etwa 50 Mann aus Theusing, nach Kolin bei Prag kamen.

¹ s. Einleitende Darstellung, S. 41.

² vgl. Bericht Nr. 92.

Die Frauen mit Kindern kamen in tschechische Dörfer zu landwirtschaftlicher Arbeit. Sie kamen vorher in ein Lager in Rakovník, wo die Frauen von den Bauern aus der Umgebung wie auf einem Viehmarkt begutachtet und zur Arbeit ausgesucht wurden. Ältere Frauen und Frauen mit Kindern wurden verschmäht und blieben übrig, wodurch meine Frau mit zwei Töchterfamilien (ohne Männer) mit anderen wieder heimfahren konnten. Auch diese Heimfahrt vollzog sich bei strömendem Regen in offenen Waggons. Tschechische Organe wollten sie aber nicht in die Stadt hereinlassen, man liess wohl nach langen Beratungen die vollständig durchnässten Frauen und Kinder erst nach Stunden herein, um sie aber nicht in die eigene, sondern in fremde Wohnungen einzuweisen. Mein Haus war in der Zwischenzeit von zwei Gendarmeriefamilien besetzt.

Auch wir älteren Männer fuhren in offenen Waggons und landeten, ebenfalls in ununterbrochenem Regen, in den Morgenstunden des dritten Tages in Kolin und wurden vom Bahnhof weg, begleitet von den verächtlichen Blicken und höhnischen Zurufen der Bevölkerung, in das Arbeitslager geführt, wo wir noch am gleichen Tage mit der Arbeit beginnen mussten. Das Bargeld, das wir bei uns hatten, mussten wir sofort abliefern, mancher hatte ein kleines Vermögen bei sich, wehe, wenn einer etwas verheimlicht hätte. Wir bekamen nichts mehr zu sehen davon. So besaßen wir also keinen Pfennig, bekamen aber auch keinerlei Bezahlung für unsere Arbeit, die darin bestand, dass wir 72 Stunden in der Woche, sonntags bis 2 Uhr, mit Schaufel und Spitzhacke Aufräumarbeiten eines durch Bomben vollständig zerstörten grossen chemischen Werkes besorgen mussten.

Wir waren in diesem Lager zirka 500-600 Mann aus Theusing, Petschau, Karlsbad, Joachimsthal, Platten, Rumburg und Warnsdorf, zumeist Kaufleute, Gewerbetreibende, Lehrer, Advokaten und Pensionisten usw., die nun die ungewohnte Arbeit verrichten sollten. Dafür gab es als Entgelt Hungerrationen, wir lernten hungern. Wie oft sah ich, dass junge Menschen, vom Hunger getrieben, aus den Abfalltonnen Kartoffelschalen herausuchten und gierig verschlangen. Es gab abwechselnd Kartoffeln, Erdäpfel und Brambore¹. Die Folge waren viele Erkrankungen mit Durchfall, so dass die Latrine unter ständiger Belagerung stand. Es gab zahlreiche Sterbefälle und Selbstmorde. Ein sadistisch veranlagter Kommandant, stets mit einer Hundspeitsche und Revolver bewaffnet, ersann immer wieder neue Quälereien. Es ist mir u.a. in guter Erinnerung geblieben, als er von heut auf morgen das Einlernen tschechischer Lieder befahl, die wir tags darauf beim Antreten singen mussten. Was dabei herauskam, mag für den Zuhörer ohrenschmerzhaft gewesen sein. Auch der Herr «Velitel» war mit diesem Gesang unzufrieden, also musste weiter geprobt werden. Er bemüßigte den von uns allen verehrten Direktor der Petschauer Musikschule, den Gesang dieser tschechischen Hetzlieder von einer erhöhten Kiste aus zu dirigieren. Früh um 6 Uhr beim Abmarsch zur Arbeit mussten wir nun täglich singen. Bei der dünnen Schnitte Brot und etwas schwarzem Kaffee im Bauch, war uns doch gar nicht zum Singen zumute. Aber wehe, wenn es nicht nach Wunsch ging, umkehren und wiederholen, oder auch es gab ½ Stunde lang tiefe Kniebeuge. Wir

¹ tschechisch: Kartoffeln.

waren bloss Nummern, die wir auf der linken Brustseite und am rechten Hosenbein gut sichtbar tragen mussten. Unsere briefliche Verbindung mit unseren Angehörigen, alle 14 Tage eine Karte, durfte nur cechisch geschrieben sein, bekam einer von uns etwas deutsch geschrieben, wurde ihm nur das leere Kuvert ausgefolgt. Beim Appell kam es vor, dass bei der Zählung, die 2mal im Tage stattfand, die Ziffern nicht stimmten, es gab dann Strafen für das ganze Lager. Es kam vor, dass der abends Fehlende den nächsten Morgen in einer Ruine aufgehängt vorgefunden wurde. Ich entsinne mich eines Falles, als ein junger Mann aus Nordböhmen das Antreten versäumte, vom Kommandanten mit -der Faust so oft zu Boden geschlagen wurde, dass er an der erlittenen Gehirnerschütterung am nächsten Tag verstarb. In einem anderen Fall trieb er einen Professor aus Joachimsthal, der wegen einer Krankheit allein am Dachboden schlief und die Zeit des Antretens verschlafen hatte, mit der Hundspeitsche über die Treppen. Die Aufsicht bei den Arbeiten versahen bewaffnete Soldaten, die abends beim Appell Meldung machten, in welcher Gruppe nachlässig gearbeitet wurde. Der betreffende Gruppenführer, von uns selbst bestimmt, musste dafür büssen, indem er 15-20 Stockhiebe auf den Hintern bekam.

Es war für uns alle ein trostloses Leben, und nur die ständige Hoffnung, unsere Heimat und unsere Familie wiederzusehen, verlieh uns Kraft und Ausdauer. Unser Lagerarzt, Dr. Lauda aus Theusing, tat das Möglichste, um gewisse Härten zu mildern. Bei vielen von uns, die durch Entkräftung, Erschöpfung und seelische Zermürbung nicht mehr mitkonnten, sorgte er dafür, dass sie von der Arbeit wegbleiben konnten. Er zog sich allerdings durch den erhöhten Krankenstand den Unwillen des Kommandanten zu. Leider wurde er eines schönen Tages mit noch anderen verhaftet und in das Koliner Stadtgefängnis abtransportiert. Parteifunktionäre waren ganz besonders gesucht. – Es war für uns Freude und Jubel, als es hiess, dass unser menschenfreundlicher Kommandant wegen Unterschlagung abgesetzt ist. Sein Nachfolger war das Gegenteil, ein Mensch mit Herz, wir genossen nun verschiedene Begünstigungen, hatten freien Sonntag und bekamen reichlich Kostaufbesserung, was wir besonders begrüssteten. Dafür wollte aber sein «deutscher» Stellvertreter mittels Strenge an dem alten Zustand festhalten.

Ich kam krankheitshalber nach 9 Monaten zurück nach Theusing, wo die Aussiedlung bereits im Gange waren. Wir begannen mit Vorbereitungen, es wurde eingepackt und ausgepackt und wieder eingepackt, um das erlaubte Gewicht von 50 kg nicht zu überschreiten. Beim dritten Transport hiess es, Abschied nehmen von unserem Heim, von unserer Heimat, wo unsere Urgrossväter als deutsche Bürger hausten. Die humane Aussiedlung endete für uns auf einem kleinen Dorf in Oberhessen.

Erlebnisbericht der Fran Therese Reisser ans Einsiedl bei Marienbad.

Original, 15. Juni 1947, 4 Seiten, hschr.

**Zwangsarbeitseinsatz deutscher Frauen aus Einsiedl in Strojetitz,
Kreis Podersam; Ausschreitungen des tschechischen Bewachungspersonals
im Lager Auschowitz bei Marienbad.**

Den 16. August 1945 musste ich mit 28 Frauen und Mädchen aus Einsiedl b. Marienbad nach Strojetitz bei Saaz in die Hopfenpflücke. Wir wurden nachts um 11 Uhr auf 2 Leiterwagen verladen und unter tschechischmilitärischer Bewachung (jeder Wagen hatte vorne und rückwärts je 2 Mann mit schussbereiten Maschinenpistolen) nach Marienbad (Bahnhof) transportiert. Darunter waren auch Kinder unter 14 Jahren. Nach sehr bedrückendem Transport kamen wir in Strojetitz an, wo wir in der grössten Hitze auf einem freien Platz den ganzen Nachmittag lagerten. Hier waren die ganzen Häuser mit tschechischen Kommissaren besetzt, die deutsche Bevölkerung durfte nicht mit uns sprechen. Unsere traurige Lage kam uns so richtig zum Bewusstsein, denn wir fühlten uns wie auf einem Sklavenmarkt. Die Kommissare, ausschauend wie die Räuber, kamen, schätzten uns ab, suchten sich die ihnen passenden Frauen und Mädchen aus. Wir wurden in 7 Gruppen geteilt und durften uns durch strenges Verbot die ganze Zeit nicht treffen. Als wir mal vom Felde heimgingen und die 14jährige Ilse Schurwonn infolge der Hitze die Weste mit der gelben Armbinde über dem Arm trug, so dass die Binde gut sichtbar war, stürzte sich im Ort ein tschechischer Soldat auf sie und schlug sie ins Gesicht.

Als wir den 31. August Mittag aus der Hopfenpflücke zurückkamen, wurde ich nachts um 10 Uhr sowie noch 1 Frau, 7 Mädchen, 5 Männer, darunter der 83jährige Franz Zeidler (der durch die Folgen der Haft und der unmenschlichen Behandlung bald starb), der 13jährige Willi Brandl und die 14jährige Ilse Schurwonn, verhaftet. Wir wurden in der Nacht ins KZ Auschowitz bei Marienbad (Rennbahn) eingeliefert, und es begann die Hölle auf Erden. In einem 7 m² grossen Raum waren wir 28 Frauen, man konnte kaum atmen, mussten auf Brettern schlafen. Schon bei der Einlieferung bekamen wir ohne jeden Grund Schläge mit dem Gummiknütel und der Peitsche ins Gesicht, auf den Kopf und Rücken, so dass wir nach Wochen noch die Striemen hatten. Als diese Bestien die mit uns eingelieferten Männer unmenschlich schlugen, so dass das Blut in Strömen floss, sie mit Füssen stiessen und auf ihnen herumtrampelten, mussten wir an der Wand stehen und zusehen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass es solche Menschen geben kann und hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte. .

Als wir am 2. September, einem Sonntag, von der Arbeit ins Lager kamen, stürzte sich der Kommandant Latke, von uns nur Tiger genannt, auf unsere Arbeitsführerin Frau Lotz und schlug sie derart ins Gesicht, dass sie zusammenbrach. Dann mussten alle Männer, an die 400, antreten und wurden von dieser Bestie und 2 seiner Posten der Reihe

nach niedergeschlagen. 50, 80 und über 100 Hiebe (je nachdem die Männer ihm zu Gesicht standen) mit einem armstarken Gummiknüttel, wo ein Draht durchgezogen war. War dieser Sadist mit seinen Henkersknechten von ihrer bestialischen Arbeit ermüdet, dann musste ein Kamerad den anderen schlagen. Wehe, wenn dieser nicht fest genug hinschlug. Dann riss er ihm den Knüttel weg, und der bekam von ihm das 3- und 4-fache. Diese Schlägerei, wo einige Gummiknüttel in Stücke gingen, dauerte von 5 bis 10 Uhr. Nun mussten die armen zerschlagenen Männer noch bis 12 Uhr exerzieren und tschechische Lieder singen. Wer nicht sang, bekam die Peitsche. Am 4. September schlug Latke ein Fräulein Schulz aus Jauer fast tot und legte sie in Ketten. Am ganzen Körper hatte sie keinen heilen Fleck. In unsere Zelle kam er hereingestürmt, brüllte Fräulein Reiprich auf tschechisch an. Da sie diese Sprache nicht beherrschte, konnte sie keine Antwort geben. Darauf schlug er sie 2mal ins Gesicht und mit dem Gummiknüttel über den Rücken sowie noch 10 Frauen und Mädchen, darunter auch mich, eine 68jährige Frau und die 14jährige Schurwonn mit solcher Gewalt, dass wir fingerstarke Schwielen hatten und 3 Wochen nicht auf dem Rücken liegen konnten. Einige Tage später hat sich aus Einsiedl A. H. im Waschraum erhängt. Zuvor ist er auf der Wachstube halbtot geschlagen worden. Ich sah ihn aus der Wachstube heraustaumeln, wo er noch mit Fusstritten bearbeitet wurde. Er konnte nicht mehr aufrecht gehen. Es war um 12 Uhr nachts. Habe die Schläge bis in unsere Zelle gehört. Anfang Oktober hat Latke Frau Utschig mit Sohn, die über die Grenze wollten, aufgegriffen und ins KZ eingeliefert wurden, so geschlagen, dass die Hand und der Arm geschwollen war wie zum platzen, Rücken und Brust ganz mit Blut unterlaufen, das Gesicht zerschlagen, die Augen waren noch verschwollen und blau, als sie nach Wochen zum Verhör gingen. Der Arm war wie gelähmt. Ebenso ging es Frau B., Marienbad, deren Mann sich vergiftete, als ihn die Tschechen aus seiner Apotheke warfen. Die Besitzerin vom Zoo Mbd.¹, deren Mann schon im Juli verhaftet wurde, hat sich bei ihrer Verhaftung im November vergiftet. Förster Pöppal, Sangerberg, wurde erschlagen, Vater von 3 Kindern. Von Juni bis Dezember waren täglich diese unmenschlichen Schlägereien. Wievielen wurde das Trommelfell, Augen, Zähne, Kiefer, Rippen zerschlagen. Dr. Kopetz, Mbd.¹, wurde an einem Nachmittag 4mal bewusstlos geschlagen. Im Oktober, als wir an einem Samstag geimpft wurden, deshalb nicht auf Arbeit, sondern im Lager waren, wurden 6 Männer eingeliefert, darunter Roth, Mbd.¹ der beide Hände amputiert hat. In der Wachstube wurden sie fast erschlagen, mit Füßen hinausgestossen, ein grosser Wolfshund auf sie losgelassen, sie konnten nicht mehr gehen, der Hund fiel sie wütend an, Herrn Schwinger hat er 7mal ins Bein gebissen. Dann mussten sie bis in die Nacht an der Wand stehen, wo sie immer wieder mit dem Kopf an die Wand gestossen wurden, dass das Gesicht eine Blutkruste war. Im Lagerhof waren grosse Löcher, wievielen Häftlingen wurden bei der Herumjagerei von den Posten das Bein gestellt, dass sie in die Löcher fallen mussten, dann trampelten sie mit den Füßen auf die Köpfe. Es ist unmöglich, alles anzuführen, es gäbe ein ganzes Buch.

¹ Marienbad.

Wir dachten, nur in Auschowitz ist ein solcher Unmensch als Kommandant, doch als wir in die anderen Lager kamen, erzählten die Häftlinge von der gleichen Bestialität. In Neu Rohlau war es noch furchtbarer¹. 5 m ausserhalb des Stacheldrahtes, ganz nahe an der Frauenbaracke, sind einige achtzig Erschlagene eingescharrt. Im vergangenen Sommer war der Verwesungsgeruch so stark, dass wir es in der Baracke kaum aushielten. Durch die Tausende von Wanzen war es unmöglich, dass ich schlafen konnte.

Gesund wurde ich eingeliefert, durch die unmenschliche Behandlung, Aufregungen und das seelische Leid bin ich nun schwer herzkrank. Vier Monate lag ich in Karlsbad im Krankenhaus.

Die Vfn. erklärt dann, dass sie in diesem Krankenhaus nicht medizinisch korrekt behandelt wurde. Sie äussert sogar die Vermutung, dass man an ihr als Häftling ein Experiment versuchte.

Zu meinem Glück kam mein Entlassungsschein. Nach 13monatiger Haft wurde ich wegen Mangel an Beweisen entlassen. Musste unterschreiben, dass ich keine Ansprüche auf Entschädigung stelle. Ich durfte nicht mehr in meinen Heimatort Einsiedl. Mein jetzt Issjähriger Sohn bekam nie, trotzdem ich schwer krank war, eine Fahrbewilligung. Auch er wurde ohne jeden Grund von den Tschechen so geschlagen, dass er heute noch eine Beule am Hinterkopf hat.

Während meiner Haft waren 5 Hausdurchsuchungen, wo sie Wäsche, Kleider, was ihnen eben gefiel, mitnahmen.

Wir können es heute noch nicht fassen, dass man uns Sudetendeutsche als Bettler aus unserer Heimat jagte, die unsere Ahnen urbar machten, die durch unermüdlichen Fleiss, Genügsamkeit, Kultur zur blühenden Landschaft wurde.

Einsiedl feierte 1934 das 500jährige Jubiläum als Stadt, wo bis 1918 nie ein tschechischer Einwohner war. Unser Besitz geht auf den Namen Reisser zurück bis ins 15. Jahrhundert. Wir haben unserer Heimat die Treue gehalten in guter wie in schlechter Zeit.

¹ Über das Lager Neu Rohlau s. den unter Nr. 92 abgedruckten Bericht.

Erlebnisbericht der Lehrerin A. L. aus Buchau, Kreis Luditz.

Original, 27. Mai 1947, 4 Seiten, mschr.

**Erlebnisse einer Frau in einem Dorf an der Sprachgrenze
und während der Zwangsarbeit in Bilov.**

Eingangs berichtet die Vfn. anhand einiger Beispiele aus eigenem Erleben über das gespannte Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen an der Sprachgrenze in den dreissiger Jahren, Sie erwähnt, dass sich gegen Ende des Krieges die Spannung bis zu Hassausbrüchen von tschechischer Seite steigerte.

Dann kam die Kapitulation Deutschlands, und das Elend brach über uns herein. Ein fürchterliches Blutbad an der Sprachengrenze begann. In meiner Heimat nahmen sich zehn Personen das Leben, weil sie das Fürchterliche nicht mehr ertragen konnten. – Ich möchte mir wünschen, dass jeder Einzelne seine Erlebnisse bekanntgibt, damit die Welt erfährt, wie es uns ergangen hat.

Wir warteten ständig in Buchau, dass mein Bruder mit seiner Familie käme und wir zusammen fliehen könnten. Unter dem tschechischen Pöbel hatten wir fürchterlich zu leiden, alles wurde uns genommen, sie drangen in die Wohnungen, warfen die Deutschen hinaus, nahmen ihnen alles, trieben sie mit 7,- RM über die Grenze. Ich sah die ersten Deutschen, wie sie ausgewiesen wurden, nur mit Rucksack und Kinderwagen versehen, meist ohne ein bisschen Essen, wurden sie der Grenze zu getrieben von bewaffneten Soldaten. Von diesem Transport hat sich das Ehepaar R. erhängt.

Meine Mutter war alt und krank, konnte also diesen Marsch nie unternehmen, und so beschlossen wir, aus dem Leben zu gehen. Zuvor musste ich aber Verbindung mit meinem Bruder in Scheies und meiner Schwester in Luditz haben. Aber mein Bruder war bereits tot¹ und meine Schwester irgendwohin fortgetrieben. Fürchterliche Tage hatte ich zu durchleben. Nur mit allergrösster Mühe gelang es mir, meine Mutter für einige Tage vom Selbstmord zurückzuhalten, und ich versprach ihr, meine Schwester zu suchen. Tatsächlich machte ich mich auf den Weg und schlug mich unter lauter Russentransporten durch bis Rudig und zurück bis Lust. Auf dem bereits vertschechisierten Meierhofe in Lust fand ich ihre Spur. Ich verfolgte sie weiter, immer weiter, und in der Ortschaft Tonischen² fand ich sie, sie ihrerseits wollte wieder uns suchen, und so trafen wir uns. Ein derartiges Wiedersehen lässt sich wohl nicht schildern. Am nächsten Tage schlepten wir uns heim nach Buchau.

Dann war ich bemüht, Erkundigungen einzuziehen, auf welche Art und Weise mein Bruder ums Leben gekommen ist. Er wurde ca. 14 Tage nach der Besetzung, nachdem er alles und alles verloren hatte, von bekannten Tschechen fortgeführt, angeblich zu ei-

¹ In einem Nachtrag teilt die Vfn. mit, dass ihr Bruder verschleppt wurde. Nach Berichten von namentlich genannten Augenzeugen starb er in Liblin an den Folgen der erlittenen Misshandlungen.

² Thönischen, Kr. Luditz.

nem Verhör und kam nie mehr heim. Er wurde so viel geschlagen und wieder geschlagen, und dann starb er daran. Seinem Kinde und seiner Frau wurde strengstens untersagt, Trauerkleidung zu tragen; täten sie es trotzdem, so kämen sie auch ins Tschechische. Man nahm meiner Schwägerin sogar den Ehering ab.

Wir Deutschen mussten stets weisse Armbinden tragen, 10 cm breit. In meinem Hause hatte ich dauernd bis 20–25 Russen, 5 Volksdeutsche (Flüchtlinge aus der Slowakei) und meine Schwester mit 3 Kindern. Vor Leid waren wir alle gebrochen. Einmal nur ging ich ohne Armbinde ins Nachbarhaus, schon stand ein tschechischer Offizier vor mir und fragte, ob ich Tschechin oder Deutsche sei. Ich spreche tschechisch und sagte, ich sei Deutsche. Und schon saust etwas Hartes auf meinen Kopf, und ich liege auf den Steinen, ganz benommen, ganz toll, und so sehr schäme ich mich, ein Mensch zu sein. Eine Frau schlägt man ohne Ursache nieder! Ich bin ganz erschöpft und kann mich nicht erheben. Da droht mir der tschechische Offizier, auf mich zu schießen, wenn ich nicht aufstehe. Mühsam raffte ich mich auf, und im nächsten Moment saust wieder das Harte, Schwere in mein Gesicht, und ich liege abermals auf der Erde. Von ganz weit her höre ich die Worte: «Die Lehrerin L. hat er niedergeschlagen»; und dann schreit der Offizier, alle mögen von den Fenstern sofort verschwinden. So wurden an diesem Tage in Buchau noch viele Frauen geschlagen; dann ging dieser Soldat auf die umliegenden Ortschaften und suchte und fand viele und neue Opfer.

Es wird immer schlimmer, wir trauen uns nicht mehr auf die Strasse. Jeder Tscheche kann mit uns machen, was er will, jeder Tag bringt neue Verbote und neuen Zwang. Essen gibt es für uns fast gar nichts. Es ist ein Wunder, dass wir noch leben. Überall sind Tschechen, sie kommen in allerschlechtesten Kleidern, bei sich haben sie eine alte Aktentasche, in der gewöhnlich ein Stück Brot, ein Beneschbild und ein blau-weiss-rotes Fähnchen ist. So kommen sie in unsere Häuser und sagen: «Nyni jsem ja majitel» (Jetzt bin ich der Besitzer). Und unsere Leute mussten ihre Häuser räumen, nur mit dem Allernotwendigsten versehen, im besten Falle durften sie am eigenen Hofe als Knecht leben.

Ich arbeitete weiter im Geschäfte meines Schwagers. Eines Tages wurden wir nach Luditz gefordert, meine zwei Schwägerinnen, meine Nichte und ich, zum Arbeitsamt. Eine Ahnung sagt mir, nun ist die Reihe abermals an mir. In Luditz werden wir von einigen Tschechen übernommen, mit anderen Deutschen auf den Bahnhof getrieben, in einen vollen Zug gestopft und irgendwohin ins Tschechische geschleppt. Heute wundere ich mich noch über mich selbst, dass ich nicht den Verstand verloren habe. Ein kleines Kind zu Hause, eine alte kranke Mutter, die Schwester mit drei Kindern unversorgt; wann werden sie aus meinem Hause, dem letzten von vieren, das uns bis dahin verblieben war, hinausgetrieben, und wohin werden sie getrieben werden, was geschieht mit mir? Werden sie uns den Russen ausliefern, wie seinerzeit in Luditz alle Mädchen vom 14. Lebensjahr angefangen? Gibt es einen Herrgott im Himmel, der dies alles gesehen lässt! O, wir wünschen uns alle den Tod – und doch geschieht nichts, nichts als

dass die Reise weitergeht, immer weiter. Wir fahren durch Scheies, an der Villa meines Bruders vorbei, vorbei an allen Stellen, wo ich bisher mit ihm geschafft hatte, sei es in der Kanzlei oder auf den Feldern gewesen. In Plass bed Pilsen¹ müssen wir aus dem Zuge heraus. Gott sei Dank, dass es nicht noch weiter ging, denn hier kenne ich mich noch aus; und langsam beginne ich mich irgendwie zu wehren.

Wir werden in ein von Schmutz starrendes Gasthaus geführt. Gross und klein kommt gelaufen, um uns anzustarren. Sind wir doch die ersten Opfer der Verschleppung. Dann werden viele Russen gerufen, und wir werden ihnen angeboten. Meine Schwägerin und ich sprechen tschechisch, und sie verurteilen die Tschechen ob ihres Vorgehens. Dann holte man Bauern, die uns besehen mussten, es wollte uns aber niemand haben, sie hatten Angst, «vor der Sünde», wie sie sagten. Sie wussten gut, das Verschleppen war eine Untat. Am nächsten Morgen wurden wir auf Wagen geladen und von Dorf zu Dorf gefahren und verschachert.

In Bilov bei Scheies kamen wir zu Bauern; hier geht das Leiden weiter. Keine Nachricht von mir erreicht meine Angehörigen. Wir haben keine Wäsche, keine Seife, keinen Kamm. Die Bäuerin erlaubt mir nicht, mich zu säubern. Ich bekomme bei allerschwerster Arbeit fast nur jeden zweiten Tag ein Mittagessen und da meist nur ein bisschen Quark und Kartoffeln. Von letzteren kann ich immer nur zwei essen. Die Arbeit beginnt um 5 früh und dauert bis ½ 11 Uhr abends. Jeden Donnerstag ist Versammlung für die Bauern, und von Donnerstag zu Donnerstag wird es für uns schlimmer. Die Wohnung des Bauern Josef Vik in Bilov, wo ich bin, und wo ich in einem feuchten Loch schlafe, ist total versaut. Die Frau hatte so viel Läuse und ist Bettnässerin. Sie schlief mit ihrem Mann in der Küche in einem Bette. Das Bett darf nie zum Trocknen aufgehängt werden, ich musste es immer nass und stinkend wieder einbetten, desgleichen das Bett der Tochter. Flöhe und Fliegen frassen uns buchstäblich auf, das Kind ist oft ganz zerbissen. Ich durfte mich nur waschen, wenn ich allein am Felde arbeitete und ein Wassergraben in der Nähe war. Immer arbeitete ich barfuss, auf den Bachwiesen stand meistens das Wasser.

Nun wurde ich krank, schwer krank. Meine einzige Garnitur Wäsche ist schmutzig und zerfällt. Ich bekomme immer mehr Fieber, arbeite und schlafe mit der ganzen Kleidung. Meine Cousine bekommt Ausschlag an den Beinen, und ich stelle mit Schrecken fest, dass sich auf meiner rechten Hand ein Ekzem festgesetzt hat und mir langsam die ganze Hand zerfrisst. Ich kann fast nicht mehr aufrecht gehen. Will ich um Futter in die Scheune gehen, muss ich häufig auf allen Vieren kriechen, und in den Nächten stelle ich fest, dass ich Läuse habe, von den Flöhen, die uns martern, will ich gar nicht reden. Nach ca. 6 Wochen bin ich ganz verhungert, kann nicht mehr gehen und werde fürchterlich behandelt. Scheleser guten Bekannten, denen ich begegnete, bin ich nicht mehr erkenntlich. Der Bauer Vik, bei dem ich arbeitete, nannte mich nur svine (Sau) oder německâ svine (deutsche Sau).

Und am Sonntagnachmittag um 2 Uhr (es war der 16. oder 17. September) taumeln wir ganz einfach davon und wollen nur heim und dann sterben. Zwei Tage brauchen

¹ 20 km nördlich von Pilsen.

wir, ehe wir heimkommen. Die Angst, aufgegriffen und erschossen zu werden, treibt uns weiter, immer nur auf fast unmöglichen Wegen und in Gräben. Deutsche helfen uns unter Lebensgefahr. Um 12 Uhr mittags erreiche ich mein Haus, und um 2 Uhr nachmittag kamen schon zwei Männer vom Národní Yybor und suchen mich wieder. Einer hiess Zajic, und sie suchten sich aus, was ihnen gefiel. Am nächsten Tage mussten wir zum Chefarzt, Dr. Karpathy, nach Luditz, der uns als Todeskandidaten bezeichnete. (Das Attest von Dr. Karpathy befindet sich noch in meinen Händen.) Tatsächlich ist meine Schwägerin nach einiger Zeit auch gestorben. Ich selbst hatte für sieben Personen zu sorgen und musste mich gewaltsam ans Leben klammern. Als ich halbwegs konnte, arbeitete ich wieder im Geschäfte meines Schwagers, das in der Zwischenzeit enteignet worden war. Mein Haus wurde zwar von den Russen geräumt, aber von den Tschechen sofort wieder genommen. Frau Kotrbaty nahm mir die letzten paar Möbel, das Haus nahm der Buchauer Kommissar Triska. Kurz darauf stahl er jedoch aus der Buchauer Stadtkirche eine rote Altardecke und liess daraus eine kommunistische Fahne und ein Kleid für seine Tochter Eiinka nähen. Ausserhalb Buchau steht eine sehr alte, aber schöne Kirche, die Jakobikirche, die von den Russen und Tschechen innen fast ganz demoliert wurde, und in der sie ihre Gelage abhielten. Als wir für unsere beiden Brüder, die durch die Tschechen ihr Leben einbüssten, eine Messe lesen liessen, liess uns Frau Kotrbaty nicht eine Blume für unser Grab aus meinem Garten nehmen.

Als Erbe von Bilov gilt mir meine rechte Hand, an der ich meine Fingernägel verlor.

Die Vfn, schliesst ihren Bericht mit einigen Bemerkungen über ihre schwierige wirtschaftliche Lage nach der Vertreibung.

Nr. 65

Erlebnisbericht der Hausfrau Maria Spiegel aus Mies.

Original, März 1947, 4 Seiten, hschr.

Irrfahrt der zur Zwangsarbeit nach Innerböhmen verschickten deutschen Familien aus Mies.

Der Sommer 1945 brachte uns Tag und Nacht Angst und Schrecken. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen an der Tagesordnung. Alle Deutschen müssen die gelbe Armbinde tragen und erhalten Judenkarten. Meine gesamte Leibwäsche, Bettwäsche, sowie Kleidung, Antiquitäten, Silber und Teppiche usw. hatte ich in einen Bauernhof gebracht, wo ich annahm, dass sie dort sicherer als bei mir aufgehoben seien. Die Bäuerin war Cechin. Meine Annahme erwies sich als trügerisch. Der Hof wurde als einer der ersten des Dorfes Sittna enteignet, und ich verlor auf diese Weise mit einem Schlag die notwendigsten und besten Wäsche- und Kleidungsstücke.

Eines Tages sahen wir schon um 7 Uhr früh Hunderte von guten Bekannten auf dem Marktplatz stehen, umgeben von Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr, die uns den Zugang zu ihnen verweigerten. Sie hatten nur wenig Gepäck bei sich, denn innerhalb ½ Stunde mussten sie unter Aufsicht packen und die Wohnung verlassen. So sahen wir am 20. Juli die ersten Mieser Bürger ihre Heimat für immer verlassen, unbekannt wohin. Wir entschlossen uns sofort, das Notwendigste zu packen. Meine Mutter ist 75 Jahre alt, die Mädchen 9 und 11 Jahre und ich 43. Wir wussten, dass man auch uns eines Tages auf diese Art und Weise aus unserem Haus in Mies Nr. 15 vertreiben wird.

Am 29. August, um 7 Uhr früh hörte ich aus dem Schlafzimmer meiner Mutter laute Stimmen. Es war so weit. Zwei Cechen überbrachten, dass wir abends bis 7 Uhr am Bahnhof sein müssen. Meine Mutter versuchte, auf Grund ihres hohen Alters zu erreichen, dass man von diesem Vorhaben absehen möge. Vergebens! Auf einem kleinen Wägelchen packten wir unsere Säcke und Koffer, und als wir so zum Bahnhof zogen, wanderten aus allen Strassen Hunderte von Menschen den gleichen traurigen Weg. In eine Fabrikhalle mussten wir unser Gepäck schaffen, Gold, Silber und Schmuckstücke wurden abgenommen. Alte und Kranke lagen auf den Säcken, Kinder schrien nach ihren Betten, es verging eine trostlose Nacht. Um ½ 7 Uhr früh mussten wir unser Gepäck in einen bereitstehenden Zug verladen und fort ging es mit 1'500 Menschen, unbekannt wohin. – Sibirien wurde allgemein angenommen. Wir kamen nach Rokyžan.

Der Zug hielt, Amerikaner prüften die Papiere des Lokomotivführers, es schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Unsere Freude war gross, als nach 3stündigem Verhandeln die Maschine kehrt machte und wir wieder zurückfahren. Allerdings nur zwei Stationen. Hier in Ghrast verbrachten wir 30 Stunden im Waggon. Langsam ging die Verpflegung zu Ende, kein Trinkwasser mehr, und als wir uns welches holen wollten, wurden wir von den Posten mit dem Gewehrkolben verjagt. Die Säuglinge, von denen wir einige im Waggon hatten, schrien, denn was sollte man ihnen geben? Über drei Kerzen bereiteten wir etwas Tee für sie. Später zündeten wir wie Zigeuner am Bahndamm Feuer an und kochten Suppe. Unser einziger Gedanke aber war ständig, was mit uns geschehen wird.

Am 31. August, abends um 6 Uhr fuhr der Zug endlich in die Richtung nach Mies. In Tuschkau¹ aber hielt der Zug. Cechen und Amerikaner erwarteten uns. Wir mussten heraus aus den Waggonen, uns familienweise zusammenstellen. Viele Frauen bekamen Herzkrämpfe, Wahnsinnsanfälle, und ich bemühte mich zu helfen, wo es anging. Ich hatte eine kleine Apotheke mit, und als Dipl. Schwester konnte ich manchem Linderung schaffen. Eine Musterung begann. Ein cechischer Gendarm und ein amerikanischer Captain sondierten nun die Masse. Alte, Gebrechliche und kranke Leute, Frauen mit vielen Kindern wurden zurückgestellt. Auch wir gehörten zu den Glücklichen. Wie gross war aber die Verzweigung derer, die wieder in die Waggonen mussten und abermals, jetzt aber in Richtung Caslau abfahren. Unser Gepäck mussten wir, meine kleine

¹ Kreis Mies.

elfjährige Tochter und ich, nun unterbringen. Es goss in Strömen. Wir waren derart ermattet, verhungert, nass und verzweifelt, dass wir laut weinten. Die übrigen 180 Personen lagen einstweilen in einem Gasthof auf dem Stroh. Um ½ 12 Uhr nachts hiess es wieder heraus, Gepäck zum Bahnhof, ab nach Mies.

Dort angekommen, mussten wir bis 4 Uhr früh in der Kälte im Freien auf dem Bahnhof warten, ehe man uns schliesslich doch wieder in die Fabrik Just einliess. Mittags 12 Uhr wurden wir dann auf Lastwagen wie das liebe Vieh gepfercht, Soldaten mit geladenem Gewehr sprangen auf, und wie Schwerverbrecher wurden wir abtransportiert. Wir kamen nach Milikau. Erst wohnten wir bei einem Bauern. Dieser wurde dann enteignet, und es hiess wieder weiterziehen. In einer verfallenen Hütte fanden wir ein neues Unterkommen. Täglich mussten wir uns früh um 7 und um 1 Uhr mittags bei dem Vorsteher melden, zur Arbeitseinteilung. Wir 'mussten schwere Arbeit verrichten, ohne dafür jedoch Bezahlung oder Verpflegung zu erhalten. Ständig lebten wir in Angst und Sorgen, dass es eines Tages wieder fort gehen wird. Was unternahmen wir nicht alles, um über die Grenze zu gelangen, nichts wollte gelingen.

Am 13. Oktober, 4 Uhr früh klopfte es an unser Fenster. Wir vernahmen cechische Stimmen. «Aufmachen! Na transport!»¹ Wieder waren wir soweit! Die Kinder schrien, meine Mutter bekam einen Herzanfall. Unter der Aufsicht von vier zweifelhaften Gestalten, mit Knüppeln bewaffnet, musste ich packen. Nur eine Garnitur Wäsche, ein Kleid und einen Mantel wollte man uns mitnehmen lassen. Auf Leiterwagen wurden wir und unsere Säcke geladen, und fort ging es, wieder nach Mies zum Bahnhof. Viele Familien, die bereits den ersten Transport mitmachten, waren wieder dabei, auch Milikauer Einwohner. Dort in Mies stand ein langer, langer Zug, und viele gute Bekannte (1'600 Personen) fuhren mit ihm abends um 7 Uhr ab ins Ungewisse. Am schlechtesten benahm sich bei dieser Gelegenheit der Arzt Herr Dr. Morawez. Diesmal hatte man es jedoch so eingerichtet, dass der Zug nachts Rokyzan, die Demarkationslinie, passierte. Wieder eine traurige schreckliche Nacht. Kinder weinten, Frauen beteten leise den Rosenkranz. Es regnete durch die Decke und war bereits empfindlich kalt. Wir kamen nach 24-stündiger Fahrt nach Kralupy.

Verschlafen, frierend und hungernd sassen wir auf unseren Elendsbündeln, und bald stellten sich auch die «Käufer» bei dem Viehmarkt ein. Unter Führung des Arbeitsamtes wurde die «Ware» ausgesucht. Wir, meine alte Mutter, meine Kinder und ich, sowie einige alte Leute, Frauen mit vielen kleinen Kindern fanden keinen Absatz. Man schaffte uns ins Internierungslager mit der unsichtbaren Überschrift: «Lasst alle Hoffnung draussen!» Seit Mai 1945 vegetierten hier Bodenbacher, auch gefangene Soldaten. Der Hunger stand allen im Gesicht geschrieben. Die Kinder hatten meist Krätze und waren elend abgemagert. Der Arzt, ein gefangener Rheinländer, war schon ganz apathisch. Zu essen bekamen wir nichts, erst am nächsten Tag etwas schwarzen Kaffee und etwas Brot. Wir lagen auf den Gängen, denn das Lager war total überfüllt. Es war rührend, wie die gefangenen Soldaten uns nachts ihre Betten überliessen und selbst auf dem blanken Fuss-

¹ zum Transport.

boden die Nacht verbrachten. Allerdings muss ich, um objektiv zu bleiben, sagen, dass die Leitung dieses Lagers sich ziemlich korrekt uns gegenüber benahm. Mittags kam das Arbeitsamt und ein Arzt, die feststellten, dass es sich bei uns um Alte, Kranke und Kinder handle, und daher die Rückkehr nach Mies durchgeführt wird.

75 Personen wurden in je einen Viehwaggon mit ihrem Gepäck verladen (3 Waggon), und zurück ging es nach Mies. Wir konnten weder ordentlich sitzen, noch stehen oder liegen. Zum Unglück bekam meine kleine Tochter hohes Fieber. Ich gab ihr Pulver, und es war traurig anzusehen, wie da» Kind kein ruhiges Plätzchen finden konnte. Aus dem ersten Transport hatte ich bereits eine Lehre gezogen und einen kleinen Kübel mitgenommen. Es wäre trostlos gewesen, wenn die 75 Personen ohne dieses notwendige Gerät hätten auskommen müssen. Am 20. Oktober kamen wir abends um 6 Uhr wieder glücklich nach Mies. Jeder war froh, endlich aussteigen zu können.

Doch wer beschreibt unser Entsetzen, als wir den Waggon überhaupt nicht verlassen durften. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Fräulein Kurzka Marie riss aus ihren Säcken die Wäsche und Kleidungsstücke heran» und warf alles wahllos umher. Sie war nicht mehr ganz bei Sinnen. Herr Huis bekam einen Herzkrampf nach dem anderen. Eine Frau aus Kladrán wurde sterbend herausgetragen. Ich selbst war am Ende meiner Kraft, und ich hätte wohl meinem Leben ein Ende bereitet, wenn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Wir hatten tagelang nichts richtiges mehr gegessen, spürten auch gar keinen Hunger mehr. Die Kinder waren matt und rührten sich gar nicht mehr. Unsere Verzweiflung war gross. Leute aus der Stadt kamen und wollten Suppe und Kaffee bringen, doch verwehrte man ihnen den Zugang zu dem Zaun. Mir war elend zumute, und ich glaubte, dass ich diese Situation nicht überleben könnte. Da kam der Transportführer, den doch ein menschliches Gefühl leitete, und er vertraute mir an, dass er und der Bahnvorstand an das Innenministerium telefoniert haben.

Er fuhr also abends um 8 Uhr wieder ab mit uns nach Prag. Wir kamen dort um 9 Uhr früh an, und kurze Zeit schon darauf mussten wir in einen Waggon II. Klasse zur Untersuchung. Es wurde festgestellt, dass es sich bei uns tatsächlich um arbeitsunfähige Personen handelt (86 kleine Kinder, da» älteste elf Jahre). Zurück in die Heimat, in die alte Wohnung, und wir sollten einen Schein erhalten, auf dem der Vermerk stehen sollte, dass wir bis zur Aussiedlung nicht mehr aus unseren Wohnungen entfernt werden dürfen. Nach acht Tagen bekamen die kleinen Kinder hier endlich etwas Milch, die übrigen Suppe und Brot. Nun waren wir wieder einmal gerettet! Zwei Gendarme mit schriftlichen Weisungen an den Mieser Výchov begleiteten den Heimtransport.

Abends 5 Uhr, am 22. Oktober, kamen wir in Mies an. Niemand kümmerte sich um uns. Nur zwei Beamte standen da am Bahnhof und erklärten, dass wir einstweilen zusehen sollen, dass wir irgendwo übernachten können, und den nächsten Tag sollen wir in das Rathaus kommen. Nach acht Wochen durften wir wieder in unser Haus. Allerdings

erlaubte man uns nur, die Küche zu bewohnen. Viele aber von unseren Leidensgenossen konnten nicht mehr in ihre Wohnugen, denn sie waren bereits von Cechen bezogen.

So kam Weihnachten heran, das traurigste Weihnachten unseres Lebens. Die Läden waren angefüllt mit Süßigkeiten, die Schaufenster hell erleuchtet und mit Ware überladen. Für uns und unsere armen Kinder aber gab es nichts zu kaufen. Am 1. Feiertag predigte der Geistliche: «Herr, gib uns die Kraft und den Willen, dieses grausige Weihnachten 1945 zu vergessen!» Wir und unsere Kinder aber werden es wohl nie vergessen. Ende Jänner 1946 begann die Aussiedlung. Wir meldeten uns freiwillig zu dem zweiten Transport, der am 28. Februar zusammengestellt wurde.

Abschliessend berichtet die Vfn. kurz über ihre Ausweisung.

Nr. 66

Erlebnisbericht des kath. Priesters Dr. Hermann Ebert aus Ober Lohma bei Eger.
Original, Februar 1946, 4 Seiten, mschr.

Internierung von Heimkehrern aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft; Lebensverhältnisse der im Lager Dubi bei Kladno internierten Deutschen in der Zeit von September bis Ende Dezember 1945.

Am 28.8.1945 wurde ich mit vielen anderen Kameraden aus dem russischen Kriegsgefangenenlager Focçani in Rumänien entlassen. Jeder von uns bekam seinen Entlassungsschein gleich in die Hand, und wir konnten fahren, wohin wir wollten. So fuhr ich mit anderen Kameraden aus meiner Heimat durch Rumänien und Ungarn in die neue tschechoslowakische Republik. In Brünn wollte man uns aufhalten. Wir wandten uns aber an den russischen Bahnhofsoffizier. Dieser gab den Tschechen den Befehl, in dem Zug nach Prag einen Waggon für uns frei zu machen oder einen anzuhängen. So fuhren wir ungehindert nach Prag. Auch hier konnten wir ungehindert weiterfahren. Doch als wir in den Zug nach Komotau–Karlsbad–Eger eingestiegen waren und uns schon zu Hause glaubten, wurden wir in Kladno angehalten und mussten aussteigen. An einen russischen Bahnhofsoffizier konnten wir uns hier nicht wenden, da keiner da war. Man gab vor, uns zur Überprüfung unserer Papiere zum russischen Stadtkommandanten zu führen, aber man führte uns stattdessen in das Internierungslager Dubi bei Kladno.

Dieses Lager umfasste ungefähr 2'000 Menschen, wobei ringsherum in der näheren Umgebung noch eine grosse Anzahl solcher Lager waren. Hier waren die Deutschen, die früher dort gewohnt hatten, Beamte, Ingenieure und Direktoren der «Poldihütte», mit Frauen und Kindern interniert. Sie besaßen nur noch das, was sie am Leib hatten: 1 Hemd, 1 Unterhose, 1 Anzug, sonst gar nichts mehr. Da sie diese Sachen dauernd bei

der Arbeit anhatten, waren es schon Lumpen, und Ersatz gab es keinen. Die meisten batten auch im Winter keine Socken oder Strümpfe und vollständig zerrissene Schuhe. Ein Schuster und ein Schneider war zwar im Lager, aber sie hatten nicht einmal einen Fleck, um etwas zu flicken. Sie arbeiteten fast ausschliesslich für das tschechische Wach- und Aufsichtspersonal. Wintermäntel oder warme Winterkleider gab es nicht.

Ferner waren im Lager Leute aus den deutschen Randgebieten (Sudetengau), die man hierher verschleppt hatte. Diese wurden ganz plötzlich von zu Hause weggeholt mit der Bemerkung, sie kämen nur 3 Wochen zum Arbeitseinsatz. Sie kamen aber nie mehr zurück. In Karlsbad hatte man ganze Strassenzüge ausgehoben mit allem, was drin war: alten Leuten, Krüppeln usw.¹ Im Lager wurde ihnen alles abgenommen, was sie hatten und ihnen nur einige alte Kleidungsstücke gelassen. Geld durfte man im Lager überhaupt nicht haben. Im Oktober 45 kamen dann auch schlesische Flüchtlinge, die im Kriege in den Sudetengau geflüchtet waren, dort bei der Rückkehr der Tschechen bei tschechischen Bauern gearbeitet und so sich zu den paar Habseligkeiten, die sie noch gerettet hatten, noch einiges verdient hatten. Als sie ins Lager kamen, wurde ihnen ebenfalls alles abgenommen, sogar die Betten für ihre Kinder, Kinderwäsche usw. Im Lager waren auch ungefähr 100 deutsche Soldaten aus dem Reich.

Das Lager bestand aus Holzbaracken und einigen Steinbaracken. Es waren die Baracken, in denen während des Krieges auswärtige tschechische Arbeiter gewohnt hatten. Die tschechischen Zeitungen, die wir heimlich manchmal lesen konnten, beschwerten sich darüber, dass die Deutschen zu gut untergebracht seien, da sie in denselben Baracken lebten, in denen «ihre» Leute auch hatten leben müssen. Dabei verschwiegen diese tschechischen Zeitungen natürlich, dass früher in einem Raum einer solchen Baracke nur 4-8 tschechische Arbeiter nur vorübergehend Unterkunft fanden, während jetzt derselbe Raum bis zu 30 Menschen eine vollständige Wohnung sein musste. 30 Menschen mit all ihrem Hab und Gut, das sie vielleicht noch gerettet hatten, auf einem Raum von ungefähr 25 Quadratmetern!

Als Schlafgelegenheiten waren Doppelbetten aus Holz mit Strohsäcken da, wie sie in Wehrmachtsunterkünften üblich waren. Es waren aber in jedem Raum nur 4-8 solche Schlafstellen. Die Übrigen mussten sehen, wie sie unterkamen. Es mussten 2-3 auf einem Strohsack schlafen, die anderen auf dem Boden. Viele lagen überhaupt nur am Gang. Wenn wir abends todmüde von der schweren Arbeit nach Hause kamen, konnten wir uns in dem Raum kaum umdrehen. Sitzgelegenheiten gab es nur 4-5. Öfen waren da, aber kein Heizmaterial. In den Steinbaracken aber, in denen die Frauen mit den kleinen Kindern wohnten, war Dampfheizung. Aber die Dampfheizung war geschlossen, und Öfen waren nicht da. Deshalb hatten es gerade die kleinen Kinder ganz kalt, und die Aller kleinsten mussten das fast alle mit dem Leben bezahlen. Die Baracken waren ausserdem total verlaust. Dazu kam noch eine sehr starke Wanzen- und Flohplage, so dass man bei Nacht überhaupt nicht schlafen konnte. In der Stadt gab es zwar eine Möglichkeit zur Entlausung, aber diese war vollständig ungenügend. Es konnten immer nur

¹ vgl. hierzu auch Bericht Nr. 92.

einige hingehen, so dass die Entlausung wirkungslos bleiben musste. Man konnte sich dort nicht einmal baden, sondern nur waschen. Dann musste man auf einem kalten Gang mit Steinboden unbekleidet auf seine Kleider warten.

Die Verpflegung im Lager bestand aus ½ Liter dünner Kartoffelsuppe, an der kein Körnchen Salz war, 200 g Brot und 2mal schwarzen bitteren Kaffee täglich. Wer nicht auf eine Art noch etwas anderes bekommen konnte, musste verhungern. Das betraf vor allem Alte, Kranke und Kinder. Die auf Arbeit gingen, bekamen meist an ihrer Arbeitsstelle etwas zu essen, meist aber nur trockene Kartoffeln. Die Frauen, die irgendwo privat im Haushalt arbeiteten, hatten manchmal Glück. Sie trafen doch auch gute Leute und konnten dann öfter ihren Kindern etwas mit nach Hause nehmen. Kinder, auch Säuglinge, bekamen anfangs dieselbe Kost wie die Erwachsenen, so dass die Säuglinge und Kleinkinder restlos starben. Später bekamen die Kinder, die später ins Lager kamen, einige gekochte ganze Kartoffeln und noch später etwas Milch und Margarine. Aber das reichte natürlich bei Weitem nicht aus. So manche Mutter erzählte mir, mit Verzweiflung in ihrem Blick, wie sie ihr Kind langsam verhungern sehen muss. Die Zutaten, die die Küche manchmal für die Suppe bekam, wurden einfach für das Essen des Wachpersonals verwendet. Auch sonst ging aus der Küche vieles schwarz an Günstlinge und Verwandte, was eigentlich für die Allgemeinheit bestimmt gewesen wäre, wie es ja überall in solchen Lagern zu geschehen pflegt. Als ich ins Lager kam, waren die meisten alten Leute schon gestorben. Durchschnittlich starben in der Zeit, als ich im Lager war, täglich 1-6 Menschen. Sie starben an völliger Entkräftung. Krankheiten wie Lungenentzündung wurden vom Arzt überhaupt nicht behandelt. Sie waren von vorneherein dem Tode preisgegeben. Wenn einer krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte und von anderen nichts bekam, war er rettungslos verloren. Deshalb hatte jeder grosse Angst vor dem Krankwerden. Ein internierter Arzt war zwar hier, aber den nannten die Leute nur «Tierarzt». Es war ein Tscheche. Anzuerkennen war, dass später ein Zahntechniker angestellt wurde.

Männer und Frauen waren getrennt untergebracht und durften miteinander nicht sprechen, auch der Mann mit seiner eigenen Frau nicht. Wenn sie es taten und erwischt wurden, gab es Fusstritte oder Prügelstrafen. Überhaupt wurde die Prügelstrafe in der rohesten Weise angewendet, bei der geringfügigsten Sache, z.B. Rauchen oder Lesen, was ja verboten war. Sogar gegen Frauen und Mädchen wendete man diese Strafe an. Sämtliche deutschen Bücher, Gebetbücher und Bibeln, sogar Rosenkränze, wurden den Leuten abgenommen. Ich ersuchte den Lagerleiter, einmal im Lager Gottesdienst halten zu dürfen. Aber die Antwort war eine unflätige Schimpferei auf Kirche und Pfaffen. Nicht einmal zu Weihnachten durfte ich Gottesdienst halten. Wörtlich sagte mir der Lagerleiter: «Die Deutschen sind für uns keine Menschen, und sie werden dementsprechend behandelt.» Es war mir auch verboten, zu den Sterbenden zu gehen. Zu den Männern konnte ich zwar meist kommen, da ich in die Männerbaracken hineinkonnte, aber in die Frauenbaracken konnte ich nur, indem ich mich der Gefahr aussetzte, verprügelt zu werden.

Die Toten, die jeden Tag «anfielen», wurden in einen grösseren alten Sarg gelegt, meist mehrere auf einmal, auf einem Wägelchen in das etwa 3 km entfernt gelegene Dorf Rapice¹ gefahren und dort in einem Massengrab hinter der Friedhofsmauer «bestattet», d.h. der Sarg wurde einfach umgekippt, auf die Toten etwas Erde geworfen, so dass sie nur etwas verdeckt waren, und darauf wurden dann wieder die anderen Toten aufgeschichtet. Der Sarg wurde wieder mit nach Hause genommen.

Die Wache des Lagers wurde von einer zivilen Miliz gestellt. Das waren durchwegs Kommunisten, die auch bei den anderen tschechischen Arbeitern in dem Ruf standen, dass sie aus Arbeitsscheu sich solche Posten gesucht hatten. Diese Wache mit Gewehr musste jeden Internierten ausserhalb des Lagers begleiten. Anfangs Dezember blieb nur noch die Lagerwache. Die Begleitwache fiel weg. Dafür wurden aus den Reihen der Internierten Gruppenführer gewählt, die dafür verantwortlich waren, dass ihre Gruppe wieder geschlossen ins Lager zurückkam. In der Stadt war es jedem Deutschen verboten, den Gehsteig zu benützen, ein Geschäft zu betreten oder mit jemandem zu sprechen. Oft wurden Deutsche auf der Strasse angespuckt oder geschlagen.

Ungefähr im Oktober wurde dann für die Kinder eine Art Schulunterricht eingeführt, d.h. sie sollten vor allem Tschechisch lernen. Zu Weihnachten wurde unter Mitwirkung der Kinder eine sogenannte «Weihnachtsfeier» gehalten. Diese bestand darin, dass alle Lagerinsassen im Freien sich unter einem Weihnachtsbaum versammeln mussten zu einer hämischen Rede des Lagerleiters, zu einigen tschechischen Weihnachtsliedern der Kinder und – was der Hauptzweck der «Feier» war – zu einem Sprechchor der Kinder, der den Eltern in ganz gemeiner Weise aus dem Munde der Kinder die härtesten Anklagen entgegenschleuderte. Das war angesichts des Schmerzes so vieler Mütter über den Verlust sämtlichen Besitzes, der Heimat, so vieler Kinder und Angehörigen gerade am Heiligen Abend eine besondere Gefühlsrohheit.

Ich selbst musste gleich am 2. Tage, als ich im Lager war, in die Arbeit gehen, und zwar in eine Kabelfabrik. In dieser Fabrik arbeiteten ungefähr 80 deutsche Frauen und Mädchen und 20 Männer. Jeden Tag wurden wir früh um ½ 6 Uhr hingeführt. Auf dem Hof der Fabrik mussten wir antreten. Dann kamen die tschechischen Arbeiter und Meister und suchten sich die «Stückzahl» aus, die sie brauchten. Wir hatten unwillkürlich alle das Empfinden, es sei wie auf einem Sklavenmarkt. Wir Deutsche mussten nur die schwersten und schmutzigsten Arbeiten verrichten. Das Essen bekamen wir in einem Raum, der ungefähr 40-50 m² gross und ganz voll Drahtrollen war. Darin sollten noch 100 Menschen Platz haben. Wir mussten deshalb meist draussen im Freien stehend essen, auch im Winter. Wir bekamen Tag für Tag trockene Kartoffel. Während die tschechischen Arbeiter nur 8 Stunden arbeiteten, mussten wir nachmittag meist noch mehrere Waggon Kohlen, Draht usw. abladen oder verladen bis spät abend.

Nach einiger Zeit bekam ich plötzlich den Befehl, ich müsse sofort ins Kohlenbergwerk einfahren. Warum, weiss ich heute noch nicht. So wurde ich Bergmann. Hier war

¹ Rapitz (Vrapice).

es wieder so: Die schwersten und schlechtesten Arbeiten mussten wir Deutsche verrichten. Während die Schicht für die Tschechen nur 8 Stunden dauerte, mussten wir Deutsche 10 Stunden ununterbrochen im Schacht arbeiten, ohne Pause und ohne Essen. Die Verpflegung bekamen wir am Schacht, und sie war etwas besser, aber viel zu wenig und fast kein Fettstoff. Dazu kamen noch sehr schlechte Arbeitsbedingungen: Die Kleider waren innerhalb kurzer Zeit vollständig zerrissen, da man mit den Strassenkleidern einfahren musste, weil kein Arbeitsanzug da war. Einen Ersatz für zerrissene Kleider gab es nicht. Wenn man ferner die ganze Schicht in Schweiss gebadet war und sich nachher unter der heissen Dusche abgewaschen hatte, musste man dann oft ½-1 Stunde in der Kälte im Freien um Essen anstehen. Dieses musste man auch im Freien essen, wenn man es nicht im Waschraum, in dem sich zur selben Zeit die anderen wuschen, tun wollte.

In jeder Schicht waren ungefähr die Hälfte der Arbeiter Deutsche. So war es auch auf den Schächten ringsherum und in den meisten Betrieben. Bei der Arbeit gab es auch oft Schläge und Fusstritte. Allerdings muss ich auch anerkennen, dass es unter den Arbeitern auch sehr anständige Menschen gegeben hat, die uns gut behandelt und uns auch hie und da heimlich etwas zum Rauchen oder zum Essen zugesteckt haben.

Dass ich Ende Dezember 1945 entlassen wurde, habe ich nur dem Umstand zu verdanken, dass ich einen tschechischen Pfarrer sehr gut kannte. Auf seine Vermittlung kam ich frei. Sonst wäre für mich keine Möglichkeit gewesen, herauszukommen. Es hiess immer, dass die Kranken und Alten entlassen werden, aber als ich das Lager verliess, war noch nichts dergleichen geschehen. Die Arbeitsfähigen dürften wohl noch lange in dieser Sklaverei verbleiben müssen.

Die Dinge, die ich hier berichtet habe, habe ich mit eigenen Augen gesehen und erlebt. Sachen, die mir die Leute aus der Zeit vorher erzählt haben, habe ich nicht erwähnt; sie waren noch viel schlimmer.

Nr. 67

Erlebnisbericht des Rentamts-Inspektors Franz Leitermann aus Bistritz, Kreis Markt Eisenstein.

Original, 5. Dezember 1955, 9 Seiten, maschr. Teilabdruck.

Erlebnisse des Vfs. im Kreisgerichtsgefängnis Klattau, in der Strafanstalt Bory und im Internierungslager 27/Maltheuern; seine Verurteilung durch ein Volksgericht und seine Freilassung nach dreizehnmonatiger Haft.

Am 19. Oktober 1945, als ich mittags von der Feldarbeit zum Gutshof Vesely, wo ich zwangsdienstverpflichtet war, kam, stand vor dem Tor der Postenkommandant der

Gendarmerie in Janowitz und fragte mich, ob ich Leitermann aus Bistritz sei. Ich bejahte dies und sagte, dass wir drei dieses Namens hier wären, nämlich auch mein Bruder und meine Tochter. Nun sagte er, er müsse einen von uns verhaften, wisse jedoch nicht genau, ob mich oder meinen Bruder, allenfalls müsse ich mit ihm zum Bahnhof gehen. Auf dem Wege dorthin sprach er mit mir deutsch, dass es ihm leid tue und er hoffe, dass ich bald wieder entlassen würde. Am Bahnhof befahl er mir, dort stehen zu bleiben, bis er genauere Weisungen eingeholt habe und versprach mir, meinen Bruder und meine Tochter mit Kleidung usw. mitzubringen. Er sprach mit dem Bahnhofspersonal leise tschechisch, und ich glaubte, er hätte den Auftrag gegeben, auf mich aufzupassen. Ich überlegte wohl, ob ich etwa einen Fluchtversuch unternehmen solle, da ich mir aber keiner Schuld bewusst war und Vergeltungsmassnahmen an meinen Angehörigen befürchtete, blieb ich stehen. Nachdem mein Bruder und meine Tochter mir mein Gepäck gebracht und sich von mir verabschiedet hatten, führte mich der Gendarm auf die andere Seite des Bahnhofes. Dort standen bereits etwa 10 Personen, darunter eine Frau, bewacht von beinahe ebensovielen Gendarmen und Soldaten, die mit Gewehren, Maschinenpistolen und anderen Waffen ausgerüstet waren. Denen wurde ich beigelegt und in den Zug nach Klattau einwaggoniert.

Bei der Ankunft im Kreisgerichtsgefängnis mussten wir mehrere Stunden lang mit dem Gesicht zur Wand am Gang des Gefängnisses stehen. Wer sich dem Nachbar zwandte, wurde sofort geohrfeigt und mit dem Gewehrkolben oder Gummiknütel gestossen, und fortwährend wurden wir als deutsche Hunde und Schweine, Nazi, Mörder usw. beschimpft. Nach der einzelnen Durchsuche des Gepäcks und der Taschen, wobei Uhren, Taschenmesser usw. abgenommen wurden, Aufnahme der Personaldaten usw. wurden wir in die Arrestzellen gestossen. Es dauerte nicht lange, dann kamen Männer in Zivil, die uns anbrüllten, nach Namen und Wohnort fragten, uns abermals beschimpften, einige der Neuankömmlinge über die Stiegen hinunterjagten, in die Korrekationszelle oder in die Wachstube brachten; dort wurden diese Verhafteten von einer Horde besonders hasswütiger Tschechen abermals beschimpft und geschlagen und dann wieder die Treppen hinauf in die Zelle gejagt. Da ich mich in der Öffentlichkeit nicht auffällig betätigt hatte, kein Treuhänder oder Angestellter eines arisierten oder germanisierten Betriebes war, blieb ich von dieser Prozedur verschont.

In den Gefängniszellen waren je 15 bis 20, in grösseren bis 36 Mann untergebracht. Es waren nur wenige Eisenbettgestelle («Kawaletts») vorhanden, die meisten Häftlinge mussten auf schlecht gestopften Strohsäcken oder am blossen Fussboden eng aneinander schlafen. Trotzdem wir vorderhand eigentlich nur in Untersuchungshaft waren, wurden wir schlechter als Schwerverbrecher behandelt. Für sämtliche Zelleninsassen gab es nur eine einzige gemeinsame Waschschiüssel und nur einen Eimer Wasser. Da wir damit nicht ausreichen konnten, waren wir gezwungen, den Mehrbedarf an Wasser mit der Essschale in der Wasserspülung des Klosetts aufzufangen, wozu einige Übung gehörte. Das WC war in manchen Zellen mit einer Bretterwand vom sonstigen Zellenraum abgetrennt; in einigen Zellen nicht. Besonders am frühen Morgen war es schwer mög-

lich, dass alle Zelleninsassen vor dem Antreten zur Arbeit ihre Notdurft verrichten, nebenbei den Waschwasserbedarf decken und ihre Essschalen reinigen konnten, alles auf dem einzigen WC. Es gehörte dazu eine eiserne kameradschaftliche Disziplin, um Streit und Rauferei zu vermeiden. Wenn es Einzelnen gelang, Zigaretten («Tschiks») oder andere Tabakabfälle in die Zelle zu schmuggeln, so wurden sie geteilt. Es wurden daraus, oft nur mit Zeitungspapier, Zigaretten gedreht, und jeder rauchgierige Kamerad durfte davon in der Klosettkabine einen Zug machen. Kam der «dozor» (Aufseher) in die Zelle und roch den Qualm, gab es Ohrfeigen. Ich war gottlob Nichtraucher, brachte aber auch Tschiks und Tabakpflanzenteile aus der Arbeit mit ins Gefängnis (in den Socken versteckt).

Jede Zelle hatte einen Stubenältesten (die gebräuchliche Bezeichnung dieses Amtes habe ich vergessen), der für die Ordnung und Disziplin in der Zelle verantwortlich war. In der Regel war es ein ehemaliger Offizier oder Unteroffizier mit tschechischen Sprachkenntnissen. Sobald ein Aufseher oder Beamter des Gefängnisses die Zellentür öffnete, musste «Pozor!» (Achtung!) gerufen und auf Verlangen stramm angetreten, abgezählt und in tschechischer Sprache Meldung erstattet werden, was täglich einigemal, häufig auch mitten in der Nacht vorkam. Dabei unterlaufene Fehler wurden mit Ohrfeigen und Schimpf bestraft. Wer als Nazi angeprangert oder aus anderen Gründen schikaniert werden sollte, dem wurden auf dem Rücken der Montur oder auf den Hosenboden Hakenkreuze aufgemalt. Wer wegen Disziplinverletzung, Fluchtversuch oder sonstigen Handlungen und Unterlassungen straffällig wurde, kam in die Korrektionszelle, wurde dort nackt ausgezogen, blutig geprügelt und musste mit hochgehobenen Händen stundenlang stillstehen, wenn er umfiel, wurde er mit Wasser beschüttet. Man hörte manchmal das Schreien und Wimmern dieser Unglücklichen.

Am frühen Morgen wurden wir geweckt, mussten schnell Toilette machen, die Strohsäcke aufschichten, die Decken zusammenlegen, Kaffee fassen und nach dem raschen Frühstück hinaus auf den Gang, dort mit dem Gesicht zur Wand stehend warten, bis wir in den Gefängnishof geführt wurden. Dort wurden die Arbeitsgruppen zusammengestellt, jeder Gerufene musste sich mit «zde» (hier) melden und an dem angewiesenen Platz anstellen. Wir mussten in Klattauer Betrieben (Lederfabrik, Maschinenfabrik und dgl.) arbeiten, die von der Deutschen Wehrmacht oder von den Amerikanern besetzt gewesen waren, Hotels, Schulen, Behörden usw. säubern (Fussböden scheuern, Fenster waschen usw.), den zerbombten Bahnhof aufräumen, bei den Behörden Holz hacken, Kohlen schippen, dies auch bei Privaten, oft wurden wir mit Lastautos auf Meierhöfe in der Umgebung gebracht, wo wir Kartoffeln und Rüben ernten und einmieten und sonstige landwirtschaftliche Arbeiten verrichten mussten. Ferner wurden wir bei schweren Steinbruch- und Strassenbauarbeiten eingesetzt. Auch von der Deutschen Wehrmacht zurückgelassene Magazine, die mit Kleidungs- und Wäschestücken aller Art, Schuhen, Stiefeln, Monturen, Nähzeug, Stoffballen, Leinen, Decken, Leder, Benzintanks, Konserven usw. usw. in Millionenwerten vollgestopft waren, mussten wir räumen, umschichten, verladen. Dabei sahen wir oft, wie die Aufseher sich versorgten. Die den Deutschen abgenommenen Möbel waren in grossen Hallen (z.B. in den Stallungen

des Dragonerregiments) gelagert. Auch diese mussten wir mehrmals umschichten, sortieren, verladen und in die Wohnungen der «Erwerber» bringen. Es waren auch Klaviere und sonstige schwere Stücke dabei. Es kam oft vor, dass wir so schwere Möbelstücke über steile Stiegen getragen hatten und infolge zu engen Gemäuers oder zu kleiner Türen nicht weiterkonnten und sie wieder hinunterschleppen mussten. Hierbei gab es oft Schimpf und Schläge.

Die Gefängniskost war besonders anfänglich sehr schlecht und bestand aus einer spülwasserartigen Suppe, einigen Kartoffeln oder Teigwaren und Gemüse. Wenn wir beim Arbeitseinsatz besseres und reichlicheres Essen bekamen, was bei manchen Bauern und Gutsbesitzern der Fall war, so waren wir glücklich. Auch der Arbeitseinsatz bei der amerikanischen Besatzung (Artilleriekaserne) war eine ersehnte Abwechslung, weil wir dort weniger schweren Dienst (Stubenreinigen, Geschirrwaschen, Heizen, Brennholzhacken und dgl.) hatten und von den amerikanischen Delikatessen Überbleibsel bekamen.

Der Verkehr mit unseren Familienangehörigen war sehr eingeschränkt. Wir durften nur selten (ich glaube einmal im Monat) einen Brief schreiben, der streng zensuriert wurde, doch schmuggelten wir in den Wäschepaketen (die Wäsche mussten wir zur Säuberung heimschicken) Zettel hinaus und bekamen solche auf gleichem Wege herein. Oft gab es dafür Schläge; dass solche «Kassiber» manchmal absichtlich geduldet wurden, um Belastungsmaterial zu sammeln, ist anzunehmen. Auf besonderes Ansuchen der Angehörigen beim Národní Výbor wurde ihnen der Besuch im Gefängnis in sehr eng bemessenen Grenzen gestattet. Die kurze Aussprache durfte aber nur im Büro in Anwesenheit der Gefängnisaufseher stattfinden. Die sorgvollen und geplagten Frauen brachten dabei gewöhnlich auch die Wäsche- und Lebensmittelpakete mit, aber diese wurden, je nach Laune der Kommandanten (velitel) und Aufseher, manchmal ganz, manchmal zum Teil beschlagnahmt, was in Anbetracht der damaligen allgemeinen Lebensmittelknappheit eine grosse Härte war. Wer es sich leisten konnte (z.B. Bauern) schob den Aufsehern selbst Lebensmittel zu, dafür waren sie entgegenkommend. Wer Esswaren bekam, teilte sie (mit wenigen Ausnahmen) mit seinen Kameraden.

Bei der abendlichen Rückkehr von der Arbeit wurden wir innerhalb des Gefängnishofes untersucht (wir sagten «abgefiltzt»), kleine Mengen der mitgebrachten Überreste der auswärtigen Mahlzeit wurden uns belassen. Beim Auffinden eines Nagels, Messers, Tabak, Zündhölzer usw. gab es Schläge.

Da den Deutschen die Benützung der Eisenbahn nur in Ausnahmefällen gestattet war, mussten die Angehörigen der Häftlinge oft viele Kilometer zu Fuss gehen, um nach Klattau zu kommen. Wenn sie dann nicht vorgelassen wurden, war es ein vergebliches Opfer und eine bittere Enttäuschung. Oft waren die Häftlinge auf weit entfernten Orten im Arbeitseinsatz und kamen erst am späten Abend ins Gefängnis zurück. Die armen Frauen gingen ihnen nach oder warteten den ganzen Tag auf ihre Rückkehr, nur um einige liebe Blicke und Worte mit ihnen tauschen zu können.

Einmal begegnete uns beim Marsch vom Gefängnis zur Arbeitsstelle in der Stadt meine älteste Tochter, die mich ansprach. Dies bemerkte der Aufseher und schlug einen

Krach, meine Tochter musste sich im Gefängnis melden und kam knapp an einer Verhaftung vorbei. Ich wurde bei der Rückkehr ins Gefängnis zum «vrchni velitel»¹ geführt, der mir nebst einem strengen Verweis einige kräftige Ohrfeigen versetzte.

Zum Essen durften wir keine Gabeln und Messer verwenden. Um Brot usw. schneiden zu können, schärfen wir, wenn wir in einer Werkstätte dazu Gelegenheit fanden, unsere Löffelstiele.

Unser Haar wurde uns geschoren, Bärte abrasiert. Rasiert wurden wir sonntags von gefangenen Friseuren. Einseifen mussten wir uns gegenseitig. «Bad» gab es nur selten (etwa einmal im Monat), und zwar wurden die betreffenden Zellen, die an die Reihe kamen, am Sonntag früh aufgerufen. Man musste sich bereits in der Zelle bis aufs Hemd entkleiden, dann im Galopp ins Kellergeschoss laufen, dort am Vorraum warten, bis die Vorgänger fertig waren, dann schnell hinein unter die Brause und in ein oder zwei Minuten wieder weg, abtrocknen, das Hemd anziehen und in die Zelle zurücklaufen. Es kam auch oft vor, dass die Wasserleitung oder die Heizung nicht funktionierte, so dass das Gerenne umsonst war.

Die Sonntage verbrachten wir in den Zellen mit Reinigen und Ausbessern der Monturen, Füllen der Strohsäcke (wenn nach langer Zeit wieder mal Stroh vorhanden war), Rasieren, Beten und harmloser Unterhaltung. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse, hielten auch Vorträge über Jagd, Imkerei und dgl., um die Trübsal zu überwinden. Wenn die Aufseher ausnahmsweise gut gelaunt waren oder Ausgang hatten, durften wir auch singen. Im Sommer hatten wir die Fenster offen und hörten ein Durcheinander von deutschen und tschechischen Liedern, bis plötzlich «ticho» (Ruhe) geschrien wurde und der Gesang verstummen musste. Auch Stubentour gehörte zur Sonntagsbeschäftigung. An manchem Sonntag wurden wir auf den inneren Gefängnishof geführt, wo wir im Kreise herumgehen oder turnerische Übungen verrichten mussten.

Etwa einmal im Monat durften wir die hl. Messe im Saal des Gefängnisses besuchen, die ein tschechischer Priester las, der nur tschechisch predigen durfte, auch die Kirchenlieder durften nur tschechisch gesungen werden. Die in Haft befindlichen deutschen Geistlichen (Pfarrer Ackermann aus St. Katharina, Pfarrer Grill aus Depoldowitz und noch ein Dritter, dessen Name mir entfallen ist) durften nur ministrieren. Wir standen während des ganzen Gottesdienstes unter strenger Bewachung.

Die ärztliche Betreuung war sehr mangelhaft. Wer sich krank meldete, wurde in der bestimmten Stunde auf den Gang vor dem ärztlichen Sprechzimmer im Erdgeschoss des Gefängnisses geführt und musste dort Schlange stehen, bis er als «dalsi» (nächster) an die Reihe kam. Der alte Gefängnisarzt untersuchte sehr schnell und oberflächlich, seine Helferin (eine deutsche Gefangene) musste das Medikament, Pflaster bzw. das Rezept ausfolgen, den Verband anbringen oder erneuern und gleich wieder «dalsi» rufen. Ich hatte einmal Schmerzen auf der Brust. Ich wurde mit den Worten abgefertigt: «Damit können Sie noch 50 bis 60 Jahre leben!» Da ich bereits 51 Jahre alt war, hatte ich Aus-

¹ Oberkommandant.

sicht, ein Methusalemalter zu erreichen. Vielleicht machte mich der Optimismus wieder gesund, wie ich mich überhaupt heute noch wundere, was der Mensch alles aushält.

Wie es üblich war, wurde auch ich im November 1945 aus dem Kreisgerichtsgefängnis in das Barackenlager gegenüber dem Schlachthof, etwas ausserhalb der Stadt Klattau, überführt. Dort war das Regime etwas milder, der Kommandant war ein gut deutschsprechender Gendarmeriekreisinspektor oder so etwas ähnliches, kein fanatischer Tscheche. Auch die Aufseher waren, mit einigen Ausnahmen, etwas mässiger. Wir bekamen auf die Brust Nummern aufgenäht und wurden nach diesen aufgerufen. Von dort aus wurden wir meistens auf den Bahnhof zum Wiederaufbau und in die Lederfabrik Singer auf Arbeit geschickt. Die schweren, stinkigen Häute machten uns viel ekelhafte und schweisstreibende Arbeit, und mancher Aufseher behandelte uns sehr grob, wenn nicht jeder Handgriff gelang.

Auf der sehr primitiven, für die vielen Gefangenen räumlich nicht hinreichenden Latrine erhängte sich an einem frühen Sonntagmorgen ein alter pensionierter Gendarmeriewachtmeister, den sein trauriges Gefangenelos trübsinnig gemacht hatte. Der Papierspagat riss, und der Bedauernswerte schwamm in den Fäkalien, aus dem Morast mussten ihn zwei heranbefohlene Mitgefangene herausfischen. Er starb einige Tage später an Entkräftung.

... Hans Watzlik sah ich manchmal vom Kerkerfenster aus am Gefängnishof im Kreise gehen, und seine Zellengenossen – wie auch der inzwischen ebenfalls verstorbene Lehrer und Schriftsteller Hans Michal aus Eisenstein – erzählten, dass er sie mit seinem Humor oft aufheiterte.

Mitte Dezember 1945 erhielt ich die Anklageschrift zugestellt. Sie ist vom öffentlichen Kläger beim ausserordentlichen Volksgericht in Klattau am 9. 12. 1945 ausgestellt, trägt den Eingangsstempel des Gerichtes vom 14. 12. 1945 und als Beschuldigung, dass ich bis 1938 Funktionär der Sudetendeutschen Partei (Rechnungsprüfer) und sodann der NSDAP (Zellenleiter) war, wodurch ich mich des Verbrechens gegen den Staat aufgrund des § 3 Abs. 2 des Dekrets des Präsidenten der Republik vom 19. 6. 1945 über die Bestrafung nazistischer Verbrechen (Nr. 16/45 Sig.) schuldig und gern. § 5, Abs. 2 des zitierten Dekretes bei Ausspruch des Verlustes der Ehre und Einzug des Vermögens strafbar gemacht habe¹.

Obwohl mir in der Anklageschrift und bei der am 22. Dezember 1945 stattgefundenen Verhandlung kein einziger Fall einer positiven verbrecherischen Tat vorgehalten, geschweige denn nachgewiesen werden konnte, beantragte der Staatsanwalt eine Bestrafung mit 12jährigem schwerem Kerker. Nachdem mich einige Zeugen durch Aussagen, dass ich nie gehässig gegen Angehörige anderer Rassen oder Nationen war, vielmehr jedem, wo ich konnte, Gutes getan habe, entlasteten, wurde ich zu 5jährigem Kerker mit Zwangsarbeit und Verlust des Vermögens verurteilt. Dieses Urteil wurde nur mündlich verkündet, schriftlich wurde es mir nicht zugestellt. Ich hatte keine Gelegenheit, mir einen Verteidiger zu nehmen und eine Berufung einzubringen. Vom Gerichtssaal wurde ich nicht mehr ins Barackenlager, sondern sogleich in eine Zelle des Kreisgerichtsgefängnisses gebracht, in der •ich solche Häftlinge befanden, die bereits verur-

.....
¹ Einleitende Darstellung, Anlage 4.

teilt waren oder kurz vor der Verhandlung standen. Die Zahl der Zelleninsassen bewegte sich zwischen 25 bis 36 Mann, so dass wir eng zusammengepfercht waren. Major a. D. Karl Brey aus Neuern schlief oft auf der Tischplatte.

Dies waren sehr traurige Weihnachten. Am Heiligen Abend beteten wir und sangen einige Weihnachtslieder, die aber die Stimmung noch mehr drückten. Einige Männer weinten, besonders bitterlich schluchzte der Gendarmerieoberwachmeister 0., dessen Ehefrau kurze Zeit vorher (wegen eines gewöhnlichen Weibertratsches) hingerichtet worden war, er selbst zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Eine hohe Kerkerstrafe (15 oder 20 Jahre?) hatte auch ein K. H., ein einfältiger junger Waldarbeiter aus Eisenstein, dem man das Geständnis erpresste, er habe dem Werwolf angehört. Der arme Bursche wusste gar nichts von dieser Organisation. Die Mehrzahl der Verurteilten waren «Blockleiter» der NSDAP, deren «Verbrechen», für das sie zu 5 Jahren Kerker verurteilt wurden, darin bestand, dass sie einige Mitgliedsbeiträge einkassiert hatten.

Aus manchen Familien waren mehrere Personen zugleich im Kerker, z.B. Franz R. aus Bernhof, er selbst mit Frau und Sohn. Leitermann waren wir vier (mein Bruder Matthias und ich und die Brüder Karl und Franz Leitermann aus Flecken). Das Ehepaar P. aus Böhm. Hammer, des Mannes Vater war daheim erschlagen worden. Aus Bärnhof waren zwei Brüder N. dort, Max wurde hingerichtet, Franz wurde zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Gehängt wurde auch der brave Bauer R. aus der Seewiesener Gegend.

Anlass der Einkerkering unschuldiger Sudetendeutscher waren augenscheinlich folgende Zwecke:

1. Die Befriedigung des durch propagandistische Aufpulverung erzeugten Hasses der breiten tschechischen Massen gegen die Deutschen;
2. die Entfernung der deutschen Männer von ihrem Grund und Boden, Haus und Geschäft, Werkstatt und Fabrik, um diese Güter widerstandslos in Besitz nehmen zu können;
3. die Nutzung billigster, guter, willens- und wehrloser Arbeitskräfte in grossen Massen zu Wiederaufbau- und Investitionsvorhaben, nachdem die Tschechen nun Herren geworden und zur Verrichtung gewöhnlicher Arbeit nicht gewillt waren;
4. die Unterbindung einer Widerstandsbewegung, deshalb besonders Verhaftung der deutschen Intelligenz.

Im Frühjahr 1946 begannen die Versetzungen der zu sechs und mehr Jahren Verurteilten in die Strafanstalt Bory nach Pilsen. Im Sommer wurden einige Arbeitstrupps auf Gutshöfe in der Umgebung nach Klattau verbracht, von wo aus manchem Mutigen die Flucht über die Grenze gelang. Über die nach Pilsen Versckickten sickerten verschiedene Nachrichten durch, manche zuversichtliche, dass sie in den Skodawerken bessere Verpflegung erhalten, manche betrübliche über schwere Arbeit bis zur Erschöpfung. Besonders hart ergriff uns die Nachricht des Ablebens unseres ehemaligen Zellenkameraden Franz Korzinek, Postmeisters aus Neuern.

Auch in Klattau kamen nicht nur durch Selbstmord aus Verzweiflung, sondern auch viele Todesfälle an den Folgen der rohen Behandlung vor.

So starb der ehemalige Abgeordnete Wolfgang Zierhut und sein Sohn Dr. Günther Zierhut (Landrat), Pfarrer Grill aus Depoldowitz, Bürgermeister M. aus D. (Freitod durch Erhängen) und andere, deren Namen mir entfallen sind. Die Vollstreckung eines Todesurteils war für die Klattauer Tschechen eine Sensation zur Befriedigung ihres Hasses. Der Galgen wurde gewöhnlich schon einige Stunden vor der Exekution im Gefängnishof aufgestellt, dann Körte man von unseren Zellen aus viele Stimmen der Schaulustigen lärm¹. Wir durften uns während dieser Zeit nicht den Fenstern nähern.

Es kamen auch verschiedene Kommissionen und Visitationen ins Gefängnis, teils solche, die sich an unserem Elend ergötzten, teils Delegierte von Behörden und den amerikanischen Missionen, Journalisten und dgl. Die Antwort auf die Frage nach unserem Ergehen war aber bereits vordiktirt, sie durfte nicht anders lauten als: «Obtizeni nemame» (wir haben keine Beschwerden).

Ende Juni oder Anfang Juli 1946 wurde auch ich aufgerufen und vernahm, dass ich mit einigen anderen (ich denke wir waren zehn) zum Bory versetzt werde. Wir mussten uns mit unseren verpackten Habseligkeiten am Gang aufstellen, wurden zur Gefängniskanzlei geführt, dort wurden uns die bei der Verhaftung abgenommenen Sachen (Uhren, Messer, Geldbörsen usw.), soweit sie noch vorhanden waren, wieder vorgelegt, wir mussten die Gefangenenmonturen (es waren alte Wehrmächte- und Polizeiuniformen) ausziehen und unsere Zivilkleider anziehen, worüber Protokolle geschrieben wurden. Dann wurden wir paarweise an den Händen zusammengefesselt, zum Bahnhof geführt und nach Pilsen geliefert.

In der Strafanstalt Bory herrschte ein äusserst rauhes Wesen². Wir mussten uns am Gang nackt entkleiden, unsere Kleider und sonstigen Habseligkeiten, die einzeln besichtigt und verzeichnet wurden, in einen Sack stecken, der mit unserem Namen gekennzeichnet wurde, und nachdem wir die Gefangenenkleidung, die aus einem primitiven Hemd und Unterhose, Fusslappen, einem Rohleinenanzug, ebensolcher Kappe, Schuhen mit Holzsohlen bestand, angezogen hatten, auf den Speicher getragen werden musste.

Sodann kamen wir je zu zweit in eine Zelle, die normalerweise für einen Mann bestimmt war, aber infolge Überfüllung der Strafanstalt nicht hingereicht hätte. Wir mussten bald wieder antreten, wurden fotografiert, dann rasiert und sehr kurz geschoren und nochmals von mehreren Seiten fotografiert (Lichtbilder fürs Verbrecheralbum?). In den ersten Tagen waren wir ganztägig in der Zelle und bekamen fast buchstäblich nur Wasser und Brot, denn die Suppe war nicht viel mehr als Spülwasser, und dazu gab's eine Handvoll ungeschälte Kartoffeln. Unsere Bewegung bestand im Kreismarsch am Gefängnishof, wobei nicht gesprochen werden durfte. Wenn wir auf Arbeit gehen durften, freuten wir uns, weil wir dabei doch mitsammen sprechen konn-

¹ Nach § 31, Abs. 3 des Dekrets vom 19. Juni 1945 (Sig. Nr. 16) konnte das Volksgericht den öffentlichen Vollzug der Todesstrafe anordnen. In der Neufassung durch das Gesetz vom 24. Januar 1946 (Sig. Nr. 22) ist die Bestimmung über öffentliche Hinrichtung nicht mehr enthalten; s. Einleitende Darstellung, Anlage 4.

² Über die Verhältnisse im Straflager Bory im Jahre 1945/46 s. Bericht Nr. 30.

ten und, besonders bei landwirtschaftlichem Einsatz, mehr Essen bekamen. Die Gefängnis-Brotrationen waren knapp zur Fristung des Lebens bemessen.

Nach etwa zehntägigem Aufenthalt am Bory wurden wir, eine grössere Anzahl von Gefangenen, auf verdeckte Lastautos gebracht, die von mehreren Personenwagen mit dem Aufsichtspersonal begleitet waren. Wir fuhren über Podersam, Saaz, Postelberg und Brüx nach Malthuern und wurden in einem Barackenlager (Nr. 27) an der Strasse nach Oberleutensdorf ausgeladen. Wir zehn Mann kamen in eine Barackenstube, und es war für uns ein Lichtblick, dass wir ziemlich nach Heimatkreisen untergebracht waren. Wir waren acht Deutsche aus den Gerichtsbezirken Neuern, Hartmanitz und Stubenbach und zwei Tschechen in einer Stube. Die Stube musste jeden Tag am frühen Morgen oder späten Abend gescheuert werden, zwei Mann mussten den Abortkübel entleeren, zwei Mann den Kaffee aus der weit entfernten Lagerküche holen, alles im Laufschrift. Die Betten mussten in peinliche Ordnung gebracht werden. Dies musste alles sehr rasch geschehen, damit alle rechtzeitig am Vorplatz zum Abmarsch in das Werk bereitstanden.

Wir waren in dem fast völlig zerbombten Kohlen-Hydrierwerk in Zaluzi (ehemal. Hermann-Göring-Werk in Malthuern) tätig. Es waren sehr schwere Arbeiten zu verrichten, wozu wir in einer überaus rohen Weise angetrieben wurden. Zu diesen schweren Arbeiten gehörte: Umschichten ganzer und gebrochener Maschinen und Bestandteile, sehr starker Eisenträger, Rohre usw., Verladen derselben auf Autos und Eisenbahnen, Aufgraben und Fortschaffen von Erde, Steinen, Ziegeln, Bauschutt und anderen Materials, Schleppen und Verlegen von sehr dicken Kabeln, wobei wir in die mit teerigem und öligem Wasser gefüllten Gräben gestossen wurden, Zudecken dieser Kabelgräben, Anlage von Werkskanälen, Entfernen der zähen Teermasse aus den zerstörten riesigen Rundbehältern (Teerbunkern), Wegschaffen des Teeres mittels Schiebtruhen über Treppen und Mischen mit Kohlengrus, Freilegen der zerbombten Gas- und Teerbehälter, Neuaufbau solcher aus schweren Eisenplatten, Schleppen schwerer Balken und Bretterstösse auf den Schultern usw.¹.

Die Kost war im Verhältnis zur schweren Arbeit am Anfang nicht hinreichend, doch nachdem man einsah, dass nur bei entsprechender Ernährung eine höhere Arbeitsleistung erzielt werden kann, wurden die Rationen erhöht und durch Fleischzulagen verbessert. Die Aufsicht und Behandlung war besonders durch einige Gefangenaufseher sehr roh. Beispielsweise kam ein grosser, gebräunter, dunkelhaariger Aufseher manchmal nachts zu den Betten und besah sich unsere Fusssohlen. Durch den Umgang mit Teer, der an den Schuhen auch in die Stube gebracht wurde, liess es sich schwer vermeiden, dass trotz fleissigen Waschens noch eine Spur zu finden war. Der dabei Ertappte wurde zum Waschraum gepeitscht. Auch wenn im Bett ein Taschentuch, ein Fusslappen und dgl. zu finden oder eine Decke nicht haargenau zusammengelegt war, liess dieser Rohling (wir nannten ihn den «Schwarzen») den Bettinhaber und den Stubenältesten verprügeln.

Kamerad Berka, Kaufmann und Geschäftsreisender, gebürtiger Tscheche aus Südböhmen, welcher Europa und überseeische Länder bereist hatte, fiel uns durch sein

¹ vgl. auch Erlebnisbericht Nr. 59.

stilles, versonnenes Wesen sehr auf. Er betete und fastete oft. Es war gleich in den ersten Wochen unseres Arbeitseinsatzes 'm Werk Malthuern, als wir während des Verladens schwerer Eisenteile auf einen Eisenbahnwaggon plötzlich antreten mussten und abgezählt wurden. Es fehlte ein Mann, dies war Berka. Keiner von uns Deutschen wusste von seinem Verbleib, erst nachdem man uns mit Erschiessen bedroht hatte, meldeten sich drei Tschechen, mit deren Hilfe er einen Fluchtversuch vereinbart hatte. Sie hatten ihn im Waggon unter den Eisenteilen eingemauert, er hoffte auf diese Weise aus dem Werk hinauszugelangen. Der Aufseher schoss einigemal mit dem Gewehr auf ihn hinein, dann wurde Berka blutüberströmt herausgezogen und vor unsere Füße geworfen. Er bat um einen Gnadenschuss, der ihm aber verweigert wurde. Mittlerweile waren die einheimischen Arbeiter in grosser Anzahl herbeigelaufen und wollten sich auf uns stürzen, beschimpften uns als deutsche Hunde, Schweine, Nazis usw., forderten, man soll uns erschiessen. Besonders auf mich zeigten sie mit den Worten: «toho brýlatého rozstrilejte!»¹, denn auf Brillenträger, in denen man die führenden Intelligenzler vermutete, hatten die Tschechen eine besondere Wut. Es kam dann ein Auto, in das der arme Berka geschleppt und fortgeschafft wurde. Später verlautete gerüchtweise, er sei in einem Krankenhaus mit dem Leben davongekommen und wieder auf den Bory gebracht worden.

Wir mussten sofort unter doppelt strenger Bewachung vom Arbeitsplatz weg ins Lager marschieren, dort lange am Hofe stehen, Strafpredigten anhören und zusehen, wie die drei Helfershelfer unter Schlägen «Auf und Nieder» und sonstige Turnübungen machen mussten, bis sie umfielen. Sie erhielten mehrere Tage schweren Einzelarrest und wurden später besonders gehässige Antreiber bei der Arbeit.

Ein weiteres trauriges Erlebnis war an einem Sonn- oder Feiertag Ende September 1946 (St. Wenzelstag²). Mein Zellengenosse vom Bory, Kamerad Karl Linzmeier, Kaufmann aus Hammern, der einen schweren Herzfehler hatte, vom Gefängnisarzt in Pilsen jedoch nicht als untauglich für schwere Arbeiten anerkannt worden war, wurde mit mehreren anderen Gefangenen zum Obsternten auf einem weiter entfernten Dorfe kommandiert. (Man liess uns auch an Sonntagen nicht rasten, wir mussten meistens den Hof putzen, Steingärten anlegen, Strohsäcke stopfen und dgl.) Es war schon dunkler Abend geworden, bis endlich der Arbeitstrupp zurückkam. Kamerad Peter Linzmeier, ein engerer Freund des Karl, erzählte uns weinend, dass Karl während der Arbeit unwohl wurde und am Heimweg plötzlich, vermutlich an einem Herzschlag, gestorben ist. Seine Leiche wurde auf einem Handwagen ins Lager gebracht, und wir sahen nichts mehr von ihm, auch nicht von seiner Beerdigung.

Ende Oktober 1946 kursierte die Parole, dass ein Teil der in Malthuern eingesetzten Gefangenen wieder nach Pilsen zurückversetzt wird, und ganz optimistische Kameraden raunten, es gäbe von dort aus Freilassungen. Ich denke, es war am 28. Oktober 1946, als wir am Hof des Lagers antreten mussten; der Kommandant verlas Namen,

¹ «Erschiess den Brillenträger!»

² 28. September, Fest des böhmischen Landespatrons Herzog Wenzels I. des Heiligen.

dabei auch meinen. Wir Verlesenen wurden auf Lastautos nach Pilsen zurückgebracht und abermals in die Zellen eingekerkert, jedoch war die Behandlung um einige Grade weniger rau als früher. Wir arbeiteten in den Skodawerken, wo wir insbesondere die in grosser Unordnung befindlichen Fabrikshöfe und -räume aufräumen und säubern mussten. Auch mussten wir Giessformen für starke Rohre drehen, glühende Maschinenteile aus den Formen schütteln und, nachdem sie einigermaßen ausgekühlt waren, anschichten. Dies erforderte viel Schweiss. Wir bekamen ausser unserer Gefängnisration in den Skodawerken gekochte Kartoffeln, womit wir uns sättigen konnten. Durch Flüsterparolen erfuhren wir von den als Gangwärter und Küchengehilfen tätigen, am Bory schon mehr heimisch gewordenen Kameraden, besonders vom Kameraden P. aus Neuern, dass viele von uns demnächst freigelassen werden sollen, was uns seelisch sehr stärkte und aufmunterte. Dies bewahrheitete sich nach ungefähr zehntägigem Aufenthalt am Bory.

Mit der Entlassung, ungefähr am 10. November 1946, war mein auf 5 Jahre festgesetzt gewesenes Gefängnis-Martyrium bereits mit 13 Monaten beendet.

Die erlittenen Misshandlungen, die grosse seelische und körperliche Beanspruchung, Hunger und sonstige Entbehrungen, Nervenzusammenbrüche und Überanstrengungen hinterliessen sichtliche schlimme Folgen. Ich leide an Schwerhörigkeit, Schwachsichtigkeit und allgemeiner Nervenschwäche, besonders auch Vergesslichkeit. Viele meiner Leidensgenossen haben noch schwerere Folgen zu tragen, manche sind inzwischen vorzeitig gestorben.

In seinem weiteren Bericht schildert der Vf. den Hergang seiner Ausweisung im November 1946¹.

Nr. 68

Bericht des Landwirts Alois Reichendörfer aus Zellwing, Kreis Kaplitz
Original, 28. April 1955, 4 Seiten, hschr.

Ereignisse und allgemeine Lebensverhältnisse in Zellwing.

Als ich am 3. Juni 1945 von amerikanischer Gefangenschaft in meinem Heimatort Zellwing eintraf, war unser Ort von russischen Truppen schon frei. Diese waren in der Nähe von Kaplitz in ein grosses Lager zusammengezogen.

Es waren nur einige tschechische Finanzbeamte, die vor 1938 schon bei uns waren, im Ort. Es herrschte allgemein Ruhe, und ich hatte den Eindruck, als ginge es dort weiter, wo wir im Jahre 1938 aufgehört hatten. Auch waren einige Heimkehrer schon zu Hause.

¹ abgedruckt unter Nr. 116, S. 516 f.

Als ich mich bei dem Gemeindeamt anmeldete, war noch der Gemeinbeschreiber im Amt. Als kommissarischer Bürgermeister war der Schmied unseres Ortes, Johann Spulak, der die tschechische Sprache beherrschte, eingesetzt. Dieser ruhige Zustand sollte nicht lange dauern. In den nächsten Tagen kamen tschechische Gendarmerie und Partisanen nach Zettwing.

Am 13. Juni 45 wurden fast alle Männer, die bei der NSDAP und Freikorps¹ waren, verhaftet, darunter auch ich war. Im Saale des Gasthauses Karl Süka mussten wir mit dem Gesicht zur Wand Aufstellung nehmen. Dabei kam es vor, dass der eine oder andere von der Bewachung, die aus Partisanen bestand, geschlagen wurde. Dann wurde jeder einzeln zum Verhör vorgeführt. Die Vernehmung wurde sehr genau und umfangreich durchgeführt. Besonderer Wert wurde auf die Zugehörigkeit zum Freikorps und [zur] Wehrmacht gelegt, die in Prag und anderen Städten des Protektorats eingesetzt war. Bei dieser Aktion hatte sich der Kommunist Konrad Mayer aus Zettwing 91 besonders hervor getan. Als das Verhör zu Ende war, wurden der Heimkehrer Lackenbauer und ich wieder freigelassen. Alle Übrigen sind ins Internierungslager Kaplitz gebracht worden.

Von diesem Zeitpunkt an wurde es immer schlechter. Um 7 Uhr abends durften wir Deutsche nicht mehr auf der Strasse sein. Nachts wurden wir von der Kontrolle geweckt, um unsere Anwesenheit im Hause bzw. im Bett festzustellen. Dann wurden unsere Häuser, angeblich nach Waffen, durchsucht. Sämtliche Edelmetalle mussten abgeliefert werden. Desgleichen Radios, Fahrräder, Grammophone, Autos, Motorräder, Ski und anderes.

Der kommissarische Bürgermeister Spulak wurde von dem tschechischen Finanzbeamten Cile abgelöst. In einigen Fällen waren die Russen bei der Flucht von Deutschen nach Österreich behilflich. Sie taten das gegen Rum, Fleisch und Wertgegenstände.

Neben den üblichen Lebensmittelkarten für Deutsche gab es nicht viel. Fleisch gab es für uns Deutsche überhaupt nicht. Mit Milch und Butter halfen die Bauern der übrigen deutschen Bevölkerung nach Möglichkeit aus. Der Postverkehr im Inland war gut. Wollte ein Deutscher in eine andere Gemeinde gehen, musste er einen Passierschein mit Zweck und Datum versehen haben. Für Bahnfahrten musste eine besondere Genehmigung eingeholt werden. Die deutschen Schulen waren gesperrt. 14 Tage versuchte ein tschechischer Lehrer die Kinder in Tschechisch zu unterrichten. Das religiöse Leben wurde in keiner Weise beeinträchtigt². Unser Arzt wurde interniert, somit mussten wir nach Österreich zum Arzt gehen, das nicht ohne Schwierigkeit abging. Soziale Fürsorge und Rentenwesen ruhten vollständig. Das Geld (RM) musste abgeliefert werden. Für diejenigen, die sich nichts verdienen konnten, gab es dreihundert CK³ pro Monat, aber nur wenn sie entsprechend Reichsmark abgegeben hatten. Der Bauer bekam für seine

¹ Über das Sudetendeutsche Freikorps s. Einleitende Darstellung, S. 75 f.

² Aus anderen Orten des Sudetenlandes wird dagegen berichtet, dass auch das religiöse Leben wie alles Gemeinschaftsleben der Deutschen weitgehenden Beschränkungen unterlag; vgl. z.B. die Berichte Nr. 35, S. 207 f.; Nr. 42, S. 237 ff.; Nr. 50, S. 264 ff.

³ Tschechische Kronen (Kč).

Erzeugnisse kein bares Geld. Es gab nur eine Bescheinigung über die Höhe des Betrages. Bei der Bezahlung von Steuern und öffentlichen Abgaben wurde diese Bescheinigung in Zahlung genommen. Die Antifaschisten bekamen eine Zeitlang die tschechischen Lebensmittelkarten und brauchten keine Robotarbeit zu leisten. Rechte hatten wir Deutsche keine. Die deutschen Namen auf Schildern und Grabsteinen wurden nicht zerstört. Dagegen mussten alle anderen Aufschriften sowie Ortsbezeichnungen in tschechischer Sprache sein. Da unser Ort rein deutsch war, wurde die deutsche Sprache nicht beanstandet. Tschechen hatten wir keine im Ort.

Abschliessend erwähnt der Vf, noch, dass vor dem Beginn der Ausweisungsaktionen etwa ein Viertel der Einwohner des Grenzortes Zettwing bereits nach Österreich geflohen war, dass der Ort von tschechischer Seite nicht besiedelt und wie viele andere in der errichteten Grenz-Sicherheitszone dem Verfall preisgegeben wurde.

Nr. 69

Bericht des Landgerichtsrats Dr. Heinrich Krbalek aus Znaim.

Original, (Sommer 1947), 5 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Massnahmen der tschechischen Behörden in Znaim nach der Übernahme der Regierungsgewalt; Vertreibung des Vfs. Ende Mai 1945 nach Österreich.

Einige Tage nach dem Einzug der Russen in Znaim (Südmähren), Anfang Mai 1945, wurde die Bevölkerung durch Plakatanschläge verständigt, dass die Regierungsgewalt der tschechische Nationalausschuss übernommen hat. Dies zeigte sich auch sofort. In den Geschäftslokalen musste die Bedienung nach der Nationalität durchgeführt werden. Auf der einen Seite hatten sich die Tschechen, die in Znaim wohnten (es waren ihrer 3'000-4'000), aufzustellen, auf der anderen Seite die Deutschen¹. Es wurden sonach die Tschechen nahezu immer sofort bedient, während die Deutschen oft eine Stunde lang warten mussten. Einige Bäcker hatten für die Tschechen allein zu backen. Eine Zeitlang erhielten die Tschechen Brot ohne Lebensmittelmarken und umsonst. Es wurden nur tschechische Zeitungen verkauft.

Die Gesinnung der Tschechen zeigte sich am besten darin, dass in den Zeitungen ausdrücklich erklärt wurde, dass Geschäftsannoncen von deutschen Geschäftsleuten nicht angenommen werden. Partisanen führten Hausdurchsuchungen durch. Man hörte von Einlieferungen in das Konzentrationslager. Als Konzentrationslager wurden militärische Baracken in Znaim in Verwendung genommen. Namentlich wohlhabende Ge-

¹ Bei der Volkszählung vom 17. Mai 1939 betrug die Gesamteinwohnerzahl von Znaim 24 983 Personen.

schäftsleute kamen in das Lager¹. Die Geschäfte übernahmen tschechische Handlungsgehilfen, welche an Stelle der eingekickten deutschen Handlungsgehilfen massenhaft in den Geschäften wirkten. Beunruhigende Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach von Greueln im Protektorate, von der Ausweisung sämtlicher Deutschen aus dem Protektorate. Dann wurden Radiomeldungen weitergegeben. Sie beinhalteten, dass sämtliche Deutschen die Tschechoslowakei und sonach auch Znaim zu verlassen hätten. Diese Meldungen waren unklar. Man glaubte nämlich, dass sich diese Meldungen auf Beamte und sonstige Bevölkerungskreise, die aus dem Altreich stammten, beziehen. Tatsächlich waren aber die Beamten aus dem Altreich und auch die anderen Bevölkerungskreise, so namentlich die Evakuierten aus dem Altreich, schon vor dem Einzug der Russen aus Znaim geflohen. Auch von den Österreichern hiess es, dass sie Znaim verlassen müssten. Es verliessen auch die zahlreichen österreichischen Beamten, die nach dem 1. Juli 1939 nach Znaim gekommen waren, da mit diesem Tage Südmähren in den ehemaligen Reichsgau Niederdonau eingegliedert wurde, mit ihren Familien die Stadt.

Die Radiomeldungen, wonach die Deutschen aufgefordert wurden, die Tschechoslowakei zu verlassen, häuften sich aber, und es begann die deutsche Bevölkerung Znaims selbst Znaim zu verlassen. Die erste Zeit jedoch wurde sie von den in Znaim ansässigen Tschechen noch verlacht, da diese die Radiomeldungen für übertrieben hielten; denn von der entsetzlichen Entwicklung waren auch die einheimischen Tschechen vollkommen überrascht. So forderte mich der in Znaim wirkende tschechische Anwalt unter Berufung auf meine objektive Amtsführung zur Zeit des früheren Systems auf, mich zum Dienstantritte in der tschechischen Justizverwaltung sobald wie möglich zu melden, was ich auch tat. Doch das Unheil nahm seinen Lauf. Tschechische Polizeistreifen fingen Spaziergänger und andere Leute, die Einkäufe besorgten, zusammen und forderten sie auf, Znaim zu verlassen, da dies so angeordnet sei. So ging es bis Ende Mai 1945. Ein oder zwei Tage vorher hiess es, dass der Bevölkerung Arges bevorstehe, es komme Polizei aus Mährisch Budwitz, einer schon seit Österreichs Zeiten bekannten fanatischen tschechischen Stadt.

Ende Mai, an einem Mittwoch um ½ 12 Uhr vormittags wurde auf meine Wohnungstür geschlagen, und als ich diese öffnete, kamen zwei Polizisten, denen man den Fanatismus vom Gesichte ablas, herein und brüllten mich und die Schwester an, dass wir zur Untersuchung unserer Personalpapiere sofort in das Lager kommen sollten. Wir folgten diesem Auftrag und begaben uns auf die Gasse, wo schon der grösste Teil der Bewohner dieser Gasse versammelt war. – Die Bahnhofstrasse, wo wir wohnten, ist eine der schönsten Strassen von Znaim, und wurde mit der Räumung der schönsten Strassen zunächst begonnen. Die Bewohner der Strasse wurden in das Lager getrieben, wo eine Polizeikommission tagte. Gegen 7 Uhr abends wurde ich vorgerufen und wurde mir eröffnet, d.h. ich wurde tscheschisch angebrüllt, dass ich österreichischer Richter sei und daher schon längst hätte Znaim verlassen sollen. Meine Einwendung, dass ich Sudetendeutscher sei, wurde nicht beachtet. Im Gegenteil, man teilte mir im schroffen Tone mit, dass ich binnen 12 Stunden das Stadtgebiet und die Tschechoslowakei zu verlassen hätte. Ein junger Fanatiker fand es als richtig, mir noch die Worte zuzuschleudern:

¹ s. den nachfolgend abgedruckten Bericht Nr. 70.

«Wenn Sie in der Frühe Znaim nicht verlassen haben, werden Sie erschossen!» Zugleich notierte er sich meine Wohnung, indem er mir noch mitteilte, dass er sich von meinem Fortgang überzeugen werde.

So musste ich in der Frühe vor 7 Uhr Znaim verlassen. Die nach Niederösterreich führende Bahn konnte ich nicht benützen, da Deutschen das Fahren auf der Bahn bereits verboten war. Ich musste daher zu Fuss gehen und kam nach einem Tagmarsch nach Retz in Niederösterreich. Auf dem Wege dorthin wurde mir meine Schweizer-Omega-Uhr von einem Russen geraubt. In einem Rucksack konnte ich nur das Notwendigste mitnehmen, nämlich Wäsche und Lebensmittel. Ich war in Niederösterreich, und zwar in Wien und dann in Laa a. d. Thaya bis zum Ende April 1946. Dann wurde ich zwangsweise evakuiert und kam nach Wertheim a. Main.

Abschliessend schildert der Vf. seine vergeblichen Versuche, die in der Heimat zurück gelassene Bekleidung zu retten, und das Schicksal seiner Schwester, die im Februar 1946 aus Znaim ausgewiesen wurde.

Nr. 70

Erlebnnisbericht des Hauptschulrektors Josef Herrmann aus Znaim.

Original, 1. August 1947, 12 Seiten, mschr.

Ereignisse und Zustände im Arbeits- und Konzentrationslager in Znaim von Mai bis Dezember 1945; Zwangsarbeit der Internierten auf einem Staatsgut; Entlassung des Vfs. und seine Flucht nach Österreich.

Der Vf. schildert zunächst in wenigen Sätzen seinen Lebenslauf, die Flucht vor der Roten Armee und die Rückkehr nach Znaim am 14. Mai 1945.

Ich ging sofort in meine Eigenvilla in der Pasteurgasse Nr. 7. Den Hausschlüssel bekam ich von meiner [Miet] Partei, Fotograf Näther, deren Versteck bei den Kapuzinern ich kannte. Haus- und Wohnungstür waren von den Russen aufgesprengt, von der [Miet] Partei aber wieder verschliessbar hergerichtet worden. Die Fensterscheiben auf der Strassenseite waren von einer Bombenexplosion zertrümmert und mit Latten vernagelt. Meine Frau war am 11. April vor dem Bombenterror geflüchtet und hatte vorher alles Wertvolle wie Wäsche, Kleider, Pelze, Schuhe, Betten, Matratzen, Teppiche, Vorhänge, Bildoriginale, 2 Rundfunkgeräte, eine Schreibmaschine, Wertsachen und Eingewecktes im unteren Hauskeller an der Gartenseite deponiert. Im noch verschlossenen Keller fand ich alles unberührt vor. Die Russen hatten es nicht gefunden und dem tiefen Keller keine Beachtung geschenkt. Nichteingeweihte vermuteten hier nur den Ausgang in den Garten. In den Wohnungen waren die verbliebenen Sachen wüst durcheinander geworfen.

Am 14. Mai 1945 etwa um 14 Uhr klopfte es an der Haustür. Ich öffnete und vor mir standen etwa zehn Herren mit roten Armbinden unter Führung eines Gendarmeriewachtmeisters. Sie nahmen eine gründliche Hausdurchsuchung vor, bei der nicht das

Geringste gefunden wurde. Auf ihre tschechischen Fragen, wo alles geblieben sei und wer alles so verwüstet habe, erklärte ich, dass die beiden Wohnungen von den Russen geplündert worden seien. Dem unteren Keller schenken sie wieder keine Beachtung und hielten die Kellertüre für den Gartenausgang. Als sie fertig waren, befahl mir der tschechische Wachtmeister mitzukommen «na vysetrovani» (zur Untersuchung) – und damit war ich verhaftet. Ich nahm meinen Rucksack, der noch ungeöffnet dalag, auf den Rücken und wurde vom Wachtmeister im Militärarrest der Albrechtskaserne, Rapengasse, abgeliefert und dem tschechischen Militär übergeben.

Dort fand ich etwa 20 bekannte Znaimer vor – die Brüder Necas, Binder Souczek und viele andere. Wir erhielten die Verpflegung aus der Mannschaftsküche. Am 16.5. wurden wir frühmorgens in das UvD-Zimmer, ebenerdig, rechts vom Kaserneneingang, geführt, wo tags zuvor die grosse Schlacht mit Verhafteten stattgefunden hatte. Hier lagen blutüberströmt, bewusstlos im Todeskampf auf der Erde: Wildbrethändler Maschl (Obere Böhmngasse), Gastwirt Krischke (Untere Böhmngasse). Viehhändler Repa (Pragerstrasse) lag jammernd, mit Blut befleckt und mit grossen blutunterlaufenen Flecken am ganzen Körper da. Krischke hatte den Augenknochen zertrümmert, und das rechte Auge hing heraus. Leise röchelnd, Schaum auf dem Munde lag er da. Repa bat um Wasser und musste zum Kübel auf die Seite geführt werden, da er sich allein nicht erheben konnte. Bei den Schwerverletzten lagen handgelenksdicke, zerschlagene Knüttel. Ein tschechischer Oberleutnant kam, liess uns Ordnung machen und das eingetrocknete Blut vom Fussboden aufputzen. Abends um etwa 19 Uhr mussten wir aufpacken. Repa bat uns, ihm aufzuhelfen und ihn mitzunehmen. Die zwei anderen waren bisher nicht zum Bewusstsein gekommen und atmeten nur noch leise. Wir wurden alle – etwa 30 Mann – in die «Robotarna» (Arbeitshaus) = Strafgefängnis für Arbeitsscheue geführt.

Hier empfing uns Kommissar Kraus, einen deutschen Tropenhelm auf dem Kopfe, einen alten österreichischen Offizierssäbel in der linken Hand und eine russische Peitsche in der rechten Hand, mit einer Schar blutjunger Partisanen zur Seite, die mit Stöcken und russischen Peitschen bewaffnet waren. Ein rotgeschmücktes Lastauto stand noch vor dem Gebäude. Wir mussten in die Einfahrt, die Tür wurde geschlossen, und nun ging die Schlacht los. Die halbwüchsigen Burschen, sogenannte Partisanen, suchten sich ihre Opfer aus und bearbeiteten sie mit Stöcken und Peitschen. Mich kannte niemand, und es geschah mir nichts. Als sich die Wut ausgetobt hatte, wurden wir in den Hof getrieben. Dort musste alles Eigentum bis auf die Kleidung abgelegt werden. Wir wurden visitiert und in die halb unterirdischen Korrekzionszellen abgeführt. Wir waren in einer Zelle (3x3 m) etwa 30 Znaimer Bekannte zusammengepfercht. Beim Essen, das wir auf dem Gange erhielten, sahen wir alle Inhaftierten der 6-8 Zellen, lauter bekannte Znaimer Geschäftsleute, Angestellte, Handwerker, Beamte: Schnürch, Budischowsky, Skala, Schiller, Kontner, Repa, Darilek, Max, Fischer, Siegl, Pfecek – über 200 Mann.

¹ Unteroffizier vom Dienst.

Die Nacht verbrachten wir auf der Pritsche oder auf der Erde sitzend, teils auch stehend. Um Mitternacht erklang es dumpf im Gange: «Wir grüssen unseren Führer.» Die Zellentür ging auf, und herein traten die Kommissare Kraus und Böhm, stark angeheitert. Taschenlampen blitzten auf, man befahl den ausgesuchten Opfern vorzutreten und bearbeitete die Ausgesuchten mit Peitschen. Dann ging man zur nächsten Zelle und vernügte sich auf dieselbe Weise.

Am 17.5. wurden wir vormittags einzeln von einem Gendarmeriewachtmeister oder von Kommissar Böhm verhört und die politischen Belastungen aufgeschrieben. Nachmittags wurden wir etwa 30 ältere Männer ausgesucht und in ein grosses, leeres Mannschaftszimmer des 1. Stockes geführt. Hier konnten wir nachts wenigstens auf dem Fussboden ausgestreckt liegen, einen Pfosten unter dem Kopfe.

Am 18. Mai wurden wir nach dem Mittagessen etwa 30 Mann in das «Pracovni i koncentracni tabor» (Arbeits- und Konzentrationslager) auf der Pragerstrasse, in die ehemaligen Militärbaracken geführt. Damit war ich glimpflich einer Hölle entronnen. Die «robotarna» in der Rapengasse wurde in der Folgezeit die gefürchtetste Hölle. Dort soll es nach Bericht von Augenzeugen nachher schrecklich zugegangen sein, und zahlreiche Erschlagene liegen im Gemüsegarten der Anstalt verscharrt. An meinem neuen Aufenthaltsort sah und erfuhr ich nun erst, was «KZ» heisst. Unsere Partie war eine der ersten. Das Lager war erst im Entstehen, und täglich kam Nachschub aus der «robotarna».

Unsere Tagesration bestand aus 100 g Brot, morgens und abends je ¼ l schwarzen Kaffee, mittags gab es immer nur ½ l Krautsuppe ohne Fett und oft auch ohne Kartoffel. So ging es bis zum 26. Juni, an welchem Tage ich auf Feldarbeit abging. Wir hungerten, und ich nahm 5 kg ab. Die Bauern bekamen von ihren Frauen viel nachgeschoben, doch verschwand das meiste davon unter der Wachmannschaft. An die hungernden Leidensgefährten wurde jedoch nichts abgegeben. Wer nichts von aussen bekam, bettelte nach Möglichkeit bei der Aussenarbeit. Die Behandlung sprach jeder Menschenwürde Hohn, und Menschenrechte existierten überhaupt nicht. Wir waren eine Ochsenherde, die man nur mit Ohrfeigen, Peitschenhieben und Stockschlägen behandelte. Träger dieser Misshandlungen war die tschechische Wachmannschaft. Besonders Wachkommandant Vlcek, ein tschechischer Soldat ohne Charge, ein früherer Pferdekutscher bei Spediteur Svoboda, Wienerstrasse, tat sich durch besondere Rohheit, Wildheit, Unmenschlichkeit, rohes Schlagen und Ohrfeigen hervor. Er war unermüdlich im Erfinden neuer Bosheiten, Misshandlungen und Sektaturen.

Mit der Zunahme des Belages wurden die Militärbetten dreifach übereinander gestellt. Es war so eng, dass man gerade noch zu seinem Bett gelangen konnte. Wir lagen etwa 80 Mann in unserem Zimmer. Die Fenster durften nur ¼ Stunde am Tage gleichzeitig geöffnet werden. Auch durfte sich niemand beim Fenster zeigen.

Die unentwegten Raucher verstanden es, Rauchmaterial und Streichhölzer bei allen Körperdurchsuchungen am Lagereingang beim Einrücken von der Aussenarbeit durch-

zubringen, ins Lager zu schmuggeln und es so zu verstecken, dass es trotz aller unvorhergesehenen Spindvisiten und Bettdurchsuchungen meist nicht gefunden wurde. Im rückwärtigen Pissoir oder Klosett wurde dann morgens oder abends verstohlen geschmaucht und seinen besten Freunden «ein Zug» gelassen. Wer aber von der herumspionierenden Wache erwischt wurde – und das war nicht selten – wurde unmenschlich mit Stöcken geschlagen. So erwischten sie einstens auch den Schlosser N. (er lag neben mir) und schlugen ihn so unmenschlich, dass seine Hoden ganz schwarz und faustgross angeschwollen waren. Er fieberte und war nicht arbeitsfähig. Da er aber einen sehr guten Dauerarbeitsplatz als Installateur im Magdalenenbad hatte, an dem er sich schon konnte, schleppte er sich doch zur Arbeit, nur um aus dem Lager zu kommen.

Tagwache (budicek) war um 5 Uhr morgens oder, wenn die Wache bezechet war, um 4 Uhr. Militärisches Morgenturnen mit nacktem Oberkörper dauerte ½ Stunde. Oft wurden wir wie junge Rekruten herumgejagt. Nachher hiess es Kaffee holen und um ½ 7 Uhr antreten auf der Lagerstrasse zur Arbeitseinteilung. Um 7 Uhr war Abmarsch zur Arbeit, von 12 bis ½ 1 Uhr gab es Mittagessen und von 13 bis 18 Uhr dauerte die Nachmittagsarbeit. Beim Einrücken fand vor dem Wachzimmer meist Körpervisite nach Rauchmaterial, Wein, Fleisch, Wurst und Kuchen statt, alles Dinge, die die Wachmannschaft haben wollte. Oft wurde aber auch das Brot weggenommen. Wer Glück hatte, kam zu zweit ohne Wachbegleitung zu gutherzigen Tschechen in Privathäuser, wo man zu essen bekam. Bei grösseren Partien waren 2-3 Mann Begleitmannschaft eingeteilt. Hie und da gab es darunter Lümmel, die zur Arbeit antrieben und wohl auch die Leute schlugen. Besonders gefürchtet war die grosse Arbeitsgruppe von meist über 100 Mann in der Klosterbrucker Kaserne. Dort kam es sehr oft vor, dass die Leute von der Soldatenwachmannschaft mit Stöcken und Peitschen zur Arbeit angetrieben und manche auch arg misshandelt wurden. Ich litt in jener Zeit ca. drei Wochen hindurch an Furunkulose im Genick, war ärztlich verbunden und entging dadurch dem schweren Arbeitseinsatz. Gearbeitet wurde auch sonntags im Lagerbereich, nur die Aussenarbeit entfiel.

Lagerkommandant war Fähnrich Tojzl, der ein gewisses Rechtlichkeitsgefühl besass. Ein rauher Geselle war sein Stellvertreter, der die tägliche Arbeitseinteilung durchführte. Sein Hauptvergnügen war, jeden ärztlichen Befund des gefangenen deutschen Lagerarztes zu ignorieren und lächerlich zu machen durch seine Redensart: «To ja nám take» (das habe ich auch).

Pfingstsonntag 1945 im KZ wird mir unvergesslich bleiben. Vormittags war die obligate Lagerarbeit: Aufräumungs- und Reinigungsarbeiten. Nachmittags kam eine starke Gruppe von sogenannten Partisanen (Jungen von 15–18 Jahren), ging von Unterkunft zu Unterkunft, suchte sich ihre Opfer oft unter Fingerzeig der Wachmannschaft aus, liess die alten Leute nackt ausziehen und bearbeitete sie vor unseren Augen mit der Peitsche. In meiner Unterkunft waren damals nur sieben Mann. Vor uns suchten sie sich den 70jährigen Lederfabrikanten Ferd. Buchberger und den Betriebsleiter der Ostmark-Keramik-Werke Sailer aus. Dann gingen sie weiter. Wir hörten nur die Schläge und hie und da Schmerzensschreie der Opfer.

Die Zeit von 20-22 Uhr (manchmal auch erst 23 Uhr) war ausgefüllt mit mehrmaligen Visiten und Durchsuchungen durch die Wachmannschaft, des Baracken- oder Lagerkommandanten, mit Aufwaschen der Gänge, Antreten zu Verlautbarungen und dgl. Um 22 oder 23 Uhr kam die letzte Visite des Wadikommandanten mit der üblichen tschechischen Meldung, und dann hiess es «spät» (= schlafen). Nun erst durfte man sein Bett machen und sich auskleiden. Nachts war meistens Ruhe.

Ende Mai tagte im Lager öfters ganztägig eine grosse tschechische Volkskommission unter Führung der Kommissare Kraus und Böhm, bei der über das weitere Schicksal der Inhaftierten (Entlassung oder Weiterverbleib im KZ) kurz entschieden wurde. Diese Tagungen fanden bei Wein und Zigaretten statt. Nachmittags war daher alles angeheitert, und da kam ich vor die Kommission. Ich trat vor, nannte meinen Namen. Einer suchte mein Karteiblatt und las es vor. Es waren genau meine Angaben, die ich beim Verhör im Arbeitshaus gemacht hatte. Von den Tschechen kannte mich kaum jemand. Obwohl durch tschechische Plakatierung die Bevölkerung amtlich aufgefordert worden war, Anzeigen gegen Deutsche zu erstatten, die sich gegen Tschechen irgendetwas hatten zuschulden kommen lassen, war keine Anzeige gegen mich eingelaufen. Kommissar Kraus erklärte: «Sie müssen dafür bestraft werden, dass Ihre Regierung die tschechischen Schulkinder germanisieren wollte. Sie bleiben im Lager.» Er gab mir mehrere Peitschenschläge über den Rücken und trieb mich zur grossen Gruppe der Nichtentlassenen. Ich war um meine sehnlichste Hoffnung «entlassen zu werden» ärmer.

Ich sah nun dem Schauspiel des angeheiterten sogenannten Volksgerichtshofes zu. Bei mehreren Vortretenden rief Kommissar Kraus nach Verlesung des Karteiblattes: «na lavici» (= auf die Bank). Die bereitstehende Lagerwache, rohe, wilde Gesellen, ergriff ihn, stiess ihn in einen Nebenraum, und nun hörte man nur die schweren Stock- und Peitschenschläge und Schmerzensschreie.

Wachkommandant Vlcek, der anwesend war, schrieb sich nun aus den Nichtentlassenen eine Gruppe von 28 Mann zu einer «Strafkompanie» heraus, (darunter war auch ich, Budischowsky, Precek, Krameth) und gab sie zusammen in einen Lagerraum. Am Abend liess er sie namentlich aufrufen, antreten, führte sie in eine leere Baracke und liess sie dort unter seinem Kommando von 4 Mann Wache misshandeln. Ich wurde aufgerufen, in einen Barackenraum gestossen, auf eine Bank gelegt und erhielt mit daumendicken Stöcken von links und rechts je 10 Hiebe über den Rücken. Dann wurde ich durch Fusstritte zur Türe hinausgestossen, und der nächste kam dran. Am nächsten Abend nach der Rückkehr von der Arbeit wiederholte sich dieselbe Strafaktion Vlceks. Nur erhielt ich diesmal etwa je 15 Stockhiebe von links und von rechts auf das Gesicht durch 2 Wachsoldaten. Noch am selben Abend ging ich zum Barackenkommandanten, einem tschechischen Lehrer, der als Kollaborateur im KZ sass, da er in der deutschen Zeit als Lehrer an der Knabenhauptschule (bei Hauptschulrektor Josef Neumann) unterrichtete. Wir kannten uns also. Ich beschwerte mich und bat, dem Lagerkommandanten

Fähnrich Tojzl vorgeführt zu werden. Er versprach mir, mit Tojzl zu reden, und am nächsten Tage sollte ich mir die Antwort bei ihm abholen. Am nächsten Mittag bekam ich vom Barackenkommandanten nachstehende Aufklärung: Einen anderen unserer Strafkompanie hatten die Rohlinge mit russischen Peitschen, deren Riemen am Ende Eisenhäkchen hatten, bearbeitet, so dass das Gesäss über und über mit Wunden bedeckt war. Der Betroffene war sofort zu Tojzl gerannt, hatte die Hosen herabgerissen und den blutüberströmten Hintern gezeigt. Darauf wurde die Strafaktion Vlceks sofort eingestellt. Meine Vorführung war nun nicht mehr nötig.

Anfangs Juni war ich etwa 1½ Wochen Badegehilfe mit Kohlenhändler Scholz und noch einem Kameraden in der Waschanstalt und dem Bade der Masarykkolonie, Pragerstrasse. Der tschechische Verwalter, ein guter Mensch, nahm mich über mein Bitten in mein Eigenhaus mit, um sich einige Kochtöpfe aus Nirosta-Stahl zu holen und liess mich dann dort allein zwei Stunden. Ich benutzte diese Zeit, um unser Depot im unteren Keller zu visitieren. Ich fand noch alles unberührt vor. Ich nahm auch 2 Paar Socken, 2 Hemden, 1 Paar Halbschuhe, einige Gläser eingekochte Aprikosen, 1 Flasche Schnaps mit und deponierte diese Sachen im Bade, da sie mir im Lager abgenommen worden wären. Als ich dann zur Aprikosenzeit Anfang August 1945 bei dem nunmehrigen neuen Hausherrn Pospichal, unserem ehemaligen Kaminfeger in der Tschechenzeit 1923-1937, gelegentlich eines eintägigen Urlaubes vorsprach, waren meine Sachen aus dem Keller verschwunden. Meine prächtige, gediegene Wohnungseinrichtung, Herren- und Wohnzimmer in Eiche, meine Bildoriginale, Kunstgegenstände, meine Teppiche, Kristall, Porzellan, Küchengeschirr benutzte der neue Hausherr. Einen Teil meines Eigentums aus dem Kellerdepot (Bettüberzüge, Damenkleider) sah ich bei der Wohnpartei, einem tschechischen Gendarmeriewachtmeister, der scheinbar die meisten Sachen beschlagnahmt, verschoben und gestohlen hatte. Als ich nach meinen Sachen fragte, zeigte er mich bei der Lagerleitung an.

Aus dem Arbeits- und Konzentrationslager kam ich am 28.6. auf Erntearbeit auf das Staatsgut «Vraner Hof» bei Vöttau mit Bauern und Bäuerinnen aus der Znaimer Umgebung, dem Vorstände des Znaimer Güterbahnhofs Wenzel, der Gattin des Schattauer Hauptschulrektors und drei Jugendlichen im Alter von 13½-14½ Jahren. Auf dem Gutshofe waren wir etwa 26 internierte Deutsche. Der Verwalter war ein verbissener Tscheche. Geschlagen wurden wir dort nicht. Nur einmal kamen mit Lastautos tschechische Soldaten (Partisanen) auf den Gutshof und schlugen einen Gefangenen mit russischen Peitschen in roher Weise. Gearbeitet wurde von 6–12 und von 13–18 Uhr, auch sonntags. Unser Kommandant war ein Tscheche, der als Kollaborateur in der deutschen Zeit jetzt ins KZ gekommen war. Die Behandlung war menschlich, die Zucht nicht so streng wie im KZ, weil ohne Wachmannschaft. Gearbeitet wurde so, wie es beim Bauern üblich ist. Ich holte mir durch die ungewohnte, schwere Arbeit beim Auf- und Abladen der überschweren Garben einen doppelseitigen Leistenbruch. Es wurde für alle Gefan-

genen eine eigene Küche von unseren Frauen geführt, mit den reduzierten Rationen, wie sie für Deutsche vorgeschrieben waren. Unser tschechischer Mitgefangener und Kommandant liess sich aber von unseren Zuweisungen extra und besser kochen, so dass wir durch mehrere Wochen kein Fett im Essen hatten. Aber genügend alte Kartoffeln, die für die Schweinefütterung bestimmt waren, hatten wir wenigstens bis Ende Oktober. Erst dann bekamen wir frische Kartoffeln. Untergebracht waren wir in einfenstrigen Zimmern zu je 6 Mann. Als es dann im Spätherbst empfindlich kalt wurde, verkühlte ich mich in meinen Hochsommersachen beim Dreschen mit der Dreschmaschine, so dass ich Gelenkrheumatismus bekam. Ich meldete mich deshalb Mitte November krank mit starken Schmerzen in den Armgelenken. Der tschechische Verwalter war darüber so böse, dass er mich am nächsten Tage ins Lager nach Znaim zurückführte.

Der deutsche, internierte Lagerarzt erklärte mich mit Gelenkrheuma für krank, und ich kam einige Tage ins Krankenrevier. Dann erhielt ich den Befund für leichte Arbeit im Lager. Doch darum kümmerte sich der stellvertretende tschechische Lagerkommandant bei der Arbeitseinteilung nicht mit seiner Redensart: «To ja nam take» (das habe ich auch). Ich musste bei Schnee und starker Kälte eine Woche im Znaimer Judenfriedhof arbeiten. Dann ging ich neuerlich zum Arzt und kam wieder einige Tage ins Krankenrevier.

Schliesslich kam ich durch geschicktes Verhalten vor die Überprüfungskommission des Kreis-Nationalausschusses in Znaim, die gewöhnlich einmal wöchentlich im Lager unter Beisein eines Juristen tagte. Ich wurde nach beiliegender, beglaubigter Abschrift und Übersetzung des amtlichen Entlassungsscheines am 12. 12. 1945 aus dem Konzentrationslager entlassen¹ mit der Verpflichtung, die Grenze der Republik sofort zu überschreiten. Bei der Kommission teilte man mir mit, dass die Grenzen amtlich gesperrt seien und ich müsse «za plotem, na cerno» (hintenherum, schwarz) die Grenze überschreiten. Ich war innerlich still vergnügt. Ich blieb nun noch bis zum Sonntag, den 16. 12. im Lager. Samstag, den 15.12. nahm ich mir tagsüber einen Urlaub, um alles bei einer Verwandten zur Abreise vorzubereiten. Am Sonntagmorgen, nach gründlicher Körperuntersuchung gelegentlich der Abmeldung bei der Lagerwache, schloss sich endlich das Tor des Znaimer KZ für immer hinter mir. Die bitterste Leidenszeit meines Lebens war beendet.

Nach dem Mittagessen bei meiner Verwandten verliess ich Znaim nun endgültig und für immer. Ich hatte kein Geld und besass nur das, was ich auf dem Körper trug. Einige alte zerrissene Wäschestücke und Kleinigkeiten, die ich im Laufe der sieben Monate «organisiert» oder von gutherzigen Bekannten erbettelt hatte, trug ich in einem alten Sack, mit Draht zusammengebunden, auf dem Rücken, Als heimatloser Bettler über-

¹ Der Entlassungsschein lautet in deutscher Übersetzung:
Untersuchungskommission des Kreisnationalausschusses in Znaim
Gesch. Z. 389/45, Vs 1568/45 Znaim, den 12.12.1945
Betrifft: Bescheinigung über die Entlassung aus dem Konzentrationslager
Herr Josef Herrmann, geboren den 7. 2. 1888, wurde am 12.12.1945 aus dem Konzentrationslager (koncentracniho tabora) in Znaim entlassen.
Grund der Entlassung: Machte sich keiner strafbaren Handlung schuldig.

schritt ich mitternachts heimlich und schwarz auf Umwegen die tschechisch-österreichische Grenze bei Gnadlersdorf und kam ohne Nachtruhe um 9 Uhr früh nach Retz. Endlich war ich nach sieben Monaten wieder in Freiheit. Hinter der Grenze auf österreichischem Boden kniete ich nieder, küsste die deutsche Erde und dankte Gott für die Errettung.

Im Folgenden berichtet der Vf, noch kurz über seinen weiteren Weg in Österreich, wo er seine Familie nach achtmonatiger Trennung wiedersdh, und seine Ausreise nach Deutschland im April 1946.

IV. Austreibung und Ausweisung der Sudetendeutschen.

1. Die Austreibungsaktionen in den Sommermonaten 1945.

Nr. 71

Erlebnisbericht der Hausfrau Hermine Mückusch aus Jägerndorf.

Original, August 1947, 9 Seiten, mschr.

Die Austreibungsaktion in Jägerndorf Mitte Juni 1945; mehrtägiger Fussmarsch der Ausgetriebenen längs der schlesischen Grenze und vergeblicher Versuch des tschechischen Kommandos, sie ins polnisch verwaltete Schlesien abzuschieben; Zustände im Lager Grulich und im Krankenhaus Mährisch Rothwasser.

Einleitend berichtet die Vfn. kurz über ihre Flucht vor der Roten Armee, die Rückkehr, die Verhaftung des Sohnes und des Ehemannes am 14. Mai 1945 und ihre Verschleppung durch die Russen nach Ratibor.

Am selben Tage nachmittag, als unsere Männer verhaftet wurden, kamen drei tschechische Partisanen zu mir in die Wohnung mit dem Begehren, meine Wohnung zu sehen und nach dem Versteck von Waffen zu suchen. Diese Hausdurchsuchung brachte auch nicht das kleinste belastende Material zutage, obwohl das ganze Haus vom Dachboden bis zum Keller durchwühlt und alles durcheinandergeworfen wurde. Auf Grund dieses Ergebnisses hofften wir, dass unsere Männer bald nach Hause kommen werden. Es sollte leider anders kommen. Die Hausdurchsuchungen wiederholten sich täglich, oft mehrmals am Tage, jedoch immer ohne das geringste belastende Ergebnis.

Ab 13. Juni mussten alle Deutschen auf der Brust ein weithin sichtbares «N» tragen, am 14. Juni wurde ohne erkennbaren Grund das Standrecht über Jägerndorf verhängt, und niemand durfte nach 8 Uhr abends die Strasse betreten. An diesem Tage verbreitete sich das Gerücht, dass alle Deutschen, ganz gleich, ob es sich um Frauen oder Kinder handelt, in ein Lager müssen, was umso furchtbarer erschien, als wir uns absolut keiner Schuld bewusst waren, welche eine solche Massnahme gerechtfertigt hätte. Trotzdem machten wir die zwei kleinen Kinder fertig, und schon in der nächsten Viertelstunde schellte die Hausglocke, an der Haustüre wurde gerüttelt, und als ich öffnen ging, traten mir fünf Partisanen von Kopf bis zu Füßen schwer bewaffnet entgegen, fingen an in die Luft zu schiessen, und unter fortwährendem Schreien verlangten sie noch einmal das ganze Haus zu sehen, um nach Waffen, Essen und sonst für sie wertvollen Sachen zu suchen. In der durch dieses Vorgehen in uns hervorgerufenen Angst, die Kinder fingen an zu schreien und zu weinen, stürzte meine Tochter, die Kinder auf den Armen, zum Haus hinaus, um sie in dem bereitstehenden Kinderwagen in Sicherheit zu bringen. Von

meiner Schwester und mir verlangten die Partisanen die Herausgabe aller Wertgegenstände, zogen uns sogar die Eheringe von den Fingern, und als ich mich weigerte, denselben abzugeben, drohten sie mir mit Erschiessen. Mein Geld, es handelte sich um eine grössere Summe, gaben sie mir zurück. Dann trieb man mich, ohne mir zu gestatten, etwas Wäsche und Kleider mitzunehmen, aus dem Hause, nahm mir die Schlüssel zu demselben ab und gliederte uns in einen bereits vor dem Hause stehenden Menschenzug ein¹.

In diesem Zuge befanden sich alte Frauen, Mütter mit ihren kleinen Kindern, alle mit verängstigten Gesichtern und Tränen in den Augen, aller Habe beraubt, mit leeren Händen, wie man sie eben von der Arbeit im Hause weggeholt hatte. Zum Teil holte man die Menschen auch von der Feldarbeit weg und führte sie ab, wie sie in ihrer Arbeitskleidung waren, ohne ihnen noch einmal das Betreten ihres Hauses zu gestatten. Darunter befand sich auch meine Cousine, welcher man den Mann, ohne dafür einen Grund finden zu können, eine Viertelstunde vorher im Vorraum ihrer Wohnung kurzerhand erschossen hatte, und man gestattete ihr nicht, sich um den Toten zu bemühen und die Beerdigung zu veranlassen. Der Mann blieb acht Tage im Eingang zum Keller liegen, und erst auf wiederholte Bitten gestattete man ihr, die Beerdigung zu veranlassen.

Im Lager, in welches an diesem einen Tage mehrere tausend Menschen eingeliefert wurden, wurden 12 Erwachsene und unsere beiden Kinder in einem kleinen Zimmer, welches überhaupt keine Einrichtung oder irgendwelche Möbel enthielt, untergebracht, und wir mussten einer neben dem anderen auf dem blanken Fussboden liegen. Essen wurde keines verabreicht, und wem es nicht gelungen war, sich von zuhause doch noch etwas mitzunehmen, der musste eben hungern. Milch für die Kinder gab es erst nach 5 oder 6 Tagen, nach ebensoviel Tagen für die Erwachsenen eine dünne Suppe am Mittag mit etwas Brot. Dass dieses unmenschliche Verhalten der Tschechen schon nach einigen Tagen Erkrankungen von vielen Lagerinsassen zur Folge hatte, ist erklärlich.

Während des Marsches von der Stadt nach dem ca. 2 km entfernten Lager haben sich Ereignisse abgespielt, welche nicht unerwähnt bleiben können. Als der Zug von der Benischerstrasse bis zur Rosmarinstrasse kam, musste er halten, um die aus den Nebengassen herangeführten Menschen aufzunehmen. Zwei Schritte vor mir stand unser Milchhändler mit seiner Frau und ihrem 14jährigen Jungen. Ein Partisan trat auf den Jungen zu und schrie ihn an: «Wir kennen uns doch!» Der Junge gab ein erschrockenes «Nein» zur Antwort; und darauf wieder der Partisan: «Wir kennen uns doch!», worauf der Junge voller Angst wieder wahrheitsgetreu mit einem «Nein» antwortete. Darauf brüllte der Partisan: «Was, wir kennen uns nicht?» und schlug ihn dabei mehrere Male mit der Faust ins Gesicht, packte ihn am Arm, riss ihn aus der Einteilung und befahl ihm, auf der Strasse zehnmal «Auf und Nieder» zu machen, wobei er ihn beim jedesmaligen Niederwerfen mit dem Gummiknüppel auf den Rücken schlug, so dass der Junge vor Schmerz aufschrie. Die Mutter stand mit dem Gesichte abgewendet dabei, damit sie die furchtbare Marter ihres Kindes nicht mit ansehen musste. Der Vater stand ebenfalls

¹ Über die Internierungsaktionen in Jägerndorf vgl. auch Bericht Nr. 37.

totenblass dabei, und als der Junge sieben- bis achtmal sich niedergeworfen hatte und fürchterliche Schläge empfangen hatte, schrie er den Partisanen bittend an, er möge doch sein Kind nicht so schlagen, nachdem es doch niemandem etwas getan habe. Wie ein Tiger stürzte sich nun der Partisane auf den Vater des Kindes, packte ihn am Rockkragen, riss ihn aus der Reihe auf die Strasse und befahl ihm, fünfzehnmal auf der schmutzigen Strasse «Nieder» zu machen. Bei jedem Niederwerfen trat er dem Manne mit den Füßen in den Rücken und hieb mit dem Gummiknüppel auf ihn ein, so dass derselbe fürchterlich vor Schmerzen brüllte. Es waren für uns entsetzliche Augenblicke, weil keiner wusste, ob ihm nicht im nächsten Augenblick das gleiche Schicksal widerfahren könne, obwohl auch nicht der leiseste Grund für eine solche Behandlung gegeben war.

Nach dieser Misshandlung ging der Partisane, immer seine Hundepeitsche und den Gummiknüppel schwingend, den Zug entlang. Einige Schritte hinter mir stand der Sohn unseres Kesselheizers und Maschinenwärters Giesa, welcher im Kriege den linken Arm verloren hatte und von der Wehrmacht schon lange entlassen war. Als der Partisane in die Nähe dieses Mannes kam, brüllte er wie ein Löwe: «Wo Du Deinen Arm?» und schlug ihn dabei mit der Faust ins Gesicht, wobei er die Frage «Wo Du Deinen Arm?» nochmals brüllend wiederholte. Der Mann gab ihm auf beide Fragen keine Antwort, worauf ihn der Partisane wieder mit der Faust ins Gesicht schlug und dabei brüllte: «Du deutsches Schwein in Russland gekämpft, was?»

An einen Baum gelehnt stand eine junge Mutter, die erst vor einigen Wochen entbunden hatte. Ihre Mutter stand neben ihr, den Säugling am Arm und ihre beiden anderen Kleinkinder an der Hand. Die junge Mutter konnte nicht weiter und musste sich am Baum anhalten, um nicht umzufallen und brach immer wieder zusammen. Den Baum benützte sie, um sich immer wieder an dem Stamm hochzuziehen. Ein Partisane trat auf sie zu und fragte sie, was sie denn da mache? Nachdem die Frau keine Antwort geben konnte, schlug sie der Partisane in gemeinster Weise mit dem Gummiknüppel und forderte sie auf, sofort weiterzugehen. Die Frau sank daraufhin wieder zur Erde, und als weitere Schläge mit dem Gummiknüppel nichts nützten und sie schliesslich liegen geblieben wäre, lud man sie schliesslich auf einen Wagen und brachte sie auf diese Weise weiter. Das Baby starb später infolge Verhungerns im Lager Grulich.

Im Lager wurden die Keller nach Kartoffeln und sonstigen, eventuell vorhandenen Nahrungsmitteln durchsucht, um den Hunger zu stillen und die Kinder zu beruhigen. Am 21. Juni wurde verlautbart, dass Frauen mit Kindern und alte Leute nach Hause gehen und sich melden sollen. Daraufhin meldete sich meine Tochter mit ihren Kindern und mir als Begleitperson, nachdem sie ja allein mit den zwei kleinen Kindern nicht fertig werden konnte. Im Lager wurde bei Tag und auch in der Nacht ständig geschossen und mit Peitschen geknallt, was die Unruhe unter den Lagerinsassen natürlich noch steigerte. Selbstmorde waren an der Tagesordnung, nachdem die Menschen angesichts der Vorkommnisse jeden Willen zum Leben verloren hatten. So lag eines Tages ein Mann

tot unter unserem Fenster, es kümmerte sich jedoch niemand um ihn, und erst Tage nachher wurde er weggeschafft. Frauen wurden durch Schüsse verletzt, weil sie nicht in der Lage waren, die schützende Haustüre rechtzeitig vor den wild herumschiessenden Partisanen zu erreichen.

Am 22. Juni wurden wir wie gewöhnlich durch eine wilde Schiesserei um 4 Uhr morgens geweckt, und alles musste am Hof des Lagers antreten, keiner durfte auch nur einen Schritt wegsetzen. Nur diejenigen, welche sich für das Nachhausegehen gemeldet hatten, mussten sich zum Hofausgang begeben und dort in Reih und Glied antreten. Dort stand nun eine lange Reihe Menschen mit freudigen und erwartungsvollen Gesichtern, denn nach ihrer Meinung sollte es ja nun nach Hause gehen. Ich wollte auch meine Mutter und meine Schwester mit nach Hause nehmen. Als wir zur Wache kamen, brüllte uns ein Partisan an, was denn das alte Weib hier will; und als ich erklärte, es wäre doch meine alte Mutter, stiess er sie hart und brüsk weg und drohte sie zu schlagen, wenn sie nicht sofort ins Lager zurückgehe. So musste ich meine Mutter und auch meine Schwester ohne einen Abschiedsgruss oder Händedruck verlassen, denn auch das wurde uns verboten. Meine Mutter ging weinend ins Lager zurück und ist dann im Jägerndorfer Altersheim, ohne dass ich sie wiedergesehen habe, gestorben.

Nun begann unser Leidensweg. Unter Johlen und wildem Geschrei kam ein Auto angefahren, dem eine Frau und mehrere Männer entstiegen. Ein Tisch wurde herbeigeschafft, und nun trat die junge geschminkte und gepuderte Frau auf uns zu und forderte uns auf, alle Wertgegenstände, wie Geld, Sparbücher, Messer, Scheren und Ringe, auch Ohrgehänge abzugeben, mit dem Bemerkten: «Dort, wo kommen Sie hin, brauchen Sie kein Geld!» Mit der Reitpeitsche stand sie da, und da ja niemand an solch einen Schwindel dachte, wurde alles, was die Taschen bargen, restlos abgeliefert. 50 Pfennige hat man mir nach Wegnahme meines gesamten Geldes, es waren ca. RM 9'000, grosszügig belassen. Als wir fertig waren, die Ausplünderung dauerte bis ca. 7 Uhr früh, wurden wir unter Pistolenschüssen und Peitschengeknalle zu einem Zuge formiert und zum Hofe hinausgetrieben, und hinter uns hiess es «Heim ins Reich». Niemand konnte sich diesen Ausspruch erklären, doch waren alle froh, aus dem Lager fortzukommen. Als aber der Zug den Marktplatz in Jägerndorf erreichte und über die Olbersdorferstrasse aus der Stadt heraus, anstatt in die Stadt zurückgeführt wurde, erfasste alle im Zuge jähes Erschrecken. Gegen den Bahnhof ging es. Dort stand schon eine endlose Kolonne von Menschen mit Kinderwagen und Handleiterwagen, auf denen Kinder sass. Was nun? fragte sich ein jeder, der im Zuge mitmarschierte. Die Antwort war ein allgemeines Achselzucken. Beide Kolonnen wurden nun vereinigt und aus der Stadt hinaus gegen Weisskirch, von tschechischen schwer bewaffneten Partisanen beiderseits flankiert, getrieben, wobei ständig geschossen und in wüstester Weise auf die Deutschen geschimpft wurde. Als das Lager in Weisskirch passiert wurde, standen die Menschen am Tor und riefen uns zu: «Bleibt da, geht nicht fort» usw. Die Partisanen vertrieben diese Leute mit ein paar Hieben mit dem Gummiknüppel, und die Ruhe war wieder hergestellt. Bei glühender Sonnenhitze wurde der Zug weiter bis Gross-Raden geführt, dort wurde eine kleine Rast eingeschaltet, während welcher die Kleinkinder umgewickelt werden konn-

ten, und wer etwas zum Essen mitnehmen konnte, konnte auch das verzehren, die anderen mussten hungern, denn ausgegeben wurde nichts, weder für die Kinder, noch für die Erwachsenen. Ich hatte noch etwas trockenes Brot bei mir, das gaben wir dem kleinen Gert, und nur den Rest verzehrten wir, für Wolfi gab es nichts.

Nach einer Viertelstunde Rast ging es unter Schiessen und Peitschengeknalle wieder weiter. Mittags erreichten wir den Ort Kronsdorf; das langgestreckte Dorf lag in der Mittagssonne da, die Kinder weinten vor Durst, und wenn es nur halbwegs ausser Sicht der Partisanen möglich war, huschten ich oder meine Tochter in ein Haus und baten um etwas Kaffee für unsere Kinder. Die Bewohner dieses Dorfes sahen den ersten Zug Ausgetriebener und konnten es nicht fassen, dass so etwas überhaupt möglich sein soll. Sie waren nicht fähig, etwas zu sprechen, gaben soweit die Vorräte an Kaffee und Milch reichten und soweit es die Partisanen nicht verhinderten. Ohne zu rasten, ging der Marsch durch dieses Dorf, und erst im Walde nach Karlsthal wurde wieder eine Rast eingelegt. Essen gab es wie gewöhnlich keines, die jungen Mütter stillten ihre Säuglinge, und schon mahnten wieder wilde Schiessereien und Peitschengeknalle zum Weitergehen. In Karlsthal kamen uns wieder Jägerndorfer entgegen, die dorthin geflohen waren, und fragten uns nach dem Wohin. Müde von dem langen Marsch und schmutzig von dem aufgewirbelten Strassenstaub bewegte sich der Zug nur langsam vorwärts. Das Ziel des ersten Tages war aber das Städtchen Würben thal, von Karlsthal noch 5 km entfernt. Als wir in die Nähe von Würbenthal kamen, brachten uns die Einwohner Kaffee und Brot, was jedoch von den Partisanen nach Möglichkeit verhindert wurde.

In Würbenthal wurden die Tausende Menschen in leeren Fabrikgebäuden über die Nacht untergebracht. Ich und meine Tochter mit ihren Kindern und noch viele andere wurden in eine Autogarage verwiesen, wo es stark nach Benzin roch und der Zementboden voll von verschüttetem Benzin war. Dort bat man uns höhnisch, Platz zu nehmen. Nun hatten aber alle Hunger und baten die Partisanen um etwas Essen. Man gab uns jedem einige Brocken Trockenbrot, damit war die Ration für den ganzen Tag verteilt. Die Einwohner brachten uns für die Kinder Haferschleim und Kaffee, jedoch konnte nur ein geringer Teil der grossen Menschenmasse bedacht werden. An diesem ersten Tag legte der Zug der Ausgetriebenen eine Strecke von 40 km ohne jede Nahrung bei glühender Sonne und Staub zurück.

Am 23. Juni wurden wir beim Morgengrauen durch rohes Fluchen, Schiessen und Peitschengeknallen aus unserer Erstarrung geweckt, der Zug sofort formiert und ohne jedes Frühstück weitergetrieben. Unterwegs brachte die Bevölkerung, soweit sie an den Menschenstrom heran konnte, etwas Haferschleim für die Kinder und Brot für die Erwachsenen. Von den Partisanen wurde wieder die Parole ausgestreut, dass es nun nach Hause gehe. (Sie meinten damit ins Reich, doch haben wir damals diese Äusserungen noch nicht in diesem Sinne verstanden.) Auf diese Parole war alles schnell auf den Beinen; aber was waren das für enttäuschte Gesichter, als es von Würbenthal nicht zurück gegen Jägerndorf, sondern gegen die Gabel zu über das Altvatergebirge ging. Müde noch vom

Vortage, mussten wir die Kinder auf den Leiterwägelchen über die Gabelstrasse ziehen, wobei ganz bedeutende Steigungen zu überwinden sind. Die Sonne brannte wie am Vortage, und bald war alles in Schweiss gebadet. Sobald aber das Tempo des Zuges nachliess, schreckten uns Pistolenschüsse und Peitschengeknalle wieder auf, und wieder ging es schneller vorwärts, um nur ja nicht noch geschlagen zu werden.

In Würbenthal wurde der Marschkolonne ein Pferdewagen angeschlossen, welcher kranke Leute und die, welche nicht mehr marschfähig waren, aufnahm. So wurde meine 72jährige Tante mit ihrem kleinen Enkel, welche sich auch im Zuge befanden und nicht mehr weiterkonnten, von dem Wagen aufgenommen. Als wir zum Gabelkirchlein kamen, traten uns die Tränen in die Augen, denn wir erinnerten uns hier auf die vielen schönen Stunden, welche wir in unserem Gebirge verbrachten, und auf die Feier der Goldenen Hochzeit meiner Eltern, welche durch einen Besuch des Gabelkirchleins gekrönt wurde. Wie so anders waren doch die heutigen Stunden. Müde abgezehrte Frauen mit ihren Säuglingen im Arm, am Strassenrand kauern, kleine Kinder lagen wie tot im Grase umher und weinten vor Durst und Hunger. Die Gabelstrasse steigt bis zu einer Höhe von über 800 m an, und über diese Höhe mussten die Kinderwagen bei sengenden Sonnenstrahlen gezogen und geschoben werden. Die Kinderwagen glichen Zigeunerwagen, weil die nassen Windeln der Kinder immer während der Fahrt zum Trocknen an die Wagendächer gehängt wurden. Durch fortwährendes Schiessen und Peitschenknallen wurde der Zug vorwärtsgetrieben, und so erreichten wir bei Dunkelwerden nach 40 km Tagesmarsch die Stadt Freiwaldau im Altvatergebirge, wo wir in den Räumen der grossen Leinenfabrik Regenhardt und Raymann untergebracht wurden. Hier bekamen wir das erste Essen, bestehend in Kartoffeln und Quark für die Erwachsenen und Kaffee und Milch für die Kinder. Todmüde konnten wir uns hier auf Pritschen mit Strohsäcken für die Nacht hinlegen.

Am Morgen des 24. Juni wurde laut geweckt, und wieder hiess es, nur schnell fertig machen, heute kommt ihr zurück nach Hause. Vor dem Abmarsch gab es auch erstmalig Kaffee und ein Stückchen Brot. Schnell ging alles vorwärts, denn die Parole, dass es nun nach Hause geht, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Aber wie erschrakten wir, als wir ins Freie traten: ein Nebel, der jede Sicht nahm, und fein rieselte der Regen vom Himmel, zudem die Enttäuschung, dass es nicht gegen Jägerndorf, also nicht der Heimat zu, sondern weiter gegen Lindewiese, Jauernig zu ging. Dabei fing es an stärker zu regnen, und als wir bis zum Bahnhof kamen, strömte der Regen nun so vom Himmel, so dass in kürzester Zeit alles durchnässt war. Schliesslich durften wir in einem Lagerstuppen untertreten, und als der Regen nicht aufhörte, hiess es kurzerhand: weiter. Alles war durchnässt, und durch die Wagendächer tropfte das Wasser auf die kleinen Kinder, und darauf ausgebreitete Decken hielten auch das niederströmende Wasser nicht mehr auf. Weiter ging es über Nieder-Lindewiese nach Setzdorf. Es war ein trostloses Bild. Es gab zerbrochene Kinderwagen, und die Mütter mussten, nachdem eine andere Fortbewegung nicht möglich war, mit nur drei Rädern am Wagen trotzdem weiterfahren und mit dem Zuge gleichen Schritt halten.

Alles war bis auf die Haut nass, die Schuhe fielen den Frauen von den Füßen, grössere Kinder wollten nicht mehr gehen, weil sie todmüde waren, und sie auch noch auf die zerbrochenen Kinderwagen zu setzen war ausgeschossen.

«Weiter, weiter!» brüllten die Partisanen, «vorwärts, Ihr deutschen Schweine, vorwärts!» Kleine Kinder konnten nicht umgewickelt werden, weil die Windeln durch den Regen nass und schmutzig waren, und das Bündel am Wagen mit den schmutzigen Sachen wurde immer grösser. Endlich am Nachmittag hörte der Regen auf, und unsere Kleider trockneten in der wieder scheinenden Sonne am Körper ab. Trostlos war dieser Tag, es konnte vor Müdigkeit keiner mehr weiter, die grösseren Kinder, welche zu Fuss gehen mussten, weinten still vor sich hin, die kleinen Kinder im Wagen schrien. Eine Mutter führte zwei Kinder an der Hand, im Gehen fiel eines vor Ermattung auf der Strasse um und blieb liegen. Der Partisane verlangte Wasser, spritzte es dem Kleinen ins Gesicht, was aber scheinbar nichts mehr nützte. Da der Zug durch dieses Ereignis ins Stocken geriet, schrien die Partisanen «Weiter, weiter!» Und als es zu langsam ging, wurde das Marschtempo wieder durch Schiessereien und Peitschenknallen beschleunigt. Nach ca. 40 km Marsch kamen wir endlich in Setzdorf an und konnten uns im dortigen Lager auf Stroh ausruhen. An ein Essen dachte vor Müdigkeit niemand mehr, und erst als die Bewohner von Setzdorf mit grossen Kannen voll Kaffee und Brot anrückten und die Kinder vor Hunger anfangen zu schreien, wurden die meisten Menschen wach, doch reichte das so bereitwillig von der Bevölkerung Gebrachte bei Weitem nicht aus, die paar tausend Menschen zu sättigen. An diesem Tage gab es die ersten Kranken, fast alles bekam Durchfall.

Am 25. Juni morgens wurden wir wieder wie üblich geweckt, und der Zug wurde in Richtung Jauernig in Marsch gesetzt. Der grössere Junge meiner Tochter bekam Fieber, und eine Bitte an die Partisanen, aus diesem Grunde in Setzdorf bleiben zu dürfen, wurde brüsk abgelehnt. An diesem Tage gab es auch wieder kein Frühstück, weder für die Erwachsenen, noch für die Kinder, und so marschierten wir, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben, in der glühenden Sonnenhitze bis gegen Mittag. Nachdem der Zug nicht mehr weiter konnte, requirierte man Bauernleiterwagen und Lastkraftwagen, verlud darauf den ganzen Transport und führte ihn bis in das Städtchen Jauernig, um ihn dort an die Polen, welche inzwischen das schlesische Gebiet bis an die Lausitzer Neisse besetzt hatten, zu übergeben. Bei der Verladung auf die Leiter- und Lastkraftwagen, die so überstürzt vor sich ging, wurde ich mit den Kindern von meiner Tochter getrennt, ich wusste nicht, ob meine Tochter mitgekommen oder am Wege zurückgelassen wurde, und ich musste mit dem fieberkranken Jungen und dem kleinen Wolfi, welcher von seiner Mutter noch gestillt wurde, allein fertig werden.

An der Grenze fanden stundenlange Verhandlungen zwischen Polen und Tschechen statt, während welcher Zeit die Wagen nicht verlassen werden durften, und dies war bei der fürchterlichen Hitze, seit früh ohne Nahrung, besonders für die Kinder und Kleinstkinder, welche schon zum grössten Teil sterbenskrank waren, fürchterlich. Nachdem die Polen es ablehnten, den Transport zu übernehmen, fuhren die Wagen und Autos bis Friedberg zurück, wo wir an diesem Tage das erste Essen erhielten, in Form von Suppe

und Brot. Erst dort fand ich meine Tochter wieder. Von Friedeberg ging es wieder nach Setzdorf, dem Ausgangsort des Tages, zurück, wo eine eintägige Rast eingeschaltet wurde, scheinbar zu dem Zwecke, um sich von den Tschechen Weisungen zu holen, was nun mit den Menschen weiter zu geschehen habe.

Am 27. Juni, sehr früh morgens, an einem Sonntag, wurden wir in der üblichen Weise geweckt und gleich nachher die Parole verbreitet, dass es nun wirklich wieder nach Hause geht, was uns diesmal als glaubwürdig erschien, weil es den Tschechen nicht gelungen war, uns an die Polen abzuschieben. Die Wachmannschaften waren inzwischen ausgetauscht worden und schienen fürs erste etwas menschlicher als die vorhergehenden veranlagt. Von Setzdorf ging der Transport zu Fuss wieder nach Nieder-Lindewiese. Die Ortsbewohner kamen aus der Kirche, als wir vorbeikamen, und fragten, woher wir kommen und wohin wir gehen, und freudig antworteten wir: «Nach Jägerndorf zurück.» Auf der Reichsstrasse holte uns ein Autotransport, voll von Menschen besetzt, ein, und als wir näher hinsahen, waren es Jägerndorfer, meist alte, nicht marschfähige Leute, die man uns nachgeschickt hatte; und da wussten wir, dass wir wiederum mit dem Gerücht, dass wir nun nach Hause gehen, geprellt worden sind. Die Wirkung dieser Erkenntnis sah man sofort an der nun einsetzenden Müdigkeit und dem Nachlassen des Marschtempo, dem die Tschechen wieder mit Fluchen und Geschiesse nachhalfen. Der Marsch ging weiter über den Ramsauer Sattel, über Goldenstein nach Mähr. Altstadt ins dortige Lager. Meine in Nieder-Lindewiese wohnende Nichte kam mir beim Durchzug durch diese Gemeinde weinend entgegen und bat mich, dort zu bleiben, doch wurde mein diesbezügliches Ersuchen an den Transportführer barsch abgelehnt. Die Müdigkeit nach 5tägigem Marsch mit durchschnittlichen Tagesleistungen von 40 km, der ständige Hunger, die grosse Hitze und die immer mehr überhandnehmenden Krankheiten hatten zur Folge, dass sich der Elendszug nur noch langsam fortbewegte, aber trotzdem ging es, von den tschechischen Partisanen durch Schiessereien und Peitschengeknalle unterstützt, immer wieder weiter, weil sich jeder sagte, nur nicht Zurückbleiben und dafür von den Tschechen geschlagen zu werden. So erreichten wir schliesslich Ramsau, wo wieder eine kurze Rast eingeschaltet wurde.

Das Bild, welches der Transport nun schon bot, war ein schreckliches. Die jungen Mütter sassen mit ihren Kindern am Strassenrand, schmutzig, zum Teil ohne Schuhe, durstig und abgezehrt, die grösseren Kinder lagen im Grase, rot im Gesicht vor Fieber und Hitze, und baten um etwas zu trinken, was man ihnen jedoch nicht geben konnte, weil seitens der Tschechen auch nicht das mindeste für die Versorgung der Transporte getan wurde; und es hatte den Anschein, dass man mit Absicht jede Versorgung der Transporte mit Nahrung und Getränken unterliess, damit die Menschen zugrunde gehen sollten. Nach kurzer Rast ging es weiter nach Spornhau, wo starker Regen einsetzte und wo wir die Kinder unter Dachtraufen waschen und schliesslich auch mit etwas Milch, Kaffee und Suppe versorgen konnten. In Spornhau hatte unser grösserer Junge wieder starkes Fieber, und da gab mir der Transportführer grossmütig etwas Aspirin. In Spornhau hielten die aus der Tschechei ins Sudetenland eingewanderten Tschechen ein gros-

ses Gartenfest mit Musik ab, welches so recht unsere verzweifelte Lage, in der wir uns durch den verlorenen Krieg befanden, vor Augen führte.

Zu gleicher Zeit holte uns ein weiterer Fusstransport von Jägerndorfern ein, welche nun unserem Transport angeschlossen wurden. Auch diese Menschen waren mit ihren Kräften restlos fertig und schlichen gleich wandelnden Leichen weiter. Ich fand bei diesem Transport Frau Pfarrer Stuber, eine ca. 70 Jahre alte Dame, und auch Frau Scheithauer, die Gattin eines ehemaligen hohen Offiziers der österreichischen Wehrmacht. Es war schon so weit, dass sich kaum einer auf den Beinen halten konnte. Trotzdem musste der nun ins Endlose angewachsene Zug weiter, und um dies zu erreichen, wurde seitens der tschechischen Begleiter immer mehr geschossen.

Am Abend, als es noch weit zum Lager Mähr. Altstadt war und der Menschenstrom nicht mehr weiterzubringen war, kamen eine Menge Lastwagen angefahren, um den Weitertransport zu bewerkstelligen. Dabei ereigneten sich unbeschreibliche Szenen. Zuerst wurden die Kinderwagen mit ihren Müttern verstaubt. Die alten Leuten, welche ihre paar Habseligkeiten schon auf den Wagen hatten und natürlich selbst auch mitwollten, wurden seitens der Tschechen wieder von den Wagen heruntergerissen und ihre Sachen in weitem Bogen ins Feld geworfen. Jeder wollte natürlich mit, denn keiner konnte mehr weiter, und da wurde von den Tschechen mit roher Gewalt jeder zurückgestossen, der ihnen gerade in den Weg kam.

Spät abends, als es schon finster war, kamen wir im Lager an, und jeder fiel hin, wo er gerade stand. Nach Essen hatte keiner ein Verlangen, auch die Kinder waren apathisch geworden und äusserten kein Verlangen nach Nahrung. Die Krankheiten, in der Hauptsache Durchfall, nahmen so überhand, dass an ein Schlafen nicht zu denken war, dabei gab es keine Abortanlagen, so dass die Umgebung der Baracken in kurzer Zeit so verunreinigt war, dass man nicht mehr hinaustreten konnte. Medikamente gab es nicht, so dass den Leuten nichts anderes als Tierkohle gegeben werden konnte. Im Lager Mähr. Altstadt blieben wir einen Tag, dann hiess es, es geht weiter nach Grulich. Grulich war als ein mehr als schlechtes Lager bekannt, und niemand wollte dorthin. Es nützte aber nichts, sich dagegen aufzulehnen, denn die Tschechen gingen mit dem Revolver von Baracke zu Baracke und trieben alles heraus, was sich dort verborgen hielt, um nicht mit ins Lager Grulich gehen zu müssen. Selbst die, welche sich ins Dorf geflüchtet hatten, wurden von der tschechischen Miliz ausgehoben und ins Lager zurückbefördert. Nachdem der grösste Teil der Menschen nicht mehr transportfähig war, requirierte man eine endlose Kette von Leiterwagen und schaffte damit die Leute nach Grulich ins dortige Lager¹.

Meine Tochter mit ihren Kindern und ich sowie eine Anzahl andere Bekannter wurden in einer finsternen, verwanzten Baracke, welche einmal als Infektionsbaracke diente, untergebracht. Der grössere Junge meiner Tochter hatte nach wie vor Fieber mit Durchfall, der kleine Herzschwäche, und so lagen sie beide gänzlich teilnahmslos da. Essen

¹ vgl. zu den hier geschilderten Vorgängen auch den folgenden, unter Nr. 72 abgedruckten Bericht.

gab es ja sowieso nicht. Erst zwei Tage später besannen sich die Tschechen, dass Menschen auch etwas zu essen benötigen, und von da ab erhielten wir mittags und abends Suppe und Brot, des Morgens Kaffee und ein Stück Brot, schliesslich auch für die Kinder etwas Milch. Die ersten Tage standen die Leute hungrig und bittend am Zaun des Lagers und baten die vorübergehende Bevölkerung, um etwas zu essen. Diese brachten wohl grosse Kannen, aber wo reichten diese hin bei einigen tausend Menschen?

Nach zwei Tagen Aufenthalt in Grulich wurden alle kinderlosen jungen Frauen und alle Mädchen über 15 Jahren aussortiert und in einem eigenen Lager untergebracht. Es entwickelte sich nun ein regelrechter Menschenhandel. Aus dem nahegelegenen Böhmen kamen die Tschechen massenweise heran und suchten sich unter den Frauen und Mädchen diejenigen heraus, welche ihnen gefielen und nahmen sie mit, angeblich für landwirtschaftliche Arbeiten. Zu diesem Zwecke, und um das Begutachten leichter zu gestalten, mussten die Frauen und Mädchen antreten und wurden der Reihe nach gemustert, wie es früher auf den Sklavenmärkten üblich gewesen sein mag.

Im Lager herrschten die schrecklichsten Zustände. Stroh gab es nicht, die Menschen lagen auf dem blanken Zementboden. 80jährige Leute lagen auf dem Zementfussboden im eigenen Kot, was auch kein Wunder war, denn die Leute batten alle Durchfall und es kümmerte sich niemand um sie. Die Leute starben auch in dieser Lage, und es gab niemanden, welcher Abhilfe für diese unmenschlichen Zustände geschaffen hätte. In den Räumen war die Luft unerträglich, und es konnte niemand, welcher einmal im Freien war, ohne Grauen wieder ins Lager zurückkehren. Jeder hatte seine eigenen Sorgen, konnte sich demnach nicht um den nächsten Mitmenschen kümmern, und so kam es, dass schwerkranke Menschen am Zementboden liegend verstarben, es kümmerte sich niemand darum. Tote Kinder lagen umher, andere weinten vor Hunger und Durst, wieder andere lagen teilnahmslos im Fieber am Boden usw. Unter anderem wurde eine Mutter von sechs unmündigen Kindern ins Spital gebracht, die Kinder hielt man trotzdem im Lager und liess sie mit dem Transport weitergehen. Die Mütter standen weinend vor den Leichen ihrer Kinder.

Am 1. Juli tauchte das Gerücht auf, der Transport gehe nach Theresienstadt. Die Menschen waren über diese Nachricht vor Schreck fast gelähmt, wussten sie doch, dass der grösste Teil von ihnen die damit verbundenen Strapazen nicht überleben würde. Am Nachmittag wurden für die Kinder zwei Liter Milch ausgegeben, welche am Abend schon sauer war, für die Erwachsenen Brot. Am Abend erkrankten beide unsere Kinder, und meine Tochter und ich konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten. Wir meldeten die Unmöglichkeit, noch weiter mit dem Transport gehen zu können, dem Arzt, und dieser schickte uns am nächsten Morgen ins Krankenhaus Mähr. Rothwasser bei Grulich. Mit vielen anderen schon halbtoten Menschen wurden wir auf mehreren Wagen nach Mähr. Rothwasser gebracht, wo man unsere Übernahme, weil das Krankenhaus überfüllt war, ablehnte. Das Krankenhaus stand schon unter tschechischer Leitung, die Frau Oberin war jedoch noch eine Deutsche; und dieser äusserst tüchtigen und um alle besorgten

Frau haben wir es zu verdanken, dass man uns die Villa des ehemaligen Chefarztes zur Verfügung stellte und uns dortbehielt. Frau Oberin tat alles, was in ihren Kräften stand, um uns zu helfen, doch war bei den meisten eingelieferten Kindern schon jede Hilfe vergebens, und innerhalb 14 Tagen starben von den 27 Kindern im Alter unter einem Jahr davon 26, so dass nur eines am Leben blieb, und dies war unser Wolfi. Die Kinder wurden in grosse Särge, zu 5 bis 7 in einen gelegt und begraben. Die Kinder starben alle mit offenen Augen und offenem Mund, und in die Sterbeurkunde wurde als Todesursache «Hungertod» eingetragen.

Ich blieb mit meiner Tochter und den beiden Kindern elf Wochen im Krankenhaus und ging dann, nachdem die Kinder noch sehr schwach waren, nach Nieder-Lindewiese zu meiner Nichte, wo wir um eine Ausreisegenehmigung nach dem Reich ansuchten, welche wir jedoch erst am 5. Dezember 45 erhielten. Am 7. Dezember fuhren wir von Lindewiese ab und kamen ohne Schwierigkeiten am 8. Dezember im Reich an.

Abschliessend rühmt die Vfn. noch einmal die Bemühungen der deutschen Oberin im Gegensatz zum Verhalten der tschechischen Leitung des Krankenhauses.

Nr. 72

Erlebnisbericht des M. H. aus Jägerndorf.

Original, 16. Juni 1947, 4 Seiten (Din A 5), hschr.

Fussmarsch der ausgetriebenen Jägerndorfer bis Grulich; ihr Abtransport mit der Eisenbahn nach Sachsen.

Vom Jahre 1945 in Mei bin ich plötzlich aus meiner Wohnung heraus mit der Peitsche getrieben worden, von den zugewanderten Cechen, und sagten mir und meiner Frau, auf einen Tag kommen wier in die Paraken, und bekommen dort eine Legietiematzion, und können dan gleich wieder zuhause gehen, und brauchen uns deswegen nichts mitnehmen. Auf der Strasse standen schon viele Hunderte Menschen angestellt, die alle in die Paraken kämten. Es vergingen 1 Tag nach den andern, bekammen keine Legietimatzion, und so wahren wier 14 Tage dort. Die verplegung wahr, einmal des Tages Kartoffel Suppe, und einmal Schwarzer Kaffe, ob Alt oder Jung, es wahren meist Frauen mit Kindern, mit niemanden wurde eine Ausnahme gemacht in der lebensweise. Die Öechen haben uns gesagt, wer versucht zu Fliehen wiert erschossen. Bei nachts gingen die Cechen um die Paraken und schossen aus Ihren Gewehren, so das Jung und Alt die ganze Nacht nicht schlafen konnten. Die Kleinkinder schreiten die ganze Nacht vor Hunger, es wahr fürchterlich, das anzuhören. Dan wurde Tag und Nacht Leute rusesucht, die bei der Partei wahren, alts gewöndliches Mitglied, und bekammen von der Lagerwache mit starken geflochtenen Riemen Peitschen Prügel, und mussen die Schläge

mitzählen, bis 25 und 30 bekamen Sie alle die Prügel. Auch in der Nacht bekamen Sie die Prügel, alle 2 Stunden. Da das kein Ende nahm, verüben 2 Meiner Sebmord, und wurden in einen tiefen Graben reingeworfen, der auch in den Paraken wahr, und ein Hokaort darüber gestellt, so das die Leute drauf machen mussten. Dann wahr jeden zweiten Tag Leibesdurchsuchung, wehr nicht freiwillig alles abgab, bekam Prügel und Ohrfeigen, ich selbst bekam Ohrfeigen, weil ich nicht mein Taschenmesser abgab, und man hatte doch nicht zum Brotabschneiden, deswegen gab ich dasselbe nicht ab, auch wegen der Nagelschere bekam ich 2 Ohrfeigen, so das mir die Zähne bluteten und die Nase.

Nach 14 Tagen hier mussten alle aus die Barken heraus, es wahr 6 Uhr in der früh, keine Essen gab es, und so ging es zu Fus von Jägerndorf bis Würbenthal¹, das sind 36 Killometer. Wir waren gegen 3 Tausend Menschen, am ganzen Weg nicht zu Essen, in Würbenthal angekommen, nur das was uns die dortige Bevölkerung gab zu Essen. Dann mussten wir in einer zerfallenen Fabrik auf den Fusboden übernachten, ich habe in einen Stal mit meinen Kollegen gelegen. In der Früh, ohne etwas zu Essen, alle raus und auf der Strasse anstellen, und wieder zu Fus bis nach Freiwaldau; unterwegs brachen 4 Personen vor schwache zusammen, die Cechen schossen sie mit Genikschiessen zusammen und vorderten die Bauern auf, Sie zu begraben, sonst werden Sie auch erschossen. Dann kämmen wir in der Nacht um 10 Uhr in Freiwaldau an, wieder nicht zu Essen; dort mussten wir in einem alten Fabriksgebäude alle übernachten; die Fabrik war aber für 3 Tausend Menschen zu klein, so schliefen auf den Stiegen, wo man halt Platz bekam, waren alle von Regen sehr nasgeworden, an ein schlafen kam es nicht vor lauter Kindergeschrei. In der früh bekamen wir dort einen Schwarzen Kaffee, eine Scheibe Brot, und dann ging es nach Altstadt zu Fus, und konnten dort in den Baraken übernachten.

Den nächsten Tag wurden die Leute samt Kindern auf Leiterwagen von den Bauern bis nach Grulich gefahren, dort Nass angekommen, wieder in einer Alten Fabrik auf den Fusboden mussten wir schlafen, bis alle nachzügler beisammen waren². Dann mussten wir alle raus und wurden dort auf den Bahnhof gehen, und wurden alle in Ofene Kohlenwagons verladen. Ohne Verfliegung fuhren wir, Tag und eine Nacht, mit einer Unterbrechung, am Offenen Gleis stand der Zug über 3 Stunden; es Regnete ununbrochen, die Kinder schrieben, Mutti ich will zu hause, es wahr fürchterlich zum anhören. Dann ging es weiter mit der Bahn bis Teplitz-Schönau, dort alles heraus, und dort wurden die Kleinkinder aus die Wagons, auf Tote Kinder übergeben³. Dort wurden wir über die Grenze getrieben in das Deuschereich.

Dort angekommen, hilt ein Mann eine Ansprache: zu Essen haben wir nichtst, Ihr mist jetzt warten bis der Zug kommt, und der Fahrt nach Pirna. Dort angekommen, und konnten uns vom fechten durchbringen, und frei bewegen. Und jeder ging seine Wege.

¹ Würbenthal, Kr. Freudenthal.

² vgl. du den hier geschilderten Vorgängen Bericht Nr. 71.

³ Der Vf. will vermutlich sagen, dass auch tote Kinder herausgereicht wurden.

Das wahr für mich als 69[jähriger] Mann das fürchterlichste, was ich erlebte. Man fragte nicht, ob man bei einer Partei wahr oder nicht. Die Cechen schrieben: Alle raus aus den Häusern, Ihr deutschen Schweine! So wie wir gegangen und gestanden sind, ohne Sachen, ohne Geld sind wir hier in Deutschland; meine Frau habe ich unterwegs verloren, konnte nicht mehr weiter als 74 Jährige, weis heute noch nichtst von Ihr.

Nr. 73

Erlebnisbericht des Gastwirts A. B. aus Römerstadt.

Original, 5. August 1947, 8 Seiten, hschr.

Eine Austreibungsaktion in Römerstadt Anfang August 1945: wiederholte Ausplünderung des Gepäcks, Abtransport nach Sachsen in offenen Kohlenwagen.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Römerstadt hörte für uns Deutsche jedes geregelte Leben auf, mein Geschäft wurde geschlossen, und über der ganzen Stadt lag die Ungewissheit unseres künftigen Schicksals. Noch wollte niemand an das Ungeheuerliche glauben, das uns allen bevorstand. Doch am 5. 8. 1945 erfüllt sich die dumpfe Ahnung.

Es war Sonntag morgens, um 7.15 Uhr, donnerte es an die Haustüre, und als wir öffneten, wurden wir nur kurz gefragt, ob hier die Familien B. und G. wohnten. Darauf antwortete ich mit «ja», und nun wurden mir in gebrochenem Deutsch die schicksalhaften Worte ins Gesicht gerufen: «Sie haben mit ihrer Familie um 11 Uhr hier vor dem Haustor zum Abtransport bereit zu stehen. Mitnehmen dürfen Sie pro Person 60 kg Gepäck und je 100 RM.» Nun suchten wir unsere besten und notwendigsten Sachen zusammen, und dann standen wir, wie befohlen, um 11 Uhr vorm Haustor und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Um 14.30 Uhr erschienen drei russische Soldaten und machten den Anfang mit dem Ausplündern. Hierbei gingen aus unserem Gepäck die ersten Sachen den Weg in fremde Taschen. Erst um 18 Uhr wurden wir abgeholt, und man trieb uns zu Fuss nach Janowitz bei Römerstadt, wo wir im Schloss im Vorhaus auf blankem Steinboden die Nacht verbrachten. Am nächsten Tag wurden wir registriert, und hier zeigte sich schon wieder der «Mensch in seiner wahren Gestalt», denn wir erhielten dort einen deutschen «Kapo», der aber sich sogleich nicht besser benahm als die schlimmsten Cechen. Zur Schlafenszeit, ca. um 20 Uhr, mussten wir wieder am Hof alle antreten. Nachdem es noch anfang zu regnen, wurde es eine der schlimmsten Nächte meines Lebens. Wir wurden alle untersucht, und über den ganzen Hof ertönten die ganze Nacht die Drohrufe vom Erschiessen und Prügeln: jeder, der eine Uhr versteckt, wird erschossen, niemand darf mehr als 100 RM behalten; und morgens sah man den ganzen Hof mit zerrissenem Papiergeld überstreut, das man den Leuten abgenommen hatte. Um

5.30 Uhr wurde nochmals alles Gepäck kontrolliert, und dann ging es wieder zu Fuss zurück nach Römerstadt zum Bahnhof. Nun hatten wir alles Gute von unseren Sachen eingebüsst, ich besass noch ein Wägelchen, das mit der genauen Anschrift bezeichnet sein musste. Doch am Bahnhof war es auch damit vorbei; hier wurden uns noch die letzten Sachen, wie Decken usw. weggenommen, und wir mussten nun in die offenen Kohlenwagen steigen. Im ärgsten Kohlenstaub, mit den letzten Sachen, die uns blieben, hockten wir nun und warteten auf die Abfahrt. Die Lokomotive war kaputt, und so standen wir bis Dienstag früh, den 7.8.1945, am Römerstädter Bahnhof in den russigen Kohlenwagen. Um 6 Uhr fuhren wir endlich ab; nachts hatte es geregnet, nun wurden wir wieder trocken; es ging über Kriegsdorf, Olmütz, Hohenstadt, Böhm. Trübau nach Tetschen-Bodenbach.

Dort wurden wir am 9.8. nicht ausgeladen, sondern auf den Rangierbahnhof abgeschoben. Bald ertönten die Rufe: «Alles raus!» Auch hiess es, dass [wir] nur noch 30 kg Gepäck mitnehmen dürfen. Ich liess mich aber nicht abschrecken, denn meine letzten Habseligkeiten wollte ich nicht im Stich lassen. Nun mussten wir wieder einen Marsch von 25 km antreten, bis nach Herrnskretsch. Diesen Weg kann ich nicht mit Worten schildern, denn was die alten, mühseligen Leute, die ihr bisschen Gepäck kaum aufheben konnten, mitmachen mussten, ist schrecklich gewesen. Wer nicht konnte, wurde geschlagen, dauernd knallten die Schüsse der Wächter, und ein Stüde des Gepäcks nach dem andern wurde weggeworfen. Gebrüllt wurde: «Ihr deutschen Schweine», nur weiter, immer weiter, hiess es; und manche kamen blutüberströmt mit wunden Füßen an. Die ihre wenige Habe mit letzter Anstrengung mitgeschleppt hatten, waren sehr überrascht, als es gleich wieder hiess: «Alles auspacken!» Die Polizisten standen im Kreis um uns herum, und nun ging das Plündern von Neuem an. Sogar die letzten Lebensmittel wurden uns abgenommen. Als wir wieder ziemlich erleichtert waren, konnten wir abziehen! Aber nicht weit, denn nun kam noch eine Leibbesichtigung, die ebenfalls nicht zu schildern ist. Ich kann es gar nicht in Worte kleiden; was mit meiner Frau und Nichte von diesen Halunken getrieben wurde, ist fast nicht glaubhaft. In der gemeinsten Weise wurden die Frauen betastet und entblösst, die Haare aufgelöst und die Kleider herabgerissen. Selbst vor Kindern machten sie keinen Halt, und wir alle mussten dies mit ansehen. Gute Schuhe und Kleider gingen nun auch den Weg unseres anderen Gepäcks. Meine Nichte erhielt für ihre guten ein Paar alte Herrenschuhe, in denen sie fast nicht gehen konnte.

Das war der letzte Aufenthalt vor der Grenze, und in Schmolka bekamen wir nach vielen Bitten ein Nachtlager. Die Wirtin war sehr nett und gab uns ein Zimmer, wo wir nach den vielen Strapazen wie tot hinfielen und einschliefen. Früh erfuhren wir, dass es nachts um 24 Uhr sollte wedergehen, doch die Wirtin verhinderte es, und so wollten wir dann morgens mit dem Dampfer nach Dresden fahren. Wir hatten schon Karten gelöst, und der Dampfer war voll von unseren Leuten, als ein russischer Soldat erschien und wir wieder das Schiff verlassen mussten. Er verkündete uns: «Ihr kommt alle wieder heim!» Diesen Jubel kann niemand verstehen, die alten Frauen weinten vor Freude und hätten den Russen beinahe vor Dankbarkeit erdrückt. Doch die Freude währte nicht lan-

ge. Es war auch nur ein Bluff und gehörte auch zu den Schikanen, die uns vollends den Kopf rauben sollten. Von einer Weiterfahrt war nichts zu merken, und erst beim Bürgermeister erfuhr ich, dass wir um 16 Uhr weiterfahren werden. Um 23 Uhr nachts kamen wir in eine Station, wo wir umsteigen mussten. Den Namen habe ich vergessen. Hier standen wir bis 4 Uhr in der Frühe unter freiem Himmel, der Regen machte uns bis auf die Haut nass. Dann bekamen wir einen gedeckten Waggon, und weiter ging es bis Dresden, wo wir um 7.30 Uhr ankamen. Nun ging es wieder nicht mehr weiter, und ich holte mir aus der Turnhalle von einer Dienststelle einen Aufenthaltsschein für uns 28 Personen. Wir begaben uns ins Neuländer Lager, wo wir hinfielen und froh waren, ruhen zu dürfen. Ich konnte nicht mehr weiter, meine Füße waren total wund, und sogar der Lagerdoktor sagte, ich müsste hierbleiben, bis meine Füße wieder gesund wären. Leider mussten wir am sechsten Tage wieder weiter, denn zu Essen gab es für uns nichts ausser Kartoffeln, die wir aber selbst stehlen mussten.

Nun kam wieder eine Fahrt, an die ich mein Leben lang denken werde. Wir wurden von Dresden aus nach Wittenberg/Lutherstadt verladen. Das Benehmen der russischen Begleitmannschaften war wieder alles andere als human, und als wir in Falkenberg von 9 Uhr bis 18 Uhr auf den Zug warten mussten, wurde mit uns wieder das grösste Schindluder getrieben. Kaum hatte man uns in einen Zug gepfercht, und wir warteten zwei Stunden auf die Weiterfahrt, hiess es wieder, alles aussteigen und in einen anderen Zug umsteigen. So trieb man uns aus einem in den anderen, und dies bei unserer Müdigkeit und mit dem letzten Gepäck einige Male. Als es dann am 18 Uhr weiterging, waren wir alle froh. Um 21.20 Uhr kamen wir nach Wittenberg. Nun standen wir wieder ohne Nachtquartier und wussten nicht wohin. Es blieb uns nichts anderes übrig, als im Bunker zu übernachten. Keine Schlafstelle, kein Licht und am blanken Zementboden, das war unsere erste Nacht in der «neuen Heimat».

Nr. 74

Bericht des Landwirtes K. A. aus Hohendorf, Kreis Zwillau.

Original, 29. Juni 1947, 3 Seiten (Din A 5), hschr.

Vorgänge bei der Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Hohendorf und den Naehbargemeinden Ende Juni 1945; Sammlung der Ausgetriebenen in Abtsdorf; Bahntransport bis nach Sachsen.

Nach einleitenden Angaben zur Person berichtet der Vf.:

Unser Dörfchen, mit 36 Hausnummern, wurde von cechischem Militär umzingelt. Eine Partie Öechen nahm dann die «humane» Evakuierung vor. Meine Frau mit 4 Kindern im Alter von 4–13 Jahren wurde aus dem Hause getrieben, mit einer Decke und etwas Brot. Dasselbe Schicksal machten auch die übrigen Dorfbewohner mit. Meine

Frau wollte auf einem Wagen Betten und einige notwendige Kleidungsstücke mitnehmen, was die Cechen aber mit Gewalt verhinderten. Meine Schwiegermutter, Frau V. T., 71 Jahre alt, wollte sich dem Befehl der Öechen nicht fügen und wurde mit einem dicken Rohrspazierstock geprügelt. In dieser Not wollte meine Frau unsere zwei Jungen im Alter von 8 und 10 Jahren zu mir schicken (ich arbeitete in [einem] eine Fussesunde entfernten Grubenbetrieb). Als sich meine Jungens ungefähr 100 m weit vom Hause entfernt hatten, begannen die Cechen eine Schiesserei auf die beiden Kinder. Nur dem Zurufen der Mutter ist es zu verdanken gewesen, dass die Kinder stehenblieben und von den Gechen wieder zurückgeholt wurden. Dann begann der traurige Abtransport der menschlichen Viehherde.

In Dittersdorf wurden sie alle in einem grossen Bauershofe (Kössler Nr. 4) zusammengetrieben. Diejenigen Leute, denen es doch in einem 'Unbewachten Augenblick gelungen war, etwas von zu Hause mitzunehmen, wurden vollends ausgeraubt. Ein 14jähriger Junge, mit Namen Artur Baar aus Hohenfeld Nr. 2 (die Anschrift desselben ist mir bekannt), wurde mit «lern Kopfe auf den Steinfliessen gebeutelt, dass er aus Mund und Nase blutete. Franz Erker aus Dittersdorf Nr. 80, ca. 55 Jahre alt, wollte nicht aus seiner Wohnung und wurde erschossen. Dann ging's bis zur nächsten Bahnstation, Abtsdorf, wo wir auf dem dortigen Fabrikhofe im Freien Jagern mussten. Im Laufe des Tages kamen dann noch die Gemeinden Ketzelsdorf, Abtsdorf, Böhm. Lotschnau¹, Körber, Waldeck, Überdörfel und Schönhengst noch dazu. Schätzungsweise dürften [es] insgesamt 6'000 Personen gewesen sein.

Nächsten Tag (30. 6. 45) nachmittag wurden wir einwaggoniert. 75 Personen und 7-8 Kinderwagen war das mindeste in einem Waggon (ohne Dach). Kinder bis zu einem Jahr durften die Kinderwagen behalten. In einem Waggon waren sogar 95 Menschen und fünf Kinderwagen. Die Notdurft durfte man während des Transportes nur unter Aufsicht von cechischen Wachposten machen. Viele Familien hatten bei unserer Vertreibung nicht einmal ein Stück Brot mit, da keines zu Hause war. Einige hatten das Brot gerade im Backofen, durften aber nicht warten, bis das Brot gebacken war. Verpflegt wurden wir während des Transportes nirgends; in Tetschen-Bodenbach durften wir uns zum erstenmal unter Aufsicht von Wachposten auf dem Bahnhof Wasser holen. Einige Leute wurden auf dem Transport •irrsinnig, und viele Leute starben schon hinter Dresden aus Erschöpfung. – Ein Nachbar von mir, V. F. mit Namen aus Hohenfeld Nr. 20, wollte von Dresden aus noch einmal zurück, um einige Kleidungsstücke und Wäsche für sich und seine Familie zu holen und ist seit dieser Zeit spurlos verschwunden. Es ist anzunehmen, dass derselbe von den Cechen gefasst wurde und zu Tode geprügelt wurde. – So kamen wir in Deutschland an; die Kleider, die wir auf dem Leibe hatten, die Kinder barfuss und total ausgehungert; und die Behörden kümmerten sich nicht um uns.

Im Folgenden wird das weitere Schicksal der Familie des Vfs. kurz geschildert.

¹ Gemeint ist Mährisch Lotschnau, Kr. Zwittau.

Bericht des Notars Dr. Leopold Pfitzner aus Oderberg.

Abdruck aus: «Landskroner Heimatbrief», 9. Jahrgang, Folge 2 (Juli 1955).

Austreibung aus Landskron am 5. Juli 1945; Eisenbahntransport bis Teplitz-Schönau und Fussmarsch zur sächsischen Grenze; Not und Elend der Vertriebenen auf ihrer Wanderung durch Deutschland.

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. Gewalttaten sowjetischer Soldaten und eines tschechischen Partisanenkommandos in Landskron¹.

Am 5. Juli 5.45 Uhr früh erhielt ich mit meiner Familie und mit mir noch ungefähr 1'500 Heimatgenossen den schriftlichen Ausweisungsbefehl².

In dem Getreidespeicher und in der Goldwarenfabrik Langer wurden wir zusammengepfercht. Dort wurden uns in rabiater Weise der Schmuck, die Uhren, die Einlagebücher und der grösste Teil des Geldes weggenommen. Nach einer Nacht auf den Steinfliesen wanderte der Elendszug zum Bahnhof, wo wir bis zu über 40 Personen mit dem Gepäck in kohlenSchmutzstarrenden offenen Waggons wie das Vieh verladen und in ununterbrochener Fahrt nach Teplitz-Schönau transportiert wurden. Während der Fahrt durfte niemand den Waggon verlassen, kein Getränk wurde verabreicht, die Kinder waren am verdursten, niemand durfte austreten. In Teplitz-Schönau auf dem Bahnhof mussten wir die verregnete Nacht im offenen Waggon verbleiben.

Am Morgen des 7. Juli 1945 wurden wir auswaggoniert, in einen Zug formiert, ein Partisane schlug mir die Zigarette aus dem Mund, gab mir eine Ohrfeige und stahl mir den letzten spärlichen Tabakvorrat aus der Tasche mit dem Fluch: «Ich werde dir geben rauchen, du deutsches Schwein!» In Marschkolonnen mit den Handziehwagen wurden wir von schießenden Partisanen wie die Verbrecher eskortiert, buchstäblich mit Peitschenhieben vorwärts getrieben. 16 km ging es im schärfsten Marschtempo ununterbrochen bergan über das Erzgebirge bis zur letzten tschechischen Grenzkontrolle. In glühender Sommerhitze stöhnten die Leidensgenossen, die kleinen Wagen hinter sich herziehend. Meiner Schwester Berta Kunz riss ein Partisane die goldenen Ohrgehänge aus den Ohren, so dass sie blutete, ihre 20jährige Tochter wurde dabei ohnmächtig, ich zog vorüber, konnte ihr aber natürlich nicht beistehen. Meine Frau machte schlapp, indem sie infolge Entkräftung «len Handziehwagen nicht mehr mitziehen helfen konnte, so dass ich mit dem letzten Aufgebot meiner geschwächten Kräfte und, obwohl am rechten Arm noch immer teilweise gelähmt, mit einem Zugseil um den Körper diese Sklavenarbeit allein leisten musste. Unsere Kinder mit einer alten Tante wurden mit LKW zur Grenze gebracht.

Austretenden Flüchtlingen schossen die Partisanen nach. Ohne Erbarmen trieben sie uns pausenlos vorwärts, ein älterer Mann blieb, vom Schlag getroffen, tot auf der Strecke. Bei der Grenzkontrolle wurde vielen Flüchtlingen ein Teil ihrer Habe gestohlen. In

¹ abgedruckt unter Nr. 48.

² abgedruckt unter Anlage 30 zur Einleitenden Darstellung.

In der ersten sächsischen Grenzgemeinde Geising fanden wir weder Unterkunft noch Verpflegung, die Erwachsenen mussten auf dem Friedhof, die Kinder mit den Müttern in der Kirche nächtigen.

Auf der fürchterlichen Vertriebenenwanderung durch Deutschlands zerstörte Städte verloren wir unser jüngstes Kind durch die Ruhr in Berlin, alle anderen drei Kinder erkrankten ebenso wie wir selbst an der Ruhr, meine Frau ausserdem an Typhus. Wir zogen durch einige verseuchte Lager und langten schliesslich am 22. 7. 1945 gänzlich erschöpft und fast verhungert in Wismar in Mecklenburg an.

Auch meinen 85jährigen kranken Vater, meine schwerleidende vollinvalide 51jährige Schwester Therese und die zwei Schwestern meines Vaters, 87 und 90 Jahre alt, letztere in sterbendem Zustand, haben die tschechischen Humanitätsapostel aus der Heimat verjagt. Meine Schwester und die beiden Tanten starben nach kurzer Zeit in Altersheimen in Boizenburg und Güstrow, mein Vater im Juli 1948 in Rochlitz in Sachsen.

Ich verliess im Oktober 1947 die Ostzone, nachdem ich über zwei Jahre die Russen und deren Trabanten, genossen hatte, wurde an der Zonengrenze von der deutschen Polizei an die Russen ausgeliefert, entfloh und gelangte schliesslich in ein Lager in der US-Zone. Nach einjähriger Vorbereitung habe ich meinen Beruf als Rechtsanwalt mit dem Sitz in Fellbach, Bahnhofstrasse 99, wieder aufgenommen.

Nr. 76

Erlebnisbericht der Hausfrau L. B. aus Freiheit, Kreis Trautenau.

Original, Ende 1947, 8 Seiten, mschr.

Ausplünderung eines Austreibungstransports durch tschechische und sowjetische Soldaten; Not und Elend der Ausgetriebenen auf ihrer Wanderung durch Sachsen.

Am 3. Juli 1945 wurden wir aus unserer Heimat, Freiheit im Riesengebirge, ausgewiesen. Es erschienen 5 bewaffnete tschechische Soldaten, und diese sagten: «Machen Sie sich fertig, in ½ Stunde müssen Sie fort!» Wir waren starr vor Schreck und konnten nur wenige Sachen in zwei Rucksäcke und in einen Koffer verstauen. Dann wurden wir zum Rathaus geführt. Das Gepäck wurde gewogen und untersucht, und daraufhin wurden wir im Rathaussaal, wo schon 18 Freiheiter Familien untergebracht waren, eingesperrt. Am Abend, 6 Uhr, mussten wir uns fertigmachen, und die Tschechen trieben uns mit Reitpeitsche bewaffnet zum Bahnhof. – Meine Schwägerin aus Marschendorf TV, die von unserm Fortmüssen Kenntnis erhalten hatte, kam zum Bahnhof und konnte uns

noch zurufen: «Wenn Ihr gar nicht mehr wisst wohin, dann schlagt Euch nach Pfullendorf¹ zu meiner Schwester durch!» Ein Tscheche kam, packte sie am Arm und wies sie von uns weg. Sie durfte nicht mehr mit uns sprechen.

Dann wurden wir einwaggoniert und kamen bis nach Trautenau. Dort musste eine um die andere Familie in eine Holzbaracke zur Kontrolle. 30 Tschechen fielen über uns her, öffneten die Rucksäcke und den Koffer und nahmen sich, was ihnen gefiel. Das Regencapae unseres Sechsjährigen, die Schirme, alle Papiere und Dokumente wurden vor unseren Augen zerrissen. Als wir genug ausgeplündert waren, wurden alle 18 Familien in einem offenen Kohlenwaggon eingesperrt. Der Waggon war voll Kohlenstaub, und es regnete was es konnte. So liess man uns stehen bis 3 Uhr früh. Zwischendurch kamen die Tschechen und verlangten die jungen Fräuleins R. Weil sie vorher geohrfeigt worden waren, kamen die Tschechen und sagten, es müsse ein Protokoll gemacht werden, weil das nicht sein darf – das Ohrfeigen – Das eine Fräulein, sehr herzkrank, brach vor Schreck und Aufregung zusammen, und die andere, eine 20jährige, musste mit. Das war aber nur ein Vorwand. In Wirklichkeit wurde sie in einen Waggon II. Klasse genommen und dort vergewaltigt. – Hätte ein Kommissar das Mädchen allein herausen angetroffen, so wäre der ganze Waggon gefährdet gewesen. Das ohnmächtige Mädchen kam lange nicht zu sich, die Mütter rangen die Hände, die kleinen Kinder fingen an zu schreien, es war fürchterlich!

Gegen 4 Uhr morgens wurden wir an einen Zug nach Alt-Paka angehängt. Am 4.7. um 8 Uhr früh, bei strömendem Regen kamen wir dort an. Ein tschechischer Oberleutnant kam, öffnete den plombierten Waggon und sagte: «Alle Frauen bis 45 Jahre heraus! – dann die Männer. Alte Frauen und Kinder bleiben.» Wir hatten die Angst, dass sie uns von den Kindern trennen; aber sie schafften uns in die Restaurationssäle, und dort mussten wir Frauen auf hohen Leitern die Bogenfenster putzen, die Fussböden reiben und mit Bohnwachs einlassen, die Klosette waschen, und die Männer mussten im strömenden Regen Lokomotiven putzen. Die armen Kinder waren den ganzen Tag allein und ohne Nahrung. Abends um 8 Uhr ging es dann weiter nach Turnau. Die Slowaken² krochen die Waggonen hoch und sahen uns im Dreck hocken. Es war uns nicht einmal die Gelegenheit gegeben, die dringendsten Bedürfnisse zu erledigen. Eine Frau, die am Kinderwagen ein Nachttöpfchen angebunden hatte, lieb dasselbe, der Topf wurde in eine Ecke gestellt und eine Decke davorgehalten, und so musste Männlein und Weiblein die Sache verrichten. Anderntags kamen wir bis Reichenberg. Dort stand der Zug einen ganzen Tag; und die Flüchtlinge waren auf 800 angewachsen.

Plötzlich kamen Russen und Tschechen in den Waggon, ein tschechischer Oberleutnant und noch andere. Rings um den Waggon hockten oben am Rand die Russen und Tschechen mit Maschinenpistolen. Der Oberleutnant befahl: «Frauen und Kinder auf eine Seite und die Männer auf die andere. Und wenn die Frauen nur einen Ton von sich lassen, dann werden alle erschossen.» Er hatte eine Uhr in der Hand und sagte: «In 5

¹ in Baden.

² Gemeint sind wohl Tschechen.

Minuten müssen die Männer ausgezogen sein.» Und alle Wertgegenstände, die sie noch besaßen, mussten sie in die Hüte (die umgekehrt am Boden gestellt werden mussten) legen. Als jedes Kleidungs- und Wäschestück von den Männern gründlich durchsucht war, konnten die Männer herunter aufs Gleis, sich anziehen; und dann kamen die Frauen an die Reihe und die Kinder. Alles, was ihnen gefiel, den Partisanen, alles mussten wir hergeben. Sogar die letzten Lebensmittel! Allem beraubt, nur das besitzend, was wir auf dem Leibe trugen, wurden wir bis Zittau gefahren. Der Regen hörte zwar auf, aber unser Wagen wurde gleich hinter der Lokomotive angehängt, und der tschechische Heizer liess so viel Russ aus dem Kessel; wir waren alle schwarz wie die Kaminfeger.

Es war 6. Juli, und wir wurden 50 km hinter Zittau auf offener Strecke ausgeladen: Frauen und Männer, in Fahrstühlen Kranke, solche, die schlecht zu Fuss waren, alle mussten heraus; und jeder [war nun] seinem Schicksal überlassen. Ohne Geld, ohne Lebensmittel hastete die ganze Flüchtlingskarawane weiter gegen Unterpostwitz in Sachsen¹. Dort waren die Strassen überfüllt von Menschen, die die Tage vorher ausgewiesen worden waren. Der Ort war von Russen besetzt, und es war von diesen der strengste Befehl gegeben worden, es dürfte kein Einwohner einen Flüchtling beherbergen. Der Abend kam, und die Leute eilten auf den Strassen wie an einem grossen Jahrmarkt. Wir hatten keine Lebensmittelkarten und bekamen auch nichts. Niemand wusste, was er tun sollte. Ein wirres Durcheinander! ...

Ich sehe noch heute die vielen Deutschen, die aus Prag ausgewiesen waren, verhärrt und abgehetzt die Strassen von Postwitz einsäumen. Diese armen Menschen hatten schon 6 Wochen strengstes Lager hinter sich. Die Männer trugen lange Bärte und waren so kraftlos vor Hunger, dass sie sich an den Strassenrand setzten und nicht mehr weiterkonnten. Alles gute Zureden von Seiten der Frauen, die noch etwas kräftiger waren, half nichts. Ich sehe heute noch den einen Mann mit brechenden Augen sagen: «Ich kann nicht mehr.» – Vor solchem Elend vergass man das eigene.

Hungernd und frierend, jedem Wetter preisgegeben, wanderten wir täglich 20–30 km zu Fuss von einer Ortschaft zur anderen. Die Brücken waren alle gesprengt, es verkehrten keine Züge, und wir hatten ja auch kein Geld. Wir bettelten um kalte Kartoffeln, denn unser öjähriges Söhnchen schrie «Hunger!» – Am 10. Juli, dem Geburtstag unseres Kindes, nahm uns eine gutmütige Frau, das war in Dönitz-Tunitz², auf, behielt uns über Nacht trotz der strengsten Strafe, die sie hätte verhängt bekommen, und liess uns auf Gartenstühlen in ihrem Büro übernachten. Wir hatten ein Dach über dem Kopf. Morgens, als ich erwähnte, dass unser Söhnchen den 6. Geburtstag hätte, dachte sie nach, was sie uns schenken sollte. Als wir uns verabschiedeten, steckte sie uns die Hälfte eines 2-Pfund-Brottes zu, als Geburtstagsgabe für den Kleinen. Wir weinten Freudentränen, und geteilt wurde es mit allen, wanderten wir doch mit einer Ingenieursfamilie und waren zu sechs.

¹ südlich von Bautzen.

² Demitz-Thumitz, Kr. Bautzen.

Ein Erlebnis ist wert auf gezeichnet zu werden. Auf der Wanderung: durch Sachsen kamen wir in einen Ort, Göda genannt. Dort kamen uns die Bewohner feindselig entgegen, nannten uns Gesindel und schlossen die Haustüren zu. Es setzte ein Regen ein. Ein Wolkenbruch ging hernieder, dass man dachte, der Weltuntergang sei da. Es hatte in ½ Stunde die ganze Ernte verhagelt und die Kartoffeln aus dem Acker geschwemmt. Kein Mensch liess uns unterstellen. Da sahen wir ein Dach, unter dem Grabkreuze standen. Zwischen diesen schützten wir uns vor den peitschenden Hagelkörnern, die so gross wie Taubeneier waren. Unsere seelische Stimmung, so zwischen den Grabkreuzen, ohne Ziel des Weges, ohne Existenz, allem beraubt, kann sich wohl kaum einer, der nicht in einer solchen Lage war, vorstellen. Doch der liebe Gott liess auch die Sonne wieder scheinen, und wir wanderten aus dem ungastlichen Göda mit den herzlosen Menschen weiter.

Wir erreichten nach Tagen das Vogtland. Wir waren wieder mal auf Suche nach einem Nachtlager. Der Bürgermeister sagte uns ein Zimmer im Schloss zu. Ach, wie waren wir glücklich: im Schloss! – Eine alte, halb verfallene Burg, in den Mauerritzen hingen die Fledermäuse, und die Spinnweben hatten das alte Gemäuer eingesponnen. Über eine endlose Wendeltreppe mussten unsere Männer drei alte dreckige Matten, es sollen einmal Matratzen gewesen sein, vom Turm herunterschleifen. Das war unser Lager. Die Klosette waren nicht zu benützen. Der Kot lag im Vorraum und im Klosett so hoch, dass man nicht hineintreten konnte. Von der Decke tropfte dieselbe Flüssigkeit aus dem Obergeschoss. Ein penetranter Gestank erfüllte alle Räume und Gänge. Da sassen wir nun und waren der Verzweiflung, nahe. Ich scheue es hier nicht auszusprechen, dass wir Frauen restlos einig: waren, unserem zwecklosen überflüssigen Leben ein Ende zu machen. – Wir haben es unserm Schicksalsgenossen Herrn Schubert zu danken, dass wir es nicht taten. Wir hatten eine dünne Möhrensuppe gebraut und wollten darin Luminal auflösen, das uns von aller Sorge, Qual, Hunger und Pein erlösen sollte. Im letzten Augenblick raffte sich Herr Schubert auf und rief, nachdem wir viel geweint hatten und unsere Verluste bejammert: «Esst einmal erst ein paar Löffel warme Suppe und legt Euch mal hin und überschlaft diese Nacht, und morgen werden wir weitersehen!» Und so geschah es auch. Unser innigstes Gebet mag es wohl gewesen sein, das wir am Morgen gegen den Himmel sandten, , dass wir nicht schuldig geworden sind an uns und unseren Kindern.

In Eile verliessen wir Mühltroff im Vogtland, das uns bald zum grössten Unglück geworden wäre und wanderten gegen Thüringen bis nach Harra an der Saale, dem Grenzort hart an der russischen Demarkationslinie. Die Russen hatten dort Streifen aufgestellt und Flüchtlinge, die sie antrafen, wurden ihrer wenigen Habe beraubt und fortgeschafft. Wohin? Gerade, als wir aus einem Wald, eine Lichtung überquerend, die Strasse überschreiten wollten, gewahrten wir einen russischen Reiter, der die Strasse kontrollierte. Also, wir flüchteten wieder in den Wald. Nach einer geraumen Zeit, wir wollten uns gerade wieder weiterbewegen, kam eine Patrouille den Weg auf die Lichtung zu. Wir krochen alle unter die kleinen dichten Tannen, das Herz klopfte uns bis zum

Halse, und beteten inbrünstig, der liebe Gott möge diese Gefahr noch einmal an uns vorübergehen lassen. Die Patrouille teilte sich und ging 5 m vor uns nach rechts und nach links in den Wald. Als wir später nach dem «glücklichen Überqueren der Strasse eine Frau beim Heuen antrafen, rief sie ganz erschrocken: «Ja, wo kommt Ihr denn her? Habt Ihr denn nicht die Patrouille begegnet, diese ist doch eben diesen Weg gegangen!»

Nach 4 Wochen unserer Ausweisung waren wir in Harra angekommen. Unter Lebensgefahr versuchten wir die Grenze zu überschreiten, doch vergeblich. – In Harra durften wir uns nicht aufhalten, weil das Sperrgebiet war, und so wurden wir nach Lobenstein gewiesen ...

Ein halbes Jahr brachten wir da zu; und als am 20. Dezember 1945 von Frau Dr. Koch aus Pfullendorf ein Brief kam, sie wollten uns helfen, eine neue Heimat aufbauen und uns herzlich willkommen heissen, hielten uns keine zehn Pferde mehr. Am 26. Dezember traten wir die Reise mit einem Austauschtransport in die französische Zone an, über das Lager Ölsnitz-Hof, dann ging es weiter am 3. 1. 1946 bis Regensburg.

Abschliessend erwähnt die Vfn. noch, dass ihr Kind an einer schweren Lungenentzündung erkrankte und gleich ins Spital gebracht werden musste, so dass sie erst acht Wochen später nach Pfullendorf Weiterreisen konnte, wo sie gut aufgenommen und untergebracht wurde.

Nr. 77

Erlebnisbericht der Geschäftsinhaberin Elfriede Simla aus Prode, Kreis Trautenau.
Original, 17. März 1947, 3 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Prode und den umliegenden Dörfern Anfang August 1945.

Die Vfn. schildert eingangs das Verhältnis der deutschen und tschechischen Bevölkerung, die Leiden der Deutschen nach dem Einmarsch der Roten Armee und fährt dann fort:

Es kam die Nacht zum 1. August. Es klopfen Tschechen an die Tür, und als wir aufmachten, sagten sie: «Auf sieben Tage Essen zusammenpacken, einmal Wäsche zum Wechseln, und das ganze Geld und die Sparbücher abgeben!» Punkt sechs Uhr mussten wir beim Bauer Merkel versammelt sein. So verliessen wir, ohne daran zu denken, dass wir nie wiederkehren werden, das Haus.

Hier ist die Schilderung einer Episode aus der Jugendzeit der Vfn. eingeschoben.

Dann gingen wir, mein Vater, 67 Jahre alt, Elsa, unser langjähriges Dienstmädchen, Arno, unser lieber Pflegejunge, der keine Eltern mehr hatte, und ich zu dem Sammel-

platz. Kein Mensch wusste, was los ist. Dort wurden von Gendarmerie, Militär mit roten Binden, unsere Sachen durchsucht. Das Geld und die Sparbücher musste jeder abgeben und erhielt 100 Mark zurück. Frauen wurden von Frauen abgetastet und die Männer von Soldaten durchsucht. Die Eheringe wurden abgenommen, so sämtliche Schmucksachen, sogar die Ohrringe aus den Ohren der Frauen. Die Alten und Kranken mussten auch mit. Sie wurden getragen oder gefahren. Frau Mühl, die 86 Jahre alt war, wurde in Decken gehüllt und fortgeschafft. Man bat, die Kranken daheim sterben zu lassen. Aber alles musste mit, ob Säugling oder Greis. Die Gesunden mussten zu vieren antreten, die Kranken wurden auf Leiterwagen geladen, und so ging es unter militärischer Bewachung nach Josefstadt zum Bahnhof.

Dort traf sich die Bevölkerung von den Grenzorten Hermanitz, Grabschütz, Wolsdorf, Saluai, Westetz, Prode, Bielaun, Kukus, zusammen 2'000 Menschen. [In] einen langen Lastzug mit offenen Kohlenwagen, auf denen der Kohlenstaub noch zentimeterdick lag, wurde einer neben den anderen stehend hineingepfercht. In den anderen Dörfern war das schon am Vorabend geschehen, so dass die Bevölkerung von den Feldern geholt wurde; mussten zusammenpacken, wurden durchsucht, in die Kasernen gebracht, wo ihnen die guten Sachen abgenommen wurden und die Nacht da verbrachten. In unserem Dorfe blieben zwei Familien auf Vorsprache des Tschechen zurück, die bei ihm arbeiten mussten. Sie sind aber auch mit knappen 50 kg im August 1946 in die russische Zone ausgewiesen worden.

Nun fuhren wir den ganzen Abend und die ganze Nacht ins Ungewisse hinein. Manche sagten, es geht nach Russland. Ein Regen durchnässte uns bis auf den Leib, so dass es furchtbar kalt war. Morgens standen wir in Teplitz-Schönau auf dem Bahnhof. Plukovník¹ Daschek und seine Soldaten hieszen uns aussteigen. Wir mussten unsere letzten Habseligkeiten zusammenpacken und wurden dann an die 24 km entfernte deutsche Grenze bei Geissingen² getrieben. Am Bahnhof blieben schon viele Kranke liegen, die bald darauf starben. So gab unser 78jähriger Pfarrer Pohlreich einer Frau noch schnell den Segen. Unterwegs lag da und dort einer am Sterben. Man konnte nicht rasten, denn gleich kamen die tschechischen Soldaten und schrieen uns mit groben Schimpfworten an. Die Kranken wurden auf ein Auto geladen, über die Grenze gefahren und in Geissingen auf die Strasse geworfen. Auf der Strasse, auf Heuboden und in der Kirche übernachteten die Menschen, ohne zu wissen, was sie anfangen sollten.

Jeder fuhr dann mit dem Zug ins Planlose. Ein Onkel von mir starb in Dresden, und ich landete mit meinen Angehörigen nach achttägigem Umherirren in Thüringen. Zwei Monate später konnte ich meinen guten Vater zu Grabe tragen. Das furchtbare Erleben war zu viel für ihn.

Der Bericht schliesst mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

¹ Oberst.

² Geising, Kr. Dippoldiswalde in Sachsen.

Nr. 78

Erlebnisbericht des Reg.-Inspektors E. Wollmann aus Friedland (Isergebirge).

Original, 27. April 1953, 5 Seiten (Din A 5), hschr.

Austreibung von Deutschen aus Friedland Mitte Juni 1945; ihre Ausplünderung durch Tschechen, Russen und Polen.

Es war am 16.6.45, einem Samstag. Früh ging ich zu einem gut bekannten Landwirt in der Nähe von Friedland bei Reichenberg in Nordböhmen, um bei der Einbringung von Wiesenheu aus Gefälligkeit zu helfen, den ganzen Tag über war ich von bösen Ahnungen befangen, ohne mir Rechenschaft geben zu können. Spät abends kehrte ich zurück. Es schlug 23 Uhr, ich und meine Frau wollten gerade zu Bett gehen, als wir unseren Namen am Hof vernahmen. Ich ging zum offenen Fenster und erblickte am Hof einen Tschechen mit Schriften in der Hand. Ich ging herunter und bekam ein Exemplar eingehändigt. Oben las ich die Schrift, es war, als hätten wir Dolchstöße bekommen, wir waren sprachlos vor Schrecken, unfähig, irgendetwas zu unternehmen. Am nächsten Tag um 2 Uhr (nachts, also in 3 Stunden) sollten wir am Bahnhof sein, um ausgewiesen zu werden. Man stelle sich unsere Lage vor. Von einer Ausweisung haben wir nie was gehört, nun sollten wir plötzlich und gänzlich unvorbereitet Heimat und unseren ganzen schönen und wertvollen Besitz, im Laufe von Jahrzehnten erworben, für immer verlassen, ohne uns auch nur der geringsten Schuld bewusst zu sein, ganz im Gegenteil war uns das Naziregime von Anfang an höchst verhasst, einer höchst ungewissen Zukunft entgegen; es war eine schreckliche Lage, und nur je 24 kg pro Person wurde uns erlaubt mitzunehmen. Wir waren gänzlich unfähig, etwas zu unternehmen, es wurde 24, 1, 2, 3 Uhr, wir fanden keine Fassung. Da, kurz nach 3 Uhr hörten wir wiederum unseren Namen am Hofe. Ich ging wiederum herunter und bekam abermals eine Druckschrift eingehändigt, in welcher uns mitgeteilt wurde, dass unsere Ausweisung am 17.6.45, 2 Uhr rückgängig gemacht wurde. Uns fiel ein Stein vom Herzen, wir atmeten auf, wir schöpften Hoffnung.

Diese Hoffnung sollte nur wenige Stunden währen. In der ersten Zuschrift stand nämlich, dass wir im Einvernehmen mit der russischen Besatzung ausgewiesen werden, was die Russen nicht gelten liessen; und auf deren Anordnung musste die erste Ausweisungs-Verständigung widerrufen werden. Wie gesagt, sollte unsere Hoffnung nur wenige Stunden währen, denn bereits am gleichen Tage um 15 Uhr wurden wir verständigt, um 18 Uhr am Bahnhof zwecks unwiderruflicher Ausweisung gestellt zu sein. Ein Protest bei der russischen Besatzung verlief ohne Erfolg. Diese Ausweisung war hier die erste und wohl schrecklichste, betroffen waren angeblich 800 Personen.

Auf tschechischer Seite waren fast nur junge Burschen beteiligt, die sich gegenseitig in Gemeinheit und Niedertracht Überboten. Jede Partie hatte ein Wägelchen zum leichteren Fortschaffen der mitgenommenen wenigen Habe. Die erste Gemeinheit bestand darin, dass uns die Mitnahme derselben verboten wurde und der Kontrolle unterlag. Das Fehlen dieser Fahrzeuge hat unsere Fortbewegung ungemein erschwert, zumal der

Bahnverkehr nach und nach in bescheidenster Masse einsetzte. Im Bahnhofsraum wurden alle zur Ausweisung bestimmten Personen und deren gesamte Habe einer scharfen «Kontrolle» unterworfen. Diese bestand darin, dass allen ohne Ausnahme alles Bargeld, alle Dokumente, alle Sparbücher, Uhren, Messer, Rasierapparate, kurz alle Gebrauchsgegenstände, alle neuen und neueren Bekleidungsartikel und Schuhe abgenommen wurden; wer neue oder neuere Sachen am Leibe hatte, musste diese aus- und alte, wenn nötig, von anderen Personen anziehen. Wer sich widersetzte oder, wenn auch schüchtern, gegen die Wegnahme protestierte, wurde grob geschlagen und in gemeinster Weise beschimpft, jedermann wurde einer peinlichen Leibesvisitation unterzogen, selbst das weibliche Geschlecht durch die Burschen. Im wahren Sinne des Wortes haben wir alle als Bettler das Lokal verlassen, um einwaggoniert zu werden; es war bereits nach Mitternacht, als der Zug, beschriftet mit «Heil Hitler» und «Heim ins Reich», mit uns in Viehwagen abfuhr. Hinter der Grenze im freien Felde bei stockfinsterner Nacht wurde gehalten und wir unter Hohngelächter auswaggoniert. Dasselbst lauerten Polen und Russen auf uns, wenn noch jemand etwas gerettet hatte, dem wurde es abgenommen, auch Schüsse fielen, Schreie erfüllten die Luft. Nur wenige fanden Unterkunft, die meisten mussten im Freien übernachten, nicht wissend, wohin am nächsten Tage, einer trostlosen Zukunft entgegen. Deutschen Boden betraten wir in der Görlitzer Gegend, woselbst wir uns die ersten Monate aufhielten, und zwar so lange, als die einzige Nahrung der Vertriebenen – Kartoffeln, in den sogenannten Mieten im Freien eingelagert (von Wirtschäften, deren Besitzer noch nicht heimgekehrt waren), vorhielten, Brot gab es nicht. Die Gegend hier war überfüllt mit Vertriebenen aus dem Osten und Sudetenland, an die 100'000 sollen es gewesen sein, die Sterblichkeit war sehr hoch. Kein Wunder, dass wir rasch von Kräften kamen.

Nr. 79

Erlebnisbericht des P. K aus Friedland (Isergebirge).
Original, 27. März 1947, 3 Seiten, hschr.

Ein Austreibungstransport aus Friedland ins polnisch verwaltete Schlesien im Juni 1945; Drangsalierung durch Polen.

Ich wurde mit meiner Frau und meinen zwei verheirateten Töchtern (B. mit ihrem einjährigen Kind Hildchen, L. mit einem einjährigen und dem 4 Monate alten Kinde) am 23. Juni 1945 ausgewiesen. Binnen 2 Stunden mussten wir unser Haus verlassen unter Mitnahme eines Anzuges und einmaliger Wäsche. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns diese Nachricht, und wir wussten anfangs überhaupt nicht, was wir zu-

erst beginnen sollten. Unser schönes Haus, in dem meine Frau und meine Töchter ihre Kindheit verlebt hatten, in dem sie gross geworden waren, sollten wir nun plötzlich, ohne alle Vorbereitung verlassen und das ganz fremden Menschen überlassen, mit allem was darinnen und was wir oft durch grosse Sparsamkeit erworben hatten; alles dies sollte umsonst gewesen sein. Meine beiden Töchter, deren Männer sich in russischer Kriegsgefangenschaft befinden, mussten ihre vollständigen, schönen Ausstattungen an Wäsche, Kleider, Geschirr, Möbel usw. ebenfalls im Stiche lassen. – Als wir uns vom ersten Schreck erholt hatten, mussten wir daran denken, unsere wichtigsten Sachen zu packen. Ausser unserem Gepäck mussten wir noch drei Kinderwagen für die Kinder meiner Töchter mitnehmen, so dass alle drei Frauen ausser dem Kinderwagen noch ihren Koffer tragen mussten. Wir wussten nicht, wohin es gehen sollte, ob wir uns Nahrungsmittel mitnehmen sollten oder nicht, ob auf ein oder mehrere Tage, nichts wurde' uns gesagt.

Ich als 61jähriger Mann, der durch viele entbehrungsreiche Jahre es doch zu etwas gebracht hatte, mit meiner 58jährigen Frau mussten uns von dem Hause trennen, das ausser einem schönen Blumengarten noch einen schönen Obst- und Gemüsegarten hatte. Kindheits- und Jugenderinnerung verbanden uns alle auf das Innigste mit dem liebge gewordenen Stückchen Erde. Wir glaubten, hier unseren Lebensabend in wohlverdienter Ruhe verbringen zu können. Alles, was man in den vielen arbeitsreichen Jahren erworben hatte, jeder kleinste Gegenstand war uns ans Herz gewachsen. – Und nun alles aus, alles umsonst; jedes Möbelstück und jeder Baum im Garten war ein Stück Seele von uns geworden, und nun müssen wir als Bettler hinausziehen in eine unbekannte, unsichere Zukunft. Auch unsere Ersparnisse, die aus mehreren zwanzigtausend Mark bestanden, mussten wir zurücklassen. Mit 200 Mark zogen wir als 7köpfige Familie ins Ungewisse.

Um halb vier Uhr sollten wir am Bahnhof sein, wir wurden dort von tschechischen Soldaten in Empfang genommen und in ein leerstehendes Magazin eingesperrt, dort einer gründlichen Leibbesichtigung unterzogen und aller Wertgegenstände beraubt, aber auch gute Wäsche, Kleider, sogar Feuersteine für Feuerzeuge waren gesuchte Artikel. Federbetten wurden allen von den Tschechen geraubt, unseren kleinen Kindern nahm eine tschechische Frauensperson (die sich besonders der weiblichen Personen annahm) die Federkopfpolster aus den Wagen, Felldecken mussten auch mitgehen, ebenso für die Kinder mitgenommene Nahrungsmittel, Griess, Zucker und dgl., alles verschwand vor unseren Augen. Meinen Töchtern riss dieses zigarettenrauchende Weib die Ohringe weg und untersuchte alle Körperteile nach etwa versteckt gehaltenen Wertgegenständen.

Um halb sieben Uhr abends ging der Zug mit uns ab und brachte uns über Seidenberg, die alte frühere österreichische Grenzstation, nach Radmeritz. Dieser Ort war schon von Polen besetzt, und [wir] wurden dort auf freiem Felde und Strecke als Freiwillige den dort hausenden Polen überlassen. Polnische Zivilisten fielen auch gleich über uns her und durchsuchten unser Gepäck und fanden an vielen Sachen ihr Wohlgefallen. Im Orte wurden wir von der polnischen Ortskommandantur in einem Raum untergebracht, dort kam dann die polnische Soldateska und quälte uns mehrere Male des Nachts

unter Bedrohung unseres Lebens. Meine jüngere Tochter mit einer Lehrerin führten sie ab, ich folgte und wurde auf einige Stunden in einen Keller geworfen, um in den Morgenstunden diesen Ort wieder verlassen zu können. Diese Stunden waren wohl mit die schwersten meines Lebens. Am anderen Morgen machten wir uns frühzeitig auf den Weg, um den Polen zu entkommen und gingen nach Ostritz in Sachsen.

Der Vf. schliesst seinen Bericht mit einigen Reflexionen über den Verlust seiner Heimat.

Nr. 80

Bericht der Hausfrau E. K. aus Langenbruck, Kreis Reichenberg.

Original, 27. Juni 1947, 3 Seiten, hschn

Vorgänge bei der Austreibung aus Langenbruch im Juni 1945.

Wir mussten schon am 17. Juni 1945 unseren Heimatort verlassen, nachdem uns dies die Tschechen in der vorhergehenden Nacht um 2 Uhr mitgeteilt hatten. Es waren ca. 60% der Bevölkerung, welche diese furchtbare Botschaft erhielten. Mitzunehmen waren 30 kg Gepäck gestattet, aber weder Geld noch Schmuck. Es bemächtigte sich der Leute lähmender Schrecken, da niemand von den Aufgeforderten eine blasse Ahnung hatte, wohin sie geschafft werden sollten. Etliche zogen es vor, durch Selbstmord aus dem Leben zu scheiden, so eine Familie in unserer Nachbarschaft, wo der Mann, welcher erst vor Tagen aus dem Lazarett entlassen worden war, seine beiden Kinder im Alter von 3 und 4 Jahren umbrachte, dann seine Frau, die Schwiegermutter, zuletzt noch das Haus in Brand steckte und sich selbst erschoss. Auch eine Nachbarsfrau im Alter von 80 Jahren, welche ebenfalls in selber Nacht aufgefordert wurde, ihr Haus zu verlassen, zog es vor, durch das öffnen der Pulsadern freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Ich sehe noch immer diese alte Frau vor mir, wie sie, zitternd am ganzen Körper, nur immer mit dem Kopf schüttelte, sie konnte es nicht fassen.

Vom Sammelplatz aus, es war die Dorfschenke, zogen wir zu Fuss bis Reichenberg am Bahnhof. Dort wurden sämtlichen Personen die Handwagen, welche das Gepäck bargen, von den Tschechen abgenommen und das Gepäck selbst mit den Deutschen zusammen in Vieh- und Kohlenwagen gepfercht. Kaum dass man sich rühren konnte, presste eins am andern. Die Kinder schrien und Leute fluchten, zwischendurch gaben die Tschechen Schreckschüsse ab. Während der Fahrt, es ging zur deutschen Grenze, kamen drei Tschechen in die Waggons herein und plünderten sämtliche Koffer mit vorgehaltenen Revolvern. Es blieb von diesen 30 kg Gepäck nicht mehr viel übrig, denn Wäsche, Kleider, selbst Kinderschuhe, hauptsächlich neue und gute Sachen, wurde alles genommen.

Den anwesenden Frauen rissen sie die Kleider auf und suchten nach Geld und Schmuck. Niemand durfte mehr behalten als 20 RM (Zwanzig).

In Tschernhausen, eine Bahnstation nahe an der deutschen Grenze, wurden wir nach nochmaliger Gepäckkontrolle und Leibesvisitation ausgeladen. Es war gegen 9 Uhr Abend, und dann lagen ca. 2'000 Menschen der Strasse entlang im staubigen Strassen-graben, fast jeder Habe beraubt, als Bettler. Dieser Anblick wird mir unvergessen bleiben, denn viele Frauen mit Säuglingen und ganz kleinen Kindern teilten das schwere Los. Gegen 12 Uhr nachts begann es zu regnen, so dass ein Tscheche, welcher uns mit geschultertem Gewehr als Begleitperson beigegeben war, die Anweisung erteilte, in der Halle des nahegelegenen Sägewerks zu übernachten.

Früh um 9 Uhr ging der Zug weiter gegen Seidenberg, die Grenzstation, wieder wurden wir in diesmal offene Waggons verstaut und nach halbstündiger Fahrt vor der Station auf freier Strecke ausgeladen und nach nochmaligem Durchsuchen des Gepäcks durch Tschechen als Freiwillig über die Grenze gejagt. Ich will noch bemerken, dass es die polnische Verwaltungszone war, wo wir unserem Schicksal überlassen wurden. Nach zehntägigem Herumziehen auf der staubigen Landstrasse, es gab in Deutschland noch keine organisierten Lager für Sudetendeutsche, gingen sämtliche 2'000 Personen in geschlossenem Marsch über die Neisse in die russische Zone.

Nr. 81

Bericht des Betriebsführers Z. R. aus Reichenberg.

Original, ohne Datum, 4 Seiten, mschr.

Die Austreibung der Bewohner eines Stadtviertels in Reichenberg im Juli 1945.

19. Juli 1945 in Reichenberg. An dem angeführten Tage hörte ich durch das offene Schlafzimmerfenster vor 5 Uhr früh mehrere Männerstimmen durcheinandersprechen. Ein Blick durch das Fenster überraschte mich, da ich tschechoslowakisches Militär und Polizei an den Nachbarvillen anläuten sah, und es dauerte nur wenige Augenblicke, als es auch bei mir läutete. Ich eilte zum Gartentor, und es wurde von der Polizei nach meiner Person gefragt. Meine Frau war im Feber 1945, als die Kampfhandlungen die Nähe Reichenbergs erreicht hatten, mit meiner verheirateten Tochter und Kind nach Franzensbad geflüchtet; ich war deshalb allein in Reichenberg zurückgeblieben. Der Polizeibeamte beauftragte mich, innerhalb 2 Stunden mit 30 kg Gepäck in einer angegebenen Sammelstelle zu erscheinen und meine Haus- und Wohnungsschlüssel den vor meinem Hause auf gestellten Militärposten abzugeben. Solche Militärposten standen vor jedem

Haus, die verhindern sollten, Verkehr mit Nachbarn zu pflegen oder Sachen zu verschleppen. In meiner begreiflichen Aufregung packte ich einen Anzug und etwas Wäsche und andere Kleinigkeiten in einem Reisekoffer und Rucksack und Brot in einer Aktentasche zusammen und ver lud dieses Gepäck auf einen kleinen Handwagen, womit ich mich zu der angewiesenen Sammelstelle begab.

Auf dem Wege dorthin befanden sich alle Deutschen, nicht nur aus der Theodor Körner-Strasse, sondern auch aus den benachbarten Strassen, viele weinend und klagend. Auf dem Sammelplatz befanden sich mehrere hundert Menschen, Greise, Frauen, Kranke, Kinder. In einem Auto erschien ein kleiner Polizeibeamter, der sich sofort durch Beschimpfen der Deutschen und durch Poltern unangenehm bemerkbar machte. Es fand eine Registrierung aller Anwesenden statt. Gegen Mittag wurden wir in einen Zug formiert und in grosser Hitze auf den Barackenplatz des ehemaligen Sportplatzes überführt. In den Baracken waren während des Krieges Gefangene untergebracht. Der lange Zug führte von der Kaserne und der Handelskammer vorüber. Vor der Handelskammer brach einem Nachbarn von mir, Herrn Professor W., ein Rad seines Gepäckwagens. Wegen der dadurch entstandenen Störung geriet ein begleitender Polizist des Zuges in derartige Erregung, beschimpfte den Professor und schlug schliesslich so heftig auf diesen ein, dass er das Gehör verlor.

Auf dem Barackenplatz mussten wir im Freien kampieren, und es wurden uns alle Ausweispapiere abgenommen. Dagegen erhielten wir entweder einen roten, gelben oder weissen Zettel; später erfuhren wir, dass die roten Zettelbesitzer noch am selben Tag abgeschoben werden, während die gelben und weissen Zettelbesitzer vorerst im Lager verblieben. Ich befand mich unter den roten Zettelbesitzern, und wir wurden anschliessend einer hochnotpeinlichen Untersuchung unterzogen. Ca. 10 Männer mussten einen Kreis bilden, darin befanden sich 4 tschechische Soldaten. Wir wurden aufgefordert, unsere Kopfbedeckung auf die Erde zu legen und in diese unseren gesamten Tascheninhalt hineinzugeben. Wie Geier stürzten sich die Soldaten auf alle Wertgegenstände und Geld. Mein Reisewecker, Armbanduhr, Füllfederhalter, Taschenmesser etc. verschwanden in den grossen Fliegerhosenaschen. Schliesslich wurden wir noch abgegriffen, ob wir nichts versteckt halten. Meine Geldtasche hatten die Räuber nicht bemerkt. Mancher Aussiedler verlor das letzte Geld. – Nachher mussten wir auf im Freien aufgestellten Tischen den Inhalt unserer Koffer und Rucksäcke ausleeren. Sogenannte Zollbeamte nahmen sich davon, was ihnen beliebte. Mir wurde das einzige mitgenommene Essbesteck, Wäsche, Aktentasche, Wetterkragen und andere Gegenstände einfach abgenommen. Den verbliebenen Rest der Sachen strich der famose Zollbeamte mit einer kräftigen Armbewegung vom Tisch auf die Erde, wo wir uns die Sachen zusammenlesen durften. Meine Habseligkeiten waren auf weit unter 30 kg zusammengeschrumpft.

Gegen 9 Uhr abends erfolgte der Abmarsch zur Bahn durch die ganze Stadt. Von beiden Seiten wurde dieser Jammerzug von Militär flankiert, die ihre Gewehre umgehängt hatten; jeder Soldat hatte einen Stecken oder anderen Schlaggegenstand in der Hand, wovon ganz grundlos Gebrauch gemacht wurde. Wie Schwerverbrecher wurden

unschuldige Menschen eskortiert. Am Wege zur Bahn brachen oft kranke oder gebrechliche Opfer zusammen, was bei der Begleitmannschaft wüste Schimpfereien und oft Schläge auslöste. Unvergesslich bleibt mir folgende Szene: Eine schwächliche Frau musste ihren etwas zurückgebliebenen Sohn auf der einen Seite führen und auf der anderen das Gepäck tragen. Gerade vor dem Adriakino brach die Frau zusammen. Das Militär beschimpfte die Bedauernswerte und schlug auf dieselbe noch ein, und aus den Fenstern des Adriakinost lachten tschechische Zuschauer zu diesem traurigen Ereignis. – Am Bahnhof wurden wir in schmutzige Kohlenwagen buchstäblich hineingepfercht. Als Lichtblick sei erwähnt, dass wir von Roten-Kreuz-Schwestern als einziges Essen des Tages ein Stück Brot erhielten.

Als es dunkel war, wurde der lange Zug auf dem vollständig verdunkelten Bahnhof auf ein rückwärtiges Geleise verschoben. Plötzlich war gellendes Geschrei zu hören. Bald erfuhren wir die Ursache. Russisches Militär und Tschechen hatten in der Finsternis katzenartig mehrere Waggons erklettert und wahllos Gepäckstücke gepackt und auf die Erde geworfen, um damit zu verschwinden. Eine arme Frau mit Kind verlor auf diese Weise noch ihr letztes Hab und Gut. Erst nach Mitternacht setzte sich der Zug gegen Grottau in Bewegung. Während der Fahrt dorthin fingen durch Funkenflug einige Gepäckstücke und Kleider Feuer. In der Dunkelheit mussten wir in Grottau den Zug verlassen, und wir wurden zu dem in der Nähe des Bahnhofes liegenden Gefangenen-Lager geführt. Der starke Wanzengeruch der Baracken schreckte viele ab, die Baracken zu betreten, und es wurde vorgezogen, die Nacht im Freien zu verbringen.

Zwei Tage mussten wir dort verbleiben, und wir wurden mit Kaffee, Suppe und Brot gepflegt. Den dritten Tag früh erhielten [wir den] Auftrag, uns zum Abmarsch bereit zu halten. Wir wurden nicht den direkten, ca. 4 km langen guten Weg von Grottau nach Zittau, sondern einen langen Umweg über staubige Wege von 7 Uhr früh bis 1 Uhr mittags geführt. – Als dieser Jammerzug Zittau erreichte, benutzte ich die mir bekannten Strassen, um mit meinem Wägelchen in eine Seitenstrasse abzubiegen und mich dadurch von dem Zuge unbemerkt zu lösen. Ich verblieb 2 Tage in Zittau und verschaffte mir beim Bürgermeisteramt eine Reisegenehmigung nach N. im Vogtland, um mich zu meinem dort ansässigen Bruder zu begeben.

Kurze Bemerkungen des Vfs. über das Schicksal der Sudetendeutschen beschliessen den Bericht.

Nr. 82

Erlebnisbericht des Ingenieurs Wilhelm Mann aus Deutsch Gabel.

Original, 22. Mai 1955, 4 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Austreibungen aus Deutsch Gabel (Mitte Juni) und mehreren Landgemeinden des Kreises (Ende Juli 1945); die Lage der Ausgetriebenen im sächsischen Grenzgebiet.

Einleitend berichtet der Vf. über Ereignisse nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen und erwähnt, dass er zu dieser Zeit in Deutsch Gabel beschäftigt war, aber bei seinen Schwiegereltern in Ringelshain wohnte.

Am Dienstag, den 24.7.45, abends gegen 21 Uhr wurde sowohl meinem Schwiegervater als auch mir der Ausweisungsbefehl einschliesslich Familien persönlich übergeben und von uns je 10 RM für noch nicht abgerechneten Bezug von elektrischem Strom kassiert. Laut dem in Fotokopie anliegenden, tschechisch geschriebenen Ausweisungsbefehl¹ hatten wir am 25.7. früh um 7 Uhr zum Verlassen des Landes bereit zu sein. (Da es dort heisst «dnes», also heute, hatte man scheinbar beabsichtigt, uns den Befehl erst am Tage der Ausweisung zeitig früh zuzustellen, wie es anderwärts auch praktiziert worden ist.) Als Gepäck waren pro Person 30 kg und Verpflegung für fünf Tage zulässig sowie die Mitnahme -allen deutschen Geldes. Haus- und Wohnungsschlüssel waren mit Hausnummern zu versehen und abzugeben. Das Gepäckgewicht konnten wir auch nicht annähernd ausnutzen, denn uns stand als Transportmittel für 6 Personen nur der alte Kinderwagen meiner 16jährigen Tochter zur Verfügung. Meine Schwiegermutter war damals 67 Jahre, mein Schwiegervater 73 Jahre alt, die Schwägerin und meine Frau schwächlich, so dass nur meine Tochter und ich für eine dauernde Traglast übrigblieben und wir kaum die Hälfte der uns bewilligten 180 kg mitnehmen konnten, infolgedessen auch keinerlei Betten. Vor dem Gemeindeamt wurde unser Gepäck auf Wertgegenstände, neue Sachen und Einlagebücher usw. überprüft, ich konnte mit Mühe eine wenig wertvolle Silberuhr als Nickel deklarieren und behalten, während meiner Tochter sämtliche Familienbilder und Fotografien abgenommen wurden, wahrscheinlich nicht wegen diesen, sondern weil sie sich in einer ansprechenden roten Tasche befanden, die ebenfalls weggenommen wurde.

Daraufhin konnten wir unsere wenige Habe, soweit Platz war, auf Leiterwagen von Ringelshainer Bauern verladen und besonders ältere Leute auf den Gepäckstücken Platz nehmen. Sonstige Sitzgelegenheiten gab es nicht. Wer keinen Platz fand, musste zu Fuss gehen, als der Marsch losging. Ausser aus der Gemeinde Ringelshain (mit Neusorge und Finkendorf-Schwarzpfütze) hatten sich dem Transport noch Ausgewiesene aus Johnsdorf und Deutsch Pankraz anschliessen müssen, zusammen schätzungsweise 500 bis 600 Personen. Der Weg führte auf der neuen Kreisstrasse über Schwarzpfütze und Pass nach Spittelgrund und dann nach Görsdorf an die Landesgrenze, wo unser Gepäck von den

¹ Der Ausweisungsbefehl ist in deutscher Übersetzung abgedruckt unter Anlage 30 zur Einleitenden Darstellung.

eskortierenden tschechischen Partisanen nochmals kontrolliert wurde und z.T. empfindliche Verluste an neuer Wäsche usw. eintraten. Uns wurde nichts mehr abgenommen, denn wir hatten nicht viel, und meine Schafstiefel trug ich unter der langen Hose. Während des Marsches hatten die Tschechen noch drei Personen aus dem Transport herausgeholt, und zwar Rudolf Sluke, Molkereileiter Ressel und einen in Ringelshain verheiratet gewesenen Wenden. Sie wurden, wie wir später erfuhren, eingesperrt und unter Anklage gestellt.

Der Marsch ging weiter über die Grenze nach Hartau und über Zittau und Nieder Oderwitz nach Ober Oderwitz, wo wir in der Turnhalle auf Stroh, das bereits mehr Häcksel war, übernachten konnten. Wir hatten ca. 30 km zurückgelegt, während des Marsches keinerlei Verpflegung bekommen und bekamen auch hier nichts. Die Gespanne kehrten in der Nacht nach Ringelshain zurück, und wir waren uns vollkommen selbst überlassen.

Glücklich waren jene, die in der näheren oder weiteren Umgebung Verwandte oder Bekannte hatten, wo sie auf wenigstens vorübergehende Aufnahme hoffen konnten. Sie hatten wenigstens ein Ziel, aber der weitaus grössere Teil und auch ich mit meiner und der schwiegerelterlichen Familie gehörten leider nicht dazu. Auf Anraten der Gemeindeorgane von Ober Oderwitz beschlossen wir Vogelfreien unter Leitung des früheren Bürgermeisters von Ringelshain, Raimund Hergesell, nach Mecklenburg zu fahren. Am 26.7.45 früh wurde uns ein Zug zur Verfügung gestellt, und wir bezahlten die Fahrt vorläufig bis Dresden. Jedoch bereits in Sohland/Spree nahm die Reise infolge einer gesprengten Eisenbahnbrücke ihr vorläufiges Ende, und wir konnten keine genaue Auskunft bekommen, von wo der Eisenbahnverkehr wieder aufgenommen wird. Erforderlich war jedenfalls ein langer Fussmarsch, zu dem niemand mit dem Gepäck grosse Lust hatte, und wir sassen am Strassenrand und überlegten. Die entkräftete Mutter konnte das kleinste Enkelkind des Bürgermeisters nicht mehr ernähren, die Flasche war leer und Milch nicht zu bekommen, so dass der Säugling nach kurzer Zeit gestorben ist. Mir wurde klar, dass man uns in Ober Oderwitz nur los sein wollte, da fast täglich neue Transporte eintrafen, aber auch, dass wir Hunderte Menschen hier nicht beisammenbleiben konnten.

Ich machte mich infolgedessen mit meiner und der schwiegerelterlichen Familie selbständig, entschlossen, unter allen Umständen irgendeine Arbeit zu finden, denn nur durch ein Arbeitsverhältnis wurde die Aufenthaltsgenehmigung erteilt und Lebensmittelkarten ausgegeben. Nach viertägiger, grösstenteils zu Fuss erfolgreicher Wanderung über Oppach und Löbau (wo man uns nicht haben wollte, da wir von sechs Personen nur zwei arbeitsfähig waren) kamen wir nach Herrnhut, wo Arbeitskräfte für eine Eisenbahnbrücke gesucht wurden. Sieben andere Bekannte hatten sich uns angeschlossen, so dass wir 13 Personen in Herrnhut einzogen, Unterkunft im Luftschutzkeller einer Fabrik fanden und uns mit Hilfe von Holzwole am Fussboden Schlafstellen zurecht machten. Bestimmt war diese «Unterkunft» eigentlich nur für Arbeitskräfte der Brückenbaustelle, aber auch die anderen blieben einfach. Wir waren glücklich, wieder eine Bleibe gefunden zu haben, denn die Tage vorher hatten wir in Oppach in einer Wirtschaft, in Löbau in der Notunterkunft Preusserschule, in Strahwalde in der Notunterkunft Turnhalle übernachtet, und der Proviant ging zu Ende, denn wir hatten noch nichts zu essen be-

kommen. In der Turnhalle Strahwalde starb einsam und verlassen am 28.7.45 die Mutter meines Schulfreundes Rosner aus Deutsch Gabel auf Maisstroh, die aus irgendeiner Ursache dortgeblieben war, denn die Austreibung hatte in Deutsch Gabel bereits früher eingesetzt, wie ich noch berichten werde. In Ober Oderwitz bezeichnete ein umgehängtes Plakat eine irrsinnig gewordene und gut gekleidete Frau als die Besitzerin einer Pension aus der Sommerfrische Hammer a. See, die auf unbekannte Weise dortgeblieben war.

In Herrnhut bekamen Franz Scholz aus Ringelshain und ich Arbeit als Zimmerleute (dass ich Ingenieur war, sagte ich gar nicht, denn Intelligenz war damals nicht gefragt), wir beide bekamen ganze Lebensmittelkarten (auf die es fast zum Verhungern war), unsere Familienangehörigen bekamen nur halbe, aber wir erhielten mit Familien die Aufenthaltsgenehmigung. Meine schwiegerelterliche Familie bekam wegen Arbeitsunfähigkeit infolge hohen Alters weder Lebensmittelkarten noch Aufenthaltsgenehmigung, sie blieben aber ohne diese bei uns, und wir teilten das Wenige, das wir auf Karten bekamen und das, was meine Frau mehr erbetteln als bei den Bauern kaufen konnte, mit ihnen. Am sechsten Tage nach der Ausweisung, am Montag, dem 30.7., arbeiteten mein Kamerad Scholz und ich den ersten Tag auf der Brückenbaustelle, wo auch eine Küche mittags Kartoffelsuppe kochte, und unsere Verhältnisse «konsolidierten» sich allmählich wieder, denn auch mein 73jähriger Schwiegervater fand durch einen glücklichen Zufall (die Erbauung eines Küchenherdes mit fast blossen Händen aus Ziegeln und Lehm) leichtere Arbeit in der Fabrik, wo wir im Schutzraum «wohnten». Er bekam damit auch die Aufenthaltsgenehmigung und auf Grund dieser auch Lebensmittelkarten für sich und seine Familie. Wir hatten viel Glück im Unglück gehabt, denn viele Leidensgenossen, die kein Handwerk erlernt hatten, zogen viele Wochen hungrig und betelnd durch die Gegend, bis auch sie endlich eine Bleibe fanden.

Nach einigen Bemerkungen über seinen weiteren Weg bis nach Westdeutschland berichtet der Vf. noch:

In Deutsch Gabel selbst wurde ca. ein Drittel der Bevölkerung überraschend bereits am Sonntag, den 17. 6. 45 ausgetrieben und unter erheblich schlechteren Bedingungen in Oberlichtenwalde über die Landesgrenze nach Sachsen deportiert und dort, wie wir, einfach sich selbst überlassen. Viele kamen heimlich wieder in ihre Wohnungen in Deutsch Gabel zurück und wurden, da sie keine Lebensmittelkarten mehr hatten und sich nicht zeigen durften, von Verwandten und Bekannten mehr schlecht als recht gepflegt. Später erlitten sie jedoch trotzdem unser aller Schicksal durch neuerliche Vertreibung oder Verschleppung in tschechische Gebiete.

Während der ganzen Zeit bis zur Legalisierung der Austreibung in Potsdam kursierten die unterschiedlichsten Gerüchte über amerikanisch-englischen Einspruch gegen die Zwangsausreibung¹. Viele Landsleute klammerten sich verzweifelt an diesen Strohhalme, und die Enttäuschung war dann umso grösser.

¹ s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 113 mit Anm. 5.

Nr. 83

Erlebnisbericht des Spinnereimeisters Hugo Nierig aus Böhmisches Leipa.

Original, 19. Februar 1947, 6 Seiten (Din A 5), hschr.

Austreibung von Deutschen aus Böhmisches Leipa im Juni 1945.

Am 8.6.45, abends 9.30 Uhr, kamen zwei tschechische Gendarmen in die Wohnung und forderten Schmuck und Waffen. Als wir ihnen versicherten, dass wir weder dies noch jenes hätten, durchsuchten sie alle Kasten, jedoch ohne Erfolg. Dann sagten sie uns, dass wir am nächsten Tag früh 9 Uhr beim Wasserwerk mit 30 kg Handgepäck und 100 RM pro Person gestellt sein müssen zum Abtransport ins Reich, mit der Bemerkung, dass meine Frau fünf Jahre auf der Post gearbeitet hätte. Bei uns ging es im Anfang ämterweise. Am 4.6. waren es die Lehrer, am 7.6. das Landratsamt und am 9.6. die Post. Welche Frau musste nicht arbeiten, zumal wir kinderlos sind. Ich dagegen hätte können zu Hause bleiben, da ich nicht Pg. und auch nicht bei der Wehrmacht war. Aber wer lässt die Frau allein ins Ungewisse schicken? Also ging ich mit.

Am 9.6. um 9 Uhr waren wir gegen 200 Personen am Stellplatz versammelt. Bei der ersten Verlesung waren wir die ersten, das Gepäck wurde geöffnet, doch wurde nicht darin gewühlt wie bei den anderen. Also dachten wir, das Glück ist mit uns, da sie uns nichts Wegnahmen. Doch es sollte anders kommen. Wir mussten uns auf eine Seite stellen, dann hiess es: Jede Person hat 10 RM zu geben fürs Licht. Es wurde gegeben. Dann hiess es: Jede Person muss noch 50 RM für die Fahrt [geben]. Als sich niemand rührte, schrien sie: Wenn in fünf Minuten das Geld nicht hier wäre, nähmen sie uns alles weg; also gaben wir wieder. Dann mussten die Frauen auf die andere Seite treten und wurden von dem tschechischen Militär, welches vorher die Gewehre scharf geladen hatte und in den Stiefeln die Knute, auf das Empörendste abgegriffen nach vielleicht verstecktem Schmuck. Ohringe, Uhren, Ringe wurden abgenommen. Dann kamen wir Männer an die Reihe. Uhren, Ketten, Zigarettentuis wurden gesammelt auf Nimmerwiedersehen. Es war Mittag geworden, als drei Autobusse und ein LKW mit Anhänger kamen. Wir wurden nochmals verlesen und kamen in den Bus, die Sachen auf den LKW. Diesmal waren wir die letzten, so dass unsere Sachen oben zu liegen kamen. In jeden Bus kamen fünf Mann Militär und einige auf den LKW, und fort ging es gegen die Grenze. Hinter Schluckenau hatten wir eine Panne, so dass wir 1½ Stunden stehenblieben. Wir hatten bemerkt, dass der LKW nicht mehr dabei war. Endlich kam auch dieser wieder an, und weiter ging es bis zum Endziel Sebnitz¹. Dort raus aus dem Bus, rauf auf den LKW. Der Schreck war gross, als ich meinen Koffer nicht mehr fand. So ging es mir und einigen anderen. Wir gingen zum Transportführer, um unseren Verlust zu melden. Zynisch gab er uns zur Antwort: Ihr müsst halt denken, Ihr seid ausgebombt; und wir sollten froh sein, dass wir so gut angekommen sind. Dabei zeigte er auf seine Knute im Stiefel. Waren wir halt wieder um vieles ärmer. Wir mussten nochmals antreten, und jede Familie

¹ Im Kreis Pirna, an der alten Reichsgrenze.

musste mit den letzten Sachen nochmals zur Kontrolle durchs Finanzamt. Dort mussten sich die Frauen hinter einem Vorhang splitternackt ausziehen, und was sie doppelt an hatten, wurde weggenommen, während ein Financer den Rest unserer letzten Habe nochmals durchsuchte. Es wurden mir noch weggenommen: eine Decke, das letzte Stück Seife, alle Arbeitskleider und einige kleine Sachen, so dass wir nur noch das hatten, was wir am Körper hatten. Nach ein paar Schritten waren wir über der Grenze. Somit waren wir unser Hab und Gut und unsere liebe Heimat los.

Wir durften über Nacht in Sebnitz auf deutscher Seite bleiben. Wir kamen in eine Schule, kriegten auch eine Suppe, mussten uns aber erst einen Löffel borgen, weil uns der Financer auch unsere Bestecke weggenommen hatte. In dieser Schule waren einige aus Haida, die lagen schon einige Tage dort; die konnten nicht weiter, weil diese Armen von den Tschechen schwer misshandelt worden waren. Ein Mann, 60 Jahre; hatte den Rücken wie eine Landkarte so bunt von den Schlägen. Ein 65jähriger hatte sämtliche Zehen gebrochen durch dauerndes Drauftreten mit den Stiefelabsätzen. Einer Frau in den Vierzigern waren die Fingernägel mit einem spitzen Holz gehoben worden, und beim Schreien wurde sie ins Gesicht geschlagen. Am 10.6. früh mussten wir von Sebnitz wieder fort und kamen am 11.6. früh 1 Uhr in Dresden/Reitz an, mussten in einem Lager-schuppen übernachten, alles überfüllt, die Kinder schrieten vor Hunger, die Russen holten sich die Frauen. Wir waren froh, als es grau wurde und [wir] das Lager verlassen konnten.

Wir haben uns einige Wochen bei meinem Schwager, der bei Dresden wohnhaft war, aufgehalten. Er hat mir einen Arbeitsanzug geschenkt, so dass ich wieder arbeiten konnte. Ende August mussten alle Zugewanderten Sachsen verlassen, und wir wurden von einer Stadt in die andere verwiesen, bis wir in Köthen (Anhalt) auf die Dörfer aufgeteilt wurden. Im März 1946 sind wir in die amerikanische Zone gereist, weil wir hier einige Bekannte haben.

Nr. 84

Erlebnisbericht des Gemeindeangestellten Josef Petrich aus Hainspach, Kreis Schluckenau.

Original, ohne Datum, 12 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Austreibungsaktion im Grenzort Hainspach; Einzelflucht und Rettung von Sachwerten über die nahe Grenze nach Sachsen.

Auf den ersten Seiten seines Berichts schildert der Vf, den Einmarsch der Roten Armee und die Errichtung der tschechischen Verwaltung.¹

Der Národní Výbor übersiedelte nun in die Villa des Dr. Putz, Notar, Hainspach Nr. 422. Mein Gehalt wurde auf 1'200 Kč herabgesetzt. Als nächste Vorgesetzte erhielt ich

¹ abgedruckt unter Nr. 16.

ein 17jähriges Mädchen, die früher bereits in einer Irrenanstalt untergebracht war, eine fanatische Deutschenhasserin, und es begann für mich ein dornenreicher Leidensweg. Oft drehte sie, wenn im Prager Sender wüste Hetzreden gehalten wurden, den Sender an und sagte: «Tak pane Petrich, poslouchajte!»¹ Nun kam langsam die tschechische Elite angertückt, hatten nichts als in ein Tuch eingebundene Habseligkeiten, gingen von Haus zu Haus und suchten sich eines aus, wo sie einziehen wollten. Da ich die erste Zeit noch die Strafverzeichnisse einholte, wurde es klar, dass es meist übel beleumdete, aus den Zuchthäusern entlassene Menschen waren, die oft 10 und mehr Vorstrafen, mitunter wegen recht schwerer Verbrechen, hatten², und diese liess man auf uns Deutsche los. Im Nachbarhause wohnte der Finanz-Wachinspektor Matejka. Er selbst war ein guter Kerl, aber seine Frau eine fanatische Bestie in Menschengestalt. Ihr einziger Wunsch war, das Schauspiel der Ausweisungen, die sie kaum erwarten konnte, zu erleben.

Am Morgen des 25. Juni 45, 6 Uhr früh, trommelten Soldaten der Svoboda-Truppen mit den Gewehren an die Haustür und riefen: «Alles um 8 Uhr mit Handgepäck 30 kg zur Ausweisung gestellt!» Wir packten unseren Handwagen, und als wir die Strasse hinunter zum Marktplatz fuhren, kam ein Schulfreund, der Bauer E. F., Hainspach, und sagte zu mir: «Siehste, Seff, off dan Wanl³ ho ich mei ganzes Bauergutt!» Der Fleischer Josef Michel gab uns grosse Würste und meinte: ‚Die frassn de Biehmschen‘ ne.» Auf der Staatsstrasse stand Handwagen an Handwagen, die Ausweisungslokale befanden sich im Hause des Hermann Hesse (Nr. 137) und vor dem Hause des Franz Reinisch (Nr. 309). Die Bewohnerschaft zeigte eine würdige Haltung, obwohl manchen das Herz brach. Die sensationslüsternen Tschechen kamen nicht auf ihre Rechnung und gingen arg enttäuscht heim. Als ich nachmittags 4 Uhr an der Reihe war und der Ausweisungsleiter brüllte: ‚Na transportu‘⁴, sprang der Vorsitzende des Národní Výbor auf und flüsterste einige unverständliche Worte, worauf mein Aufenthalt um 2 Monate verlängert wurde.

Das Gemeine bei der Ausweisung war, dass die Ausgewiesenen über Gross Schönau, Kaiserswalde, Schluckenau und Fugau gehen mussten, um den Tschechen ein Schauspiel zu bieten; denn der Weg von Hainspach zur Grenze beträgt nur 25 Minuten, während der eingeschlagene Weg ca. 3 Stunden dauerte. Was sich die Svoboda-Soldaten an Gemeinheiten bei den Durchsuchungen nach Schmuck leisteten, übersteigt alles Menschliche. Soldaten von 18–19 Jahren mit Gummihandschuhen betasteten und untersuchten die Frauen und nahmen Eingriffe vor wegen versteckter Brillanten und Schmuck. An der Fugauer Grenze wurden die Leute wie eine Viehherde über die Grenze getrieben, dabei brüllte der Gendarmeriewachtmeister: «Marsch, vorwärts, wer zurückkommt, wird erschossen!» Für die Landsleute der ersten Ausweisung folgte ein Martyrium, kaum beschreiblich. Die Grenzgemeinden durften niemanden länger als eine Nacht behalten, und

¹ «So, Herr Petrich, hören Sie zu!»

² vgl. hierzu auch Einleitende Darstellung, S. 89, Anm. 4.

³ Wagen.

⁴ Böhmischen (Tschechen).

⁵ «Zum Transport.»

acht Wochen lang erhielten diese keine Lebensmittelkarten, schliefen teils in den Wäldern und bettelten. Weil wir nahes Grenzgebiet sind, kamen viele wieder zurück und holten sich Lebensmittel, Betten, Schmuck und Kleider, doch war dies immer eine gefährliche Sache und nur Landsleuten möglich, die von Kind auf mit der Grenzgängerei vertraut waren. Viele Landsleute sind durch diese Strapazen zugrundegegangen.

Ab Juli begann, da die Verhältnisse durch den neuen Vorsitzenden des Národní Výbor, den Bruder des Karl Sipek (ich glaube, er hiess Josef oder Wenzel), immer drückender wurden, die Einzelflucht über die rettende Grenze, da bis Ende 1946/Mitte 1947 diese nicht so hermetisch abgesperrt war. Die schwierigsten Sachen wurden hinübergeschafft, wie Sofas, Küchenherde, Elektromotore, Kühe, Pferde und alles Mögliche. Ich möchte hier nur drei Beispiele erwähnen. Im nahen Röhrsdorf schaffte Siegfried Siegel seine gesamte Wohnungseinrichtung mit einem zweirädrigen Gummiwagen über die Grenze nach Steinigtwolmsdorf. Als dann die Finanzwache Lunte roch und die Wohnung öffnete, war nichts mehr da, als der Wandkalender hing verwaist an der Wand. Eines Morgens fuhr der Bauer J. F. mit seinem Trecker auf das Feld, was nicht auffällig war, da sein Besitz bis zur sächsischen Grenze reichte. Der Wagen war mit Möbelstücken, Geschirr usw. voll beladen. Als ihm die Luft rein schien, fuhr er weiter über die Grenze und holte abends noch die Pferde und Kühe.

Auch der Bauer F. H. machte es auf die gleiche Weise. Es war kein allzu grosses Risiko. Das schlimmste war nur das Ackerland bis zum Walde. Im Walde selbst drohte keine Gefahr mehr, denn die Tschechen waren viel zu feige, um in der Nacht den Wald zu durchstreifen. Diese Beispiele fanden rasch Nachahmung, und oft waren wir in der Nacht bei unserem Freunde P. H. bis zu 20 Ortskinder beisammen, darunter viele Frauen. Ich bin selbst öfter hinübergegangen und habe mir wertvolle Dokumente, alle Musikinstrumente, den Schmuck, etwas Bargeld und notwendige Gegenstände des täglichen Bedarfs sowie Lebensmittel für meine bereits ausgewiesene Schwiegertochter und ihre Kinder hinübergeschafft. Dabei hat mir ein tschechischer Finanzbeamter, ein guter Mensch und Deutschensfreund, mitgeholfen, indem er uns mitteilte, welche Strecken diese Nacht ohne Kontrolle sind.

Im Folgenden berichtet der Vf. über einige Ereignisse, die er z.T. nicht selbst erlebt hat, und über seine Ausweisung (August 1946) mit einem Transport, der nach Mecklenburg, in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands geleitet wurde. Abschliessend vermerkt der Vf. noch, dass in Hainspach 50 Familien verblieben sind¹, die um die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft ansuchten.

¹ Im Jahre 1939 wurden in Hainspach 2402 Einwohner gezählt.

Bericht des Fachlehrers Friedrich Theissig aus Bensen, Kreis Tetschen.

Original, ohne Datum, 3 Seiten, mschr.

Ein Austreibungstransport aus Bensen im Juni 1945.

Eingangs werden einige Vorgänge beim Einmarsch der Roten Armee geschildert.

Am 19. Juni mussten die Radioapparate abgeliefert werden. Eine lange Schlange von Menschen war vor dem Postamt angetreten. Die Leute mussten stundenlang warten, bis sie abgefertigt wurden. Gegen Abend verbreitete sich das Gerücht, dass wir am nächsten Tage ausgewiesen würden. Es hatte sich schon in den vorhergehenden Tagen herumgesprochen, dass in Warnsdorf, Rumburg, Böhm. Leipa Austreibungen von Deutschen stattgefunden hatten, doch nahmen wir an, dass es sich um Amtswalter der NSDAP oder sonst politisch belastete Personen gehandelt hätte. An eine Massenaustreibung dachte niemand.

Gegen 20 Uhr erfuhr ich, dass wir am nächsten Tage vertrieben würden und dass die entsprechende Verfügung am Rathause angeschlagen wäre. Neben dem Eingang zum Meldeamt hing die Kundmachung. Eine grosse Menschenmenge war dort versammelt und drängte sich um das Plakat. Ich atmete auf, als ich las, dass wir nach Deutschland kommen sollten und nicht nach Sibirien, wie ich befürchtet hatte. Ärzte, Apotheker, KZler, für die Fortführung der Wirtschaft notwendige Handwerker und Arbeiter waren von der Vertreibung ausgenommen. Per Person sollten 100 RM, ein zweiter Anzug, eine zweite Garnitur Wäsche, ein zweites Paar Schuhe und Lebensmittel für 10 Tage mitgenommen werden können. Das übrige Bargeld, Uhren, Schmuck, Gold- und Silbermünzen, Sparkassenbücher und die Wohnungsschlüssel sollten in einem mit Namen versehenen Säckchen der Ausweisungskommission übergeben werden.

Nun ging es ans Packen. An Schlaf haben wir in dieser Nacht nicht gedacht. Da wir keinen Handwagen besaßen, konnten wir nur das mitnehmen, was wir in der Hand oder auf dem Rücken tragen konnten. Dabei musste in erster Linie auf unsere Tochter mit ihrem 5 Monate alten Kinde Rücksicht genommen werden. Der Schwiegersohn war Assistent an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag, hatte einige Tage vor dem Zusammenbruch Frau und Kind zu uns gebracht und war wieder nach Prag zurückgekehrt. Von ihm waren wir seither ohne Nachricht. Meine Frau und meine Tochter waren beim Packen sehr aufgeregt, und die Auswahl fiel ihnen schwer. Da wurden die Koffer gepackt und wieder ausgepackt, vieles ausgeschieden und anderes gewählt. So war es Mitternacht geworden. Da drang eine tschechische Militärstreife, die das Licht bei uns bemerkt hatte, in unsere Wohnung. Es waren vier Mann, die sich über alle Räume verteilten und alle Schränke und Kästen durchwühlten. Was sie alles mitgehen hiesßen, weiss ich nicht, ist auch nebensächlich, weil wir es hätten ohnedies zurücklassen müssen. Ich sah nur, wie sie den Inhalt einer Geldkassette, die auf dem Tische stand und

über 2'000 RM enthielt, in ihre Taschen stopften. Das gleiche geschah mit einer Armbanduhr, die als Nachlass unseres im Kriege gefallenen Sohnes zurückgekommen war. Meine beiden Taschenuhren, eine silberne und eine goldene, war ich schon bei den früheren Plünderungen losgeworden. Ein Dolch, den unser Sohn als Hitlerjunge getragen hatte und der unter seinen Sachen gefunden wurde, wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden. Nach zwei Stunden zogen die Kerle endlich wieder ab.

Wir sassen nun im Finsternen. Da ertönte Feueralarm. In der Kirchgasse brannte das Haus des Herrn Böhm nieder. Er hatte sein Haus in Brand gesteckt und darauf seine Frau und sich selbst erschossen.

Am 20. Juni erhielten wir um 5 Uhr früh den schriftlichen Ausweisungsbescheid. Wir sollten um 6 Uhr bei der Kirche zum Abmarsch gestellt sein. Es dürften gegen 2'000 Personen gewesen sein, etwa die Hälfte der Bensener Bevölkerung¹, die damals die Gemeinde verlassen mussten, vor allem Parteimitglieder und solche, die im Verdacht standen, es zu sein, Hausbesitzer, Beamte und Lehrer, alte und zur Arbeit untaugliche Personen.

Beim letzten Haus an der Strasse gegen Habendorf sass an einem langen Tische die Austreibungskommission, bestehend aus Mitgliedern des Národní Výbor. Den Vorsitz führte ein russischer Kommissar. Bei der Kommission war auch ein Deutscher, ein Mitglied des Antifa-Ausschusses. Er schien sich in seiner Rolle nicht sehr wohl zu fühlen und drückte sich um den Tisch herum, als wollte er den Anschein eines Unbeteiligten erwecken. Hier mussten die Säckchen mit den Wertsachen und den Schlüsseln abgegeben werden (die Namen wurden in einer Liste angehakt), und von Soldaten wurde das Gepäck kontrolliert. Bei dieser Kontrolle wurden meiner Tochter in roher Weise die Ohrringe aus den Ohren gerissen. Wer durch die Kontrolle war, lagerte auf den Wiesen oberhalb des Ortes. In der Nähe waren überall Soldaten, die augenscheinlich die Aufgabe hatten, die Vertreibungskommission zu beschützen und als Begleitmannschaft für die Vertriebenen zu dienen.

Nach 13 Uhr war endlich die Kontrolle beendet, und die Vertriebenen wurden in mehreren Kolonnen in Marsch gesetzt. Es war ein sehr heisser Tag. Der Marsch ging über Habendorf, Hoch Dobern, Güntersdorf, Alt Ohlsch nach Windisch-Kamnitz. Die Orte waren wie ausgestorben, kein Mensch liess sich blicken, doch standen in Hoch Dobern und Güntersdorf vor den Häusern Eimer mit Trinkwasser und Krüge mit Milch für die Kinder. Die Begleitmannschaften verhielten sich korrekt. Es ist mir kein Fall bekannt, dass jemand misshandelt worden wäre. Auch waren für alte und gebrechliche Leute in Bensen zwei Fuhrwerke requiriert worden. In Windisch-Kamnitz nächtigten wir in einer ehemaligen Fabrik. Am anderen Morgen ging es weiter über Schemmel, Dittersbach, Hohenleipa zur Kirnischtschenke. In Dittersbach gab es einen längeren Aufenthalt. Hier wurde die Begleitmannschaft abgelöst. Die neue Eskorte steckte in den Uniformen des deutschen Afrikakorps. Meine Tochter war während der Rast in ein Haus getreten, um die Bewohner um etwas Wasser zu bitten, weil das Kind vor Hunger schrie und sie etwas Kindermehl zu einem Brei anrühren wollte. Ein Soldat hatte das bemerkt,

¹ Im Jahre 1939 zählte Bensen 4083 Einwohner.

kam in das Haus und schlug meine Tochter, die das Kind auf dem Arme trug, mit der Reitpeitsche.

Bei der Kirnischtschenke führte eine Brücke über den Grenzbach. Vor der Brücke war erneute Kontrolle. Vorher war verlautbart worden, dass jeder, der eine Uhr oder Schmuck versteckt hätte, erschossen würde. Da wußte noch manche Uhr, die glücklich durch die erste Kontrolle gekommen war, den Soldaten in die bereitgehaltenen Mützen geworfen, noch mehr aber flogen seitwärts in die Büsche. Nach der Kontrolle wurden wir über die Brücke entlassen und waren daheim im Reich, wie uns die Tschechen höhnisch nachriefen.

Da uns die Wege nicht bekannt waren, gerieten die meisten von uns auf einen steilen Waldweg, der uns am späten Abend nach Hinterhermsdorf führte. Andere kamen auf einem bequemeren Wege nach Schandau oder zum Lichtensteiner Wasserfall. Manche zogen in den nächsten Tagen einzeln oder in kleinen Trupps weiter. Auch ich gehörte dazu, in der Hoffnung, Arbeit zu finden und das Kind, das krank geworden war, wieder in geordnete Verhältnisse zu bringen. Die Mehrzahl meiner Landsleute blieb noch längere Zeit in der Nähe der Grenze in den Dörfern, um Lebensmittel bettelnd und auf die Möglichkeit einer Rückkehr in die geliebte Heimat hoffend. Heute sind meine damaligen Leidensgefährten über ganz Deutschland verstreut.

Nr. 86

Erlebnisbericht des Wenzel Metzner aus Leitmeritz.

Original, 1. Februar 1947, 3 Seiten, hschr.

Beraubung eines Ausgetriebenen-Transports durch die tschechische Begleitmannschaft.

Der Bericht beginnt mit einigen Bemerkungen über die Situation der Sudetendeutschen nach der Kapitulation Deutschlands.

Die Flüchtlingsstelle in Leitmeritz wurde mit der Abschiebung der Flüchtlinge betraut und war stets froh, wenn sie erfahren konnte, dass der Transport nur halbwegs leidlich, d.h. mit geringer Ausraubung über die Grenze gebracht war.

Am 17.7.1945 wurden 58 Deutsche von dieser Flüchtlingsstelle aus, selbstverständlich über Weisung der Polizei, um 7 Uhr früh am Bahnhof stellig gemacht. Bis 9 Uhr vormittags dauerte die polizeiliche Sach- und Leibesvisitation. Mitgenommen durfte werden; 25 kg Gepäck und 200 RM pro Person. Laut Anordnung der Militär-Behörde durften keine Wertsachen mitgenommen werden, mit Ausnahme der Eheringe. Dass diese polizeiliche Visitation nicht ohne Ohrfeigen gehen wird, davon waren ja alle über

zeugt. Gegen 10 Uhr vormittags wurden wir in einen ungereinigten Kohlenwagen verstaubt und blieben bis 3 Uhr nachmittags am Bahnhof im Sonnenbrand stehen. In Auscha¹ wurden wir an einen Ausgewiesenen-Transport von mindestens 1'000 Personen angehängt. Am Abend fuhren wir über Böhm. Leipa nach Rumburg, wo wir um die achte Stunde morgens ankamen. Hier blieben wir in praller Sonne bis Mittag stehen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr nach Schönlinde² zurück.

Auf halbem Wege zwischen Rumburg–Schönlinde blieb der Zug stehen, und nun erfolgte durch die tschechische Bewachungsmannschaft – tschechisches Militär unter Kommando von Offizieren – die Beraubung des Transportes. Mir wurde die Tabakdose und ein geschliffenes Fläschchen aus den Taschen gezogen und meiner Frau der Ehering aus der Hand gerissen. Durchgeführt wurde diese Beraubung von einem Begleitmann mit vorgehaltener Pistole, der einen Zwilchroch mit der Achselnummer 28 angezogen hatte. Während der Zeit dieser Beraubung sass ein Teil der Bewachungsmannschaften auf den Bordwänden des vor uns befindlichen Waggons und unmittelbar hinter uns, doch sich nicht sehen lassend, ein Offizier und ein Unteroffizier. Nachdem die Beraubung mitten im Wald stattfand, wurden zur Erhöhung des Effektes einige Schreckschüsse zum Besten gegeben. Ersichtlich war aber, dass diese Beraubung nur im Einvernehmen mit dem Bahnpersonal vor sich gehen konnte.

Der Zug fuhr dann über Schönlinde, Warnsdorf nach Mittelherwigsdorf³, wo wir auswaggoniert und der Strasse übergeben wurden. Fast der gesamte Transport kampierte am Bahnhofsgelände. Die tschechische Bewachungsmannschaft setzte auch hier ihr Beraubungshandwerk fort, und war ich selbst Zeuge, wie ein Herr Butschek aus Mähr. Ostrau erneut durchsucht wurde. Dieserhalb habe ich mich an den Bahnvorstand gewendet und glaube ich, dass es dieser war, der es ermöglichte, dass die tschechische Begleitmannschaft um 11 Uhr nachts nach Warnsdorf rückinstradiert⁴ wurde. Als diese Begleitmannschaft schon einwaggoniert am Bahnhofs stand, sammelten sich die Ausgewiesenen vor dem Waggon und verlangten das geraubte Gut zurück, speziell die Eheringe. Auch ich stellte diese Forderung, und nachdem mein Ersuchen überhaupt nicht beachtet wurde, so bemerkte ich, dass ich mich in dieser Angelegenheit an die tschechische Regierung wenden werde. Die Antwort des tschechischen Offiziers, die mir heute noch wie ein Hohn in den Ohren klingt, lautete: «Da wird sich die Regierung freuen und lachen.»

Abschliessend kommentiert der Vf. das Verhalten der tschechischen Begleitmannschaft.

¹ 15 km nordöstlich von Leitmeritz.

² 5 km südwestlich von Rumburg.

³ Kreis Zittau.

⁴ zurückbefördert.

Nr. 87

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. E. H. aus Teplitz-Schönau.

Original, 27. Februar 1953, 3 Seiten, mschr.

Fussmarsch ausgetriebener Deutscher aus Teplitz-Schönau ins sächsische Grenzgebiet. Die Situation im sächsischen Grenzgebiet.

Der Vf, berichtet zunächst über einige Begegnungen mit sowjetischen Soldaten.

In Teplitz-Schönau begann die Vertreibung (in der Art, wie sie auch uns traf) am 4. Juni 1945 im sogenannten Biliner-Viertel. Durch absichtlich verbreitete Gerüchte wusste niemand am Anfang, was eigentlich vor sich ging, da die einzelnen Trupps schwer bewacht waren, sich also niemand mit den Abgeführten unterhalten konnte. Es hiess u.a. auch, dass die Leute in ein Lager gebracht würden und dann wieder zurückkehren würden. Wir waren daher umso unvorbereiteter und ganz durcheinander, ' als schon am 6. Juni 1945, nachmittags um halb 3 Uhr, am Haustor 7 Mann, in der ihrem Auftreten entsprechenden Weise, den Eintritt erzwangen. Um gleich keinen Zweifel an ihrem Tun zu lassen, waren sie schon äusserlich als das zu erkennen, was sie wirklich waren. Meist tschechisch, aber auch deutsch brüllend, dabei dauernd ihre Peitschen schwingend, mit den Maschinenpistolen drohend, «besetzte» zuerst der Anführer (ein mit der Uniform der ehemaligen tschechischen Staatspolizei angetaner angeblicher Prager) meinen Schreibtisch, verlangte alles Geld, sämtlichen Schmuck und sonstige Wertgegenstände und gab uns, mit der Uhr in der Hand, 20 Minuten Zeit, unser «Gepäck» zu sammeln, um auf immer unsern Besitz zu verlassen. Ich hatte deshalb keine Möglichkeit, auch nur ein Personaldokument für mich und Familie mitnehmen zu können, denn der Anführer bedrohte jedes Näherkommen zum Schreibtisch. Seine Spiessgesellen (in der Uniform der deutschen Tropensoldaten) hatten sich gleichzeitig in die anderen Räume zur üblichen Ausplünderung verteilt und sich für eigenen Bedarf «Verschiedenes» zurecht gemacht.

Tatsächlich waren wir 30 Minuten nach Eindringen der Tschechen aus unserem Hause vertrieben mit dem, was wir am Leibe trugen, einem Kinderwagen mit dem Säugling und einem kleinen, defekten Kinderwagen, der etwas Essen, einige Wäschestücke, Schuhe und für jeden einen Mantel aufnahm.

In der Eichwalder Strasse stiessen wir zu dem Zuge der Vertriebenen aus der Jägerzeile, Alleegasse u.a. und kamen mit ihnen auf den Sportplatz «Alter Bramschplatz». Beim Eintritt wurden Name und Wohnung in eine Liste eingetragen, aber keinerlei Bestätigung über irgendetwas gegeben. Sofort wurde dann eine Leibesdurchsuchung in die verborgensten Gegenden gemacht (Männer und Frauen getrennt), wobei Bargeld bis auf 50 RM für jede Person und alles, was sonst noch in die Augen stach, genommen wurde (mir sogar Füllfeder und Nickeltaschenmesser und -kette), besonders die besser schei-

nenden Kleidungsstücke, so dass meine Schwestern nicht mal mehr ein Paar Strümpfe hatten. Wir hatten wirklich nicht mehr viel. Ich sehe auch hier absichtlich davon ab, die erniedrigende Art der Durchsuchung zu schildern, weil wir, wenn auch immer bedroht, wenigstens nicht geprügelt wurden wie so viele unserer Bekannten.

Um 6 Uhr nachmittags wurde unser «Trupp» (ungefähr 100 Personen) vom Säugling bis zu Greis und Greisin, als letzter an diesem Tage, streng bewacht vom Bramschplatz abgeführt. Zu Fuss ging es die Eichwalder Strasse über Zuckmantel, Eichwald bis zur Ausspanne auf der Höhe des Erzgebirges, wo wir um Mitternacht anlangten. Auf einer schmutzigen Wiese mussten wir warten, bis das tschechische Grenzkontrollamt zu amtieren begann. Dabei umschwärmten uns dauernd russische Soldaten, um sich weibliche Opfer zu suchen, ohne natürlich von der tschechischen Wachmannschaft daran gehindert zu werden. Um 6 Uhr früh des 7.6.1945 überschritten wir, da nichts mehr zu verzollen war, ungehindert die Grenze, verabschiedet von unseren Austreibern mit den höhnischen Worten: «So, jetzt seid Ihr heim im Reich.» In den zwei Stunden vor uns ausgewiesenen Trupp fuhr ein russischer Lastwagen mit Beutegut, verletzte einige Menschen schwer und tötete auch die Tochter des Bürgerschullehrers Thöhner; als wir in Sächs. Zinnwald¹ ankamen, hatten er und seine Frau den Freitod gesucht, den er fand. An dieser Grenze noch nahmen viele der Landsleute Abschied für immer, nicht nur von der Heimat.

Während des fast 20 km langen Marsches gab es nur einige Male kurze Rast ausserhalb der Ortschaften, so dass nicht mal die im Zuge befindlichen schwangeren Frauen an diesem heissen Tag einen Trank bekamen; nur einmal konnten drei Männer an die Kühe heran, die in grösseren Herden aus Sachsen gegen Prag getrieben wurden; freilich langte die Milch nicht weit, und die Kühe hatten Maul- und Klauenseuche.

War Sächs. Zinnwald schon überfüllt, als wir ankamen, so glich es bald einem Heerlager, da ja in Abständen immer neue Transporte nicht nur aus Teplitz-Schönau allein eintrafen. Ich sehe auch hier von einer Schilderung ab. Nur soviel: Es kümmerte sich niemand um jemand. Es gab keinerlei Lebensmittel; nur Gerüchte wieder, dass wir nach einiger Zeit wieder heimkämen, dass in Dippoldiswalde ein Lager für uns aufgetan würde. Tatsächlich wurden auch einige Leute [herausgeholt], die irgendwo dringend gebraucht wurden, die wieder zurückkehren mussten, wenn sie nicht vorher verschwanden. Als unsere Essvorräte nach drei Tagen verzehrt waren, und alle Gerüchte auch solche blieben, zogen wir gegen Dresden, wo das Durcheinander eben grossstädtisch war, aber wenigstens eine Bescheinigung mit russischem Vermerk ausgestellt wurde, die verschiedenes versprach, was nicht gehalten wurde und werden konnte. Von dort aus über Freiberg, Chemnitz, Olsnitz nach Hof wurden wir von Ort zu Ort gereicht, da wir für einen oder zwei Tage Verpflegung oder Karten bekamen, so dass das Betteln bald nichts Ehrenrühriges mehr hatte. Mit einigem Glück kamen wir Ende Juni in Hof an, da wir ja meist zu Fuss reisten.

¹ Kreis Zittau.

Nach zwei Tagen ging es in derselben Art über Weiden nach Regensburg, wo wir am 26. Juli 1945 anlangten. Hier erhielten wir «grosszügig» zwei Monate Aufenthaltsgewilligung, um in der Umgebung irgendwo Fuss fassen zu können.

Es folgen abschliessend kurze Angaben Über das weitere Schicksal des Berichterstatters.

Nr. 88

Bericht des kaufmänn. Angestellten Wilhelm Stöber aus Bilin.

Original, 16. Februar 1953, 4 Seiten, hschr.

Erlebnisse des Vf. während der Austreibungsaktionen Ende Mai und Mitte Juni 1945 in Bilin.

Eingangs erwähnt der Vf. Gewalttaten der sowjetischen Besatzungstruppe und erklärt, dass sich seiner Kenntnis nach die in Bilin ansässigen Tschechen korrekt verhielten, dass die Terrorisierung der deutschen Bevölkerung erst mit dem wachsenden Zustrom ortsfremder sogenannter Partisanen begann.

In den Morgenstunden des 28. oder 29. Mai 45 wurden plötzlich alle deutschen Bewohner, die sich daheim befanden, durch Beauftragte des Národní Výbor gezwungen, unter Bedeckung den Platz vor der Haltestelle aufzusuchen, wo vom Balkon der Wohnung des Rechtsanwalts Dr. Schär nach langem Warten eine Order des Präsidenten Dr. Benes des Inhalts verlesen wurde (die Übersetzung verlaubliche MU Dr. Fischer), dass sich die Versammelten sofort zu entscheiden haben:

- a) für eine sofort nach dem Mittag beginnende Abwanderung nach Deutschland unter Zusicherung der Mitnahme aller verfügbaren Barmittel oder
- b) für eine Überführung in ein KZ mit allen damit verbundenen Risiken, z.B. Trennung der Kinder von den Eltern usw.

Natürlich war die Bestürzung ungeheuer, da ja niemand so eine Eröffnung erwartet hatte, andererseits Männer ohne Frauen oder andere Angehörigen dort waren und den Menschen überhaupt keine Zeit und Möglichkeit zu einer Aussprache eingeräumt wurde. Ich z.B. war auch allein dort, da meine Frau nach dem Frühstück zu ihrer Mutter gegangen war. Ich entschied mich mit Bekannten wie Rechtsanwalt Dr. Holfeld, Amtsgerichtsrat Perner, Verw. Direktor Püschel, Dr. Fischer, Baumeister Tittel u.a. für das KZ. Wir wurden sofort von Bewaffneten umstellt und in die bisher von Ostarbeitern benützten, total verschmutzten Unterkunftsräume eskortiert, die sich in der Nähe des ehemaligen Anna Berta-Schachts befanden. Wir bekamen dort weder Speise noch Trank. Nachmittags sahen wir von dort den Zug der Menschen auf der Strasse in Richtung Dux ziehen,

die sich «freiwillig» nach Deutschland gemeldet hatten. Am Abend wurden dann diejenigen von uns, die ein Arbeitsverhältnis nachweisen konnten, freigelassen. Ich hatte zum Glück den neuen tschechischen Ausweis der «Uhelna spolecnost v Moste drive» (Sudetenl. Bergbau AG in Brüx) bei mir und konnte gemeinsam mit dem Berufskollegen Franz Tittel das KZ gegen 9 Uhr abends wieder verlassen. Die Mutter meiner verstorbenen Frau, Tierarztwitwe Sofie Rittig, hatte sich in ihrer Bestürzung mit ihrer Enkelin für das Verlassen Bilins entschieden, und schon in der ersten Nacht sah und hörte ich zwei tschechische Polizeioberleutnante die im ersten Stock befindliche Wohnung der Frau Rittig (Prokogigasse 206) betreten, um sich in den Besitz der dort vermuteten Schmucksachen zu setzen. Von meinem Korridor im Parterre hörte ich einigemal die Worte: «Zlato, zlato, jen zlato.»¹ Mit Ausnahme wiederholter Festnahmen und Verhöre auf den Bahnhöfen von Brüx, Obernitz und Preschen ereignete sich während der kommenden 14 Tage nichts Bemerkenswertes. Überall herrschte eine schwüle Atmosphäre, bei der Hauptverwaltung traf ständig neues Personal ein, die Deutschen wurden immer weniger. Am 15. Juni 45 wurde ich vor der Biliner Haltestelle, wo ich sonst den 6 Uhr-Frühzug nach Obernitz-Brüx bestieg, von tschechischen Soldaten angehalten und nach Überprüfung der Personalien mit dem Auftrag heimgeschickt, so lange daheimzubleiben, bis eine Kommission, die nach noch nicht abgereisten Altreichern forschen wollte, meine Wohnung aufgesucht hätte². Um 9 Uhr herum betraten unter Führung eines tschechischen Zivilisten ca. 10–12 bewaffnete Tschechen meine Wohnung, verlangten sofort alle Wertgegenstände, Geld, Einlagebücher, Lebensmittelkarten, bedeuteten, dass wir binnen ¼ Stunde die Wohnung zu verlassen hätten und mitnehmen könnten, was wir ertragen. Indessen war draussen ein ganz neuer Kastenwagen vorgefahren, und es wurde sofort mit dem Ausräumen der Schränke begonnen. Wäsche, Schuhe, Kleider, Photoapparate, Uhren usw. Dann wurden Rexgläser geöffnet mit Fleisch und Früchten, vom Wein und Kognak musste ich jeweils kosten. Mit dem, was wir gerade auf dem Leibe hatten und in zwei Handkoffern in der kurzen Zeit verstauen konnten, traten wir vorläufig den Marsch in die Motaistraße an, wo sich nacheinander ein Zug von ca. 800 Personen formierte. – Von dem Bargeld (ca. 1'400 RM) beliess man uns nichts; mit dem Betrag von 43,50 RM, den ich im Geldtäschchen bei mir hatte, verliessen wir die Heimat. Irgendeinen Beleg über das Geld oder andere Dinge erhielten wir nicht.

Es folgt eine Übersicht über die abgenommenen Wertpapiere.

Der Zug setzte sich gegen Mittag in Bewegung. In einer grossen Baracke bei Briesen wurden die Namen der Ausgewiesenen in ein Verzeichnis aufgenommen. Dann ging es in der Mittagshitze ohne Aufenthalt über Preschen, Lang Ugest, an Dux vorbei nach Osseg und bis gegen Langewiese, wo wir in einem Kleefeld, von in einem fort schiessenden Wachen dicht umstellt, die Nacht verbrachten. Die Nacht war schrecklich. Kindergeschrei, hysterisches Weinen der für die «Belustigungen» der begleitenden Tschechen ausgesuchten jungen Frauen und Mädchen sorgten, dass man überhaupt nicht zur

¹ «Gold, Gold, nur Gold.»

² Zu der im Folgenden geschilderten Austreibungsaktion vgl. auch Bericht Nr. 89.

Ruhe kam. Um 4 Uhr früh ging es über Fleyh weiter zur Grenze. Dort wurden wir noch einmal von den wenigen, dringendst benötigten Sachen «befreit», die wir unter Aufbietung der letzten Kräfte über das steile Erzgebirge heraufgeschleppt hatten. Unter Androhung von schweren Strafen wurde noch einmal alles halbwegs Wertvolle wie Füllfedern, Ohrringe usw. abgefordert und z.B. letztere gewaltsam entfernt. Besonders verabscheuungswürdig empfand ich, dass man schwächere und ältere Leute am Fusse des Gebirges mit einer menschenfreundlichen Geste aufforderte, ihre Koffer auf Wagen zu verladen, die niemals angekommen sind. Von den durch diese gemeine Handlungsweise zahlreich Betroffenen waren mir persönlich bekannt: Kaufmann Herm. Stöhr, Oberlehrerin i. R. Melanie Landa, Lehrerin i. R. Rosa Helfert und Landgerichtsratswitwe Kamml. Ungefähr 14 Tage später waren mein 81jähriger Vater und meine 79jährige Mutter unter diesen Betrogenen. In den Nachmittagsstunden des 16. Juni 45 wurden wir, nachdem wir noch je ein Dutzend neue Hand- und Taschentücher, eine neue Wollweste, drei Paar neue Lederhandschuhe, einige Stück Toiletten- bzw. Rasierseife, ein Glas eingerextes¹ Fleisch und einen neuen Damenschirm «Knirps» zurücklassen mussten, in Richtung Bienenmühle² über die Grenze gejagt.

Wie schon erwähnt, bekamen wir weder einen Ausweis, noch eine Empfangsbestätigung ausgefolgt. Wir bekamen keine Verpflegung, dagegen wurde sogar den Leuten in Langewiese und Fleyh, die uns Erschöpften Wasser reichten oder wollten, die Gefässe aus der Hand geschlagen.

Nr. 89

Erlebnisbericht des Dienststellenleiters beim Landratsamt Anton Watzke aus Bilin.
Original, 1. Februar 1953, 4 Seiten, macht. Teilabdruck.

Vorgänge während der Austreibung von Deutschen aus Bilin Mitte Juni 1945.

Einleitend beschreibt der Vf. die allgemeinen Verhältnisse nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen.

Es war am 15.6.1945 um 6 Uhr morgens, als schwerbewaffnete tschechische Soldateska die Teplitzerstrasse abspernte, je ein Haus nach dem anderen umstellte und die deutschen Bewohner gewaltsam herausholte. Schon klopfte es mit derben Schlägen auch an meiner Hoftür, und ich ging, um zu öffnen. Ungefähr 10 bis an die Zähne bewaffnete tschechische Soldaten der sog. Svoboda-Armee drängten sich herein und forderten uns auf, das Haus binnen fünf Minuten zu verlassen. Mit einer Uhr in der Hand

¹ eingemachtes.

² Rechenberg-Bienenmühle, Kr. Dippoldiswalde.

kontrollierte ein tschechischer Offizier die Zeit. Zu allem Unglück war meine Frau kränzlich und bettlägerig. Wir konnten uns deshalb während dieser kurzen Frist nur notdürftig ankleiden, und schon gab dieser Offizier Befehl, uns hinauszudrängen, da statt der fünf, Minuten bereits deren sieben vergangen waren. Auf meine Bitte, doch noch eine Kopfbedeckung für meine Frau holen zu dürfen, verweigerte er dies mit der Bemerkung, die Tschechen kämen uns ohnedies viel humaner und menschlicher entgegen, als das Verhalten der Deutschen im Krieg war. Vorher schon wurden uns alle Wertgegenstände, auch solche geringfügiger Art, einschliesslich Sparkassenbücher, abgenommen, und an Bargeld konnten wir pro Person nur 50 RM behalten.

Also ergriffen wir rasch drei kleine Handkoffer, in die wir etwas Wäsche und Kleidung gestopft hatten, und begaben uns, von Tschechen eskortiert, in das unweit gelegene Gaudneks Gasthaus. In dem genannten Gasthaus fanden wir schon Leidensgenossen der Teplitzerstrasse vor. Es waren dies Frau Gaudnek selbst, ferner der Bauer Weigelt, Frau Schürer, Herr Ferdinand Schwarz und seine Tochter Mimi und Frau Perl. Alle diese Personen wohnten in meiner unmittelbaren Nähe. Ein tschechischer Korporal, der an einem Tisch neben dem Türeingang sass, notierte unsere Namen und machte laufend darauf aufmerksam, dass jeder nur 50 RM bei sich haben dürfe und alles übrige Geld samt allen Wertsachen und Wertpapieren abzugeben sei. Jeder, der zuwiderhandele, werde auf der Stelle erschossen. In seiner Verzweiflung glaubte manch einer, doch etwas mehr Geld, am Leibe oder sonstwo gut verborgen, durchbringen zu können. Fast alle mussten diesen Versuch schwer büssen. Eben brachte man die Eheleute Zilcher mit ihren beiden Kindern herein, und wieder die Drohung, Tod durch Erschiessen, wenn mehr als 50 RM behalten werden. Zilcher wollte dieser Gefahr trotzen und hatte das Unglück, dass man bei der Leibesdurchsuchung verstecktes Geld fand. Sofort schlug ein wüst aussehender Tscheche mit einem Gummiknüppel auf Zilcher ein, bis er zu Boden fiel, und der Korporal rief überdies, erschiess ihn! Der Tscheche trat zufück und hob sein Gewehr. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Die Kinder schrieten, Frau Zilcher sank mit aufgehobenen Händen in die Knie, und im gleichen Augenblick fiel Frl. Schwarz ohnmächtig vom Stuhl. Unerwartet gebot der Korporal dem tschechischen Soldaten Einhalt, und ein Wunder, dass bei dieser disziplinlosen Horde der Soldat Folge leistete. Denn ich sah viele Tschechen im Hintergrund des Gastlokales betrunken umhertaumeln, und wie leicht hätte man uns mit dem dort aufgestellten Maschinengewehr niedermähen können. Wieder wurde ein Opfer hereingestossen, es war diesmal Herr Alois Scharf, bekannt als Borschenonkel. Er blutete stark aus einer Kopfwunde und musste sich vor Schmerz stöhnend gleich allen andern mit auf gehobenen Händen der Wand zugekehrt aufstellen. U.a. konnte ich bemerken, dass auch Frau Loh, Hausbesitzerin in der Teplitzerstrasse, hereingeführt wurde. – Alle übrigen Bewohner dieser Strasse sind bereits 14 Tage bis drei Wochen früher vertrieben worden¹. Auch kann ich mich auf die Namen der damals noch Anwesenden nicht mehr erinnern. – Endlich, so um 10 Uhr vormittags, hiess es: Fertigmachen zum Abmarsch. Wir konnten zu unserer Erleichterung unsere

¹ s. den Anfang von Bericht Nr. 88.

Koffer auf den Handwagen unseres Nachbarn, H. Schwarz, aufladen, und der Elendszug setzte sich in Bewegung. Das Herz schien uns zu stocken, als wir auf dem Marktplatz ankamen und sehen mussten, dass dieser schon zur Hälfte mit deutschen Menschen gefüllt war, die ebenso von Haus, Hof und Heimat vertrieben wurden gleich uns. Und tatsächlich, sie schlossen sich uns an, und der Zug von Männern, Frauen und Kindern, die man als Bettler aus der Heimat trieb, wurde grösser und grösser.

Der Marsch ging durch die Bahnhofstrasse nach der Ortschaft Briesen. Auf der Brückenmauer bei der St. Emmeranzeche lümmelten einige Tschechen, uns mit hämischen und schadenfrohen Blicken mustern. Spöttische Zurufe, wie: Wir wollen heim ins Reich!, sandten sie uns nach. In Briesen angekommen, wurden wir in Baracken gepfercht, in denen während des Krieges ausländische Arbeiter untergebracht waren. Diese Baracken konnten die Masse der Menschen kaum fassen, und unsere Stimmung wurde immer gespannter. Denn warum presste man uns bei dieser Hitze in die viel zu kleinen Räume, die doch ohnedies ringsherum durch Stacheldraht gesichert waren? Wir atmeten auf, als es endlich wieder hiess; Alles antreten zum Weitermarsch.

Nun begann ein wahrer Dauerlauf, denn wir sollten noch am selben Tag Langewiese erreichen, daselbst übernachten und am nächsten Tag über die Grenze getrieben werden. Es war eine drückende Hitze und nur einmal während dieses Gewaltmarsches wurde gerastet. An dieser Stelle muss ich bemerken, dass von den Tschechen an uns Deutsche keine Verpflegung ausgegeben wurde; im Gegenteil, als wir aus unseren Wohnungen getrieben wurden, durchsuchten die Tschechen alle Räume gründlichst nach Lebensmitteln, und alles, was sie fanden, schafften sie sofort weg. Auch mein damals löjähriger Sohn musste ihnen dabei behilflich sein. Es konnte somit nicht ausbleiben, dass sich bei vielen Hunger und Durst einstellten und sie sich nur mühselig dahinschleppten. Immerhin hatte der Transport, dem ich angehörte, das Glück, von Tschechen aus Bilin, mit denen wir jahrzehntelang in leidlich gutem Einvernehmen lebten, eskortiert zu werden. Uns blieb deshalb vieles erspart. Wir konnten einmal rasten; mancher Tscheche half Zurückbleibenden den Handwagen schieben oder Lasten tragen; nur vereinzelt trieb man bei unserem Transport jene, deren Kräfte nachliessen, durch Schläge mit der Hundepeitsche oder mit Kolbenstossen an. Auch blieb uns während des Übernachtens in Langewiese erspart, dass man vorerst die Männer, ohne Ausnahme, herausholte, sie brutal misshandelte, und sodann junge Mädchen und Frauen als Freiwild missbrauchte¹. Viel mehr noch hatten die Transporte auszustehen, die von Angehörigen der sogenannten Svoboda-Armee eskortiert wurden. Ältere Personen, die vor Schwäche nicht mehr Schritt halten konnten, wurden einfach erschossen und in den Strassengraben gestossen. Ich sah während des Marsches zum Erzgebirgskamm auf der linken Strassenseite drei dieser Bedauernswerten liegen. Einer davon röchelte noch und wand sich im Todeskampf. Die Namen: ein gewisser Svoboda und Herr Fiebach mit Tochter. Zeugen: ich, meine Frau und Tochter, die Schwestern Prötschendorfer, und zwar Rosa und Ida, und

¹ s. hierzu die Schilderung in Bericht Nr. 88.

deren Mutter, die in der Schützengasse wohnhaft waren, und weiters Frau Ullrich, Frau Walenta, alle jene, die mit im Gaudneks Gastlokal waren und schliesslich alle die Hunderte und Tausende, die mit im Transport waren. In Erinnerung gebracht, würden alle diese gern bereit sein, die von mir geschilderten Einzelheiten, und vieles, vieles andere, was ich nicht sah und sehen konnte, zu bestätigen. – Nach vielen Stunden dieses Dauerlaufes hatten wir spät am Abend Langewiese erreicht und übernachteten daselbst in einem Schulbaus.

Kurz nach Morgengrauen am nächsten Tag ging es bis zum tschechischen Zollhaus oder Grenzschutzgebäude. Dort wurde Halt gemacht, und nun wurde jeder Einzelne in diesem Gebäude aufs Genaueste untersucht, und was den Tschechen gefiel, das wurde einfach von ihnen genommen. Diese Untersuchungen dauerten bis zum späten Nachmittag, und für uns alle war es besonders schrecklich, vernehmen zu müssen, dass jede Person nur 20 RM mit über die Grenze nehmen dürfe. Wer mehr Geld bei sich hat und dies gefunden wird, wird erschossen! Während des Wartens konnte ich beobachten, wie tschechische Soldaten uns mit schussfertigen Gewehren ständig umkreisten, Habgier in ihren Augen, und immer wieder uns drohend aufforderten, doch ja alles Geld und besonders Wert- und Schmucksachen abzuliefern. Schliesslich wurden aus diesen Drohungen regelrechte Betteleien, dann nämlich, als viele von uns Geld zerrissen oder Ringe, Uhren u.a. in das hohe Waldgestrüpp warfen und die Tschechen es zu ihrem Leidwesen nicht finden konnten. In diese Wartezeit hinein kam ein Lastauto aus Bilin angerollt, und ihm entstiegen zahlreiche Männer und Frauen. Als erste, die das Auto verliessen, sah ich den Erzdechant Billich und Pfarrer Rust aus Ugest. Beide hatten auffallend rot und blau geschwollene Gesichter. Also mussten sie schrecklich misshandelt worden sein.

Endlich hatte auch meine Familie die Leibesuntersuchung hinter sich, und wir überschritten die Grenze. Jetzt und im Laufe der nächsten Zeit erfuhr ich so vieles an Grauenhaften, dessen Urheber Tschechen und Russen waren, dass ich aufatmend sagen konnte, ich hatte wirklich Glück und konnte dieser Hölle rasch enttrinnen.

Anschliessend erläutert der Vf. an einigen Beispielen seine bald gewonnene Überzeugung, dass es im Hinblick auf die später noch verschärften Gepäckkontrollen und -beschränkungen und die furchtbaren Drangsale, die alle diejenigen noch zu erleiden hatten, die vorerst nicht ausgetrieben wurden und darin zunächst eine besondere Gunst des Schicksals sahen, geradezu als Glück zu bezeichnen ist, wenn man schon im Mai/Juni 1945, sei es aus eigenem Entschluss oder durch die beginnende Zwangsausstreibung, das Land verlassen hatte und so dem wachsenden Terror gegen die Deutschen im Sudetenland entronnen war.

Erlebnisbericht des Facharbeiters Adalbert Ehm aus Komotau.

Original, ohne Datum, 4 Seiten, beehr.

Die Austreibung der männlichen Bevölkerung von Komotau am 9. Juni 1945; Ermordung mehrerer Männer auf dem Sammelplatz und während des Fussmarsches zur sächsischen Grenze; Weigerung der sowjetischen Grenzwache, die Ausgetriebenen zu übernehmen; ihre Überführung in ein Internierungs- und Arbeitslager bei Malthuern.

Am 9. Juni 1945 wurden in Komotau früh 6 Uhr Plakate mit grosser roter Schrift angeschlagen, dass sich sämtliche männlichen Einwohner von 13 bis 65 Jahren auf den ehemaligen Jahnsplatz melden müssen; mitzubringen war eine Garnitur Leibwäsche und für drei Tage Verpflegung. Auf Nichtbefolgung der Anordnung stand die Todesstrafe. Es wurden so ca. 8'000 Personen zusammengetrieben. Auch Kranke hat man von dieser Aktion nicht ausgenommen. Haupt-Akteur dieser Massnahme war ein Stabskapitän Prasil. Kurz nach dem 9. Juni wurde er zum Major befördert, sein Name stand mit auf der Kundmachung. Am Platz mussten sich alle in Reih und Glied aufstellen und wurde durch Lautsprecher bekanntgegeben, dass jene, welche bei der Waffen-SS gedient haben, austreten sollen. Nachdem sich niemand meldete, mussten alle Anwesenden, auch die 13- und 65jährigen, den Oberkörper entblößen und die Arme emporstrecken. Da hat man 15 Mann herausgefunden, darunter war aber auch ein schwer Körperbeschädigter (Bein und Arm amputiert), der gar nicht bei der Waffen-SS gedient hat, sondern bei der Luftwaffe. Über jeden einzelnen von den Ausgesuchten machte sich gleich eine Meute von tschechischen Zivilisten und Soldaten und schlug solange auf ihn ein, bis er blutüberströmt zusammenbrach. Wurde er bewusstlos, so wurde sein mit Wunden über und über bedeckter Körper mit einem Eimer Salzwasser begossen, welches ein Küchenangestellter aus der Jahnturnhalle zutrug. Alle 15 Mann waren vollkommen nackt, die Kleider hat man ihnen vom Körper heruntergerissen; furchtbar hallten die Todesschreie der Gequälten. Das alles mussten wir Anwesenden mit ansehen und anhören¹. Dann mussten wir uns in Fünferreihen in Marschformation aufstellen, und durch Lautsprecher wurde bekannt gegeben, wer sich ohne Erlaubnis aus der Marschreihe entfernt, wird erschossen.

Bei der Aufstellung vormittags am Platz mussten alle weisse Armbinden tragen. In meiner Nähe standen mehrere deutsche Kommunisten, die hatten von dem KP&Sekretariat Legitimationen erhalten, womit sie berechtigt waren, rote Armbinden zu tragen. Zu diesen Männern kam Stabskapitän Prasil und schlug auf sie ein, riss ihnen die rote Armbinde herunter und forderte Nebenstehende mit weissen Armbinden auf, dass sie die Kommunisten mitschlugen, und wer sich weigerte oder nicht fest genug zuschlug, der wurde selbst von Prasil und seinen Trabanten geschlagen. Schwer misshandelt, mit

¹ Im Erlebnisbericht des Eduard Kraus (abgedruckt unter Nr. 55), der diese Vorgänge ebenfalls schildert, wird die Zahl der Ermordeten mit 14 angegeben.

dem Fuss gestossen wurde unter anderem auch der deutsche Kommunist J. P., Mechaniker, damals wohnhaft Komotau, Schieferhof. Auch mussten wir uns einer Kontrolle und Leibesvisitation unterziehen. Von den Lebensmitteln, die wir mithatten, liessen sie uns nur das Brot. Butter, Fett, Wurst, Käse, Ölsardinen usw. wurden uns weggenommen. Unter uns befanden sich auch deutsche Soldaten, welche aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft kamen und einen Entlassungsschein hatten. Nicht einmal diese hat man freigelassen, trotzdem sie nur auf der Durchreise durch Komotau waren. Sogar war mir einer bekannt, der 2½ Jahre im Reich im Konzentrationslager in Haft war, sein Name war Merker. Auch ihn liess man nicht frei. Auch Parteigenossen, die 1938 Mitglied der deutschen Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei der CSR waren und in den kritischen Septembertagen 1938 mit dem tschechischen Militär mit der Waffe Dienst machten und bereit waren, ihr Leben für die ÖSR einzusetzen, nachher von dem Nationalsozialismus längere Zeit in Haft gehalten wurden, wurde kein Pardon gegeben. Ich will nur einen namentlich anführen: F. M., war Bäcker in der Konsumbäckerei in Komotau.

Nachmittags um ca. 2 Uhr marschierten wir dann ab, an den nackten Leichen der Erschlagenen vorbei, wo man uns noch in cechischer Sprache höhnisch zurief, hier habt ihr eure Kollegen von der SS. Da man auch Kranke aus den Wohnungen, ja selbst aus den Betten getrieben hatte, so sind wir noch keine Viertelstunde marschiert, als Kranke nicht mehr weiterkonnten. Sie wurden geschlagen, und konnten sie dann trotzdem nicht weiter, wurden sie erschossen. Der erste Tote war noch im Komotauer Stadtgebiet am Weinberg, ein Arbeiter der Mannesmannröhrenwerke, namens Weiss aus Komotau II. Zwischen Udwitz und Görkau sah ich im Vorbeimarsch (ich war so annähernd in der Mitte des Zuges) unseren Genossen Julius Kunz, Werkmeister in den Mannesmannwerken (er war gerade z. Zt. im Krankenstand) im Strassengraben liegen. Auch er konnte nicht mehr weitermarschieren. Er wurde von der cechischen Begleitmannschaft geschlagen und erschossen. Der Marsch ging dann über Görkau, Rothenhaus, Türmaul, Kunnersdorf, Eisenberg über den Erzgebirgskamm nach Gebirgsneudorf bzw. Deutsch Neudorf.

Wie wir durch Görkau und andere Ortschaften marschierten, eröffneten die uns begleitenden cechischen Soldaten eine wilde Schiesserei gegen die Häuser. Kein Einwohner durfte sich an einem Fenster blickenlassen, sonst musste er es mit dem Tode bezahlen. Unterwegs sollen nach Schätzungen von denen am Ende des Zuges Marschierenden über 70 Mann in qualvoller Weise ihr Leben gelassen haben. Begraben mussten sie – auf der Stelle, wo sie lagen – von deutschen Einwohnern aus den nächsten Ortschaften werden. Auf den Serpentinaen, welche eine starke Steigung aufweisen, zum Eisenberger Schlossberg musste der grösste Teil Laufschrift machen; da wurde mit Gewehrkolben, Maschinenpistolen und Ochsenzientern dreingeschlagen¹.

¹ Diese Angaben werden u.a. durch den Bericht eines Einwohners der Gemeinde Bartelsdorf, durch die ein Teil der Marschkolonnen zog, ergänzt und bestätigt. Darin heisst es: «Eines Tages, es war am 9.6.1945, war auf der Dorfstrasse eine Schiesserei. Alles musste in die Häuser flüchten und

Als abends die Spitze des Zuges in Deutsch Neudorf, also auf Reichsdeutschem Boden, anlangte, verweigerten die Russen die Aufnahme und haben den weiteren Grenzübertritt verboten.

Die erste Nacht mussten wir, in Fünferreihen bleibend, sitzend auf der Strasse übernachten. Nachdem die Verhandlungen der cechischen Offiziere mit den russischen Offizieren, uns über die Grenze abzuschieben, ergebnislos verliefen, marschierten wir am Dienstag, den 12. Juni, um 1 Uhr nach Maltheuern bei Brüx ab. Dort wurden wir in dem Gefangenenlager untergebracht, in der Nähe der grossen Treibstoffwerke für synthetisches Benzin. Sie hiessen dann Stalin-Werke. Bei unserer Ankunft wurden wir noch ausgeplündert, gute Schuhe musste man ausziehen, auch Dechen und Mäntel wurden weggenommen¹. Im Lager selbst war ich nur bis 14. Juni, da ich durch die Mannesmannröhrenwerke angefordert und befreit wurde.

die Fenster schliessen. Wo ein Fenster offenstand, wurde hineingeschossen. Wir beobachteten hinter den Gardinen, dass Tschechen ungefähr 1'500-2'000 deutsche Männer im Alter von 13 Jahren bis ins hohe Greisenalter im Laufschrift durch das Dorf in der Richtung zur Grenze trieben. Wer infolge körperlicher Gebrechen oder Müdigkeit nicht mehr mitkonnte und zusammenbrach, wurde erbarmungslos erschossen. Ich selbst musste zwei Erschossene in einem Deckungsloch hinter dem Bahnhof einscharren.

Diesen Zug gequälter Menschen nannten die Deutschen allgemein den Todesmarsch von Komotau zur Grenze. Es sollen auf diesem Marsch ca. 60 Männer ihr Leben eingebüsst haben.» – Genauere Ermittlungen über die Zahl der Todesopfer dieses Marsches sind nicht möglich. Die Schätzungen in den Berichten der Dokumentensammlung liegen zwischen 60 und 75 Personen.

¹ Einem Teil der aus Komotau ausgetriebenen Männer war es gelungen, während der Märsche und dem Aufenthalt an der Grenze zu entfliehen und zu ihren Familien zurückzukehren. Mit den übrigen über 5'000 Komotauern wurde das Internierungs- und Arbeitslager 27 bei Maltheuern eröffnet (s. hierzu auch S. 310, Anmerkung 1). Eine kleine Gruppe nicht marschfähiger Fusskranker und Kriegsversehrter, die mit Lastwagen bis zur Grenze geschafft worden war und nach dem Abzug der Marschkolonne zurückblieb, wurde hier über die Grenze nach Deutschland gejagt. Darüber berichtet der Schwerkriegsbeschädigte Reichsbahnoberinspektor R. D.: «Am 3. Tage [nach der Austreibung aus Komotau] marschierte die Kolonne ab nach Maltheuern ins Hydrierwerk. Was sich dort abspielte, entzieht sich meiner Beurteilung, da ich als Fussmaroder mit noch 70 anderen zurückgeblieben bin. Ein blutjunger cechischer Leutnant trieb uns mit folgenden Worten über die Grenze: «Sie marschieren ins Reich. Wer zurückkommt, wird erschossen.» Ich mit noch zwei anderen Kollegen trennten uns von den übrigen und bettelten uns durch elf Tage durch, und am 21. Juni versuchten wir bei Ulmbach die Grenze wieder zu überschreiten, was uns auch gelang. So kehrten wir drei zu unseren Familien zurück.» (Erlebnisbericht; Original, 18. März 1947, 2 Seiten, hschr.)

Nr. 91

Erlebnisbericht der Lehrerin O. F. aus dem Kreis Saaz.

Original, 21. März 1951, 4 Seiten, hschr.

Die Austreibung von Deutschen aus dem Kreis Saaz im Juni 1945; ihr Abtransport im Fussmarsch und auf Fahrzeugen zur sächsischen Grenze; Not und Elend der Ausgetriebenen auf ihrer Wanderung durch Sachsen und Bayern.

Ich war in meinem Heimateorte – in der Nähe von Saaz gelegen – das erste Opfer der Austreibung. Am 22. Juni 1945, nach 21 Uhr, brachte der tschechische Bürgermeister-Stellvertreter den Ausweisungsbefehl, demzufolge ich am nächsten Tage um 7 Uhr beim zuständigen Gendarmerie-Posten zu erscheinen hatte. Fassungslos vor Schrecken, sagte ich dem Tschechen, mich zu erschiessen. Seit neun Jahren litt ich an einem schweren Beinleiden und Venenentzündung. Am 29. Mai 1945 hatte der tschechische Bürgermeister meinen Mann, der niemals Mitglied der NSDAP war, aus der Wohnung geholt. Es war uns nicht gegönnt, auch nur ein Wort des Abschieds zu sprechen. Mit zwei Bauern aus dem Orte und Bewohnern der Nachbargemeinden hatte man ihn in das Gerichtsgefängnis in Saaz und von da nach Augenzeugenberichten in der Nacht des 3. Juni 1945 in die Postelberger Kaserne eingeliefert. Wenige Tage später hat man diese Unglücklichen von Postelberg abtransportiert, und kein Lebenszeichen hat seither ihre Angehörigen erreicht¹. Drei Tage nach der Verschleppung meines Mannes war der kommissarische Leiter des Gendarmerie-Postens mit etwa 10 Partisanen, Gendarmen, alle bis an die Zähne bewaffnet, in unseren Ort gekommen. Mit der Drohung: «Wenn wir was finden, ist das schlimm für Sie», verlangten sie die Öffnung meiner Wohnung. Alles wurde durchwühlt. Man fand nichts Belastendes, aber umsomehr Wertvolles, das man gleich wegschleppte. Auch sonst waren wir Ortsbewohner körperlich sehr geschwächt. Da wir keinen Augenblick unseres Lebens sicher waren, hatten wir uns schon seit Wochen, besonders aber während der Nacht, in Verstecken aufgehalten. Ich verbrachte die Nächte in Scheunen oder auf den Feldern, auf harten Erdschollen liegend, vom Morgentau durchnässt.

So wankte ich mehr, als ich ging, aus meiner Heimat, alles zurücklassend, was wir durch 40 Jahre für unser Leben, besonders für ein gesichertes Alter, aufgebaut hatten. Bei der Gendarmerie wurde mir auch meine letzte Habe, die ich in drei kleinen Handkoffern mitgenommen hatte, bis auf einige Wäschestücke geraubt. Selbst die Schuhe musste ich ausziehen und in Hausschuhen den Weg ins Elend antreten. Ähnlich erging es auch den im Hofe des Gendarmerie-Gebäudes zur Austreibung Versammelten. Viele hatte man erst eine Stunde vor dem Abgang, eine Familie sogar erst 10 Minuten vorher geweckt. In einem besonderen Abteil wurden wir alle nach Schmuck durchsucht. In den frühen Nachmittagsstunden erfolgte unser Abmarsch (in Viererreihen) nach Liebotshan, wo wir im dortigen Schulgebäude eine Nacht zubrachten. Die Räume starteten von

¹ s. hierzu die Berichte Nr. 58; Nr. 59; Nr. 60.

Schmutz, besonders die Abortanlagen. Ich verbrachte diese Nacht auf dem Handkoffer sitzend. Am nächsten Morgen wurden wir im Hofe in Viererreihen aufgestellt. Eine Frau, die die Reihe nicht genau einhielt, wurde von einem tschechischen Soldaten mit der Peitsche derart geschlagen, dass sie wie leblos zusammenbrach. Auf zwei Fuhrwerken wurden die Kinder verladen, die Erwachsenen hatten den Weg hinter diesen zu Fuss zurückzulegen. Ich stand etwas abseits, meinte, dass nun für mich das Ende gekommen sei, da ich doch nicht marschieren konnte. Da sprach mich ein Begleitsoldat mit den Worten an: «Sie kommen auch mit? Nach fünf Minuten bleiben Sie liegen.» Und er veranlasste, dass ich bei den Kindern auf dem Wagen Platz nehmen konnte. Oft erinnerte ich mich schon in Dankbarkeit dieses Unbekannten. So ging es nun der Kaadener Strasse zu und dann dieser entlang weiter nach Kaaden. Beim Anblick der Fluren, auf denen alle Feldfrüchte in üppigster Fülle standen und eine vorzügliche Ernte versprachen, brachen alle in Tränen aus.

Kaadens bot den Anblick einer toten Stadt. Nichts regte sich, nur hie und da huschte eine Gestalt zum Fenster, um gleich wieder zu verschwinden. Die nächste Station war das Konzentrationslager in Kaaden-Brunnersdorf mit einem Aufenthalt von zwei Tagen. Beim Erscheinen der Inspektion hatten wir «Hab Acht» zu stehen, mit Erschiessen wurde gedroht, falls wir es wagen würden, zu den Fenstern oder dem Tore zu treten. Eine Anzahl der Lagerinsassen sollte erschossen werden, falls man ein Hitlerbild finden würde. Da ein neuer Transport Vertriebener im Anfahren war, wurden wir zur Mittagszeit auf Fuhrwerken verladen. Es gab ein fürchterliches Durcheinander. Der Wagen waren für die vielen Menschen zu wenig, Kinder, die nicht fortwollten, schrien, tschechische Soldaten schrien und schimpften. Ich allein errang keinen Wagenplatz und lief nun hinter den Wagen, die in schneller Fahrt waren, her, in Todesangst, jetzt doch auf unbekannter Landstrasse liegen zu bleiben und zu verkommen. Da erfasste mich jemand auf dem Wagen beim Arm und zog mich hinauf. So kam ich doch noch bis zur sächsischen Grenzstation mit. Nochmals wurde hier unser Gepäck durchwühlt und verringert. Wieder setzte es Peitschenhiebe. Eine Frau starb gleich bei der Ankunft des Transports in Sachsen, zwei alte Frauen blieben liegen und mussten mit der Eisenbahn nachtransportiert werden. An der Grenze liess man uns laufen, wohin wir nur wollten.

Ein neuer Leidensweg begann: vier Wochen Hunger, Umherirren, Aufenthalt in Feld und Wald bei Sturm und Regen, in schmutzigen Viehwagen auf total zerstörten Bahnhöfen, dann für zwei Tage in überfüllten, schmutzigen Massenlagern. Täglich wanderten wir oft 30 km weit – was ich nur mit Aufbietung meiner letzten Kraft schaffte – durch Sachsen bis nach Niederbayern, wo ich Arbeit und Brot fand. Verschmutzt, verlaust, von Fieber geschüttelt, den Körper über und über mit Furunkeln bedeckt, das Kopfhair verfilzt (ich musste es abschneiden), so kam ich hier an. Ich war bettelarm. Und doch in Freiheit!

Erlebnisbericht der Frau Elisabeth Gitschner aus Karlsbad.

Original, ohne Datum, 11 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchnotizen.

**Austreibung von Karlsbader Deutschen am 4. Juli 1945; Verhinderung ihres
Abschubs durch sowjetische und amerikanische Besatzungstruppen;
Erlebnisse der Vfn. im Internierungslager Neu Rohlau.**

Mittwoch, 4. Juli 1945. – Ich war wie immer im Kurhause meiner Beschäftigung als Hilfsköchin nachgegangen. Schon seit zwei Tagen hatte ich so ein dumpfes Gefühl, insbesondere quälte mich der Gedanke an meinen ziemlich beträchtlichen und wertvollen Schmuck. Mir schwebte ununterbrochen vor, denselben in ein Säckchen umzuleeren und dieses in ein altes Aluminiumgefäß zu stecken. Hätte ich es nur getan! Der Krug und die Tasche, in der er sich befand, wurden nämlich sonderbarerweise bei keiner der vielen Durchsuchungen angetastet. Trotzdem traf ich keine grösseren Vorbereitungen, nur ein paar Lebensmittel gab ich in Büchsen, was uns später sehr zustatten kam.

Nach drei Uhr nachmittags komme ich nach Hause, das letzte Mal! Die Haustüre war nicht versperrt, was mich wunderte; denn wegen der ständigen Belästigungen durch russische und tschechische Soldaten liess man damals die Türen nicht offen. Nichts rührt sich im Hause, auch auf der Treppe ist niemand. Als ich die Türe zu meiner Wohnung öffne, stehe ich einer Gruppe von neun Männern gegenüber, sieben Soldaten mit einem Major und einem tschechischen Kommunisten in Zivif. Mitten drunter meine blasse, von einer Fiebererkrankung kaum genesene Tochter, die aber ihre Besonnenheit keinen Augenblick verlor. Alle Schränke offen, die Koffer und andere Behältnisse mit dem Bajonett aufgebrochen, der Inhalt ringsum verstreut, ein wüster Anblick. Der tschechische *čapitan*¹ sieht mich nur kurz an und wirft mir ein Wort hin: «Ausweisung!» Ich erschrecke bis ins Herz und sehe fassungslos um mich, dabei bemerke ich erst meine Nachbarin, die etwas Wäsche, altes geflicktes Zeug, anderes erlaubten ihr die Tschechen nicht, für uns in einen Koffer packte, der auf dem Tische stand. Meine Tochter hilft ihr dabei. Während sich die Tschechen mit meinem Silberkoffer beschäftigen, den ich aus einem Wandschrank nahm, gelingt es mir, von ihnen unbeachtet, aufgespartes Geld und den im Luftschutzkoffer in drei Schachteln verpackten Schmuck zu holen. Leider klirrt derselbe beim Ausleeren hinter das Futter einer alten Tasche, und der Kommunist eilt herbei, nimmt mir alles ab. Gierig sehen die Kerle auf den glitzernden Haufen, den sie auf das Klavier gelegt haben. Mich aber fasst Verzweiflung. Mit diesem Schmuck, ihn verkaufend oder vertauschend, hätten meine Tochter und ich lange Zeit unser Leben fristen können, ganz abgesehen von den vielen lieben Andenken an Verstorbene und den kostbaren Erbstücken, die dabei waren. Ich sinke in die Knie und schreie den *capitan* an, er solle mir seinen Revolver geben, um mich zu erschiessen. Zynisch lächelnd wendet er

¹ Hauptmann oder Major.

sich ab, nur meine Tochter, der die Tränen in den Augen stehen, hilft mir auf und sucht mich zu beruhigen. Einiges von den auf gehäuften Wertstücken verschwand gleich in den geräumigen Taschen des capitans. Meine Dokumente, meine Sparkassenbücher nimmt er mir aus der Hand, sagt: «Das brauchen Sie nicht mehr», und legt es fort.

Zwanzig Minuten dauerte diese Quälerei, dann drängte man uns kurzerhand aus unserer lieben kleinen Wohnung auf den Korridor. Hinter uns liessen wir ein grauenvolles Durcheinander, Berge von Wäsche auf dem Fussboden, offene Schränke, erbrochene Kommoden und Koffer, alle Fenster aufgerissen. Dann wurde die Türe versperrt und mit dem Siegelstreifen «Zabaveno pro Ceskoslovensky Stát»¹ verklebt. Es ging so schnell, das Erlebte war so ungeheuerlich, so unfassbar, dass ich noch immer nicht richtig bei mir war. Die Soldaten zogen mit dem Silberkoffer über die Treppe polternd ab. Diese kurze Pause des Unbeobachtetseins nützte ich aus, um mir von der weinenden Nachbarin das gerettete Geld in die Ärmelaufschläge meines Mantels einnähen zu lassen. Zum letzten Male stieg ich die Treppe in meinem eigenen Hause herunter, entsetzt, aufgewühlt bis fast zur Verrücktheit.

Vor der Haustüre erwarteten uns wieder die Soldaten, trieben uns zur Markthalle. Dieser Gang war schrecklich, ich kam mir wie eine gedemütigte Bettlerin vor, und die weitaufgerissenen, mitleidigen und erschreckten Augen unserer Bekannten trafen mich wie glühende Pfeile. Die halbausgebombte Markthalle war mit Ausgewiesenen angefüllt, viele Bekannte darunter. Es gelang mir, das Geld, das mir sicher Prügel und Ärgeres eingetragen hätte, wenn man es bei mir fand, in einem Taschentuch einer bekannten jungen Frau zustecken. Gleich nachher wurden wir beide samt unserem lächerlich geringen Besitztum zur Untersuchung geführt. Meine Tochter liessen sie fast unbehelligt, mich nahmen sie desto gründlicher vor. Ich kann hier nur andeuten, dass der tschechische Gendarm diese Untersuchung in sehr unanständiger Weise durchführte, und als ich mich darüber beschwerte, achselzuckend erwiderte: «... muss sein, auch da verstecken Frauen manchmal Wertgegenstände.» Wieder zu den schon Abgefertigten zurückgebracht, richteten wir uns alle, so gut es gehen wollte, für die Übernachtung ein.

In dieser Nacht schlief ausser den Kindern wohl niemand in der zugigen Halle, deren Fenster vom letzten Bombenangriff im April noch zerbrochen waren, von den übrigen grösseren Schäden des Gebäudes ganz zu schweigen. Es war wohl die schrecklichste Nacht nach dem schrecklichsten Tag meines Lebens, seither weiss ich, was die Redensart bedeutet: Es dreht einem das Herz um! Frühmorgens kamen Verwandte und Freunde der Ausgewiesenen an die vergitterten und versperrten Türen. Es gab viele Tränen und viele, viele liebe Gaben. Meine gute Schwester erschien mit Brot und zwei Paar Socken, meine Hausmeisterin brachte Kaffee und eine andere, jetzt leider schon verstorbene Frau beschenkte uns mit bestrichenen Broten. Freilich assen wir, den meisten war es wie uns beiden ergangen, die wir am Vortage schon kein Mittagessen gehabt hatten,

¹ Beschlagnahmt für den tschechoslowakischen Staat.

aber die Bissen quollen im Halse, und die strömenden Tränen liessen Brot und Kaffee salzig schmecken. Ich hatte das Gefühl, mein körperliches und seelisches Ich sei eine einzige Wunde, die beständig mit einem Reibeisen bearbeitet wird.

Plötzlich erschienen tschechische Soldaten, verjagten unsere lieben Landsleute, sperrten die Türen auf und verlasen unsere Namen nach den schon vor Tagen abgegebenen Fragebögen. Jeder musste sich mit «hier» melden. Jetzt trat ein kleiner Mann in Majorsuniform ein. Er schien die Verkörperung eiskalter Rache; er soll, wie ich später hörte, in einem deutschen Konzentrationslager gewesen sein. Mit bewegungslosem Gesicht und einer monotonen eisigkühlen Stimme fragte er, ob unter den Anwesenden jemand wäre, der nachweisen könne, gegen die Partei oder das Dritte Reich gewirkt zu haben. Man hörte es der Fragestellung deutlich an, wie sicher er war, keine Antwort zu bekommen. Gleich nachher wurden wir in Lastautos verladen, die Fahrt ging gegen den Horner Berg zu. Dort standen an irgendeiner Strassenkreuzung die Russen auf Posten. Die tschechische Begleitmannschaft begann nun Verhandlungen mit diesen. Die Russen wiesen die Tschechen jedoch stur ab. Wie wir später erfuhren, wollten diese die ganzen Ausgewiesenen ins Gebirge schaffen, sie dort ihrem Schicksal, beziehungsweise der eigenen Findigkeit überlassen, um sich nach Deutschland durchzuschlagen. Nachdem die Russen diesen Handel abgeschlagen hatten, wollten die Tschechen es nun bei den Amerikanern versuchen. Das Lastauto wendete und fuhr zurück nach Neu Satti. Doch auch die amerikanischen Posten schüttelten nur die Köpfe, als ihnen unsere Papiere vorgelegt wurden, machten ablehnende Handbewegungen und kümmerten sich dann nicht weiter um uns und die bereits verärgerten Tschechen. Also wieder zurück nach Karlsbad in die Markthalle. Dort stand jetzt eine stattliche Reihe von Autos, vollbesetzt mit Ausgewiesenen, die schon vor uns weggefahren worden waren und ebenfalls ergebnislos umkehren mussten.

Wir mussten bis um vier Uhr nachmittags hungrig und aufgeregert in der glühenden Sonne warten, bis endlich Bescheid kam. Die ganze Autokolonne schwenkte ab und rollte wieder dem Gebirge zu. Da man von den Tschechen keiner Antwort gewürdigt wurde, erfuhren wir nicht, wohin man uns bringen würde, und die schrecklichsten Vermutungen wurden laut. Endlich im Städtchen Neu Rohlau hielten die Wagen. Mit Schimpfen und Schreien würden wir förmlich von den Autos gestossen, jeder musste sein Gepäck selber schleppen, ständig zur Eile angespornt. Es ging einen kleinen Hügel hinauf, und dann standen wir vor dem Wachhaus des Konzentrationslagers. Hier hiess es, die Koffer müssen wegen Platzmangel abgegeben und in einem Zimmer aufbewahrt werden, wer noch etwas herausnehmen will, soll es sofort tun. Also umpacken auf offener Strasse! Da jeder dem andern dabei zusehen konnte, hat mich dies später meinen einzigen Koffer, meine letzten Konservenbüchsen sowie das einzige Paar Schuhe gekostet, das ich von daheim mitnehmen durfte. Ein haftentlassenes Ehepaar liess sich nämlich das Zimmer, wo die Gepäckstücke aufbewahrt worden waren, aufsperrern, angeblich um ihre Bündel zu holen. Da wir nichts Schriftliches über die hinterlegten Sachen bekommen hatten und die Tschechen jeden allein liessen, der etwas holen wollte, konnte dieses tüchtige Ehepaar sich meinen Koffer aneignen.

Doch wieder zu unserer Ankunft im KZ. Durch ein kleines Tor im Stacheldraht trieb man uns dann hinein auf den breiten Hof, wo wir uns in einer langen Reihe aufstellen mussten. Jugendliche und Arbeitsfähige wurden sofort ausgeschieden, aufgeschrieben und mussten sich auf die andere Seite begeben. Man schob uns hin und her, schrie uns an, drohte mit Peitschen, ausserdem hielten einige unserer Peiniger ständig ihre Maschinenpistolen und andere Mordwerkzeuge auf uns gerichtet. Das machte aber nicht einmal solchen Eindruck. Wovor unser ganzer Elendshaufen zitterte, das war die Verschickung nach Sibirien!

Endlich haben die Tschechen von ihrer sadistischen Hin- und Herjagerei selbst genug, sie treiben uns alle, auch die Aufgeschriebenen, in eine Baracke. Diese bestand aus einem quadratischen Vorraum, einem länglichen Raum ohne Schlafgelegenheiten und dem eigentlichen Lagerraum mit den in dreifacher Reihe übereinander aufgebauten Holzbetten. Das ist also die zugewiesene Behausung für 189 Menschen, von denen der jüngste 5 Wochen, der älteste 91 Jahre ist! Die Unterbringung geht reibungslos vonstatten, trotzdem der Lagerführer alles mit groben Worten erklärt und Prügel androht für jeden Verstoss. Die Menschen verkriechen sich alle in den winzigen Raum, der ihnen zur persönlichen Verfügung steht, denn so ein Bett ist recht schmal und kurz. Meine Tochter und ich wählen eines der in der dritten höchsten Reihe liegenden Betten, man ist dort mehr unbeobachtet, das Hinaufklettern macht uns keine Beschwer. Wir liegen auf einer dünnen Schicht Holzwohle, die schon so zerlegen ist, dass bei jeder Bewegung der Holzstaub nach unten rieselt; eine Decke und ein kleines Kissen haben wir mitnehmen dürfen, so richten wir uns ein. Auf den Füßen liegt unser derzeitiges ganzes Besitztum: ein kleiner Rucksack und drei Taschen!

Auch in dieser Nacht wird wenig geschlafen. Die Plötzlichkeit und Furchtbarkeit der Erlebnisse zittert in allen Insassen nach. Man hört nur Räuspern, Seufzen und viel unterdrücktes Schluchzen. Dabei ist es nur auf kurze Minuten ganz finster, denn die tschechischen Soldaten auf den Wachtürmen leuchten ununterbrochen die Fronten der Baracken mit ihren starken Scheinwerfern ab. Zu ihrer Unterhaltung lassen sie die aus deutschen Wohnungen mitgenommenen Grammophone und Platten abspielen, es sind meist deutsche Soldatenlieder, was reichlich grotesk anmutet. In dieses Gedudel hinein plötzlich ein erboster Ruf aus einem der unteren Betten: «Sind Sie doch endlich ruhig und fahren Sie anderen Leuten nicht im Gesicht herum!» Eine Frauenstimme mit stark tschechischem Anklang sagt verwundert: «Ist das ein Gäsicht?» Worauf der brummige Bass knurrt: «Nein, jetzt kratzen Sie mich am Hintern!» Dieses Zwiegespräch, in der allgemeinen Stille doppelt deutlich zu vernehmen, löst zuerst ein Raunen und dann herzliches Lachen aus! Ja, tatsächlich, trotz tiefster Betrübniß, Angst vor der Unsicherheit unserer Lage, Leid und Kummer lachen wir alle hellauf. Es tritt aber bald wieder Stille ein. Die alte Frau, die, wie wir später merken, von einer harmlosen Verrücktheit ist, wird jedoch allgemach durch ihre ständige Unruhe lästig. Man verweist sie mehrfach zur Ruhe, es nützt nichts, ihr halbverrückter Zustand lässt sie alles gleich wieder vergessen. Wenn der Scheinwerfer durchs Fenster schrägt und wieder verschwindet, sagt sie stets verwundert: «Es blitzzt, es blitzzt wirklich!» Da, es ist gerade stockdunkel,

schwingt sich jemand aus einem der oberen Betten, ein schweres Tapfen nackter Füße und ein wuterfülltes Schreien: «Sie, passen Sie auf, ich bin ein Kopfschuss, ich ertrage das nicht, hinaus mit Ihnen!» Man ist noch vom eigenen Leid zu betäubt, um gleich gegen den Rohling vorzugehen, man glaubt vielleicht auch nicht, dass er seine Worte wahr machen will. Ein entsetzter Aufschrei der alten Frau, dann hebt ein Geschiebe und Gedränge an, die Türe öffnet sich quietschend und wird hart zugeschlagen. Erst jetzt beginnt ein ziemlich scharfes Wortgefecht, dessen Führer Dr. Reichel ist. Der «Kopfschuss» will ihn daraufhin tötlich bedrohen, jetzt mischen sich auch noch andere ein, aber erst als ihn einer anbrüllt: «Du blöder Kerl, glaubst Du, weil Du einen Kopfschuss hast, Du kannst Dir hier alles erlauben? Hier ist ein Konzentrationslager, da gelten solche Ausnahmen nicht», schweigt er und verzieht sich in sein Bett. Durch das laute Sprechen waren sämtliche Kinder aufgewacht, es quäkte, schrie und lärmte aus allen Winkeln, an Schlaf war nun nicht mehr zu denken, umso mehr, als sich hinter den Fenstern das Grau des heraufsteigenden Morgens zeigte.

An diesem ersten Hafttag erhielten wir keine Verpflegung aus der Lagerküche, jeder musste selber zuschauen, womit er seinen Hunger stillte. Viele bettelten sich brockenweise ihre Nahrung zusammen, mancher gab mehr von seinen Vorräten, als notwendig gewesen wäre und litt dann später selber Hunger. Tschechische Soldaten und der Lagerführer kamen und gingen, wie es ihnen passte, sie kontrollierten die unteren Betten, wenn es ihnen einfiel, doch in die oberen zu steigen, waren sie zu faul. Wir warteten, warteten auf eine Bekanntgabe, eine Auskunft, warum und wie lange wir hier aushalten müssten oder was man sonst mit uns vorhatte. Keiner von uns war zu einer Strafe verurteilt, keiner hatte vor der Ausweisung einen Streit oder sonst eine Auseinandersetzung mit den tschechischen Behörden gehabt, warum hielt man uns also hier fest? Man bekam nie eine Antwort, auch wenn man in tschechischer Sprache die kontrollierenden Posten fragte.

Die Insassen unserer Baracke bestanden zum Hauptteil aus Pensionisten, dann eine kleinere Anzahl Ärzte und endlich aus solchen Familien, deren Wohnung irgendeinem der neuen Machthaber in die Augen gestochen hatte und sie darum herausgeworfen wurden. Persönlich wurde niemand behelligt. Ich kann mich nur an eine Prügelstrafe erinnern. Eine Frau wurde zu 25 Stockhieben verurteilt, weil sie angeblich Wäsche gestohlen hatte aus den Zimmern der Tschechen.

Das Leben ging aber doch weiter, vorläufig hatte noch jeder zu essen, man musste zu den festgesetzten Stunden die Waschräume aufsuchen, die Kinder mussten versorgt und beschäftigt werden. Bald hing auch der Stacheldraht im nächsten Bereich unserer Baracke voll trocknender Windeln. Es mutete an wie ein Symbol des sich ständig erneuernden Lebens trotz Krieg und Not und Verwüstung.

Das gemeinsam Hausen in einem Raum hatte die selbstverständliche Folge, dass sich Frauen und Männer voreinander aus- und anziehen mussten. Das störte aber kaum, es hatte jeder mit seiner leiblichen und seelischen Not mehr als genug zu tun, um erotische Gefühle aufkommen zu lassen.

Einer der Männer sagte mir einmal: «Ihr Weiber könnt's euch da nackt ausziehen, des int'ressiert uns Mannsbilder gornet!» Natürlich gab es ebenfalls nur eine gemeinsame Latrine. Sieben oder acht Sitze, die durch eine Bretterwand, nur so breit wie der Sitz selber, voneinander getrennt waren. Dies war eine Einrichtung, an die man sich nur schwer gewöhnen konnte, umso mehr als zu Anfang beide Geschlechter sie benützten. Erst auf die entrüsteten Proteste der Frauen, wurde dann den Männern der kleinere, neben dem Pissoir liegende Teil vorbehalten. Ich weiss nicht, ob es den andern auch so ging, ich fühlte darin das so völlig Entrechtete unserer Situation, nicht einmal an dieser Stätte von beobachtenden Augen frei zu sein. Ausserdem war die Lokalität sehr unsauber, dicke weisse Würmer krochen aus der Kloake herauf, waren überall auf Sitzen und Wänden zu finden.

Am zweiten Morgen wurden wir mit einem Stüde Brot zum Frühstück überrascht. Ich brach in Tränen aus beim Annehmen desselben, es war das erste Almosen, das ich empfang, noch viele sollten folgen! Es wurde auch noch bitteres dünnes Kaffeewasser verteilt, und zu Mittag gab es heisses Wasser mit ein paar Kartoffelschalen darin. Der zynische Lagerleiter «Herr Direktor Zaboј» liess uns dazu sagen, er hätte das so angeordnet, damit wir nicht glaubten, wir seien in einem Hotel! Am Abend erhielten wir Wassersuppe mit Sauerkraut. Dieser Speisezettel blieb längere Zeit in Kraft.

Die Vorräte, die meiner Tochter und mir zur Verfügung standen, gingen zur Neige. Die letzten 2 kg Mehl, die sich noch in meinem Haushalt befunden hatten, nahmen mir die Tschechen in der Markthalle weg, jetzt hätte ich mir dafür beim Lagerkoch ein Brot eintauschen können. Andere Lagerinsassen, deren Verwandte und Freunde sie nicht vergessen hatten, erhielten Pakete mit Lebensmitteln, manche durch die offizielle Abgabe am Wachhaus, wo die angelieferten Liebesgaben erst durchsucht, ausgeplündert und der Rest dem Adressaten verabreicht wurde. Manche Spender getrauten sich auch bis an den Stacheldrahtzaun und schoben, wenn keine Wache zugegen war, was nur die engen Maschen hindurchliessen, oder sie bestachen die Posten mit Zigaretten, diese wendeten sich dann ab, wenn Pakete und Briefe über den Zaun flogen.

Wenn es Zeit zum Essenfassen war, stellten wir uns schon lange in Reih und Glied; das war blanke Berechnung, wer nämlich früher dran war, konnte schneller mit der Suppe fertig sein und erhielt dann vielleicht noch einen Schlag Essen. – Hier möchte ich die Bemerkung einflechten, dass meine Aufzeichnungen nicht mit Datum versehen sind. Ich getraute mich nicht, dies zu tun, weil ja jede Art Aufzeichnung verboten war, und Ziffern auch im Stenogramm für jeden zu lesen gewesen wären. Wer wie ich in einem KZ gewesen ist, wird dies begreiflich finden, war ja schon der Besitz eines Bleistiftstümpfchens strafbar. Papier stellte eine noch grössere Rarität dar, und habe ich die hier zugrunde liegenden Aufzeichnungen auf zwei mir zugesteckten Zetteln gemacht, die letzten Eintragungen tat ich auf einer Kinderzeichnung meiner Tochter, die zufällig in mein Gepäck geraten war.

Mit der Zeit lernten wir auch unsere Lagerbefehlshaber kennen. Der oberste war, wie schon erwähnt, der «Herr Direktor» Zaboj. Er zeigte sich selten, meist nur bei einem Inspektionsgang oder einer Besichtigung. Sonst fuhr er auf seinem Motorrad in der Gegend herum zu unerfindlichen Zwecken, allerdings hatte er täglich zur Berichterstattung und Befehlsempfang nach Karlsbad ins «Goldene Kreuz» zu fahren.

Der wirkliche Lagerkommandant war daher der sogenannte «stellvertretende Direktor» Belbl. Er war von Beruf Kohlenkutscher und bei der Firma Sebert in Fischern angestellt gewesen, er sprach Egerländisch wie nur ein Einheimischer, natürlich auch perfekt Tschechisch. Er war ein «Elegant», trug jeden Tag einen anderen Anzug, hielt sich ein Reitpferd und ein Auto. Ein Häftling, der gelernter Herrensneider war, musste ständig für ihn arbeiten, ebenso beschäftigten seine «Frau» und seine «Schwiegermutter» einige inhaftierte Schneiderinnen. Solche Pöstchen waren gar nicht so ungeschickt, die Leute bekamen anständiges Essen, mussten keine Schmutzarbeit im Lager verrichten und wurden auch sonst etwas vorsichtiger behandelt.

Belbls in egerländerischer Mundart vorgebrachte Leutseligkeit konnte sehr schnell ins Gegenteil umschlagen. Eines Tages, kurz nach dem Essenfassen, peitschte ein Schuss über den Lagerhof. Wir standen 'erstarrt auf dem kleinen freien Vorplatz, dann brach in jedem die Angst aus, alles stürmte in die Baracke. Jetzt stürzten einige Frauen, die sich gerade im Waschraum auf der anderen Seite der Lagerstrasse aufgehalten hatten, die sich gerade im Waschraum auf der anderen Seite der Lagerstrasse aufgehalten hatten, aufgeregt herein und schrien: «Drüben ist eine Blutlache, der Belbl hat einen Häftling erschossen!» Verängstigt hockten wir beisammen, beobachteten aus den Fensterwinkeln, was sich nun ereignen würde. Ein Posten erschien, der uns streng verbot, uns ausserhalb der Baracke aufzuhalten. Wer es dennoch tue, «Todesstrafe». Diese Androhung hörten wir noch oft, sie wurde später nicht mehr ganz ernst genommen. Man hatte uns nun zwar in die Baracke verbannt, aber vergessen, dass eines der Fenster genau durch zwei hintereinander liegende Fenster des gegenüberliegenden Baues schauen konnte. Dort war ein niedriger Hügel, auf dem sich jetzt allerhand abspielte. Wir sahen zwei Männer ankommen, die eine Bahre trugen, andere mit Schaufel und Spaten. Unsere Stimmung, die sich, da man uns sonst in keiner Weise nähertrat, etwas beruhigt hatte, schwang dadurch jäh zurück in die grosse Angst und Unsicherheit. Die übrigen Häftlinge, die zuerst ebenfalls in ihre Baracken gejagt worden waren, durften nach einiger Zeit wieder heraus und ihren Hofarbeiten nachgehen. Am Steinwall neben unserer Baracke hatten sie auch zu tun, und gegen ein Stück Brot gaben sie uns flüsternd Auskunft. Der Getötete war ein Häftling gewesen, anscheinend etwas geistig beschränkt. Da er ständig Hunger hatte, schlich er nach den Mahlzeiten an die Abfalltonnen, um sich dort noch etwas Essbares herauszuklauben. Belbl soll ihm mehrfach gesagt haben, wenn er ihn einmal dabei erwische, werde er ihn erschliessen, «Todesstrafe». Der arme Teufel hatte dieser Drohung wahrscheinlich auch nicht mehr Wert beigelegt, als wir es uns nun auch schon angewöhnt hatten, und ging weiterhin zu den Tonnen. Belbl soll, als er ihn an der Tonne erblickte, kein Wort gesagt haben, sondern nur die Pistole gezogen und losgeknallt [haben].

Fünfmal während unseres erzwungenen Aufenthaltes in Neu Rohlau haben wir plötzlich einen kurzen scharfen Knall gehört und sahen dann durch das erwähnte Fenster oben am Hügel die gleichen Vorgänge. Einmal hörten wir den Lagerkapo, einen Deutschen, rufen: «Zieh nan d'Schouch as, i brauch' sie nuch!» Dieser Lagerkapo war schon im ehemaligen deutschen KZ gewesen und wurde von den Tschechen, mit denen er sich gut verstand, gleich in derselben Eigenschaft behalten, allerdings diesmal als Häftling. Mit Belbl schien er sich besonders gut zu verstehen! Einmal, als wir wieder zu dem stundenlangen Abendappell angetreten waren, rief ihm dieser zu: «Kapo, schau amol nach, ob ich kaner Lais (Läuse) ho'!»

Belbl im Range am nächsten war ein starker grosser Mann, der vier Spitznamen hatte: Inspektor, Cousin, Plüschhut und Fleischer. Er war ein brutaler Kerl, der nicht nur zwei Pistolen ständig herumtrug, sondern auch eine Peitsche aus farbigen Lederschnüren und häufigen Gebrauch davon machte. Ein «Unterfeldherr» des Lagers war der sogenannte «Afrikaner» oder «Goldgräber». Diesen Namen bekam er, da er die Uniform eines deutschen Afrikakämpfers trug und immer in den Baracken unterwegs war, die noch etwa versteckten Wertgegenstände «für den Staat» zu requirieren. Er war zwar wegen Plünderung und Diebstahl eingesperrt, also ebenfalls Häftling, genoss jedoch wegen seiner tschechischen Nationalität überall Sonderbehandlung.

Da viele von uns noch unausgenützte Lebensmittelkarten hatten, regte ich an, einmal beim «Direktor» vorzusprechen, ob wir diese nicht im Dorfe unten einlösen könnten. Das erste Mal erhielt ich eine glatte Abfuhr, doch als sich dann auch die Mütter von Kleinkindern beteiligten, die baten, etwas Milch holen zu dürfen, wurde es uns gnädigst erlaubt. Während der «Audienz» sass ZaboJ halbangezogen in einem Lehnssessel und liess sich von einem Inhaftierten rasieren. Ungefähr 15 Frauen wurden ausgewählt, und von zwei Posten eskortiert, wanderten wir fort. War das ein Gefühl, keinen Stacheldraht vor Augen zu haben, freie Menschen zu sehen, die noch in ihren eigenen Wohnungen lebten! Wir gingen stracks zum Bäcker. Leider war das Brot noch nicht fertig ausgekühlt, daher hiess es zu warten. Den Posten war das zu langweilig, sie verzogen sich irgendwohin, nicht ohne uns vorher einzuschärfen, in zwei Stunden würden sie uns abholen und wehe den Übrigen, wenn eine fehlte! Die Gefahr des Ausreissens bestand bei uns Frauen kaum, denn jede hatte eins oder mehrere Kinder oben im Lager und würde diese gewiss nicht Misshandlungen aussetzen, nur um sich selber einen Vorteil zu verschaffen. Wir wanderten planlos herum. Die Dorfleute, von unseren Elendsgesichtern gerührt, schenkten allerhand Lebensmittel, die wir natürlich sorgfältig verstecken mussten, sonst wäre es uns am Lagereingang schlecht ergangen. Endlich war dann auch das Brot fertig, wir gaben die Karten und das Geld ab und trugen im Triumph die schweren Körbe bergwärts. Dabei trieben uns die Begleitposten zur grössten Eile an, denn die freigegebene Zeit war weit überschritten. An der Pforte wurden wir zwar nicht untersucht, hingegeben angeschrien und gestossen, weil wir so spät kamen, was ja nicht unsere Schuld war.

Diesen Abend gab es noch eine grosse Aufregung, beim Lagerappell fehlte ein Häftling! Sofort werden wir in die Baracke gejagt, die wirklichen Häftlinge aber müssen stehenbleiben. Die Fenster zu schliessen hatte man uns nicht verboten, und so hörten wir die ganze Nacht die bellenden Kommandos, das Schreien und Stöhnen. Jeder zehnte Mann wird verprügelt, fünf werden ausgewählt und an die Wand gestellt. Der «Boss» schießt wahllos hinein, einer fällt. Hatte es schon zur Strafe für das Ausreissen des Häftlings kein Abendessen gegeben, so wurde auch am andern Tag kein Brot ausgeteilt. Uns traf das nicht so hart, wir hatten ja einen kleinen Vorrat an dem aus dem Dorf geholten Brot, aber die armen ausgehungerten Häftlinge! Sie hatten uns oft gebeten, Kartoffelschalen und Gemüsereste nicht in die Abfalltonnen zu werfen, sondern im Waschraum in den Abfluss zu legen, sie würden es sich dann von dort holen! Das taten wir, aber man legte meist auch noch etwas wirklich Essbares dazu. Auf diesem Wege gingen auch manchmal geschriebene Botschaften hin und her; auf diesen «Geheimsender» sind die Tschechen nie gekommen, trotzdem sie doch scharf aufpassten, dass wir mit den eigentlichen Inhaftierten nicht zusammentrafen.

Als wir kein Brot mehr hatten und wieder im Wachhaus wegen des Einkaufens vorstellig wurden, wies man uns barsch ab mit der Begründung, einige Frauen hätten im Dorf gebettelt und von ihrem Hunger erzählt. Das war bitter, der Hunger war aber noch bitterer, so wagten wir es nochmals. Da wurden wir zuerst wüst beschimpft, mit «pendrek»¹ und Peitsche bedroht, schliesslich gestattete man es aber doch wieder einer Gruppe, hinunterzugehen. Diesmal ist auch meine Tochter dabei; wir hatten durch Häftlinge erfahren, dass im Pfarrhof ein Packerl für uns liege. Wir gingen also hin, nahmen das halbe Brot in Empfang, und der gute Pfarrer lieh uns auch ein Buch, das hoch willkommen war, denn in einem KZ ist nicht nur der leibliche und seelische, sondern auch der geistige Hunger gross.

Von nun an durften wir nicht mehr ins Dorf gehen, denn das Karlsbader Ernährungsamt verbot weitere Einkäufe auf unsere restlichen Lebensmittelmarken, da wir seiner Ansicht nach im Lager ausreichend verpflegt seien. Ausreichend! Unsere tägliche Suppe bestand, wie mir der Lagerkoch einmal sagte, aus 30 l Wasser, einer Einbrenne von ¼ kg Margarine und 20 dkg Mehl, dazu halbgekochte gelbe Rüben und Kartoffeln mit der Schale. Am Abend statt des Gemüses meist nur Sauerkraut. Ein- oder zweimal während der ganzen Zeit befanden sich einige lange Fleischfasern darin. Die «Plattner», die Leute aus der Bergstadt Platten, sowie einige aus der nächsten Umgebung und auch manche aus Karlsbad erhielten nach wie vor Pakete, meist auf dem illegalen Wege über den Draht oder hindurch. Einmal wurde es sogar offiziell erlaubt, den Inhaftierten Lebensmittel und Kleidungsstücke zu bringen. Am Abend hatte das Frauenlager drüben einige Insassen mehr; etwa fünf Frauen, darunter eine Weisshaarige, wurden mit kahlgeschorenen Köpfen heimgeschickt, weil sie langes Haar trugen, nach «deutscher Art».

Wie man mir später erzählte, haben meine Verwandten und Bekannten, sogar mein Brotherr aus dem Kurhaus, mir Brot, eingekochtes Obst und anderes ins Dorfgasthaus

¹ Gummiknüppel.

geschickt, wo die Tschechen diese Gaben in Empfang nahmen. Ich habe aber nur ein einziges kleines Paket von meiner Schwester erhalten, darin war etwas Suppengrün, ein halbes Brot und ein winziges Stückchen Speck. Wie mir ist es anderen auch ergangen. Was man nicht direkt in die Hände des Betreffenden legen konnte, durchwühlten die tschechischen Soldaten oder nahmen es ganz weg. Um die Glücklichen jedoch, die ganze Töpfe voll Kartoffelsalat, Majorankartoffeln oder gar Kuchen erhielten, standen ganze Gruppen mit gestielten Augen herum. Ich muss leider sagen, dass die meisten von uns, mich eingeschlossen, in ihrem Hunger jede Haltung verloren und alles nahmen, was mehr oder weniger freiwillig gegeben wurde. Manchmal brachten die Soldaten auch Lebensmittel mit, die sie irgendwelchen Leuten aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen an der Pforte abgenommen hatten. Sie verteilten diese Dinge wahllos unter uns, das gab natürlich zu verschiedenen Reibereien Anlass. Heute wundert es mich trotzdem, dass nicht noch mehr Streit unter uns war. Erst später, gegen das Ende unserer völlig unberechtigten Inhaftierung, kam so etwas wie ein Tauschhandel auf. Man tauschte etwa Salz gegen Zucker oder Puddingpulver gegen einen Schlag Essen und dgl.

Ich erwähnte vorhin, dass wir völlig unberechtigt inhaftiert worden seien. Das besteht zu Recht, man hatte uns nur deshalb ins Lager Neu Rohlau eingeliefert, weil weder die Russen noch die Amerikaner es erlaubten, uns über die Grenze abzuschieben, bloss weil man unsere Wohnungen haben wollte. Später stellte sich heraus, dass überhaupt niemand für uns verantwortlich sein wollte, weder die Lagerleitung im Besonderen, noch die Kriminalpolizei als vorgesetzte Lagerbehörde. Man hatte 189 Menschen einfach aus ihren Wohnungen geworfen in der Annahme, uns in die Gebirgswälder jagen zu können und damit los zu sein.

Die erzwungene Untätigkeit war auch eine Qual. Wir vertrieben uns die Zeit mit stundenlangem Patiencelegen, wobei die anderen interessiert zusahen, wir erzählten uns von herrlichen Rezepten und Speisen, ein paar besonders Geschickte verfertigten ein Windrad und auf einem abgelegenen Fleckchen eine Sonnenuhr, damit wir wenigstens halbwegs wussten, welche Zeit es war. Die Taschenuhren hatte man uns ja schon bei der Ausweisung abgenommen. Viele flüchteten sich auch ins Gebet und hielten richtige Andachten ab.

Es war ein wunderschöner Sommer, wiederholt baten wir darum, in den Wald gehen zu dürfen, um Beeren zu suchen, denn der Vitaminmangel machte sich nachgerade sehr fühlbar. Wir boten an, unsere Kinder als Geiseln hierzulassen, umsonst, nie wurde uns eine diesbezügliche Erlaubnis erteilt.

Die Untätigkeit verführte aber auch zur Gerüchtemacherei. Was wurde uns nicht alles als unumstössliche Wahrheit aufgetischt! Churchill sei gestorben, Stalin habe ganz Berlin und marschiere weiter, Sudetenland bleibe bei Deutschland, es würde mit Bayern zusammengelegt, man habe schon Briefmarken und Aufschriften gesehen und vieles andere noch.

Das tollste Gerücht gab es jedoch, als der Schlagbaum an der Pforte weggenommen worden war, um frisch gestrichen zu werden. Niemand kam auf diese einfache Lösung! Es hiess, es gäbe Krieg zwischen den Amerikanern und den Tschechen, man wolle die-

se menschenunwürdige Behandlung nicht mehr dulden und uns befreien. Zufällig hielt an diesem Tage ein amerikanischer Jeep oben an der Pforte, um irgendwelche Auskünfte einzuholen. Das war Wasser auf die Mühlen der Gerüchtemacher! Seht Ihr, hiess es triumphierend, das ist der erste, bald kommen die andern und jagen die Tschechen weg! Nein, die Insassen des Jeeps halfen uns ebensowenig wie die Kommission holländischer Ärzte, die mit eisigen Mienen unter uns herumgingen. Wir starrten sie stumm an, und sie betrachteten uns wie wilde Tiere im zoologischen Garten. Wir durften sie nicht anreden, das war uns vorher eingeschärft worden, und sie fragten nichts, fanden unsere Unterbringung und Behandlung anscheinend vollauf in Ordnung. Wir konnten ihnen ja nicht begreiflich machen, dass wir keine Häftlinge waren, und die Begleitsoldaten hüteten sich, davon zu reden.

Etwa in der Mitte unseres Aufenthaltes hiess es plötzlich: «Alle Männer antreten!» Einige wurden ausgewählt und am andern Tag nach Kladno abtransportiert. Das bringt uns wieder das Unsichere, Entrechtete unserer Lage zum Bewusstsein, neue Gedrücktheit nimmt Platz. Wieder einige Tage später dürfen einige Familien nach Hause. Solche Anordnungen waren immer plötzlich. Meist sind es Mütter mit Kleinkindern; der Abruf und das Wegschicken geht so schnell vor sich, dass die Frauen die eben zum Trocknen aufgehängten Windeln, so nass wie diese sind, einpacken müssen. Teils beneiden wir sie, teils nicht. Hier haben wir doch ein Dach über dem Kopf und etwas Essen, wie aber sind die Verhältnisse draussen für die vogelfreien Deutschen?

Nun fehlen schon 40 Personen von der ehemaligen Belegschaft. Es ist Platz geworden, und auch wir, meine Tochter und ich, übersiedeln von der höchsten Betreihe in ein solches im «2. Stock». Die wenigen vorhandenen Hocker bekommen neue Besitzer, die Abgehenden vermachten sie ihren Bekannten, unzählige Namen sind auf diesen schon eingekratzt oder geschrieben. Ein etwas besserer Zusammenhalt beginnt sich anzubahnen.

Da, eines Tages kommt «Herr Direktor» Zabož höchstpersönlich in die Baracke und erklärt uns, wir würden übermorgen alle entlassen! Eine zage Freude überkommt uns, wir möchten es gerne glauben, trauen aber noch nicht ganz, jedenfalls legen wir uns an diesem Abend etwas beruhigt nieder. Am andern Vormittag, Renate liegt noch im Bett, die Decke ganz über sich gezogen, ich befinde mich im Vorraum zur Latrine. Ich höre Lärm, grobe Beschimpfungen der Posten, Stimmengewirr und Füssegetrappel, dann wird es totenstill in der Baracke. Ich stürze aus dem Vorraum hinaus, von der Angst um mein Kind getrieben, renne zum Bett, Gott sei Dank, sie liegt ruhig unter ihrer Decke, aber sonst befindet sich kein Mensch im Raum. Vorsichtig luge ich aus dem Fensterwinkel, draussen auf dem Vorplatz stehen unsere Elendsgenossen in zwei Reihen, stumm ohne Bewegung. Aufrufe, Antworten, Überstellen von einer Reihe in die andere. Ich weiss nicht recht, was ich tun soll, hierbleiben oder mich noch nachträglich melden? Verzweifelt überlege ich, was das Beste wäre, da stürzen schon die ersten aus den Reihen da draussen wieder herein. Die Ausgesuchten müssen sofort packen und sich fertigmachen, es soll so schnell gehen, dass sie nicht einmal mehr zum Essenfassen antre-

ten dürfen, ihre Fahrt ins Unbekannte also hungrig beginnen sollen. Wir versuchen zu helfen, indem wir grössere Gefässe zum Essenfassen mitnehmen, um den Abgehenden wenigstens ein paar Löffel warme Suppe zu verschaffen. Wie erschlagen sind wir alle von der Wucht dieser Anordnung! Und gestern Abend erst erklärte Zaboj, wir würden alle entlassen werden! Heute dagegen wählt man Bergarbeiter aus für Kladno! Andere munkeln von Abfahrt nach Gottesgab und dann Übergabe an die Russen! Wieder geistert die Angst vor Sibirien in unseren Herzen. Als die Ausgesuchten endlich marschbereit sind, bemerken wir erst, dass einige geschwollene Wangen aufweisen oder an Arm und Bein lahmen, das sind Andenken an die stets schlagbereiten Posten. Der halbwüchsige Sohn eines bekannten Arztes geht auch ziemlich krumm, ein Soldat stiess ihm das Gewehr in den Rücken, weil er seinen Eltern in der andern Reihe zurief; «Mich haben sie gewählt!» Der Junge brauchte nicht allein zu gehen, Vater und Mutter begleiteten ihn freiwillig. Schwerster Abschied, grösste Betrübnis bei den Abgehenden wie bei den Zurückbleibenden, man hatte sich durch die gleiche Not verbunden, doch schon enger aneinander angeschlossen.

Am andern Morgen, wir erwarteten ihn bange, nirgends ein Anzeichen, dass wir Übrigen gleichfalls weggebracht werden sollen. Mittags kommt ein Transport von zirka 60 Ausgewiesenen aus Karlsbad, viele Bekannte darunter. Sie berichten, dass ganz Karlsbad ausgeräumt und ausgeplündert würde. Jeder Tag bringt jetzt neue Transporte, alle Baracken, auch die Häftlingsunterkünfte, sind mit Menschen vollgestopft. Sie hocken auf dem blanken Fussboden, denn für die letzten gibt es auch nicht ein bisschen Holzwohle mehr. Die Neuankömmlinge erzählen, Churchill sei nicht wiedergewählt worden, sein Nachfolger sei jetzt Attlee, das verzögere die Verhandlungen¹.

Heute wurde wieder 13 Frauen die Haare abgeschnitten, weil sie ihren Angehörigen Esspakete gebracht hatten. Am gleichen Tage ist auch das für die Wachmannschaften und die «Herren Direktoren» hochgemästete Schwein dem Koch ausgekommen. Es gab eine wilde Jagd über den ganzen Lagerhof, schliesslich wurde es eingekreist, gerade unserer Baracke gegenüber, und mit Geschrei eingefangen.

Durch die Überbelegung mit neuen Insassen traten auch wieder Reibereien auf, man stritt sich um Tische und Hocker, an einem Tage stritten alle gegen alle. Wir waren eben alle durch Hunger, Angst und Schreck überreizt. Der Zorn hielt auch nicht lange an, wir vertrugen uns bald wieder ausgezeichnet.

Frühmorgens ein neuer Befehl: Abzählen der Einzelstehenden und Übersiedlung derselben in die sogenannte Einser-Baracke, die älteste und schmutzigste im ganzen Lager; warum, weiss kein Mensch. Die hierdurch entstandenen wenigen Lücken sind schon am Nachmittag durch neue Transporte aufgefüllt.

¹ Nach der Bekanntgabe des Resultats der Parlamentswahlen in Grossbritannien vom 5. Juli 1945 demissionierte Premierminister Winston Churchill am 26. Juli; der Führer der Labour Party, Clement Attlee, wurde mit der Regierungsbildung betraut und übernahm am 28. Juli die Leitung der britischen Delegation bei der Potsdamer Konferenz.

Neue Schauergerichte tauchen auf, in Karlsbad sollen Standgerichte stattfinden, Kämpfe gibt es zwischen den national gesinnten Tschechen und den Kommunisten. Auch das alte Märchen von «Karlsbad in Neubayern» wird aufgewärmt, diesmal mit der Versicherung, es hingen schon diesbezügliche Plakate am Bahnhof.

Eines Tages gab es eine kleine Tragikomödie, deren Mittelpunkt die schon erwähnte harmlose Verrückte war. Kurz nach dem Essen erklärte sie kategorisch: «Es gefällt mir hier ja ganz gut, aber das Essen ist zu wenig, ich gehe nach Hause!» Unsere Bemühungen, sie davon abzubringen, blieben vergeblich. Sie nahm ihren Mantel und den Fransenschal, an dem sie stundenlang zupfen konnte, um alle Holzwollteilchen herauszubringen, ihre Tasche und zog los. Wir gingen bis zum Ende unserer Lagergasse mit, weiter zu gehen war uns verboten, und versuchten, sie nochmals zum Hierbleiben zu überreden. Sie achtete gar nicht auf uns, marschierte weiter. Von den Fenstern und Gassenwinkeln aus beobachteten wir sie, mussten wir doch fürchten, jeder Posten, an dem sie vorbeikäme, würde auf sie schießen. Die Tschechen liessen sie aber ruhig zuwandern, nur als sie an den Stacheldrahtzaun kam und nach einer Türe suchte, legte der Wachsoldat sein Gewehr auf sie an. Da schien ihr etwas zu dümmern, und mit einem höflichen «bitte, bitte, wenn Sie meinen», das an den Posten gerichtet war, drehte sie um und trollte sich langsam zurück in die Baracke.

Eines Tages erkrankte eine der Insassinnen an Rotlauf. Ein Frauenarzt, ebenfalls ausgewiesen, behandelte sie mit geretteten Medikamenten, sie genas bald, die Lagerleitung kümmerte sich in keiner Weise um diese Kranke, noch wurden irgendwelche Absperrmassnahmen wegen weiterer Ansteckungen getroffen. Hingegen mussten wir alle in den nächsten Tagen achtmal zum Arzt «wegen Untersuchung»! Was er finden sollte oder wollte blieb unergründlich, er sah nur in den Hals, betrachtete Arme und Hände, liess einige Rumpfbeugen machen, und dann schickte er uns weg. Wir erfuhren nie, was es damit auf sich hatte. Es war ganz einfach eine Anordnung, halb durchgeführt, um irgendwelchen Befehlen Genüge zu leisten.

Trotzdem brachte diese Sache viel Unruhe und Aufregung, da der «Afrikaner» hämisch bemerkte, in unserer Abwesenheit beim Arzt würde das gesamte Gepäck nach zurückbehaltenem Geld und Wertsachen durchsucht werden. Wehe dem, der noch solche Dinge in seinem Besitz habe, 25 Stockprügel und sofortige Einweisung als Häftling seien ihm sicher! Es war aber nur ein Schreckschuss, das ganze Gerede; als wir zurückkamen von der «Untersuchung», lag alles so, wie wir es verlassen hatten, kein Mensch hatte die Baracke betreten. Das war es ja, was soviel Nerven kostete, diese ewigen Anordnungen, Drohungen, Gerüchte.

In der vierten Woche unseres Aufenthaltes im KZ wurden zwei Arztfamilien ganz plötzlich entlassen, es lag kein ersichtlicher Grund vor und wurde auch keiner angegeben, man wusste nie, woran man war. Neue Gerüchte wurden uns von in Aussenarbeit stehenden Häftlingen zugetragen: die endgültige Grenze soll erst im September gezogen werden! Neuer Schrecken am frühen Morgen: 48 Särge werden im Abstand und in jeweils kleiner Anzahl über die Lagergasse getragen. Die Abholenden unterhalten sich da-

bei ganz gemütlich und rauchen gemeinschaftlich an einer Zigarette. Wir haben nie erfahren, was es mit diesem Massensterben auf sich hatte, nicht einmal gerichtlich.

Während der Essensausgabe wurde ein Kriegsverletzter, er hatte nur einen Arm, vom «Fleischer» mit der Essschüssel so lange auf den blutenden Stumpf geschlagen, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Allen Prothesenträgern hatte man ihre Stützen fortgenommen, was für die Einbeinigen besonders peinlich war. Kam einer dieser Unglücklichen einem Befehl nicht schnell genug nach, dann jagten sie den Armen, hüpfend und stürzend, solange um den Lagerhof, bis er liegenblieb und auch auf Fusstritte nicht mehr reagierte. Ein junger österreichischer Soldat, mit dem ich manchmal sprach, verschwand plötzlich. Wie ich später hörte, ist er aus nichtiger Ursache erschossen worden. Auch hinter mir schossen sie einmal her, weil ich ihnen nicht schnell genug über den Lagerhof lief. Einmal brachte der Wachposten während der Essensausgabe triumphierend eine ältere halbnackte Frau angeschleppt, die er in der für Frauen verbotenen Zeit im Waschraum angetroffen hatte. Die Bedauernswerte musste mit einem Handtuch vor der Brust, Arme und Rücken klatschnass, solange vor dem «Fleischer» knien, bis es diesem genug dünkte und er sie mit dem Fusse fortstieß.

In der letzten Woche unseres Aufenthaltes, leider wussten wir damals noch nicht, dass es die letzte Woche sein würde, trat der «Afrikaner» um Mitternacht in unsere Baracke und sagte, wir sollten ihm unser zurückbehaltenes altes Geld geben, man würde uns einen Schein ausstellen, und die Lagerleitung würde dafür sorgen, dass wir es in die neue Währung, die schon am nächsten Tage in Kraft trat, umgewechselt erhalten würden. Das war nun wieder so eine Sache! Vielleicht bekam man sein Geld wieder, vielleicht auch nicht, vielleicht war es auch nur eine Finte, uns das Geld herauszulocken und dann zu bestrafen, weil ja der Besitz desselben verboten war! Na, man riskierten es, und diesmal hielten die Tschechen ihr Wort, wir bekamen tatsächlich für das abgegebene Geld den vollen Betrag in neuer Währung ausbezahlt.

Am 11. August traten einige Posten und der «Afrikaner» in unsere Baracke, lasen einige Namen aus einer Liste vor und bedeuteten den Aufgerufenen, sich sofort fertigzumachen. Wohin? Jeder in seine Heimatstadt! Das war tröstlich zu hören. Wir halfen den Abgehenden beim Packen, wehmütig war uns zumute, nun schrumpfte die Zahl der «Alten» wieder zusammen. Wann würde wohl auch für uns die Befreiungsstunde schlagen?

In viel kürzerer Zeit als wir es dachten, denn die eben Aufgerufenen wanderten wohl gerade über den Lagerhof, da erschien der «Afrikaner» aufs Neue, verlas einen zweiten Zettel, und da waren auch meine Tochter und ich mit dabei. In Hast stopften wir unsere Decken und Habseligkeiten zusammen, fürchteten wir doch immer wieder, die Tschechen könnten anderen Sinnes werden und uns wieder dabehalten. Damit hatten wir unrecht, diesmal ging es ihnen nicht schnell genug, sie stellten sogar einen Leiterwagen für alte und gebrechliche Leute und Kinder zur Verfügung. Meine Tochter wurde mit unserem bisschen Kram und anderen Bündeln und Kindern auf diesen Wagen geschoben, ich lief zu Fuss voraus. Der Weg, den ich nahm, ging durch Felder, die sich in ei-

nem sanften Schwung bergabwärts zogen. Ich sah den Wagen immer im gleichen Abstand unter mir, aber meine Tochter erkannte mich nicht und erlitt einen Weinkrampf, weil sie vermutete, ich sei von den Tschechen zurückbehalten worden. In Poschetau¹ fanden wir uns vor dem Gemeindehaus wieder zusammen, alle erhielten Quartierzettel und mussten nun im sinkenden Abend auf die Suche nach den zugewiesenen Häusern gehen.

Abschliessend erwähnt die Vfn; dass sie im Laufe der nächsten Monate noch zweimal von Tschechen aus ihren jeweiligen Wohnungen hinausgeworfen wurde, und berichtet kurz über ihre Ausweisung nach Süddeutschland im Juni 1946.

Nr. 93

Bericht der Hausfrau Antonie Fuchs aus Niederthal, Kreis Kaplitz.

Original, 21. Januar 1947, 1 Seite, mschr.

Enteignungs- und Austreibungsaktionen im Kreis Kaplitz; Aufruf zum freiwilligen Abzug nach Österreich Ende September 1945.

In mehreren Orten des Bezirks Kaplitz erfolgte die Aussiedlung der Deutschen schlagartig. Man wusste nicht, an welchem Tag oder zu welcher Stunde die Tschechen kommen würden. In der Gemeinde Sohors kamen sie Mitte Juni 1945 – es war ein Freitag – um 5 Uhr früh. Tschechische Soldaten und Gendarmerie umstellten die Ortschaft. Indessen fuhr ein mit tschechischen Männern vollbeladenes Lastauto in das Dorf ein, machte beim Gemeindeamt halt, und die Insassen sprangen vom Fahrzeug herunter. Jeder der Männer ging auf eines der Häuser zu, das ihm gerade passte, und von diesem Augenblick an betrachtete er sich als Besitzer des gewählten Anwesens. Der deutsche Eigentümer durfte sich gerade das mitnehmen, was er zur Hand hatte, jedoch wurden ihm Sparkassenbücher oder Wertgegenstände weggenommen. Unter den auf solche Weise Ausgetriebenen waren solche, die nicht einmal genügend gekleidet waren. Ein alter Mann von 73 Jahren, Wenzel Zangenfeind, trat in der Aufregung in Hemdärmeln vor sein Haus, und es wurde ihm nicht mehr gestattet, sein Zimmer zu betreten, um einen Rock zu holen. Die deutschen Leute wurden nunmehr auf das Lastauto gepackt und teils in Lagern untergebracht, teils zu tschechischen Bauern als Knechte und Mägde gegeben. Auf diese Weise wurde jede Woche ein Dorf geräumt. Nun gibt es in allen Dörfern gewöhnlich Häuser, die abseits stehen. Dort gingen die Insassen, Frauen und Kinder, mit einem Bündel am Rücken davon, wenn sie sahen, was in ihrem Dorf geschah. In der Gemeinde Zweiendorf haben die Tschechen nach diesen fliehenden Frauen und Kindern geschossen.

¹ Kreis Elbogen.

Am 25. September 1945 verkündete in unserem schönen Bergstädtchen Gratzen¹ der Lautsprecher, wer wolle, der könne mit 30 kg Gepäck über die Grenze nach Österreich gehen. Ich selbst, Antonie Fuchs (geborene Zangenfeind) ging mit meinen drei kleinen Kindern (Elisabeth 7 Jahre alt, Alfred 6 Jahre und Franzl 2 Jahre alt) über die Grenze. Dort wurde uns von der tschechischen Gendarmerie und Grenzpolizei nach einer strengen Leibesvisitation alles Wertvollere abgenommen, neue Wäsche, Kleider und Schmuck, sogar Kindersachen.

Abschliessend werden einige Zeugen für die geschilderten Vorgänge genannt.

Nr. 94

Erlebnisbericht des Bauern F. P. aus Heinrichschlag,

Kreis Neubistritz. Original, März 1947, 7 Seiten (Din A 5), hschr.

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Heinrichschlag und anderen Gemeinden des Kreises Neubistritz nach Österreich Ende Mai 1945.

Einleitend gibt der Vf. einen kurzen Überblick über die Massnahmen der Tschechen in Heinrichschlag.

Am 30. 5. um halb 11 Uhr vormittags kam der Befehl: binnen zwei Stunden muss das Dprf geräumt sein. Einige Tage vorher wurde schon etwas gemunkelt, dass wir fort müssen, aber niemand glaubte es. Der tschechische Bürgermeister sagte auch, es sei nicht wahr. Daher arbeiteten an jenem Tage viele Leute draussen am Feld. Wir selber waren auch am Feld und wurden erst geholt. 30 kg Gepäck war erlaubt mitzunehmen. Meine Eltern waren so verwirrt, dass sie vor Jammer gar nichts fanden. Die Schwester hatte drei kleine Kinder, das jüngste ein Jahr alt, konnte auch nicht schnell einpacken. Ich allein tat noch schnell etwas ausgraben und zusammensuchen. Es war aber kaum eine Stunde vorbei, kam ein Tscheche, versperrte die Haustüre. Er durchsuchte unsere Sachen nach Schmuck, Photographapparat und tschechischem Geld. Als ich mit dem Schubkarren zum Hofort hinausfuhr, kamen zwei Partisanen und fuhren mich barsch an, wie gross unsere Wirtschaft wäre. Ich sagte nichts, da bekam ich zwei Kolbenstosse in den Rücken, dass ich glaubte, das Rückgrat sei entzwei, und der eine meinte: «Jetzt kannst Du einen Tagelöhner machen, deutscher Hund.» Das war der Abschied aus dem Hause meiner Väter, auf welchem unser Geschlecht seit dem Jahre 1686 war; also 259 Jahre war unser Geschlecht am Hof, und nun waren wir in einer Stunde draussen. Ein Schubkarren voll Sachen war unser ganzes Hab und Gut.

¹ Die Gemeinde Niederthal gehört zum Stadtbezirk von Gratzen.

Sechs der angesehensten Männer des Ortes wurden beim Feuerwehrhaus mit erhobenen Händen mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt. Wenn irgendjemand sich geweigert hätte, fortzugehen oder das geringste vorgefallen wäre, hätte man diese sechs erschossen. Bei der Schule war der Sammelplatz. Es gab ein Weinen und Jammern ohnegleichen. Auf drei Wagen wurden die wenigen Habseligkeiten von über hundert Personen geladen. Die alten Leute und die kleinen Kinder konnten aufsitzen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Tschechische Partisanen begleiteten schwerbewaffnet zu Ross den traurigen Zug bis an die österreichische Grenze, bis wohin wir ungefähr 20 km hatten. In Fichtau war die tschechisch-österreichische Grenze. Alles wurde von den Wagen geschmissen und von tschechischen Grenzwächtern genau kontrolliert und was ihnen angenehm war genommen. Der Marsch der Heimatlosen ins Elend begann in Österreich. Auf Schubkarren führten sie ihre Habseligkeiten weiter. Viele schleppten Bündel oder führten Kinderwagen. Der Anblick, den die Strassen an der österreichischen Grenze boten, war wohl erstmalig in der Geschichte. Alle Strassen waren voll mit Flüchtlingen, welche dörferweise mit Schubkarren oder Handwagen samt Kind und Kegel ankamen. Viele hatten nur das, was sie am Leibe trugen, ihr eigen.

Der Neubistritzer Kreis war der erste, den das bittere Los traf. Daher waren die Leute am wenigsten vorbereitet und haben grösstenteils auch fast gar nichts mitnehmen können. Das war die humane Aussiedlung unseres Dorfes Heinrichschlag am 30. Mai 1945. In Österreich war jeder auf sich angewiesen, und niemand kümmerte sich darnach, ob sie ein Unterkommen fanden. Oft konnten die Flüchtlinge nicht einmal ein Nachtquartier finden. Für die Leute, wo mehr Arbeitsfähige und weniger Kinder und alte Leute in der Familie waren, ging es ja noch; aber bei den Familien wie bei uns war es schwer, weil man nirgends unterkommen konnte. Am 1. März 1946 mussten wir wieder von Österreich fort.

Der Bericht schliesst mit einigen Bemerkungen über die Situation der Vertriebenen.

Nr. 95

Protokollarische Aussage der Hausfrau Margarethe Kunschak aus Iglau.

Original, 6. Dezember 1946, 2 Seiten, mschr.

Vorgänge bei der Austreibung der deutschen Bevölkerung aus Iglau.

Das Protokoll beginnt mit kurzen Angaben der Berichterstatterin über einige Vorfälle nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen.

Am 22. 5. 1945 wurden die Deutschen von Iglau binnen weniger Minuten ohne vorherige Verständigung aus den Häusern getrieben. Frau Kunschak hatte nur etwa 15 Minuten Zeit zum Einpacken. Schon dabei wurde viel weggenommen, ebenso der gesamte

Schmuck, und sogar die Ohrringe wurden aus den Ohren herausgerissen, so dass z.B. Frau Kunschak ein Ohrläppchen verletzt hatte. Die Leute wurden in mehrere Lager verteilt. Frau Kunschak kam in das Lager Helenenthal, das ein 5 Stock hohes altes Fabrikgebäude war. Diese Lager waren derart überfüllt, dass z.B. in einem Saal 350 Menschen beisammen waren. In diesem Lager waren die Leute fast 6 Wochen lang. Die Verpflegung bestand aus einem viertel Liter Kaffee und einem viertel Liter dünner Wassersuppe täglich. Anfangs gab es kein Brot dazu, erst nach 8 Tagen bekamen sie täglich 5 bis 10 kg Brot oder 2 Kartoffeln. Während des Tages wurden manche Leute zu Arbeiten herangezogen, unter anderem Frauen und Mädchen zum Kasernenputzen, wobei viele vergewaltigt wurden, ja manche nicht einmal mehr zurückkamen. Frau Kunschak selbst war im Lager Krankenschwester, Lagerarzt war der ebenfalls ausgewiesene Dr. Heger aus Iglau. Schon am dritten Tag brach die Ruhr aus, und es entstand im Lager ein furchtbarer Geruch und Schmutz, da es keine Aborte gab. Erst nach einigen Tagen wurden Latrinen angelegt. Soweit die Leute Geld hatten, mussten sie 1'000 Kronen (in der Iglauer Sprachinsel galt die Protektoratswährung) für das Lager erlegen. Lebensmittel mussten abgeliefert werden. Medikamente standen keine zur Verfügung. Als man sich auf irgendeine Weise von draussen welche erbettelt hatte, wurden sie von den Soldaten wieder abgenommen. Das einzige Medikament, das dem Arzt zur Verfügung stand, war Tierkohle. Es kamen im Lager auch Kinder zur Welt, die aber meist schon nach wenigen Stunden starben. Einer Frau starben auch die vier Monate alten Zwillinge, da sie sie nicht mehr stillen konnte. Auch die Kinder bekamen nur die Wassersuppe. Viele Kinder über zwölf Jahre wurden verschleppt und so von ihren Eltern getrennt. Das Mädchen einer Frau namens U. fand so z.B. ihre Mutter erst 2 Monate später in Österreich, sie war bei einem tschechischen Bauern zur Arbeit gewesen¹.

Eines Abends wurde mit der Räumung des Lagers begonnen und den Leuten dabei nochmals vieles weggenommen, darunter auch sämtliche Dokumente (auch Taufscheine), soweit sie von den Tschechen gefunden wurden. Die tschechische Polizei nahm vor allem sämtliche Koffer weg. Dann mussten alle fort, und zwar zu Fuss. Nur drei Pferdewagen waren für die alten Leute zur Verfügung gestellt. Der Fussmarsch betrug ungefähr 40 km durch die tschechischen Dörfer südlich Iglau. Es waren heisse Tage, und es wurde den Leuten nicht erlaubt, unterwegs Wasser zu schöpfen. Vom tschechischen Pöbel wurden sie mit Steinen beworfen und angespuckt. So kamen sie bis in die Ortschaft Teltsch, von wo nur ein Teil weiter nach Österreich durfte. Die anderen mussten wieder über 12 km zurück bis in das deutsche Dorf Staunern, wo sie ins ehemalige RAD-Lager kamen, dort aber nicht alle Platz hatten, so dass viele, auch Frauen mit Kindern, auf der Wiese übernachteten mussten, während ein Gewitter mit strömendem Regen niederging. Zu essen erhielten die Leute nichts. Erst am nächsten Tag wurden die Leute etwas verteilt, erhielten einige Schweinekartoffeln und täglich ein Liter Wasser pro Person, das zum Waschen, Trinken, Kochen usw. reichen musste. In einer Baracke

¹ Über die Internierung der Iglauer Deutschen und die Verhältnisse im Lager Helenenthal s. auch Bericht Nr. 31.

brach bald Bauchtyphus aus. Unter anderem starben dort die Frauen Faltus, Honsak, Türmer, Brüll, Bendel und der Spielzeugwarenhändler Raab aus der Frauengasse. Auch hier standen keine Medikamente zur Verfügung, nur einer Schwester wurde gestattet, Eichenrinde zu holen, aus der man dann einen Absud machte, der den Kranken zu trinken gegeben wurde. Einige deutsche Bauern brachten manchmal etwas zu essen, was man anfangs zuliess. Eines Tages liess jedoch der Lagerhauptmann in die sich zu den Essen bringenden Bauern drängenden Deutschen hineinschiessen, so dass es zwei Tote und einen Schwerverletzten gab. Die Toten waren Frau Körpes, etwa 51 Jahre alt, und Frau Friedel, eine junge Frau, die einen vierjährigen Knaben hatte. Manche Leute hatten nichts anderes mehr als das blosses Gewand am Leib, alles andere war ihnen genommen worden. Ein Russe, der einmal ins Lager kam, sagte, nicht einmal in Sibirien sei es so schlimm. Am Abend vor der Abreise, etwa um 10 Uhr nachts, gingen tschechische Soldaten durch das Lager, leuchteten jedem ins Gesicht und suchten die jüngeren Frauen und Mädchen heraus, die den in der Nacht durch den Ort ziehenden russischen Truppen zur Verfügung gestellt wurden. Frau Kunschak selbst entging diesem Los, sagte aber, es sei schrecklich gewesen zu hören, wie die Russen den Frauen durch die Felder nachjagten und sie vergewaltigten. Am Nachmittag des nächsten Tages wurden alle in Höditz einwaggoniert, und es ging an die österreichische Grenze, wo die 5 RM, die jedem mitgegeben worden waren, wieder grösstenteils abgenommen wurden. Ein Mann, namens Steinhauer, der vom Wagen fiel und sich das Bein brach, wurde einfach niedergeschossen.

Nr. 96

Bericht des Bibliotheksdirektors i. R. Hans Krcal aus Iglau.

Original, 5. Mai 1955, 12 Seiten, Teilabdruck.

Die Austreibung von internierten Iglauer Deutschen nach Österreich im Juni 1945; Vorfälle auf dem Marsch zur Grenze.

Im ersten Teil seines Berichts¹ schildert der Vf, die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung von Iglau nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen, die Internierungsaktion seit Mitte Mai 1945 und die Zustände und Ereignisse im Lager Ober goss, dessen deutscher Lagerleiter der Vf, war. Am 24. Juni begann mit einem ersten grossen Transport der Abschub der Internierten nach Österreich,

Beim Abendappell am 24. [Juni 1945] wurde mitgeteilt, dass der grösste Teil des Lagers in den Morgenstunden abgehen wird und dass nur Einzelne zur Aufräumung der Baracken Zurückbleiben. Dieser Appell zog sich mit den verschiedensten Schikanen bis 11 Uhr nachts hin. Als Abmarschstunde wurde 4 Uhr früh angegeben. Bis 3 Uhr früh

¹ abgedruckt unter Nr. 31.

arbeitete ich mit meinen braven Mitarbeitern an der Ausstellung der Transportlisten, und als alles erledigt war, bat ich Leutnant Hobza um die Erlaubnis, mit diesem Transport abzugehen, zumal mein Stellvertreter für das weitere Verbleiben im Lager bestimmt war. Seit der Kinderverschleppung¹ war ich mit meinen Nerven heruntergekommen, dazu kam noch, dass mir tschechische Soldaten, der Leiter der Nebenstelle des Arbeitsamtes Cutka und auch der grobe tschechische Friedhofsgärtner bei gelegentlichen Schimpfereien zu verstehen gaben, dass man mit mir etwas vorhat. Nur weg aus dem Lager, war mein ständiges Denken. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn Angehörige des nächsten Transportes erzählten mir, dass mich schon am nächsten Tag die tschechische Gestapo zum Zwecke der Verhaftung suchte. Widerwillig und mit einem groben Wort (jdi do prdele^{2,3}) wurde ich doch zum Abmarsch zugelassen. Der Elendszug meiner Landsleute war bereits aufgestellt, in 10 Minuten war alles durch Frau und Sohn auf ein Wägelchen auf gepackt, und ein Mitarbeiter stellte mir inzwischen die Abgangspapiere aus, und so wurde mir durch Gottes Fügung und durch den Leutnant Hobza ein Schicksal, das ich bei meinem damaligen seelischen und körperlichen Zustand sicher mit dem Tod bezahlen hätte müssen, erspart. Als Wegzehrung bekamen wir Brot und Margarine. Der Zug wurde von Soldaten und Partisanen begleitet, die uns wie eine Viehherde trieben. Auf dem Wege wurde mir von einem Partisanen eine Aktentasche, ein Mantel, Zigaretten u.a. abgenommen. Der Marsch ging über Willenz nach Stannern, dem südlichsten Ort der Iglauer deutschen Volksinsel. Hinter Willenz überraschte uns ein gewaltiger Wolkenbruch, der Menschen und Gepäck vollständig durchnässte. Der Zug musste stehen bleiben, niemand durfte seinen Platz verlassen. Die Soldaten und Partisanen suchten sich aus dem Gepäck der Vertriebenen Regenmäntel und Decken heraus. Übrigens, für Regenmäntel hatten die Soldaten schon im Lager eine grosse Leidenschaft. Von Stannern kehrten hochbepackte Leiterwagen mit Betten und Kleidungsstücken nach Iglau zurück und gaben uns bereits einen Vorgeschmack, was wir in Stannern zu erwarten haben.

Stannern war das gefürchtetste Lager⁸. Die Baracken dienten vorher dem weiblichen Reichsarbeitsdienst. Die Räume waren für die zusammengepferchten Deutschen viel zu klein, die Verpflegung auch für das Mindestmass gesehen vollständig unzulänglich, dafür aber die Strafmethoden für die geringsten Vergehen (Vergehen nach der Ansicht und der damaligen Mentalität der tschechischen Unmenschen) reichlich, ausgeklügelt und furchtbar. Schwere Prügelstrafen, stundenlanges Stehen auf den Zehenspitzen mit erhobenen Armen waren wie im Obergosser Lager die tägliche Unterhaltung der Bewachungsmannschaft. In Stannern starben viele alte Leute und Kinder. Das humanste Lager war nach Aussagen meiner Landsleute, wenn man in diesen Verhältnissen von Humanität überhaupt sprechen kann, das Lager in Altenberg.

Beim Einzug in das Stannerer Lager erlebten wir furchtbare Prügelszenen. Frauen, bei denen man bei der Leibesvisitation etwas gefunden hatte, wurden so geschlagen,

¹ s. hierzu den ersten Teil des Berichts, S. 186.

² tschechischer Kraftausdruck.

³ vgl. Bericht Nr. 95.

dass sie zusammenbrachen. Weggenommen wurden mir die Federbetten, die Bettwäsche, zwei Mäntel, eine Aktentasche und Sparkassenbücher. – Noch am Nachmittag des 25. ging es weiter nach Höditz. Von Obergoss bis zum Tagesziel wurden an diesem einen Tag etwa 40 Kilometer zurückgelegt. Um uns nicht durch Ortschaften zu führen, trieb man uns über Feldwege und Wiesenpfade. Von Staunern bis Höditz standen wir unter Bewachung von 18- bis 20jährigen Partisanen. Durch die Ermüdung und das hügelige Terrain kam der Zug nur langsam vorwärts, da wurde mit Peitschenhieben von diesen rohen und mitleidslosen Gesellen hereingeschlagen. Auf diesem Golgathaweg hliebten viele alte Leute und Kranke im Strassengraben liegen, Kinder starben, es war ein Jammer und Weinen. Die Mütter hatten weder Milch, noch konnten sie einen Brei oder eine Schleimsuppe kochen, höchstens Wasser gab es für die unterernährten und an Ruhr erkrankten Säuglinge und Kleinkinder. Gar manche Mutter hatte sich schon längst ihres Gepäckes entledigt und schob mühsam im Kinderwagen ihr totes Kind. Der Friedhof hinter Zlabings auf österreichischem Boden mit seinen Kindergräbern ist und bleibt ein Mahnmal tschechischer Unmenschlichkeit. Hinter dem Elendszug nach Höditz fuhr ein Leiterwagen, der die aufnahm, die noch hinaufklettern konnten, die es aber nicht mehr konnten, blieben liegen, ihr weiteres Schicksal ist mir unbekannt.

In Höditz angekommen, wurden uns sämtliche Handwagen abgenommen. Als ich ins Helenenthaler Lager getrieben wurde, hatten wir noch einen festen Handwagen, bepackt mit Kleidern und Federbetten, von Obergoss nach Staunern nur mehr ein gebrechliches kleines Wägelchen, nicht viel grösser als es Kinder zum Spielen haben, von Höditz ab blieb uns nur mehr der Rucksack. In Höditz wurden wir in Scheunen einquartiert. Am 26. früh kamen die Partisanen und wollten unseren damals 14jährigen Sohn wegführen, um ihn in ein Jugend-Arbeitslager oder zum Bauern als Knecht zu stecken. Abermals eine schreckliche Nervenprobe. Nur dadurch, dass wir ihn in einen Strohhafen versteckten und es ihm in einem unbewachten Augenblick gelang, aus der Scheuer zu entfliehen und sich beim Bahnhof im Gebüsch bis zu unserem weiteren Abtransport aufzuhalten, retteten wir unser Kind vor schweren und düsteren Tagen, vielleicht sogar Jahren. In Höditz wurden wir in hohe offene Kohlenwagen einwaggoniert, und zwar mit soviel Menschen vollgepfropft, dass wir wie Heringe in einem Fass, nur Stehend, geschlichtet waren. Die Funken der Lokomotive brannten uns Löcher in die Kleider. In Zlabings angekommen, durften wir schon ohne Soldaten und Partisanen zur nahen Grenze. Zollbeamte führten vor dem Schlagbaum eine Gepäcks- und Leibesvisitation durch und nahmen mir das restliche tschechische Geld ab. Eine Übergabe der Internierten erfolgte nicht, jeder ging, wohin er wollte. Müde, aber doch glücklich, der tschechischen Hölle entronnen zu sein, verbrachten wir die erste Nacht und so manche weitere am Rande einer Scheune unter dem freiem sommerlichen Himmel. Vierzehn Tage bettelten wir uns von Ortschaft zu Ortschaft bis nach Krems durch, wo uns nur Unfreundlichkeit der österreichischen Verwaltungsstellen als Willkomm erwartete.

Wenn dieser Bericht auch nur die persönlichen Erlebnisse eines Einzelnen und seiner Familie schildert, so waren doch die Leiden, Qualen und Sorgen aller Landsleute die gleichen, bei einem weniger, dafür aber beim anderen umso schwerer, der düstere und furchtbare Grundzug der Vertreibung in seinen unmenschlichen Methoden und Auswirkungen war bei allen derselbe.

Nr. 97

Erlebnisbericht der Frau Maria Zatschek aus Brünn.

Original, ohne Datum, 55 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

Vorübergehende Internierung der Brünnner Deutschen vom 12. bis 15. Mai 1945; ihre Austreibung im Fussmarsch zur österreichischen Grenze am 31. Mai; Zustände und Ereignisse im Lager Pohrlitz; Abtransport von Frauen und Kindern über das Lager Muschelberg bei Nikolsburg nach Österreich am 23. Juni 1945.

Die Vfn. schildert zunächst ihre Erlebnisse in der Zeit vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee in Brünn, die Verhaftung ihres Ehemannes durch die Tschechen, die Vorgänge beim Arbeitseinsatz in Brünn und fährt dann fort:

Dass doch immer die Abendstunden so viel Bitteres bringen. Ein Befehl wird von Haus zu Haus getragen. «Sämtliche Deutsche, inbegriffen Greise und Säuglinge, haben sich mit Proviant für drei Tage vor ihren Häusern zu versammeln.»

Was mit uns geschieht, wissen wir nicht. Doch Frau Resi hört das Gras wachsen. Sie flüstert mir zu: «Alle werden eingesperrt, weil der Benesch kommt (ich war sicher nicht neugierig auf ihn). Man fürchtet wahrscheinlich ein Attentat.» Für Frau Resi bedeutet das Leben eine Sensation. Habe fast den Eindruck, dass sie sich bis jetzt gelangweilt hat.

Diesmal waren wir auf das Ärgste gefasst. In Schulen wurden wir untergebracht, es gab Männer- und Frauenlager. Mitternacht wurde, bis wir zur Ruh kamen. Auf dem Fussboden lagen wir auf unseren mitgenommenen Decken. An Schlaf war nicht zu denken. Die Säuglinge weinten vor Hunger, da die Muttermilch infolge der Aufregungen versiegte. Eine junge Mutter versuchte ihrem winzigen Baby in Wasser geweichtes Brot zu reichen.

Früh erfuhren wir, dass Präsident Benesch durch Brünn kommen soll. Da uns nicht getraut wird, wurden wir eingesperrt.

Am Vormittag wurden alle Frauen am Hof aufgestellt, nummeriert und uns Folgendes verkündet: «Merkt Euch! Im Falle dem Herrn Präsidenten etwas zustoßeu sollte, wird jede zehnte Frau erschossen. Ausserdem ist Todesstrafe darauf gesetzt, wenn eine von

Euch sich untersteht, beim Fenster hinauszuschauen.» Eines Lächelns kann ich mich nicht erwehren. Der Hof ist mit Stacheldraht umzäunt; keine Waffe hatten wir, und so viel Angst machen wir ihnen. Aber ganz angenehm ist es doch nicht, eine Nummer 90 zu sein! – Und die bin ich!

Elend schleppen sich diese Tage hin. Arbeit wäre besser. Die Kinder sehen so elend aus, fast niemand hat zu essen. Annemarie, die an und für sich sehr zart ist, wird täglich dünner. Frau Lehrerin F. weint sehr viel. Befragt nach ihrem Leid, deutet sie auf ihre 14jährige Tochter. Das schöne, blonde Kind war öfters vergewaltigt worden. Mit dem sympathischen Mädchen spreche ich dann. Sie sagt mir: «Wir müssen das alles vergessen. Eine gute Ärztin möchte ich werden. Was würde der Vati sagen, wenn ich ein Kind bekäme?» Mein Mitgefühl ist oft schwer zu ertragen. Dabei quälte ich mich so sehr um die Jungen und um Hans.

Am dritten Tag unserer Haft bekommen wir Besuch tschechischer Geistlicher. Mit unserer schlechten Behandlung ist der Klerus nicht einverstanden. Da an Lebensmitteln grosser Mangel herrscht, wird gestattet, dass jeder, der noch einen kleinen Vorrat zu Hause besitzt, davon holen kann. Unter Bewachung geht diese Aktion vor sich. Aus dem Wenigen, das sich vorgefunden hat, wird täglich eine warme Mahlzeit gekocht werden, wir werden leichten Arbeiten zugeteilt. Und wieder war alles anders! Wir wurden heimgeschickt. Unsere Kartoffeln konnten wir wieder heimtragen. Eine schlechte Komödie ist alles, nichts ist originell, eine Kopie des Hitlerregimes, immerfort müssen wir hören: «So wie ihr es den Juden getan habt!» Wie viele von uns haben nichts dazu beigetragen! Eine grosse Überraschung wartete auf uns: Am Haustor war zu unserem Empfang ein Zettel aufgeklebt: Beschlagnahmt und enteignet.

Das Wundern haben wir uns abgewöhnt, rasch kann man abstumpfen. Vater ist vor uns dagewesen. Mein gepflegter Papa sieht wie ein Räuber aus, aber ganz verwildert. Einen Bart hat er! Als er mein Entsetzen merkt, ruft er energisch: «Den Bart lasse ich stehen für das nächste Mal!» Nebenbei sei erwähnt, dass in unserer Abwesenheit sämtliche Teppiche weggeführt wurden, sowie Instrumente und noch und noch.

Die von Sensationen lebende Frau Resi berichtet: «Kaum waren Sie weg, kamen riesige Lastautos angefahren. Zwei Russinnen und zwei Soldaten stürzten sich in die Wohnung und schleppten, was sie konnten.» Ein heiteres Bild soll eine Russin geboten haben. Sie hatte sich mit den Resten meiner Garderobe eingekleidet. Sie trug mein Brokatabendkleid, das sie in ihrer Fülle nicht schliessen konnte, meinen Dirndlhut und hohe Gummistiefel. Diese Zusammenstellung hätte ich sehen wollen! Frau Resi wurde ein heiteres «Mädchen». Als ihre Erzählung beendet war, griff sie sich plötzlich an den Kopf und rief: «Habe vergessen, dass wir Tschechen bei Todesstrafe nicht mehr mit den Deutschen sprechen dürfen!» Und weg war sie.

Als ich endlich eine Mahlzeit zustandegebracht hatte, sagte mein Vater: «Mimi, so sag mir doch, wie stellst Du Dir das Weitere vor?» – Ich kann es nicht sagen, alles geht einmal vorbei, denke ich.

In der Diele spricht ein mir fremder tschechischer Herr mit dem Hausbesorger. Diesen höre ich sagen: «Ich rufe die Hausfrau!» – «Was gibt es denn, da bin ich schon!» Ohne sich vorzustellen, reicht mir der ungefähr 40jährige Herr einen Schein vom Wohnungsamt mit der Anweisung für eine Wohnung in unserem (gewesenen) Hause. Er besichtigt beide Stockwerke und entscheidet sich für die Parterrewohnung. Bescheiden erlaube ich mir zu fragen, wo ich jetzt wohnen werde. Arrogant sagt er, dass ihn das nicht interessiere, was ich verstehen kann, aber noch immer kommt man sich zu wichtig vor. «Noch ein Stockwerk haben Sie im Haus, also!» Morgen Nachmittag will er einziehen. Die letzte Nacht schläft Mädi in ihrem Zimmer, es ist so reizend eingerichtet. Ob wir wohl Möbel mitnehmen dürfen? Nicht nachdenken und schlafen, rede ich mir gut zu.

Zu sehr schwerer Arbeit kommen wir. Grosse Kisten mit Glasscherben werden von je vier Frauen auf Streifwagen auf geladen. Für unsere geschwächten Kräfte müssen wir viel zu weit damit ziehen, auch das Heben und Abladen ist zu schwer. Nachdem wir einige Fuhren gemacht haben, stürzte eine der Arbeitskolleginnen, verletzte sich die Hand. Wir anderen packen fester zu. Den Daumen der rechten Hand habe ich verrenkt. Da ich einen Schmerz in der rechten Leiste spüre, melde ich mich beim Arbeitsführer ab und gehe in eine Ambulanz. Ein junger Arzt, sehr überbürdet, fatscht¹ mir die Hand und konstatiert zu meinem Missvergnügen einen Leistenbruch. Doch ein Plus gibt es zu verzeichnen. Auf meinem Ausweis steht: «Nur für leichte Arbeit geeignet.»

Bedeutend früher als sonst sind wir zu Hause, was sich als notwendig erweist. Sobein erschien der neue Mieter auf der Bildfläche. Frau Resi, die allwissende, flüstert mir zu: «Dem müssen Sie ‚Pane Partisan‘⁴ sagen!» – Auf das kommt es nicht mehr an, denke ich. Sonst ein kleiner Beamter, wurde er fünf Minuten vor Zwölf Partisan. Aber er war es und hat seine Rechte. Zu mir sagt er: «Persönliche Dinge dürfen Sie mitnehmen, sonst nichts. Auch wünsche ich gute Bettwäsche, erst für zwei, später für mehr Betten (was denn nicht noch?), denn wir haben Bombenschaden.» Ich sage drauf, dass wir von den «Brüdern» ausgestohlen sind.

Zu meinem Entsetzen bemerke ich, dass Frau Resi tut, was nicht ganz schön ist. Sie stiehlt mir vor der Nase weg, was sie nur kann. Meinen letzten Schlafrock erwischt sie mit der Bemerkung: «Den brauchen Sie nicht mehr.» Herr Partisan schafft mit, Notenschränke und Bibliothek zu räumen. Wir schleppen Hunderte Bände von Partituren, doch wie wir in der grössten Arbeit sind, erscheinen die Herren vom Národní Výbor. So unangenehm die Sache an sich ist, bin ich froh, meine Hand auszuruhen.

Zwei Stunden dauert die Durchsicht unseres Besitzes. Die Herren staunen, wie vieles schon fehlt. Die eingebauten Vitrinen entlocken ihnen Ausrufe des Entzückens. Neidisch schaut der Partisan zu, er hätte gerne gerafft. Kopenhagener und Goldscheider Porzellan sowie die Reste des Karlsbader Service werden bewertet. Dem Einkaufspreis nach werden die Werte notiert. Bei Bildern und Geschenken ist oft eine Beurteilung

¹ verbindet.

nicht ganz leicht. Die Herren sind sehr misstrauisch. Endlich ist das grosse Haus durchgesehen, das Komitee hat seine Arbeit beendet, ich unterschreibe.

Die Kommission bestand aus einem uns persönlich bekannten Advokaten und drei Staatsbeamten. Sie benahmen sich sehr anmassend und beobachteten uns scharf. Trotzdem gelang es mir, Mamas Schmuck, den ich in einem kleinen, silbernen Geldtäschchen ständig bei mir trage, in einem der Heizkörper der Zentralheizung unter einem Fenster zu verstecken.

Noch am späten Abend kam der Vater des Partisanen zur Begutachtung der neuen Wohnung seines Sohnes. Arrogant kritisierte er, dass der Flügel verstimmt sei (diese Eigenschaft teilte ich mit dem Klavier), versuchte die Geige meines Mannes und fand das Kinderzimmer unnötig gross.

Wir trugen in Waschkörben Liederbände, Bücher, Gerhards Cellonoten, die Bände der Klassiker, Wörterbücher in verschiedenen Sprachen usw. in die Diele, wo wir sie auf stapeln sollten. Dieses in vielen Jahren mit viel Freude gesammelte Eigentum sollte abgeholt werden. Zu welchem Zweck? Für uns ist es gleichgültig. Ein grosser Verlust ist es. Bewusst, absichtlich werden wir gequält.

Frau Resi weiss alles. Sie weiss bereits, dass der Partisan, [zu] dem wir «Herr Major» sagen müssen, eine ganz kleine Wohnung bis jetzt innebatte. Sie weiss auch, dass er unsere Schreibmaschine als sein Eigentum betrachtet, was sie sehr verdriesst, aber nicht aus Liebe zu mir. Ihr Ton ist merklich verändert. Rasch hat sie vergessen, dass ich ihr vieles geschenkt habe. Fast fordernd ist ihr Verhalten. Unbegreiflich ist mir diese Veränderung, und ich begreife, dass ich in der Dauer von elf Jahren einen Menschen überschätzt habe.

Mit einigen Bündeln ziehen wir im oberen Stockwerk ein. Auch Papa und meine Tochter haben sich in die neue Lage gut eingefunden. Doch einen grossen Schmerz hat Mädi: Bei ihrer grossen Musikalität bedeutet es ihr ein Opfer, kein Klavier zu haben. Sie lässt sich trösten, als ich ihr sage: «Wenn wir den Major schön bitten, wird er Dich manchmal spielen lassen.» Ich glaube nicht daran.

Papa freut sich, dass er noch im Winter die Energie aufbrachte, die Kompositionen von Hans im Safe der Sparkasse zu deponieren. Um diese mühevollen Arbeiten wäre sehr schade gewesen. Beim Brand des Studios des Radiojournals, wo Noten von uns nach einer Aufführung nicht mehr zur Zeit abgeholt werden konnten, ging die Partitur eines Streichquartettes verloren. Durch Vaters Vorsicht haben wir auch die in Wien preisgekrönte Hymne mit grossem Orchester, welcher die Uraufführung dort bevorstand, retten können. Die anderen Arbeiten hatten wir aufgehoben.

Ein Stück unseres Lebens nach dem anderen wird uns genommen. Doch will ich nicht verzagen. Wenn meine Sorgenkinder wieder heimkehren, will ich keinen Verlust bedauern.

Heute werden wir ruhig schlafen können. Der Herr Major ist unser Schutz. Kein Russe wird sich mehr erlauben, uns zu belästigen!

Die Arbeiten ausser Haus sind leichter geworden, doch für meine schmerzende Hand noch anstrengend genug. Helene Ilgner vermisse ich, sie ist ein so lieber Mensch.

Sehr nahe geht es uns, dass meine Freundin Lise infolge einer Verwechslung mit einer Nazistin (wie die Tschechen sich ausdrücken) gestern abgeführt wurde. Täglich konnte jede von uns etwas Derartiges erleben.

Von der Arbeit heimkommend erwartet mich mein Vater schon auf der Strasse. Der alte Herr ist verzweifelt. Das erste Stockwerk ist schon geräumt. In der Diele liegen Bündel und Koffer mit unseren Habseligkeiten. Näher geht es zum Himmel. In den Mansarden dürfen wir wohnen. Ein Dienerzimmer mit fliessendem Wasser hat zwei Schlafgelegenheiten. Der grössere Raum war das Fremdenzimmer, sehr wohnlich mit alten Möbeln eingerichtet, hat ein sehr bequemes Bett und einen eingebauten Kofferschrank. Dort wird Vater gut schlafen können. Einen elektrischen Ofen können wir dort anschliessen. Im Winter allerdings wird es bei grosser Kälte nicht sehr behaglich sein. Die Räume waren nicht zum Aufenthalt bei Tag gedacht, daher nicht zentral beheizt. Wozu weiter denken? – Ich habe den Eindruck eines Provisoriums.

Im Stiegenhaus treffe ich die neuen Mieter. Wenn wir schon unsere Wohnung opfern mussten, so war ich diesmal zufrieden. Unser Installateur, Herr F. (ein Tscheche), der jahrelang für uns gearbeitet hatte, ist mit Frau und zwei erwachsenen Töchtern eingezogen. Sie haben bis jetzt der Wohnungsnot wegen erbärmlich gewohnt. Die Frau ist besonders nett. Das neue Heim ist ihr zu gross, gerne hätte sie sich mit zwei Zimmern begnügt. Überhaupt war ihr das Einziehen zu uns peinlich. Ich wollte nicht bedauert werden. Am Abend kamen verschiedene Besuche, Leute aus der Nachbarschaft, die uns um «Andenken» baten. Sie waren lästig und habgierig. Um sie los zu werden, gab ich ihnen von den versteckten «Gegenständen». Vasen, Schalen, Tassen wechselten den Besitzer. Wie auf einem Jahrmarkt ging es zu. Mit Mühe rettete ich einen elektrischen Heizkörper und einen Termophor.

Heute sind wir nervlich sehr bergenommen, zu viel stürzte über uns ein.

Nachdem der Major endgültig eingezogen ist, spielt er sich als den grossen Herrn auf. Die schöne Wohnung dürfte ihm zu Kopf gestiegen sein. Mit seinem 13jährigen Sohn wohnt er hier. Seine Gattin blieb noch bei ihren Eltern. Die Berichterstatterin Frau Resi erzählt, dass ein Töchterchen während des Krieges gestorben sei.

Der Major liess mich rufen. Da wir viele Stunden Fenster und Geschirr in einem Krankenhaus gereinigt hatten, ist es nicht angenehm, sich noch am Abend zu ärgern. «Wo sind alle Schlüssel?» brüllt er mich an. Es fehlen einige. Und er will nicht verstehen, dass durch die letzten Vorkommnisse alles anders geworden ist. Früher war unser Haus in peinlichster Ordnung. Jedes Stockwerk hatte einen Schlüsselkorb. Lange suche ich mein Körbchen, bis ich es endlich in den Bodenräumen fand. Sofort übergebe ich es ihm. Noch der Hausplan fehlt. Unwillig darüber will er seine Wut an mir auslassen. Breitpurig sitzt er in der Klubgarnitur des Musikzimmers. Mich lässt er wie ein Schulmädchel stehn. Da reisst mir die Geduld. «Herr Major, Sie gestatten doch», sage ich ihm,

«dass ich mich setze.» Ehe er sich noch über meine Dreistigkeit erholen kann, sitze ich schon in einem Fauteuil. «Vielleicht plaudert es sich besser, wenn ich nicht auf Sie hinunterschauen muss.» Darauf sagt er in zwar hartem aber gutem Deutsch: «Sie, wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor, es würde mich interessieren.» – «Übrigens geschieht es Euch recht», fügt er hinzu, «erst habt Ihr geheilt, jetzt wird geheult!» Doch ich lasse mich von dem Kerl nicht klein kriegen und erwidere ruhig: «Weder eines noch das andere. Sie können sich ja erkundigen, dass sich keiner von uns politisch betätigt hat. Und ich heule auch jetzt nicht.» – Er: «Besser für Sie, (sich ironisch verneigend) der Herr Doktor und die Söhne kämen nicht mehr.» (Gemütsmensch!) «Da wartet nur noch Bergwerksarbeit oder ähnliches.» Die Freude, ihm zu zeigen, dass ich empört bin, mache ich ihm nicht. Ruhig entgegne ich ihm: «Das lässt sich heute doch nicht sagen. Das Rad der Politik kann sich auch drehen.» – Er: «No, no, auf Euch wartet nichts Gutes. Was wollen denn Sie noch machen?!» Er kommt mir momentan so lächerlich vor, dass ich auflachen muss und rufe: «Mit dem Kopf, Herr Major, möchte ich noch gerne arbeiten, falls Sie ihn mir nicht abhauen lassen!» Und draussen war ich. Zur Resi sagte er: «Die da oben fürchtet sich nicht, aber frech ist sie!»

Als wir morgens zur Arbeit gehen, sitzt bei den Büchern in der Diele der Major und geruht Notiz von uns zu nehmen. «Eine chinesische Grammatik haben Sie auch!» Das hat ihn scheinbar umgeworfen. Ich nicke mit dem Kopf und will eilen, wir sind spät daran heute; recht artig bittet er mich um den Fiebermesser. Sein Junge scheint verköhlt. Ich erfülle seinen Wunsch. Schon jetzt am Morgen misst er 38. Ich schaue in den Hals, der mich besorgt macht. Starker Belag ist zu sehen. Einen Dunstumschlag geben wir für jeden Fall, doch dann muss ich wegeilen. Auf unserem Weg zur Arbeitsstätte konnte ich mich bei Margit aufhalten. Da sie dienstfrei war, versprach sie, sich in unserem Haus um den Patienten zu kümmern. Wieder putzten wir Fenster. Mein Daumen schmerzte derart, dass ich mittags fortgehen durfte. Zu Hause erzählte Frau Resi, dass Margit auch nicht mehr als Halsentzündung konstatiert habe. Am Vormittag sei die Majorin da gewesen, wäre sehr hochnäsig und kritisch. Habe gefragt, wann die Rosshaarmatratzen gekrempt wurden und sich über die Teeküche mokiert. (Diese zweite Küche neben dem Speiseaufzug war ein mit modernstem Komfort eingerichteter, sehr praktischer Raum.) Frau Resi versteht die Lage gut zu nützen. Sie meint, ich hätte ohnehin nichts mehr davon; Sie möchte ihre eigene Kredenz in Abwesenheit des Majors gegen die bessere aus der Anrichte austauschen. «Warum nicht», sage ich drauf. Die versenkbare Nähmaschine habe ich noch vor dem Besuch der Kommission in die Hausbesorgerwohnung einstellen lassen und jetzt der Frau Resi vermacht.

30./31. Mai 1945.

Heute waschen wir sehr viel Geschirr im Spital der Bezirkskrankenkassa, das modernst eingerichtet ist. Dann räumen wir die riesige Küche auf. Annemarie sagt, so viel Geschirr habe sie im Leben noch nicht gesehen. Morgen sollen wir erst um 8 Uhr die Arbeit antreten, da das Fronleichnamfest ist. Heute sind wir früher nach Hause gekommen. In der Diele begegne ich dem Major, der sich wieder mit dem Studium unserer Bücher beschäftigt.

Er dankt mir, dass ich die Ärztin geschickt habe und sagt, dass dem Jungen schon wohler sei. Ich erinnere mich, dass wir auf dem Boden die elektrische Eisenbahn der Kinder versteckt haben und schenkte sie ihm für den Jungen. Mich quält die Unordnung in unseren Sachen. Mit Papa ordnen wir alle Dokumente, die erhalten blieben. Die Schulzeugnisse der Kinder, das Zeugnis [von] Gerhards englischer Staatsprüfung, das Doktordiplom von Hans und meine Zeugnisse habe ich gefunden und in die rote Autodokumentenmappe gesteckt.

Am elektrischen Kocher kochte ich Kartoffeln für Abend, fand noch eine Muschelkonserve, die ich verkochte. Es war ein köstliches Mahl. Der arme Vater ist fast verhungert. Sehr abgespannt waren wir und freuten uns aufs Schlafen. Aber alles sollte anders kommen. Lautes Sprechen scheuchte uns auf. Eine Kommission, bestehend aus sieben Herren, gibt uns bekannt, dass wir ausgewiesen werden. Wir werden ersucht, einen Bogen zu unterschreiben, dass wir freiwillig unseren gesamten Besitz depa tschechischen Staat überlassen. «Nepodepisi, nikdy!¹» Nie unterschreibe ich eine Lüge. Ironisch sagt mir Dr. V., ein tschechischer Rechtsanwalt: «Sie sind aber energisch! – Nun zur Sache: Ihr geht zu Fuss. Belastet Euch nicht mit viel Gepäck. Ein Kleid, ein Paar Schuhe, etwas Wäsche, eine Decke, ein Kochtopf muss genügen. Ferner darf nicht mitgenommen werden: tschechisches Geld, Schmuck, Wertgegenstände.» Während Papa verschiedene Bogen ausfüllt, packen wir. Das Notwendigste wird in Rucksäcken verstaut. Möchte so gerne das bewusste Silbertäschchen mitnehmen, leider ist es nicht möglich. Einer der Herren überwacht das Packen. Papa hat keinen Anzug mehr. Harros blauen Anzug legte er an, nahm zwei Koffer mit Mänteln und Wäsche mit. Ich bitte ihn, etwas zurückzulassen, doch will er sich vom Pelz nicht trennen. Ich wurde ungeduldig, eine knappe halbe Stunde steht uns zur Verfügung, da heisst es: bereit sein. Mädi war die erste fertig. Sie handelte sehr überlegt, ich staunte über ihre Ruhe. Toilettensachen waren nett gepackt, ein Geschichtenbuch und das winzigste Püppchen waren dabei. «Bitte, darf ich das rosa Seidene mitnehmen? Es ist ganz leicht.» O, du Evastochter, denke ich und muss bei allem Unglück lächeln. Ich half noch nach, bald waren wir reisefertig. Doch hatten wir kein Geld. Vater hatte 5 Kč. etwas wenig für eine grosse Reise. «Papa, Du hast doch 5'000 Mark in der Wohnung gehabt!» erinnere ich ihn. «Schau doch im ersten Stock nach, der Installateur lässt Dich sicher noch ein.» Das gelingt, aber der arme Papa findet in der Aufregung den Schlüssel zum eingebauten Safe im Schlafzimmer nicht, und die uns gestatteten Mark bleiben im Schrank. Mich sorgt mein Schmuck. «Wohin mit ihm?» Da vertraue ich ihn der alten, uns sehr ergebenen Mutter unserer Hausbesorgerin an. Sie verspricht, ihn aufzubewahren. Eine goldene Taschenuhr und ein Armband verstaue ich beim Installateur. Schon werden wir gerufen. Der Anblick, der sich uns bietet, ist unbeschreiblich. Niemand war auf den Abmarsch vorbereitet. Man sieht Bündel am Rücken, vollgepackte Kinderwagen, Heuwagenln der Kinder, angestopft mit den unmöglichsten Dingen. Die Kinder weinen, sind schläfrig – ein jammervolles Bild.

¹ Ich unterschreibe nicht, niemals!

Da dieser letzte Abend in unserer Heimat wunderbar warm war, liessen es sich die Tschechen nicht nehmen, das Schauspiel zu geniessen, und waren alle auf der Gasse. Sie sassen auf den Einfriedigungen der Gärten, ihre Mienen waren vergnügt wie auf einem Volksfest. Wir mussten noch warten, bis die einzelnen Kolonnen sich in Bewegung setzten. Einer der Nachbarn tritt zu uns und sagt: «Seht Ihr, so habt Ihr es den Juden gemacht!» Ich konnte mich nicht zurückhalten: «Herr Rat, bitte machen Sie sich nicht lächerlich! Fast zwanzig Jahre haben wir normal zusammen gesprochen. Wer war es, der sich vor Jahren so freute, dass die Juden verfolgt werden, Sie oder ich?» Da zog er beschämt ab.

Noch ein Blick in den Garten! Die Pfingstrosen sind in vollster Blüte. Ade, du liebes Haus; ade, du schöner Garten! Die Hausbesorgerin verabschiedet sich von uns, die Falsche. Obwohl sie Mädi ein Glas Malz schenkt und uns alles Gute wünscht, fühlte ich, dass sie sich freute. Mit einem Auge weinte sie, doch das andere lachte. «So wenig haben Sie uns geschenkt, gnädige Frau!» (Schau, schau, ich war es noch einmal!) «Könnte ich nicht die Edelmarder haben?» Sie sah, dass ich drei Stück eingepackt hatte. Einen davon gab ich ihr, fügte aber boshaft hinzu: «Jetzt haben Sie mehr Sachen als ich, ist das nichts?!» – «Bitte», meinte sie, «das sind keine Andenken. Der alte Herr hat in seinem Koffer oben eine Toledodecke. Sie brauchen doch nichts mehr.» Papa sagt: «Gib ihr die Decke und sprich nichts mit ihr!» Noch erfahre ich von ihr, dass wir nach Russland verschickt werden sollen, aber ein Teil der Führer sei für die Ausweisung nach Österreich. Wir werden in Reihen zu viert aufgestellt, Kinder, Frauen aller Jahrgänge, vereinzelt Männer, aber nur alte, ab und zu ist ein körperbehinderter junger Mann dabei. Ein einbeiniger junger Arzt wird von einem Knaben geführt. Die Mütter verlieren die Nerven. Würde zu normalen Zeiten eine Mutter ihrem 5jährigen Liebling fast böse zurufen: «Lass doch den dummen Kanarienvogel!» Der Kleine heult. Die Kinder sind so bitter aus ihrer Welt gerissen. Doch werden sie sich bald trösten, Kinder sind elastisch.

Unser Kaufmann war uns recht zugetan gewesen, wir waren auch eine gute Kundschaft. Er hiess, auf deutsch übersetzt, Däumling. Er, der friedliebendste Mensch, war in Uniform gesteckt worden, die ihm gar nicht passte, und zu unserer Wachmannschaft eingeteilt worden. Er sagte zu mir: «Fürchten Sie sich nicht zu sehr! Es wird geschossen werden, aber wenn alle folgsam sind, nur in die Luft.» Man sah es ihm an, dass er zu dieser Aufgabe nicht geboren war. Ganz in Widerspruch zu unserer Lage fiel mir ein, dass er immer grosse Sorgen darum gehabt hat, dass sein schöner Name aussterben könnte, da ihm das Schicksal nur Töchter beschert hatte. Ich habe ihn immer getröstet: «Was nicht ist, kann noch werden!»

Meine Betrachtungen wurden unterbrochen. «Jdeme, jdeme!» Das ist der Ruf, der uns antreiben soll. «Gehen wir, und schneller!» wird gebrüllt. Allmählich kommen wir in das richtige Tempo. Einen unliebsamen Aufenthalt gab es noch. Russische Soldaten wurden auf uns gehetzt, um, falls sich Schmuck bei jemandem finden sollte, ihn uns abzunehmen.

Papa keucht mit beiden Koffern, und ich muss bekennen, dass ich zum erstenmal nicht geduldig war. Ich habe ihn gewarnt, nicht so viel mitzunehmen. Mit fast 86 Jahren

heisst es, mit seinen Kräften hauszuhalten, selbst bei voller Gesundheit! Wir können ihm leider nicht helfen. Madi trägt ihren kleinen, vollgestopften Rucksack, Mantel und Tasche. Von mir wäre besser nicht zu erzählen, denn ich bin bepackt wie ein Kamel: einen Rucksack habe ich am Rücken aufgeladen, den zweiten trage ich auf der Brust, ein Koffer aus Schweinsleder enthält Dokumente, eine Steppdecke, Polster, elektrischen Kocher und anderes, was in der Eile des Aufbruches nötig schien. Alles ist zu viel zum Tragen, zu wenig zum Leben. Trotz der Hitze bin ich mit einem Flauchmantel bekleidet, weil ich noch einen grauen Lamm-Mantel schleppe. Die Tschechen hielten ihn für ein Erzeugnis aus Plüsch, welchem Umstand ich verdanke, ihn mitnehmen zu dürfen. Papa stolperte bei dem raschen Gehen über ein in der Eile flüchtig gebundenes Schuhband, und schon war er von uns getrennt. Trotzdem die Pistolen krachen, wurde die gewünschte Ordnung nicht eingehalten. Die alten Leute oder Kränkliche kamen nur schwer mit. Es ging viel langsamer vorwärts als vorgesehen war.

In der EichhoTngasse wurde haltgemacht. In der dortigen Polizeistelle wurden unsere Heimatscheine kontrolliert, Namen und Daten verzeichnet. Stundenlang dauerten diese Prozeduren. Der Morgen graute bereits, als wir marschbereit waren. Indessen wurden wir von bösen Buben (anders kann ich mich nicht ausdrücken) bestohlen. Papa, den ich indessen gefunden habe, büsst einen Koffer ein. Auch werden wir unserer Bestecke und Schere beraubt. Ein Silberlöffel mit Monogramm ist noch unser eigen. Stück um Stück bröckelt von uns ab.

«Mutti, ich habe schrecklichen Hunger!» – «Mein Maidi, ich habe so wenig. Ein kleiner Laib Brot ist unser Besitz. Sei nicht traurig!» Ehrlich wird er in drei Teile geteilt, Papa bekam auch seine spärliche Ration. Wussten wir gar nicht sicher, ob wir beisammenbleiben. Annemarie bekam noch einen Löffel Malz zur Stärkung.

Endlich wurden wir, diesmal in breiteren Reihen, geordnet. Und rennen hiess es, sonst riskieren wir Peitschenhiebe; ausserdem traten Maschinengewehre in Aktion. Nach ganz kurzer Zeit blieb der Vater zurück. Andere verlieren ihre Kinder. Und «jdeme, jdeme!» wird gebrüllt. Wie aufgezogene Schallplatten klingen diese Rufe. «Rascher, faules Pack, nicht zu brauchen. Das sind die grossen Deutschen!» ist die zweite Platte. So geht es bis zum ausserhalb der Stadt gelegenen Zentralfriedhof. Hier musste Rast gemacht werden, weil viele alte Leute und Kinder nicht mehr mitkamen. Nach und nach langen sie an: im Höchstmass erschöpft die Alten, weinend nach ihren Müttern verlangend ein Häuflein Kinder. Unsere Führer mussten einsehen, dass Greise auf diese Art nicht mehr die Strassen ziehen konnten. Man beschloss, die Gebrechlichsten und Ältesten mit Lastauto zu befördern. Auch mein Vater durfte mit ihnen fahren. Eine Sorge waren wir augenblicklich los, doch wann, wo, wie wir uns treffen sollten, wurde uns nicht gesagt.

Eine Tücke des Schicksals wollte es, dass, bereits im Lastauto sitzend, Vater den Schlüssel zu seinem Schrank fand, in dem die 5'000 Mark zurückgeblieben sind. Der alte Herr möchte weinen, doch ist es nicht Zeit zu Sentimentalitäten. Schon setzt sich der vollbepackte Wagen in Bewegung.

Rasch packe ich meine Rucksäcke um, sie waren in der Hast des Aufbruchs nicht genügend sorgfältig gepackt und drückten mich. Auch wollte ich meine Leinenschuhe mit Holzsohlen, mit denen ich die Arbeitstage leidlich durchstanden habe, gegen die einzigen festen Schuhe, die ich noch besass, jetzt austauschen. Als ich den zweiten Schuh anziehen will, fällt er in den kotigen Strassengraben. Während wir ihn suchen, heisst es: «Aufladen und gehen.» Ich bekomme einen Peitschenhieb und musste die Wanderung, angetan mit einem braunen und einem schwarzen Schuh, fortsetzen. Ein Glück ist es, dass wir, aber gründlich, jeder Eitelkeit beraubt waren. Auch waren wir an Entgleisungen gewöhnt.

Jetzt wurde flottes Marschtempo verlangt. «Schau, Mutti, es geht ganz gut», sagt mein tapferes Mädchel zu mir und setzt ihre so dünn gewordenen Beine womöglich noch schneller in Trab. Seit wir beide so viel gemeinsames Leben hatten, ist sie meine Freundin, mein alles. In ihren beinahe zu festen, dafür haltbaren Schuhen stapft sie munter drauflos und bemüht sich, ein viel jüngeres Bürschchen, das vor Hunger still vor sich hinweint, zu trösten. Seine Mutter hat nicht Zeit, sich mit ihm zu befassen. Einen breiten Kinderwagen mit Zwillingssäuglingen führt sie vor sich, und zu ihrer anderen Seite zapfelt ein dreijähriges Mädchel. Sie ist die Gattin des Arztes, der im Rekonvaleszentenheim die Särge¹ so ungern machte. Unerträglich heiss wird es. Den Lamm-Mantel wollte ich wegwerfen, aber ein Blick auf mein Kind sagt mir, dass sie gern auf ihm schlafen wird.

Die Strassen sind in einem trostlosen Zustand. Die Endkämpfe um Brünn haben sich hier abgespielt. Die friedlichen Orte, wie Bohonitz und Gerspitz sind kaum zu erkennen. An der Bohonitzer Strasse liegt der Besitz meines Schwiegervaters. Obwohl wir nicht direkt vorbeikommen, glauben wir richtig zu sehen, dass das Haus erhalten blieb. Wie gerne würden wir uns dort aufhalten, doch ist es möglich, dass sie schon vor uns am Weg waren. Und weiter geht es pausenlos. Viele entledigen sich ihres Gepäcks. Auch ich konnte nicht mehr alles ertragen. Als überflüssigen Ballast werfe ich manches fort, was der Wahrscheinlichkeit nach bald für uns sehr nötig sein wird.

Die Felder sind bald ein Bazar schöner Kleider und Wäsche, sowie einer reichen Auswahl an Steppdecken, Polstern, Koffern, Kochern, Termophoren und buntem Allerlei, die tschechische Bevölkerung zum Auswählen einladend. Bis Mittag gehen wir, doch nicht mehr in Reih und Glied. Auch die Führer sind müde geworden. Manche kränkliche Frau, besonders Herzleidende, legen sich in den Strassengraben. Es war ihnen gleichgültig, was mit ihnen geschah. Ein Fusstritt konnte niemanden mehr aus der Fassung bringen, und wären wir erschossen worden, hätten manche, die bereits eine Lethargie ergriffen hatte, nichts dagegen gehabt. Vor Raigern gab es den ersten Todesfall.

In Raigern² wird gerastet. Anne lege ich auf meinen Mantel. Alle Kinder schlafen. Die Babys wimmerten vor Hunger, bis sie einschliefen. Einige der wenigen gesegneten

¹ Diese Bemerkung bezieht sich auf eine Schilderung im unveröffentlichten ersten Teil des Berichtes. Eine Gruppe der zum Arbeitseinsatz ausgehobenen Männer hatte in dem genannten Heim Särge anfertigen müssen.

² ca. 12 km südlich von Brünn.

Mütter, die trotz der Unterernährung Milch hatten, stillten aus Erbarmen auch fremde Kinder. Trotz unserer Übermüdung und der letzten schlaflosen Nacht finden die Erwachsenen keinen Schlaf. Wir fragen uns, wie wir uns ohne Geld mit geschwächten Kräften erhalten sollen. Niemand sorgt für uns. Heimatlos und rechtlos sind wir geworden.

Dauernd werden wir untersucht. Ausser Geld und Schmuck, die sich noch vereinzelt vorfinden, wird nach Fotoapparaten gesucht. Das schlechte Gewissen der Tschechen, eine Kulturschande dieses Formates hervorgerufen zu haben, scheint die oberen Führungen, des Auslandes wegen, zu mahnen. Deswegen soll der Besitzer eines Photoapparates erschossen werden. Man wünschte nicht die Greuelthat der gegen jedes Menschenrecht zum Himmel schreienden Ausweisung im Bilde festgehalten zu sehen. Und doch ist es jemandem, der besonders geschickt und mutig war, gelungen, eine Szene im Bild zu halten, in sogar sehr heikler Situation.

In meinem Nachdenken versunken, überhörte ich eine bekannte Stimme, bis ich aufschaute und meine Freundin Lise vor mir stand. Traurig war das Wiedersehen. Im gefürchteten Kolleg, das ein besonders hartes Gefangenenlager für politisch Verdächtige war, hat sie sehr Schweres durchgemacht¹. Am Tage, nachdem Hans die letzte, furchtbare Nacht bei uns zubrachte und Lise in der Mansarde untergebracht war, wurde Lise eingesperrt und fast vier Wochen dort zurückgehalten, bis ihre Unschuld bewiesen war. Das war gestern. Man hat ihr nicht gestattet, nach Hause zu gehen, um sich für unseren Marsch vorzubereiten. So, wie sie vor Wochen von Hause ging, mit zwei Taschentüchern und einer Netztasche, in der fast nichts mehr drin war, ging sie in irgendeine neue Heimat. Sie tat mir so sehr leid, als sie von dem Konzentrationslager erzählte. Unmenschliche körperliche Züchtigungen hat sie, die so unschuldige Frau, mit vielen anderen durchgemacht. Als ob diese Sadisten (anders kann man sie nicht nennen) das Tageslicht gescheut hätten, marterten sie nachts. Schlimm waren die Soldatenmütter dran. Dafür, dass die Söhne eingerückt waren, machte man sie verantwortlich. Sehr gequält wurden Tschechinnen, die deutsche Soldaten geheiratet haben. Viele erlagen den Verletzungen. Grenzenloser Hass und Rachegefühle grenzten an Irrsinn.

Und alles musste meine bedauernswerte Freundin durchleiden, der das Schicksal alles genommen hatte, was ihr teuer war. Sie hat keine Tränen mehr. Um sie abzulenken, berichte ich von uns, auch wir waren nicht auf Rosen gebettet. Sie fragt teilnehmend nach Hans und Vater, sie schätzt die beiden sehr. So eigenartig es klingt, wünscht sie für Hans russische Gefangenschaft. «Nur nicht bei den Tschechen», ruft sie, und dabei hat sie Nationenhass, so wie wir, nicht gekannt. Ein grosses, unerwünschtes Treffen! Nicht eine von den vielen, die wir sahen, war verschont worden. Jede hatte andere Erlebnisse, eines war ärger als das andere. Lise sagt: «So gerne würde ich hier einschlafen.» Ich stimme ihr lebhaft bei. «Du hast aber ein Kind, für das Du leben musst!» erin-

¹ Ausser dem hier genannten ehemals deutschen Konzentrationslager Kaunitz-Kolleg (Studentenheim) gab es in Brünn und seinen Vororten weitere berüchtigte Internierungslager für Deutsche u.a. in Bohonitz, Hussowitz, Malmeritz, Schimitz-Klaidovka, Julienfeld, Slatina. – Malmeritz war im Jahre 1946 dann Sammellager für Aussiedlungstransporte; 8. hierzu die Berichte Nr. 103 und Nr. 115.

nernte mich Lise. In mir wurde ein so starkes Empfinden wach, ein Wunsch so mächtig, dass ich wieder hoffte, dass Harro und Gerhard noch am Leben wären. Seit dieser Stunde wollte ich immer hoffen, nur hoffen, dass für uns alle noch eine Stunde der Gnade beschieden sei.

Rechts und links wird viel auf das Hitlersystem geschimpft. Ich verschwendete keine Energien um Gespräche dieser Art, denn meine Gesinnung war immer gegen Zwang und Grausamkeiten gerichtet. Dazu bedurfte es nicht erst der jetzt übersteigerten Reaktion, die meine Familie und unsere Freunde jahrelang gefürchtet haben, wenn auch nicht in so krasser Form. Der Wankelmut vieler begeisterter Anhänger des Systems wunderte mich. Da gab es so verblendete Menschen, die noch in diesem Winter mit dem Sieg rechneten. Nie wollten sie die Fehler dieser rücksichtslosen Führung wahrhaben, denn sehen mussten sie sie. Dafür gibt es nur zwei Erklärungen: Entweder haben sich diese Menschen aus praktischen Gründen blind und taub gestellt, oder sie hatten ein Brett vor dem Kopf. Scheinbar gab es vieler solcher Bretter. Und jetzt war alles schlecht. Die meisten Anhänger Hitlers verurteilten ihn. Als eine Charakterlosigkeit müsste man solches beurteilen.

Tiefer Schlaf hat die Kinder erquickt. Annemarie opfert das Geschichtenbuch schweren Herzens; doch bedeutet, ein Stück weniger zu schleppen, Erleichterung. Mit den ausgeruhten Kindern wird flott marschiert, was sehr notwendig ist, denn 30 km haben wir noch zu leisten. Ob es wohl je eine so traurige Fronleichnamsprozession gegeben hat? Endlos zieht sich der Weg. Am späten Nachmittag gab es ein heftiges Gewitter, das wir in leerstehenden Scheunen verbrachten. Die Strassen waren sehr aufgeweicht, die Beschuhung unzureichend, und schon musste so mancher lernen, blossfüßig zu gehen. Trotz aller Schwierigkeiten kamen wir vorwärts. Leider verschlechterte sich wieder das Wetter, und als es Abend wurde, schüttete es wie oft in Salzburg. Die Regenmäntel haben wir umgenommen, die Kapuzen übergestülpt. Doch bei diesem starken Guss gab es keine Möglichkeit, sich vor Regen zu schützen. Abend brach rasch ein, doch eine bedeutende Entfernung trennte uns noch vom Ziel, Pohrlitz.

Die Führer ermüdeten, der Eifer erstarb. Das natürliche menschliche Empfinden brach durch. Junge tschechische Burschen trugen Kinder am Rücken, halfen und hetzten uns nicht mehr. So fand einer zum anderen. Der Einzelne kann gut sein. Die fanatische Führung in beiden Lagern verhetzt besonders diejenigen, die nicht fähig sind, selbständig zu urteilen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Wenn diese sich aus den Schwächen ergebende Tätigkeit nicht so viel Schaden anrichtete, wäre sie zu bedauern.

Wir treffen Annemaries Schulfreundin Gerdy Becher mit ihrer Mutter, beide sehr müde, aber gefasst.

Kräftigere, durch Kinder nicht belastete Ausgewiesene konnten wohl noch heute das Ziel unserer Wünsche erreichen, doch diese verhungerten, durchnässten Kinder, schwer übermüdet, konnten nicht mehr weiter. «Und wenn mich der Polizeimann erschießt, ich gehe nicht mehr weiter», erklärt mir kategorisch meine sonst so fügsame Tochter. Der Wachmann gestattet uns, auf unsere eigene Verantwortung im Laufwäldchen zu bleiben.

Das beleuchtete Pohlritz, das mir wie eine Oase schien, konnten wir durch die Nebel-
schwaden erkennen. Eine kleine Gesellschaft ist es, die auf dem durchweichten Boden
die Nacht verbringen soll. Das durchnässte Laubdach bietet keinen Schutz vor Nässe.
Die grösste Sorge sind die Kleinen. Wiewohl es schon fast finster war, entdeckte ich ein
Erdloch. Da breitete ich meinen Pelz aus, wickelte meine Tochter hinein; über das Häuf-
chen Elend legte ich die trockene Decke und den Regenmantel. Mehr konnte ich nicht
für sie tun. Bald verrieten tiefe Atemzüge den Schlaf der Erschöpften. Zwei Frauen mit
Säuglingen in Korbwagen waren verzweifelt, da es wieder zu schütten begann. Die Ba-
bies lagen bald in Wasserlachen, sie wimmerten nurmehr, zum Weinen hatten sie keine
Kraft mehr. Einige Frauen waren noch mit uns, von denen ich zwei persönlich kannte.
Die eine von ihnen, Frau Brand aus Brünn, war hochbetagt und klagte über Krämpfe in
den Beinen. Da die Nacht sehr kühl war, nahmen ihre Schmerzen zu. Leider konnte
niemand helfen. Die andere war eine junge Frau, die Gattin des bekannten mährischen
Komponisten Willi Österreicher. Sie hatte grosses Leid, wusste nicht, in welcher Welt-
gend ihr Mann sich befand, fürchtete für sein Leben. Sein letztes Werk, eine Hand-
schrift, hatte sie gerettet. Doch jetzt im feuchten Rucksack sah sie schon die zerflossenen
Noten vor sich. Bitterlich weint sie – so stolz, so freudig war sie über die Begabung
ihres Gatten. Hatte er doch im Vorjahr grosse Orchesterkonzerte dirigiert. Bitter kalt
war es! Allmählich fehlt nicht mehr viel, um bis auf die Haut nass zu werden. An Schlaf
ist nicht zu denken, und die Gedanken lassen sich nicht bannen. Den Frieden unseres
Hauses empfand ich, sah die frohen Stunden, das Heranwachsen der Kinder, unser Stre-
ben und gutes Wollen. Aber nicht zurück, vorwärts müssen wir schauen. Ein anderes
Leben liegt vor uns. Werden wir uns bewähren? Werden wir die Kraft aufbringen, in
der Not keinen inneren Schaden zu leiden und nicht verbittert weiterhin geduldig unse-
ren armseligen Weg zu gehen? Auch praktisch wird es nicht leicht sein, in schwerer
Arbeit das tägliche Brot zu schaffen.

Endlich hat der Regen nachgelassen, als der Morgen graute. Annemarie ist aufge-
wacht, sichtlich erholt und erwärmt. Die beiden Babies sind zwar durchkühlt, doch
schauen sie freundlich drein. Wir alle rüsten, um unser Ziel bald zu erreichen. Pfützen,
Wasser, lehmiger Boden erschweren das Weiterkommen. – Am Vormittag kamen wir
in Pohlritz an. Am Platz erwartet uns Papa. Es fällt mir auf, wie elend er aussieht. Er hat
sich sehr um uns gesorgt, wohnt bereits in einer schwer demolierten Schule, wo es sehr
kalt ist, da die Fenster fehlen. Auch ist er, so wie wir, ohne Brot.

Im Lager trafen wir viele Bekannte, darunter uns auch befreundete: Frau Hofrat
Rauscher mit hochbetagter Mutter, meine verehrte Gesangsprofessorin Frau Kaliwoda
(in Pohlritz gestorben), Hofrat August Schnabel und Gattin (in Pohlritz verstorben),
Frau Pohl (Inh. der Fa. Pohl, Brünn), Fabrikantenwitwe Frau Hiäte (im Lager verschie-
den), etc.

Gegen Mittag wurden uns Baracken angewiesen. Da uns aber kein Besen zur Ver-
fügung steht, müssen wir Decken als Unterlage auf dem schmutzigen Boden ausbreiten.
Waschgelegenheit gibt es nicht. Diese Atmosphäre ist trostlos. Da wir Nichtraucher

sind, kann ich für einige Zigaretten bei einem Bäcker Brot eintauschen. Auch verschaffen wir uns eine leere Flasche, damit wir bei einem Brunnen Wasser holen, um uns waschen zu können. In einem leerstehenden Garten finden wir eine Bretterwand, hinter der wir uns waschen können. Eine Seife hat meine Tochter mitgenommen. Trotz des elenden Nachtlagers schlafen wir gut mit dem Bewusstsein, ein Dach über dem Kopf zu haben.

Ein Taufbildchen aus Silber, noch von Urgrossmutter, habe ich bei unserem Ausmarsch von Brünn in die Manteltasche gesteckt. Dafür tauschen wir bei einem Lebensmittelhändler Brot. Vater opfert seinen Trauring, um Fett einzutauschen. Die ärgste Not war gebannt. Auf den Feldern klaubten wir die alten Kartoffeln und brieten sie auf heissgemachten Ziegeln. Doch bald machte sich die spärliche Ernährung geltend. Eine Seuche überfiel uns. Schon in den ersten Tagen starben Hunderte an Paratyphus. Auch wir wurden von der quälenden Krankheit erfasst. Stundenlang waren wir um Waschwasser angestellt. Wasser zu trinken war zu gefährlich. In so schwere Lage gestellt, waren alle hilfsbereit. Nach einigen Tagen begannen die Russen, uns Frauen aufzulauern. Nachts stürzten sie ins Lager. Wir hörten Schreien und Schiessen und Angstgeschrei aus einer anderen Baracke. Mir zog sich das Herz zusammen. Die Russen überrannten die tschechischen Lagerwachen. Viel Böses geschah in dieser Nacht. Die alten Männer, die den Frauen helfen wollten, wurden niedergeschlagen. Annemarie legte unsere Polster über mich. Wiewohl ich glaubte, ersticken zu müssen, war ich dadurch geschützt. Eine junge Frau bekam einen Blutsturz und starb am Morgen.

In der nächsten Nacht waren die Wachen verstärkt worden. Die Russen mussten sich zurückziehen. Die Erkrankungen häuften sich. Matt liegen die alten Leute auf ihren elenden Lagern. Obwohl Stroh aufgeschüttet wurde, bleibt die Liegestatt hart. Die Sterblichkeit der Alten nimmt täglich zu. Auch die Säuglinge schwinden dahin. Endlich bezieht das Lager Lebensmittelvorräte, so dass täglich eine Suppe verabreicht wird. Der Hunger ist so gross, dass sich niemand scheut, von Sterbenden ein altes Brot zu nehmen. Auch meinem Vater geht es sehr schlecht. Doch am ärgsten ist es mit Annemarie.

Eine einzige Lagerschwester gibt es, Frau Schubert. Wenig Mittel, um helfen zu können, stehen ihr zur Verfügung, und zu viel Arbeit lastet auf ihr. Sie gibt mir etwas Tierkohle, doch hält sie Annemaries Zustand für hoffnungslos. Mein Entsetzen war unbeschreiblich. Dringend bitte ich sie um irgendeine Hilfe, doch nichts kann sie mir geben, was mein Kind retten könnte. Sie meint, es wäre unnütz, die Schwerkranke zu quälen, das Kind schein so geschwächt, dass es besser wäre, es einschlafen zu lassen. Meine Verzweiflung hatte den Höhepunkt erreicht, trotzdem gelang es mir, mich zu beherrschen, um Papa nicht den Ernst der Situation zu verraten. Vergeblich suchte ich nach einem Ausweg. Endlich kam mir ein rettender Gedanke: Im Ort wollte ich eine Hilfe suchen. Doch war indessen der Abend eingebrochen, was mich sehr bedenklich stimmte, denn trotz eines Passierscheines durfte um diese Stunde das Lager nicht mehr verlassen [werden]. Doch gab mir meine grosse Sorge um unseren Liebling einen Ein-

fall: Unsere letzten Zigaretten bot ich dem Lagerleiter, in dem ich einen verständnisvollen Menschen fand.

Da um diese Stunde das Tor nicht mehr geöffnet werden durfte, gestattete er mir, über die Mauer zu klettern, und bot sich an, dort, wo sie am niedrigsten war, auf mich zu warten, damit ich dann beim Kommen nicht von der Lagerwache erschossen würde. Das Wagnis gelang, und ich eilte zur Apotheke, die sich in der Nähe befand. Leider war bereits gesperrt. Ich läutete, klopfte – es blieb still, niemand meldete sich. Dann rief ich. Bald meldete sich der Magister und öffnete dann auch. Der Russen wegen sei grosse Vorsicht geboten, daher hätte ich warten müssen. Er war Deutscher und erwartete stündlich die Ausweisung. Gerne wollte er mir helfen. Ich bat ihn um Opium, und er gab mir ein winziges Fläschchen mit Tropfen. «Besseres können Sie dem Kind in dem Fall nicht geben!» Ich dankte herzlich und lief zurück.

Ungehindert kam ich in die Baracke. Sehr hohes Fieber hatte Annemarie. Beim Schein einer Kerze flösste ich ihr einige Tropfen Opium ein und pflegte sie unter den schwierigsten Umständen. Ich opferte meinen Gummimantel als Unterlage. Noch einmal in dieser nicht enden wollenden Nacht gab ich Tropfen und konnte eine Besserung konstatieren. Auch das Fieber hat bedeutend nachgelassen. Noch wollte ich nicht frohlocken, doch hoffte ich. Die nächsten Stunden brachten bedeutende Besserung.

Frauen mit kränklichen Kindern bekamen Erlaubnis, das Lager zu verlassen und im Ort zu wohnen. In einer ehemaligen Judenvilla wurde Mädi mit mir untergebracht. In einem nur mittelgrossen Speisezimmer musste Raum für 22 Personen geschaffen werden. Annemarie und ich lagen am Tisch, für 20 Personen war Stroh auf dem Holzboden aufgeschüttet worden. Papa musste im Lager bleiben. Wir bekamen einen Passierschein, um unseren alten Herrn täglich besuchen zu können. Mädi war, wiewohl überraschend bald von den Anfällen befreit, doch noch ruhebedürftig. Papa erkrankte jetzt ernstlich. Eine mir gut bekannte Brünnerin nahm sich seiner an. Er hatte Wäsche eingebüsst, zum Waschen der wenigen Wäschestücke fehlte Wasser. Die Latrinen waren in einem unbeschreiblichen Zustand, wir alle verwahrlost. Hätten wir nicht auf Besserung gehofft, wäre alles unerträglich gewesen. Vater verfiel sichtlich, nicht viel Liebes konnten wir mehr für ihn tun.

15. Juni 1945.

Zum Pfarrer ging ich heute und bat ihn um seinen Besuch bei meinem Vater. Der Geistliche war sehr entgegenkommend, doch ersuchte er mich, nicht darüber zu sprechen, da er keine Bewilligung hätte. Auch käme er in Zivil und ohne Ministranten. Zur festgesetzten Stunde am Nachmittag trafen wir uns in der Baracke. Heisse Sonne liess den schlechten Geruch noch quälender sein. Die Türen waren weit geöffnet, ein Mohnfeld, gross und rotblühend, leuchtete im Hintergrund. Die Kranken lagen auf übelriechendem Stroh.

Papa konnte nicht mehr sprechen, doch war er bei Bewusstsein. Er empfing die Sterbesakramente. Fromm, wie er gelebt hat, bereitete er sich zur letzten Stunde vor.

Annemarie ersetzte den Ministranten. Die meisten der Kranken fanden Trost und dankten dem Priester, der freudig seine Pflicht erfüllte. Knieend beteten wir mit ihnen. Diese erhabene Stunde in all dem Elend wird uns immer in Erinnerung bleiben.

16. Juni 1945.

In der folgenden Nacht starben wieder 20 Personen, darunter mein Vater. Seine letzten, nur geflüsterten Worte waren: «Gerhard blutet die Hand!» Bei seinem Verscheiden war ich nicht, er ist ohne Todeskampf eingeschlafen. Erst heute konnten wir den Verstorbenen sehen: Niemand hat ihm die Augen zgedrückt. Irgendwo wurden alle verscharrt. Nie habe ich erfahren, wo die Grabstätte sich befindet. Keinen Schmerz fühlen wir, wir gönnen dem fast 86jährigen die Ruhe. In den nächsten Tagen las der Geistliche in der Pfarrkirche die Seelenmesse, der wir beiwohnen konnten.

Alles mussten wir nun daransetzen, um unsere Gesundheit zu kräftigen. Annemarie wurde täglich dünner. Da die deutschen Bauern noch nicht ausgesiedelt waren, hatten wir Gelegenheit, durch kleine Mithilfe etwas zu verdienen. Doch mussten wir mit der Nahrungsaufnahme sehr vorsichtig sein. Der der besseren Kost entwöhnte Magen vertrug nicht viel. In einer leerstehenden Papierfabrik fanden wir grosse Papiersäcke und konnten aus dem erworbenen Mehl Nudeln machen, das Papier als Unterlage benützend. Eine Flasche diente als Walker. Jede von uns Frauen brachte von irgendwo irgendetwas. In der Küche durften wir kochen. Holz wurde gesammelt. So fristeten wir unser Leben. Wir warteten, warteten auf eine Lösung.

Mädi und ich liegen nachts im Vorzimmer, wir haben Kranken Platz gemacht. Doch ist mir sehr schlecht; habe, nachdem ich die Ruhr überwand, einen schweren Gallenanfall bekommen. Mitten in der Nacht wird aus einem der Zimmer eine sterbende Frau zu uns ins Vorzimmer gelegt. Ihre Schwiegertochter, Schwägerin der Brünner Dichterin Hella Eschner, hat drei kleine Kinder, von denen das fünfjährige Mädel hoch fiebert. Sie bittet mich, mich der Kranken anzunehmen. Die alte Frau phantasiert, sie ruft: «Peter, erbarme Dich meiner!» und «Georg, warum kommst Du nicht?» Starker Durst quält sie. Ein Glas Wasser setze ich ihr an die Lippen. Es ist so unheimlich. Annemarie schlief, doch unruhig warf sie sich hin und her. Plötzlich richtete sich die Sterbende auf, schrie und fiel in sich zusammen. Nun rief ich ihre Schwiegertochter und Frau Eschner. Nachts trugen wir die Leiche in den Hof. Mir ist in dieser Nacht nicht besser geworden. Da solche Ereignisse sich mehren, gehen wir einer Abstumpfung entgegen. Wir beneiden jeden, der es überstanden hat.

Vieles ist gelockert. Wir dürfen ohne Erlaubnis die Häuser verlassen. Auf unseren kleinen Wanderungen suchen wir vergeblich die Gräber. Wir sind viel zu schwach, um weiterzugehen.

Die Vfn, berichtet anschliessend über ein Gespräch mit ihrem Kind, schildert die Nahrungssuche in der Umgebung von Pohrlitz und fährt weiter fort:

Am Vormittag, als ich unsere wenigen Wäschestücke am Hof zum Trocknen aufhing, bekamen wir Befehl: «Rasch packen, Abtransport!» So sehr wir uns freuten, war am Washtag die Abreise nicht ideal. Daher erlaubte ich, bescheiden zu fragen, wann wir gestellt sein müssen. Die Antwort war ein fester Hieb mit einem Kolben über das

Gesicht, der mich ein paar Zähne kostete. Also packten wir alle die nasse Wäsche in die Rucksäcke und warteten gute drei Stunden auf die Leiterwagen, die uns befördern sollten. In praller Sonne waren wir in unbequemster Lage auf die Wagen gepfercht. Auch da verschob sich noch immer die Abreise. Wie nobel schien es uns, fahren zu dürfen. Das Ziel war der Muschelberg bei Nikolsburg. Wunderbar hob sich das Schloss vom heute fast stahlblauen Himmel ab. Lieblich liegt Nikolsburg, das südmährische Städtchen, umrahmt von hügeligen Weingärten vor uns. Uns ist das alte Städtchen sehr vertraut. Mein Cousin, Dr. S., bewohnte ein schönes Landhaus mit wohlgepflegtem Garten und besass ausserdem noch Grund und Boden in der Umgebung. Auch die so stimmungsvolle Aufführung von «Jedermann» auf den Stiegen der herrlichen Domkirche bewahrte ich in schönster Erinnerung.

Der Muschelberg war eine Frauenstrafanstalt. Dieses uns zugewiesene Lager war besser ausgestattet. Es bestand aus niedrigen Häusern. Es gab Bettgestelle und Bretter, alles andere fehlte. Die Lagerleitung übernahmen die sehr tüchtige Dr. jur. Frau Grete Schindler und ein Brünner Finanzrat. Einvernehmlich mit den Tschechen wurde gearbeitet. Wir alle halfen, richteten einen Kindergarten ein, denn Arbeit auf Feidern und in den Weingärten wurde zugewiesen. Besonders die jüngeren Frauen wurden regelmässig beschäftigt. Dafür gab es regelmässige, wenn auch sehr bescheidene Mahlzeiten, von den älteren Frauen hergestellt.

Erschreckend wenige sind wir. Tausende sind in Pohrlitz gestorben. Zeitlessly bleibt es das Todeslager für uns. Auch hier geht es mit vielen zu Ende. Hier erfahren wir, dass mein guter Schwiegervater noch in Brünn einem Herzschlag erlegen ist. Tief erschüttert sind wir. Ob er wohl noch seinen Jüngsten, meinen Schwager Robert, zurückgekehrt sehen konnte? Eine alte Frau aus Bohonitz will den jungen Mann noch gesehen haben. Ungewissheiten martern uns.

Dem Eindruck, dass der Wind sich dreht, kann sich niemand mehr entziehen. Die tschechischen Lagerleiter werden höflich, sie werden normal. Von «oben» dürften Weissungen gekommen sein. Auch wird Rückwanderung, im Falle es tschechische Verwandte gibt, gestattet. Unter Verzicht jedes Anspruches auf Besitz und Rechte, als Arbeitsnummern geduldet. Einige wenige finden sich, denen ein Los dieser Art vorteilhaft scheint. Zu meinem Erstaunen ist die Kindergärtnerin, die bei uns als Nachmittagshilfe lange Zeit tätig gewesen war, unter ihnen. Wir haben sie sehr gerne gehabt, und auch sie fühlte sich zu uns gehörig. Noch während des Krieges war sie mit Mädi und mir in den Alpen. Auch im Lager haben wir oft verschiedenes beraten. Jetzt reden wir ihr zu, mit uns zu bleiben. Man sagt uns, dass wir nach Wien gehen werden. Wir haben Verwandte dort, die mich nicht im Stich lassen werden. Ernstlich rede ich ihr zu, nicht mehr zurückzugehen. Sie will sich auf eine an einen Tschechen verheiratete Schwester verlassen. Weinend nimmt sie Abschied von uns. Sogar fahren dürfen diese braven Arbeitsnummern. – Auch uns will man loswerden. Das Lager dürfte für Militärzwecke gebraucht werden. Wir sollten nach Österreich gehen, sonst würden wir nach Russland verschickt. Diese Schreckmittel waren fast kindisch.

Wir freuten uns doch auf Österreich, mit dem uns vieles verbunden hatte. Mein Gatte hatte einige Studienjahre in Wien absolviert, sein Grossvater war in Wien Hof rat beim Obersten Gerichtshof gewesen, sein Vater hatte in jungen Jahren als Staatsbeamter dort gedient. Unsere Familie hat immer eine Vorliebe für Österreich gehabt. Als Harro die Wahl für sein Universitätsstudium hatte, sich für Prag oder Wien zu entscheiden, hat er sich auch für letzteres entschlossen. Die meisten Brüner haben schon von der Monarchie her Beziehungen mit Österreich gehabt und diese auch gepflegt. Wien als Mittelpunkt jeder Kunstrichtung hat uns gefesselt. Österreich war den meisten vertraut.

23. Juni 1945.

Eilig wird gepackt. Raschest muss der Muschelberg geräumt werden. Ein unfreundlicher Morgen macht uns den Abschied nicht schwer. In raschem Tempo erreichten wir den Grenzort. Noch eine Untersuchung unserer armseligen Habe mussten wir über uns ergehen lassen. Wer verdächtig schien, wurde streng visitiert, ob nicht vielleicht doch der tschechische Staat eine Einbusse an einem Schmuckstück oder einigen Tschechenkronen hätte. Mädi und ich haben so wenig aufzuweisen, dass die Durchsicht keine Schwierigkeiten bedeutet. Mädi sass so verschüchtert und elend auf ihrem Rucksack, dass der Grenzbeamte ihr zurief: «So lauf schon nach Österreich!» Es war der letzte tschechische Ausspruch, der Abschied von der tschechischen Republik.

Die Vfn. beendet ihren Bericht mit einigen Bemerkungen über ihre Erlebnisse und Beobachtungen in der CSR.

Nr. 98

Bericht der Lehrerin Hedwig Ott aus Jägerndorf.

Original, ohne Datum, 2 Seiten, mschr.

Austreibungs- und Internierungsaktionen im Sommer und Herbst 1946 im Kreis Jägerndorf; das Verhalten sowjetischer Soldaten gegenüber den Deutschen; allgemeine Verhältnisse bis zum Beginn der Ausweisungsaktion im Frühjahr 1946.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Austreibungspolitik der Tschechen berichtet die Vfn.

Ich spreche jetzt von den Austreibungen im Kreise Jägerndorf. Dass Jägerndorf als Kreisstadt schon Anfang Juni 45 als erste an die Reihe kam, dürfte bekannt sein. Strassenweise wurden die Menschen aus den Häusern getrieben. Eine halbe Stunde hatten sie Zeit, das Notwendigste an Wäsche mitzunehmen. Dann wurden sie strassenweise in die

Lager getrieben, die während des Krieges errichtet worden waren (RAD-Lager, Panzerlager usw.)¹. Als auf diese Weise Jägerndorf liquidiert war, kamen die Dörfer an die Reihe. Man hatte unterdessen, um Platz zu schaffen, Tausende und Tausende durch ganz Böhmen getrieben und sie dann, soweit sie arbeitsunfähig waren, einem ungewissen Schicksal an der sächsischen Grenze überlassen. Die Arbeitsfähigen wurden von Bauern aus den Transporten herausgeholt und ins Innere Böhmens verschleppt.

Bei der Austreibung der Dörfer ins Lager ging man so vor: Zeitig in der Früh, meist schon in der Nacht, wurde das Dorf von allen Seiten (Gendarmerie, Miliz) umstellt, so dass keine Maus durchschlüpfen konnte, und dann die Leute auf dem Dorfplatz zusammengetrieben mit den üblichen Methoden: Beschimpfungen, Misshandlungen usw. Dann erfolgte der Fussmarsch nach Jägerndorf ins Lager. – Die nachrückenden Tschechen kamen meist abgerissen mit Aktentasche oder leerem Koffer an, besetzten die Höfe und spielten den Herrn. Die meisten verstanden von der Landwirtschaft nichts und waren froh, wenn sie die ausgetriebenen Besitzer wieder aus dem Lager holen konnten, damit diese als Knechte und Mägde bei ihnen arbeiten konnten.

Das flache Land, die guten Höfe kamen natürlich zuerst dran. Erst später, September und Oktober, November, Dezember, ging man daran, auch die Gebirgsdörfer zu entvölkern. Hier wurde nicht die ganze Bevölkerung vertrieben, sondern eine Liste zusammengestellt, auf Grund derer die Leute ihre Wohnungen verlassen mussten. Und es hing vom jeweiligen Kommissar ab, wie und ob die Austreibung vorgenommen wurde. Langenberg z.B. war ein Zufluchtsort für viele Ausgetriebene. Dort wurden die Leute nicht nur nicht ausgetrieben, der Kommissar nahm auch die durchgesickerten Menschen aus anderen Gemeinden auf, damit sie nicht ins Lager mussten. Auch sonst hat sich dieser Kommissar sehr menschlich zu den Deutschen verhalten und hat alle Tschechen vom Dorfe ferngehalten. Ich glaube, auch Petersdorf und Johannesthal wurden nicht ausgetrieben. Weissack wurde von einzelnen Gendarmen gewarnt. Und als man nächsten Tag die 108 (Liste) Menschen ins Lager treiben wollte, waren nur ganz wenige Menschen da, die andern hatten sich versteckt und kamen erst nach einigen Tagen zurück. Der dortige Kommissar nahm sie ohne weiters wieder auf. Heinzendorf, Hillersdorf, Langendorf wurden ausgetrieben, weil der dortige Kommissar ein Teufel war. (Hoffentlich hat ihn schon sein Kollege geholt!) Wallstein, Verlorenwasser konnte geschlossen Ende 1946 aussiedeln. Nur hatten diese Gemeinden am 27. Oktober 1945

¹ Erlebnisberichte hierüber sind abgedruckt unter Nr. 72 und Nr. 73. – In einem weiteren Bericht schreibt die Vfn., dass von dieser Aktion auch ihre Mutter erfasst wurde, die damals über 80 Jahre alt war: «Sie kam mit anderen ins sogenannte Panzerlager. Da sie es nicht fassen konnte, dass ihr Haus, das sie sich in schwerster Arbeit erspart hatte und sie selbst im Hause blieb, als die Russen eindringen, verlieren sollte, verlangte sie immer wieder nach Hause und lief davon. Man schoss auf sie, holte sie ein, stiess sie in einen Keller, sperrte sie wiederholt dort ein, schlug sie mit dem Gewehrkolben, liess sie hüpfen wie einen Hasen, liess sie das Deutschlandlied singen, zwang sie, ein Plakat zu tragen «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» usw. Am 14. Juli 1945 wurde sie mit 3'000 anderen Volksgenossen ausgetrieben. Ich weiss bis heute nichts von ihr.» (Original, ohne Datum, 4 Seiten, mschr.)

eine Wirtschaftskontrolle zu überstehen, die einen ganzen Tag dauerte und bei der alles mitgenommen wurde, was gerade den «Kontrollleuten» gefiel.

Ergänzend hierzu schreibt die Vfn. in einem weiteren Bericht:

Manch einer nahm sich vorher das Leben, weil er es nicht über sich bringen konnte, sein Heim zu verlassen und ins «Lager» zu wandern, wo die Menschen als Sklaven für die Tschechen verwendet wurden. – Für Jägerndorf und Umgebung waren diese Einweisungen keine Zwangsnotwendigkeit. Jägerndorf war wenig, die Ortschaften gar nicht zerstört. So standen viele Häuser leer, und weil man keine Aufbauarbeit leisten wollte, es auch nicht notwendig hatte bei der jetzigen dünnen Besiedlung, liess man durch die Deutschen ganze Strassenseiten abtragen. Das Herz tat jedem Deutschen weh, wenn er zusehen musste, dass viele unbeschädigte Häuser dem Vernichtungswahn der Tschechen zum Opfer fielen. Zu ihrer Gesinnung, die selbst vorm Tod nicht haltmachte, gehörte der Befehl, dass sämtliche Heldengräber (wir waren Kampfgebiet) auf dem Friedhof vernichtet werden mussten. Selbst die Gedenktafeln von gefallenen Soldaten aus dem 1. Weltkrieg wurden abgeschlagen. Nicht vielleicht im ersten Siegesrausch, sondern erst im Frühjahr 1946. Sämtliche Grabsteine wurden beschlagnahmt und als Staatseigentum erklärt, den Lebenden jede Möglichkeit genommen, die Einlöse für das Grab ihrer Verwandten zu erneuern. Die Grabsteine wurden nach und nach abgetragen und veräussert, damit der Nachweis, dass Jägerndorf eine deutsche Stadt gewesen ist, für immer aus der Welt geschafft ist . . .

Besonders übel wurde den heimkehrenden Soldaten mitgespielt, die aus Unkenntnis der Sachlage in ihre Heimat zurückkehrten. Sie wurden aufgegriffen und derart von den Tschechen zugerichtet, dass viele an den erlittenen Verletzungen starben. Viele wurden erschossen. Wer gab den Tschechen das Recht, sich derart gegen unsere Soldaten, die nichts als ihre Pflicht taten, zu vergehen? Von vielen Soldaten, die bis zuletzt aus der ÜSR schrieben, weil sie dort Dienst taten oder in Lazaretten lagen, fehlt jede Spur. Wo sind diese Menschen?

An dieser Stelle möchte ich noch bemerken, dass oftmals der Russe, wenn er zufällig Zeuge von Grausamkeiten war, für die Deutschen eintrat und den Tschechen seine Missachtung zeigte. Leider konnte das nur dann der Fall sein, wenn die Tschechen öffentlich ihrem hemmungslosen Hass Ausdruck gaben. In die Folterkammern der Baracken hatten sie keinen Zutritt.

In dem oben abgedruckten Bericht fährt die Vfn. fort:

Das Verhalten der Russen war, wenn man von den Vergewaltigungen und Plünderungen in den ersten Tagen nach ihrem Einmarsch absieht, menschlicher den Deutschen gegenüber als das Verhalten der Tschechen. Der Russe, auch der einfache Mann, nicht nur der Offizier, nahm oftmals Partei für die Deutschen. Da die Deutschen doch keine Verkehrsmittel benutzen durften, nahmen uns die Russen oftmals auf ihren Fahrzeugen mit in die Stadt oder umgekehrt. Als einmal einige Frauen in Olbersdorf auf ein solches Auto warteten, kam ein tschechischer Gendarm und nahm den Frauen sämtliche Lebensmittel ab, die sie in die Stadt zu ihren Bekannten und Verwandten ins Lager bringen

wollten. Ein russischer Leutnant kam des Weges, frug, warum die Frauen weinten, und nahm dem Tschechen alles Geraubte wieder ab und übergab es den Frauen.

Als in den ersten Tagen des Russeneinmarsches in Mährisch Schönberg die Tschechen die Führung übernahmen, wurde von Prag aus die Kennzeichnung der Deutschen (N) gefordert. Als die Russen dies sahen, fragten sie, wer dies angeordnet habe und ob die Tschechen auch bei uns im Dritten Reich gekennzeichnet waren. Als dies verneint wurde, rissen die Russen das N herunter und traten mit den Füßen darauf. Leider setzte Prag doch seine Anordnung durch.

In Jägerndorf kam es vor, dass Russen Lagerinsassen, die sie auf der Strasse trafen, fragten, ob sie Hunger hätten und dann einer vorübergehenden Tschechin Brot und Lebensmittel aus der Tasche nahmen, um es dem Deutschen zu geben. Die Deutschen durften bekanntlich keine Gehsteige benutzen. Eine Frau in Troppau wurde von einem Tschechen vom Gehsteig heruntergestossen und geschlagen. Ein Russe, der dies sah, ging hin, versetzte dem Tschechen ein paar Ohrfeigen und zertrat ihm das Rad. Wortlos machte sich der Tscheche aus dem Staube. Wenn Tschechen versuchten, den Russen als Kamerad anzusprechen, konnte ihnen passieren, dass ihnen gesagt wurde: «Du nix Kamerad, du nix gekämpft, aber Deutsche sein gute Kamerad.»

Es mag sein, dass sie von der Führung zu dieser Haltung veranlasst wurden. Ebenso wie die Tschechen in diesen Hass hineingetrieben wurden, dessen sie sich dann später schämten und nicht dabei gewesen sein wollten. Aber wenn heute alle Schuld den Kommunisten in die Schuhe geschoben wird, möge man nicht vergessen, dass im Juli oder August 1946 Herr Benesch durch die Städte reiste und immer wieder zum Hass gegen alles Deutsche hetzte. Und es waren christlich-soziale Blätter, die seine Reden wiedergaben. In einem solchen «christlichen» Blatt war auch einmal die Aufforderung zu lesen, man möge doch die Deutschen aus den Anlagen hinaustreiben, wenn sie die Frechheit besäßen, sich auf eine Bank zu setzen. Mir selbst passierte es, als ich todmüde von Wallstein nach Jägerndorf kam, um meinen kranken Mann im alten Krankenhaus zu besuchen und ich mich auf eine Bank setzte, dass mich zwei Tschechen mit wüsten Schimpfreden und Puffen aus dem Park hinausdrängten. So geschehen nach Ostern 1946! Da ich zu erschüttert war, um gleich ins Krankenhaus zu gehen, besuchte ich den Friedhof und kam gerade dazu, wie der Totengräber und noch einige Männer sämtliche Grabkreuze der gefallenen Soldaten (wir waren Frontgebiet) auf Befehl der Tschechen herausrissen. Auch die Erinnerungstafeln aus dem ersten Weltkrieg mussten entfernt werden.

Im Frühjahr 1946 drängten sich die Menschen zu den Transporten. Jeder wollte so schnell als möglich hinaus. Die Tschechen konnten es nicht fassen. Doch man wollte nicht mehr Sklave der Tschechen sein, man konnte schon nicht mehr ihre Sprache hören. Die Tschechen hatten aus unserer Heimat ein fremdes Land gemacht, ihm ein anderes Gesicht gegeben, das wir nicht mehr verstanden.

Im Weiteren schildert die Vfn, noch kurz ihre Ausweisung und den Abtransport in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands,

2. Die Ausweisungsaktionen nach der Potsdamer Konferenz.

a. Allgemeine Transporte.

Nr. 99

Erlebnisbericht des Dr. med. Karl Grimm aus Brüx.

Original, 4. Dezember 1950, 60 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Erlebnisse und Eindrücke eines Arztes im Aussiedlungslager Nieder Georgenthal bei Brüx.

In den ersten Abschnitten seines Berichtes schildert der Vf. seine Erlebnisse und Beobachtungen bei seiner Tätigkeit als Hilfspolizeiarzt der tschechischen Kriminalpolizei in Brüx während der Monate Mai bis Juli 1945, wobei er ausführlich über die Selbstmordepidemie unter der deutschen Bevölkerung¹, die militärischen Razzien durch die Svoboda-Armee im nordböhmischen Industriegebiet und die Terrormassnahmen der neuerrichteten tschechischen Behörden, die Verhaftung, Internierung, Aushebung zur Zwangsarbeit, Enteignung, Austreibung und Verschleppung der Deutschen berichtet². Im Weiteren schildert der Vf. seine eigene Verhaftung am 1. August 1945, die allgemeinen Verhältnisse und seine Erfahrungen als Lagerarzt in verschiedenen Arbeits- und Konzentrationslagern des Kreises Brüx, insbesondere im KT (Straflager) 28³, IT (Internierungslager) 27, im Jugend- und Frauenlager 17/18 bei Maltheuern und in UT (Wohnlager) 25 bei Nieder Georgenthal. Der Bericht endet mit der folgenden Schilderung der Ausweisungsaktion im Kreis Brüx:

Im Jahre 1946 wurde das Evakuierungslager das Lager 22 bei Nieder Georgenthal, von welchem der erste Evakuierungstransport im April 1946 abging. Zu diesem Trans-

¹ Ihren Höhepunkt bildeten die Reihen- und Massenselbstmorde in den Monaten Juni/Juli. Der Vf., dessen Aufgabe als Polizeiarzt die Totenbeschau der deutschen Selbstmörder war, erwähnt hierzu, dass er in der Leichenhalle auf dem städtischen Friedhof einmal 16, einmal 21 Leichen von Selbstmördern sah. Auf Grund der in seinem Auftrage von einem deutschen Angestellten der tschechischen Bestattungsanstalt festgestellten Zahl von 300 Selbstmorden in den Monaten Mai/Juni schätzt der Vf. die Zahl der Selbstmorde in Brüx im Ganzen auf 600-700 für die Zeit von Mai bis August. Durch seine Untersuchung der Massenselbstmorde, darunter von Familien, die ihm persönlich seit Jahren bekannt waren, kommt der Vf. zu dem Schluss, dass als Ursache der Terror gegen die Deutschen und vor allem die Austreibungsaktionen anzusehen sind, dass die Selbstmörder der ersten Welle von panischer Angst, Verzweiflung und Irrsinn zum Opfer fielen, welche die Deutschen vor dem Schicksal erfasste, das durch die Tschechen über sie verhängt wurde.

² vgl. hierzu u.a. die Berichte Nr. 53, Nr. 55–60 und Nr. 87–91.

³ Ein Erlebnisbericht über die Verhältnisse im Lager 28 bei Maltheuern ist abgedruckt unter Nr. 59.

port wurde ich aus dem Lager 27, wohin ich nach Auflösung des Lagers 28 gekommen war, als Lagerarzt in das Lager 22 transferiert. Ich brachte dann einige Wochen in dem Lager 22 zu und habe während dieser Zeit mehrere Transporte abgefertigt, worauf ich wieder in das Lager 27 zurückkam. Von dort wurde ich Ende Mai in das Lager 25 versetzt, und da das Lager 25 mit dem Lager 22 zusammenhing, hatte ich von dort ständig Kontakt mit dem Evakuierungslager. Ende August wurde ich in das Straflager Striemitz gebracht und kam dort nach 1¼ Jahren Gefangenschaft zum ersten Verhör vor den Untersuchungsrichter, nach welchem ich sofort zur Evakuierung freigegeben wurde, ohne dass es zu einer Verhandlung vor dem Volksgericht kam. So kehrte ich zum Abschluss meiner Irrfahrt durch die tschechischen Lager wieder in das Lager 22 zurück und kenne daher das Evakuierungslager und den Vorgang bei der Evakuierung sowohl durch eigene Tätigkeit wie durch wiederholte Beobachtung.

Das Lager 22 wurde erst 1946 von dem Lager 25 abgetrennt, als es Evakuierungslager wurde, und als Solches dem Okresní Národní Výbor (Kreisnationalausschuss) unterstellt, während das Lager 25 dem Hydrierwerk unterstand. Es war das übliche Barackenlager, welches von einem einfachen Stacheldrahtzaun umschlossen und von einer militärischen Lagerwache bewacht wurde, die Evakuierten standen unter Quarantäne und durften nur mit Passierschein das Lager verlassen. Der Evakuierungskommissär war Kriminalinspektor Naprstek, welchem die Evakuierung des ganzen Kreises Brüx unterstand. Er war ein verbissener Tscheche, für den der Deutsche nur galt, soweit er evakuiert war; es wurde ihm der Ausspruch zugeschrieben: Der gute Deutsche ist nur der evakuierte Deutsche. An tschechischem Personal gab es Militär, Gendarmerie, Finanziere, Verwalter, Heizer. Das Kanzleipersonal bestand aus Deutschen, welche aus den Transporten herausgezogen wurden und ausschliesslich die ganze Arbeit leisteten. Das Küchenpersonal bestand zuerst aus Tschechen, aber nachdem bei diesen zu viele Unterschleife vorgekommen waren, wurde später auch das Küchenpersonal von Deutschen gestellt.

Aus allen Städten, Dörfern und Lagern des Kreises Brüx wurden die Deutschen in das Evakuierungslager gebracht, aus den Wohnstätten und Lagern des Kohlenbeckens kamen sie mit Lastautos, aus den Bauerndörfern des Erzgebirges und des Brüxer Landes kamen sie auch mit Pferdefuhrwerken. Hochbepackt mit Menschen, Koffern, Kisten, Säcken und Ballen schwankten die Fahrzeuge in das Lager. Dort fuhren sie zuerst zu der Kanzlei, wo die Menschen ausgeladen und registriert wurden. Die Registrierung geschah in der Reihenfolge, wie die Fahrzeuge in das Lager kamen, so wurden von jedem Einzelnen die Personalien aufgenommen und an jeden Nummern ausgegeben. Dabei wurden die Menschen gefragt, ob sie noch in einem Lager Verwandte haben, welche dort zurückgehalten werden und mit denen sie evakuiert zu werden wünschen. Es war durchaus üblich, dass dabei falsche Verwandtschaftsverhältnisse angegeben wurden, insbesondere gaben sich oft junge Mädchen als Verlobte aus und forderten irgendeinen Verwandten oder Bekannten als Bräutigam an, der noch in einem Straflager eingesperrt war.

Wenn der Betreffende nicht aus besonderen Gründen festgehalten wurde, hatte die Anforderung in den meisten Fällen Erfolg, und so mancher arme Teufel wurde durch diesen Liebedienst aus dem Straflager befreit. Das gab jedesmal ein erschütterndes Wiedersehen, wenn die abgerissenen und ausgehungerten Jammergestalten aus den Straflagern eintrafen. Obwohl diese Vorgänge Naprstek bekannt sein mussten, war er in dieser Beziehung grosszügig, es ging ihm tatsächlich nur um die Evakuierung.

Nach der Registrierung fuhren die Fahrzeuge zu einer anderen Baracke, wo das Gepäck ausgeladen und von Finanzern revidiert wurde. Da standen die Menschen mit ihrem letzten Hab und Gut, das sie aus den Plünderungen, Razzien, Hausdurchsuchungen und Konfiskationen gerettet hatten. Das Potsdamer Abkommen lautete auf fünfzig Kilogramm Gepäck¹, aber bei den ersten Transporten waren die Financer nicht kleinlich, wenn die fünfzig Kilogramm einmal überschritten wurden. Soweit die Evakuierten aus dem Lager kamen, hatten sie ohnehin nicht viel Gepäck und dann wurde ihnen auch nicht viel abgenommen, aber soweit sie aus den Wohnungen kamen, hatten sie oft noch erstaunlich viel Gepäck und dann gab es manchmal reiche Beute. Die Financer nahmen vor allem Geld, Zigaretten, Wertgegenstände und Pelze ab, wobei sie zweifellos auch auf die eigene Rechnung kamen. – Nach der Gepäckrevision fuhren die Fahrzeuge wieder zu einer anderen Baracke, wo die ärztliche Untersuchung stattfand. Diese bestand aus einer oberflächlichen Sichtung auf Läuse, Krätze, Fieber- und Geschlechtskrankheiten sowie Desinfektion mit dem amerikanischen Läusepuder DDT. Die Läuse- und Krätzekranken mussten zurückgestellt und in das Lager Rössel überführt werden, von wo sie nach der Ausheilung in zehn bis vierzehn Tagen zurückkehrten, um mit dem nächsten Transport evakuiert zu werden. Diese Zurückstellung war jedesmal eine schwierige Entscheidung, weil sich die Evakuierten gegen die Zurückstellung wehrten und um jeden Preis mit dem Transport mitkommen wollten. Aber wir mussten in dieser Beziehung streng vorgehen, weil die Tschechen einen heillosen Respekt davor hatten, dass die Amerikaner einen Transport aus sanitären Gründen zurückstellen könnten. Die Untersuchung der Frauen gestaltete sich schwieriger, weil die Massenuntersuchungen bei den Frauen Scham und Aufregung erregten und die Läusenisse in den langen Haaren schwerer zu sehen waren, so dass wir die Untersuchung gerne Frauen überliessen. – Zuletzt wurden die Baracken eingeteilt und die Wohnungen angewiesen, das geschah wieder in der Reihenfolge, wie die Familien mit der Aufnahme fertig wurden.

Die Wohnungen waren sehr primitiv, die Stuben bestanden aus den nackten vier Wänden mit Pritschen, Strohsäcken und herumstehenden Gepäckstücken, weil die Leute für den kurzen Aufenthalt ihren geringen Hausrat nicht erst auspackten. Die besseren Baracken waren die vorderen, wo es freundliche kleine Zimmer mit einer gewissen Ge-

¹ Die Modalitäten der Ausweisung wurden nicht im Potsdamer Abkommen festgelegt, sondern (soweit es sich um die Überführung in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands handelte) in amerikanisch-tschechischen Besprechungen und Vereinbarungen im Januar, April und Juni 1946. Über die näheren Einzelheiten s. Einleitende Darstellung, Kap. V, 2.

mütlichkeit gab, diese wurden meistens von dem deutschen Lagerpersonal bewohnt. In den rückwärtigen Baracken gab es grosse Säle für vierzig bis fünfzig Menschen, welche durch die vielen Menschen, die vielen Pritschen und die herumstehenden Koffer, Kisten, Säcke und Ballen an Auswandererlager im Zwischendeck von Überseedampfern erinnerten. Die Küche bestand aus einer Küche für die Tschechen und das deutsche Lagerpersonal und einer Küche für die Evakuierten. Die Küche für die Evakuierten war die schlechteste, die ich bisher in den Lagern kennengelernt hatte, aber sie wirkte sich nicht so krass aus, weil die Leute meistens Geld hatten und sich Lebensmittel von draussen beschafften. Trotzdem wurden die Zustände in der Küche so unhaltbar, dass das tschechische Personal später abgelöst und durch deutsche Personal ersetzt wurde.

Da jeder Eisenbahnzug aus vierzig Waggons zu dreissig Personen bestand, also im Ganzen zwölfhundert Personen fasste, musste jeder Transport auf zwölfhundert Personen aufgefüllt werden, das dauerte in den ersten Wochen vier bis fünf Tage. Dann wurde der Transport aufgeteilt, die zwölfhundert Menschen wurden in vierzig Gruppen zu dreissig Personen eingeteilt, von denen jeder Einzelne seine Waggonnummer erhielt, jeder Waggon erhielt einen Waggonführer, der ganze Transport einen Transportführer. Darauf wurden jedem Einzelnen die tausend Reichsmark ausgezahlt, dann wurden dem Transportführer von allen die Papiere ausgehändigt und der ganze Transport noch zweimal der Gepäckrevision und der ärztlichen Untersuchung unterzogen. Alle diese Vorgänge nahmen wieder Zeit in Anspruch, und so dauerte es in den ersten Wochen zehn bis vierzehn Tage, bis ein Transport abgefertigt war. Und dann kam eines Tages der Abtransport. Am Vormittag des Abgangstages wurde das Gepäck auf der Einfahrtsstrasse entlang dem Stacheldrahtzaun waggonweise zusammengestellt, zu welchem Zweck an dem Stacheldrahtzaun für jeden Waggon eine Nummer mit einem sinnigen Laubkranz hing. Das Gepäck wurde noch am Vormittag mit Lastautos fortgeschafft. Am Nachmittag wurden die Menschen waggonweise gesammelt und in Marschformation aufgestellt, dann setzte sich der ganze Transport von zwölf hundert Menschen mit Alten, Jungen, Frauen, Kindern, Kinderwagen in Bewegung und zog bis auf ein unterdrücktes Kinderweinen oder stummes Zuwinken ohne einen Laut an uns Zurückbleibenden vorüber, bis er auf der Strasse hinter den Häusern von Nieder Georgethal verschwand. Hinter dem langen Zug der Fussgänger fuhr ein Lastauto, welches die Marschunfähigen nachführte. Auf einer aufgelassenen Rampe des Güterbahnhofes von Nieder Georgethal wurde der Transport einwaggoniert und fuhr noch am selben Nachmittag nach Brüx, wo er aus unbekanntenen Gründen bis in die Nacht stehen blieb. Von Brüx fuhr er erst bei dunkler Nacht weiter gegen Eger und von dort über die bayerische Grenze in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands. Am Tage des Abtransportes kam jedesmal eine Kommission, welche aus Vertretern des Národní Výbor, Militär und Polizei bestand und den gelungenen Abtransport mit einem ausgedehnten und ausgiebigen Festessen feierte. Für uns deutsche Zurückbleibende war der Abtransport freilich keine Feier, sondern eine Erschütterung, denn nachdem wir eben erst einige Menschen kennengelernt hatten, sahen wir uns wieder vor den verlassenen Baracken und leeren Wänden. Und am nächsten

Tag rollten wieder die Lastautos und Pferdefuhrwerke, hochbepackt mit Menschen, Koffern, Kisten, Säcken und Ballen für den nächsten Transport an.

Nachdem die «wilde Evakuierung» von den Tschechen nach der Potsdamer Konferenz Ende August 1945 abgebrochen worden war, wurde sie von ihnen erst im Jahre 1946 nach den Bestimmungen der Potsdamer Konferenz als «humane Evakuierung» wieder aufgenommen¹. Während der wilden Evakuierung des Jahres 1945 war das Evakuierungslager das Lager Negerdörfel bei Brüx, während der humanen Evakuierung des Jahres 1946 wurde das Evakuierungslager das Lager 22 bei Nieder Georgenthal. Während der erste Transport der humanen Evakuierung im Januar 1946 noch vom Lager Negerdörfel abging, ging der zweite Transport der humanen Evakuierung im April 1946 vom Lager 22 ab. Die Evakuierung erfolgte für den ganzen Kreis in der Reihenfolge der einzelnen Städte, Ortschaften und Lager und in den Städten in der Reihenfolge der einzelnen Strassen. Am Vortag der Evakuierung erhielten die einzelnen Familien von der Evakuierungskommission den Evakuierungsbescheid zugestellt. Am Tage der Evakuierung mussten sie dann mit ihren fünfzig Kilogramm Gepäck binnen einer halben Stunde die Wohnung räumen, wurden von der Evakuierungskommission auf ein Lastauto verladen und von einem Kommissar in das Evakuierungslager gebracht. In den ersten Wochen dauerte es vier bis fünf Tage, bis ein Transport zusammengestellt war. Die übrigen Arbeiten nahmen wieder mehrere Tage in Anspruch, so dass die Zusammenstellung und Abfertigung des Transportes zehn bis vierzehn Tage erforderte. Dann rollte alle zehn bis vierzehn Tage ein Transport mit zwölfhundert Deutschen, vierzig Waggons zu dreissig Stück, nach Eger und über die bayerische Grenze in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands. Bis Ende Mai gingen die Transporte in die amerikanische Zone, solange erhielt jede Person tausend Reichsmark. Ab Anfang Juni gin-

¹ Über die Austreibungsaktionen in den Sommermonaten 1945 s. die Berichte Nr. 71 bis Nr. 98 und Einleitende Darstellung, Kap. V, 1.

Durch diese Aktionen, die im Stadtbezirk von Brüx im Juli/August wöchentlich zwei- bis dreimal durchgeführt wurden und jedesmal ganze Strassenzüge und Stadtviertel erfassten, wurde auch die Familie des Vfs. ausgetrieben. Er schreibt hierüber im ersten Teil seines Berichtes: «Am 6. August wurde meine Frau binnen zwanzig Minuten aus unserer Wohnung getrieben, wobei sie ausser ihrer Mutter und dem Kind auf einem Kinderwagen nur zwei kleine Koffer mitnehmen konnte, und von vier schwer bewaffneten tschechischen Soldaten mit Maschinenpistolen in das Evakuierungslager [Negerdörfel, ein ehemaliges Lager der Flak an der Saazer Strasse] eskortiert. Am 9. August wurde sie über die Grenze nach Deutschland evakuiert, während ich damals bereits gefangen war. – Diese Evakuierungen wurden von den Tschechen odsun – Abschub genannt, wie man einen Vagabunden mit Gendarmerie über die Landesgrenze abschiebt; diese Benennung ist bezeichnend für die tschechische Auffassung von der Evakuierung. Wie aus der Zusammensetzung der Evakuierungskommission hervorgeht, wurden die Evakuierungen von allen staatlichen und zivilen tschechischen Behörden und Organen durchgeführt. Národní Výbor, Militär, Polizei, Wohnungsamt, eine Sonderstellung nahm dabei das Militär ein, welches die Eskorte der Transporte stellte, und unter den politischen Parteien die kommunistische Partei, welche bei jeder Gelegenheit die Führung des Kampfes gegen die Deutschen an sich riss.»

gen die Transporte in die russische Zone, dann erhielt jede Person nur fünfhundert Reichsmark¹. Als das Lagerpersonal später eingearbeitet war, wurden die verschiedenen Arbeiten in einem einzigen Arbeitsgang zusammengefasst, dann dauerte die Zusammenstellung und Abfertigung eines Transportes nur fünf Tage. Dann rollte alle fünf Tage ein Transport mit zwölfhundert Deutschen, vierzig Waggons zu dreissig Stüde, nach Bodenbach und über die sächsische Grenze in die russische Besatzungszone Deutschlands. Im Kreise Dux wurde die Evakuierung bereits Ende August 1946 abgeschlossen, und die letzten Deutschen des Kreises Dux mussten an einen Transport des Kreises Brüx angehängt werden. Die Evakuierung des Kreises Brüx wurde im Oktober 1946 abgeschlossen, der letzte Transport ging Mitte Oktober vom Lager 22 ab, während der Transport, der Ende Oktober abgehen sollte, im Lager zurückgehalten und nicht mehr evakuiert wurde. Nach diesen Angaben lässt sich leicht ausrechnen, dass im Jahre 1946 aus dem Kreis Brüx 34 Transporte abgingen, so dass mit der humanen Evakuierung des Jahres 1946 reichlich vierzigtausend Deutsche evakuiert wurden.

Es folgt ein statistischer Überblick, der sich nicht auf amtliche Unterlagen stützt, über die Wohnbevölkerung des Kreises Brüx.

Da standen vor mir Menschen, die alles verloren hatten, was ihnen lieb und teuer war und den Inhalt ihres Lebens ausmachte, und die mit nichts in den Händen einem ungewissen Schicksal entgegengingen. Viele von ihnen waren mir persönlich bekannt, Ärzte, Rechtsanwälte, Geschäftsleute, Landwirte, Handwerker, Arbeiter. Ich unterhielt mich oft mit ihnen und fragte mich, was diese Menschen bewegte und wie ihnen zumute war. Es fiel mir zum ersten Mal bei der Zurückstellung der Läuse- und Krätze-kranken auf, dass sie sich gegen die Zurückstellung wehrten; obwohl sie dadurch höchstens zwei bis drei Wochen verlieren konnten, wehrten sie sich mit allen Kräften dagegen, und es kostete jedes Mal einen richtigen Kampf. Dann fielen mir einige Zwischenfälle mit hochschwangeren Frauen auf. Wir durften eigentlich hochschwangere Frauen nicht in den Transport aufnehmen², aber einerseits logen uns die Frauen an, weil sie mitgenommen werden wollten, andererseits liessen wir uns überreden, weil wir zu den Frauen in ihrem Zustand nicht so streng sein wollten, und so kam es, dass die Entbindungen regelmässig im Lager losgingen. Es war erstaunlich, wie gut und leicht die Geburten unter diesen primitiven Verhältnissen vonstatten gingen; in ihrer ungeduldigen Erregung und Erwartung legten die Frauen los, und es gab Sturzgeburten, dass ich alles liegen und stehen lassen musste und trotzdem oft zu spät kam. Als ich einmal nachts geweckt

¹ Bei den ersten amerikanisch-tschechischen Besprechungen über die Modalitäten bei der Überführung der Ausgewiesenen in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands vom 8. und 9. Januar 1946 war von tschechischer Seite erklärt worden, dass die Ausgewiesenen pro Person 1'000 RM mitnehmen dürfen. In der Praxis wurden den Ausgewiesenen in einigen Gebieten dann nur Beträge von 500 oder gar nur 200 RM genehmigt. Deshalb wurden in den amerikanisch-tschechischen Besprechungen Mitte April ein künftig einheitlicher Satz von 500 RM vereinbart. Und daran hielten sich die Tschechen auch bei der Abfertigung der seit Juni in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands geleiteten Transporte.

² Entsprechend den amerikanisch-tschechischen Vereinbarungen vom 8./9. Januar 1946 sollten schwangere Frauen, die innerhalb sechs Wochen ihre Niederkunft erwarteten, nicht in die Ausweisungstransporte eingereiht werden.

wurde, stand in dem dunklen Untersuchungszimmer eine junge Mutter und hielt stehend mit der rechten Hand zwischen beiden Beinen das lebende Kind, das noch an der Nabelschnur hing. Als ich ein anderes Mal gerufen wurde, schwamm das Kind in einer Blutlache auf dem Fussboden, die Nabelschnur war abgerissen, die Mutter sass erschöpft auf einem Stuhl, und dazwischen irrten einige verwirrte Frauen herum, von denen eine immerfort sagte: Mein Gott, ich habe so etwas noch nie gesehen. – Diese Vorfälle waren bezeichnend für die allgemeine Stimmung, es herrschte allgemein eine ungeduldige Erregung und Erwartung. Das war kein Wunder bei den jungen Burschen, bei welchen die Lust am Abenteuer das Risiko der ungewissen Zukunft überwog. Junge Mädchen schwärmten davon, wieder tanzen und ins Kino gehen zu können. Aber auch die Erwachsenen machten davon keine Ausnahme; Landwirte berieten darüber, dass sie in Deutschland wenig Aussicht haben würden, wieder eigenen Grund und Boden zu bekommen, und dass sie besser nach Kanada oder Argentinien auswandern würden. Städter überlegten, wo sie in Deutschland Verwandte und Bekannte finden und am ehesten wieder Fuss fassen könnten.

Es war kein Zweifel, die Menschen wollten fort, sie wollten um jeden Preis mit dem Transport mitkommen und fürchteten nichts so sehr, als davon zurückgestellt zu werden. Es gab Leute, die gerne von dem Rest ihrer Habe abgaben und noch Geld dafür bezahlten, um nur mit dem Transport mitgenommen zu werden. Das ging so weit, dass Fachkräfte, welchen von den Tschechen die Wahl zwischen einer gut bezahlten Anstellung und der Evakuierung freigestellt wurde, die Evakuierung wählten, und dass Spezialarbeiter, welche von den Tschechen als unabhkömmlich in ihren Betrieben zurückgehalten wurden, darüber todunglücklich waren. Das ärgerte die Tschechen, dass die Deutschen so leichten Herzens gingen und gar kein Hehl daraus machten. Sie malten Deutschland in den schwärzesten Farben, dass es für hundert Jahre vernichtet ist, Hungersnot herrscht und die Reichsdeutschen die Sudetendeutschen nicht aufnehmen wollen. Aber die Menschen battenzu viel und zu Furchtbares erlebt, so dass sie froh waren, der tschechischen Hölle zu entrinnen. Wer unter die Räuber fällt, ist zuletzt froh, mit dem nackten Leben davonzukommen. Und sie hatten nichts mehr zu verlieren, sondern hatten bereits alles verloren und konnten nur gewinnen. Gleichviel was das Leben in Zukunft bringen mochte, es konnte nicht schlimmer sein als das, was sie hier erlebt hatten. Und sie hatten zuviel dafür gelitten, dass sie Deutsche waren, sie wollten sich dieses letzte Gut erhalten, sie wollten keine Tschechen und Kommunisten werden, sie wollten Deutsche und Freie sein. Wie der Kranke nach einer schweren Operation aus der Narkose erwacht und sich die ersten Lebensgeister regen, so boten diese Menschen nach ihren furchtbaren Erlebnissen und ihrer seelischen Depression die ersten Lebenszeichen. Erwachen des Selbstbewusstseins, Freude über die Rettung des Lebens und Hoffnung auf eine neue Zukunft.

Nach einer Beschreibung des nördlichen Sudetenlandes in seiner landschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Vielfalt fährt der Vf. fort:

Das ist ein Land mit einer reichen Natur, einer alten Kultur und modernen Zivilisation. Und da ist das Volk: da sind Ärzte ohne Praxis, Rechtsanwälte ohne Kanzlei, Leh-

rer ohne Schule, Unternehmer ohne Betrieb, Geschäftsleute ohne Laden, Handwerker ohne Werkstatt. Da sind die kleinen Häusler des Erzgebirges ohne Häusel, Kuh und Stall, die wohlhabenden Bauern des Saazer Landes ohne Bauernhof, Hopfengarten und Gurkenfeld. Da sind die Bergarbeiter des Brüx-Duxer Kohlenbeckens ohne Schacht, Strecke und Plan, die Metallarbeiter der Komotauer Eisenwerke ohne Werkhalle, Hochofen und Walzstrasse, die Textilarbeiterinnen der Oberleutensdorfer Spinnereien ohne Maschine und Fabrik. Da sind grosse und kleine Familien ohne Heim, Mütter mit Kindern ohne Väter, Schwangere, Säuglinge, Greise, Kranke ohne Pflege. Das war ein Volk mit Kindersegen, Bauerntum, Arbeiterschaft, Mittelstand, Intelligenz, ein blühendes Volk in einer reichen Heimat. Das war ein Volk, aber es ist kein Volk mehr, es sind irre Haufen Flüchtlinge, Vertriebene, Heimatlose, Bettler. Und diese Menschen, die alles verloren und alles aufgegeben haben, Existenz und Heimat, die sich von Gott und der Welt verlassen fühlen, finden ihr erstes Selbstgefühl, ihren ersten Lebenswillen, ihre erste Zukunftshoffnung darin, das nackte Leben und die arme Seele zu retten und dem grausamen Schicksal ihres Volkes nachzufolgen und irgendwo und irgendwann einen neuen Anfang zu suchen.

Dann werden die Menschen wie Stückgut oder Viehherden in Güterzüge verladen, dreissig Stück in einen Viehwaggon, zwölfhundert Stück in einen Güterzug, dann rollen und rollen Eisenbahnzüge, Hunderte und Hunderte Eisenbahnzüge mit Tausenden und Hunderttausenden Stück, wochenlang, monatelang, ein halbes Jahr rollen und rollen Eisenbahnzüge aus allen Kreisen der Heimat, über alle Grenzen der Heimat, in das grosse unbekannte Deutschland und ein fernes ungewisses Schicksal.

Das ist die humane Evakuierung der Sudetendeutschen.

Nr. 100 a

Erlebnisbericht des Ingenieurs Gustav Grüner aus Asch.

Original, ohne Datum, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Der Beginn der Ausweisungsaktion in Asch Ende Februar 1946.

Jeder hatte seine Last zu tragen. Die junge Frau rannte jeden Tag nach Neuhausen, um dem aus der Gefangenschaft gekommenen Mann einen Topf Erdäpfelgulasch über den Schlagbaum zu reichen. Die Nachbarin machte sich mittags auf den Weg, um ihrem Vater das Essen ins Teil¹ zu bringen. Die Familie nebenan sorgte sich um die Tochter, die im Herbst nach Strakonitz gefahren war und immer noch dort sein musste². Der Tri-

¹ Von den Tschechen in Asch errichtetes «internacni tabor» (Internierungslager).

² Etwa 1'000 Jugendliche aus Asch wurden im September 1945 in die Gegend von Strakonitz zum «Erntedienst» von den Tschechen transportiert.

kotagenwarenfabrikant wusste nicht, wie er mit seinem Spravce dran war. Ewig fürchtete man eine neue Razzia. Ein Gericht jagte das andere.

Immer und immer wieder hiess es, dass alle Deutschen aus der Tschechoslowakei ausgewiesen würden. Dabei piffen es aber die Spatzen vom Dache: Das ganze Egerland und ganz besonders Asch kommen zu Bayern! So und so viel Amis haben es gesagt¹. Benesch soll auch erfreut gewesen sein, dass Asch kampfflos übergeben wurde. «Das werde ich meinen Aschern nicht vergessen», ja, das soll er gesagt haben. Unvergessen bleibt dem Schreiber ein alter Pensionist, der alle Gespräche mit der stereotypen Rede- wendung oegann: «Ich how an Herrn troffn ...» Der ominöse Herr wusste dieses und jenes, aber stets war es gut für die Ascher.

Und dennoch sorgte man vor! Die dunklen Nächte waren erfüllt von den heissen Wünschen der Männer und Frauen, die nahe Grenze zu erreichen. Man sorgte vor, und Wäsche, Kleider, Handwerkszeug und gelegentlich auch Textilmaschinen wurden in die bayerischen Grenzdörfer geschafft. Der «Franzl», ein egerländisch sprechender Finan- zer, drückte beide Augen zu, doch andere Tschechen machten sich einen Spass daraus, die Pascher ob ihrer sauer verdienten «Schmuggelware» zu jagen wie gehetztes Wild. Tragödien spielten sich am Schlüsselstein, bei der Hofmanns Scheune, bei der Knallhütte und überall an der aus tausend Wunden blutenden Grenze ab.

Das Bild wäre unvollständig, wollte man den blühenden Schwarzhandel vergessen. Der Spravce vom Türkenschurl verkaufte das Kilo Schweinefleisch für 500 Kronen, der Spravce der Papierhandlung Egelkraut betrieb einen gutgehenden Handel mit Reichs- mark. Die Alliierten-Mark waren wesentlich teurer, denn sie sollten später nicht abge- wertet werden. Für zehn Kronen konnte man beim Friseur Zigaretten kaufen. Juden – wer weiss, woher sie kamen – brachten die Zigaretten an. Ami-Zigaretten waren teurer. Sogar Knoblauch erzielte Phantasiepreise. Manches gute Stück wurde «verhojert», um das Notwendigste zum Leben zu erhalten. Unter zahlreiche Formulare setzte man die «vlastnorucni podpis»², und voller Angst rief die Frau am Morgen aus: «Jessas, ich ho ma gelwa Bindn vagessn!»

Jener Februartag unterschied sich durch nichts von den vorhergegangenen. Auch die Nacht versprach ruhig zu werden. Doch da geschah am Abend das Unfassbare. Mit Trä- nen in den Augen trat die Frau des gegenüber wohnenden Schulrektors ins Zimmer. Stockend berichtete sie, was sie von einem Angestellten des Elektrizitätswerkes gehört hatte. Die Tschechen haben dem WEW³ die Adressen gemeldet, die ab morgen keinen Strom mehr beziehen werden, da sie zum ersten Ausweisungstransport gehören. Wir sind mit dabei!

¹ Diese Gerüchte, dass einige Grenzbezirke, einschliesslich Karlsbad, bei Deutschland bleiben wür- den, waren im westlichen Sudetenland weit verbreitet; vgl. auch Bericht Nr. 92, S. 426 und 429; Nr. 126, S. 606 und Nr. 127, S. 659. Sie bezogen sich offenbar auf frühere Alternativpläne von Benes, s. hierzu Einleitende Darstellung, S. 48 f.

² «eigenhändige Unterschrift».

³ Westböhmisches Elektrizitätswerke.

Nach Minuten lähmenden Entsetzens erfolgt harter Entschluss. Wir werden noch einmal über die Grenze gehen, koste es, was es wolle. In fiebrhafter Hast werden zwei Rodelschlitten gepackt. Anzüge, Wäsche, Zeugnisse, etwas Geld, Schmucksachen und Porzellan kommen in die Fuhre. Wir fahren ohne gelbe Binden, mein Vater setzt einen kleinen braunen Hut auf, einen echten Pepitschek-Hut¹. So geht es die Berggasse hinauf und die Ringstrasse entlang. Als wir beim Gymnasium ankommen, schlägt es acht Uhr. Die Zeit beginnt also, in der Nercki zu Hause zu sein haben.

Am Sportplatz des Gymnasiums entlang, vorbei an den Schrebergärten, geht es über die Bahn hinweg. Ja, man könnte diesen Weg zeichnen! Es ist verdammt hell. Der Mond ist hochgekommen, weshalb man die ganze Fläche bis zur Grenze übersehen kann. Ausserdem knirscht der Steinhart gefrorene Schnee, und dauernd fällt ein Schlitten um. Eigentlich ist es Wahnsinn, was wir machen, wir sind ja kilometerweit zu sehen. Hier stand einmal der Hangar der Segelflieger, und jetzt haben wir den schützenden Bretterzaun des Sportplatzes auf der Prex erreicht. Hierher ging immer unser Spazierweg. Ein Gedanke blitzt durch das Gehirn: Im Weltkrieg ist Benesch diesen Weg bis zur Kümmelbüchse gegangen – tempora mutantur!

Rechts neben dem Sportplatz ist ein kleines Fichten Wäldchen. Wir schleichen uns hinein. Wenn nur die Schlitten nicht dauernd umfielen! Aber der Schnee ist eben zu hoch.

Da, was ist das?

Von der Hofmanns Scheune her kommt eine tschechische Streife. Lautlos sinken wir in den tiefen Schnee und liegen regungslos. Irgendwo knistert ein froststarrer Ast.

Die beiden Tschechen haben etwas gehört. Sie leuchten mit ihren Taschenlampen in das Wäldchen. Gespentisch fingert der schmale Lichtkegel durch den winterlichen Wald. Jetzt, jetzt müssen sie uns entdeckt haben.

Doch es geschieht nichts.

Die Soldaten hören auf, mit ihrer Lampe herumzufuchteln. Sie beziehen Posten am Ende des Wäldchens – und stecken sich Zigaretten an. Gelegentlich stampfen sie mit den Füßen, denn es ist bitter kalt.

Die Minuten verrinnen wie Ewigkeiten. Da muss sich mein Vater erbrechen. Leise würgt er – der Schnee vor ihm färbt sich dunkel. Ach, wie verkitscht stellt sich mancher Schriftsteller eine solche Flucht vor, und wie grausam ist die Wirklichkeit!

Ich weiss nicht, wie lange wir so lagen. Dann aber geschah das Wunder, die beiden stapften in Richtung Zweck davon. Die Luft war rein.

Mit halberfrorenen Gliedern setzten wir den Marsch fort. Vor Neuhausen wurde es unerträglich. Wir fielen von einer Schneewehe in eine andere. Von Neuhausen ging es nach Reichenbach zu «unserem» Bauern. Längst war es Mitternacht geworden, aber ich musste noch nach Erkersreuth, da dort eine grosse, verschliessbare Holzkiste von uns stand.

1 Pepitschek, scherzhafte Bezeichnung im Sinne von Luftikus.

Um vier Uhr früh war alles in dieser Kiste verstaubt. Todmüde traten wir den Rückweg an. Diesmal begegnete uns keine Streife. Im Morgengrauen waren wir wieder zu Hause.

Aber vor uns waren schon Besucher bei uns gewesen. Zwei Soldaten waren es, die das überbrachten, was uns die Nachbarsfrau schon am Abend vorher mitgeteilt hatte: den Ausweisungsbefehl.

Um 11 Uhr sollten wir beim Schützenhaus sein mit dreissig Kilo Gepäck. In fieberhafter Eile wurde gepackt.

Ja, was sollte man mitnehmen?

Hier sei gleich ein Erlebnis eingeblendet, das sich Monate später vollzog. Eine hesische Hausbesitzerin schilderte meiner Mutter die schlechten Verhältnisse einer Familie des Dorfes: «Die sind auch wie Sie nur in Säcken umgezogen.»

Nachbarn und Verwandte kamen, um uns beim Fachen zu helfen. Kurz vor elf Uhr traten wir dann den Weg zum Schützenhaus an. Vorher hatten wir die Schreibmaschine noch gründlich ruiniert, und die Mutter hatte die Bibel auf den Tisch gelegt.

Nun standen wir vor der breitausladenden Treppe des Schützenhauses, an das wohl für jeden Ascher frohe Kindheitserlebnisse verknüpft sind. Doch das Schützenhaus hatte sein freundliches Gesicht von einst verloren. Der Saal glich einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Vojáci¹ kontrollierten das Gepäck. Manch wertvolles Stück wechselte hier noch schnell seinen Besitzer. In einem unachtsamen Augenblick schaute ich auf die Uhr, und schon war sie weg, die schöne, goldene Konfirmationsuhr. Wer kontrolliert war, wurde in den hinteren Teil des Saales getrieben. Am frühen Nachmittag ging es dann zum Askonas². Es war ein langer Zug des Elends und der Verzweiflung. Die Nachricht vom ersten Ausweisungstransport hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Deshalb standen auch viele Ascher auf den Gehsteigen, als wir in der Mitte der Strasse, flankiert von Soldaten, den Anger hinaufzogen. Es gab Tränen und viele Zurufe!

In den grossen Sälen waren Doppeldeckerbetten aufgestellt. Männlein und Weiblein richteten sich ein, die erste Nacht der Vertreibung zu verbringen. Einzeln musste man ins Büro kommen, wo der «Prepravni listek pro odsunovane», der «Transportzettel für Evakuanten» ausgestellt wurde. Die letzte Spalte stellte die entscheidende Frage: «Wünscht gehen nach?» In echter Böhmakelei war dies die grosse Lüge des grünlichen Zettels. Denn niemand «wünschte» zu gehen, jeder wollte bleiben, wo er das Recht zu bleiben hatte, weil seine Urahmen schon dort waren, als noch niemand an die «Státní tiskárna v Praze»³ dachte, die diese Zettel gedruckt hatte.

Auch im Askonas verstummten die Gerüchte nicht. Nun war die grosse Angst, der Transport könnte in die russisch besetzte Zone geschickt werden. Gelegentlich liessen sich auch Tschechen dazu herab, ein paar Wörter zu sagen, aber sie wussten ja auch

¹ Soldaten.

² Heller & Askonas, eine Fabrik in Asch, war das Ausweisungssammellager.

³ «Staatliche Druckerei in Prag».

nichts. In der Nacht werden wohl die wenigsten auf den harten Strohsäcken geschlafen haben. Der andere Morgen war vor allem damit ausgefüllt, sich entlausen zu lassen. Die Amerikaner hatten den Tschechen ein modernes «powder» gegeben, und hygienisch, wie sie nun mal sind, spritzten sie die Evakuanten auch kräftig ein.

Es war fast eine Erlösung, als es wirklich losging.

Abermals bewegte sich ein langer Zug gequälter Menschen durch die Stadt, die in diesem Augenblick begann, ihre Söhne und Töchter zu verlieren, die begann, ihr Gesicht zu verändern, die zu sterben begann. Zahllose Zurückbeliebene winkten aus den Fenstern, aber es war alles so ruhig, so stumm, so unheimlich.

Es ging den Weg hinunter zum Bayerischen Bahnhof, vorbei am Kriegerdenkmal, an der Vitello-Kiste und an der alten Seifenfabrik, wo wir einst schlanke Segelflugzeuge gebaut hatten.

Da ist der Bahnsteig!

Ich kenne ihn nur zu genau. Vier Jahre lang stieg ich jeden Tag hier ein, um nach Eger zur Schule zu fahren. Aber er ist jetzt verändert. Es scheint, als trüge er schon etwas vom mystischen Grauen des Ostens an sich. Ein langer Zug mit Viehwagen steht auf dem Gleis. Man hat schmale Bretter zu den Türen hinaufgelegt. Schwestern helfen den Alten, in den Wagen zu kommen. Die Viehwagen sind alle mit einem ätzenden Desinfektionsmittel ausgespritzt, so dass auch hier noch manches Kleidungsstück argen Schaden nimmt.

Es beginnt ein langes Warten, und abermals nähert sich eine Nacht. Noch ist eine Frage ungeklärt: die des Geldes. Im Lager Askonas hatte man uns versprochen, jede ausgewiesene Person bekomme 1'000 Mark. Es scheint aber so, als wollte man uns um diese lächerliche Entschädigung bringen. Einige Tschechen sagen, das Geld werde erst in Eger ausbezahlt. Das macht wiederum stutzig.

Nach Eger soll es gehen?

Ob sie uns nicht in das Innere Böhmens fahren? Als Arbeitssklaven? Schliesslich gibt es doch die 1'000 Mark. Dafür müssen wir aber die Sparkassenbücher abgeben.

In der Dunkelheit geht es dann in Richtung Eger, wo wir früh eintreffen. Der Zug hat unterwegs lange gehalten. Da der Viadukt vor Eger zerstört ist, fahren wir über Tirschnitz.

Wieder vergehen Stunden des Wartens. Schliesslich kommt ein gelangweilter amerikanischer Offizier, der einen Kaugummi im Mund hat, und begutachtet alles.

Ein Pfiff der Lokomotive – der Zug setzt sich in Bewegung. Er nimmt nicht, wie befürchtet, seinen Weg in Richtung Pilsen, sondern fährt schnurstraks nach Schirnding. Tschechische Soldaten begleiten ihn. Trotzdem öffnen sich in Bayern die Türen der Viehwagen. Die gelben Armbinden, die Zeichen der Unfreiheit, werden von den Ärmeln gerissen und in hohem Bogen aus dem Zug geworfen. Sie hängen in den Zweigen der Bäume oder liegen im Schnee des Bahndammes. Der Zug fährt weiter, die gelben Bin-

den werden zu kleinen Punkten, bis sie ganz verschwinden. Wenn die Fahrt durch Dörfer geht, dann winken die Ausgewiesenen zu den Leuten auf der Strasse. Gelangweilt winken diese zurück; sie wissen nicht, was geschehen ist.

Das Ziel ist Wiesau. Langsam fahren wir ein. Auf dem Nachbargleis steht ein Hilfszug des Bayerischen Roten Kreuzes. Die paar tschechischen Soldaten fühlen sich unsicher, als wir auf dem Bahnsteig stehen. Es gibt auch Verpflegung, und man spricht davon, dass es nach Hessen gehen soll.

Es folgt die Schilderung der Fahrt bis zum Bestimmungsort,

Nr. 100 b

Erlebnisbericht der Näherin Adele Frotscher aus Asch.

Original, 9. November 1955, 4 Seiten, hschr. Teilabdruck. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

Die Abfertigung des 7. Ausweisungstransportes aus Asch vom 18. Mai 1946.

Die Vfn. stellt einleitend fest, dass sie noch sämtliche persönlichen Dokumente über ihre Ausweisung besitzt. Sie schildert dann den Ablauf der Ausweisung:

Am 13.5. erhielten mein Mann und ich, namens Frotscher, die Ausweisung zugestellt. Wir wohnten am West-End, Rütlistrasse, gingen deshalb am 14.5.1946, zeitig morgens 6 Uhr, von zu Hause, mit einem Handwagen bepackt mit 100 kg. Als wir zum Schützenhaus kamen, war dort schon reges Leben. Wir stellten uns zur Schlange, das war die Ecke, wo man zur Parkgasse einbog. Nach dem Essen kamen auch wir an die Reihe. Im Schützenhaus im Zimmer 3 war ein Arzt, der fragte uns, ob wir irgendwelche Beschwerden haben oder uns ernstlich krank fühlen. Wir verneinten, bekamen unseren weissen Schein und konnten abmarschieren. Am Schalter 4 erhielten wir unsere Gruppennummer, dann ging es zur Entlassung. Am Schalter 9 gaben wir unsere Lebensmittelkarten, Kohlen- sowie die Sparkassenbücher ab und Nr. 10 die Schlüssel der Wohnung. Nachher kamen wir in den grossen Saal des Schützenhauses, zwecks Kontrolle unseres Gepäckes. Dort wurde man tüchtig abgeklaubt, auch wenn es nur 50 kg waren pro Person, dann kam man zur Visite; ich muss schon sagen, die Frau von mir damals hatte sich anständig benommen. Sie hatte mich nur äusserlich abgetastet und mir nichts entwendet, obwohl ich Uhr und Kette bei mir hatte. Nachher wurden wir in ein Lastauto ohne Gepäck, bloss die Personen verladen im Schützenhausgarten. Am 14.5., nachmittags $\frac{3}{4}$ 3 Uhr landeten wir beim Askonas. Dann kamen die Autos mit unseren Sachen. Ich muss schon sagen, das Essen war schlecht, wir holten es gar nimmer. Drei Tage Aufenthalt beim Askonas. Ein 1-kg-Brot und schwarzen Kaffee. Ich hatte am 13. bei

Procher eine Tüte einfache Lebkuchen gekauft. Die hatten wir mit, und davon zehrten wir drei Tage, mein Mann und ich.

Wir waren der erste Transport, der anstatt 1'000 RM nur 500 erhielt¹. Ausserdem war verschärfte Wache, die Ringstrasse war von oben bei Gossler (Lowl) und unten bei Gasthaus Biedermann abgeriegelt, so dass uns niemand etwas zum Essen bringen durfte. Ich sah sehnsüchtig am geschlossenen Fenster auf die Strasse, unten waren meine Verwandten mit Essen und warteten vergeblich. Doch trotz alledem wurde alle abends gesungen bei uns im Saal, das konnten die Tschechen nicht verstehen, dass man noch singen kann. Am 17.5. morgens wurden alle Männer zusammengerufen und mussten fleissig unsere Sachen aufladen und am Bahnhof in die Waggons einschichten. Nachmittags kamen die Personen in die Autos und fuhren zum Bahnhof, die Nummer um den Hals gehängt, so erfolgte die Verfrachtung in die Waggons. Dort standen wir den ganzen Abend. Auch da war die Wache verschärft, hatten wir doch den 13. Transport, die böse Dreizehn². Meine Patin hatte sich etwas unserem Waggon genähert, da kam der Posten und jagte sie bis zum Hasenlager, wo der Weg rauf führte zur Krankenkasse. Von dort oben hatte sie mir fleissig mit einem Tuch zugewinkt. Am 18.5., früh ½ 3 Uhr, fuhren wir von unserem geliebten Asch ab. Es blieb kein Auge trocken.

Im Waggon war sehr wenig Platz. Wir konnten nicht einmal beim Schlafen richtig sitzen und hatten doch nur ein Kleinkind dabei. In die ersten Waggons haben sie alles gesteckt, in den letzten war der Raummangel nicht so zu spüren. Am 18. 5., 12 Uhr, landeten wir in Wiesau, mittags gab es ein gutes warmes Essen. Eintopf, Schinkenwurst und Brot. Oh, das hat geschmeckt! Früh hatten wir in Eger von den Cechen einen Kaffee bekommen. Wir wollten gern etwas Warmes zu uns nehmen, doch alle spuckten aus. Der Kaffee war nicht einwandfrei. Mein Mann fragte den Posten, was damit sei, er antwortete auf böhmisch, der Kaffee ist angebrannt. So dass uns mittags das Essen so richtig schmeckte. Dann ging es zur Entlausung. Auch die Kinder wurden gesäubert. Da wurden wir immer gefragt, wo unsere Kinder sind, es war ein Transport mit sehr wenig Kindern.

Abschliessend werden die Erlebnisse in Westdeutschland geschildert.

¹ vgl. Anm. 1, S. 464.

² Die Vfn. irrt sich hier, es war der 7. Transport aus Asch; vgl. S. 481, Anm. 2.

Nr. 100 c

Erlebnisbericht des Helmut Klaubert aus Asch.

Original, 28. Juni 1956, 17 Seiten (Din A 5), hschr. Teilabdruck.

Der dritte Transport aus Asch in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands von Anfang August 1946.

Nach einer Aufzählung aller Transporte, die aus Asch in die Sowjetzone geleitet wurden¹, beschreibt der Vf. den Hergang, seiner Ausweisung.

Nachdem bereits 1'000 Ausgewiesene Asch in Richtung Osten verlassen hatten, verstärkte sich das Gerücht immer mehr, dass mit weiteren Transporten in die sowjetische Zone zu rechnen sei. An jenen Julitagen war wohl alles auf den Beinen, um beim Austreibungsamt in der Bachgasse die Austreibungsbefehle selbst abzuholen, nur um zu vermeiden, von einem Elend in das andere zu kommen.

Über die nahe Grenze und durch den Rundfunk wurden ja damals Dinge über die Sowjet-Zone bekannt, die jeden von den dort herrschenden Zuständen abschreckten. Da waren die nie stillstehenden Demontagen der Betriebe, die Vergewaltigungen und die grosse Hungersnot.

Am Vormittag des 23.7.1946 erhielten wir auf eigene Initiative unsere Ausweisungsbefehle für acht Familienmitglieder. Am selben Tage noch übergaben wir unser Geschäft an einen tschechischen Nationalverwalter, der sehr gnädig mit uns verfuhr. In der kommenden Nacht wurde in drei Haushalten eifrig gepackt. Mutter und Schwester nähten grosse Säcke, mein Bruder schrieb die vielen Schilder, die dann daran befestigt wurden. Zu dieser Zeit hatte es sich bereits herumgesprochen, wie es am besten sei, mit den wenigen Habseligkeiten vor den Gewalthabern zu erscheinen. Schuhe, Anzüge und alle Paardinge wurden sorgfältig getrennt in verschiedenen Säcken untergebracht. Und was noch an neuer Wäsche zu Hause war, denn das meiste befand sich ja, auf Pascherwegen nach Bayern gebracht, bereits an sicherem Ort, wurde zerknittert, verdreht und unansehnlich gemacht. Dann stopften wir die Säcke voll mit allem Hausrat, nur um ein rechtes Kunterbunt zu erreichen. Dies und jenes sollte mitgenommen werden, und manchmal stand man vor Rätseln, was nun wirklich notwendig sei. Zum Ende zeigte sich alles unentbehrlich, und als wir unsere Bündel und Packen mit einer Waage kontrollierten, ergaben sie ein Gewicht, das weit über den gestatteten 400 kg (pro Kopf = 50 kg) lag.

In dieser Aufregung verging die Zeit wie im Fluge, und als der Morgen graute, hatten wir kein Auge zugetan. Es hat damals so sein müssen, sonst wären mehr Tränen geflossen, und alle hätten sich das bisschen übriggebliebene Leben gegenseitig schwer gemacht.

Am 24. Juli 1946, vormittags 11 Uhr, nahmen wir Abschied von den noch verbliebenen Bekannten und von der Wohnung. Auf einem grossen Pferdewagen lag unser Hab und Gut aufgeladen. Wir fuhren zum Askonas. Nicht allein waren wir dorthin, unter-

¹ vgl. S. 481, Anm. 2.

wegs reihte sich so mancher rollende Unglückshaufen ein. Die Sonne brannte, sie meinte es gut mit uns. Drei Stunden harrten wir mit unserem Gepäck vor den Untersuchungs-buden. Als wir an die Reihe kamen, füllte man gerade einen neuen Transport auf. Die kontrollierenden Tschechen waren zu dieser Zeit bereits stark betrunken, und wir wussten nicht, wie wir uns auf sie einstellen sollten. Nach einer weiteren Stunde lag auch dies hinter uns. Glück konnten wir dennoch verzeichnen, es wurde uns nichts abgenommen. Trotz des traurigen Augenblicks freuten wir uns wie kleine Kinder darüber. Die erste Etappe brachten wir mit dem unangenehmen Läusepuder hinter uns.

Als Hilfsarbeiter beim Askonas waren damals noch die Inhaftierten vom «Teil» angesetzt, die so manchem Vertriebenen hilfsbereit in jeder Beziehung zur Seite standen. Später trennte man uns von unserem Gepäck, es wurde in grossen Lagerräumen mit den jeweiligen Transportgruppennummern untergebracht. Mit dem verbliebenen Handgepäck wartete der für den neuen Transport vorgesehene Teil bis 18 Uhr. Als es schon dämmerte, marschierten wir in einem langen traurigen Zug den Anger hinunter zum Schiesshaus. Bei diesem Leidensmarsch kam einem erst voll zu Bewusstsein, was man mit uns trieb. Die wenigen Strassenpassanten, denn um diese Zeit war es schon leer in Asch, sahen uns verzweifelt nach, und unsere Haltung glich einem Schweigemarsch. Am Ziel angelangt, verstaute man nach Anweisung der tschechischen Bewachung die ca. 250 Menschen in verschiedene Räume des Schiesshauses, und die darauffolgende Nacht wurde auf blossem Stroh verbracht. Am nächsten Vormittag ging es denselben Weg zurück zum Askonas, und man wies den Haufen an den 4. Stock des Fabrikgebäudes, wo er für sieben Tage auf doppelten Holzpritschen kampierte.

In den kommenden Tagen ging eins ins andere. Die Verpflegung war sehr schlecht. Auf irgendeinem Ausweisungspapier verpasste man uns den berühmten Stempel: «Z CSR odsunut¹ – Muving from CSR – As: 1.8.1946». Jede Person erhielt den Hohnzins von 500 Reichsmark.

Bis zum 30.7.1946 kamen noch täglich mehr Menschen mit ihren Habseligkeiten, so dass am 1.8.1946 vormittags ca. 1'200 Vertriebene aus Asch. Wernersreuth, Nassen-grub, Thonbrunn, Hastau u.a. mit ihrem Gepäck in die am Ascher Hauptbahnhof bereitstehenden Güterwagen verladen wurden. Bei der Verladung selbst gab es erneute Fragen, denn was sich als Gerüchte die vergangenen Tage halten konnte, bestätigte sich an den vorgefundenen Waggons, die alle Hammer und Sichel sowie die Aufschrift «UdSSR» trugen. Nach Befragen der offiziellen tschechischen Stelle verwarf man unsere Feststellung und sagte: Dies wäre der letzte Transport nach Westdeutschland! Um 13 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und es gab Tränen über Tränen. Nach kurzer Zeit erreichten wir Franzensbad, wo sich der Zug etwa 20 Minuten aufhielt. Die Lokomotive wechselte an das Ende. An den Waggontüren, die verschlossen wurden, zeigten sich tschechische Soldaten mit Maschinenpistolen. Erneutes Rätselraten über das Wohin. Man sprach von Umleitung über Tirschnitz. Aber als wir Voitersreuth durchfuhren, war es jedem klar, dass man uns belogen hatte. Wer kann sich wohl heute noch die grosse Enttäuschung vorstellen? Bad Brambach war die erste Station auf deutschem Bo-

¹ Aus der CSR ausgewiesen.

den mit kurzem Aufenthalt. Krankenschwestern gingen den Zug ab, und kurz befrügte sie die Waggoninsassen, ob man Läuse verspüre. Reiseproviant gab es keinen» Mit Eiltempo setzte der Zug seine Fahrt fort. Die Route ging über Adorf/Vogtland, Plauen, Gera nach Rehmsdorf bei Zeitz.

Ich selbst lag bereits von Asch aus mit hohem Fieber im Waggon und schlief am Vormittag ein. Als ich aufwachte, war es ca. 2 Uhr in der Nacht, draussen regnete es. Trotz der Dunkelheit und der nassen Witterung musste schleunigst der volle Zug geräumt werden. Die kleine Bahnstation war schnell überfüllt, das Gepäck lag draussen im Schotter der Geleise. Im Morgengrauen kultivierten sich die Landsleute in einem nahen ehemaligen Konzentrationslager. Die von den Tschechen mitgeschickte Verpflegung wurde in kleinen Mengen an die Gruppen ausgegeben. Bald darauf sandte uns die ostzonale Reichsbahn den verspäteten Transportraum, bestehend aus allerlei zusammengesuchten Wagentypen.

Die Beladung des neuen Zuges war mit zwei Stunden befristet. Beschämend zeigte sich das Benehmen einiger Landsleute, die glaubten, besondere Privilegien zu besitzen, denn mit einem nicht zu bekehrenden Egoismus nahmen sie ganze Waggons für sich selbst in Anspruch, so dass kurz vor Abgang des Zuges viele Vertriebene mit ihrem Gepäck nicht untergebracht waren. Es gab viel Geschrei und sogar Handgreiflichkeiten.

Um 7 Uhr verliessen wir Rehmsdorf in Richtung Leipzig, umfuhren die Messestadt und erreichten am 2. August, 23 Uhr, den Bahnhof Eilenburg. Die Nacht war wieder kalt und regnerisch. Die Menschen hatten sich inzwischen wieder beruhigt und schliefen in den Waggons. In den Nachtstunden durchfuhren wir Torgau/Elbe und Falkenberg/Schwarze Elster. Vermutlich wusste man bei dem dortigen Leitkommando nicht, wo man den grossen Transport unterbringen sollte. Um 8 Uhr des 3. August erreichten wir den Bahnhof Herzberg/Elster-West. Das dortige Lager dürfte wahrscheinlich überfüllt gewesen sein, denn nach kurzem Warten ging es die ca. 20 km zurück nach Falkenberg. Ca. drei Stunden stand der Transport auf dem dortigen Verschiebebahnhof, um darnach in Richtung Lutherstadt Wittenberg den Kurs zu nehmen. In der Umgebung des Städtchens Annaburg erblickten wir das erste grosse sowjetische Manövergelände. Um 14 Uhr desselben Tages hielt der Zug am Bahnhof Elster/Elbe, ein verlassenes Nestchen inmitten der märkischen Streusandbüchse. Ebene so weit das Auge zu schauen vermag, spärlicher Kiefernwald und nichts als Sand. Ein unüberwindlicher Übergang für die Bergmenschen aus der Ascher Heimat. Bei unserer Einfahrt versammelten sich auf dem Bahnhofsgelände eine Menge Bauerngespanne. Sie nahmen in mehreren Fahrten Gepäck und Menschen auf und schafften diese in das 16 km entfernte Dörfchen Seyda bei Zahna im Kreise Schweinitz, wo Quarantänelager bezogen wurde. Die Unterbringung erfolgte in acht ausgedienten Arbeitsdienstbaracken sowie im Saal des nahen Schützenhauses.

Meines Wissens hing man bereits in Falkenberg in der Früh ein Drittel des Transportes ab, und die Unterbringung dieses Teiles nahm man im Quarantänelager Herzberg/Schwarze Elster vor.

Der zweite Tag im Lager Seyda brachte schon die erste Sensation. Ein Stab von sowjetischen Offizieren aus dem Hauptquartier in Jüterbog besuchte das Lager, und es gab heftige Diskussionen. Immer wieder brachte man von unserer Seite den Einwand, wonach dieser Transport überhaupt nicht hierhergehöre, sondern dass er nach unserem ausdrücklichen Wunsch sofort nach Westdeutschland weitergeleitet werden solle. Ich glaube, man gab uns Zugeständnisse, zumindest versprach die sowjetische Delegation Hilfe.

In den vorhandenen Lager-Duschräumen unternahm man Grossreinemachen. Verschiedene Frauen halfen in der Lagerküche. Alle Lagerinsassen unterzogen sich einer strenggehaltenen Typhusimpfung. Alle kranken Personen bettete man in eine eigens vorgesehene Isolierbaracke. Des Öfteren hielt ein Ascher Landsmann unter sehr grosser Anteilnahme Gottesdienst im Freien. Die Erwachsenen fanden die ersten schwierigen Kontakte mit der Bevölkerung, und der materielle Nachschub stand dabei immer im Vordergrund. Das Essen im Lager selbst war für die damalige Zeit nicht schlecht und ausreichend.

Als sich keine Anzeichen für eine Übergabe des Transportes nach Westdeutschland zeigten, im Gegenteil, sich die Behauptung immer mehr durchsetzte, der Transport verbleibe in der russischen Zone, unternahmen so manche Familien auf eigenes Risiko die Fahrt nach dem Westen. Der Abgang betrug ca. 200 Personen.

Im Anschluss schildert der Vf. die Aufteilung des Transportes auf die Gemeinden des Kreises Bad Liebenwerda und das weitere Schicksal der Ausgewiesenen.

Nr. 100 d

Erlebnisbericht des Studienrats a. D. Leopold Müller aus Asch.

Original, ohne Datum, 5 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorgänge bei der Abfertigung des Ausweisungstransportes aus Asch vom 30. August 1946 nach Süddeutschland.

Nach dem ersten, auf wenige Stunden befristeten Ausweisungsbefehl, der mir bereits im Frühjahr 1946 überbracht, aber im letzten Augenblick wieder rückgängig gemacht wurde, erhielt ich den zweiten endgültigen Befehl zum Verlassen der Heimat in der allgemein bekannten «forschen» Weise am 24. August 1946, einem Sonnabend, ausgehändig mit dem Auftrag, mich mit meiner Frau und unserer langjährigen Hausgehilfin spätestens Montag mittags im Askonaslager zu melden. Obwohl uns diesmal der polizeiliche Ukas nicht mehr ganz unerwartet kam, war es doch nicht leicht, aus der bereitgestellten Habe das auszuwählen, was – mit Rücksicht auf die für die Person gestatteten

70 kg – in Säcken und andern gewichtsarmen Behältern verstaut werden musste. Denn niemand konnte vorhersagen, was von all den lebensnotwendigen Sachen die Habgier der Gepäckprüfer erwecken konnte. So gab es in der letzten Nacht nur wenig Schlaf. Um die Mittagsstunde des 26. August beluden wir mit unserm Habseligkeiten den Wagen, den uns ein Fuhrmann aus der hinteren Angergasse entgegenkommenderweise bereitstellte, erregten dabei den Unwillen des an der Strassenkreuzung stehenden Verkehrspostens und nahmen dann kurz entschlossen Abschied von Haus und Heim, die uns so viel glückliche Jahre hindurch treu behütet hatten. Langsam kroch unser Wagen die Hauptstrasse hinauf zum Askonaslager. Dort nahmen wir Abschied von einer hilfreichen Verwandten, die uns auf unserm Trauerwege begleitet hatte und noch einige Wochen in Asch verbleiben durfte, und dann schwenkte unser Wagen hinein in den belebten Fabrikshof und damit in den unmittelbaren Machtbereich unserer Zwingherren und Heimaträuber. Da sassen wir nun auf der blanken Erde und mussten geduldig mehrere Stunden warten, bis unser Gepäck gewogen war und uns bestätigt wurde, dass das erlaubte Gesamtgewicht nicht überschritten war. Die gefürchtete Sach- und Leibesuntersuchung, die dann begann, fiel bei diesem Transport, wie allgemein bestätigt wurde, nicht ganz so hart aus wie bei früheren; denn unter den für diesen Transport Bestimmten befanden sich ziemlich viele Leute aus den Landgemeinden, die nicht der gefährlichen «Partei» zugehört hatten. Darum konnte ich unter unserm Schicksalsgefährten nur wenig alte Bekannte entdecken, wie z.B. meinen Hausbesitzerfreund Diel mit Frau, Steuersekretär Darandik, Photograph Nauthie mit Familie u.a. Dagegen fielen uns die umfangreichen, aber leichten Kisten auf, in denen die ziemlich zahlreichen Landwirte aus Haslau und Umgebung, aus Werners-, Nieder- und Oberreuth ihre Habe verstaut hatten.

Am folgenden Tage begann die Organisation. Je 25-30 Personen wurden zu einer Gruppe zusammengefasst unter einem von den Tschechen ausgewählten Gruppenleiter. Jede Gruppe bekam eine Nummer zugeteilt, und dann mussten die vorbereiteten gedruckten Nummernschilder mit der für jede Familie oder Einzelperson gültigen Unter- nummer an den im grossen Fabrikslagerraum untergebrachten Gepäckstücken befestigt werden. Auch erhielt jeder Familienvorstand einen dreisprachig vorgedruckten (Tschechisch, Englisch, Deutsch) «Transportzettel für Evakuanten» mit Angaben über Namen, Alter, Geschlecht, Nationalität, ständige Adresse und Beruf. In der untersten Spalte der Vorderseite stand in einwandfreiem Böhmakeldeutsch die freundliche Frage: «Wünscht gehen nach?» und daneben als Antwort: Bavaria. Auf der Rückseite dieser Karte, die ich noch besitze, steht unter dem Dienstsiegel der Okresní spravní komise v Asi¹ – XIII – und der Faksimileunterschrift Svamberk folgender dreisprachiger Stempelaufdruck: «Ich bestätige, dass ich in Bezug auf Gepäck als auch finanziell ordentlich abgefertigt wurde und dass ich keinerlei Beschwerden habe» Daneben – gleichfalls mit Gummistempel aufgedruckt – heisst es: «Z CSR odsunut² – Muving from CSR» und das Datum: As 29.8.46. Diese Bravheitsbestätigung für die Herren Austreiber musste natürlich bei

¹ Kreisverwaltungskommission in Asch.

² Aus der CSR ausgewiesen.

Ausföhlung der 500 RM für jede Person, unterschrieben werden. Die «ordentliche finanzielle Abfertigung» der Heimatvertriebenen machte den Tschechen keinerlei Mühe; denn die Sudetendeutschen zahlten dieses Taschengeld aus der eigenen Tasche und liessen – abgesehen von ihrem anderen gewaltigen Besitz – an Spareinlagen, Sperrmarkguthaben und sonstigen flüssigen Geldern ein Vielfaches von dem zurück, was man ihnen hier als «humane» Reisegabe in die Hand drückte.

Es war für uns alle ein grosses Glück, dass wir bei gutem Wetter nur zwei Tage im Lager zubringen mussten. Während des Tages stieg man gerne aus den überfüllten dumpfen Sälen, wo sich in den schmalen Gängen zwischen den primitiven Lagerstätten kaum zwei Leute mit ihren abgemagerten Leibern aneinander vorbeischieben konnten, über die steilen Eisentreppen hinab in den Hof, um dort ein wenig mit Bekannten zu plaudern oder sich von der Heimatsonne durchwärmen zu lassen. Dort war es auch um Mitternacht angenehmer und stiller als droben auf den harten, von Wänzchen belebten Strohmatten. Auch die Verpflegung der über tausend Lagerinsassen machte der Lagerleitung wenig Kopfschmerzen. Es gab zwar eine Lagerküche, aber die dicke Suppe, die ich dort am ersten Lagerabend fasste und die ich nur zum Teile schlucken konnte, wirkte sich bald darauf mit einem unerwünschten Durchfall aus; denn für jedes Stockwerk standen ja nur zwei Kabinen zur Verfügung. Die meisten Lagerbewohner zehrten zur Beruhigung für die Lagerleitung von ihren mitgebrachten, sorgsam gesparten eigenen Vorräten. Manchem gelang es sogar, an den wild tuenden Posten vorbei ein von gutherzigen Freunden oder Verwandten bereitetes Mittagessen ins Lager zu schmuggeln. Den meisten verscheuchte ohnedies die bange Sorge um die Zukunft neben dem drückenden Abschiedsschmerz das durch die ungewohnte Freiheitsberaubung geschwächte Verlangen nach Speise und Trank.

Noch ein Wörtchen über die sanitären Verhältnisse im Lager. Bei der Aufnahme fragte uns ein damit beauftragter Ascher Arzt, ob wir gesund seien. Untersucht auf Transportfähigkeit wurden wir nicht. Dem früheren deutschen Kreisarzt konnten während des Lageraufenthaltes leibliche Beschwerden vorgetragen werden; er konnte kaum helfen und wurde nur wenig in Anspruch genommen. Helfer und Helferinnen vom Roten Kreuz hatten hauptsächlich damit zu tun, alle Lagerinsassen nach den Bestimmungen der Alliierten gründlich mit einem Desinfektionspulver einzustäuben. Das brachte ein bisschen Bewegung in die Massen und milderte die trübselige Abschiedsstimmung, die die meisten beherrschte.

Am Vormittag des 29. August wurde das Gepäck von kräftigeren jungen Leuten auf Lastkraftwagen verladen, zum Bahnhof gebracht und gruppenweise in den über 30 Wagen eines Güterzuges verstaut, der für uns bereitstand. Nun wussten wir: Es geht fort aus der Heimat. Aber wohin? Nach Bayern, wie wir hofften, oder gar in die Sowjetzone, in die vor uns ein Transportzug mit dem Endziel östliches Sachsen gerollt w'ar? Am frühen Nachmittag wurden die einzelnen Gruppen geschlossen in gleicher Weise zum Hauptbahnhof gefahren. Noch ein letzter Blick in die altvertrauten Gassen; dann schlossen sich hinter uns die Schranken.

Der für unsere Gruppe bestimmte Wagen war ziemlich klein und zwang uns, in dem durch Gepäck und Kinderwagen eingeengten Raume dicht aneinander aufzurücken. In einem grösseren Wagen, in dem sich Familie Nauthe befand, konnte ich mir für die erste Nacht ein bequemerer Lager sichern und die freundliche Erlaubnis, zeitweise auf einem Liegestuhl meine Beine zu strecken. Endlos dehnten sich die Nachmittagsstunden dieses Tages der Bitternis; der Abend nahte, und noch deutete nichts auf baldige Abfahrt hin. So schlenderte ich in meiner unruhigen Stimmung die Schienen entlang zum Stellwerk und kam, da hier nirgends ein Posten stand, durchs Hasenlager bis in unsern an die Geipelfabrik anstossenden Garten in der Hohenraingasse und gelangte nach fast zweistündigem Ausbleiben, durch den wohltuenden Spaziergang leiblich und seelisch erfrischt, unbemerkt wieder in den Bahnhof hinein und zurück zu meiner Gruppe, die mein Verschwinden schon bemerkt und voll Sorge nach mir gesucht hatte.

Als es dunkel wurde, musste alles in die Wagen kriechen. Doch dauerte es dann noch bis nach Mitternacht, bis sich endlich der lange Wurm in Bewegung setzte. Da und dort begann ein leises Singen, sanft überhauchte es das Abschiedsweh. Wegen der zerstörten Egerbrücke musste der Zug über Tirschnitz geführt werden und rollte im Morgengrauen des 30. August in den Güterbahnhof von Eger ein. Wir durften uns für eine halbe Stunde die Beine vertreten. Unheimlich starrten uns aus dem Frühnebel die Trümmer der uns einst so vertrauten, nun jämmerlich zerbombten Bahnhofsgebäude an, die letzten Zeugen der entschwindenden Heimat. Dann ging es weiter, einer immer ungewisser werdenden Zukunft entgegen. Bald war die damals schon scharf bewachte Grenze überschritten; wir atmeten auf – der Zug dampfte gegen Bayern, in die Freiheit.

Anschliessend berichtet der Vf, noch über den weiteren Transportweg und die Unterbringung im Bestimmungsort,

Nr. 100 e

Erlebnisbericht des Schlossers Hermann Reinel aus Asch.

Original, ohne Datum, 5 Seiten, hschr.

Erlebnisse des Vfs. während seines einmonatigen Aufenthaltes im Ausweisungslager; Abtransport aus Asch in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands am 19. November 1946.

Am 14. Oktober 1946 bezogen wir, nachdem uns bereits dreimal der Ausweisungsbescheid ins Haus geflattert war, das Lager Askonas. Gegen Mittag trafen wir dort ein, scheinbar als die Einzigen dieses ganzen Tages. Weit und breit war kein Mensch zu sehen und mussten erst den Posten aufmerksam darauf machen, damit uns das obere, eigens für diesen Zweck eingerichtete Tor geöffnet würde. Nachdem wir unser Hab und Gut abgeladen hatten, mussten wir noch bis zum späten Nachmittag warten, bevor es den Herrschaften einfiel, uns abzufertigen. Das Ganze ging eigentlich fast reibungslos

ab, nach all den Dingen, die bei früheren Transporten vor sich gingen. Wir wurden dann, nachdem das Gepäck im Keller verstaut war, in den 2. Stock verfrachtet und richteten uns dann so einigermaßen ein. Es mögen damals ca. 20 Familien beisammen gewesen sein. Die nächsten Tage wurde es lebhafter, und fast aus allen Orten unseres Heimatkreises kamen die Familien an. Die Männer mussten dann die Habseligkeiten fortschaffen, und auch hier konnte ich feststellen, dass alles ziemlich rasch ging, und wo es mal einen Stop gab, da haben wir dann etwas «nachgeholfen», damit alles auf schnellstem Weg im Keller verschwand und aus den Augen unserer «Betreuer» war. Zu bemerken wäre noch, dass zu dem damaligen Zeitpunkt die Polizei die Bewachung übernommen hatte und es im Allgemeinen ziemlich ruhig herging. Der Abtransport war für den 28. Oktober vorgesehen, aber da dieser Tag ja den Tschechen heilig ist¹, so mussten wir eben warten.

Was dann bis zu unserem endgültigen Abschub vor sich ging, wird manchen früher Vertriebenen ein Staunen und Kopfschütteln hervorrufen. Die «Spravce» haben anscheinend von unserem längeren Bleiben erfahren, und so wurden in den Tagen nach dem 28. Oktober die Männer und Frauen wieder an ihre früheren Arbeitsplätze geholt, um zu arbeiten. Dies alles geschah ohne Bewachung. Wir bekamen einen Ausweis und konnten uns frei bewegen. Einige Tage fuhr man uns per Lastauto zur Sorg, um bei der Kartoffelernte zu helfen. Damals hatte es aber schon mal geschneit, und was wir da draussen geleistet haben war zum K... !! Die Erdäpfel wurden halt aufgelesen, wie sie dalagen, egal ob erfroren oder nicht. Alles in einen Korb, auf den Wagen und fort damit. Ich glaube, die Herren hatten später ihre helle Freude an den «bramborys»². Nebenbei sei noch gesagt, dass auch das kleinste Äckerchen mit umgepssügt wurde. Auch ans Essen dachte man. Trocken es Brot und schwarze Brühe zum Frühstück, zu Mittag gab's dann Eintopf. Eine Woche dauerte der Spass. Ich habe mich dann auch dünne gemacht und ging arbeiten. Was wir mit der Arbeit bezweckten, war, erstens raus aus dem Lager und zweitens von dem Lohn noch kaufen, was zu haben war. Meistens war es nur Essbares, was ja das A und O der damaligen Zeit war.

Ca. zwei Tage vor dem Abtransport durften alle nochmal aus dem Askonas heraus und konnten sich frei bewegen. Was während dieser Zeit noch alles ins Lager geschafft wurde, wohlgermerkt nicht geschmuggelt, darüber möchte ich lieber schweigen. Ein kleines Erlebnis, das mir selbst passierte, möchte ich noch zum Besten geben. Ich kam da mit einer leeren Kiste an und fragte den Polizisten, ob ich diese mit hineinnehmen darf. Er fragte mich wozu, und ich nannte ihm den Grund. Da verfiel der Polizist in den reinsten Egerländer Dialekt, um es gleich darauf mit folgenden Worten zu bereuen: «Himmeldunnawetta, dass ma dean echalanda Dialekt gaua niat laua koa!» Soweit mein Erlebnis.

Am 19. November 46 war es dann endlich soweit. Die eingeteilten Gruppenführer mussten noch vorher zum Bahnhof gehen. Dort wurden sie eingewiesen, die Waggons herrichten, die darin auf gestellten ehemaligen Wehrmachtsöfen instandsetzen und Holz

¹ Tschechoslowakischer Staatsfeiertag. Am 28. Oktober 1918 wurde die Tschechoslowakische Republik ausgerufen.

² Kartoffeln.

und Kohle fassen. Am späten Nachmittag war es dann soweit. Wiederum wurden 600 unschuldige Menschen ihrer Heimat beraubt. In Eger kamen dann nochmals ca. 600 Landsleute aus dem Egerer Kreis dazu. Wo wird es nun hingehen? Das war die bange Frage, die uns alle beherrschte. Viele Gerüchte waren im Umlauf. Auch wussten wir bereits, dass das Lager Wiesau aufgelöst war¹, und so wurde beratschlagt, wie man nun nach Bayern kommen sollte. Gegen Mitternacht hielt der Zug, und gleich kam es schon von den Nachbarwaggons herüber, wir sind in Pilsen. Nun bestand für uns nur eine Möglichkeit, und das war Furth im Wald. Dort kamen wir dann am 20. November gegen Mittag an, wurden entlauset und bekamen zu essen.

Von dort aus ging es dann – zuvor hatte man sich der Kranken und älteren Leute angenommen, und diese wurden in Personenwagen mit Betreuung durch das R. K. gebracht – weiter in Richtung Nürnberg, Würzburg, Frankfurt. Am 21. November wurden wir dann in Frankfurt-Höchst ausgeladen. Ca. die grosse Hälfte des Transportes ging weiter in Richtung Limburg/Lahn. Wir, die wir in Höchst verblieben sind, wurden auf die Grossbunker verteilt, und wir mussten dann in diesen Löchern noch 26 Wochen aushalten, bis dann endlich für jeden ein Dach über den Kopf gefunden war².

¹ Das Grenzdurchgangslager Wiesau wurde am 30. Oktober 1946 aufgelöst. Alle früheren Transporte aus Asch in die amerikanische Besatzungszone waren über Wiesau geleitet worden.

² Von Anfang März bis Ende November 1946 sind in Asch 25 allgemeine Transporte zusammengestellt worden, mit denen insgesamt ca. 27'800 Deutsche aus dem Bezirk von Asch, darunter etwa 600 dorthin evakuierte Karpatendeutsche (s. hierzu Einleitende Darstellung, 2. Teil) und 200 Schlesier, durch die organisierte Ausweisung nach Deutschland übergeführt wurden; 21 Transporte kamen in die amerikanische Besatzungszone und wurden auf verschiedene Kreise von Bayern und Hessen aufgeteilt, 4 Transporte, und zwar der 13., 16., 18. und 19., gingen in die sowjetische Besatzungszone, wo die Vertriebenen zunächst in Quarantänelager eingewiesen und dann auf verschiedene Städte und Ortschaften in Thüringen und Sachsen verteilt wurden.

Wie die folgende Liste der Ausweisungstransporte zeigt, wurden die Stadtgemeinde Asch und die Dorfgemeinschaften des Bezirks wie alle Wohn- und Lebensgemeinschaften der Sudetendeutschen durch die Vertreibung aus ihrer Heimat völlig auseinandergerissen. Da nur von einigen der damaligen Transportgruppen (und diese waren zumeist schon willkürlich und ohne Rücksicht auf alte Nachbarschaften zusammengestellt worden) ein grösserer Teil in den Orten geblieben ist, in die sie eingewiesen wurden, viele Familien sich selbst eine neue Bleibe suchten oder bald in Gegenden mit für sie besseren Arbeitsmöglichkeiten abwanderten, ein Grossteil der entgegen ihrem Wunsch in die sowjetische Besatzungszone transportierten Personen so bald wie möglich von dort fortzog, leben die Ascher wie die Sudetendeutschen allgemein heute weit verstreut in allen Gegenden Süd- und Westdeutschlands, zum kleinen Teil auch in Mitteldeutschland.

<i>Transportfolge</i>	<i>Abfahrt Asch</i>	<i>Aufteilung und Unterbringung im Kreis</i>
1. Transport	2. März	Gießen und Friedberg
2. "	14. "	Hof, Pegnitz, Hersbruck
3. "	3. April	Hanau, Main-Taunuskreis, Rheingaukreis
4. "	18. "	Mühdorf, Traunstein
5. "	29. "	Fürstenfeldbruck, Schrobenuhausen
6. "	7. Mai	Rotenburg a. d. Fulda
7. "	18. "	Wolfhagen

Nr. 101

Erlebnisbericht der Hausfrau Anna Riedl aus Komotau.

Original, 2. März 1957, 3 Seiten, mschr.

Unterbringung der Ende Februar 1946 in Komotau zur Ausweisung aufgerufenen Personen im Sammellager Michanitz und ihr Abtransport über das Ausweisungslager Poldihütte in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands.

Ende Februar 1946 wurde mir durch einen Boten mitgeteilt, dass wir ausgesiedelt werden. Er kam in den Mittagsstunden und sagte, dass wir mit unserem Gepäck bis nachmittags um 17 Uhr im Lager Michanitz sein müssten. Meine beiden Töchter (24 und 21 Jahre alt) fingen nun an, unsere Sachen zu packen, die wir ja schon teilweise zusammengeschichtet hatten, da man ja schliesslich jede Stunde mit der Aussiedlung rechnen musste. Wir wohnten nur noch in einem Zimmer im 2. Stock unseres Hauses in Komotau, da unsere Wohnung beschlagnahmt worden war, und zwar von Juden, die auch unser Delikatessengeschäft weiterführten.

Wir zogen nun mit einem geborgten (sogenannten) Stosswagen ins Lager. Unser Gepäck bestand aus 3 grossen Säcken, 3 Rucksäcken, 1 Koffer und einem Wäschekorb (in dem das Geschirr untergebracht war) und einem Eimer mit Esswaren. Zu Hause

<i>Transportfolge</i>	<i>Abfahrt Asch</i>	<i>Aufteilung und Unterbringung im Kreis:</i>
8. Transport	30. Mai	Biedenkopf, Dillkreis
9. "	5. Juni	Markt Oberdorf, Dillingen a. d. Donau
10. "	10. "	Hanau, Main-Taunuskreis, Rheingaukreis
11. "	15. "	Melsungen
12. "	27. "	Lauterbach, Alsfeld, Büdingen
13. "	3. Juli	Erfurt, Weisensee
14. "	9. "	Fulda
15. "	19. "	Nabburg, Neumarkt i. d. Opf., Straubing
16. "	22. "	Torgau, Zwickau, Crimmitschau
17. "	26. "	Riedenburg, Regen, Landau a. d. Isar
18. "	2. August	Liebenwerda
19. "	23. "	Zeititz, Bitterfeld, Crimmitschau
20. "	30. "	Vilsbiburg, Eggenfelden, Griesbach
21. "	4. September	Vohenstrauß, Waldmünchen, Beilngries, Regensburg
22. "	18. "	Hof, Naila, Coburg, Bayreuth
23. "	24. Oktober	Limburg, Wetzlar
24. "	19. November	Main-Taunuskreis (Höchst), Limburg
25. "	26. November	Neustadt b. Coburg.

Beim 1. bis 20. Transport betrug die Personenzahl jeweils ca. 1'200, in den letzten drei Transporten waren ca. 500, 600 und 300 Personen aus dem Bezirk von Asch. Die Transportliste wurde zusammengestellt auf Grund einer Berichtssammlung des «Ascher Rundbriefs», in dessen Jg. VIII (1956) eine Reihe dieser Berichte auch veröffentlicht wurde, und der vollständigen Liste der im Jahre 1946 nach und durch Bayern eingeschleusten Transporte, abgedruckt in: «Amtliches Zahlenmaterial zum Flüchtlingsproblem in Bayern», Statistischer Informationsdienst des Bayerischen Staatsministeriums des Innern (Mskr. f. d. Dienstgebrauch), München, Oktober 1946, S. 21 ff., und 2. Folge, Januar 1947, S. 20 ff.

schon wogen wir immer unsere Sachen ab, dass es nicht viel mehr sind als fünfzig Kilo, obzwar uns eigentlich nie ausdrücklich gesagt wurde, dass man nur soviel mitnehmen darf. Im Lager wurde nichts gewogen, wer recht viel mithatte, kam daher am besten weg. Wir wurden in einen grossen Saal gelegt, und es waren ca. 100 Personen drinnen, Männlein und Weiblein durcheinander. Es waren gewöhnliche Holzbaracken, in denen früher gefangene Russen untergebracht waren, die bei Mannesmann arbeiteten. Es gab kleine Öfen, auf denen man kochen konnte. Verpflegen musste man sich selbst. Die meisten Insassen des Lagers Michanitz waren noch angestellt, und man konnte ein- und ausgehen und musste nur mit einem Ausweis den Posten passieren. Leider war das noch nicht das Aussiedlungslager, und wir mussten einige Wochen dort zubringen. Sehr aufdringlich waren in der Nacht die Wanzen, die nur so von der Decke fielen. Es gab einen ganz primitiven Waschraum und eine ebensolche Toilette. Früh kam immer ein bewaffneter mürrischer Posten, der die Insassen, die nicht in Arbeit standen und noch jung waren, zur Arbeit aufforderte. Meine jüngere Tochter, die nicht mehr in Arbeit stand, musste Kohlen schleppen, Schnee räumen, einen Sportplatz ebenen etc. Eigentlich dachten wir, wir würden gleich ausgesiedelt; aber das war nur so ein Vorbereitungslager. Eines Tages, so etwa nach einem dreieinhalbwöchigen Aufenthalt, wurden wir registriert, und es hiess, dass grosse Lastautos kommen und wir in das Lager Poldihütte abtransportiert werden, von dem schon vorher ein Transport in die Ostzone und dann später in die Westzone abgegangen war. Die grosse Frage war, nun bei uns allen, wo wir wohl hinkommen würden, denn schliesslich wollte schon damals jeder nur nach dem Westen. Früh, so um 11 Uhr herum, kamen wir nun dran, und angstschlotternd wurden wir samt Gepäck in so einen Lastwagen gesteckt und warteten der Dinge, die da kommen sollten; denn es wusste ja niemand genau, wie es vor sich gehen wird, und nur viele Gerüchte, die teils wahr und auch nur erfunden waren, kursierten.

Wir wurden nun ausgeladen, bekamen eine Nummer (der Baracke), wo wir uns dann einzustellen hatten und wurden, nur mit dem Handgepäck versehen, durch mehrere Räume geschleust. Die einen suchten das Gepäck durch, die anderen schrieben und registrierten uns, und dann wurden wir in eine Baracke gebracht.

Die Durchsuchung des Handgepäcks war bei jedem anders. Es waren Frauen, die uns durchsuchten. Ausser einer Goldbrücke, die ich in der Handtasche hatte, und Seife glaube ich alles behalten zu haben. Die grosse Sorge galt nun unserem grossen Gepäck, das durchsucht wurde, ohne dass wir dabei waren. Deutsche Inhaftierte mussten dies auf Rollwagen in einen grossen Raum führen, dort wurden die Säcke ausgeschüttet, und was nun gerade gefiel, blieb in dem Raum. Mit Bangen warteten wir auf unsere Säcke und Koffer. Nur in dem ganz grossen Sacke, der sehr prall gefüllt war, haben Sachen gefehlt, und zwar Bettwäsche (neue, die wir extra recht schmutzig gemacht haben), Vorhänge, Handtücher, eine ganze Menge Leintücher und Schuhe. Wir haben alles gleich untersucht, doch stellten wir erst richtig alles fest, als wir alles richtig auspacken konnten.

Wie ich in Gesprächen mit Ausgewiesenen des gleichen Transportes hören konnte, wurde wahllos weggenommen; oft Leuten, die schon gar nichts mehr hatten, wurde das Letzte genommen. Andere, die eine Menge Koffer und Säcke besaßen, sind gut davongekommen. Leute, die einzeln in das Lager eingewiesen wurden, konnten bei der Gepäckkontrolle dabei sein. Ich hatte einen Neffen (14 Jahre), der erst aus Maltheuern aus dem Lager kam¹, und dem ich einen Sade hergerichtet hatte, und der ausser einem Bett und einem Anzug von seinem Vater nichts hatte, da seine Mutter schon im Juli [1945] ausgewiesen wurde. (Diese Transporte konnten ausser Handgepäck nichts mitnehmen, da es hiess, sie würden wieder nach Hause kommen; dabei wurden sie ganz einfach alle über die Grenze nach Sachsen gebracht.) Ihm nahm man noch den Anzug seines Vaters weg, da er ihm nicht passte. In folgenden Tagen wurden wir wieder registriert; wie beim Militär musste man zum Essenholen antreten. Es gab meist nur Brot und Suppe, aber es war geniessbar. Auch gab es einen Duschrom, in dem man sich waschen konnte. Die Baracken waren mit Strohsäcken versehen, und es gab nicht so viele Wanzen wie im Lager Michanitz. Rings um das Lager war Stacheldraht; es wurde streng bewacht, und man durfte nie mehr heraus. Später wurden wir alle mit DDT-Pulver eingespritzt, konnten unser Geld abholen, und zwar musste man gleich, als wir ankamen, alles Geld und die Sparbücher abgeben (und wehe, man fand noch irgendwo etwas!), und nun bekamen Personen, die pro Kopf auf den Sparbüchern für jeden einen Tausender darauf hatten, jeder tausend Mark ausbezahlt. Hatte man kein Geld und kein Sparbuch abgegeben, oder es machte nicht 1'000 RM aus, bekamen sie pro Kopf nur 500 RM ausbezahlt.

Am 19. März 1946 (gerade an meinem 52. Geburtstag) wurden wir in Viehwaggons verladen. Wir mussten in langen Kolonnen aufmarschieren. Es wurde nochmals der Name aufgerufen, und dann kamen so 35–40 Personen in je einen Waggon. Auf der Seite wurden die Säcke etc. auf gestapelt. In der Mitte war ein [Ofen] gestanden (den man aber nicht benützen konnte, sonst wäre man erstickt), und rings auf dem Gepäck sasssen wir nun und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Als wir so nach 17 Uhr von der Poldihütte abfuhren, standen wir noch bis Mitternacht auf dem Komotauer Bahnhof, streng bewacht, dass man ja nicht auskneifen konnte. In der Nacht fuhr dann der Zug ab mit ca. tausend Personen, und früh waren in Eger, und von dort ging alles dann glatt, und wir kamen endlich über die Grenze.

Man hatte ja immer wieder Angst, nochmals durchsucht zu werden, und was so alles noch an Gerüchten herum ging, die einem leider die Situation nur noch viel schwerer machten.

Über Nürnberg kamen wir dann nach Augsburg, wo wir in einem alten zerbombten Kloster untergebracht waren. Später kamen wir dann nach Krumbach (Schwaben) und dann von diesem Lager nach Neuburg a. d. Kammel, wo wir eingewiesen wurden in eine ganz kleine Wohnung.

¹ In einem Arbeitslager bei Maltheuern war ein Teil der männlichen Bevölkerung von Komotau im Juni 1945 interniert worden, nachdem ihre Austreibung nach Sachsen verhindert worden war; s. hierzu die Berichte Nr. 55 und Nr. 90. Über weitere Ereignisse in Komotau, wie z.B. die Aushebung der weiblichen Bevölkerung zur Zwangsarbeit, die Zustände im Konzentrationslager Komotau-Glashütte, s. die Berichte Nr. 56 und Nr. 57. Über die Internierungs- und Zwangsarbeitslager bei Maltheuern vgl. die Berichte Nr. 59 und Nr. 67, S. 347 ff.

Erlebnisbericht des Pfarrers Hermann Schubert aus Trautenau.

Beglaubigte Abschrift (1. Dezember 1952), 9 Seiten, mschr. Teilabdruck. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

**Verhältnisse im Sammellager Jungbuch, Kreis Trautenau;
Abfertigung eines Ausweisungstransportes Ende Februar 1946.**

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. Ereignisse in Trautenau nach dem Einmarsch der Roten Armee, die kirchlich-religiösen Verhältnisse nach der Wiedererichtung der tschechischen Verwaltung, die Internierung der deutschen Geistlichen und ihren Zwangsarbeitseinsatz in Eipel¹.

4. Feber. Wir werden in das Sammellager nach Jungbuch geschafft. Ein grosses altes Fabriksgebäude ist als Lager eingerichtet. Es kann über 1500 Menschen aufnehmen. Etwa 300 Menschen sind da, denn knapp vorher war ein Transport nach Bayern abgefahren.

In den nächsten Tagen erhalten wir viele Besuche, da noch keine strenge Lagerwache aufgezogen war.

Abends beten wir im grossen Fabriksaal, wo unsere Lagerbetten eng nebeneinander aufgestellt sind, gemeinsam den Rosenkranz. Am Sonntag feiern wir im Speisesaal das hl. Messopfer. Täglich wächst die Zahl der Lagerinsassen. – Hygienisch war das Massenlager in Jungbuch eine Kulturschande. Die grossen Säle waren nur sehr mangelhaft geheizt, die Abortanlagen reichten überhaupt nicht aus. Es wirkt wie ein Wunder, dass nicht mehr Krankheitsfälle vorkamen. Die Verpflegung war schlecht. Eine ganze Reihe alter Leute hat das Lagerleben nicht überstanden. Die Stimmung unter den Leuten war gut. Nur eine Hoffnung beseelt alle, möglichst bald fort aus der Sowjet-Tschechei; wieder ein freier Mensch werden.

Die Lagerwache ist aufgezogen; wieder die berüchtigte SNB mit den umgehängten Maschinenpistolen. Nun dürfen keine Besuche mehr ins Lager, nur zum Tor darf man kommen. Die letzte Kontrolle vor der Abfahrt beginnt. Am ersten Tag wird den Leuten viel von ihren letzten Habseligkeiten genommen. Abends begeht eine Frau Selbstmord.

20. Feber. Wir stehen seit 10 Uhr bereit zur Gepäckkontrolle. Es stürmt und schneit, wir warten stundenlang, bevor wir an die Reihe kommen. Die Sachen sind nass, Mutter weint vor Kälte. Am Nachmittag ist es so weit. Die Untersuchung verläuft sehr schnell. Während wir zur Leibesvisite in das eine Zimmer geführt werden, werden in einem anderen Zimmer unsere Sachen durchwühlt und gewogen. Ich selbst habe bei dieser Durchsuchung nichts eingebüsst, auch meine Mutter kam gut durch. Anderen ist es recht schlimm gegangen, besonders Decken, Wäsche, Kleidungsstücke, Schuhe und Seife waren begehrte Artikel. Nach der Untersuchung kamen wir in einen anderen Saal. Dort war es empfindlich kalt.

1. März. Den ganzen Vormittag fahren Lastschlitten mit unserem Gepäck zum Bahnhof. Der Zug steht bereit; 40 Viehwagen, in jedem ein kleiner eiserner Ofen. In je-

¹ abgedruckt unter Nr. 50.

den Wagen kommen 30 Leute mit ihrem Gepäck. Es gibt keine Klosettanlage. Wir verstauen unser Gepäck so, dass wir noch zur Not auf den Säcken sitzen können. Es ist eine lange Prozession – 1‘200 Menschen –, die unter tschechischer Militärbewachung am Nachmittag zum Bahnhof geht. Alte Leute sind dabei, die kaum durch den aufgeweichten Schnee kommen, kleine Kinder, die sich an die mit Handgepäck beladene Mutter hängen; es ist ein Bild des Elends. Wo sind die Filmreporter aus Amerika? Hier gäbe es Stoff für einen neuen Tatsachenfilm.

Um 18.10 Uhr fährt der Zug los. Wir singen das Riesengebirgslied: «Blaue Berge, grüne Täler ...» An der Strecke winken uns deutsche Menschen zu, besonders aus den Baracken in Ober Altstadt. Die ganze Nacht fahren wir; oft stehen wir lange, lange auf irgendeinem tschechischen Bahnhof. Eine Kerze gibt im Wagen mattes Licht. Wir versuchen zu schlafen.

2. März. Früh sind wir in Kolin. Deutsche Kriegsgefangene bringen schwarzen Kaffee. Gegen Mittag stehen wir vor Prag. Eine ganz dünne Wassersuppe gilt als Mittagessen. Gegen 15 Uhr fahren wir durch Prag, Richtung Pilsen. Im Wagen ist es ungemütlich. Um 2 Uhr in der Nacht sind wir nach schwerer Fahrt in Taus, der letzten tschechischen Station. Dort bleiben wir stehen bis 13 Uhr. Dann fährt der Zug endlich los, hinein nach Bayern. Die weissen Armbinden werden weggeworfen. Wir sind dem tschechischen Sowjetstaat entronnen¹. «Grosser Gott, wir loben Dich!»

Nr. 103

Erlebnisbericht des Kaufmanns N. R. aus Brünn.

Original, August 1947, 11 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Beginn der Ausweisung der in Brünn internierten Deutschen über das Sammellager Malmeritz; der erste Transport vom 30. März 1946.

Nach einer ausführlichen Darstellung seines Lebenslaufs, in der die langjährigen freundschaftlichen, persönlichen und geschäftlichen Beziehungen des Vfs. zu Tschechen, Slowaken, Ungarn und Juden zum Ausdruck kommen, schildert er seine Verhaftung nach dem Einmarsch der Roten Armee in Brünn, die schrecklichen Zustände und die Qualen der verhafteten Deutschen im berüchtigten KZ Kaunitz-Kolleg, seine weitere Behandlung nach Intervention tschechischer und jüdischer Freunde, die Verhältnisse im Internierungslager Bohonitz und einige Erlebnisse beim Arbeitseinsatz ausserhalb des Lagers.

Mitte Januar 1946 kam ich zu einer Arbeitsgruppe zum Rossitzer Bahnhof zu Bauarbeiten. Die Situation war dort die gleiche wie in den Monaten 1945, die Bahnarbeiter

¹ Die Abfertigung eines Transportes im Ausweisungslager Jungbuch im April 1946 wird im Bericht Nr. 106 geschildert.

beschimpften uns ohne jeden Grund und Ursache, und wo diese uns etwas antun konnten, hatten sie es nicht unterlassen; alles nur deshalb, da wir Deutsche waren und bereits gelbe Armbinden tragen mussten, die mit KZ-Nummern versehen waren. Ich selbst verunglückte am 16. Februar 1946 an dieser Arbeitsstätte schwer. Trotz des Bruches der linken Hand, zwei Rippen und des linken Schlüsselbeines musste ich den ganzen Tag mit der rechten Hand Ziegelsteine reinigen. Erst den übernächsten Tag durfte ich zum Arzt, da ich es vor Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, der mich sofort ins Brüner Unfall-Krankenhaus angewiesen hat. Nach Anlegung von Gipsverbänden wurde ich an ein Bett gewiesen, musste, nachdem ich Deutscher war und für Deutsche kein Krankenhaus bestand, dasselbe unverzüglich verlassen und [wurde] ins Lager zurückbeordert.

Während dieser Zeit war ich einige Male zum polizeilichen Verhör nach Bohonitz beordert, da man zwecks Aussiedlung jeden Internierten überprüfte. Nur politisch einwandfreie und unbelastete Internierte wurden zur Aussiedlung vorgemerkt. Dortselbst war zu dieser Zeit der Lagerkommandant, der berüchtigte Kapo aus dem Kaunitz-Kolleg, Spusta mit seinen Spiessgesellen. Es gab dort einen richtigen KZ-Empfang, Schimpfnamen niedrigsten Grades und Drohungen; dann wurden wir in eine Baracke geführt. Nach einer Zeit kamen einige «Dozorci¹» und behaupteten, es hätte jemand geraucht, und verlangten die Herausgabe aller Rauchwaren, Zigarettenblättchen und Zünder. Als dies geschehen war, wurden wir alle durchsucht, alles Brauchbare, was man sich in den Monaten zusammensparte und unser Aussiedlungsgut sein sollte, wurde uns von diesen Horden geraubt. Schwer bewaffnete junge Burschen führten uns dann von Bohonitz über Brünn nach Malmeritz ins Aussiedlungslager. Es war dies der erste Transport, ein jämmerlicher Zug ärmster Gestalten, Männer, Frauen und Kinder, einige konnten sich kaum fortbewegen. Leidende und Gehbehinderte, mit dem armseligen Handgepäck, wurden von der Begleitmannschaft angetrieben. Man sah viele Tschechen, die sich abwendeten, dieses traurige Bild nicht sehen wollten, sich selbst für das schämten, was getan wurde.

Es konnte zwischen dem 8.-10. März 1946 gewesen sein, als wir in das Abschlager (Aussiedlungslager) Malmeritz bei Brünn kamen. Anfangs erging es uns dort so ähnlich wie in Bohonitz, nur mit dem Unterschiede, dass dortselbst auch Frauen und Kinder interniert waren. Die Männer waren in gesonderten Baracken, teilweise auch Männer und Frauen zusammengepfercht. Die Unterbringung war überfüllt, die Ernährung, welche aus Frühlkaffee, ca. 500 g Brot, Mittagssuppe und Kartoffeln sowie Abendssuppe bestand, war unzureichend, alles hatte Hunger; dazu war strengste Isolierung aller Insassen, von der Aussenwelt total abgeschnitten. Jeder Wertgegenstand, alle Barmittel und alle Ausweise wurden uns abgenommen, ja jedes Stückchen Papier, auch Adressen von Bekannten in Österreich und Deutschland wurden eingezogen. Ein Dr. Plavy nahm diese Sache überaus genau, nicht den kleinsten Ausweis hat dieser Mann einem belassen. Man durfte 50 kg Gepäck mitnehmen. Aber wo sollte man dasselbe hernehmen,

¹ Aufscher

wenn man niemanden mehr in der Heimat hatte? Denn am 30. Mai 1945 wurden unsere Frauen aus Brünn zu Fuss nach Österreich herausgejagt¹, und unser Hab und Gut wurde enteignet, unsere Wohnungen durften nicht mehr betreten werden. Man durfte Verwandte und Freunde schriftlich verständigen, die durften uns etwas bringen, aber nur wenigen war dieses Glück beschieden. Die unter diesen Umständen erhaltenen Sachen wurden einer besonderen Prüfung und Durchsuchung unterzogen. Lebensmittel, auch Brot, wurden zerschnitten, nach Schmuck etc. gesucht; man behandelte uns wie gemeine Verbrecher. Diejenigen, die überhaupt niemanden hatten, auch keine wie immer geartete Kleidung oder Wäsche, haben abgenützte und zerrissene Sachen erhalten. Familien und Frauen bekamen altes, fast unbrauchbares Geschirr, direkt ekelerregende Scherben. Die Folge war, dass man leer, nur mit wenigem, fast unbrauchbarem Gut seine Heimat verlassen musste. Zu erwähnen wäre doch, dass der erste Transport aus Brünn pro Kopf RM 1'000 in bar erhalten hatte, dies war auch alles.

Unsere Frauen und Angehörige wurden, wie ich schon erwähnte, am 30. Mai 1945 mit kleinem Handgepäck von Brünn zu Fuss die über 50 km lange Strecke über Pohrlitz-Nikolsburg zur österreichischen Grenze gejagt; es war dies ein Leidensmarsch, an welchem die Frauen von begleitenden Partisanen geschlagen, beraubt um ihr letztes, schliesslich vergewaltigt wurden. Hunderte Menschen haben diesen Leidensmarsch nicht überstanden und kamen wie das Vieh um. Auch diese unmenschliche Tat ist ein Schandfleck für immer an der tschechischen Nation.

Ohne jeden Proviant wurden wir am 30. März 1946 unter strengster militärischer Bewachung mit Lastwagen zum Vorort-Verschubbahnhof von Brünn [gebracht], in den ersten Abendstunden in bereitstehende Güterwaggons, zu 30 Personen in 40 Güterwagen, einwaggoniert. Soldaten mit schussbereiten Maschinenpistolen begleiteten diesen ersten Vorzugstransport über Prag-Pilsen nach Furth i. W. Der Transportführer, ein tschechischer Offizier, sprach mich in dieser Grenzstation an und sagte mir, ich käme ihm bekannt vor, was auch der Fall war. Ich erzählte ihm kurz meine Erlebnisse der abgelaufenen 11 Monate; er war sehr verlegen und wusste mir darauf nur zu sagen: Einer für alle, alle für einen; aber ich möge dennoch niemals die Heimat und auch nicht die Tschechen vergessen. Ich sagte ihm, es ist unter den geschilderten Umständen auch unmöglich, jemals auf unsere Mitbürger zu vergessen!

¹ vgl. den Erlebnisbericht Nr. 97.

Nr. 104

Erlebnisbericht der Kindergärtnerin Margarete Zimmermann geb. Hawelka aus Friedrichsdorf bei Iglau.

Original, Januar 1956, 10 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Aussiedlung von internierten Deutschen aus der Iglauer Sprachinsel im April 1946.

Die Vfn. schildert zunächst ihre Erlebnisse in den Tagen vor und nach dem Einmarsch der Roten Armee¹, Vorgänge in den Lagern Gossau, Brünnenberg und Obergoss² und fährt fort:

Des Öfteren waren wir auch zu Verhören im Kreisgericht. Die Anklage bestand darin, dass meine Mutter bei der Frauenschaft und ich beim BDM war. Sonst lag keine Anzeige vor. Ich sollte vors Volksgericht kommen, und nach der damaligen Handhabung war mir eine Verurteilung sicher.

Am 5. April [1946] verlas der diensthabende Wachoffizier 50 Namen, deren Träger in das Lager Altenberg³ abgehen sollten. Mutter war dabei, ich nicht. Betrübt bat ich den Velitel, etwas für mich zu tun, damit wir gemeinsam zum Transport kommen. Er setzte es durch, dass ich als 51. am nächsten Morgen das Gefängnistor verlassen konnte, bei dem uns die Wache salutierend verabschiedete. Gerüchten zufolge soll Velitel X. kurze Zeit später von einem Militärgericht wegen Begünstigung Deutscher verurteilt worden sein.

Im Lager Altenberg wurden wir nochmals gründlichst durchsucht und noch um einige Andenken erleichtert. An Gepäck hatten wir zusammen kaum 30 kg an abgetragener Kleidung und Decken. Wir hatten keine Möglichkeit mehr, uns für Geld oder durch Bekannte Reiseproviant zu versorgen, waren aber rührend überrascht, von besser Versorgten etwas abzubekommen. Erfreut entdeckten wir viele Verwandte und Bekannte, als wir am 8. April nachmittags einwaggoniert wurden. In Viehwagen zu je dreissig Personen, zusammen 600, fassten wir zum Abschied noch eine ungenießbare Suppe, aber sonst keinerlei Reiseverpflegung. Erst nachts fuhr der Zug vom Iglauer Stadtbahnhof ab durch die nördliche Sprachinsel über Deutsch Brod, Prag, Pilsen. In Prag flogen uns Steine nach, so dass wir weder Luken noch Türen zu öffnen trauten. In Taus hatten wir am 10.4. lange Aufenthalt, weil uns der Amerikaner wegen des wenigen Gepäcks nicht übernehmen wollte⁴. Besonders vor unserem Wagen wurde lange verhandelt, und wir fürchteten

¹ abgedruckt unter Nr. 14.

² abgedruckt unter Nr. 32.

³ Im Lager Altenberg wurden die Ausweisungstransporte zusammengestellt.

⁴ In den amerikanisch-tschechischen Besprechungen vom 8. und 9. Januar 1946 über die Modalitäten der organisierten Ausweisung der Sudetendeutschen forderten die Vertreter der USA, dass an Gepäck «ein Minimum von 50 kg pro Person zugelassen würde, und die Tschechen willigten darin ein, mehr als 30 kg zu gestatten, um den Anforderungen gerecht zu werden, dass zum mindesten die notwendigsten Lebensgüter den Auswanderern in Deutschland zur Verfügung stehen.»

schon, Zurückbleiben zu müssen. Herr Veno Sedlak, ehemaliger Vizebürgermeister der Stadt Iglau, musste u.a. erklären, dass die meisten seit Mai 45 in Haft waren und eben nichts mehr besäßen. Gegen Abend waren wir endlich in Furth i. W., wo wir eine war-

(s. das Protokoll der Besprechungen, Einleitende Darstellung, Anlage 31, vgl. hierzu und zum Folgenden insbesondere die Vereinbarungen unter Punkt 1 b und c sowie 2d und f.)

Über eine Reihe Beanstandungen dieses Transportes vom 10. April aus Iglau, die bei seiner Übernahme im Grenzdurchgangslager Furth i. W. festgestellt wurden, berichtete auch der deutsche Grenzkommissar für Flüchtlingswesen in seinem Schreiben vom 10.4.46 an den amerikanischen Verbindungsoffizier Obltn. Lambert. Darin heisst es: «Personalpapiere fehlten ebenfalls wieder fast bei sämtlichen Transportangehörigen, wie Trau-, Erb- und Gewerbescheine, sowie Versicherungspolice und dergleichen, die den Leuten im Lager abgenommen wurden mit dem Hinweis, dass sie vor Ausweisung wieder zurückgegeben werden. Dies geschah jedoch nicht, obwohl die Flüchtlinge ihre Papiere anforderten. Sogar Eheringe sollen abgenommen worden sein.

Die Ausstattung mit Gepäck war derart schlecht, dass es der schlechteste Transport in dieser Hinsicht bisher überhaupt war. Zum Teil besaßen die Leute nur das, was sie am Leibe trugen. In Einzelfällen war es ihnen nur möglich, 1 bis 2 Wäschegarnituren und evtl. ein sonstiges Bekleidungsstück beim Verlassen des Hauses mitzunehmen, so dass sie ihr ganzes Hab und Gut mit höchstens 10 kg in einem kleinen Rucksack bei sich führten. Der überwiegende Teil des Transportes verfügte nur über Gepäck bis höchstens 30 kg.

Dieser Übelstand kam in der Hauptsache daher, dass die Flüchtlinge förmlich von den eingesetzten Verwaltern von ihrem Hof vertrieben wurden, so dass ihnen keine Zeit zur Verfügung stand, die Gegenstände entsprechend herauszusuchen und 50 kg zusammenzubringen.

Ein Teil der Männer, die aus der Gefangenschaft oder Haft entlassen wurden, kamen nicht erst nach Hause, um sich ihr Gepäck zu holen, sondern wurden sofort in ein Aussiedlungslager gebracht, von wo aus sie in ganz kurzer Zeit dem Transport angegliedert wurden. Ein grosser Teil der Frauen wurde wieder ohne Männer ausgesiedelt, da diese in Arbeitslagern zurückgehalten wurden oder sonstwie inhaftiert wurden. Die Frauen bzw. sonstige Familienangehörige waren in derart vielen Fällen vorstellig geworden, so dass sie im Einzelnen wegen der Kürze der Zeit gar nicht alle festgehalten werden konnten.

Bei folgendem Beispiel wurde ein Kind ohne Eltern ausgewiesen: Franz Zabo, geb. 19.1.1938 wurde ohne Eltern ausgewiesen, die sich im Kreisgericht in Iglau befinden, angeblich wegen Block- oder Zellenleitertätigkeit.

Es wird gebeten, vorstehend aufgeführte Beanstandungen zur Kenntnis zu nehmen und für Abstellung zu sorgen.» (Abschrift, aus den Akten des württembergischen Staatskommissars für Flüchtlingswesen.)

Auch die späteren Transporte aus Iglau waren vielfach, vor allem auch des geringen Gepäcks wegen, zu beanstanden. So berichtet z.B. Frau Therese Nerad aus Obergoss: «Meine Schwester und ich wurden am 31.8.46 vom Lager Altenberg aus nach nochmaliger genauer Durchsicht – wir hatten damals nicht einmal mehr die zulässigen 30 kg Gepäck (bereits seit 5. Juli war nach weiteren amerikanisch-tschechischen Verhandlungen ein Mindestgepäck von 70 kg vereinbart worden, s. hierüber Einleitende Darstellung, S. 121.) – über Furth i. W. in Viehwagen nach Deutschland verfrachtet. Am Grenzbahnhof Furth i. W. beanstandeten die amerikanischen Offiziere, die unseren Transport übernahmen, dass unseren Leuten durchwegs zu wenig Gepäck belassen wurde.» (Erlebnisbericht; Original, 12. Okt. 1955, 2 Seiten, mschr.)

Wie bei der Übernahme der Transporte in Furth i. W. wurde auch im Grenzdurchgangslager Wiesau festgestellt, dass die Ausgewiesenen aus Innerböhmen und -Mähren in der schlechtesten Verfassung waren und zumeist nur geringes Gepäck besaßen. Dies wird auch wiederholt in Berichten des kath. Seelsorgers im Durchgangslager Wiesau an die kirchliche Hilfsstelle in Frankfurt und München erklärt. In einem zusammenfassenden Übersichts- und Tätigkeitsbericht (vom

me Mahlzeit und Proviant erhielten, registriert und entlastet wurden. In deutschen sauberen Waggonen kamen wir nachts durch Nürnberg, wo wir vom RK wieder mit einer kräftigen warmen Suppe versorgt wurden. Das Ziel unseres Transportes war z.T. der hintere Odenwald, in dem uns das schöne Städtchen Erbach für die nächsten Jahre aufnahm. Durch wunderbare Fügung war unserer Familie das Glück zuteil, dass sie sich in verhältnismässig kurzer Zeit vollzählig und gesund wiederfand¹. Von unserem früheren Eigentum war uns allerdings kaum mehr geblieben, als wir bei der Ausweisung bzw. meine drei Brüder bei ihrer Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft auf dem Körper trugen.

Nr. 105

Bericht des Installateurs A. P. aus Grünwald, Kreis Gablonz an der Neisse.

Original, 30. April 1953, 4 Seiten, mschr.

Ausweisungsaktionen in Grünwald; der Aufenthalt der Ausgewiesenen im Lager Reinowitz und im Sammellager Reichenau; ihr Abtransport nach Westdeutschland im April 1946.

Einleitend berichtet der Vf. kurz über den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Grünwald am 10. Mai 1945.

Die ersten Ausweisungen erfolgten nur bei Nacht. Die Motorräder knatterten die ganze Nacht hindurch, und früh fehlte der oder der andere Nachbar. Sie kamen in eine Schule in Gablonz a. N. in der Falkengasse, hatten meist nur ein bis zwei Stunden Zeit zum Packen und deshalb wenig mit. Nach kurzem Aufenthalt kamen sie meist fort, manchmal wurde jemand wieder zurückgelassen, meist nicht mehr in die eigene Wohnung.

Der Zettel über die Abtransportierung² wurde meiner Schwiegermutter, 74 Jahre alt, am 18.3.46 abends von zwei Polizisten überbracht. Der Bleistiftvermerk neben dem Po-

7.1.1953) heisst es hierzu: «Am schlechtesten waren die Leute aus den Lagern von Innerböhmen daran, die im Waggon fast kein Gepäck hatten, oft kaum 30 Kilo. Anfangs waren sie auch dem Verhungern nahe, später gab man ihnen vor der Aussiedlung doch bessere Nahrung, so dass die Hungergestalten seltener wurden. Meist hatten diese Transporte die grösste Freude an der Aussiedlung.» – vgl. auch z.B. die Berichte Nr. 28, S. 156; Nr. 29, S. 168; Nr. 103 und Nr. 115.

¹ Der Vater der Vf. war nach seiner Festnahme am 9. Mai 1945 bis Mitte Februar 1946 im Gefängnis des Kreisgerichts Iglau und danach bis Juni 1946 im Kreisgericht Kuttenberg in Haft (vgl. oben S. 54 ff., S. 191 u. 193). In seinem Erlebnisbericht (Original, ohne Datum, 5 Seiten, mschr.) schreibt er über seine Entlassung und Ausweisung: «Im April erhielt ich von meiner Frau die Nachricht, dass sie mit der Tochter dem in nächster Zeit abgehenden Transport zuteil sei. Was wird mit uns geschehen? Mehrere Schicksalsgenossen waren schon zu mehrjährigen Strafen verurteilt und in die Strafanstalten abtransportiert worden. Am 14.6.46 holte mich überraschend ein Gendarm und führte mich mit einem Landsmann in das Pattersdorfer Lager ab. Ich wollte es nicht glauben, dass man mich nach 13monatiger Haftzeit ohne Gerichtsverhandlung freilässt. . . Am 12.6.46 gingen wir endlich mit dem Transport von Deutsch Brod nach West-Deutschland ab.»

² Das Dokument liegt im Original vor.

lizeistempel «Pobliz posty» heisst: «In der Nähe der Post», der Vermerk daneben: «roh Machata» «am Ede bei Machata» (dem tschechischen Verwalter, der schon in der Werkstatt im Hause war).

Die Aufregung der alten Frau war so gross, dass sie nicht ein Taschentuch hätte einpacken können bis zum Morgen. Wir, meine Frau mit den drei Kindern, beschlossen sogleich, die Mutter nicht allein zu lassen und mitzugehen. Ich fragte Frau Machata um einen Rat. Sie schickte mich zum Gemeindeausschuss (Výbor), und dieser willigte ein, dass auch wir mitgingen. Früh meldete ich den Vorfall aber in aller Zeit dem tschechischen Verwalter der Zeiss/FAB-Werke in Reinowitz, wo ich arbeitete. Dieser setzte sich mit einer Stelle telefonisch in Verbindung, und uns wurde ein Aufschub des Abtransportes ins Lager bis zum 26.3. gewährt.

Obwohl uns nun eine Frist zum Packen gegeben war, waren es entsetzliche Tage. Bis in die Nacht wurde jeden Tag gepackt und ausgepackt. Immer wieder neu gepackt. Die Kisten wogen allein schon 25 kg, und nur 30 kg je Person durften mitgenommen werden. Wir glaubten aber in einer Kiste die Sachen besser verwahrt als in einem Sack, auch hatten wir die Kisten fertig, Säcke aber nicht. Wie schwer trennte ich mich von meinen Büchern! Als nun der Tag des Abtransportes gekommen war, wurden die Sachen mit einem Pferdefuhrwerk abgeholt, und wir gingen mit zum «Hirschen». Wir kamen als erste zur Untersuchung daran. Von SNB-Leuten und Zivilisten wurden die Kisten und das Gepäck abgewogen und dann durchwühlt. Ich gab die goldene Uhr, ein Erbstück von meinem Vater, freiwillig ab. Inzwischen flogen aus den Kisten Strümpfe, Bettbezüge, Wäsche, Zigaretten, der Wecker, das Bügeleisen. Mein Rechenschieber und das Thermometer wurden mit Jubel «entdeckt» und auf die Seite gestellt. Mit vieler Mühe gelang es mir, den einzigen Wintermantel meiner Frau zurückzubekommen. Die Kinder hatten eine einfache Decke auf dem Rucksack aufgeschnallt, auch diese wurde weggenommen. In einem Nebenraum wurde ich oberflächlich untersucht. Später wurden bei dieser Gelegenheit Brieftaschen weggenommen, auch beteiligte sich eine Frau an den Untersuchungen der Frauen, und falls diese etwa zwei Garnituren Wäsche an hatten, mussten sie diese ausziehen. Von den weggenommenen Kleinigkeiten, wie Zahnpasta, Stopfgarn usw., hörte ich dann von einer Deutschen, dass diese einfach verbrannt wurden. Die Wäsche musste von diesen Frauen sortiert werden. Ein Korb mit der schönsten Wäsche war jeweils bei einem Tschechen im Ort abzustellen, wo er am nächsten Morgen leer wieder abgeholt wurde.

Gegen Mittag hatten wir in das frühere Lager des Arbeitsdienstes (Sägewerk) in Reinowitz zu gehen, etwa 20 Minuten entfernt. Dort waren bei dem Tschechen Vostrak, der noch amtierte, zuerst einmal alles Bargeld und die Sparbücher abzugeben. Diese türmten sich am Fenster. Dann wurden alle noch einmal einer Leibesuntersuchung unterzogen und «entlaust». In der grossen Halle standen Betten übereinander, auch in allen anderen Räumen und Baracken. Hier wurden die Gruppen eingewiesen. Frühzeitig hiess es antreten, Holz hacken oder aus dem Wald holen und sonstige Arbeit verrichten. Vor der Front der angetretenen Leute stolzierte Vostrak wie ein Pfau. Er brüllte und schrie herum, schoss auch mit seinem Kleinkalibergewehr in die Luft. Die Posten am Tor

wachten, dass niemand auf der Strasse stehenblieb oder etwa versuchte, mit den Insassen zu sprechen. Das von Bekannten gebrachte Essen kam erst durch ihre Hände. Doch suchten sie die Leute auf alle Art abzuschrecken, ihren Lieben noch etwas ins Lager zu bringen. Meine Schwägerin kam gleich am ersten Tage auf zwei Stunden in den «Bunker», einen finsternen Raum. Dort wurde auch ein alter Mann schwer geschlagen, man behauptete, er habe Munition in seinem Gepäck gehabt. Für die Verpflegung wurden Karten ausgegeben. Sie war recht dürftig. Durch diese geringe Ernährung und das ungewohnte Lagerleben waren auch die alten Leute nachher auf dem Transport nicht mehr so widerstandsfähig, und starben aus unserem Waggon Nr. 18 allein drei Personen in innerhalb 14 Tagen nach ihrer Ankunft in Schorbach.

Für die alten Leute gab es noch das Lager Proschwitz¹, in einer alten Textilfabrik und Baracken, welches das reinste Todeslager für die Alten war. Ein Mann mit blutleeren Lippen kam einmal herauf und erzählte, dass wohl jeden Tag jemand stürbe. Um den Eindruck eines Sterbelagers für alte Leute zu verwischen, waren wohl auch einige Familien mit Kindern mit dort.

Für Kranke war in Reinowitz eine Krankenstube, die auf Bestätigung eines Lagerarztes belegt werden konnte. An Medikamenten war nicht viel da. Den Dienst versahen Leute aus unseren Reihen, die Kenntnisse in Krankenpflege hatten. Die Oberschwester war kurz angebunden zu den Patienten, und eine Rotekreuz-Schwester erzählte einmal, dass diese Oberschwester in einem Lager im Tschechischen die Mädchen für die Russen ausgesucht habe. Ich hatte ihr einmal einige Kilogramm von meinem Zellstoff abgegeben. Der Arzt, Dr. Kantor, Primarius am Gablonzer Kreiskrankenhaus, meinte zu mir, den Zellstoff hätte er sehr nötig. Ich ging daraufhin zur Schwester und wollte ihn zurückhaben, war aber schon nichts mehr da. «Konnte ich mir denken», meinte Dr. Kantor.

Dann waren mal Bogen auszufüllen wegen dem Abtransport, und gelegentlich des abendlichen «Appells» wurden Namen verlesen, die eben mit fort sollten. Es gab darüber immer viel Freude, und es war bei jedem ein Bangen, ob nicht er auch bei den Glücklichen sein werde. Eine Frau, die schon Monate im Lager war, kam in unsere Stube, warf Kuss Hände in alle Richtungen und rief: «Gelobt sei Jesus Christus, ich bin beim nächsten Transport mit dabei.» Dann sagte sie in ihrer Freude noch allerhand. So wurden auch wir mit ausgerufen. Erst war ein Vordruck in tschechischer Sprache zu unterschreiben, dass wir unser Geld erhalten hätten, das uns in bar oder Sparbüchern beim Eintreffen im Lager war abgenommen worden. Es hat jedoch niemand etwas davon zurückgehalten.

Am Abend des 10. April wurden etwa 500 Mann mit Strassenbahnen eingeladen. Das Gepäck war schon vorher auf demselben Wege nach Reichenau gebracht worden. Abends um 10 Uhr fuhren wir an unserem Haus vorbei, der nächsten Station, dem früheren KZ-Lager in Reichenau zu. Im Dunkel, müde, hungrig, kamen wir in die schon gefüllten Räume. Einige fanden noch ein Lager. Kranke, Kinderreiche blieben als letzte im Kampf um einen Platz. Ich setzte mich auf einen Stuhl, die Frau mit den beiden Kindern fand ein Bett ohne Strohsack und Bretter, machte es sich also auf dem Fussbo-

¹ Proschwitz an der Neisse.

den zurecht. Die Schwiegermutter fand eine Bekannte, die sie mit zu sich legen liess. In diesem Lager starben die Leute zwischen den anderen, fielen aus den hohen Bettgestellen; die Verpflegung war noch schlechter, Trinkwasser wurde aus der Stadt gebracht; eine Abortanlage für alle mit einem entsetzlichen Gestank nach Chlorkalk. Das Lager war eingezäunt und in der Nacht der Draht unter Strom. Eine Frau hatte Wäsche zum Trocknen an den Draht gehängt. Sie wusste wohl nichts von dem Starkstrom und holte zum Abend die Wäsche herein. Sie brach tot zusammen. Ein Kind schrie entsetzlich, was war schon die Lagerkost für einen Säugling! Mein Junge erkrankte. Drei Ärzte bemühten sich um ihn, es war nicht sicher, dass es Diphtherie war. Und in der Nacht zum 14.4. sollen wir einwaggoniert werden! Hier bleiben auf keinen Fall, so schleppen wir den Jungen am russischen Kommissar vorbei in den Waggon, in den am Tage vorher von KZlern unser Gepäck gebracht worden war. Dieses Gepäck und wir selber waren noch einmal von den Finanzbeamten durchsucht worden. Geld und Schmuck wurden gefragt. Doch waren diese Beamten keine Räuber und taten nur ihren Dienst. Ich sah freilich einen aufgeschnittenen Kinderwagen dort stehen, sie mochten eben überall Werte suchen.

Trotzdem diese Nacht kaum jemand ein Auge zugemacht hatte, konnte niemand schlafen. 30 Mann mit Gepäck in einem verschlossenen Waggon. Das war Montag früh. Ein Waggonführer teilte das erhaltene Geld aus. Je Kopf 1'000 RM. Die Hitze brannte auf das Dach, wir konnten nicht öffnen, uns nicht viel bewegen. Abends waren wir bei Prag. Es gab eine fette Rindssuppe. Diese ungewohnte Kost verursachte bei den meisten heftigen Durchfall, weshalb wohl das Gerücht aufkam, sie sei vergiftet gewesen. Am nächsten Tag wurde einmal die Waggon tür aufgemacht. Draussen war eine Wiese. Alle strömten hinaus und wollten sich eine Ecke suchen, die Notdurft zu verrichten. Da trieben die Posten mit ihren Maschinenpistolen die Leute zurück, und in der Not verrichtete jung und alt, Mann und Weib nebeneinander sein Geschäft. Es gab dann, wohl in Taus, noch einmal Suppe, und Financer fragten, ob jemand noch tschechisches Geld bei sich habe. Und dann waren wir in Fuhr i. Wald, waren in Deutschland, dem Ziel unserer Sehnsucht.

Auf der letzten Seite des Berichtes wird der weitere Weg des Transportes in Westdeutschland beschrieben.

**Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten Anna Mohorn aus Gross Aupa,
Kreis Trautenau.**

Original, ohne Datum, 1 Seite, mschr.

**Ausweisung der Vfn. im April 1946 nach ihrer Rückkehr aus dem
Arbeitseinsatz im tschechischen Gebiet.**

Im April 1946 bekamen wir durch den Gemeindediener die Aufforderung, dass wir uns am nächsten Tag in der Früh zur Aussiedlung bereithalten sollen. Ich wohnte bei meinen Eltern und kam erst im Februar 1946 von einer Zwangsverschickung aus dem Tschechischen zurück. Im September 1945 wurde ich mit mehreren jungen Mädchen für die Arbeit beim Bauern ins Tschechische bei Jaromef verpflichtet. Untergebracht war ich in einer finstern Kammer, die Verpflegung war zwar nicht schlecht, aber dafür musste ich sehr schwer arbeiten, da für mich die Bauernarbeit ganz ungewohnt war. Es hiess damals zwar, wir kämen nur einige Tage weg, aber daraus wurde ein halbes Jahr.

Als wir ins Aussiedlungslager nach Jungbuch kamen, wurden wir aufgefordert, unser Geld und die Sparkassenbücher abzugeben. Frauen untersuchten uns, und da ich meine Armbanduhr umhatte, wurde sie mir gleich weggenommen. Dann wurden wir registriert und mit DDT-Pulver eingestaubt und in grossen Fabriksälen untergebracht. Das Lager war abgesperrt, und es durfte niemand mehr heraus. Das Gepäck wurde ohne unsere Anwesenheit kontrolliert und genau gewogen. Es durfte pro Person nicht über 50 kg sein. Unser Geschirrkorb ist sofort beschagnahmt worden (da wir Übergewicht hatten), und das war für uns sehr bitter, da man ja auch in Deutschland nichts bekam. In dem Lager waren wir so ca. 10 bis 14 Tage. Die Verpflegung war ganz gut, da ein deutscher Koch die Küche betreute. Waschräume waren keine vorhanden, man musste sich eben so behelfen. Die jungen Mädchen wurden für leichte Küchenarbeiten herangezogen, aber ansonsten wurden wir nicht schikaniert. Bevor wir wegfuhr, bekamen wir alle pro Person 1'000 RM (auch die Personen, die kein Geld oder Sparbuch abgeben hatten).

Am 28. April 1946 wurden wir unter Bewachung zum Bahnhof gebracht, das Gepäck ist uns hingefahren worden. Wir kamen in Viehwaggons, und es waren darin 20–30 Personen und unser Gepäck untergebracht (aus dem ganzen Bezirk von Trautenau und Hohenelbe). Verpflegung bekamen wir mit, und zwar Brot und Wurst. Mittags fuhr der Zug ab, und wir mussten schweren Herzens unsere Heimat verlassen. Die Fahrt ging über Prag, und am 1. Mai 1946 kamen wir in Furth im Wald an. Die Reise war besonders für alte Leute und Kleinkinder sehr beschwerlich, und viele kamen krank an.

Unser Transport kam nach München-Allach. Dort wurden wir registriert und der Zug geteilt. Eine Hälfte kam nach Miesbach und der andere Teil ins Allgäu. In Miesbach waren wir in einer Schule untergebracht und wurden von dort auf die Dörfer aufgeteilt.

Nr. 107

Erlebnisbericht des Landwirts Adolf Czink aus Malspitz, Kreis Nikolsburg.

Original, 27. Januar 1956, 3 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Ausweisung über das Sammellager Nikolsburg im Mai 1946.

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. die brutalen Methoden der seit Mitte August 1945 durch tschechische «Partisanen»-Kommandos begonnenen Austreibung der deutschen Bevölkerung seines Heimatortes Malspitz.

Den Winter 45/46 verbrachten nur mehr wenige deutsche Familien in der Heimat, und von diesen nur wenige in ihren eigenen Häusern. Im März 1946 begann der zweite Abschnitt – nun der Ausweisung!

Die Betroffenen wurden in der Regel tags vorher (ca. 12 Stunden vorher) von der Ausweisung amtlich verständigt und durften sich 50 kg je Person mitnehmen (wurde gewogen). Hierbei kam es ebenfalls zu grossen Härten, da nur das Gewicht und nicht die Gattung berücksichtigt wurde. Ich selbst wurde am 2. Mai 46, um ca. 17 Uhr, in meiner Abwesenheit (da auswärts auf Arbeit) von meiner Ausweisung verständigt. Der Vorsteher des Národní Výbor veranlasste mich, mit seinem Fahrrad zur Gendarmerie zu fahren, um die Abschiebung zu verschieben, mit dem Vermerk, «sie wüssten selbst noch nicht, wie und was sein wird», was ich jedoch mit Rücksicht auf meine vier schulpflichtigen Kinder ablehnte¹. Was ich an Kleidung, Wäsche und diversem Kleingerät und Hausrat noch in meiner zugewiesenen, ungern überlassenen Wohnung im eigenen Hause noch besass, konnte ich mir zusammenpacken und mitnehmen, auch die Nähmaschine. Gewogen wurde bei unserer Familie nichts, denn wir waren ja schon acht Köpfe, und zudem lag mein Antifa-Ausweis beim Výbor, womit ich nichts anzufangen wusste. Per LKW wurden wir ins Lager Nikolsburg geschafft, kamen jedoch zu spät dahin und hatten Pech, denn wir konnten mit diesem Transport nicht mehr mit und mussten drei Wochen lang im Lager am nächsten Transport warten. Im Lager mussten wir auf Arbeit – Bauarbeiten – heraus in die Stadt, wobei es mir persönlich, da ich die Sprache beherrschte, nicht schlecht ging. Lagerstätte im Lager auf Strohsäcken auf der Erde – Verpflegung schlecht, sonstige Behandlung ohne Beanstandung. Die Gepäckkontrolle im Aussiedlungslager war sehr streng, Personalpapiere, Schulzeugnisse des ältesten Sohnes und Arbeitsbestätigung des tschechischen Arbeitgebers, Versicherungspolice, Grundbesitzbogen u. ä. wurde alles weggenommen. Des Weiteren zwei eiserne Kassetten, Fieberthermometer, Dosisches Schloss u. ä. wurden ebenfalls abgenommen. Die Nähmaschine wurde mir von einem tschechischen übergeordneten Beamten im Lager stillschweigend freigegeben, jedoch versuchte nachher mir ein kontrollierender tschechischer Gendarm diese zu entreissen und forderte von mir die Ausfuhrbewilligung,

¹ Die Kinder deutscher Volkszugehörigkeit besaßen keine Möglichkeit, eine Schule zu besuchen, da die deutschen Schulen in der CSR im Juni 1945 aufgelöst worden waren. Deutsche Kinder wurden in tschechische Schulen nicht aufgenommen. Vgl. Einleitende Darstellung, S. 95 f.

was ihm jedoch durch meinen Widerstand und das Dazwischenkommen des uns kontrollierenden Gendarmen nicht gelang, dieser sagte ihm tschechisch; «Der Alte hat die Maschine freigegeben.»

Am 20. Mai 1946, 22 Uhr, ging es im Viehwagen vom Bahnhof Nikolsburg mit Gepäck und 30 Personen im Waggon über Joslowitz–Brünn–Trübau–Prag–Furth i. W. ab. Prag passierten wir nachts, und als wir ca. 10 Minuten hinter Prag fuhren, wurde der Zug von unbekanntem Tätern beschossen, worauf der Lokführer ein rasendes Tempo einschlug. Die Verpflegung am Transport war sehr schlecht, die sanitären Anlagen sehr schlecht, sanitäre Betreuung im Lager Nikolsburg – übliche Entlausung. Der Transport, ca. 1'200, wurde von tschechischen Soldaten bis über die Grenze nach Bayern herein begleitet. Das Verhalten der Soldaten war streng, jedoch korrekt. Unser Transport war der erste Transport vom Lager Nikolsburg, der nurmehr 500 RM Ausweisungsgeld je Person erhielt, wogegen die vorhergehenden Transporte 1'000 RM je Person erhielten.

Abschliessend berichtet der Vf. noch kurz über einige Vorfälle aus dem Jahre 1945 und das Verhalten der tschechischen Neusiedler.

Nr. 108

Bericht des Dipl. Volkswirts Fritz Peter Habel aus Olmütz.

Original, Ende 1956, 2 Seiten, mschr.

Ausweisung von Olmützer Deutschen im Mai 1946.

Gegen Ende April 1946 begannen in Olmütz die Ausweisungen¹. Alle Personen deutscher Nationalität des Stadtgebietes, mit Ausnahme gewisser Kategorien von «Kriegsverbrechern», konnten sich beim Mistní Národní Výbor melden und – mindestens zu Beginn der Ausweisungen – angeben, wohin sie abgeschoben zu werden wünschten. Es bestand die Wahl, in die amerikanische oder in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands zu kommen. Kriterium für die Zuteilung zu einem Transport war, ob – nach Angaben der auszuweisenden Personen – Verwandte in dem betreffenden Teil Deutschlands wohnten. Das Streben der Auszuweisenden war, in die amerikanische Zone zu gelangen. Waren dort keine Verwandten wohnhaft, so wurden sie erfunden. Auf tschechischer Seite war das Bestreben – mindestens zu Beginn der Ausweisungen – gross, die Deutschen überhaupt herauszubekommen. Die Deutschen ihrerseits sahen Tag für Tag, dass sie bei Verbleiben in der CSR keine Chance hatten, ein auch nur einigermaßen vernünftiges Auskommen zu finden. Gerüchte kursierten, dass ab etwa Juni nur

¹ In seinem unter Nr. 6 abgedruckten Erlebnisbericht hat der Vf. die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Olmütz im April 1945 und die Rückkehr nach Kriegsende geschildert.

noch Transporte in die Sowjetzone gehen würden. Infolgedessen waren die Meldungen für einen Transport, der am 20. Mai in die US-Zone abgehen sollte, im gewissen Sinne freiwillig und zahlreich.

Am 16. Mai abends wurden die Auszuweisenden verständigt, dass sie sich am 18. Mai morgens mit 50 kg Gepäck und Verpflegung für zehn Tage in ihren Wohnungen bereitzuhalten hätten. Sparkassenbücher und Wertsachen sollten in verschlossenen Umschlägen mitgebracht werden; die Wohnungen sollten verschlossen und durch Siegel über Türrahmen und Schlüsselloch gesichert werden. Die Mitnahme irgendwelcher Geldbeträge war untersagt (speziell tschechoslowakischen Geldes).

Die auszuweisenden Personen und ihr Gepäck wurden im Laufe des 18. Mai durch LKW abgeholt und in ein provisorisches Lager ca. 15 km östlich Olmütz verbracht, das in einer ehemaligen Munitionsfabrik mit Gleisanschluss aufgebaut war. Das Gepäck wurde bei Eintreffen untersucht. Überschreitungen der zulässigen Gewichtsgrenze wurden gelegentlich von den tschechoslowakischen Organen gebilligt, doch gab es sehr viele Fälle, wo die auszuweisenden Personen die 50 kg einfach nicht mehr besaßen. Gelegentlich wurden auch Güter des täglichen Bedarfs (Woldecken, Bettwäsche etc.) beschlagnahmt. Es hiess, sie würden an diejenigen Personen weitergegeben, die keine 50 kg Gepäck hatten. Wer über diese Verfahren Klage führen wollte, dem wurde bedeutet, dass er dann bis zur Klärung der Angelegenheit im Lager bleiben müsste. Da der nächste Transport in die russische Zone ging, hütete sich jeder, Beschwerde zu führen.

Geld, Schmucksachen und Sparkassenbücher wurden in allen Fällen beschlagnahmt. Jede Person erhielt 1'000 RM¹, die vom jeweiligen Haushaltsvorstand zu quittieren waren. Jedes Schriftstück wurde genau geprüft; nur ausgesprochene Ausweise und Dokumente durften behalten werden und wurden jeweils mit einem Stempel «Trvale evakuovan z Republiky Ceskoslovenske»² versehen. Photographien wurden teilweise ganz beschlagnahmt, teilweise Stück für Stück überprüft, teilweise ganz unberücksichtigt gelassen.

Die auszuweisenden Personen wurden mit DDT desinfiziert, erhielten je einen «Transportzettel für Evakuanten» und verblieben bis zum 22. Mai im Lager. Am 22. Mai morgens begann die Verladung zu 30 Personen, zuzüglich ihres Gepäcks, in einen Eisenbahnwagen. Der Zug blieb dann bis zum Einbruch der Dunkelheit stehen. Erst um ca. 19.30 Uhr setzte er sich in Bewegung und fuhr über Olmütz in Richtung Böhm. Trübau ab. Es ist anzunehmen, dass er in der Nacht hielt, da Kolin (ca. 200 km von Olmütz entfernt in Richtung Prag) erst nach 6 Uhr morgens am 23. Mai erreicht wurde. In Kolin wurde warmer Malzkaffee ausgegeben; die Kinder unter 6 Jahren erhielten $\frac{1}{4}$ l Milch. Gegen 9 Uhr ging die Fahrt weiter bis zu einem Lager Maleschitz im Weichbild Prags, das gegen 12 Uhr erreicht wurde. In diesem Lager hielt der Transport bis ca. 18

¹ In der Regel erhielten die Ausgewiesenen zu diesem Zeitpunkt auf Grund der tschechisch-amerikanischen Vereinbarungen vom April 1946 (s. Einleitende Darstellung, Anlage 32) nur noch 500 RM Ausweisungsgeld; vgl. auch die Berichte Nr. 99, S. 464, Anm. 1; Nr. 100 b, S. 472; Nr. 107, S. 497.

² «Auf die Dauer aus der Tschechoslowakischen Republik evakuiert.»

Uhr abends. Hier wurden ihm auch ein Rotkreuzwagen und ein Personenwagen für die Bewachungsmannschaft angehängt. Es gab ein warmes Eintopfgericht und wieder Milch für die Kinder unter 6 Jahren.

Gegen 20 Uhr erreichte der Transport Zditz und musste wiederum über Nacht abgestellt worden sein, da Taus erst am 24. Mai morgens gegen 5 Uhr erreicht wurde. Nochmals wurde aufgefordert, tschechisches Geld abzugeben, und anschliessend gab es Kaffee und Milch für die Kinder. Gegen 10 Uhr vormittags überquerte der Transport die deutsche Grenze, woraufhin wie auf Kommando die weissen Armbinden aus den Fenstern flogen. Man sah viele Leute mit Tränen in den Augen, die noch reichlicher flossen, als sie in Furth i. Wald von Rotkreuzschwestern deutsch angesprochen wurden.

In dieser Stadt wurde der Zug vom deutschen Grenzkommissar übernommen. Die Ausgewiesenen wurden wiederum desinfiziert, erhielten warme Verpflegung und feierten teilweise Wiedersehen mit den schon früher Ausgewiesenen oder sonstwie nach Deutschland gekommenen Angehörigen¹.

Nr. 109

Bericht des Bauern N. N. aus Hultschin.

Original, April 1955, 24 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Ausweisung von Deutschen aus dem Hultschiner Ländchen; Zurückweisung eines Transportes im Sammellager Mährisch Ostrau wegen Missständen bei seiner Abfertigung in Hultschin; erneuter Abtransport im Juni 1946.

Der Vf. schildert zunächst die Lebensbedingungen der nach Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung enteigneten deutschen Bevölkerung in Hultschin, ihre Unterbringung in Lagern, die Behandlung der ehemaligen Amtswalter bei ihrem Arbeitsersatz in der Grube Petershofen² und fährt dann fort:

Es konnte so um den 23. Mai gewesen sein, sind wir in der Früh um 4 Uhr durch Poltern an der Tür geweckt worden. Es war Gendarmerie und Militär da. Diese drangen ins Haus und forderten uns auf, sofort das Notwendigste zu packen, nicht mehr als 50 kg pro Person, und binnen zwei Stunden marschbereit zur Aussiedlung zu sein. Zwei Soldaten blieben zur Aufsicht im Haus. Nach den zwei Stunden sind wir mit anderen in

¹ Über einen weiteren Ausweisungstransport aus Olmütz Ende Juni 1946 s. den unter Nr. 110 abgedruckten Bericht.

² abgedruckt unter Nr. 36.

einem Gartenrestaurant zusammengetrieben worden, etwa 300 bis 350 Personen. Hier war die Lokalität von Militär dicht umstellt, somit noch ein Kontakt mit Bekannten ganz ausgeschlossen. Auch die letzten Insassen des Lagers Hultschin wurden hier direkt vom Lager eingebracht. Ebenso die auswärts auf Arbeit zugeteilten Personen. Den ganzen Tag hindurch ist unser armseliges Gepäck der strengsten Kontrolle unterworfen. Von dem Wenigen ist noch die Hälfte geraubt worden. Dabei Schriftstücke, wichtige Dokumente, Sparkassenbücher, ja sogar Anschriften von Angehörigen, die schon in Westdeutschland waren, sind abgenommen worden. Selbstverständlich auch jegliches Bargeld. Abends sind wir alle zusammen in den Saal auf wenig Stroh gelagert. Einer auf dem andern wie Heringe gelegen.

In der Lokalität befand sich nur ein Klosett. In der Früh, wo jeder seiner Notdurft nachgehen musste, entstand ein Chaos. Es ist unvorstellbar, welche unmoralischen Szenen sich da entwickelten, da man die Zahl der Internierten und Bewachung auf 500 schätzen konnte.

Doch die Krone vom Ganzen wurde nun durch die eingesetzte Leibesvisitation aufgesetzt. Es wurden alle in einen Raum getrieben und durch eine Tür zur Untersuchung reingelassen. Die Untersuchenden waren nur Männer. Sie untersuchten alle, Männer, Frauen und Kinder. Die Kleider mussten bis aufs Hemd herunter, der ganze nackte Körper abgetastet. Diese Männer schienen mit besonderer Befriedigung die Frauen und Mädchen in der fast unglaublich schamlosesten Weise abgetastet zu haben. Das ist tschechische Moral.

Sogar die tschechische sozialdemokratische Zeitung hat sich über solche Massnahmen aufgeregt und dies in scharfer Weise verurteilt. Ein Exemplar dieser Zeitung ist als Beweis der amerikanischen Kommission in Furth i. W. übergeben worden.

Bei all diesen Repressalien hat sich der uns schon bekannte Verwalter Dolezal mit seiner Wachmannschaft besonders ausgezeichnet¹. Durch Auflösung des Lagers in Hultschin nun seines Amtes verlustig, hat er jetzt noch seine Wut an den Opfern spüren lassen. Es ist aber auch ihm die gerechte Strafe, wenn zwar nicht für die Schikanen an den Deutschen, so doch für seine persönlichen Verbrechen, zuteil geworden. Kurz nach unserer Aussiedlung ist er wegen Betrügereien mit 10 Jahren Zuchthaus bestraft worden.

Gleich nach den zuletzt geschilderten Untersuchungen sind wir mit dem zusammengeschumpften Gepäck auf Lastautos verladen und nach Ostrau² ins Durchgangslager gebracht. Hier sollte erst die eigentliche Untersuchung des Gepäcks und Leibesvisitation erfolgen. Doch kaum hat man die ersten untersucht, so ist das Ganze eingestellt worden.

Es hat sich herausgestellt, dass Ausgewiesene nicht die vorschriftsmässige, zu mindestens doppelte Kleidung hatten. Ausserdem waren die Ausweisungspapiere nicht vom

¹ vgl. hierzu den unter Nr. 36 abgedruckten I. Teil des Berichtes, S. 210.

² Mährisch Ostrau.

Kommissar (Bürgermeister) unterschrieben. Zu dieser Zeit war ein gebürtiger Hultschiner Kommissar. Dieser hatte es verweigert, die Ausweisung zu unterschreiben. Somit war unsere Ausweisung in zwei wichtigen Punkten nicht gerechtfertigt. Es wurde hin und her telefoniert, eine Kommission aus Hultschin erschien, hat verhandelt, es nutzte nichts, der Transport entsprach nicht den Vorschriften, und wir mussten wieder in den Abendstunden zurück nach Hultschin.

So hat sich bei uns die von den Alliierten garantierte Humanität bei der Aussiedlung ausgewirkt!

Die Bevölkerung von Hultschin hatte keine Ahnung, weshalb wir wieder zurückkamen und war der Meinung, dass sich der politische Kurs schon geändert habe und alle Deutschen wiederkämen. Es war ein stürmischer Jubel und begeisterte Ovationen, die den ankommenden Lastautos entgegengebracht wurden, was aber die Tschechen erst recht in Harnisch gebracht hat.

In den nächsten Tagen haben die Machthaber den deutschfreundlichen Kommissar abgesetzt und an seine Stelle einen fremden Kommunisten erhoben. Dieser hatte nun die Aussiedlung vorschriftsmässig unterschrieben. Somit ist dann zum zweitenmal die Ausweisung angesetzt worden.

Am Pfingstsonntag, nachmittags, sind wir durch den Gemeinboten verständigt worden, dass wir uns am Dienstag, den 11. Juni, früh um 7 Uhr, im Gasthaus Kuchars mit 50 kg Gepäck zur Aussiedlung einzufinden haben.

In dem bezeichneten Gasthaus hat uns die Gendarmerie empfangen, und um 9 Uhr sind wir schon mit Lastautos wieder nach Ostrau transportiert. Diesmal ging's ohne Militär.

Hier wurde wieder alles untersucht, doch die Kontrolle war mehr oberflächlich. Wenn man das gewusst hätte, konnte verschiedenes durchgeschmuggelt werden.

Am 15. Juni ging es von Ostrau ab über Prag und kamen am 17. früh in Furth i. W. an.

Der Hultschiner Transport war etwa 150 Personen. Ende Juli und September erfolgten noch weitere 2 Transporte nach Westdeutschland. Die meisten kamen im Kreis Heidelberg unter, soweit sie nicht schon anderswo Angehörige hatten. Spätere Transporte kamen nach der Ostzone.

Abschliessend erklärt der Vf. noch, dass die Bauern des Hultschiner Ländchens alles daran setzten, um der Vertreibung zu entgehen, dass der grösste Teil der Bevölkerung im Lande geblieben ist und in der Mehrzahl auch nicht von der allgemeinen Enteignung der Deutschen betroffen wurde. Von den Enteigneten seien viele schon im Herbst 1945 aus eigenem Entschluss nach Deutschland gezogen. In einigen Gemeinden, wie z.B. Wreschin, setzten es die Vorsitzenden der Verwaltungskommission oder die Ortsnationalausschüsse durch, dass niemand ausgewiesen oder auch nur vorübergehend interniert und enteignet wurde. Nach Schätzung des Vfs., die sich auf noch unvollständige Erhebungen stützt, befinden sich heute etwa 12% der Hultschiner Bevölkerung in Deutschland, darunter 150 Familien aus der Stadt Hultschin und 160 Familien aus

Deutsch-Krawarn; aus den Gemeinden Thröm und Zauditz wurde offenbar fast die gesamte Einwohnerschaft vertrieben¹.

Nr. 110

Erlebnisbericht der Büroangestellten E. H. aus Olmütz.

Original, ohne Datum, 3 Seiten, mschr.

Lebensbedingungen einer deutschen Familie in Olmütz Anfang 1946; ihre Ausweisung Ende Juni über das Sammellager Luttein.

Im Oktober 1945 wurde ich durch die Lagerleitung des Internierungslagers Olmütz-Hodolein in eine tschechische Kanzlei vermittelt, in der ich auch nach meiner Entlassung aus dem Lager im November 1945 Weiterarbeiten konnte. Das Frühjahr 1946 brachte jedoch die Losung: «Deutsche raus aus den Kanzleien und zum Bauern!» Meine Chefs versuchten zwar auf alle mögliche Art und Weise, mich zu halten, u.a. auch dadurch, dass ich zwar papiermässig einer Gärtnerei zugeteilt werde, in Wirklichkeit jedoch bei ihnen Weiterarbeiten könne. Aber trotz aller Beziehungen gelang ihnen dies nicht, denn «Gärtnereiarbeit sei etwas für Grossmütter, nicht für junge Kräfte, die gehörten zum Bauern». Also musste ich Anfang Mai 1946 die Büroätigkeit aufgeben und in den Kuhstall marschieren.

Die Bäuerin, zu der ich geschickt wurde, und zwar in dem etwa 6 km von Olmütz entfernten Nedweis, musterte mich dürrer, ausgehungertes Gestell kritisch und meinte: «Zu einer Landarbeit taugst Du ja doch nicht.» Ich machte ihr aber klar, dass es mir wenig nützen würde, wenn sie mich wegschickte, da mich dann das Arbeitsamt einem anderen Bauern zuteilen würde. Also erklärte sie sich bereit, es mit mir versuchen zu wollen. Die Arbeit auf dem Feld und im Stall war natürlich für einen Stadtmenschen wie mich viel zu schwer, was half es da, dass das Essen gut und reichlich war. Wir assen mit den Bauersleuten zusammen das gleiche wie sie.

¹ Hierzu ist zu bemerken, dass die Statistik der tschechoslowakischen Volkszählungen von 1921 und 1930 die Bevölkerung der ira nördlichen Zipfel des Hultschiner Ländchens gelegenen Gemeinden Thröm und Zauditz als Deutsche ausweist, während die Mehrheit der übrigen Hultschiner auf Grund ihrer «Hausprache», ihres heimatlichen «mährischen» Dialekts als Tschechen gezählt wurde. Gegen diese Manipulation der tschechischen Behörden haben die Hultschiner damals wiederholt protestiert und sich hartnäckig den staatlichen Tschechisierungsversuchen widersetzt. Sie fühlten sich zum Deutschtum zugehörig, was überzeugend bei den Gemeindewahlen und den Wahlen zum Abgeordnetenhaus und Senat in der 1. Republik zum Ausdruck kam, wo auf die deutschen Vertreter und deutschen Parteien jeweils über 60% der Stimmen entfielen. Und bei der deutschen Volkszählung im Mai 1939, nachdem das Ländchen wieder dem oberschlesischen Regierungsbezirk Oppeln angegliedert worden war, bekannten sich fast alle alteingesessenen Hultschiner als Angehörige des deutschen Volkes. – vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 14, Anm. 1.

So wurde der Wunsch nach baldiger Aussiedlung in mir immer stärker. Es hielt uns ja tatsächlich nichts in der Heimat, die keine Heimat mehr war. Aus der schönen Villenwohnung waren meine Leute schon längst ausquartiert, und wir hausten in einer Hof-Keller-Wohnung. Meine Mutter war infolge eines Leidens, das sie sich während des Lageraufenthaltes zugezogen hatte, den ganzen Winter über bettlägerig gewesen und versuchte nun langsam das Aufstehen, und Tante musste durch Nähen in tschechischen Häusern zum Lebensunterhalt beitragen. Ausserdem hiess es ja bei jedem abgehenden Transport: «Das war der letzte nach Bayern, der nächste geht schon in die russische Zone», und dahin stand nach den Erlebnissen am Ende des Krieges wohl keinem von uns der Sinn. So wollte ich denn die nächste Gelegenheit benützen und mich bei zuständiger Stelle nach dem Stand der Dinge erkundigen. Und diese Gelegenheit kam schneller als gedacht.

Jeden Sonntagnachmittag hatten wir frei, und ich konnte nach Olmütz zu meinen Leuten. Da aber die 6 km Weg zu viel Zeit verschlangen, kam mir meine Tante alle vierzehn Tage entgegen, und wir besprachen dann unterwegs unsere Angelegenheiten. So war es auch am letzten Sonntag im Juni 1946 gewesen. Wegen einer Erkrankung hatte ich mir für den folgenden Montag vom Bauern Urlaub erbeten und auch erhalten. Als ich nun zuerst meine Mutter aufsuchte, erzählte sie mir, Tante sei am Heimweg von einem Polizisten aufgehalten und gefragt worden, ob sie bereits zur Aussiedlung vorge-merkt sei. Als sie dies verneinte, schrieb er ihre Personalien auf. Tante war am Montag wie üblich zum Nähen gegangen, auch in einem Vorort von Olmütz. Ich ging darauf zum Arzt, und als ich mittags wieder zu meiner Mutter zurückkehrte und kaum einige Minuten daheim war, kam ein tschechischer Polizist und fragte nach meiner Tante. Als wir sagten, sie sei nicht da, gab er uns den «Gestellungsbefehl zur Aussiedlung» für sie. Nun erschraken wir aber doch, denn er lautete bereits auf den nächsten Tag und war nur für Tante allein. Wir wollten doch alle zusammen ausgesiedelt werden, und zwar zusammen mit einer Deutschen, die wir in unsere Notwohnung aufgenommen hatten. Auch diese war in der Arbeit. Als ich das dem Polizisten erklärte, meinte er, er werde sich hier nicht lange mit mir auseinandersetzen, ich solle den Befehl entgegennehmen und damit selbst zur Polizeidirektion gehen und es selbst in Ordnung bringen.

So machte ich mich denn sofort auf den Weg dorthin und erklärte dem zuständigen Beamten unseren Wunsch nach gemeinsamer Aussiedlung. Ich bat ihn also, meine Tante von diesem 7. Transport zurückzustellen und uns alle in den nächsten Transport aufzunehmen. Aber der Beamte sagte mir, das treffe sich gerade fein, es fehlten noch ein paar Leute für diesen Transport, und wir könnten alle sofort mit ausgesiedelt werden. Da, wie gesagt, im Hintergrunde immer das Gespenst der russischen Zone bei jedem nächsten Transport lauerte, gab ich nach, und so wurden wir alle zur Aussiedlung aufgeschrieben.

Nun hiess es sich beeilen. Ich musste zur Wohnung zurück, meiner Mutter Bescheid sagen, denn der Befehl lautete auf Dienstag, früh 5 Uhr, und Montagnachmittag war es bereits. Anschliessend musste ich die 6 km zum Bauern zurücklaufen, meine Sachen

packen, den restlichen Lohn in Empfang nehmen und wieder zurück nach Olmütz, wo ich erst abends nach 10 Uhr wieder ankam. Froh war ich ja, dass ich die Bauernarbeit los war, denn gesundheitlich und kraftmässig war ich am Ende, aber diese plötzliche Aussiedlung war denn doch etwas zu plötzlich. Wir konnten keinerlei Vorbereitungen treffen, konnten niemanden mehr verständigen, evtl. Sachen übergeben usw. So packten wir denn die ganze Nacht das Notwendigste ein. Tante und die andere Frau waren ja erst abends aus der Arbeit gekommen. Die waren natürlich am meisten überrascht und mussten sogar auf den restlichen Arbeitslohn verzichten, denn so spät abends konnten sie nicht noch einmal loseilen, zumal uns Deutschen ja die Transportmittel verboten waren. Es mussten alle Wege zu Fuss zurückgelegt werden.

Natürlich war dann um 5 Uhr früh keiner da, aber gegen 8 Uhr kam das Lastauto, und unsere Gepäckstücke wurden aufgeladen. Einer der Tschechen sagte immer wieder: «Frau, nehmen Sie doch, das gehört doch alles Ihnen», indem er auf die zurückgelassenen Gegenstände wies. Wir zuckten bloss die Achseln, denn was nützten uns die schönsten Weingläser, wenn das Gepäck pro Person auf 70 kg beschränkt war, und es wichtigere Dinge gab, die man mitnehmen musste. Zum Schluss wurden wir selbst auf das Lastauto geladen, und ab ging es in das Aussiedlungslager nach Luttein, das einige Kilometer von Olmütz entfernt war. Eine Nacht mussten wir im Lager verbleiben, das Gepäck wurde durchsucht, so mancher Gegenstand wanderte noch auf tschechische Seite, die Dokumente wurden durchgewühlt, Wertgegenstände und überzähliges Geld wechselten den Besitzer, belassen wurde nur das Aussiedlungsgeld, das damals 500 RM pro Kopf betrug. Denjenigen, die kein Geld hatten, wurde das Geld gegeben. Zum Schluss wurden wir noch gegen Ungeziefer eingestäubt.

Am Mittwoch ging es dann los, nachdem noch in letzter Minute einige Aussiedler dazugekommen waren, denn so viel ich mich erinnern kann, umfasste ein Transport 1'200 Personen, und diese Zahl musste voll sein. Gefahren wurde in Güterwaggons zu 30 Personen samt Gepäck. Also war der Platz sehr eng. Wir waren in Waggon Nr. 20. Vom Zuge aus sahen wir also an diesem letzten Mittwoch im Juni 1946 unser Olmütz ein letztes Mal im Vorbeifahren, und nun ging es der neuen Heimat entgegen. Die Fahrt ging über Eger, an der Grenze gab es keine Schwierigkeiten mehr; das Begleitpersonal verliess an der Grenze den Zug, und so mancher dachte bei sich, könnte ich doch mit diesen weiter mitfahren, mancher sprach es auch aus, aber leise. An der Grenze kam plötzlich ein Strauch, der wie mit Blüten übersät war. Als wir näherkamen, sahen wir, dass es die weissen, gelben und roten Armbinden waren, die wir Deutsche als Kennzeichen tragen mussten und die nun für uns überflüssig geworden waren, denn wir waren ja nun in der neuen Heimat. Als Abschiedsgruss hatten ihn die Landsleute mit diesen Armbinden geschmückt. Nun atmeten wir auf. Wir wussten zwar, dass das Leben in Deutschland nach dem verlorenen Krieg auch nicht rosig war, aber der seelische Druck war von uns genommen.

Nr. 111

Erlebnisbericht des Grosskaufmanns Dr. August Kurt Lassmann aus Troppau.

Original, ohne Datum, 4 Seiten, mschr.

Aussiedlung der deutschen Bevölkerung von Troppau im Jahre 1946; Erlebnisse des Vf. bei seiner Ausweisung im August 1946.

Mein Bericht ist lückenhaft. Denn die «regulären» Aussiedlungen begannen im April 1946. Ich selbst war bis 22. Mai 1946 in Gefängnishaft und daher nur geringfügig im Kontakt mit der Öffentlichkeit. Ich kann nur berichten, wie mein Erinnerungsbild ist¹.

1945 hatte man die Leute von der Strasse weggeholt und ohne ihre Angehörigen, ohne die geringste Habe, in Züge gepfercht und losgeschickt, – Züge, die oft wochenlang brauchten, bis sie an einem Ziel der sowjetischen Besatzungszone ankamen; völlig unzureichend gepflegt, in den Wintermonaten völlig ungeheizt, natürlich in offenen Viehwagen. Transporte, bei denen Zahllose elend zugrunde gingen. Das Kapitel dieses Elends muss einer schreiben, der es am eigenen Leibe erlebt hat². Wahrscheinlich war das tschechische Gefängnis trotz Hunger und Kälte und Schlägen gegen diesen organisierten Mord noch eine Wohltat.

Dann drangen die Gerüchte von dem Potsdamer Abkommen durch, von der «humanen» und «ordentlichen» Aussiedlung. Zunächst wurden die «wilden» Austreibungen eingestellt. Die deutsche Bevölkerung Troppaus, zu einem grossen Teil in Lagern untergebracht, Frauen und Kinder vielfach in primitiven Privatquartieren, zum geringsten Teile noch in den eigenen, fast durchwegs in irgendwelchen Kellerlöchern und ähnlich, wartete ab. Dann kam die Durchgabe: Am soundso vielten geht der erste Transport in die (vielersehnte) amerikanische Zone.

Es muss um den 1. Mai 1946 gewesen sein. Jeder, der ausgesiedelt wurde, durfte 50 kg Gepäck mitnehmen und bekam (bei jenen ersten regulären Transporten) 1'000 RM in bar auf den Weg. Man durfte sich freiwillig melden. Dieselben Menschen, die ein Jahr vorher selbst die Angst vor der herannahenden Front und das Schreckgespenst der Russen nicht hatte zum Verlassen des Heimatbodens veranlassen können (weil sie meinten, der Krieg sei ja fast am Ende und ein nachfolgender Frieden werde wieder tragbare Bedingungen des Lebens schaffen), – dieselben Menschen drängten sich jetzt, mit den Transporten abzugehen. Man hatte die völlige Aussichtslosigkeit erkannt. Und nach dem Nichts der ersten Monate waren 50 kg Gepäck immerhin wenigstens der Handbedarf. Die Aussiedler mussten in ein eigenes Lager, wo sie mehrere Tage isoliert wurden. Dabei wurden ihr Gepäck und ihre Kleider peinlich genau durchsucht. Fand man Schmuck, Uhren, Photoapparate und derlei, Silberzeug und ähnliches, wurde es erbarmungslos

¹ In einem weiteren Bericht, abgedruckt unter Nr. 12, schildert der Vf. seine Erlebnisse auf der Flucht vor der Roten Armee und nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Muglitz.

² s. die unter Nr. 71 ff. abgedruckten Erlebnisberichte.

weggenommen. Belassen wurden nur Kleider, Wäsche, Schuhe, etwas Bettzeug und Lebensmittel. Aber auch da nahmen die Kontrolleure, was ihnen gefiel.

Als wir drankamen, 6. August 1946, waren schon etwa 6 oder 7 Transporte aus Troppau abgegangen, jeder zu rund 1'200 Menschen, also etwa 8'000. Ich war noch sehr krank. Der tschechische Arzt Dr. Tiefenbach, den ich von früher kannte, erklärte mich transportunfähig. Trotzdem bat ich ihn, mich abgehen zu lassen, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, es gingen nur noch die beiden August-Transporte in die amerikanische Zone, die weiteren dann wieder in die Ostzone. Und das wirkte wie ein Alarmsignal. Jeder bebte nach dem Augenblick, wo die amerikanischen Grenzbalken uns von dem «tschechischen Paradies» trennen würden. Wir wussten dort gar nichts von den Dingen im Westen. Seit dem Zusammenbruch hatte keiner von uns eine Zeitung gelesen. Die Radios waren uns bei schwerster Strafe untersagt und längst weggenommen. Es gab gelegentlich einen, der etwas über bekannte Tschechen aufgeschnappt hatte. Im Grunde wussten wir aber überhaupt nichts. Doch man war sicher, – dort, wo amerikanische oder englische Soldaten Besatzer wären, müsse wenigstens persönliche Sicherheit herrschen. So bangte jeder davor, etwa in ein russisch besetztes Ostdeutschland zu müssen, wo es in vielem ähnlich sein würde wie hier.

Längst hatte man die 1'000 RM der beiden ersten Transporte auf 500 RM reduziert. Aber die Gepäckkontrollen sollten dafür etwas mehr stichprobenartig geworden sein, so dass doch für manchen eine Chance bestand, vielleicht doch irgendein Erinnerungsschmuckstück zu retten. In den Lagern, wo man unmittelbar vor der Aussiedlung sich zu sammeln hatte, passierte auch immer wieder etwas Unerwartetes: Menschen, die sich schon in Sicherheit gewöhnt hatten, wurden in letzter Stunde herausgeholt und oft jetzt erst ins Gefängnis geworfen. Das traf insbesondere manchen, der es bisher verstanden hatte, sich den immer wiederkehrenden Zählungen zu entziehen und daher trotz Lebensmittelkarten und anderer Erschwerungen seit dem Zusammenbruch ein anonymes Leben geführt hatte, das nun, bei der Personalaufnahme der Aussiedlung, jäh ans Tageslicht kam. Es gab da viele sehr erschütternde Szenen. Selbst ein so besonnener und zurückhaltender Politiker, wie es der beliebte ehemalige Abgeordnete des tschechoslowakischen Parlaments, der deutsche christlich-soziale Dr. von Luschka gewesen war, wurde aus dem Aussiedlungslager herausgeholt; und es verging ein ganzer Monat, ehe es gelang, die örtlichen Výbor-Leute davon zu überzeugen, dass es hier weiss Gott weder um einen Nazi noch um einen Kriegsverbrecher ging.

Vor dem Abgang wurde das Gepäck genau revidiert. Uns wurde eine Menge weggenommen. Alles wurde nachgewogen. Gab es ein Übergewicht (wie hätten wir – ohne Waagen – derlei vermeiden können?), so durften nicht etwa die Aussiedler sagen, das oder jenes Stück will ich zurücklassen, damit ich auf das richtige Gewicht komme; vielmehr nahmen die Tschechen das, was sie sich wünschten, oder von dem sie annahmen, der Deutsche werde sich darüber besonders ärgern. Mir wurden z.B. bei der Abgangsrevision alle mitgenommenen Geldaufzeichnungen zerrissen, die Sparbücher weggenommen etc. Etwas, was sich hier bei der Geltendmachung unserer Rechte sehr nachteilig ausgewirkt hat.

Jeder Transport bestand aus etwa 30 Viehwagen, die zu je 30–40 Personen bevölkert waren. Liebenswürdigerweise wurden alle Kleinkinder zusammengetan. Das bedeutete, dass manche Waggons beladen waren mit Kinderwagen. Da ohnedies kaum Platz war, hatten die hier Einquartierten einfach weitaus weniger Möglichkeit, Gepäck unterzubringen, als die ohne Kinder und Kinderwagen. Aber es fand sich bei den anderen Ausiedlern trotz der allgemeinen Not nur selten Bereitschaft, hier den armen, mit Kleinkindern geplagten Frauen ernstlich zu helfen. Es bewährte sich wieder die Erfahrung, dass die, welche keine Kinder haben, fast durchweg taub sind, wenn man an ihre Hilfe appelliert, dass aber Leute, die selbst Kinder haben, auch dann oft helfen, wenn sie selber nicht mehr ein und aus wissen.

Die menschliche Qualität der tschechischen Durchführungsorgane war verschieden. Vielleicht kann man sagen, dass im Sommer 1946 der erste Tatendrang schon gestillt war; sicherlich haben die gemeinen Brutalitäten des Jahres 1945 im Sommer 1946 nur mehr vereinzelt Wiederholungen gefunden. Aber das änderte nichts daran, dass sinnlos und ohne Bedenken weggenommen wurde und man nie wusste, woran man war. Die Fülle von Formalitäten, die zu erfüllen waren, kann ich heute gar nicht mehr rekonstruieren. Am schwierigsten war die Frage der Verpflegung. Man wusste, der Transport werde mindestens vier Tage dauern. Andererseits war für Verpflegung beim Transport gar nichts vorgesorgt. Einmal gab es, als wir unterwegs waren, irgendwo schwarzen Kaffee und ein zweites Mal eine leere Wassersuppe. So musste man denn mit dem wenigen Geld, das man noch irgendwie besass, versuchen, etwas Proviant zu kaufen. Das war gar nicht so leicht.

Hier allerdings zeigte sich im Sommer 1946 bereits eine gewisse Umwandlung in der Einstellung der Tschechen. Es gab doch genug Läden mit der stolzen Aufschrift: «Für Deutsche verboten». Das war gar für Deutsche wie uns, die wir nicht Tschechisch konnten, fast eine Strafe. Wo hätten wir uns trauen dürfen einzukaufen? In einer der alten Troppauer Strassen hatte ein alter Troppauer Kommunist, der jüdische Kaufmann G., nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion einen Lebensmittelladen aufgemacht. Er hatte seinen Namen jetzt slawisiert. Natürlich kannte er mich von früher, wusste wohl auch: der kann sicher nicht Tschechisch. Ich hatte ihn seinerzeit nie beachtet und tatsächlich nicht selbst gekannt. Nun war sein Laden die Erfüllung aller erdenklichen Verpflegungswünsche. An der Auslage stand dich: «Für Deutsche verboten». Zwei Tage vor Transportabgang hatte ich noch keinen Proviant. Eine Weile stand ich vor dem Laden, dann trat ich ein und wartete still in der Ecke. Herr G. musste mich bemerkt haben. Er konnte sich denken, weshalb ich kam. Nach einer Weile liess er auf der Theke gerade vor mir einen zusammengefalteten Zettel fallen und ging wieder weg. Ich nahm ihn und ging dann meinerseits langsam aus dem Laden. Draussen las ich, in deutscher Sprache: «Kommen Sie nach 6 Uhr abends wieder. Sprechen Sie nicht. Ich werde Sie rufen.» Mir blieb die Sprache weg. Abends, wo kaum Leute da waren, nahm er mich in sein Büro, erzählte mir, natürlich fließend und akzentfrei deutsch, dass er noch meine Mutter gekannt habe und fragte, für wieviel Personen ich Proviant wolle. Das stellte er mir dann

mit Rat und Tat zusammen und berechnete einen erträglichen Preis. Wir haben die ganze Fahrt von diesen Dingen gelebt.

Heute glaube ich sicher, dass damals schon weitgehend die Erkenntnis da war, dass hier Dinge im Gange waren, die unrecht waren. Sicher – die abgehenden Deutschen waren zugleich die letzten Kunden, Troppau wurde immer leerer. Das hat sicher auch mitgespielt. Aber der Fall war nicht allein. Ich könnte mehrere Fälle erzählen, die ähnlich lagen. Die Zeit des Erschlagens aus Wut war im Allgemeinen vorüber.

Die Fahrt ging, endlos langsam, von Troppau nach Jägerndorf, dann über Freiwaldau–Hannsdorf und quer durch Böhmen. Bei Furth im Wald erreichten wir die deutsche Grenze. In dieser letzten Station (man sah schon die andere Seite) liessen uns die Tschechen noch einmal ausserhalb des Zuges antreten. Und es hiess: Alle Wertsachen, alles Geld etc. sind abzugeben. Es folgt eine Untersuchung. Bei wem etwas gefunden wird, dem wird alles andere auch abgenommen und der darf nicht aussiedeln! So gross waren Schrecken und Angst, dass auch in dieser letzten Minute so mancher sich noch von dem wenigen trennte, was er glaubte gerettet zu haben. Die tschechischen Soldaten und Gendarmen steckten die Dinge grinsend und ohne Quittung ein und dachten sich wohl ihr Teil über diese blöden Deutschen. Untersucht wurde gar nichts. Im Gegenteil, es hiess, rasch in den Zug und ab – denn drüben warteten schon die Amerikaner. Aber auch dieser Bluff in letzter Stunde, verständlich aus der Angst der geprügelten Hunde, sollte uns noch einmal zeigen, wie fremd wir geworden waren in unserem Heimatland und wie bösartig unser tschechisches Staatsvolk diesen verarmten und gequälten Menschen gegenüberstand, die von dem Verbrechen gezeichnet waren, Deutsche zu sein. 10 Minuten später waren wir drüben, wieder auf deutschem Boden. Fern der Heimat, aber wenigstens frei.

Nr. 112

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Josef Kuhn aus Mährisch Schönberg.

Original. 8. Januar 1957. 3 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Briefe und tagebuchartige Aufzeichnungen.

Die Behandlung eines Heimkehrertransportes aus sowjetischer Gefangenschaft nach seiner Übernahme durch die Tschechen; Erlebnisse eines Heimkehrers bei seiner Ausweisung im August 1946.

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. seine Erlebnisse nach dem Einmarsch der Roten Armee in Mährisch Schönberg, seine Verhaftung und Verschleppung in die Sowjetunion.¹

Da ich aus der russischen Kriegsgefangenschaft in die Tschechoslowakei zu einem Zeitpunkt entlassen wurde, in dem meine Familie die Heimatstadt Mähr. Schönberg be-

¹ abgedruckt unter Nr. 10.

reits verlassen hatte, war der Vorgang meiner Aussiedlung etwas abweichend vom normalen Ablauf.

Durch Monate auf eine unvorstellbar tiefe und entwürdigende Lebens-Stufe gedrückt, durch Erkrankung an Ruhr und anderen Kriegsseuchen zum Skelett abgemagert, entliess mich der Russe, weil ich offensichtlich nie mehr arbeitsfähig werden konnte und nicht zuletzt, weil ich bei den Verhören immer nur tschechisch oder das bereits teilweise gelernte Russisch sprach und deshalb für einen Tschechen gehalten wurde.

Am 12. Mai 1946 verliess der Transport Wyschnij Wolotschjek, Kr. Kalinin, mein letztes russisches Lager, und landete am 22. Juni im tschechoslowakischen Kriegsgefangenenlager Gurein bei Brünn. Während wir uns auf der Fahrt durch Russland, die Ukraine und die Slowakei frei bewegen durften – in der Slowakei betreute uns das slowakische Rote Kreuz –, übernahmen an der slowakisch-mährischen Grenze tschechische schwer bewaffnete Jugendliche unsere Bewachung. Die Waggons wurden wieder abgeschlossen.

In Brünn mussten wir in die nach Gurein fahrende Garnitur umsteigen. Das geschah ungefähr um Mitternacht, und der Aufenthalt auf einem Abstellgeleise dauerte bis zum Morgen. Diese Zeit benutzte die Wache dazu, um uns in kaum wiederzugebender Weise bis zur vollen Erschöpfung zu quälen. Eingeleitet wurde der Vorgang mit der Frage, ob man Deutscher sei. Dann folgten Ohrfeigen und Schläge mit einem Gummiknüppel, bis man zusammenbrach. Hierauf wurden immer zwei aus dem Waggon herausgezerrt, die sich vollkommen entkleiden mussten, um, wie es die Tschechen nannten, Hunde zu spielen, d.h. sie mussten auf allen Vieren einander im Kreise jagen und sich gegenseitig ins Gesäss und den After beißen. Wenn das nicht schnell genug geschah, hagelten Hiebe mit Drahruten auf die nackten Körper. Diese Prozedur wurde vom Gejohle und den unflätigsten, dem russischen Sprachschatz entnommenen Beschimpfungen begleitet. So war der Empfang im neuen Staat seitens der Herren und Hüter der neuen Ordnung.

Im Lager Gurein wurden die russischen Entlassungspapiere abgenommen, und es begann für mich ein neuer Abschnitt hinter Stacheldraht. Allerdings, verglichen mit den Aufenthalten in russischen Lagern, war es in Gurein wie in einem Sanatorium.

Ich erfuhr, dass sechs Tage vor meiner Ankunft in Gurein meine Familie ausgesiedelt worden war, dass mein Sohn in Deutschland in einem Lazarett liege und dass es um meine Entlassung und Aussiedlung schlecht stehe, weil man mit der Entlassung nur dann rechnen könne, wenn man von Angehörigen angefordert werde. Ich hatte aber keine Angehörigen mehr in der Heimat. Da half mir ein Schönberger Freund. Er bewog eine ältere Frau, mich als ihren Vetter zu bezeichnen und als Begleiter zur Aussiedlung bei der Lagerführung anzufordern. Dies gelang. Am 9. August 1946 erhielt ich einen Freifahrtschein nach Mähr. Schönberg ausgehändigt und war entlassen.

Am 10. August traf ich morgens, ohne Beanstandung, in Mähr. Schönberg ein und begab mich verabredungsgemäss zu einer befreundeten Familie. Am nächsten Tag mel-

dete ich mich bei der Polizei, liess mir Lebensmittelkarten ausfolgen und ersuchte, mich mit meiner «Cousine» beim nächsten Aussiedlungstransport einzuteilen. Da ich tschechisch sprach, hatte ich nirgends Schwierigkeiten; im Gegenteil, man war sehr interessiert, Einzelheiten aus dem Arbeiterparadies von mir zu erfahren. Ich war jedoch mit meinen Äusserungen sehr vorsichtig und zurückhaltend und meinte, darüber lasse sich schwer berichten, das alles müsse man selbst erleben.

Am 16. August ging ich, nach Aufforderung, ins Aussiedlungslager. Ich hatte meinen aus Russland mitgebrachten Brotbeutel umgehängt und in einem Sack meine sonstigen, bei Bekannten aufgelesenen Habseligkeiten untergebracht¹. Die Gepäckkontrolle in der Fischmannfabrik war für mich sehr schnell; ich brauchte den Sack nicht einmal zu öffnen. Schade – anstandslos hätte ich so manches Wertstück herüberschaffen können. Aber, in meiner Wohnung sass schon längst ein Tscheche. (Wie ich nach Jahren erfahren habe, wurde jener Herr – wahrscheinlich, weil er Anhänger der strana lidova war² – zu acht Jahren Gefängnis und Einzug des halben Vermögens verurteilt.)

Am 20. August, einem Donnerstag, rollte gegen Abend der Zug von Mähr. Schönberg ab. Nach den Abschiedstränen und dem letzten Blick nach der im Dämmerlicht verschwindenden Heimatstadt war die Stimmung aber keineswegs gedreht. Nur war der Waggon mit Gepäck und Menschen so vollgepfropft, dass die geringste Platzverschiebung gleich alle in Bewegung bringen musste.

Der Transport wurde über Prag, Pilsen, Furth i. W., Nürnberg nach Schwabach geleitet, und von dort kam ich in ein Lager in Hilpoltstein. Die Unterbringung war den

¹ Da es für Heimkehrer aus der Gefangenschaft schwierig war, das von den Amerikanern bei der Übernahme der Transporte geforderte Mindestgepäck zusammenzubringen, bemühten sich mitunter die tschechischen Behörden, ihnen Zivilkleidung zu beschaffen. Darüber berichtet L. R. aus Wagstadt (s. Bericht Nr. 41): «Ich musste mich um mein Aussiedlungsgepäck kümmern, da ich gar nichts aus Russland mitgebracht hatte. Die Stadtgemeinde schickte eines Tages einen Angestellten mit mir in einige Geschäfte, und ich bekam gegen Quittung zwei neue Anzüge, zwei Hemden, eine Unterhose, ein Paar Bata-Schuhe und eine Kappe. Der Bauer, bei dem ich gearbeitet hatte, schenkte mir einen Sack Kartoffeln. Tschechische und deutsche Arbeiterfamilien, deren Kinder ich einst unterrichtet hatte, schenkten mir ferner einige Kleidungsstücke (gebraucht), ein Federkissen und einen alten Mantel. So hatte ich mein Aussiedlungsgepäck von 50 kg beisammen, allerdings war mehr als die Hälfte davon Kartoffeln. Im Lager waren inzwischen Schönbrunner, Stiebinger, Luckner sowie Brosdorfer Aussiedler zusammengekommen. Eine Brosdorferin hatte im letzten Augenblick ihren Mann aus dem Landesgerichtsgefängnis für die Aussiedlung freibekommen. Eine Brawiner Frau war nicht so glücklich, sie blieb zurück, weil ihr Mann nicht freigelassen wurde. Mit Autos wurden wir nach Troppau gebracht, warteten dort in der Gendarmarie-Kaserne an der Gabelsberger Strasse auf weitere Zuzüge aus dem Hultschiner Ländchen. Als der Transport vollzählig war, erhielt ich ein Aussiedlungsgeld von 500 Reichsmark. In der Hedwigskirche war noch die letzte Gepäck-Kontrolle, und dann ging die Fahrt mit der Bahn nach Taus, wo wir Mitte Oktober 1946 ankamen. Hier gab es noch einen längeren Aufenthalt. Die Amerikaner wollten den Transport nicht übernehmen, weil eine Anzahl Personen kein Aussiedlungsgepäck hatte. Das schafften die Tschechen an der Grenze noch schnell herbei. Nun war ich in Deutschland.»

² Lidova strana, tschechische (katholische) Volkspartei.

Umständen angemessen. Die Verpflegung überall reichlich und gut.

In Hilpoltstein erwirkte ich die Erlaubnis zur Weiterreise zu meiner Familie, deren Aufenthalt ich unterdessen ermittelt hatte. Am 28. August 1946 konnte ich endlich meine Angehörigen in Neuburg a. d. Kammel umarmen.

Nr. 113

Erlebnisbericht des Bauern Franz Pröll aus Heinrichsöd, Gemeinde Wadeistift, Kreis Kaplitz.

Original, April 1947, 4 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Aussiedlung von Bauern aus dem südlichen Böhmerwald über das Sammellager Kaplitz Ende 1946.

Am 23.9.46 wurde ich durch einen cechischen Fleischer persönlich verständigt, am 25.9., 8 Uhr an unserem nächstgelegenen Markte, Friedberg, eine Stunde von uns entfernt, zur Aussiedlung [zu] erscheinen, mit dem vorgeschriebenen Gewicht pro Person 50 kg. Weiters cechisches Geld, Kassenbüchel sowie die Schlüssel von Haus sind dort abzugeben. Von der Gemeinde 140 Personen. Fuhr noch mit meinen zwei Pferden mit dem Gepäck an den angegebenen Ort, dort empfing uns gleich die cechische Polizei, musste auf der Strasse abladen, die Pferde übergeben und beim Gepäck sitzenbleiben. Wurden dann mit Autos 50 km ins Lager nach Kaplitz geführt. Dort kamen wir um 17 Uhr an, wurde uns das Zimmer angewiesen. 3 Personen auf 2 Betten, das Gepäck auf der Strasse.

Am nächsten Tag ging dann die Kontrolle los, zuerst das Handgepäck, alles genau durchsucht. Dann kam die Gepäckkontrolle mittels Waage, bestand aus 5 Mann, 3 Finanzler, 2 von der Národnist Prava¹; es wurde alles durchstöbert, heraus- und auseinandergeschmissen; wo mehr Gewicht war, das musste abgegeben werden. Wehrmachtsachen und schöne bzw. neue Sachen wurden auch von den Herren abgenommen. Am nächsten Tag konnte man sich die Sachen wieder in Ordnung bringen und bekamen pro Person 500 RM. Am 28.9. mussten wir dann das Gepäck verladen, 30 Personen mit Gepäck in einen Waggon. Beim Verladen wurden wir auch so sekkirt, mussten das Gepäck ca. 200 m über die Geleise schleppen, dass wir keinen trockenen Faden hatten. Wir hatten einen kleinen Waggon mit vier Kinderwagen und einer schwerkranken Person. Platz hatten wir im Waggon, dass wir gerade schlecht sitzen konnten. Am 29.9. wurden wir zum Bahnhof transportiert, Frauen und Kinder mittels Auto, die anderen zu Fuss mit Handgepäck 3 km marschieren, mit Begleitung von cechischem Militär mit Bajonett auf. Mittags 13 Uhr ging dann der Transport ab.

¹ Vf. meint wohl Národní Správa – National- (Finanz-) Verwaltung.

Am 30.9. kamen wir in Taus CSR an, wurden nochmals zwecks Geld und Papieren durchsucht, dann ging's über die Grenze bis Furth im Wald. Dort wurden wir einem amerikanischen Offizier übergeben, wurden entlaust, obwohl wir noch keine hatten.

Im Folgenden schildert der Vf. den weiteren Transportweg bis Esslingen am Neckar und die Schwierigkeiten bei der Unterbringung im Bestimmungsort.

Nr. 114

Bericht des F. S. aus Storzendorf, Kreis Sternberg.

Original, April 1947, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Ausweisung von Deutschen aus Storzendorf im September 1946.

Im ersten Teil seines Berichts beschreibt der Vf. Vorgänge in Storzendorf und Umgebung in der Zeit des deutschen Zusammenbruchs und nach der Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung¹.

Bei jeder Gelegenheit und überall hörte man «Nemci ven» (Deutsche hinaus) schreiben. Und die ersten Flüchtlinge fuhrten in Herbst 1945 mit einen Flüchtlingszug nach Österreich ab; dort soll es aber auch nicht besonders gut für Flüchtlinge gewesen sein.

Bei uns wurden die Deutschen noch immer mit Hausdurchsuchungen [behelligt], auch mit Gendarmerie bedeckung durchgeführt, und alles Mögliche gestohlen, auch die Gendarmerie beteiligte sich auch dabei. So haben die am meisten gequälten schon mit Freuden auf die Aussiedlung gewartet. In April 1946 began in unseren Kreise Sternberg die Aussiedlung, jeder Transport mit 1'200 Köpfen und 50 kg Gepäck, auch erhielt jeder 1'000 RM.

Von Storzendorf ging der erste Wagon, 30 Personen, am 10.7., der zweite am 4.8. ab, die letzten 60 Personen gingen am 25.9. ab. Jeder Wagon wurde mit zwei Lastauto abgeholt, auf einen kam das gross Gebäck, auf das zweite das kleine Gebäck, eventuell auch noch gross Gebäck, und so verblieb für die 30 Personen höchstens 4-5 m² Raum. Da mussten nicht blos die 30 Leute, sonder auch noch 2-3 Kinderwagen platz haben, auch sehr alte und kränkliche Leute, auf die noch Rücksicht genommen werden musste. Das war eine Hiemmfahrt, ein Glück, dass es bloss cirka 1 Stunde dauerte bis ins Lager Stefanau.

Und dan kam das schlechteste, was jeder schon am meisten Fürchtete, die Gebäcksrevision. Das gross Gebäck wurde gewogen, und was mehr als die 70 kg pro Kopf war, verfiel der Beschlagnahme. Dabei nahmen die gewöhnlich das weg, was man am Nohtwendigsten brauchte. Es war aber auch Nohtwendig, da manche unverschämt wa-

¹ abgedruckt unter Nr. 9.

ren. So hatten bei unseren Transport zwei Familien eine 17 und eine 9 Kisten, jede Partei zu 3 Personen; wen jede Partei so viel mitgenommen hätte, da brauchten die 30 Personen an-statt einen, fünf Wagons. Dan kam die Ärztliche Untersuchung und kleingebäck Revision. Zuerst wurde alles Geld, RM oder Kč, sowie alle Spareinlagebücher samt deren Belege abgenommen. Dann ging es an das kleingebäck, wo auch noch vieles abgenommen wurde, sogar Pensionsdekrete, alle Dokumente, Uhren, Fingerringe, Ohrgehänge, sogar Silberne Trauringe. Was nicht sehr gut verborgen war, hat den Besitzer gewechselt. Besonders auf Schnaps und Zigaretten hatten Sie es abgesehen. Das war die letzte Tortur, was an die Deutschen verübt wurde.

Alle Befehle erhielten dann die Wagenführer, und so fuhren wir, nachdem wir alles selbst verladen hatten, von 29. zum 30.9. um 3 Uhr morgens über Prag, Pilsen nach Furth in Walde in Bayern ab und hatten am 1.10.1946 die C.S.R. hinter uns. Es wäre noch zu Sagen, dass die Verpflegung in C.S.R. nicht besonders war. Aber was aller Beschreibung spottet, das waren die Abortanlagen, echt Militärisch, bloss eine Stange und eine Grube, die übervoll war. In Fuhr in Walde kämten wir vormittags an, nach der üblichen Ein-staubung und Verköstigung ging es über Nürnberg in den Leonberger Kreis.

Der Vf. beendet seinen Bericht mit der Schilderung seiner Erlebnisse im Aufnahm-ort.

Nr. 115

Erlebnisbericht des ehemaligen Abgeordneten im tschechoslowakischen Parlament Professor i. R. Josef Freising aus Brünn.

Original, Januar 1947, 14 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Wiederholte Verschiebung der Ausweisung des erkrankten Vfs. nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft; die Behandlung von Greisen und Kranken im Lager Hodonin bei Kunstadt, ihr Abtransport nach Süddeutschland in einem «Lazarettzug» über das Ausweisungs-lager Malmeritz am 1. Oktober 1946.

Im ersten Teil seines Berichts erwähnt der Vf., dass er als Abgeordneter des «Bun-des der Landwirte», einer deutschen Regierungspartei in der 1. Republik, wiederholt Gast des Präsidenten T. G. Masaryk war und mit führenden tschechischen Persönlich-keiten im Verkehr stand, er schildert dann seine Flucht vor den Bombenangriffen auf Brünn, seine Verhaftung nach der Rückkehr Ende Mai 1945 und seine als 70jähriger während der elfmonatigen Haftzeit erfahrene Behandlung in der Brünn-er Robotarna (Landes-Zwangsarbeitsanstalt) und in KZ Kaunitz-Kolleg, im Lager Mladkov bei Bos-kowitz und in der Untersuchungshaft in Brünn, Auf der Zeile.

Am Gründonnerstag, den 20. April 1946, wurde ich nach dem Mittagessen zum Un-tersuchungsrichter gerufen und mir mitgeteilt, dass ich straffrei aus der Haft entlassen

werde und über mein Ansuchen in häusliche Pflege zu meiner Schwester in P. abreisen könne, unter Begleitung eines Gendarmen.

Auf dem Wege durch die Ämter zwecks Ausstellung meiner Entlassungspapiere brach ich an Entkräftung zusammen. Ich konnte mich kaum erheben, und die Füße und Beine schollen furchtbar an. Mit einem Polizeiauto wurde ich zur «Erholung», wie es so schön hiess, in das Sammellager nach Malmeritz gebracht. Ich sah so elend aus, dass mich gute Bekannte nicht wiedererkannten. Die Schwellung der Füße und Beine steigerte sich von Tag zu Tag und erreichte bereits den Unterleib (Wassersucht). Mein Herz arbeitete furchtbar, und die Blutadern traten wie Stränge hervor, um das Wasser aus dem Körper zu schaffen. An eine Diätkost war nicht zu denken. Digitalis- und Vitamin-Einspritzungen mussten nachhelfen. Zum Glück hielt das Herz stand. Nach drei Wochen war ich gottlob so weit, dass mir der Leiter der Aussiedlungskommission Dr. P. die Erlaubnis zur Abreise in häusliche Pflege gab. Doch der Lagerleiter handelte anders.

Am nächsten Morgen erhielt ich den Befehl, sofort mittels Wagen ins Arbeitslager nach Bohonitz abzugehen. Ich kam auf die Krankenabteilung in eine Baracke, und in die Behandlung des mir gut bekannten Arztes Dr. B., der uns Hungernden Brot und Lagerkost zusteckte. Seiner Behandlung verdanke ich mein Leben und die Heilung einer auftretenden Lungenentzündung. Leider war die Kost unzureichend, die Heilung und Kräftigung schritt sehr langsam vorwärts. Die schönen warmen Frühlingstage benützte ich zu Luft- und Sonnenbädern. Sie wirkten Wunder nach der einjährigen Haft in den sonnenlosen Zimmern und besonders nach den sechs Monaten Zellenhaft auf der Zeile. Nur eines machte mir Sorgen: die Gelenke waren noch immer geschwollen, ich konnte nicht gehen und nach hundert Schritten musste ich mich setzen und rasten.

Am 4. Juni wurde ich für die Aussiedlung von Dr. P. vorgemerkt und meine Tochter (Kriegswitwe) mit ihren zwei Kindern zu diesem Zwecke nach Brünn berufen¹.

¹ Die Abfertigung eines Transportes aus dem Brüner Sammellager Ende Juni schildert der Schriftsteller H. P. wie folgt:

«Der Massentransport von Brünn (Malmeritz) nach Deutschland, an dem ich teilnahm, dauerte volle sieben Tage, vom 21. bis 27. Juni 1946. Zunächst vier Tage im Sammellager: Entbehrungen und Schikanen aller Art, jedoch keine Grausamkeiten. Die Verpflegung war unzulänglich, Gepäck- und Leibesvisitation, Wegnahme nicht nur sämtlichen Geldes (gegen Aushändigung von 500 RM für die Person), etwaigen noch geretteten Schmuckes, sondern auch von Personalpapieren, Lichtbildern von Angehörigen, harmlosen Privatbriefen, Verunstaltung von Wäschestücken mit dem Stempel «Trvale evakuovan z Republiky Ceskoslovenske» (zu deutsch «Dauernde Ausweisung aus der Tschechoslowakischen Republik»).

Der Transport erfolgte in 44 Lastwagen. In jedem Wagen war etwa ein Drittel des Raumes mit Gepäck, Kinderwagen und dgl. ausgefüllt; in drei Viertel des Raumes wurden rund 30 Personen hereingestopft. Drei Tage und drei Nächte – vom 24. bis 27. Juni – mussten sie dort in meist kauender Stellung verbringen, bei geschlossener Tür, Fenster waren nicht vorhanden. Es regnete, und durch die Wagendecke (in dem Wagen, in dem ich und meine kranke Frau sich befanden) tropfte das Wasser. Die Luft war stickig, der Gestank fast unerträglich, da sich im Wagen ein offener Klosetteimer befand. Wir alle atmeten auf, als wir in Furth i. W. ankamen.» (Bericht; Original, April 1947, 11 Seiten, mschr.)

Fünf Tage darauf wurde ich mit den Kranken über Weisung des Lagerleiters ins Waldlager nach Hodonin bei Kunstadt abgeschoben, trotz der Order zur Aussiedlung. Unter falschen Vorspiegelungen und Versprechungen wurden wir dorthin gebracht und in einem ehemaligen Zigeunerlager untergebracht. Die Kost war die elendste, die man sich denken konnte. Morgens schwarzer Kaffee und mittags und abends, Tag für Tag, wochenlang nichts anders als eine wässrige Kartoffelsuppe von bereits faulenden und stark keimenden, dazu im Wasser mehrmals ausgelaugten Kartoffeln. Die Wirkung war verheerend. Durchfall auf allen Linien, dazu kein Klosettpapier und kein warmes Wasser zum Reinigen der beschmutzten Wäsche.

Rührend war es zu sehen, wie Greise und Greisinnen, mit einem Bündel oder einer Tasche in der Hand, im Lager zwischen den Baracken umherirrten und nach dem Wege in ihre Heimat fragten. Irre waren sie geworden an sich selbst und an den Menschen, die diese alten gebrechlichen Leute statt in ein Altersheim mit ordentlicher Pflege in dieses abgeschiedene Barackenlager steckten, wo ihnen nicht einmal ein Ausgang ins Freie zum Pilzesuchen unter Aufsicht gestattet war. Noch ärger waren die Bresthaften und Leidenden daran, die ohne die nötige Pflege und Fürsorge krank auf ihrem harten Lager lagen und nicht aufstehen konnten. Eine einzige Schwester für 450 Leute! Es war zum Erbarmen, und es gab Tage, wo 3 und 4 Tote zur Sektion nach Brünn weggeführt wurden. Wir alle waren der festen Überzeugung, nicht mehr lebend aus diesem Lager herauszukommen.

Doch Mitte September setzte unerwartet bessere Kost ein mit Hülsenfrüchten, abwechselnd Bohnen und Erbsen, nebst Graupen zur Kartoffelsuppe; es gab Milch ($\frac{1}{8}$ l) und sogar einigmal Äpfel. Wir lebten sichtlich auf! Dieser Umschwung liess uns hoffen, und tatsächlich kam am 24. September Befehl zur Räumung des Lagers und am 26. September der Abtransport. Ein Grossteil kam nach Brünn ins Sammellager nach Malomerice (Malmeritz). Wie elend dieses aussah, davon hat sich ein Schweizer vom Roten Kreuz persönlich überzeugt.

Uns armen und gequälten Häftlingen war schon alles gleichgültig geworden. Unser Sehnen war nur nach Freiheit gerichtet. Freie Menschen wollten wir wieder sein. – Vor unserer Abreise wurden wir mit 500 RM beteiligt, erhielten Wäsche, Schuhe und Kleider, darunter so schlechte, dass sie für eine Vogelscheuche noch gerade recht waren, aber nicht für Menschen.

Am 1. Oktober 1946 wurden wir vormittags am Schimitzer Bahnhof einwaggoniert, und um 3 Uhr nachmittags verliessen wir Brünn und unsere schöne Heimatstadt mit Wehmut im Herzen. In einem sog. Lazarettzug – es waren in Wirklichkeit Viehwagen mit 12 eingebauten Holzbetten – fuhren wir über Prag und Taus gegen die bayerische Grenze und erreichten am 3. Oktober gegen Abend unser Reiseziel, die Stadt Göppingen, wo wir im Landes-Versehrtenkrankenhaus an der Holzhausener Strasse für vier Wochen freundliche Aufnahme und bei guter Kost und Verpflegung Erholung nach diesen schweren Tagen der tschechischen Haft – 17 lange Monate waren es für mich – fanden.

Nur dem festen Willen durchzuhalten, meiner herzlieben Frau willen und meiner vier Kinder und deren Familien und nicht zuletzt im Bewusstsein eines ehrlichen Lebens und Strebens verdanke ich mit der Kunst der Ärzte mein Leben. In der neuen Heimat, in der mir erst jetzt die Nachricht zukam, dass mein zweiter Sohn bei Melnik in Böhmen gefallen sei und meine Frau im Oktober des Vorjahres im Spital zu Peukersdorf bei Wien an Entkräftung (verhungert) gestorben sei^{1 2 3}, wollen wir doch ungebrochenen Mutes schaffensfreudig mit Gottes und guter Menschen Hilfe an unserer Zukunft bauen, zum Segen des geliebten deutschen Volkes und Vaterlandes, trotz meiner 72 Lebensjahre.

Nr. 116

Erlebnisbericht des Rentamts-Inspektors Franz Leitermann aus Bistritz, Kreis Markt Eisenstein.

Original, 5. Dezember 1955, 9 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Ausweisung des Vfs. im November 1946 nach seiner Entlassung aus der Haft.

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. seine Erlebnisse im Kreisgerichtsgefängnis Klattau und, nach seiner Verurteilung durch ein Volksgericht, in der Strafanstalt Bory und einem Arbeitslager in Maltheuern¹.

Nachdem ich Ende Oktober 1946 mit anderen Kameraden aus dem Nitrierwerk in Maltheuern bei Brüx in die Strafanstalt Bory zurückgebracht worden war und dort etwa zehn Tage in den Skodawerken gearbeitet hatte, kam der Tag der Freilassung.

Wir mussten unser Gepäck vom Speicher der Strafanstalt holen, es vor uns hinlegen, uns nackt ausziehen, die Gefängniskleidung abgeben und unsere Zivilkleidung anziehen, dann wurden wir auf einem verdeckten Lastkraftwagen in das Aussiedlungslager in Eisenstein gebracht. Ich kam also aus dem Gefängnis nicht mehr in mein liebes Heimatdorf zurück, sondern sah dies zum letztenmal bei der Vorbeifahrt aus dem Aussiedlungs-Transportzug.

Während meiner Gefangenschaft wurden meine Ehefrau und meine älteste Tochter mit Bescheid des «Mistni Národní Výbor – Spravni komise»³ in Bistritz vom 22.7. 1946, G. Z. 5085/46 aufgefordert, sich am 26.7.1946 um 7 Uhr mit ihrem Gepäck auf der Sammelstelle einzufinden und sich einer persönlichen Untersuchung zu unterziehen. Der zusammengestellte Transport wurde in das Aussiedlungslager in Eisenstein, Orts-

¹ Die Frau des Vfs. war mit der Masse der Brüner Deutschen nach Österreich ausgetrieben worden; vgl. hierzu Bericht Nr. 97.

² abgedruckt unter Nr. 67.

³ «Ortsnationalausschuss – Verwaltungskommission».

teil Elisental, knapp an der bayerischen Grenze gebracht. Dort wurden die Leute in die ehemaligen Wald- und Glasarbeiterwohnungen, meistens kleine, zum Teil baufällige Häuschen, untergebracht. Es mussten mehrere Familien in einem Raume gemeinsam schlafen. Die Verfllegung bestand zum Grossteil aus Kartoffeln und Gemüse. Die Erwachsenen mussten im Lager arbeiten. Das Lager war mit Stacheldraht umzäunt und von bewaffneten Aufsehern bewacht.

Die inzwischen aus dem Klattauer Kreisgerichtsgefängnis und aus anderen Gefängnissen entlassenen Personen waren zu ihren Familienangehörigen im Aussiedlungslager gebracht worden. Meine Angehörigen mussten in diesem Elendslager auf mich bis Anfang November 1946, also 3½ Monate warten. Am Vortage der Abfahrt des Transportes wurden wir und unser Gepäck durchsucht, Geld und wertvollere Gegenstände wurden abgenommen.

Am 13. November 1946 wurde unser Transport zusammengestellt. Wir und einige andere Familien kamen mit unserem Gepäck in einen Viehwaggon. Der sehr lange Eisenbahnzug fuhr über Neuern–Janowitz nach Furth im Wald, wo wir zwecks Entlausung und Registrierung aussteigen mussten. Dort stieg meine Tochter Johanna zu, die bereits in Bayern war und die Durchfahrt des Transportzuges erfahren hatte. Dann ging die Fahrt weiter über Nürnberg, Fürth, Würzburg, Gemünden nach Aschaffenburg. Dort wurden wieder einige Waggons abgekoppelt. Wir kamen über Darmstadt nach Bensheim-Auerbach in ein Lager.

Die Eisenbahnfahrt war sehr unangenehm, das Sitzen auf den Kisten unbequem, keine Beleuchtung, Beheizung mit einem in der Ecke des Waggons stehenden eisernen Öfchen, das immer wieder umzufallen drohte. Bei Erschütterungen fielen Gepäckstücke vom Stapel herab, Geschirr zerbrach. Notdurft konnte nur durch Aussteigen aus dem stehenbleibenden Zug (ausserhalb der Stationen) mit Gefahr dessen Davonfahrens verrichtet werden. Für Familien mit Kleinkindern war diese Fahrt besonders beschwerlich. Die an der Bahnstrecke gelegenen Ruinenstädte und die zerbombten Bahnhöfe machten auf uns einen erschütternden Eindruck.

Wie das Einwaggonieren musste auch das Auswaggonieren des Aussiedlungsgutes von den Ausgesiedelten selbst besorgt werden. Da möglichst viel in die Kisten gestopft worden war, waren manche derselben schwer zu bewältigen.

Der Weg in die «Freiheit» war trotz der Freude, der Tyrannei entronnen zu sein, eine Enttäuschung, denn dem Schmerz über den Verlust der Heimat gesellten sich im zerbombten und hungernden Gastland neue Sorgen und grosse Not bei. Daheim wohnten die Familien und Sippen meistens im gleichen Orte oder in kleinem Umkreise, durch die Aussiedlung in einzelnen Transporten wurden sie auseinandergerissen und in alle deutschen Länder verteilt, was besonders alte Leute mit grosser Wehmut erfüllte.

b. Sondertransporte

Nr. 117

Bericht des Organisationssekretärs Roman Wirkner aus Tetschen.

Original, 1957, 5 Seiten, mschr.

Die «Gesamtstaatliche Aussiedler-Betreuungsaktion» der sudetendeutschen Sozialdemokraten: «Aktion Ullmann».

Die Bemühungen zur Wiederaufnahme der Verbindungen zwischen den Mitgliedern und Vertrauensleuten der 1938 aufgelösten DSAP (Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei i. d. CSR) haben nach dem Zusammenbruch des «Dritten Reiches» im Mai 1945 sofort begonnen. In den einzelnen ehemaligen Parteibezirken war dies eine relativ einfache Sache, da die Beziehungen zueinander während der ganzen Okkupationszeit eigentlich nicht unterbrochen waren. Es galt aber, eine gesamtstaatliche Verbindung und Zentralinstanz herzustellen, um eine allgemeine und einheitliche Weisungsmöglichkeit zu sichern, was in der Turbulenz der Ereignisse zu geschehen habe. In geradezu bewundernswert kurzer Zeit ist dies erreicht worden. Initiator dieser geschaffenen illegalen Organisation war das einstige Mitglied des DSAP-Partei Vorstandes (1932–1938) und Sekretär des ATUS = Arbeiter-Turn- und Sportverbandes (1921-1938), Alois Ullmann/Aussig († 6. Mai 1957), der nach seiner Haft im KZ Dachau (1939-1945) die deutschen Bezirke der Tschechoslowakei bereiste und eine Vertrauensmänner-Gemeinschaft schuf, die nicht nur als Betreuungskörperschaft für die sudetendeutschen Sozialdemokraten in Aktion trat. Als erste Verpflichtung wurde ihnen auferlegt, sich den tschechischen Behörden nicht zu Massnahmen gegen die anderen Volksgruppenangehörigen zur Verfügung zu stellen. Über die Übergriffe gegen die Sudetendeutschen wurden nicht nur die tschechoslowakischen Zentralbehörden, sondern auch das Ausland informiert, um so zu versuchen, für die Allgemeinheit erträglichere Zustände herbeizuführen.

So traf sich Alois Ullmann schon im Juli 1945 mit den Vertretern der Londoner «Times» und von «BBC» und schilderte ihnen die Situation, in der die Sudetendeutschen zu dieser Zeit lebten. Auch schrieb er einem tschechischen Staatsmann, der mit uns im KZ-Dachau interniert war, einen Brief mit detaillierten Angaben über die Verfolgungen in den Grenzgebieten. Daraus sei folgender Absatz zitiert: «Es entsteht eine solche Gefahr für das Volk Masaryks, dass die Folgen für die Zukunft nicht abzusehen sind. Denn wer ständig auch den primitivsten Eigentumsbegriff verletzt – primitives Eigentum ist Wohnungseinrichtung, Kleidung, also das, was der Mensch zu einem geordneten Leben braucht – wird schweren moralischen Schaden erleiden. Ebenso der, der die Gebote der Menschlichkeit mehr oder weniger übertritt. Das Schicksal bewahre das tschechische Volk vor den zwangsläufigen Folgeerscheinungen des vorstehend Ange-

fürten. Recht und Gesetz existieren im Grenzgebiet gegenwärtig überhaupt nicht. Nicht für die Sudetendeutschen als die Verfolgten, nicht für die Tschechen als Verfolger. Der eine tut was er will, der andere duldet was er muss. Ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkt, wer sich schuldig gemacht hat, soll bestraft werden. Die Strafe soll streng sein, aber nur der Richter hat Recht zu sprechen. In revolutionären Zeiten vertreten andere Organe den Richter, aber auch sie müssen das Gefühl haben, dass sie bei ihren Amtsausführungen Richter sind.»¹

Die Lage der sudetendeutschen Sozialdemokraten war in dieser Zeit äusserst schwierig. Im Sommer und Herbst 1945 waren in Mähren allein ungefähr 6'000 unserer Gesinnungsfreunde mit ihren Familien interniert, doch gelang es, den grössten Teil von ihnen durch eingeleitete Interventionen wieder zu befreien. Vom Oktober 1945 bis September 1946 wurden ausserdem mehr als 4'000 unserer Freunde aus den Internierungslagern im ganzen Staatsbereiche herausgeholt, um sie mit unseren Transporten auszusiedeln.

Schon Mitte September 1945 versammelten sich die Bezirksvertrauensleute der sudetendeutschen Sozialdemokraten zu einer nächtlichen Sitzung in der Wohnung Alois Ullmanns in Aussig, in welcher die Zentralaktionsleitung mit Alois Ullmann an der Spitze gewählt und beschlossen wurde, in Prag eine permanent wirkende Betreuungsstelle zu errichten, um auf die Entscheidungen der tschechoslowakischen Zentralinstanzen einwirken und die Voraussetzungen zu ehester Aussiedlung nach Westdeutschland vorbereiten zu können. Es ist unmöglich, die mannigfaltigen Probleme, die zu meistern waren, die zahllosen durchgeführten Interventionen statistisch zu rekonstruieren und die mit den ständigen Änderungen der Regierungsverordnungen verbundenen Interpellationen auch nur einigermaßen augenscheinlich zu machen. Als ständiger Vertreter des Bezirkes Tetschen bei der Zentraleitung in Prag kann ich nur zum Ausdruck bringen, dass es fast an ein Wunder grenzt, die Aktion im erreichten Masse zu beenden. Nur sieben Monate – von Anfang Mai bis Ende November 1946 – wurden Transporte in die US-Zone aufgenommen.

Die Genehmigung von «Sondertransporten sudetendeutscher Antifaschisten» ist in den Richtlinien des tschechoslowakischen Innenministeriums vom 26. November 1945 und vom 23. Feber 1946 sowie durch den Regierungsbeschluss vom 15. Feber 1946 dokumentiert². Es ist offensichtlich, dass die Richtlinien vom 26. November 1945 als ein Privileg für die deutschen Kommunisten gedacht waren. Nach monatelangen Vorverhandlungen der im Herbst 1945 in Prag installierten Zentralbetreuungsaktion der ehemaligen sudetendeutschen Sozialdemokraten (der sogenannten «Aktion Ullmann») und über Betreiben der um Mithilfe gebetenen Leitung der tschechischen sozialdemokratischen Partei konnten die endgültigen Richtlinien vom 23. Feber 1946 erwirkt wer-

¹ Die deutsche Fassung dieses Briefes befindet sich im Nachlass Alois Ullmanns im Privatarchiv des Berichterstatters.

² s. Einleitende Darstellung, Anlagen 35; 36 und 37.

den, die auch die deutschen Sozialdemokraten einbezogen und ihre Aussiedlung nach Westdeutschland billigten¹.

Bereits im Herbst 1945 hatte Alois Ullmann in München und Berlin bei den dortigen Zivil- und Besatzungsbehörden interveniert, um die Aufnahme sudetendeutscher Sozialdemokraten in die US-Zone Deutschlands zu erreichen². Anfang Januar 1946 gingen zehn Aktionsmitarbeiter illegal über die Grenze nach Bayern, errichteten in München eine Betreuungsstelle, die dann die weiteren Aufnahmevorbereitungen führte, mit den deutschen und amerikanischen Behörden einen Verteilungsplan vereinbarte und ausserdem in Stuttgart und Wiesbaden weitere Beauftragte für Baden-Württemberg und Hessen einsetzte.

Im März 1946 reiste Ullmann mit einem tschechischen Ministerialvertreter zur US-Militärregierung nach München, wo erwirkt wurde, einen weiteren Vortrupp von 200 Vertrauensleuten in legalem Transport zu entsenden, dem dann im ganzen Aufnahmebereiche der US-Zone Deutschlands die Transportlenkung oblag.

Zwischen der tschechoslowakischen Regierung und der US-Militärregierung war ursprünglich vereinbart worden, dass Transporte mit 40'000 «Antifaschisten»-Familien ab 1. April 1946 in die US-Zone aufgenommen werden, doch erst Anfang Mai 1946

¹ Bevor der Regierungsbeschluss vom 15. Februar und die Richtlinien vom 23. Februar 1946 erlassen wurden, hatte eine interministerielle Kommission die Durchführung der Transportaktion beraten. Über eine Unterredung zwischen Vertretern des Verteidigungsministeriums und der politischen Parteien besitzt Vf. ein Gedächtnisprotokoll eines Teilnehmers. Es hat folgenden Wortlaut:

«Am 6. Feber 1946 fand eine Unterredung zwischen den Vertretern des Nationalverteidigungsministeriums (MNO) und den Vertretern der politischen Parteien im Gebäude des Nationalverteidigungsministeriums statt. Zunächst wurde grundsätzlich der Transfer von Antifaschisten besprochen. Nach Erledigung der grundsätzlichen Frage wurden eingehend Fragen der Organisation zur Beratung gestellt. Es konnte eine Einigung dahingehend erzielt werden, dass unser sogenannter Vortrupp in der Zeit vom 25. Februar bis 9. März abgefertigt werden kann. Da es sich um Familien aus verschiedenen Gegenden der Republik handelt, bereitet die Organisation gewisse Schwierigkeiten. Vorläufig einigte man sich dahingehend, dass die ersten Transporte des Vortrupps über Pilsen gehen sollen. Pilsen ist also Sammelpunkt aller Vortrupptransporte. Der Vortrupp wird über Furth im Wald gehen. Das Nationalverteidigungsministerium übernimmt die Verpflichtung, die entsprechenden Zugsgarnituren beim Verkehrsministerium anzufordern.

Hinsichtlich der allgemeinen Transporte wurde vereinbart, dass das MNO 5 Zugsgarnituren zur Verfügung stellt. Die Erledigung der Formalitäten beim Verkehrsministerium übernimmt das MNO. Die allgemeinen Transporte sollen gegen Ende des Monats März beginnen. Bis zur Zeit vom 15. Mai stehen den sozialdemokratischen Antifaschisten alle 5 Zugsgarnituren zur Verfügung. Ab 15. Mai wird eine Zugsgarnitur den christlich-sozialen Antifaschisten zur Verfügung gestellt. Die Organisation der Transporte obliegt den Vertretern der politischen Partei und dem MNO. Die Vertreter der politischen Partei verschaffen sich die Genehmigung einer im Deutschen Reich vorgesezten Behörde, gleichgültig ob es sich um das Militärgouvernement und Militärregierung oder eine andere amerikanische Behörde handelt.

Die Durchgangsstelle der allgemeinen Transporte ist Schirmding-Marktredwitz. Die Antifaschisten verpflichten sich, diese Übergangsstelle selbst in Ordnung zu bringen.»

² Über die Bemühungen sudetendeutscher Sozialdemokraten um ihre Aufnahme in Thüringen und Mitteldeutschland s. auch den folgenden Bericht Nr. 118.

konnte der erste Transport abgehen, weil die tschechoslowakischen Lokalbehörden überall im Sudetenlande Schwierigkeiten bereiteten.

So konnten nur rund 82'600 von rund 130'000 in die Aktion einbezogenen Personen ausgesiedelt werden.

Die Durchführung der «Auswanderung» (Vystěhování), wie es in den vorgenannten Beschlüssen und Richtlinien hiess, oblag offiziell dem Zentralsekretariat der tschechoslowakischen sozialdemokratischen Partei in Prag und deren Bezirkssekretariaten – in der Praxis jedoch allein der Zentraleitung der sudetendeutschen Sozialdemokraten und ihrer über hundert Bezirks- und Kreisbetreuungsstellen, die tatsächlich unter dem Schutze der tschechischen Parteinstanzen tätig waren.

In Wiesau und Furth (als Transportübergangsstellen) wurden Sonderbeauftragte eingesetzt, die die einlaufenden Transporte in die Aufnahmegebiete von Bayern, Baden-Württemberg und Hessen weiterleiteten. Ein tschechoslowakischer Verbindungsoffizier war bei der US-Militärregierung akkreditiert.

Die Genehmigung dieser Sondertransporte kann keineswegs¹ als eine besondere Sozialmassnahme der tschechischen Regierung gewertet werden. In der damaligen Zeit war die tschechoslowakische Wirtschaft vorwiegend auf Lieferungen aus der westlichen Welt (UNRRA) angewiesen und auch die politischen Verhältnisse in der CSR noch keineswegs eindeutig zu Gunsten Russlands klar. Darum haben die tschechischen Regierungsstellen mit der Genehmigung dieser Aussiedlungsaktionen dem Ausland eine Geste gemacht. Der Auszug der sudetendeutschen Sozialdemokraten aus ihrer Heimat war zwangsläufig, denn es gab auch für sie kein Verbleiben mehr, wie es die Vertrauensleute der «Aktion Ullmann» voraussahen und wie es später durch die kommunistische Macht ergreifung 1948 offensichtlich wurde.

Insgesamt wurden in Zugs-, Autokonvoi- und allgemeinen Transporten durch die Betreuungsaktion Ullmann rund 82'600 Personen ausgesiedelt¹.

Im Zusammenhang mit den Möbeltransporten sei erwähnt, dass die zwingende Bestimmung, jeder Familie gebühre nur ein Viertel Raum eines Transportwaggon, grösste Einschränkung in der Mitnahme von Mobiliar auferlegte. Die Transportteilnehmer mussten den überwiegenden Teil ihrer Fahrnisse zurücklassen. Dazu kam noch, dass das Möbeleigentum der Ausgesiedelten meist aus alten und abgenutzten Gegenständen bestand, durch die unsachgemässen Verladegegebenheiten grösstenteils auch noch Schaden entstanden, so dass in der Folgezeit im Aufnahmeland Neuanschaffungen notwen-

¹ Von diesen 82'600 Personen wurden ausgesiedelt:

mit Möbeln	rund	44 500 Personen
ohne Möbel	rund	38 100 Personen
eingewiesen in die einzelnen Länder:		
Bayern	rund	63 100 Personen
Baden-Württemberg	rund	3'000 Personen
Hessen	rund	16'000 Personen

(Anm. des VfS.)

dig wurden. In vielen Fällen wurden auch Möbel von den Tschechen beschlagnahmt, obwohl die Inhaber bereits Ausfuhrgenehmigungen besaßen.

In der Endphase der Aussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakischen Republik hatte sich die soziale und ökonomische Situation auch für die aussiedlungsbereiten deutschen Sozialdemokraten zu einem kritischen Stadium entwickelt. Bei den Betroffenen handelte es sich vorwiegend um die mit der Aussiedlungsaktion betrauten Orts-, Bezirks- und Kreisvertrauensleute mit ihren Familienangehörigen, die sich verpflichtet hatten, erst mit den letzten Transporten auszureisen. Da ihre Tätigkeit ehrenamtlich erfolgte, hatten sie ihre Ersparnisse verbraucht. Aber auch ganzen Bezirken, in denen die administrativen Vorbereitungen (Teilnehmerlisten) von den lokalen Behörden erst unter größten Schwierigkeiten zu erreichen waren, konnten keine genügenden Transportmittel zugeteilt werden, da dieselben angeblich im Ernteeinsatz zu stark beansprucht wurden. Darum sind leider auch noch Zehntausende sudetendeutscher Sozialdemokraten im Sudetenland zurückgeblieben, als im Herbst 1946 die Vereinbarungen zwischen der tschechoslowakischen Regierung und der amerikanischen Militärregierung abgelaufen waren.

Nr. 118

Bericht des Organisationssekretärs Roman Wirkner aus Tetschen.

Original, 1957, 8 Seiten, mschr.

Die Entstehung der Antifa-Kommission für den politischen Bezirk Tetschen; ihre Bemühungen um die Ausreise der Antifaschisten nach Deutschland; Abfertigung einiger Transporte im Oktober/November 1945 in die sowjetische Besatzungszone; Wiederaufnahme der Aktion im Sommer 1946; Unterbringung von 3'000 Antifaschisten im «autonomen» Lager Jonsbach, ihr Abtransport nach dreimonatiger Wartezeit in die amerikanische Besatzungszone.

Nach der am 24. Mai 1945 erfolgten Rückkehr in meine Heimatstadt Tetschen aus politischer Haft in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau (1939–1945) unternahm ich in der Zeit vom 28. Mai bis 4. Juni 1945 eine Informationsreise in die benachbarten nordböhmischen Bezirke. In Reichenberg wurde es mir durch Vermittlung ehemaliger KZ-Kameraden ermöglicht, aus der Emigration in der UdSSR zurückgekehrte KP-Funktionäre zu interviewen. Aus ihren Darlegungen, es werde für Deutsche in der «befreiten Tschechoslowakei» künftig keine politische Betätigung mehr geben – auch nicht in deutschen Arbeiterparteien –, musste der Schluss gezogen werden, dass auch für deutsche Sozialdemokraten ein Verbleiben in der Heimat unmöglich sei. Es war damals auch bekanntgeworden, dass die tschechischen Behörden in den direkt an

Deutschland grenzenden Bezirken die Totalevakuierung der eingewohnten deutschen Bevölkerung beabsichtigten.

Ein Kreis jüngerer Sozialdemokraten im Tetschener Bezirk fasste deshalb am 6. Juni 1945 den Beschluss, als Präventivmassnahme eine geschlossene Ansiedlung in Deutschland vorzubereiten. Schon anderntags gingen Beauftragte illegal über die Grenze, um in Sachsen mit Parteifreunden und Behörden über die Aufnahme zu verhandeln.

Am 18. Juni 1945 rückten tschechische Partisanen in die Stadt ein und unterbanden jegliche deutsche Mitarbeit, die sich, wie überall im Stadium des Umbruchs, in den Gemeindeverwaltungen entfaltet hatte. Zu der am 22. und 23. Juni 1945 einsetzenden Massenvertreibung in Tetschen wurden alle deutschen Bewohner ohne Unterschied der politischen Gesinnung aufgerufen. Es gelang bei den vollziehenden Militär- und Zivilverwaltungskommissionen, die Zurückstellung von namhaft gemachten Gesinnungsfreunden und Fachkräften – aber auch von bekannten bürgerlichen und christlichen Demokraten – zu erwirken.

Am Tage der tschechischen Austreibungsaktion (22. 6.1945) führte ich gemeinsam mit dem Vertrauensmann Franz Rotter Verhandlungen mit dem Vorsitzenden der Okresní Správní Komise (OSK-Bezirksverwaltungskommission), dem tschechoslowakischen Militärbefehlshaber und dem Kommandanten der SNB (Stráž Národní Bezpečnosti – Wache der nationalen Sicherheit), um Voraussetzungen zum Schutze der sogenannten Antifaschisten¹ im Sinne des Erlasses des Ministeriums des Innern der Tschechoslowakischen Republik vom 16. Mai 1945² zu sichern. Auch hierbei musste erkannt werden, dass dieser Schutz vor Einbeziehung in die Massnahmen gegen die Deutschen immer unzureichend sein würde, zumal die Prager Regierungsautorität in den Bezirken noch nicht gefestigt war und die tschechischen Bezirksbehörden willkürlich entscheiden konnten.

Das Ergebnis vorerwähnter Interpellation war, dass am 25. Juni 1945 von der OSK in Tetschen die «Vorbereitende Antifaschistische Kommission für den politischen Bezirk Tetschen» ernannt wurde. Als Vorsitzende wurden Roman Wirkner und der ehemalige Arbeitsamtsleiter Franz Fister bestellt. Die Antifa-Kommission wurde beauftragt, alle im Bezirk Tetschen vorhandenen Antifaschisten (Sozialdemokraten, Kommunisten und bürgerliche Demokraten) zu registrieren. Diese Meldungen sollten als Vorschlagsmaterial für die Erteilung der antifaschistischen Legitimationen der OSK vorgelegt werden.

Die Arbeiten der Antifa-Kommission wurden aber durch ständige Gegenmassnahmen verschiedener Instanzen gestört: Auflösung der örtlichen Kommissionen, Verhaftung der eingesetzten Ortsvertrauensleute, Evakuierung von Antifaschisten und mehr-

¹ Aus historischen Gründen muss eindeutig herausgestellt werden, dass die Wortfügung «Antifaschist» im Gebrauch der «Antifa-Kommission» im Wesentlichen ein Oktroy der tschechoslowakischen Behörden war und – was ganz besonders zu beachten ist – in keine politische Beziehung mit dem gleichen Gebrauchswort in der heutigen Sowjetzone zu bringen ist, wo es von Antifablocks und dgl. nur so massenfiziert. (Anm. des VfS.)

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 98, Anm. 1.

malige, oft widersprechende Veränderungen der Weisungen der Behörden. Dies erfolgte stets dann, wenn die Kommission ihre Arbeiten in das Stadium der Vorlage an die OSK beendet hatte und die Legitimationen zur Ausgabe hätten kommen können.

Am 11. August 1945 wurde der Antifa-Kommission von der OSK mitgeteilt, dass in einer – einige Tage vorher stattgefundenen – Sitzung der OSK beschlossen wurde, beim Sicherheitsreferat der OSK eine Kommission zur Ausgabe der Antifa-Legitimationen einzurichten, zu deren Sachbearbeiter lediglich zwei deutsche Kommunisten bestimmt wurden. Wenige Tage danach begann diese einseitige Institution mit der Ausgabe der Legitimationen.

Die kommunistischen Sachbearbeiter haben aus den von den Ortsvertrauensleuten und der «Vorbereitenden Antifa-Kommission» vorgelegten Antifaschisten – Verzeichnissen in eigener Machtvollkommenheit Personen gestrichen und andere eingesetzt. Die am 25. Juni 1945 ernannte Kommission hatte überhaupt keine Möglichkeit, auf die Ausweiserteilung Einfluss zu nehmen, auch wurden ihre Einsprüche nicht beachtet.

Unter vollkommen falschen Voraussetzungen hatten diese Kommunisten erklärt, dass sich im Bezirke Tetschen nur 400 kommunistische und 350 sozialdemokratische Ausweisablechtige befänden¹. Die OSK bzw. ihr Sicherheitsreferat machten sich diese unzutreffenden Grundzahlen zu eigen, trotzdem die sozialdemokratischen Vertreter dagegen Einspruch erhoben. Bei der Erteilung der Antifa-Legitimationen durch das Sicherheitsreferat der OSK lag die Tendenz vor, alle von den Kommunisten vorgeschlagenen Personen zu berücksichtigen, dagegen den in Frage kommenden Personenkreis der Sozialdemokraten zu benachteiligen². Die gleiche Tendenz wurde auch bei der Ausiedlungsaktion festgestellt: der kommunistischen Aktion wurde jedwede Unterstützung gewährt; nachdem die Kommunisten ausgesiedelt waren, wurde gegen die verbliebenen Sozialdemokraten schärfstens vorgegangen.

¹ Nach einer vom Vf. als Anlage zu seinem Bericht eingesandten Aufstellung, die sich auf gerettete Unterlagen der Vorbereitenden Antifa-Kommission stützt, hatte die kommunistische Partei im Jahre 1938 im politischen Bezirk Tetschen 400, die Deutsche Sozialdemokratische Partei 12'300 eingetragene Mitglieder. Infolge der vom NS-Regime eingeleiteten Verfolgungsmassnahmen fanden 33 Sozialdemokraten und 8 Kommunisten den Tod; 523 Sozialdemokraten und 92 Kommunisten wurden in Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen in Haft gehalten; 793 Sozialdemokraten und 36 Kommunisten waren aus politischen Gründen gemassregelt worden.

² Die vom Vf. auf Grund der Akten der «Vorbereitenden Antifa-Kommission» in Tetschen aufgestellte Übersicht über die gewährten, abgelehnten bzw. wieder entzogenen Antifa-Legitimationen ergibt nach der Parteizugehörigkeit der betroffenen Personen folgendes Zahlenbild:

<u>Statistische Daten:</u>	Soz.:	Komm.:	Bürgerl.:
Zahl der von der OSK erteilten Antifa-Legitimationen	833	256	46
.....	–	144	65
Zahl der von der OSK ohne Wissen der Antifa-Kommission erteilten Antifa-Legitimationen . . .	500	56	26
Zahl der weiterbeantragten, von der OSK aber abgelehnten Antifa-Legitimationen	184	5	3
.....			

Wohnungs- und Besitzbeschlagnahme, Einweisung in die Lager und Eingliederung in allgemeine Transporte trotz Vorhandenseins der Antifa-Legitimationen waren üblich. Die Antifa-Agenda der OSK wurde am 10. Januar 1946 vom kommunistischen Sicherheitsreferenten niedergelegt mit dem Bemerken, dass nach Aussiedlung der deutschen Kommunisten aus dem Tetschener Bezirk die KSC (die kommunistische Partei) kein Interesse an der weiteren Behandlung mehr habe.

Die sozialdemokratischen Antifaschisten sind mehrmaligen Überprüfungen durch die tschechoslowakischen Behörden unterworfen worden:

1. Bei der Feststellung ihres antifaschistischen Charakters im Juni-Juli-August 1945 wurden durch die «Vorbereitende Antifa – Kommission» die Fragebögen gemäß der Auflage durch die OSK den MNV (Ortsnationalausschüssen) zur Vidimierung (Vorprüfung) vorgelegt.

2. Durch die von der Sicherheitsabteilung der OSK im August 1945 angeordnete, schriftlich und durch Rundfunk dem MNV aller Bezirksorte aufgetragene neuerliche Überprüfung wurden die Namenslisten der Antifaschisten in jedem Ort zur öffentlichen Einsicht aufgelegt und der tschechischen Bevölkerung das Einspruchsrecht gegeben.

3. Bei der bezirklichen Einleitung der sozialdemokratischen Aussiedlungsaktion ab August 1945 wurden die Namenslisten folgenden Behörden zur Genehmigung vorgelegt:

- a) dem MNV (Místní Národní Výbor – Ortsnationalausschuss)
- b) der RNB (Reditelství Národní Bezpečnosti – Direktion für nationale Sicherheit)
- c) der RS (Repatriační Středisko – Repatriierungszentrale)
- d) dem UOP (Úrad Ochrany Práce – Amt zum Schutz der Arbeit)
- e) der OSK (Okresní Správní Komise – Bezirksverwaltungscommission).

4. Anlässlich der Einleitung der gesamtstaatlichen sozialdemokratischen Aussiedlungsaktion ab Februar 1946¹ wurden neuerliche Namenslisten bei den MNV eingebracht und auch der SNB vorgelegt und durch diese Ämter alle beanstandeten Personen aus den Listen gestrichen und aus der Sonderaussiedlung ausgeschieden. Danach wurden die Namensverzeichnisse im Sinne der Regierungsverordnung dem zuständigen Sekretariat der tschechoslowakischen Sozialdemokratie vorgelegt und der OSK zur letzten Überprüfung eingereicht. Sämtliche Anträge wurden dann dem Ministerium des Innern zur endgültigen Überprüfung und Genehmigung zur Einbeziehung in die Sondertransporte unterbreitet.

Die bereits geschilderte, besonders prekäre Lage im Grenzbezirk Tetschen zwang die sozialdemokratischen Vertrauensleute schon bei den Verhandlungen mit den Behörden am 22. und 25. Juni 1945, mit diesen Vereinbarungen für einen Sonderauszug der sozialdemokratischen Deutschen des Bezirkes zu führen. Die Vertreter der tschechischen Ämter hatten sich auf den Standpunkt gestellt, dass alle Deutschen – ohne Unterschied – das Land verlassen müssen. Die in dieser Situation nach Deutschland (Sachsen)

¹ vgl. Bericht Nr. 117.

entsandten Beauftragten hatten von den Gesinnungsfreunden und auch Behörden in der Sowjetzone die Zusicherung der Unterstützung im Falle des Anlaufens sozialdemokratischer Aussiedlertransporte erhalten. Inzwischen war in Konferenzen der Sozialdemokraten der Gerichtsbezirke Bensen, Böhmisches Kamnitz und Tetschen das Einverständnis und die Bereitschaft der Gesinnungsfreunde zu dieser Aktion eingeholt worden. In der Zeit vom 5. bis 14. September 1945 unternahm die Beauftragten Roman Wirkner, Franz Rotter und Franz Prokop eine Reise nach Sachsen und Thüringen. Sie trafen mit der Landesregierung von Thüringen und der sozialdemokratischen Partei Vereinbarungen über die Aufnahme von 100'000 Antifaschisten (Sozialdemokraten), denen das Landesamt für Kommunalwesen in Weimar als Ansiedlungsbehörde am 11. September 1945 zustimmte¹.

Auf Grund derselben wurde von der OSK in Tetschen genehmigt, dass Transporte ohne Möbel, jedoch mit sogenanntem Handgepäck (Kleidung, Wäsche und Hausrat) durchgeführt werden können. Die OSK schied die Sozialdemokraten damals schon in die Gruppe I (mit Möbel) und Gruppe II (mit Handgepäck)². Im Zuge dieser Vereinbarungen konnten vier Transporte (am 16. und 28. Oktober sowie am 2. und 6. November 1945) sowie einige kleinere Transporte und Einzelausreisen nach Thüringen abgefertigt werden, in denen rund 6'000 Personen umgesiedelt und in Thüringen aufgenommen wurden.

Bei der Absicht, in Thüringen eine neue Heimat zu finden, war der Gedanke massgebend, dass dieses Land in Vielfalt landschaftlich der Sudetenheimat gleicht und die Möglichkeiten der gleichartigen beruflichen Tätigkeit auf industriellem und gewerblichem Gebiete zu bieten vermochte. Das Abkommen mit dem Lande Thüringen ist im Wesentlichen dem am 3. Juni 1945 von der US-Militärregierung als Minister eingesetzten Vorsitzenden der SPD-Thüringen und nachmaligen Hessischen Staatssekretär und Bundestagsabgeordneten Dr. Hermann Brill zu danken, der schon in früheren Jahren freundschaftliche Beziehungen zu den sudetendeutschen Sozialdemokraten hatte. Die organisatorischen Vorbedingungen für die Umsiedlerbetreuung schuf der damalige Landespartei sekretär der SPD-Thüringen, Adolf Bremer.

Dem Umsiedlungsplan der Sozialdemokraten des Tetschener Bezirkes in Thüringen hatten sich auch die Gesinnungsfreunde der Bezirke Reichenberg und Dux angeschlossen. Zum Zwecke der Betreuungsaktionen wurde in Dresden eine Abwicklungsstelle, in Weimar ein Betreuungssekretariat und in allen Aufnahmegemeinden Thüringens Ortsvertrauensleute eingesetzt

Inzwischen waren die Transporte der von der russischen Militäradministration der Sowjetzone und der Bezirksverwaltungskommission in Tetschen geförderten kommunistischen Aktion nach Mitteldeutschland geschleust worden. Alle Bemühungen, die so-

¹ s. Einleitende Darstellung, Anlage 34.

² Es handelt sich hier eindeutig um eine eigenmächtige Massnahme der Bezirksverwaltungskommission, die durch den späteren Regierungsbeschluss vom 15. Februar 1946 über die Aussiedlung der Antifaschisten (s. Einleitende Darstellung, Anlage 37) nicht gerechtfertigt wurde.

zialdemokratischen Transporte im Rahmen der Aufnahmevereinbarung für 100'000 Personen starten zu lassen, wurden durch kommunistische Einflüsse in der Sowjetzone vereitelt, denen die OSK williges Ohr schenkte und die sozialdemokratische Ausreise sperrte. Obwohl nach verschiedenen Verhandlungen des Zentralbeauftragten Roman Wirkner bei der Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler in Berlin der Oberbefehlshaber der sowjetischen Militäradministration in Berlin noch im Januar 1946 die Aufnahme gestattete¹, wurde kein sozialdemokratischer Transport in Mitteldeutschland mehr aufgenommen.

Die Tendenzen zur Zwangsvereinigung der SPD und KPD in Mitteldeutschland hatten eine starke Aktivität der in die Sowjetzone ausgesiedelten Kommunisten aus dem Sudetenland zur Folge, die all ihr Bemühen darauf konzentrierten, weiteren sozialdemokratischen Transporten die Einschleusung unmöglich zu machen. Als am 6. und 7. April 1946 die von der SMA angeordnete Zwangsvereinigung der beiden Parteien Thüringens (KPD-SPD/SED) in Gotha erfolgte, wurde die bisher sozialdemokratisch geleitete und für die Ansiedlung und Einhaltung des Zuzugs von 100'000 Sozialdemokraten zuständige Dienststelle mit einem kommunistischen Sudetendeutschen besetzt, der die getroffenen Vereinbarungen und Zusicherungen sofort annullierte.

Im Grenzbezirk Tetschen-Bodenbach waren die «Entgermanisierungs»-Methoden der tschechisch – stalinistischen Machthaber besonders drastisch. Trotz internationaler Vereinbarungen über «humanen Transfer» und Entscheidungen Prager Regierungsstellen über Transporte nach Westdeutschland waren die nächtlichen Jagden auf die «Nemci» und ihr Abtrieb über die Sowjetzonen-Grenze der beliebteste Sport der Kommissare, Partisanen und «Zlatokopci»². Das Leben und die Freiheit waren in den Städten und Dörfern des Elbtales bedroht, und gefährdet war auch das Streben, in geordneten Transporten in das Asylland übergesiedelt zu werden. Die Vertrauensleute der sozialdemokratischen Umsiedler – Betreuungs – Aktion waren oft nicht in der Lage, der Willkürakte Herr zu werden, da sich in den voneinander entfernt gelegenen Orten die Terrormassnahmen ständig verschärften, häuften und zum System wurden, um die Solidaritätsaktion der sudetendeutschen Arbeiterschaft zu verhindern. Im Frühsommer 1946 war ein kritisches Stadium eingetreten. «Die Trabanten von Jaksch und Schumacher», wie sich ein Kommunist ausdrückte, sollten schnellstens liquidiert werden. In Transportzügen eingereihte deutsche Arbeiter und Sozialisten, denen in der Westzone schon das Aufnahmegebiet sichergestellt war, wurden anderweitig verschoben, ihre Fahrnisse beschlagnahmt, obwohl zollbehördliche Ausfuhrgenehmigungen vorlagen. Familien wurden auseinandergerissen. Die geringe Waggonzuteilung verhinderte eine raschere Folge der Abfertigung von Transporten, um die Menschen in Sicherheit bringen zu können. Bangen und Unzufriedenheit steigerten sich. Unkenntnis der Hintergründe und Schwierigkeiten erzeugten Panikstimmung. «In Notzeiten erst, da zeigt sich der Charakter», diese geflügelten Worte sind folgerichtig nicht immer der Gradmesser für menschliche

¹ s. Einleitende Darstellung, Anlage 34.

² «Zlatokopci = Goldgräber», vom Volkswitz geprägte Bezeichnung für die ins Grenzgebiet hereinströmenden Tschechen, die sich nur zu bereichern trachteten.

Tugenden und Schwächen. Es waren zu turbulente Zeiten, als dass über Recht und Unrecht, Unverständnis oder Böswilligkeit diskutiert werden konnte.

Doch es musste gehandelt werden. Die Wohnungsfreiheit in den Orten war nicht mehr gewährleistet, die rettenden Transportzüge aber erst in länger hinausliegenden Terminen zugesagt. Angst vor nächtlicher Verschleppung und vor der Einweisung in die Regierungslager schwebte wie ein Damoklesschwert über den Häuptionern der Betroffenen und Rechtlos gewordenen. Mit Vernunft konnte nicht mehr gerechnet werden, es musste gegen den Strom geschwommen sein. Schon einmal verwarfen Kurzsichtige den Plan zur Errichtung eines autonomen Sonderlagers. Nun blieb kein anderer Ausweg. Ich schrieb einem massgebenden tschechischen Politiker und bat um Unterstützung, ein Sonderlager für unsere Freunde einrichten zu dürfen, umso besseren Schutz bieten und die Transportmittel früher erlangen zu können¹. Nach Verhandlungen mit den Regierungsstellen in Bezirk und Land wurde das ehemalige Nazi-Konzentrationslager Jonsbach zum freien Zufluchtsort der sozialistischen Arbeiter des Industriebezirkes Tetschen-Bodenbach². Tausende folgten Anfang August den Appellen ihrer Vertrauensleute. Eine deutsche Kolonie, eine sudetendeutsche «Autonomie» wurde errichtet und behauptete sich gleichsam als exterritoriales Gebiet auf dem engen Raum einer Fabrik

¹ Der Brief, dessen Durchschlag sich noch im Besitz des Vfs. befindet, hatte folgenden Wortlaut (in der deutschen Fassung):

«Als Mitarbeiter der Auswanderungsaktion Ullmann für den Bezirk Tetschen bitte ich Dich in nachstehender Angelegenheit um Deine dringendste Hilfe. Unsere gemeinsam im Konzentrationslager Dachau verbrachten Jahre berechtigen mich zu der Hoffnung, dass Du uns Deine Hilfe nicht versagen wirst.

Für die in der Auswanderungsaktion Ullmann im Tetschener Bezirk gemeldeten Teilnehmer hat das Ministerium des Innern auf Grund vorhergegangener mehrfacher Überprüfung die freiwillige Auswanderung in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands genehmigt. Das Innenministerium hat auch für den Monat August die entsprechenden Transportmittel zugesichert. Obwohl nach meiner Information das Innenministerium verfügt hat, dass diese Personen nicht in die allgemeinen Aussiedlungstransporte einzureihen sind, werden täglich unsere Genossen massenhaft in die Lager überführt.

Sämtliche Transporte unserer Genossen sind bereits eingeteilt, die Listen erliegen bei unserer Zentrale in Prag, bzw. sind im Sinne der Weisungen des Innenministeriums über Grosstransporte fertiggestellt. Durch die ständigen Zwangsevakuierungen entstehen nicht nur uns, sondern auch den hiesigen Behörden Mehrarbeiten, die zu vermeiden wären, wenn von den örtlichen Nationalausschüssen unsere Genossen bis zum Transportabgang in den Orten gelassen würden.

Ich bitte Dich dringendst, Deine Hilfe dahingehend zu gewähren, dass der Bezirksnationalausschuss in Tetschen die Weisung erhält, die Teilnehmer unserer Transporte in den Orten zu belassen oder für dieselben ein Sonderlager beizustellen, das unter unsere disziplinäre Verwaltung gestellt werden kann, bis alle Teilnehmer in unseren Transporten ausgesiedelt werden.

Gleichzeitig bitte ich Weisungen zu erteilen, dass den Transportteilnehmern die ihnen vom Innenministerium zugesicherten Fahrnisse belassen werden.

Für Deine Bemühungen spreche ich Dir den Dank meiner Genossen aus.

Tetschen, am 22. Juli 1946.

Roman Wirkner»

² Eine von der Gerichtskanzlei des Bezirksgerichts in Tetschen beglaubigte Abschrift des Übereinkommens der Antifa-Kommission mit dem Bezirksnationalausschuss und der zuständigen Dienststelle der SNB vom 4. August 1946 über die Errichtung eines autonomen Lagers für die Antifaschisten befindet sich im Privatarchiv des Vfs.

und Barackenstadt in der Brandung des tschechischen Chauvinismus. «Einfamilienhäuser» und «Gemeinschaftswohnungen» (Einzel- und Gross-Baracken) sowie Fabriksäle wurden mit ca. 3'000 Personen belegt. Unter der Leitung von Franz Klan (Böhmisch Kamnitz) traten alle notwendigen kommunalen Institutionen – Magistrat, Arbeitsamt, Krankenhaus usw. – in Wirksamkeit. Die Finanzwirtschaft war auf eigenes Lagergeld fundiert. Löhne aus dem Arbeitsverhältnis der Lagerinsassen flossen in die Lagerkasse; daraus wurden dem Lagerpersonal und den Aussenarbeitern Taschengeld und Verpflegung gewährt und die sonstigen Gemeinschaftskosten gedeckt. Der Lagerkonsumverein und die Lagergemeinschaftsküche besorgten die Ernährungswirtschaft; Tischlerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Wäscherei, Friseursalon usw. wurden in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Den Jugendlichen und Kindern standen mit grösster Sorgfalt die Helfer der einstigen Kinderfreunde-Organisationen und «Roten Falken» wieder zu Gebote. Ein grosser Kinderspielplatz mit Schaukeln und Sandbergen wurde extra angelegt – das Kinderland der Antifa-Republik! Auf der Tenne des Hauptgebäudes wurde der Festsaal eingerichtet; dort huldigte die Jugend bei den Klängen der Lagerkapelle dem Tanz, oder es fanden Gemeinschaftsabende mit sozialistischem Kulturprogramm statt, das von der Jugendspielschar, dem politischen Kabarett «Die neue Zeit», unter der Regie von Ernst Hostak, bestritten wurde.

Das Bestehen dieser «autonomen sudetendeutschen Republik», die ihr Eigenleben im entrissenen Heimatland ohne tschechische Einflüsse führte, blieb nicht unbekannt. Eines Tages fuhr eine ministerielle Kontrollkommission vor das Lager. Der Pförtner liess aber die Herren erst nach Einholung der Genehmigung durch die eigene deutsche Lagerleitung ein. Bücherkontrolle, Besichtigung und grosses Staunen folgten. «Eine solche gute Verwaltung, Organisation, Ordnung und Disziplin» hätten sie noch in keinem der anderen (tschechisch geleiteten) Lager gefunden, da besonders und selbstverständlich die Kassagebarung bis auf den letzten Heller stimmte. Und dann fuhren die Herren Kontrolleure wieder ab, ja, sie verabschiedeten sich sehr freundlich und wünschten sogar recht viel Glück für die Zukunft und in der neuen Heimat. Es war aber auch ein einzig dastehender Beweis der sozialistischen Solidarität, Aktivität, Disziplin und Einigkeit! Und so entfaltete sich – wirklich ohne Störungen von aussen – durch viele Monate die geordnete Regsamkeit eines von sozialistischer Initiative getragenen Gemeinwesens, bis mit dem letzten Transport der Betreuungsfunktionäre der Auszug der sudetendeutschen sozialistischen Arbeiter aus ihrer Elbeheimat am 29. Oktober 1946 vollzogen war.

Durch die «Aktion Ullmann» wurden aus dem Bezirk Tetschen 5'446 Personen in 11 Transporten nach Westdeutschland geschleust¹.

¹ Reihenfolge der Transporte:

Datum:	1946	Personenzahl:	
16. Mai		48	(Vortrupp)
20. Mai		418	
3. Juni		367	mit Möbeln – ¼ Waggon pro Familie
10. Juni		372	
23. Juli		396	

Bericht des Modelltischlers Franz Kreibich aus Kamnitz-Neudörfel, Kreis Tetschen.
Original, 28. Januar 1956, 5 Seiten, mschr.

**Konstituierung der Antifa-Kommissionen im Kreis Tetschen;
das Verhalten der Antifaschisten in Kamnitz-Neudörfel;
ihr Abtransport nach West- und Mitteldeutschland.**

Kurz darauf, als feststand, dass alle Deutschen in der CSR ausgesiedelt werden, haben sich in vielen Gemeinden antifaschistische Kommissionen gebildet, die bei den Bezirksbehörden, gewählt aus den Kommissionen der Gemeinden, auch Kommissionen bildeten, die in Kontakt mit den Behörden eine geschlossene Aktion vorbereiteten, um grössere Gütermengen ausführen zu können. Das Innenministerium in Prag hatte schon einige Zeit nach dem Beginn der Aussiedlung Richtlinien herausgegeben, die die Aussiedlung deutscher Antifaschisten regelt¹. Diese Anweisungen sind aber in dem weiteren Verlaufe oft nicht eingehalten worden.

Nach den Richtlinien aus Prag sollten alle Antifaschisten ihre Möbel, Kleider, Betten, Wäsche, Schuhe und Werkzeuge mitnehmen dürfen. Die Bezirksbehörden haben es oft dahin ausgelegt, dass sie als echte Antifaschisten nur jene anerkennen wollten, die aus politischen Gründen verfolgt gewesen waren. Man bildete daher zumeist die Gruppe I, die politisch Verfolgten, die die Möbel mitnehmen durften, dann die Gruppe II, die aus dem Nachweise der früheren Mitgliedschaft der sozialdemokratischen Partei und der Kommunisten bestand, die nur Kleider, Wäsche, Betten, Schuhe und Werkzeuge mitnehmen durften. In manchen Orten wurde dann noch eine Gruppe III gebildet, die keiner Organisation der Nationalsozialisten angehörten und daher das Recht auf die Mitnahme noch geringeren Eigentums als bei Gruppe II erhielten.

Die Mitglieder der Antifa-Kommission erhielten Ausweise, die sie berechtigten, auch des nachts tätig zu sein und konnten die Eisenbahn be-

Datum:	1946	Personenzahl:	
25. Juli		794	} mit Möbeln — $\frac{1}{4}$ Waggon pro Familie
18. August		257	
3. September		278	
31. Oktober		319	
		3249	
16. September		1200	} ohne Möbel
25. September		1097	
insgesamt		5546	

Beim Transport am 25. Juli (von 794 Personen) wurden die Möbel in einem von mir im Eisenbahnministerium zu Prag erwirkten Sondertransport vorausgesandt, um die Beschlagnahme durch lokale Behörden im Tetschener Bezirk zu vereiteln. (Anm. des VfS.)

¹ s. darüber auch Einleitende Darstellung, Anlagen 35–37.

nutzen, natürlich auf Bezahlung. Die keine Ausweise besaßen, durften als Deutsche damals keine Züge benutzen. Wir hatten damit die Möglichkeit, bei Übergriffen gegen Deutsche, die oftmals vorkamen, bei der Gendarmerie, bei den Bürgermeistern und Bezirksbehörden Beschwerden vorzubringen. Oft wurden Abstellungen erreicht, öfters kam es auch vor, dass selbst Mitglieder der Antifa misshandelt, verhaftet und, wie es in Böhm. Leipa geschehen ist, zwei Mitglieder erschlagen wurden. Franz Fister und Franz Rotter aus Tetschen wurden ebenfalls verhaftet; Roman Wirkner, der sich bei einem Aussiedlungstransport in Tetschen der Gewaltanwendung gegen die herausgeholtten Personen entgegenstellte, wurde niedergeschlagen.

In meiner Heimatgemeinde Kamnitz-Neudörfel konnte ich mit meinen Freunden viel erreichen. Vorerst haben wir die Gemeinde selbst verwaltet, weil nur ganz wenige Tschechen vorhanden waren, wir waren bewaffnet, konnten daher die Wachen selbst durchführen, die damals in dieser verrückten Zeit wohl gefährlich, aber bei den Plünderungen doch für unsere Dorfbewohner von grossem Nutzen waren. Wir hatten von dem Militärkommandanten in Böhm. Kamnitz Waffenscheine erhalten.

Als aber die Aussiedlung beginnen sollte, kam ein tschechischer Bürgermeister in die Gemeinde, der ausnahmsweise mit uns gut zusammenarbeitete, er war tschechischer Sozialdemokrat und stark menschlich eingestellt. Er konnte wohl die Aussiedlungsbefehle nicht verhindern, aber ihre Ausführung führte er menschlich durch. Wir konnten selbst in dieser Zeit noch zum grossen Teil tschechische Lebensmittelkarten beziehen, die der deutschen Bevölkerung zugute kamen. Er bekam den Auftrag, einen Transport ins Lager zu schicken, wir konnten ihn beeinflussen, dass er es nicht tat. Schon vor dem ersten Transport wollten die Tschechen Verhaftungen vornehmen, die konnten wir verhindern.

Ein Tscheche hatte unversehens seinen Bruder erschossen, weil er annahm, er würde überfallen. Diesen Mord wollte man den Deutschen aufhalsen, ich war schneller mit der Gendarmerie beisammen und zeigte an, was vorgefallen war; nachdem schon Klarheit bestand, gestand er den Mord sofort ein. Wenn es so ausgegangen wäre, wie es sich einzelne Tschechen vorstellten, wäre sehr leicht das Dorf ausgeräumt worden, die Bevölkerung ins Lager gekommen.

Der Vf. schildert anschliessend weitere Vorfälle, bei denen die Antifa-Kommission die deutsche Bevölkerung gegen tschechische Übergriffe schützen konnte. Dann fährt er fort:

Durch unser starkes Auftreten konnten wir in Kamnitz-Neudörfel verhindern, dass Verhaftungen vorgenommen wurden. Auch die heimkehrenden Soldaten, auf die man [es] in diesen Gebieten sehr scharf hatte, gingen frei aus. Ich meldete sie auf der Gendarmerie an, dessen Kommandant von früher wieder hier war, und da war die Sache erledigt. Nur ein Fall mit der SA ist fehlgegangen. Anfang 1946 wurde wieder wegen der SA ein neuer Befehl bekannt. Der Bürgermeister machte mich darauf aufmerksam, auch hatte ich von Tetschen inzwischen von der Antifa Nachricht erhalten, die Betroffenen sollten sich bei Nacht an [die] Grenze absetzen, da Gefahr für sie besteht. Mehrere

machten Gebrauch davon. Zwei, die nicht mitgehen wollten, waren dann einige Zeit verhaftet, bevor sie ausgesiedelt wurden.

Einmal gab die Bezirksbehörde bekannt, dass Rote-Kreuz-Transporte zusammengestellt werden sollten. Alle kränklichen Personen waren erfasst, der Transport blieb aber aus. Vor den Aussiedlungen mussten auch die Spareinlagebücher abgegeben werden. Bei uns gab der Bürgermeister den Auftrag, alle Daten aus den Einlagebüchern aufzunehmen. Dies führten wir gleich durch, den gleichen Auftrag hatten wir auch von der Antifa Tetschen bekommen. Der Bürgermeister war der Ansicht, dass der tschechische Staat später denjenigen Deutschen, die nicht Faschisten sind, das Vermögen ersetzen müsste. Diese Spareinlagenverzeichnisse sind uns nun jetzt in Deutschland doch zugute gekommen, nur kann leider nur ein geringer Teil der Auszahlungen teilhaftig werden, da die anderen früher in die russische Zone abgegangen waren.

Nach einer Weisung aus Prag sollten die Zwangsevakuierungen der Reihe nach erfolgen: 1. Alle nach dem Jahre 1938 zugezogenen Provokateure, 2. Führende Mitglieder [der] NSDAP, 3. Freie Berufe, die durch Fahrlässigkeit ihre Geschäfte zum Schaden der Republik geführt haben usw., 4. Landwirtschaftliche Arbeiter, 5. Gewerbetreibende, 6. Lehrer, Beamte und Musiker, 7. Arbeiter, 8. Verschiedene Mischehen usw.

Schwer gelang es damals, Kriegsgefangene frei zu bekommen. Leichter war es, Kriegsgefangene, die in tschechischem Gewahrsam waren, herauszubekommen. Es waren doch im Kreisgebiete eine Anzahl frei zu bekommen. Ehe unsere Transporte erreicht waren, kamen jeden Tag neue Anweisungen, die erfüllt werden mussten, in einigen Tagen war es wieder durch neue Anweisungen überholt. Von deutscher Seite im Reiche wurden auch verschiedene Möglichkeiten verlangt, mit denen wir Verbindung hatten. Einmal waren es Verzeichnisse für Landarbeiter, dann wieder für Facharbeiter verschiedenster Richtungen, dann wieder Rentner der Sozialversicherung, der Angestelltenversicherung, Kriegsbeschädigte, Unfallgeschädigte, Kriegerwitwen usw. Ergänzen will ich noch, dass ich in Aufzeichnungen gefunden habe, dass Herr Franz Purkert mit seinem Sohne in Böhm. Kamnitz längere Zeit verhaftet wurde, weil man ihn beschuldigte, dass er andere Personen als Antifaschisten in die Verzeichnisse aufgenommen hätte. Auch als Franz Fister aus Tetschen verhaftet war, habe er gesehen, wie ein Freund von ihm aus Birkigt bei Tetschen erschlagen wurde. Uns allen wurde angedroht, dass wir ins KZ kämen und alles abgenommen bekämen, wenn wir Nazi in die Listen aufnehmen würden. Die Zeitfestsetzungen unserer Transporte bekamen wir durch die Bezirksbehörden bzw. durch die Bezirksantifakommission bekannt gemacht. Erst mussten alle Bögen der Auszusiedelnden durch das Finanzamt in Leitmeritz geprüft werden. Das Innenministerium hatte hierzu besondere Richtlinien herausgegeben, was erlaubt und was verboten ist mitzunehmen. Bei den Bezirksbehörden wurde dann oftmals viel abgestrichen.

Auch bei den allgemeinen Transporten konnten wir oftmals die Mitnahme bedeutender Sachen erreichen, wenn wir mit den Zollbeamten auf der Abgangsstation in Führung traten und unsere Ausweise vorzeigten.

Nr. 120

Bericht des Krankenkassenbeamten Ernst Walzel aus Braunau.

Original, 26. Januar 1956, 3 Seiten, mschr.

Die Organisierung der Antifa-Ausweisungstransporte im Kreis Braunau.

Nach Beendigung der Kriegshandlungen wurde in Braunau gleich ein Antifa-Ausschuss gebildet, dem zum grössten Teil ehemalige Sozialdemokraten und KZ-Häftlinge angehörten. Seine Aufgabe bestand darin, bei der Erteilung der sogenannten «Roten Binden» die Interessen der in Frage kommenden Personen beim «Okresní Národní Výbor» zu vertreten¹. Dies war die erste Aufgabe des Ausschusses.

Da bekannt wurde, dass auch die Antifaschisten ihre Heimat verlassen müssen, wurde der bestehende Ausschuss für den ganzen Bezirk Braunau erweitert, da die tschechischen Behörden eine Liste der Antifaschisten verlangten, die besonderen Schutz erhalten sollten. Dadurch entstand die «Aussiedlungsstelle der ehemaligen Sozialdemokraten». Sitz war Braunau.

Es wurden sodann aus allen Gemeinden des Braunauer Bezirkes Listen von Personen zusammengestellt, die für die Antifa-Transporte in Frage kommen könnten. Hierzu gehörten nicht nur ehemalige Mitglieder und Funktionäre der Sozialdemokratischen Partei, sondern auch Geistliche, die während des Dritten Reiches im KZ Unterkunft fanden, sowie auch Mitglieder der NSDAP, wenn ihr Verhalten seit Herbst 1938 dem Naziregime gegenüber entsprechend war. Die vom «Bezirksausschuss» aufgestellten Listen wurden von den tschechischen Behörden öfters durchgekämmt und Streichungen vorgenommen. Anfang 1946 sollten die ersten Transporte laufen, doch kam der 29. Juli 1946 heran, als der erste Antifa-Transport von Braunau aus abging. Bei diesem Transport wurde ich als Leiter eingesetzt. Es handelte sich hier um einen Möbeltransport, wobei jeder Familie Vi Waggon Laderaum zur Verfügung stand. Der Transport bestand aus 283 Personen. Diesem Möbeltransport sollten noch weitere folgen, was aber nicht geschah. Die nächsten «Antifa-Transporte» waren sogenannte Kistentransporte, und die Transportteilnehmer mussten ihre Möbel zuhause lassen.

Die in den erwähnten Listen angeführten Personen, resp. Familien, blieben bis zu ihrer Aussiedelung zum grössten Teil in ihren bisherigen Wohnungen. Dies ist deshalb erklärlich, weil sich bei der Aussiedlungskommission Cechen befanden, die von Kindheit an ihre Heimat ebenfalls in Braunau hatten. Dies kam auch den Deutschen mit «Weisser Binde» zugute, weil sie von den erwähnten Cechen rechtzeitig in Kenntnis gesetzt wurden, wann sie sich zur Aussiedlung bereithalten müssen. Sie brauchten dann im letzten

¹ Personen deutscher Nationalität, die nachweisen konnten, dass sie «in der Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik» (seit Mai 1938) loyal zum tschechoslowakischen Staat standen oder Gegner und Verfolgte des NS-Regimes waren, sollten nach den gesetzlichen Bestimmungen von den gegen die deutsche Bevölkerung ergriffenen Massnahmen ausgenommen werden. Sie erhielten besondere Legitimationen und trugen statt weisser rote Armbinden; vgl. auch die Berichte Nr. 122 und 123 und Einleitende Darstellung, S. 103.

Augenblick nicht unnützes Zeug zusammenpacken und wertvolle Sachen zurücklassen. Ich will damit nicht sagen, dass es immer möglich war, die Warnung rechtzeitig ergehen zu lassen.

Eine Sonderbehandlung der Antifaschisten gab es insofern, als diese in ein naheliegendes Bergwerk nicht geschickt wurden. Auch setzte man sie zu besonderen Arbeiten nicht ein. Ansonsten wurden sie wie die anderen behandelt. Kein Kino- und Gaststättenbesuch, Ausgangszeitbeschränkung in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch, keine Eisenbahnbenutzung ohne besondere Erlaubnis, kein Verlassen des Wohnsitzes ohne Passierschein usw.

Die Benachrichtigung der Transportteilnehmer erfolgte durch den Ausschuss, als nach mehrmaligen Änderungen durch die tschechischen Behörden die endgültige Liste feststand. Irgendwelche Übergriffe kamen nicht vor. Behördliche Versprechungen wurden insofern nicht eingehalten, weil dem ersten Möbeltransport der zweite und dritte nicht folgte, sondern, wie schon erwähnt, nur Kistentransporte.

Die Kontrolle durch die Zollbehörden vor der Abreise meines Transportes ging human vor sich, es wurde nichts beanstandet. Diese Kontrollen fanden in den Wohnungen der abreisenden Familien statt, und die mitgenommenen Möbelstücke und Kisten wurden versiegelt. Wir erhielten für die dreitägige Reise entsprechende Lebensmittel unentgeltlich auf den Weg. Das Aussiedlungsgeld in Höhe von 500 RM mussten wir uns selbst bezahlen. Dieses wurde von unseren Sparkonten vor der Abfahrt bei den Geldanstalten behoben, die Sparkassenbücher selbst blieben zurück. Für diejenigen Transportteilnehmer, die nicht über die notwendigen Spareinlagen verfügen konnten, sprangen die anderen Teilnehmer ein. Es wurde demnach von den einzelnen Sparbüchern mehr behoben, um auf die Höhe des Aussiedlungsgeldes für alle Teilnehmer zu kommen.

Die Fahrt durch das Innere von Böhmen gestaltete sich reibungslos, es kam zu keinerlei Übergriffen durch die Bewohner Böhmens. Unser Transport wurde von einem tschechischen Major und einigen bewaffneten Soldaten bis nach Furth i. W. begleitet. Tschechische Krankenschwestern nahmen wir nicht in Anspruch, weil sich bei unserem Transport zwei solche befanden.

Die Teilnehmer meines Transportes waren in sieben Güterwagen untergebracht, in denen auch die alten Leute die Fahrt gut überstanden. Bei der Ankunft in Augsburg-Hochzoll wurden wir vom BRK¹ gut versorgt, und am nächsten Tage erfolgte die Zuweisung in die bereitgehaltenen Wohnungen. Ein Teil der Teilnehmer musste allerdings vorerst in Massenquartieren untergebracht werden.

¹ BRK =? Bayerisches Rotes Kreuz.

Nr. 121

Bericht des Facharbeiters Franz Weikert aus Hoheneibe.

Original, 13. Februar 1956, 3 Seiten, mschr.

Vorbereitung und Durchführung der Antifa-Aussiedlungstransporte in Hoheneibe und den benachbarten Ortschaften.

Gegen Mitte November 1945 erhielt Franz Bräth aus Harta und Franz Weikert aus Hoheneibe von der tschechischen Sozialdemokratischen Partei in Prag den Auftrag, für die freiwillige Aussiedlung der ehemaligen deutschen Sozialdemokraten Schutzlisten anzufertigen und beim Bezirksnationalausschuss sofort abzugeben. Vier Wochen später mussten diese Listen auch nach Prag eingereicht werden.

Im Januar 1946 fand eine Sitzung in Trautenau statt, in welcher Landsmann Ullmann vor ehemaligen Funktionären der Partei über die geplante Aussiedlung referierte und diesbezügliche Weisungen von Prag bekanntgab¹. Danach sollten auch ehemalige Christlich-Soziale und Nichtmitglieder der NSDAP in die Listen aufgenommen werden².

Hierauf setzte ein regelrechter Sturm auf die Wohnungen der obengenannten Bräth und Weikert ein, so dass es notwendig wurde, von den Behörden eine Aussiedlungskanzlei zur Verfügung gestellt zu bekommen.

Anfang Februar erhielten wir vom Prager Innenministerium Vollmachten zur Aussiedlung, und zu den dafür Verantwortlichen wurden ernannt: Franz Bräth, Harta; Franz Weikert, Hoheneibe; Josef Schöps, Harta.

Von nun ab begannen auch schon die Schikanen der Gendarmerie- und der Ortsvertretungen der einzelnen Gemeinden. Am schlimmsten war es in jenen Gemeinden, die früher zum Kreis Starkenbach und Neu Paka gehörten, nämlich von den Gemeinden Nedar, Gross Borowitz, Klein Borowitz und Stupna im Kreis Neu Paka. Hier wurden lediglich zwei Familien zur Aussiedlung zugewiesen. Trotz häufiger Interventionen durch Bräth und Schöps beim Bezirksausschuss und in Prag war nichts zu machen, und es wurden alle in die Zwangstransporte eingegliedert.

In Huttendorf und Rochlitz, Kreis Starkenbach, wurde je die Hälfte der auszusiedelnden Familien von unseren Listen gestrichen, und nun fing es auch im Hoheneiber Kreis an. Gestrichen wurden uns in Oberhoheneibe 17 Familien, in Mittel und Ober Langenau je 4 Familien, in Hoheneibe 24 Familien, und so war also jeden Tag etwas anderes los. Wir wurden nicht mehr fertig zu intervenieren, neue Listen zu schreiben, und auf der anderen Seite brachten uns die Bürgermeister und die Gendarmerieposten täglich neue Familien, die mit den Antifa-Transporten mitzunehmen seien. Hierdurch stieg bis Ende März die Zahl in den Aussiedlungslisten auf 1'891 Personen, wobei wir allein die Listen fünfzehnmal neu überschreiben mussten.

Bis Mitte April sollten dann sämtliche Listen von der KPC, SPC, vom Bezirks-Nationalausschuss und von sämtlichen örtlichen Gendarmerieposten und Vorständen ge-

¹ s. darüber Bericht Nr. 117; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 128 ff.

² s. darüber auch das Rundschreiben des tschechoslowakischen Ministeriums des Innen vom 7. März 1946; Einleitende Darstellung, Anlage 37, Anmerkung.

stempelt und genehmigt sein und beim Innenministerium in Prag eingereicht sein. Es hiess, dass nach den Weisungen der erste Transport bereits Mitte Mai 1946 abgehen solle. Trotz zehnmaliger Vorsprache in der Prager Aussiedlungskanzlei und im Innenministerium erhielten wir die genehmigten Listen erst am 13. Juli zurück, so dass der erste Transport am 6. August 1946 Hohenebel verlassen konnte.

Nun kam die grösste Schwierigkeit. Anfangs sollten vier Familien einen Waggon bekommen, erst in den letzten Tagen vor dem Abgang des Transportes kam die Nachricht aus Prag, dass sechs Familien in einem Waggon unterzubringen sind. Im zweiten Transport dann acht Familien in einen Waggon. Der dritte und vierte Transport musste ins Lager mit den bewilligten Möbeln und Sachen, und sollten hier zehn Familien in einem Waggon untergebracht werden. Nachdem im Lager nicht soviel Platz zur Unterbringung der Möbel und Kisten war, mussten wir die Sachen im Werk 3 Petera einlagern. Dieser Betrieb war vom Lager weit weg, und ich musste dort Wachen aufstellen, damit die eingelagerten Sachen nicht gestohlen wurden.

Nach unserer Berechnung hätten wir die Möbel nicht untergebracht bei der Zuteilung von durchwegs kleinen Waggonen. Wir sprachen in Königgrätz bei der Bahndirektion vor und erreichten, dass man alle [Waggonen] mit 20'000 kg sendet. Ausserdem kauften wir ebenda noch 10 Waggonen zu 8'000 Kč bis an die Grenze ein. Bräth, Weikert und Schöps erklärten vor dem Bezirksnationalausschuss in Hohenebel, dass wir nicht früher in die Waggonen gehen, bis unsere zur Ausfuhr genehmigten Sachen untergebracht sind. Daraufhin setzten sich der Vorsitzende des Bezirksausschusses J. F., der Oberkommissar Dr. N. und der Stabswachtmeister der Gendarmerie P. dafür ein, dass uns die fehlende Zahl der Waggonen gegeben wurde. Zwei dieser Herren erhielten den «Dank» nach der Aussiedlung. Sie wurden vom Amt entfernt und ihrer Posten enthoben, weil sie den Deutschen geholfen haben. Nicht unerwähnt soll Folgendes bleiben:

Das oben bezeichnete Antifa-Aussiedlungsbüro (Bräth, Schöps, Weikert) sammelte von den auszusiedelnden Personen 2'783 Sparkassenbücher ein. Diese Sparbücher wiesen einen Gesamtbetrag von 3'295'132 RM Anlagestand per 15.5.1946 aus. Die Bücher mussten in Listen aufgenommen werden und sollten bei der Stadt-Hohenebel-Sparkasse deponiert werden. Ich bin mit diesen Listen nie fertig geworden. Ich habe die ganzen Bücher in einen grossen, verschliessbaren Holzkoffer getan und beim letzten Transport, der am 6.10.1946 abging, einfach mitgenommen. Die Bücher wurden allesamt in Marktoberdorf den Eigentümern ausgehändigt. Ferner wurde eine Reichsmark-Aktion ins Leben gerufen zu dem Zweck, die Aussiedler vor einer Währungsreform zu schützen. Es wurden zu unseren Händen 760'499 RM eingezahlt, davon wurden zurückgezahlt aus München 372'980 RM, der Rest von 387'619 RM wurde von einer Gendarmeriestreife zwischen Pilsen und Eger beschlagnahmt, laut Mitteilung der SPD-Umsiedlungsaktion München, Goethestrasse 64.

Mit den Hohenebel Antifa-Aussiedlungstransporten wurden in 176 Waggonen 1'891 Personen nach Deutschland gebracht.

Nr. 122

Bericht der Bankangestellten Marie Ihl aus Komotau.

Original, 25. Januar 1956, 4 Seiten, mschr.

Die Lage der Antifaschisten in Komotau; vorbereitende Massnahmen für die Antifa-Ausweisungstransporte.

Im Jahre 1945 bildete sich ein Komitee, bestehend aus Mitgliedern der ehemaligen deutschen sozialdemokratischen Partei und der Kommunisten. Die Aufgabe dieses Komitees war es, bei den tschechischen Behörden Ausweise zu bekommen, die die ehemaligen Sozialdemokraten vor der Aussiedlung bzw. Ausweisung aus den Wohnungen schützen sollten. Es war leider so, dass in den ersten Tagen schon viele alte Sozialdemokraten ihre Wohnung verlassen mussten, und es nicht mehr möglich war zu erreichen, dass sie ihr Eigentum zurückerhielten. Für diejenigen, die eben das Glück hatten, in ihren Wohnungen bleiben zu können, wurden also von der tschechischen Behörde Ausweise ausgegeben, die sie vor der Ausweisung schützten. Jene, die noch an ihrem Arbeitsplatz waren, erhielten auch Ausweise vom Arbeitgeber, die selbstverständlich ebenfalls behördlich bestätigt waren und die ebenfalls vor der Ausweisung schützten.

Die Antifaschistische Aussiedlungsaktion, wie sich das gebildete Komitee nannte, bereitete sodann die Aussiedlung vor. Dazu waren umfangreiche Arbeiten erforderlich. Wer die Absicht hatte, auszusiedeln, meldete sich bei dieser Aktion¹. Hier wurde nach genauer Prüfung ein Verzeichnis der Personen dem Innenministerium in Prag vorgelegt, das die letzte Entscheidung darüber hatte, ob die betreffenden Personen im Rahmen dieser Aktion ausgesiedelt werden können. Soweit sie noch im Besitz ihres Mobiliars waren, musste ein Verzeichnis desselben vorgelegt werden, auch über die Mitnahme dieser Gegenstände entschied das Ministerium des Innern in Prag. Mitgenommen konnten das notwendigste Mobiliar, Kleider, Wäsche und Hausrat werden. Es war zu diesem Zeitpunkt nur erforderlich anzugeben, z.B. eine Kiste Wäsche, eine Kiste Kleider, eine Kiste Hausrat. Nicht gestattet waren Bleikristall, Pelze, Klaviere, Elektrogeräte. Lag die Genehmigung des Ministeriums des Innern vor, konnten die Transporte zusammengestellt werden.

Von den Sozialdemokraten wurde im März ein sogenannter Vortrupp nach Bayern entsandt, der die Aufgabe hatte, die Aussiedlungsgebiete und Wohnungen zu erkunden. Es war so auch möglich, gleich Zimmer zuzuweisen, und nur in wenigen Fällen war man gezwungen, einige Zeit in Lagern zu verbringen.

Weiters gingen im März 1946 zwei Transporte, bestehend aus kommunistischen Mitgliedern, nach der Ostzone. Damit war eigentlich die Tätigkeit der Kommunisten innerhalb der antifaschistischen Aussiedlungsaktion beendet.

¹ In einer ergänzenden Mitteilung vom 13. März 1957 schreibt die Vfn., «dass sich sehr viele Industriearbeiter zu diesen Transporten meldeten (Arbeiter der Mannesmannröhrenwerke A. G., Stahlwerke Poldihütte), die aber seitens der tschechischen Behörden keine Ausreisegenehmigung erhielten und heute noch in Komotau sind.»

Es war weiter vorgesehen, im April 1946 einen Transport von 300 Familien, das waren 1'200 Personen, auszusiedeln. Dieser Transport musste aber über Weisung der Prager Behörden in vier kleinere Transporte geteilt werden. Davon gingen zwei Transporte im Mai 1946, ein Transport im Juni und der letzte Transport im Juli 1946 von Komotau ab. Es wusste damals niemand, dass dies der einzige Möbeltransport bleiben würde. Der am 13. Juli 1946 in Komotau abgegangene Transport war also der letzte dieser Art. Schwierigkeiten bei diesen Transporten gab es nur insofern, als bei den ersten beiden Transporten nur kleine amerikanische Waggons zur Verfügung gestellt wurden, so dass leider viel Mobiliar am sogenannten Kohlenbahnhof, wo die Einladung erfolgte, Zurückbleiben musste. In einem Waggon wurde die Habe von jeweils vier Familien untergebracht. Nach einer Pause von mehreren Monaten ging dann ein grösserer Autotransport, wiederum mit Mobiliar, und im Oktober 1946 der letzte grosse Transport, der sogenannte Kistentransport. Der letztere umfasste wiederum 1'200 Personen. Später erfolgten nurmehr Einzeltransporte, sogenannte Permit-Transporte. Inzwischen war auch die Mitnahme verschiedener Dinge erschwert worden. Auch die ersten Transporte unterlagen der Kontrolle durch das Zollamt. Die Kontrolle wurde in den Wohnungen vorgenommen, die Kisten und Möbel wurden dort versiegelt. Es wurde dabei zum Teil sehr grosszügig, aber auch recht kleinlich verfahren, es kam eben ganz auf den Beamten an. Bei den später erfolgten Transporten war die genaue Zahl der mitzunehmenden Wäsche- und Kleidungsstücke vorgeschrieben, es musste auch alles verzollt werden, so dass es den einzelnen Flüchtlingen auch gar nicht möglich war, soviel Gegenstände mitzunehmen, weil es Tausende von Kronen kostete. Als Aussiedlungsgeld erhielten die Teilnehmer der ersten zwei Transporte pro Kopf 1'000 RM, alle Teilnehmer der späteren Transporte je 500 RM.

Sämtliche Transporte der Sozialdemokraten gingen nach Bayern und zwar in den Raum Nürnberg-Fürth.

Bemerken möchte ich noch, dass über Weisung der tschechischen Behörden einzelne Personen mitgenommen werden mussten, die der Aussiedlungsaktion nicht angehörten. Die Gründe hierfür waren uns nicht bekannt.

Die Vfn. schliesst den Bericht mit einigen Ausführungen über den Verlust der Spareinlagen.

Nr. 123

Bericht des Oberlehrers a. D. Karl Plank aus Neudek.

Original, 28. Januar 1956, 2 Seiten, mschr.

Die Vorbereitung und Durchführung der Antifa-Ausweisungstransporte in Neudek.

Gleich nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft wurden in den einzelnen Kreisstädten Antifa-Ausschüsse gebildet, deren Leitung aber sehr bald in kommunistische Hände überging, so dass dann immer zwei Abteilungen, eine kommunistische und

eine sozialistische, gebildet wurden. Anfangs beschäftigten sich diese Ausschüsse mit der Registrierung der Antifaschisten und deren Angehörigen. Von den Národní Výbors wurden die Begünstigungen für Antifa gefordert, und die Ausschüsse machten sich unbeliebt. Als dann später bekannt wurde, dass eine grosse Auswanderung aller geplant wurde, so setzte sofort die Arbeit ein, dass man für die Antifa soviel als möglich retten müsse. Diese Arbeit wurde von Prag aus unterstützt, und von da an klappte die Zusammenarbeit mit den Národní Výbors. Alle Antifa wurden mit roten Binden beteilt, dann wurde die Aktion für die Abschaffung der roten Binden betrieben, so dass die meisten Antifa Ausweise erhielten, wo ihnen die einstweilige Staatsbürgerschaft zugesichert wurde. Die Beschlagnahme der Wohnungen von Antifa war damit unterbunden. Die Hauptarbeit aber war jetzt die Anfertigung der Listen jener Antifa, die mit Hausrat aus-siedeln sollten. Diese Listen wurden von den Cechen überprüft, und immer wurden Familien abgelehnt. In Prag war man zu der Überzeugung gekommen, dass zu viele Antifa im Lande sind, und die Möbelausfuhr sollte sich in engeren Grenzen halten, daher immer neue Weisungen für die Abfassung der Listen. So wurden in Neudek einmal sämtliche Antifa-Familien gestrichen, deren Haushaltungsvorstand Mitglied der ehemaligen freiwilligen Feuerwehr war. Man berief sich auf den neuen Namen, der im Hitlerreich «Feuerschutz- und Löschpolizei» hiess. Das Wort Polizei war der Anlass, um diese Menschen als Faschisten einzustufen. Dann waren wieder Familien zu streichen, wenn ein Verwandter bei [der] SS, SA oder einer Polizeiformation war. Ja, oft genügte schon ein höherer Dienstgrad bei der Wehrmacht, um gestrichen zu werden. So wurde gesiebt und gesiebt, bis die gewünschte Zahl erreicht war. Das gab Unzufriedenheit! Um dem etwas abzuhelfen, wurden uns sogenannte 100 kg-Transporte bewilligt. Diese, nicht als ganz anerkannte Antifa, konnten alles, nur keine Möbel, mitnehmen. Wer nun alle Siebungen überstanden hatte, legte einen Fragebogen an, auf dem er sein ganzes Hab und Gut, das er mitnehmen wollte, verzeichnete. Dieses Verzeichnis war von vornherein genehmigt, wenn er keine Teppiche, Ölbilder, Schmuck, Motorräder verzeichnet hatte. Radio brauchten eine eigene Bewilligung, die aber auch anstandslos erteilt wurde, gab es doch Hunderte Apparate in den Sammelstellen, wenn auch meist ohne Röhren. Zur Abreise stellten die Cechen für je 4 Familien einen Waggon zur Verfügung. Sonst kümmerten sie sich um Aufstellung des Transportes nicht. Das war Arbeit des Antifa-Ausschusses, der nun die Familien für die einzelnen Wagen nach der Hausratsmenge zusammenstellte.

Trotzdem blieb bei der Abfahrt viel Hausrat am Bahnhof liegen, da es unmöglich war, alles in die Waggonen zu verstauen. Es kam hier auch auf das Geschick der Einlader an, möglichst viel auf kleinem Platz zu schichten. Im Waggon musste auch noch Platz für die Familien zum Aufenthalt vorhanden sein. Ausser diesen Eisenbahntransporten gab es auch Autotransporte. Diese hatten den Vorteil, dass man mit einem Lastwagen seine ganzen Sachen nach Wiesau schaffen konnte, wo erst in die Eisenbahn umgeladen werden brauchte. Der Nachteil war, dass man die Autokosten, meist 4'000 Kč, selbst bezahlen musste. So ein Autotransport umfasste immer 10 Lastwagen. Die Kontrolle der Finanzorgane war korrekt und wurde in freundlichster Weise durchgeführt. Oft war

die Kontrolle in der Wohnung, wo dann die Koffer, Kisten und Säcke plombiert wurden. Das Verzeichnis war die Grundlage jeder Kontrolle. Verboten war die Mitnahme von Gegenständen für fremde Personen.

Die Antifa-Transporte wurden in Bayern von den Vortruppleuten jedes Bezirkes in Wiesau oder Allach übernommen und in die Landkreise befördert, wohin sie nach dem Plan zur Aussiedlung kommen sollten. Neudek war für Augsburg-Land vorgesehen, daher fast alle sofort als gewesene Textiler oder Metallarbeiter in den Augsburger Betrieben Arbeit fanden. Das war das Wichtigste der ganzen sogenannten planmässigen Eingliederung, dass man Fachkräfte sofort dorthin brachte, wo sie in der Wirtschaft eingesetzt werden konnten.

Die kommunistischen Antifa-Transporte gingen ausnahmslos in die Ostzone. Die Kommunisten hatten bei der Anlegung ihrer Transportlisten viel weniger Schwierigkeiten als die Sozialdemokraten. Mancher auf der sozialistischen Liste Abgelehnte stand später auf der kommunistischen. Die Antifa-Transporte der Sozialdemokraten gingen nach Bayern und einer nach Hessen.

Der einzelne Antifa hatte mit der Behörde – Národní Výbor – nichts zu tun. Das wickelte sich alles über den Antifa-Ausschuss ab. Anmeldung – Ablehnung – Verständigung – Geldzahlungen – Zustellungen u.s.f.

Nr. 124

Berichte bayerischer Landesbehörden.

Abschrift; aus den Akten des Bayerischen Staatsministeriums des Innern.

Abschub von Sudetendeutschen nach Bayern in den Jahren 1948/49.

Bericht des Landesgrenzpolizeikommissariats Marktredwitz an die Bayerische Landesgrenzpolizeidirektion, München.

Az.: 411 spez., Nr. 973/48

Marktredwitz, den 9.10.48

Das Kommissariat legt über weiteren Verlauf des illegalen Grenzverkehrs durch Sudetendeutsche nachstehenden Bericht vor:

1. Während anfänglich durch die verstärkte Grenzüberwachung in den Schwerpunktbereichen eine geringe Abnahme der Grenzübertritte durch Sudetendeutsche zu verzeichnen war, sind diese nunmehr wieder im Ansteigen begriffen. Durch die schärfere Überwachung der Grenze sowie durch die vermehrten Zurückweisungen sind sowohl die tschechischen Grenzüberwachungsorgane als auch die Volksdeutschen selbst dazu übergegangen, ihre Schwerpunkte für den Grenzübertritt ständig zu wechseln und zum Teil in Grenzabschnitte zu verlegen, die bisher weniger durch illegale Grenzübertritte berührt waren.

2. Der Abschub der Sudetendeutschen aus der CSR wird von den tschechischen Stellen offensichtlich nach wie vor betrieben, und es laufen ständig organisierte Transporte im tschechischen Grenzgebiet, besonders im Raume gegenüber dem GPP¹ Neuhausen, ein. Wie festgestellt wurde, werden nicht nur Volksdeutsche aus Lagern, die zur Auflösung gelangen, sondern auch andere, die sich noch in Einzelunterkünften befinden und über Zuzugsgenehmigungen verfügen, zur Aussiedlung erfasst. U.a. kamen die Volkdeutschen aus der Gegend von Braunau, Komotau, Elbogen, Neusattel, Chodau usw. Bemerkenswert ist hierbei wieder, dass die Transporte fast ausschliesslich von Volksdeutschen selbst organisiert waren. So hat beispielsweise den Transport aus Braunau eine Sudetendeutsche mit Namen R., wohnhaft in Märzdorf (CSR) geleitet und angeblich als Transportkosten pro Familie einen Betrag von 6'000,- Tschechenkronen eingehoben. Den Transport aus Komotau organisierte und leitete ein Sudetendeutscher mit Namen K., der sich 2'000,- Tschechenkronen pro Familie zahlen liess. K. war übrigens schon vor längerer Zeit über den GPP Neuhausen ausgesiedelt worden und befindet sich nunmehr wieder in der CSR. Wie die Ausgewiesenen berichten, sind sie angehalten, von den organisierten Transporten möglichst nichts zu erzählen, da sie sonst Gefahr laufen, wieder zurückgeschickt zu werden.

Um Kenntnisnahme wird gebeten.

gez. Unterschrift
Grenzpolizeikommissar

Bericht der Bayerischen Landesgrenzpolizeidirektion an die Militärregierung für Bayern, Public Safety – Border Police.

Az.: 411 spez. Nr. 7075/48

31. Jan. 1949

Das Bayer. Landesgrenzpolizeikommissariat Marktredwitz berichtet über die Flüchtlingsbewegung im Zeitraum vom 18.12.48 bis 23.1.49 Folgendes: 1. Die illegalen Grenzübertritte durch sudetendeutsche Flüchtlinge aus der CSR im Gebiet Neuhausen-Wildenau haben in der vorgenannten Zeit einen starken Rückgang erfahren. In der Berichtszeit waren nur 338 illegale Grenzübertritte durch Sudetendeutsche zu verzeichnen (siehe beiliegende Übersicht²). Dies bedeutet einen Rückgang gegenüber Vorberichten um 55%. Der Hauptgrund hierfür dürfte in den ungünstigen Witterungsverhältnissen zu suchen sein.

Einzelne Transporte wurden wieder wie früher durch deutsche Mittelsmänner an die Grenze gebracht, von tschechischen Finanzbeamten abgefertigt und an verschiedenen Stellen über die Grenze abgeschoben. Es handelte sich hierbei durchwegs um kleinere Transporte.

Am 21.1.49 erschien bei Neuhausen ein Transport von 15 Sudetendeutschen. Dieser wurde von einem Deutschen namens V. organisiert. Die Personen kamen aus dem Aussiedlerlager Eger/CSR, und nach ihren Aussagen sollen in nächster Zeit weitere Trans-

¹ Grenzpolizeiposten.

² Diese Übersicht befindet sich nicht bei den Akten.

porte aus diesem Lager in Bayern eintreffen. Für Transportkosten mussten pro Person 300,- Kč entrichtet werden.

3. In der Berichtszeit überschritten auch im Stellenbereich Waidhaus wieder 79 sudetendeutsche Flüchtlinge in Gruppen bis zu 12 Personen illegal die grüne Grenze. Hierbei handelte es sich weniger um organisierte Transporte, sondern lediglich um kleine Gruppen, die der langwierigen Aussiedelung über das Aussiedelungslager Domazlice [Taus]/CSR nach Furth i. W. entgehen wollten. Ein Hauptgrund für diese Personen zur illegalen Überschreitung der Grenze ist immer wieder die Möglichkeit der Mitführung von grösseren Gepäckstücken, während bei der legalen Aussiedelung nur Gepäck bis zu einem Gewicht von angeblich 30 kg mitgenommen werden kann.

I. V.

gez. Unterschrift

Regierungsdirektor

Bericht der Bayerischen Landesgrenzpolizeidirektion an die Militärregierung für Bayern, Public Safety – Border Police.

Az.: 434 spez. Nr. 7289/48

11.5.1949

Die Flüchtlingsbewegung der Volksdeutschen aus der CSR ist im Bereich des Grenzpolizeikommissariats Marktredwitz wieder erheblich im Ansteigen begriffen. Während in den Monaten Februar und März 1949 noch 468 bzw. 590 illegale Grenzübertritte durch volksdeutsche Flüchtlinge erfolgten, erhöhte sich die Zahl im Monat April 1949 bereits wieder auf 839. Alle bisherigen Anzeichen deuten auf eine weitere Zunahme der Grenzübertritte hin.

Nach Aussagen der Volksdeutschen ist in absehbarer Zeit etwa mit 30'000 Flüchtlingen zu rechnen, die illegal in die US-Zone einwandern werden.

Am 22.4.49, als im Raume des GPP Neuhausen gerade wieder eine Gruppe von 67 sudetendeutschen Flüchtlingen durch die SNB über die Grenze abgeschoben wurde, rief ein tschechischer Beamter dem hinzukommenden bayer. Grenzpolizeibeamten zu, «dass in der nächsten Woche etwa 500 bis 700 Deutsche kämen und die bayer. Behörden daher für den nötigen Wohnraum Sorge tragen möchten». Den Schwerpunkt der Flüchtlingsbewegung bilden wieder die Postenbereiche Neuhausen und Wildenau. Die Flüchtlinge kommen aus den verschiedensten Landstrichen der CSR und werden, in Sammeltransporte zusammengefasst, wie bisher fast ausschliesslich aus dem Ascher Bezirk über die Grenze nach Bayern abgeschoben. Die Transporte sind stets von SNB begleitet. Auch im Raum Waidhaus werden laufend kleinere Gruppen von volksdeutschen Flüchtlingen in Transporten an die Grenze herangeschafft und über diese abgeschoben. Für die Unternehmer sind diese Transporte nach wie vor ein sehr einträgliches Geschäft, da pro Person von 500-3'000 Kč und pro Familie bis zu 5'000 Kč zu entrichten sind.

Bis auf wenige Ausnahmen sind die Flüchtlinge ohne jegliche Zuzugsgenehmigung. Demnach werden tschechischerseits die getroffenen Abmachungen, wonach die Aussiedlung jeder volksdeutschen Person aus der CSR vorher der Genehmigung des Permit-Officers in Prag durch Erteilung des Entry-Permits bedarf, völlig ausser Acht gelassen.

Der Grossteil der Flüchtlinge war bisher entweder auf Meierhöfen oder an ihren Wohnsitzen bei den einzelnen Bauern zur landwirtschaftlichen Arbeit eingesetzt. Wegen der angeblich immer schlechter werdenden Arbeitsbedingungen für Volksdeutsche und aus Angst vor der drohenden Verschleppung in das Landesinnere bzw. einer Aussiedlung in die russische Zone haben die Flüchtlinge ihre beschleunigte Auswanderung aus der CSR in die US-Zone betrieben. Unter den Flüchtlingen befanden sich auch Familien, deren Väter langjährige Freiheitsstrafen in der CSR abzubüssen haben.

LV.

gez. Unterschrift

Regierungsdirektor

Bericht des Landesgrenzpolizeikommissariats Marktrechwitz an die Bayerische Landesgrenzpolizeidirektion.

Az.: 434 spez. Nr. 777/49.

Marktrechwitz, den 1.6.1949

1. Im Zuge der Flüchtlingsbewegung aus der CSR haben im Monat Mai 1949 1145 volksdeutsche Personen die Grenze illegal überschritten. Die Volksdeutschen treffen aus allen Teilen der CSR zunächst in einem Sammellager in Eger ein und werden von dort in Einzeltransporten, deren Stärke sich zwischen 30 und 100 Personen beläuft, in der Regel wöchentlich zwischen Dienstag und Freitag, an die Landesgrenze gebracht und über diese vornehmlich und im Bereich der GPP Neuhausen und Wildenau abgeschoben.

Die Flüchtlinge sind nach wie vor mit wenigen Ausnahmen ohne Zuzugsgenehmigung. Ein Flüchtling mit Namen M., der am 29. 4. 49 illegal die Grenze überschritt, hatte anliegende Bescheinigung bei sich, die er sich angeblich im April 1948 in der Gastwirtschaft Prachel in Asch/CSR von einer ihm unbekanntenen männlichen Person für 500 Kronen käuflich erwarb¹.

Der Besitz des Entry-Permits neben der Zuzugsgenehmigung wurde bisher nur in einigen Fällen bei mit Eisenbahn über Schirmding einreisenden Volksdeutschen festgestellt.

2. . . . Bekanntlich sträuben sich die Flüchtlinge verständlicherweise mit allen Mitteln gegen eine Zurückweisung, und die Situationen, die sich hierbei ergeben, sind alles andere als erfreulich. Ausserdem dürfen keine Zweifel darüber bestehen, dass alle zurückgewiesenen Flüchtlinge über kurz oder lang an anderen Stellen die Grenze

¹ Diese Bescheinigung befindet sich nicht bei den Akten.

überschreiten. Es handelt sich hier um ein schon so oft dargelegtes Problem, das nicht von der Grenzpolizei gelöst werden kann, sondern mit dem sich das Land Bayern und die damit befasste Flüchtlingsverwaltung zurechtfinden muss.

gez. Unterschrift
Grenzpolizeikommissar

**Bericht der Bayerischen Landesgrenzpolizeidirektion an die Abteilung V
(Wohnraumbewirtschaftung und Flüchtlingswesen) des Bayerischen
Staatsministeriums des Innern.**

Az.: 434 spez. Nr.: 3247/49

München, 25.8.1949

Das Bayer. Landesgrenzpolizeikommissariat Hof berichtet, dass im Bereich der Grenzpolizeistelle Rehau am 22.8.1949 gegen 17.00 Uhr von den Tschechen 38 sudetendeutsche Flüchtlinge und etwa 15 Kinder bei Mähring über die Grenze nach Bayern abgeschoben worden sind.

Es handelt sich durchweg um Sudetendeutsche aus dem Bezirk Freiwaldau/CSR, die in der Mehrzahl noch bis unmittelbar vor ihrer Ausweisung in ihren ursprünglichen Wohnungen lebten. Unter den Flüchtlingen befanden sich auch alte, gebrechliche Leute und Säuglinge. Die Personen wurden von Freiwaldau mit der Eisenbahn bis Eger und anschliessend mittels LKW bis an die bayer. Grenze gebracht; sämtliches noch in ihrem Besitz befindliche Geld wurde ihnen an der Grenze durch die Tschechen abgenommen.

Die früheren illegalen Transporte wurden in der Regel entweder am tschechischen Zollhaus oder am alten Wasserwerk bei Neuhausen durchgeführt, während die eingangs erwähnte «Aussiedlung» erstmals bei Mähring erfolgte. Es wird deshalb angenommen, dass sich die tschechischen Grenzbehörden an die früheren Vereinbarungen nicht mehr halten.

Dem Bericht des BLGP-Kommissariats Hof zufolge versuchen nunmehr die tschechischen Behörden die bereits dem Landeszugsamt mit Schreiben Az.: 434 spez. Nr.: 4107/49 vom 5.7.49 geschilderten Abmachungen, wonach nur bei Wildenau und Neuhausen wöchentlich höchstens 80 Flüchtlinge über die Grenze gebracht werden und diese Zahl auf keinen Fall vergrössert würde, dadurch zu umgehen, dass sie auch an anderen Grenzstellen mit dem Abschieben von Sudetendeutschen beginnen.

I. V.
gez. Unterschrift
Regierungsdirektor

Erlebnisbericht des ehemaligen Bürgermeisters Franz Hickl aus Mährisch Trübau.
Original, Ende 1954, 52 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Entlassung des Vf. aus einer tschechoslowakischen Strafanstalt nach
achtjähriger politischer Haft; Zustände und Ereignisse im Sammellager
Kuntschitz; Abtransport der Lagerinsassen zu Beginn des Jahres 1954.**

Der Vf. berichtet zunächst über Vorgänge in Mährisch Trübau in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs und nach der Verwaltungsübernahme durch die Tschechen¹, seine Verhaftung und Verurteilung durch ein tschechisches Volksgericht² und schildert dann seine Erlebnisse während der mehrjährigen Haft in verschiedenen Strafanstalten und Arbeitskommandos, zuletzt im Gefängnis Ilava a. d. Waag.

Ich war immer der Meinung, dass der 4.6. [1953] der Tag meines Austrittes war. Da sich an diesem Tage nichts rührte, fragte ich am 5.6. den diensttuenden Aufseher. Dieser war so anständig und erkundigte sich sofort in der Kanzlei und brachte mir den Bescheid, dass der 7.6. der Tag meiner Entlassung wäre. Gleich brachte er mich auf die sogenannte Exportzelle im Erdgeschoss. Am nächsten Tag erhielt ich im Magazin meine Zivilsachen, dann gab es die Abwicklung der verschiedenen Formalitäten in den Kanzleien, Abrechnung des Kontos usw., und nach einigen Stunden war ich wieder in der Exportzelle mit dem wonnigen Gefühl, in eigenen, wenn auch sehr schäbigen Kleidern zu stecken. Wieder bekam ich reichliches Essen und konnte in meinen Habseligkeiten herumwühlen. Dabei wurde ich durch das plötzliche Eintreten des Abteilungschefs Oberwachmeister Kvasnicka gestört, der mir geradezu entschuldigend mitteilte, dass ich erst am 8.6. abgehe, da der 7.6. ein Sonntag sei. Ich gab mich selbstverständlich zufrieden, war froh, dass meine Freilassung nun endlich Tatsache sei und kramte weiter in meinen Kleidern und in den während der Jahre erhaltenen Poststücken. Die grösste Freude bereitete mir die zurückerhaltene Taschenuhr Marke Junghans, die ich vorsichtig in Bewegung setzte und die nun künftig mein stetiger Begleiter sein sollte. Ich hatte sie in den Sturmtagen des Mai 1945 vor den uhrenhungrigen Zugriffen der Russen schützen gekonnt.

Mit banger Ungeduld wartete ich Montag, den 8.6., das Gepäck stets griffbereit, auf den Augenblick, wo ich zum letzten Male über die Schwelle der Gefängniszelle treten werde. Bis Mittag kam niemand um mich. Endlich nach 13 Uhr tat sich die Tür auf, ich durfte austreten und auf dem Gang warten. Dort waren gerade einige deutsche Kameraden zu irgendeiner Ausgabe angetreten und sahen mich mit traurigen Mienen an. Mir kamen die Tränen, als ich die so bekannten Gesichter zum letzten Male sah und sie nicht

¹ Teilabdruck unter Nr. 11.

² Der Bericht über das Volksgerichtsverfahren ist abgedruckt unter Nr. 46.

mitnehmen konnte. Nun geleitete mich ein Wachtmeister durch lange Gänge und Höfe – da sah ich erst die gewaltigen Ausmasse des ganzen Gefängnisses, das früher ein Kloster gewesen sein musste – zum Haupttor, wo ein Personenkraftwagen bereitstand. Der Kommandant der Anstalt, ein Oberstleutnant, steuerte den Wagen, zwei Wachtmeister fuhren mit. Ein herrlicher Frühlingstag, die Fahrt durch die landschaftlich so schöne Slowakei, das Gefühl der Freiheit und die Gewissheit, bald zu Frau und Kindern zu kommen, liessen mein Herz höher schlagen. Mit Interesse verfolgte ich alles, jeden Wegweiser, jede Orts- tafel, die vielen öffentlichen Bauten, Strassen- und Brückenerweiterungen, viele private Hausbauten, an denen aus mir unbekanntem Gründen die Arbeit eingestellt war, ich glaube aber, dass Material- und Arbeitermangel schuld sein mochten. Der im ersten Welt- krieg so viel umstrittene Jablunkapass, die Stadt Jablunkau wurden durchfahren, und schliesslich überzeugten mich die Ortstafeln mit der Aufschrift «Kraj Tesin» (Kreis Teschen), dass es gegen Ostrau gehe beziehungsweise nach Kuntschitz.

Nach 16 Uhr kamen wir dort an, ich wurde mit den Papieren dem diensthabenden Wachtmeister übergeben und war somit tatsächlich frei, wenn es auch in diesem Aus- siedlungslager noch die üblichen Beschränkungen gab. Ich konnte mich kaum auf den Füessen halten – ich wog bloss 68 kg – und wurde von bekannten und neuen Kameraden freudig empfangen und ausgefragt und schliesslich auf die Stube 9 in Baracke I gebracht, wo bereits zwei Tage vorher die Kameraden Helmut Weiser und Franz Beier, beide aus dem Braunauer Ländchen, angekommen waren und Ordnung gemacht hatten. Ich war stets der Meinung gewesen, dass das Aussiedlungslager ein Musterlager sein müsste, hatte mich aber gewaltig getäuscht, denn auch hier musste ich mir selbst erst wieder das Notwendige zusammenstellen und in der Stube aufstellen. Stets habe ich darauf gesehen, mein Bett und Schrank und Tisch, die Ablage der Kleider, der Lebensmittel so zu stellen, dass es ein wenig gemütlich und wohnlich aussah, auch wenn es nur für einige Tage war. So machte ich es auch hier und tat gut daran, da ich weiter über sieben Monate in diesem Raume den verwanzten Strohsack drücken musste.

Gleich am zweiten Tage wurde ich in die Kanzlei gerufen und vom Kommandanten des Lagers, Oberwachtmeister Podeprel, als Insasse aufgenommen. Seine grösste Sorge war, ob ich Geld mitgebracht hätte und in Arbeit gehen werde. Letzteres verneinte ich sofort, da ich infolge meines Zustandes keine Arbeit leisten konnte und auch nicht wollte. Ich war doch zur Aussiedlung und nicht zu weiterer Fron hierhergekommen. Aus meiner Arbeitszeit in der Ziegelei Predmosti und in der Glasfabrik Reitendorf hatte ich ungefähr 7'500 Kč auf dem Konto; beim Austritt in Ilava musste ich jedoch nur ca. 100 Kč bestä- tigen. Auf meine Vorhaltung, dass ich doch über 7500 Kč auf dem Konto haben muss, wurde mir geantwortet, dass seit 1. 6. eine neue Währung bestehe. Von den Kameraden wurde ich aber aufgeklärt, dass die Umrechnung nicht pauschaliter, sondern gestaffelt erfolgt sei. Ich erhob Einspruch beim Velitel, der mir recht gab und zusagte, in Ilava genaue Abrechnung und Umwertung anzufordern. Nach einigen Wochen erhielt ich tat- sächlich die Richtigestellung auf ca. 1'200 Kč, welchen Betrag Podeprel gleich für die

Kost einbehält. Für den unfreiwilligen Aufenthalt im Lager musste jeder pro Tag 12 Kč für Essen und Unterkunft bezahlen. Da nach vier Monaten mein Guthaben damit erschöpft war, mussten sie mich für die weitere Zeit umsonst halten.

Schon nach wenigen Tagen war ich mit den meisten Kameraden bekannt, desgleichen auch mit den Lagergepflogenheiten. Ich erfuhr auch, dass viele Insassen hier bereits über ein Jahr auf die Aussiedlung warteten und durch das Lagerkommando immer wieder getröstet wurden. Unter den Kameraden im Lager herrschten Verhältnisse, die deutscher Männer unwürdig waren, welche so viele harte Jahre hinter sich hatten. Es mag sein, dass die Lagerleitung nicht in richtigen Händen lag. So wurde nach einigen Beratungen im August 1953 eine neue Lagerführung in streng demokratischen Wahlen bestellt, die sich aus den Kameraden Ing. Werner Tutter, Ing. Leonhard Kallina und Dipl.-Kfm. Dr. Diesel und noch drei Beisitzern zusammensetzte; diese machten sich neben den laufenden Lagerdingen die rascheste Aussiedlung aller Lagerinsassen (250) zur Aufgabe. Die drei Genannten verfügten über alle Vorbedingungen, die zur Erreichung dieses Zieles nötig waren: einwandfreie Kenntnis der tschechischen Sprache, die nötige Schneid und die richtige Forschung dem Velitel und anderen tschechoslowakischen Behörden bis hinauf zu den Prager Zentralstellen gegenüber. Der Velitel wollte diese neue Lagerführung nicht anerkennen, weil sie ihm hart zusetzte, musste es aber nach langen Verhandlungen doch tun, weil die 250 Männer und Frauen, geschlossen wie ein Mann, hinter Tutter und seinen Mitarbeitern standen. Die drei fanden über den Velitel hinweg den Weg zum Kreiskommando der nationalen Sicherheitstruppen und erfuhren dort, dass von unserem Vorhandensein an dieser Stelle gar nichts bekannt war. Auf Grund dieser Vorsprache erschien Ende September 1953 ein Leutnant vom Kreiskommando und liess sich in einer Versammlung aller Lagerinsassen ein Stimmungsbild geben. Er versprach uns daraufhin, noch in der Nacht nach Prag zu fliegen, dort alle Wege für einen baldigen Abschub zu regeln und uns am nächsten Tag Bescheid zu geben. Tatsächlich erschien dieser Leutnant noch am späten Abend wieder im Lager bei der auf Antwort harrenden Versammlung und teilte mit, dass in Prag bei den zuständigen Stellen über das Aussiedlungslager Kuntschitz nichts bekannt sei, dass er nun alle Stellen informiert habe und wir innerhalb vier Wochen Bescheid erhalten würden.

Am 28. 10. kam ein anderer Leutnant des Kreiskommandos mit der für uns freudigen Nachricht, dass in Prag bei den massgebenden Ämtern alles für die rascheste Aussiedlung aller in unserem Sinne erledigt sei und dass er mit seiner Person dafür einstehe, dass wir längstens zu Weihnachten 1953 über der Grenze sein werden. Mit Jubel nahmen wir diese Mitteilung auf und schrieben sofort unseren Angehörigen in Deutschland und Österreich.

Da sich bis Anfang Dezember jedoch noch nichts gerührt hatte, fuhren unsere drei Männer auf eigenes Risiko nach Prag, wo sie erfuhren, dass bei den zuständigen Ministerien wohl die Minister ihre Unterschriften auf die betreffenden Akten gegeben hatten, dass aber das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, als letzte Instanz, noch

Schwierigkeiten bereite. Dies bewies, wie sehr in den sowjetischen Satellitenstaaten nicht der Verwaltungsapparat, sondern die Partei das massgebende Wort zu sprechen hat. Trotzdem verstanden es unsere Unterhändler auch hier, durch geschicktes Vorgehen die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Und so erschien noch vor Mitte Dezember eine Abordnung des Tschechoslowakischen Roten Kreuzes im Lager, besuchte jede Stube und sagte uns, dass die Aussiedlung am 15. 1. 1954 beginne und in kleinen Transporten zu zwanzig Personen vor sich gehen werde. Natürlich waren wir über diese neuerliche Verzögerung entrüstet, liessen uns aber durch die vernünftigen Worte des alten Herrn vom czechoslovakischen Roten Kteuz beruhigen, der sagte, dass wir doch so lange Jahre unter schwierigeren Verhältnissen ausgehalten hätten und nun die wenigen Wochen noch in Ruhe durchstehen mögen und dass bestimmt alle zum Abschub kommen. Wir hatten ja gelernt, Geduld zu haben, und so vertrauten wir den Worten dieses offiziellen Vertreters vom czechoslovakischen Roten Kreuz, das ja mit dem Deutschen Roten Kreuz Hand in Hand arbeitete. Wirklich wurden Anfang Jänner die Leute für den am 15.1.1954 abgehenden ersten Transport aufgerufen. Es gingen die für die Sowjetzone bestimmten 23, für Österreich und für Westdeutschland 20 ab. Uns allen war das eine grosse Befriedigung. Wir freuten uns, dass endlich der Anfang gemacht wurde, waren aber auf Grund der üblen Erfahrungen noch immer misstrauisch. Diesmal klappte es jedoch, jede Woche gingen 20 Leute ab. Ich selbst wurde am 13. 2. 1954 für den am 18. 2. abgehenden Transport aufgerufen. In meiner Freude telegraphierte ich sogleich meiner lieben Frau nach Bad Schwalbach, meinen Verwandten in Mährisch Trübau und besuchte anschliessend die Familien H. und Hr. in Ostrau bzw. in Hultschin, um diesen das freudige Ereignis zu melden.

Nach Schilderung der Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft von im Ostsudetenland zurückgebliebenen deutschen Familien, die er tvährend der Wartezeit in Kuntschitz erfahren hat. berichtet der Vf. weiter:

Mit Dienstag, den 16.2., durften wir Abschubskandidaten das Lager nicht mehr verlassen, da es noch Verschiedenes vorzubereiten und Formalitäten zu erfüllen gab. Die ärztliche Abschiedsvisite war rasch erledigt, an sie schloss sich die sogenannte politische Prüfung, eine Ausfrage durch Kriminalpolizeibeamte, in der ich mein Urteil über die Behandlung während der Haft, über Verhältnisse politischer und wirtschaftlicher Natur in der Tschechei und ähnliches abzugeben hatte und schliesslich ersucht wurde, über diesen Satellitenstaat in Deutschland ja nichts Ungünstiges zu erzählen.

Donnerstag, den 18.2., wurde von Kriminal- und Zollbeamten das Gepäck einer gründlichen Revision unterzogen, woran sich die Durchsicht des Handgepäcks und eine Leibesvisite schloss. Jeder beschriebene Fetzen Papier wurde weggenommen. Nach dieser langwierigen Prozedur wurden wir zwanzig in der Kantine eingesperrt, und niemand von den anderen durfte mehr zu uns. So wurde es langsam 22 Uhr. Ein Autobus fuhr vor. das Gepäck und wir wurden darin verladen, und schon gings zum Tor hinaus in nächtlicher Fahrt nach Oderberg-Bahnhof. Warum wir nicht in Kuntschitz oder Ostrau abfahren, mag wohl mit polizeilichen Massnahmen Zusammenhängen, es sollte wohl niemand mehr mit uns hier Zusammentreffen, beziehungsweise vom Abschub erfahren.

Auf dem Oderberger Bahnhof stand ausserhalb des Bahnsteiges ein schöner Pullmanwagen, gut geheizt, für uns bereit, in dem achtzig Personen Platz gefunden hätten. Wir zwanzig machten es uns bequem, ich war mit Kameraden Willi Hertel, Brünn, in einem Abteil. Mitglieder des tschechoslowakischen Roten Kreuzes – ich glaube aber, dass die jungen Begleiter «Geheime» waren und die Rote-Kreuz-Binde nur zur Tarnung trugen – begleiteten uns. Gegen 1 Uhr des 19.2. fuhren wir ab und waren gegen sieben Uhr in Prag, wo wir unseren Wagen verlassen mussten und in einen gesonderten Warteraum gebracht wurden. Hier konnten wir uns reinigen, wurden tagsüber reichlich mit Essen und Trinken versorgt, nach 18 Uhr wieder in den Waggon geführt und die Abfahrt erfolgte gegen 19 Uhr. Um Mitternacht standen wir in Eger, wo der Zug von Grenzsoldaten streng bewacht wurde. Bald verliessen wir die alte deutsche Staufstadt, die jetzt Cheb heisst, durchfuhren das Niemandsland und waren übergücklich, als wir die ersten Lichter auf bayrischem Boden strahlen sahen und kamen gegen 1 Uhr des 20.2.1954 in der deutschen Grenzstation Schirnding an.

Abschliessend berichtet der Vf. über den Empfang im Grenzdurchgangslager Hof-Moschendorf, das Wiedersehen mit seiner Familie und seine schicere Krankheit als Folge der in der Haft erlittenen Entbehrungen.

V. Zusammenfassende Berichte

Nr. 126

Erlebnisbericht der Lehrerin A. K. aus Braunau.

Abschrift (von der Vfn. korrigiert und bestätigt), Zusammenstellung des Originals im Sommer 1950, 105 Seiten, mschr. Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen und Briefe.

Die Erlebnisse der Vfn. von Januar 1945 bis März 1946; Der Einmarsch der Roten Armee in Braunau; Ereignisse und allgemeine Lebensverhältnisse nach der Wiedererrichtung der tschechoslowakischen Verwaltung; Austreibung im August 1945 und Abschub in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands; Rückkehr ins Sudetenland; Flucht nach Bayern.

Nach einigen einleitenden Worten berichtet die Vfn.

25. Januar 1945: Zum ersten Male wurden die Kämpfe um Breslau bekanntgegeben; Russen übersetzten die Oder: Oppeln ist russisch; Strassenkämpfe in Bromberg.

An klaren Tagen hört man auf freiem Felde in weiter Ferne den Geschützdonner. Die Front ist noch etwa 80 km entfernt. Das erste Grollen vernahm ich bei einem Spaziergang vorbei am Friedhof zu «Unserer lieben Frau», gegen den Ziegelteich zu. Es war ein etwas eigenes Gefühl! Am Abend packte ich nun auch mal, wie es Hunderte andere schon getan. Nur waren es bei den anderen die Luftschutzkoffer, die ich für uns als überflüssig betrachtete. Ich war nie im Keller. Bei mir war es ein Fluchtkoffer. Damals suchte ich mir den grössten aus, der darum entsprechend ungefüge war. Ich packte von jedem, auch von meinem Mann, etwas an Wäsche und Kleidung ein, sowie je ein Paar Schuhe, dazu zweimal Woldecken, und schon war er voll. So stand er also griffbereit. Weit wichtiger und für mich später auch sehr nützlich war das Einpacken eines neuen blauen Lederhandkoffers, das auch mehr Zeit beanspruchte. Da kamen alle Zeugnisse von beiden Seiten, alle persönlichen Dokumente, Urkunden, wichtige Belege, alles fein säuberlich geordnet, hinein. Dann zerstörte ich nach ziemlicher Überwindung alle Fotoalben, indem ich die besten und liebsten Aufnahmen, mit Nummern versehen, entnahm. (Ich wollte sie doch jederzeit wieder leicht einordnen können.) Schliesslich kamen die Tagebücher der beiden Jungen dran, aus denen ich die beschriebenen Blätter herausriss und einschlug. Als letztes folgten dann etliche kleine Andenken, die liebsten Briefe aus einem dicken Bündel, etwas Silber, Sparbücher, Schmuck und Kleinigkeiten sowie Verbandzeug als Lückenbüsser. Um Mitternacht erst kroch ich ins Bett mit der Hoffnung, diese Arbeit umsonst getan zu haben.

26. Januar: Der Tag brachte mir eine ziemliche Überraschung, ein Telegramm meiner Eltern, des Inhalts, dass sie kommen wollen, um mich wegen der Frontnähe abzuho-

len. Ich sollte mit meinen zwei kleinen Buben nicht allein sein auf der Flucht.

27. Januar: Das im Schulgebäude bei der Kirche eingerichtete Reservelazarett wird geräumt und nach Bautzen verlegt. Das Haus soll Hauptverbandsplatz werden. Schwager N., der seit 15. 1. dort krank liegt (Malaria), besucht uns nochmal und geht mit ab. Der Schulbetrieb wird notdürftig in den anderen Gebäuden aufrechterhalten.

28. Januar: Sonntag. Ich gehe zur heiligen Kommunion, denn morgen ist unser Kleiner ein Jahr.

29. Januar: Die Spannung wächst. Ich räume dauernd, überprüfe, überlege.

30. Januar: Ein Klingelzeichen riss mich heute aus dem Bett. Früh nach 6 Uhr kamen meine Eltern. Sie waren zu 450 km vier Tage unterwegs, ohne Ruhe, kaum mit Essen. Alle Bahnhöfe und Strecken sind mit Zügen aus dem Osten verstopft, ausserdem geht fast kein Zug mehr in östlicher Richtung. Es muss ein fürchterliches Chaos sein. Auch die Reisebescheinigung bzw. die -erlaubnis hatte ungeheure Mühe gemacht. Sie waren total erschöpft. Dennoch packten wir gleich, denn es sollte baldigst fortgehen.

In den ganzen letzten Tagen ziehen endlose Trecks aus Oberschlesien (Kreuzburg) und weiterher durch, zweihundert und mehr Wagen oft auf einmal. Dazu Schneefall und bittere Kälte. Unter den Zeltplanen drücken sich die Menschen aneinander, um sich zu erwärmen, und trinken im Gehen einen Schluck des gereichten heissen Getränkes. Ihr Blick ist gehetzt. Sie kennen keine Ruhe, und ihr Ziel ist der weite Westen. Oft liegen Säuglinge und kleine Kinder in den Armen der Mütter. Es geht pausenlos, Stockungen rauben kostbare Zeit. Der Krieg zeigt sich nun deutlich, und mir krampft es das Herz zusammen bei diesem Anblick.

Februar 1945

1. Februar: Meine Reisegenehmigung ist da. Papa besorgte sie in Halbstadt. Ich habe mich polizeilich abgemeldet. In mir ist ein heilloser Wirrwarr, weiss ich doch, dass ich meine Sachen nie mehr wiedersehe, dass in meine Wohnung schon in den nächsten Tagen Flüchtlinge einziehen. Es gibt Ärger über Ärger mit den Schwiegereltern, die mich mit allen Mitteln halten wollen. Wir haben gut gepackt, etliche Koffer, ein Sack mit Betten, dazu ein Teil der Jagdausrüstung meines Mannes. Ich will ihm erhalten, was möglich ist. Soll ich fahren oder bleiben?

2. Februar: Wir fahren wirklich – mit dem Frühzug bis Trautenau. Wie der Abschied war, weiss ich nicht mehr. Ob ich durchhalten werde? Es fiebert alles. In Trautenau ist kein Anschluss, und die Stunden des Wartens zwingen direkt zum Überlegen. Ich will wieder heim – vielleicht erhält man da mehr. Bombenziele haben wir keine, und ansonsten fürchte ich mich nicht. Die beiden Jungen in ihrem Wagen sind auch ganz aus der gewohnten Ruhe. Es setzt Kampf mit meinen Eltern, die den Zweck dieser mühevollen Reise erreichen wollen. Trotzdem – wir fahren abends zurück mit Kind und Kegel, und mehr automatisch als bewusst schiebe ich den Kinderwagen durch den nassen Schnee heimzu. Die Nacht brachte keinen Schlaf. Zu all dem Durcheinander fehlen mir

die kostbaren Lebensmittelkarten, jene Mappe, in der Abmeldung, alle Bezugsnachweise usw. sind. So sehr ich suche, sie ist unauffindbar.

Papa kann unmöglich länger bleiben, sein Urlaub ist schon überschritten. Sie müssen früh fort. So packen wir um, sie wollen wenigstens etliches mitnehmen. Zwei grosse Koffer gehen mit, darunter der schon länger gepackte, etwas Bettwäsche, Inlett und besonders Wasche für Vati.

3. Februar: Vormittags bringt die Post eine Nachricht von Vati vom 15.1. Endlich wieder ein Lebenszeichen, in dem Durcheinander doppelt wertvoll.

Gegen Mittag finden sich die Karten wieder. Also, meinen Eltern nach! Sie haben doch noch Aufenthalt in Trautenau. Alleine schiebe ich zum Bahnhof – der Zug ist überfüllt. An ein Mitkommen mit den zwei kleinen Kindern und Gepäck ist nicht zu denken. Also wieder heim!

Und jetzt folgte die Reaktion auf diese furchtbaren Tage, eine Art Nervenfieber muss es gewesen sein. Schwindel, Fieber, Schüttelfrost und ein völliges Unbeteiligtsein an den Dingen um mich. Dazu eine leichte Verkühlung mit ihren Begleiterscheinungen in den nächsten Tagen.

5. Februar: Zur Beruhigung meiner Eltern geht ein Telegramm an sie ab.

6. Februar: Erneut packe ich Flüchtlingsgepäck. Es kommt keine Ruhe mehr.

7. Februar: Wie durch ein Wunder erreichte mich heute ein Paket Vatis mit seinem kleinen Kopfkissen und etlichen anderen persönlichen Dingen, die er vor seinem Abgang an die Front abschickte. Mehr als vier Wochen ein Paket von Salzwedel bis Braunau! Sein Koffer mit den wertvolleren Sachen, gleichzeitig abgeschickt, ist verlorengegangen.

Ein Telegramm meldet mir die Ankunft meiner Eltern in E. Die Rückreise hatte nur zwei Tage gedauert.

10. Februar: Die Verkühlung hat sich zu einer Angina entwickelt. Mir ist sehr übel, und Fieber ist auch da. Die Kinder sind wieder wohlauf.

Zum erstenmal kleben an den Hauswänden grellrote Plakate, die «im Namen des Volkes» melden, dass der X. X. als Deserteur wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe erschossen worden sei. Der Mann stammte aus einem Ort unweit von Braunau und war vom Urlaub weg nicht zur Truppe, sondern ins Blaue gegangen und dabei einer Streife in die Hände gefallen. Am Stadtrande endete sein junges Leben, und ein schwarzer, ganz geschlossener PKW fuhr seine Leiche davon. Wie er wohl beerdigt wurde? Längst schon werden die verstorbenen kriegsgefangenen Russen nicht mehr in Särgen, sondern in Papiersäcken der Erde übergeben.

13. Februar: Schon seit dem Morgengrauen gleicht die Stadt einem Ameisenhaufen. Vom Bahnhof herauf ziehen bei uns vorbei Hunderte Flüchtlinge, die evakuierten ca. 16'000 Menschen aus Striegau und nächster Umgebung (unser Städtchen hatte vormals etwa 6'000-7'000 Einwohner). Das Elend riss an der Seele. Da meine Schwiegermutter leidend war, wurde diese Wohnung von der zwangsweisen Einquartierung verschont.

14. Februar: In der Nacht rollten weitere Züge ein. Vormittags suchte ich mir selbst am Bahnhof eine Flüchtlingsfrau (Gertrud T.) mit ihren zwei Töchtern (13 und 9 Jahre)

aus und quartierte sie so gut als möglich bei mir ein. Die Leute hatten wenige Tage vorher einen ziemlichen Angriff erlebt, wobei eine Bombe, von allen beobachtet, unweit einschlug. Sie waren furchtbar ängstlich bei Alarm, die Frau ausserdem magenkrank. Ihr Mann, einst Chauffeur, war damals in D. Sanitäter, und dennoch durfte sie nicht dorthin. Da sie schon länger ohne Gehalt war, waren auch die Mittel beschränkt, doch erhielt sie im Laufe der nächsten Zeit wieder Unterstützung.

Der Briefträger bringt die letzte Post von Vati, vom 29. 1. von der Westfront. Zwei Blätter, kaum leserlich geschrieben, aus dem Raum von St. Vith.

15. Februar: Herr D., Schwiegersohn meiner einstigen Hausfrau in meinem Dienstorte, wird begraben. Er war bei der O.T. und hatte sich dort ein Magenleiden zugezogen. Immer noch dauert der Zustrom an.

16. Februar: Mein Körper streikt auch noch. Abends gibt es kein Licht. Die Stromsperre hält an bis Samstag, 17. 2., 16 Uhr. Die Schwiegermutter sieht auch immer elender aus. Dr. N. war heute bei ihr.

17. Februar: In der ganzen Stadt ist fast kein Brot aufzutreiben. Der Bevölkerungszuwachs kam zu rasch. Ein Tagesalarm lässt mich gleichgültig, und das dreimalige Alarmheulen in der Nacht überhören wir alle völlig.

18. Februar: Sonntag. Während des Hochamtes gibt es Voralarm. Fast alle warten ab und bleiben. Das matschige Tauwetter weicht wieder einem Kälteeinbruch.

19. Februar: Endlich erhalte ich wieder ein Brot.

20. Februar: Ein Paket mit vergessenen Kleinigkeiten geht an meine Eltern ab. (Sie erhalten es sogar noch.) Von dem Bombardement Dresdens erreichen uns furchtbare Nachrichten. Angeblich 130'000 Tote¹. Ist das human?!

27. Februar: Mein Schwager kommt aus dem Lazarett Franzensbad zu einem acht-tägigen Erholungsurlaub.

März 1945

Langsam gerät der Flüchtlingsstrom in geordnete Bahnen. Das Gros fährt in den nächsten Tagen ab ins Innere, z.T. ins Böhmisches. Um nicht ohne Bekannte zu sein, reisen auch meine Gäste am 5. ab und landen bei Sukorad bei einem Bauern. – Der Zusammenbruch im Mai zerriss die bestehende Postverbindung, und heute noch warten etliche Aufnahmen von damals auf ihre Empfänger. – Bei mir kehrt nun langsam etwas Ruhe ein.

14. März: Eierausgabe, je Kopf 2 Stück. Suppenmehl ohne Marken.

15. März: Je Kopf 100 g Rosinen.

17. März: Die erste Arbeit im Garten lenkt von den Sorgen etwas ab.

18. März: Ein Spaziergang mit einer Bekannten, die auch ein knapp einjähriges Mädchen hat, führt mich wieder einmal auswärts. Sie sollte noch Schreckliches erleben.

¹ Der englische Grossluftangriff auf Dresden erfolgte am 13./14. Februar. Thorwald nennt, nach amtlichen Angaben über die Luftangriffe auf Dresden, die Zahl von 40'000 Toten; s. Jürgen Thorwald, Es begann an der Weichsel, 2. Aufl. 1951, S. 126 ff.

19. März: Zur Abwechslung mal im Kino. Es läuft der Farbfilm «Immensee».
20. März: Am Wehrmeldeamt bitte ich um Nachforschung über meinen Mann.
22. März: Unser Kleiner hat sich endlich so gerafft, dass der Arzt mit ihm zufrieden ist.

24. März: Spaziergang mit den Kindern nach meinem einstigen Dienort.
25. März: Palmsonntag. Herrliches Frühlingwetter.
27. März: Zum ersten Male seit Anfang Jänner gibt es wieder Salz zu kaufen. Wie gut, dass ich davon nicht viel brauche und an allem Vorrat habe!
31. März: Auferstehung. Ich war mit den beiden Jungen in der dicht gedrängten Kirche. Man merkt: Not lehrt beten!

Der erste Kopfsalat, je Kopf 45 Pfg., wird verkauft. – An den Häusern erscheint zum ersten Male die Wolfsangel, das Zeichen des Wehrwolfes.

April 1945

2. April: Einführung der Sommerzeit.

Jede Verbindung mit Verwandten und Bekannten scheint unterbrochen. Weder von Vati noch von den Eltern kommt Nachricht.

3. April: Ich muss an einem Kurs für Laienhelferinnen teilnehmen, den eine Schustersfrau im «Schützenhause» hält. Die Teilnehmer sind durchweg Frauen aller Stände, die die Sache zum Teil sehr ernst nehmen und damit direkt siegen wollen. Meine Platznachbarin ist eine Studienkollegin, die mir bei dieser Gelegenheit die neuesten Witze erzählt, z.B. «Kennst du schon das neue deutsche Wappen?» – «Eine Gans!» – Erklärung: «Fett wie Göring, schnattert wie Goebbels, wird gerupft wie das deutsche Volk.»
«Der Volkssturm wird aufgelöst.» (Die alten Säcke werden zu Feuerpatschen gebraucht.)

«Deutschland leidet nie mehr an Textilnot!» (Es besitzt unerschöpfliche Rohstoffquellen: Lumpen in der Partei, Hirngespinnste der Regierung, endlosen Geduldfaden des deutschen Volkes.)

«Die neue Fleischzuteilung von 400 g.» (100 g von dem Bock, den Adolf bei Stalingrad schoss, 200 g von dem Esel, der jetzt noch an den Sieg glaubt, Und 100 g von dem Schwein, das Adolf am 20.7. [1944] hatte.)

Diese Witze wurden damals geflüstert, von Ohr zu Ohr, und waren dennoch überall bekannt. Es gab fast täglich neue.

Für mich hatte dieser Kurs, der mehrere Abende füllte, auch einen guten Erfolg auf einem Gebiete, das mich seit jeher lebhaft interessierte. Ich lernte verbinden, und das konnte unsere Leiterin zweifellos gut. Ansonsten konnte sie nur wenig Anregendes oder Neues bieten.

4. April: Wiederum war ich beim Wehrmachtsfürsorgeoffizier, der mich an die Suchstelle verwies. Ich schrieb sofort. Eine neue Kohlenkarte wird ausgegeben. Auf die abgelaufene erhalte ich noch etliche Ztr. Koks.

5. April: Kursabend. Nachmittag mit beiden Jungen im Kasperlfilm, sie waren begeistert.

12. April: Schluss des Kurses. Das Radio bringt die Nachricht von Roosevelts Tod.
15. April: Ein letzter Besuch in Barzdorf bei Tante. Am Heimweg verknipse ich den letzten Farbfilm bis auf wenige Bilder.
18. April: 5 Eier je Person gelangen zur Ausgabe.
19. April: Hefe ist unerreichbar.
21. April: Die Magermilchzuteilung wird gekürzt auf Vier Liter pro Tag.
24. April: Je Person 100 g Fisch. – Meine Schwägerin muss schanzen.
25. April: Unser Kleiner hat seinen Festtag. Die Jungen sind 2½ und 1¼ Jahre alt. Der Fotograf macht noch eine Spiraufnahme (6x9).
26. April: Wieder Märchenfilm.

27. April: Anscheinend werden riesige Textillager geräumt. Die Gastzimmer und Säle lagern allenthalben voll, und die Geschäftsleute bekommen gegen Barzahlung jede Menge ohne Punktverrechnung. Dabei sind es gute Qualitäten und Waren aller Art. Der Zusammenbruch – das Ende liegt in der Luft. Auch Papa kauft auf. Er will es aufheben und nach dem Ende dann verkaufen zur Deckung der Not.

In vielwöchiger Arbeit hat er vom Keller aus in den Felsengrund eine Höhle gemeißelt, die als Lager dienen soll, bis die Kriegesfurie vorbei sei.

Vom Frontverlauf weiss man seit Wochen nichts Genaues mehr.

Im Radio Meldungen von Mussolinis Tod ohne jede Erregung, Änderung oder gar Feier, so als wäre Herr Meier oder Schulz gestorben¹.

29. April: Eine erneute Suchmeldung an Sender Hamburg geht ab, kommt aber am 30. schon zurück. Das Ende ist also schon da.

30. April: Der Rundfunk meldet Hitlers Tod. Die Meldung verlief im Sande.

Die Kleiderkartenpunkte, bisher gespart, werden freigegeben. Diese Nachricht ging schon tagelang vorher als Parole durchs Städtchen.

Mai 1945

1. Mai: Aus dem grossen Vorrat im Geschäft erwerbe ich einen schon lange gewünschten dunkelbraunen Kostümstoff.

2. Mai: Aus Vorsicht kaufe ich alle Zuteilungen diesmal gleich ein und hebe noch Geld ab.

Zu meiner Freude kommt noch das Gehalt für Mai und Juni – eine Seltenheit – an. Andere waren schon seit Monaten ohne jede Unterstützung, die normal ausgezahlt wurde.

3. Mai: Das Fleisch auf vorrätige Reisemarken wandert ins Weckglas. Die ersten Gerüchte aus dem böhmischen Raum sickern durch. In Prag soll es schrecklich zugehen.

4. Mai: An der Protektoratsgrenze gegen Innerböhmen sollen Partisanenkämpfe sein. Das Chaos beginnt.

¹ Mussolini wurde am 27. April 1945 bei dem Versuch, mit einer deutschen Wehrmachtskolonne schweizerisches Hoheitsgebiet zu erreichen, von italienischen Partisanen aufgegriffen und am 28. April in Dongo am Comer See erschossen.

5. Mai: Die Kapitulation gegen Westen ist Tatsache¹ und ruft meist ein Aufatmen hervor. An den Landkarten steht alt und jung, bespricht die amtlichen Frontlinien, und alle beherrscht ein Gedanke: Nun geht es bloss noch nach Osten. Amerika liefert Material, und in wenigen Wochen ist der Krieg aus, Russland besiegt. An Frieden denkt niemand, nur an den Koloss aus dem Osten. Durchziehende Soldaten waren begeistert für diesen Plan, ich hörte keinen, der Pessimist war. «Der Osten frei!» war Schlagwort.

6. Mai: Gleich mir knieten besonders viele an der Kommunionbank und suchten Kraft und Trost für die nächste Zeit.

7. Mai: Montag. Nach den freiwilligen Evakuierungen kommen nun die Zwangsgeräumten aus Glatz, etwa 35 km von uns. Sie sitzen meist auf Militärfahrzeugen, die z. Zt. mit Grün geschmückt, endlos durchfahren in Richtung Trautenau – nach Westen. Sie alle wollen zum Amerikaner, auf den Zivilist und Soldat unendliche Hoffnungen setzen trotz Bombengreuel. Die Privatfahrzeuge, durchweg motorisiert, sind dicht bepackt mit Menschen und Koffern, es geht ohne Pause. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, säumt die Durchfahrtsstrasse wie bei einem Festzuge und fühlt sich unbeteiligt. Wohin sollen wir? Die Strassen sind doch längst verstopft.

In die Ereignisse des Tages ist kaum Ordnung und Übersicht zu bringen. Das Lagerhaus beim Bahnhof wird zum Teil geräumt; pro Kopf werden 5 kg Zucker ausgegeben. Die Menschen stehen danach endlose Schlangen. Dazu Schlangen vor den Textilgeschäften. Es gibt alles, von der Bettwäsche (Bestände aus Heerlagern u.a.) bis zum Strampelhöschen. Aber gerade die Bettwäsche findet reissenden Absatz.

Am Nachmittag fährt auf grossen LKW aus privaten Betrieben das letzte Aufgebot durch die Stadt in Richtung Sterngebirge, hinter dem die Protektoratsgrenze verläuft. «Die letzten männlichen Reste einer Stadt», so könnte man an diese Autos schreiben: NSKK, NSFK und Volkssturm in ihren Allerweltsuniformen. Ernst sehen sie auf den wimmelnden Ameisenhaufen in den Strassen. Jeder Fünfte hat ein Gewehr.

Während die Autos die Stadt verlassen und der ununterbrochene Flüchtlingsstrom durchzieht, fordern Lautsprecher alle Einwohner zur Kundgebung am Marktplatz um 17.30 Uhr auf. Es spricht Kreisleiter G., neben ihm der Schulrat. Dann ist es soweit: Er gibt die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gegen den Westen bekannt. Er meldet die heranrückende Walze aus dem Osten und dann: «Wer von Ihnen die Stadt verlassen will, freiwillig, der soll sich melden, und ab morgen früh werden einige Fahrzeuge bereitgestellt. Mein Aufruf gilt besonders Frauen und Kindern, ist jedoch keine Zwangsevakuierung!» Dann noch einige Sätze und sein Schluss. Das Getriebe verstummte, und wir alle stimmten am 7. Mai 1945 im Abendsonnenschein das Deutschlandlied an. Unausgesprochen wussten alle, dass es das letzte Mal war. Und mag das Regime gut oder schlecht gewesen sein, Deutschland war für uns Sudetendeutsche das Vaterland, in dem unsere Heimat eine Perle war. Die meisten hatten Tränen in den Augen, und wer eine solche Stunde erlebt, der würde wohl auch den deutschen Verzweigungskampf besser

¹ Am 5. Mai 1945, 7 Uhr, kapitulierten die deutschen Truppen in Holland, Norwegen, Dänemark und Nordwestdeutschland. Die Gesamtkapitulation an der West- und Ostfront wurde am 7. Mai in Reims unterzeichnet.

verstehen lernen. Mir kam es vor, als stünden viele Kinder am Grabe einer Mutter und hätten kein Daheim mehr. Das Altreich hat das nie so empfinden können, sie blieben deutsch, trotz Besatzung. Wir aber waren zum Spielball geworden, ausgeliefert dem Eroberer auf gut Glück. Das Horst-Wessel-Lied ging bereits wieder im Lärm und Treiben des Abends unter.

Im Familienkreise wurde das «Später» besprochen. Was dann? – Die bange Frage. Und das Ergebnis einer allgemeinen Rundfrage: «Wenn die Tschechen halbwegs anständig mit uns sind, gibt es genug, die gerne wieder bei ihnen bleiben!» Es waren dies in erster Linie die Stimmen jener, die in der alten Republik gute Existenzen, meist als selbständige Gewerbetreibende hatten. Die anderen bangten bloss – auch vor der guten Tschecheninvasion, denn sie hatten den harten Kampf vor 1938 noch in Erinnerung, als die Jugend kaum eine Lehr- und Schulstelle fand, nur weil sie Deutsche waren. Fürwahr trübe Aussichten!

8. Mai: Dienstag. Noch während der milden Nacht, in welcher der Lärm keine Minute verebbte, rollten schwere Geschütze mit ihren langen Rohren über das holprige Katzenkopfpflaster des alten Städtchens. Ich fragte am Morgen einen Soldaten, der besonders guter Laune schien, wohin sie führen. Und die Antwort: «Heim zur Mutter!» So dachten unsere Landsr und beeilten sich in Richtung Westen. (Welch bittere Enttäuschung hartete ihrer! Damals wussten wir noch nicht, dass die russische Streitmacht bereits das Elbetal besass und damit das ganze östliche Gebiet abgeschnitten war¹.) Bis Vormittag hatten sich 67 Personen zur Aussiedlung gemeldet. Ob sie sich noch den Kolonnen anschlossen, weiss ich nicht. Der Amtsarzt packte eine ganze Familie ins Auto und fuhr los. Angeblich war er noch bis Saaz gekommen. Fest steht, dass seine Frau mit den Kindern etliche Tage später wieder in Braunau eintraf und er selbst noch lange danach von den Russen irgendwo eingesetzt war.

Erst gegen Abend ging es dann wie ein Lauffeuer durch die Stadt, dass die Kapitulation auch gegen Osten unterschrieben war.

An diesem Abend, wie auch am vergangenen, verkauften fast sämtliche Geschäfte, jedenfalls alle Textilläden, bis weit nach Mitternacht, bis zum Ausverkauf. Sie taten gut daran. Mein Schwiegervater tat es nicht, wollte abwarten und erlebte dafür eine schreckliche Plünderung.

Die wenigsten Menschen fanden diese Nacht Schlaf. Über einem herrscherlosen, zerrütteten Land funkelten in ewiger Ruhe die Sterne.

Auch die Schwester meiner Schwägerin war fort, mit einem Handkofferchen als Gepäck. Erst über ein Jahr später fanden sie wieder im Altreich zusammen. Bis dahin war sie verschollen.

9. Mai: Als das erste bleiche Licht den Tag verkündete, stand ich am Fenster, und von diesem Beobachterposten erlebte ich ein ungemein bitteres, trauriges und schweres Schauspiel, das bis zum Mittag währte. Nie werde ich diese Stunden vergessen können, und es ist unmöglich, all die Gefühle dieses Zeitraumes auch nur annähernd zu beschrei-

¹ Über den Einbruch sowjetischer Truppen in Böhmen von Norden her s. Einleitende Darstellung, S. 19 f.

ben. Der einzige freudige Gedanke war die Hoffnung, dass Vati nun bald heimkommen werde, und im jugendlichen Optimismus glaubte ich in einzelnen Minuten schon wieder an das Später. Politisch unbelastet und in jeder Hinsicht mit sauberem Gewissen war mir weniger bange. Hatte doch mein Mann vielen Tschechen während seiner Dienstzeit zahlreiche Liebesdienste erwiesen, und ich kenne noch heute eine Anzahl Tschechen, ja sogar Adressen, bei denen wir freundlich, ohne Misstrauen, ohne Politik verkehrten und die damals schon (1942/44) ihre Hilfe anboten.

Bis gegen ½ 11 Uhr war es nichts als ein ungeheures Chaos. Sämtliche Strassen waren unpassierbar, da alles gedrängt war mit Menschen und Wagen, fast nur Militär. Fluteten gestern in der Mehrzahl noch Zivilisten durch, und waren es gestern noch Kolonnen, so waren es heute regellose Haufen von Infanterie, Artillerie usw., die so rasch als möglich ihr militärisches Aussehen loswerden wollten. Vor unserem Hause am Kleinen Ring staute sich alles und spielte sich ein Drama höchster Eindruckskraft ab. Hier zerstückte einer am Randstein mit aller Kraft sein Gewehr, dort schüttete ein anderer in grösster Eile seinen Tornister direkt auf die Strasse, so dass Briefe bündelweise, Zahnbürste, Rasierzeug u.a. tägliche Bedarfsartikel, die vielleicht schon in Russland waren, unbeachtet in die Gasse fielen. Die meisten trennten und rissen schnellstens ihre Schulterstücke und Rangabzeichen ab. Der Fahrer eines kleinen Wagens spannte sein Pferd aus, schüttete den Hafersack aus und liess das Tier, das ihm bisher ein guter Kamerad gewesen, laufen, d.h. stehen. Laufen konnte es nicht, es stand und schaute suchend, ab und zu wiehernd, und wusste nicht, wohin. Erst nach langer Zeit führte es ein Fleischer am letzten Zaumstücke, einem Rest des Halfters, aus dem Gedränge. Der Hafer aber wurde zertreten. Und keine 10 Meter davon «feierte» eine Gulaschkanone Abschied. Die vorhandenen Lebensmittel verschiedener Art wurden verteilt, und die Bevölkerung riss und stritt sich darum. Dann wurde auch hier das Pferd herrenlos. Zwei junge Landser fragten nach dem Wege ins Tschechische. Sie ahnten nichts von den Vorgängen wenige Kilometer von uns und wollten nur fort vom Russen, der im unmittelbaren Anrücken sein sollte. Hinter dem Hause stand auch ein Militärwagen, dessen Fahrer aber ein Muster an Ruhe war. Er mochte 35–40 Jahre sein und rüstete mit einer seltenen Bedächtigkeit und Überlegung ab. Wir beobachteten ihn seit dem frühen Morgen. Nach Sichtung seiner privaten Habseligkeiten und entsprechender «Einordnung» begann er in aller Ruhe sämtliche Riemen abzuschneiden und peinlichst aufzurollen. Dann flog das Gewehr nach Zerstörung des Schlosses in hohem Bogen den steilen Abhang über die Mauer hinab. Nun kam das Geschirr. Mit unbewegter Miene schnitt er auch hier alles Lederzeug ab und rollte es sorgfältig auf. Ich beneidete diesen Menschen ob seiner Ruhe. Schliesslich fragte ich ihn vom Fenster aus, wo er her sei, und staunte etwas, als er Neurode als seinen Heimatort nannte (17 km von uns). Nun empfand ich auch etwas Angst, dass er sich nicht doch zuviel verweile. Ich schloss, dass er heimwärts pilgern werde und fürchtete nur, dass er erwischt würde, denn gerade aus dieser Richtung nahten die Russen. Schliesslich war das Pferd abgeschirrt, schien sich jedoch kaum seiner Freiheit zu erfreuen. Es blieb stehen. Nach einem kräftigen Schluck aus der Feldflasche trat der Mann ohne Rangabzeichen, schlicht und unauffällig, ohne jedes Gepäck seinen Weg in die Hei-

mat an. Nur das fliegerblaue Tuch seines Rockes verriet den Soldaten. Ob er sein Ziel erreichte, ist fraglich.

Mittlerweile war es 9 Uhr geworden. Durch die brodelnden Strassen, ihren Dunst und Lärm ging ich nach der Milch. Es war die letzte für etliche Tage. Man fühlte sich als Betrachter einer bunten, ungemein eindrucksvollen Szenerie. Fremd war mir das vertraute Bild in diesen Stunden, von vielen bekannten Gesichtern war eine verhüllende Maske gefallen, und nun zeigte sich für Minuten eine entblösste Seele, nackt und nur selten schön. Hier griffen gierige Hände nach einem Rest im Verpflegungswagen, dort kam es fast zu einem Streit um andere so begehrte und doch so unwichtige Dinge, ohne die man doch jahrelang gelebt hatte.

Erst gegen 10 Uhr verebbte binnen wenigen Minuten das tumultartige Leben. Längst sah ich wieder von der Höhe hinab aus meinem Fenster. «Die Russen kommen!» war das Signal zur Räumung der Strassen. Sie glichen einem Tummelplatz nach tagelangem Jahrmarktstreiben. Stroh, Heu, Schmutz, Wagen, kreuz und quer stehend oder auch liegend, Waffen, Viehfutter, Tornister, kurz alles lag bunt und wüst über alle Strassen und Gehsteige. Und dieser Schwarm von aufgeregten Menschen, die, von den Ereignissen mitgerissen, nach Stunden wohl selbst kaum mehr wussten, was getrieben, gesprochen, gefühlt worden war, er verschwand in kürzester Zeit, und zurück blieb eine unendlich traurige Stille, wie sie schwersten Gewittern vorausgeht. Die Fenster schlossen sich, die Türen. Viele liessen die Vorhänge herab. Vor die Auslagen, die noch geöffnet waren, glitten die Rolläden und Gitter. In der gegenüberliegenden Häuserzeile kam aus einem Bodenfenster die erste weisse Fahne, ein Leintuch an einer Stange. Durch den sich lichtenden Menschenhaufen schritt ein ehemaliger Polizeibeamter im dunklen Zivilanzug. Die letzten Soldaten, z.T. schon mit Zivilkleidungsstücken angetan, verliessen die Stadt an den Ausfallstrassen zum grossen Marsch in die «Heimat» – ins unendliche Land des Ostens.

Vom Rathausturm schlug es ½ 11 Uhr, als das letzte Leben erloschen war. Nicht einmal ein Tier liess sich blicken, es schien aller Atem erstorben. Wir waren herrenlos, vogelfrei geworden.

Ob es mittag geläutet hat, weiss ich heute nicht mehr. Aber wenige Minuten vor 1/21 Uhr – meine Schwägerin stand gerade neben mir beim Fenster und verkrampfte bei dem Anblick zutiefst erschrocken die Hände – ritten die ersten Russen bei uns vorbei zum Ringplätz hinauf. Der mittlere hatte zur gelbgrünen Uniformbluse rote Hosen und eine rote Mütze. Alle drei waren ausgesprochen mongolische Typen, gelb, narbig im Gesicht, schief die Augen, breit im Wuchs, und das Bild, das sie boten, könnte ein Ausschnitt aus einem Gemälde «Mongolensturm» sein. Die Hetzpeitsche kreiste über dem Pferdekopf, die Haltung vornübergebeugt, so trieben sie mit den Sporen die Tiere zum schnellsten Lauf bergan. Aber wie der Spuk gekommen, verschwand er wieder. Der Hufschlag verhallte, und wieder war alles nur Kulisse.

Wenige Minuten später klebten gegenüber, wie von Geisterhand getan, weisse, mittelgrosse Plakate an den Türen. Einige Waghalsige huschten hinaus und lasen. Aufgeteilt in einzelne Punkte war der Inhalt etwa der: Alle Mitglieder von Partei, SA, SS, . . . müs-

sen binnen 48 Stunden alle Radioapparate und Fotoapparate abgeben am Bürgermeisteramt. (Dieses Gebot wurde einige Stunden danach mittels Lautsprecher auf alle Deutschen ausgedehnt.) Alle Waffen und Munition sind am bezeichneten Sammelplatz abzugeben. Sperrzeit (Ausgehverbot) für Deutsche von 7 Uhr abends bis 5 Uhr früh. Plünderungen jeder Art, auch durch russisches Militär, verboten.

Nach dem, was uns bisher bekannt war, hatten wir die ersten Punkte ja erwartet. Der letzte Punkt war ein Hoffnungsschimmer – freilich ein recht trügerischer. Durch Lautsprecher wurde die sofortige Reinigung der Strassen befohlen durch die Anrainer. Meist ältere Jahrgänge griffen an, und so schnell war die Stadt wohl noch nie gesäubert worden. Die Wagen schob man zusammen, der Verkehr war «freigegeben». In Windeseile zogen sich alle wieder in die Häuser zurück.

Und nun begann das zweite Drama dieses Tages: die Besetzung. Eine Tragödie war es, in der die Handlung machtvoll anwuchs zum Orkan, der Leichen und Trümmer zurückliess.

Aus dem ehemaligen Ostarbeiterlager, hinter dem Friedhof, dessen Baracken von Polen, Gefangenen beiderlei Geschlechts, besiedelt waren, strömte eine johlende Menge zur Stadt. Wie sich später herausstellte, war ihr erstes Ziel das Lagerhaus beim Bahnhof, wo sie in den verwüsteten Lebensmitteln buchstäblich gewatet sind. Hier gab es auch noch etwas Alkoholisches, und so war die nötige Stimmung zum Marsch in die Stadt bald da. Dann verteilten sie sich in kleinere Trupps und zogen zu den einzelnen Geschäften. Ein Textilladen am Ringplatz war der Anfang. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, kurz nach 1 Uhr mittags war es dort geschafft. Was zurückblieb, war ein Haufen Scherben, zerbrochene Möbel, zerfetzte Stoffreste und Warenreste. Die Polinnen, die in ihrer Aufmachung bisher kaum von der deutschen Bevölkerung unterschieden waren (begrifflich, denn neben einer grossen Anzahl Ostarbeiter waren sie ja meist bei den Bauern verdingt), zeigten wieder ihr typisches Gesicht: das Haar fettig, glänzend, kurz onduliert, die Kleider kurz, z.T. feinste (gestohlene) Ware, meist direkt ordinär und unangenehm aufdringlich.

Als endlich eine grössere Abteilung russischer Soldaten einzog, hängten sie sich bei ihnen ein und animierten sie zum Plündern. Unwillkürlich kam einem Schillers Wort in den Sinn: «Da werden Weiber zu Hyänen!»

Ich hatte die Fenster geschlossen und beobachtete hinter den Stores die Vorgänge. Die Kinder schliefen in Ruhe. Zum Essen brauchte ich an diesem Tage nichts. Bald wurde es auch im Hause lebhafter. Wir gondelten zwischen Wohnung und Laden hin und her. Gegen 3 Uhr beehrte auch bei uns ein Russe, an jedem Arm eine Polin, Einlass. Er schien nicht unmenschlich zu sein. Papa öffnete die Gitter, die Mädchen schäkerten. Es entspann sich etwa folgendes Gespräch, wobei Papa in äusserster Ruhe der Kaufmann blieb: «Womit kann ich dienen?» – «Haben Du Wodka?» – Ein Blick des Nichtverstehens. – «Schnaabs?» – «Nein. Kein Schluck, schon lange nicht mehr!» Dazu jeweils die entsprechende Geste. Wir standen abwartend im Hintergrund. Aber der Junge packte seine zwei Schönen wieder und führte sie ruhig wieder hinaus. (Hier muss ich bemerken, dass mein Schwiegervater über die ganzen Jahre vielen Deutschen und ebensovilen Ausländern – Tschechen, Polen usw. – oft Waren ohne Punkte verkauft hatte und bei

uns daher von dieser Seite nicht geplündert wurde. Auch bei Tante R. kehrte der russische Ostarbeiter, ein 18jähriger Bursche, immer wieder zurück, half auch immer wieder und bewahrte sie vor Plünderung und Raub, trotzdem der Russe etliche Male bei ihr ausgiebige Besuche empfing. Ja, in der grössten Notzeit brachte er sogar Brot.)

Für uns wurde die Lage erst bedrohlich, als der eigentliche russische Einmarsch begann. Von einem höheren Offizier oder einer ordentlichen Macht war bis jetzt noch nichts zu sehen. Gegen ½ 4 Uhr hatte sich vor unserem Geschäft eine ziemliche Menge russischer Soldaten angesammelt, die das Öffnen des Gitters verlangten. Und damals waren wir noch so dumm, dass wir auf das «Verbot des Plünderns» und unser gutes Gewissen bauten. (Die Plünderungen bei den anderen waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu unserer Kenntnis gelangt.) So rannte ich durch die Hintertüre ab und über den Wehgang, vorbei an der Schule, dem gewesenen Lazarett, hinaus zum Bürgermeisteramt. Dort traf ich eine Anzahl deutscher Männer, unter ihnen den zweiten Bürgermeister, da der erste etliche Monate vorher eingezogen worden war, aber keinen Russen. Noch ehe ich berichten konnte, zeigten sie auf meine Armbanduhr. «Geben Sie sie schnell herunter! Ist direkt ein Wunder, dass Sie damit bis hierherkamen!» Jetzt erst bemerkte auch ich meinen Fehler und nestelte sie rasch ab. Sie war so klein, dass ich sie leicht in der Hand verbergen konnte. Auf meine Bitte um Hilfe wegen der bevorstehenden Plünderung hatte man nur ein ratloses Achselzucken und den Trost, dass gegen 7 Uhr abends die verantwortlichen Offiziere eintreffen sollten. Also mein Vorsatz: Hinziehen bis zu dieser Zeit! Bald war ich meinen Weg wieder zurück. Die Bedränger hatten sich vermehrt. Wir öffneten die Ladentüre und versuchten ihnen durch das Gitter hindurch klarzumachen, dass Plündern doch verboten sei. Sie schüttelten nur den Kopf und wurden immer stürmischer. Schliesslich steckte ein furchtbar hässlicher pockennarbiger Kerl seine Maschinenpistole durchs Gitter und drohte zu schießen. Er schien betrunken, und ich werde seine Visage nie vergessen. Trotzdem gelang es uns noch, die Meute bis gegen ½ 6 Uhr zurückzuhalten. Während dieser Zeit zog schon ein Strom der siegreichen Armee durch, mit ärmlichen Panjewägelchen, auf deren Sitzbrettern Matratzen lagen, mit US-Autos, vor deren Fenster man Teppichstücke gehängt hatte. Fast auf jedem Fahrzeug lag Plündergut, vom Schifferklavier bis zum Regenschirm, den einer in der warmen Sonne aufgespannt hatte und mit sichtlicher Freude auf- und zuklappte. Mittlerweile war aber der Haufen vor unserer Türe so angewachsen, dass der Durchzug stockte und wir uns in unser Schicksal ergeben mussten. Mit Kolbenhieben und aller Kraft gelang es ihnen, das Gitter so weit zu schieben, dass es für sie den Eingang frei gab. Ein wüster Strom bahnte sich seinen Weg mit Ellbogen und Tritten in den Laden. Wir flohen durch die Hintertüre in den Hausflur, verschlossen sie von aussen und bangten und lauschten auf den rasenden Tumult, der drinnen ausgebrochen war. Nur Papa war drinnen geblieben. Meine kleine Schwägerin, damals 17 Jahre, schrie laut nach Papa. Sie gefährdete uns alle, denn unser Trachten musste jetzt dahin gehen, die Plünderer auf den Laden zu beschränken. War doch im Rückteil des Erdgeschosses noch ein grosses Lager mit Ware, und auch in den Wohnungen bargen sich viele wertvolle Dinge. Dazu die andere Angst:

Wir waren 3 junge Weiblichkeiten im Hause. In ihrer wahnsinnigen Erregung rannte das Mädchen dann hinten beim Hofe hinaus, umlief das Viertel und strömte mit den Russen in den Laden, wo wir sie glücklich hinten wieder in Empfang nehmen konnten. Als der Lärm wieder anschwellte, eilte ich hinauf zu meinen Kindern, die während der ganzen Zeit ruhig gespielt hatten. Ich liess den Vorhang des auf den Flur führenden Küchenfensters hinab und schloss mich mit den Kindern im Zimmer ein, wo ich alles daran setzte, sie gänzlich geräuschlos zu halten. So hoffte ich, bei einer eventuellen Überumpelung einem russischen Besuche zu entgehen.

Einmal war der Krach auch im Hause. Wie ich später hörte, waren doch einige Russen bis in den Flur gelangt, der aber nur von dem kleinen, Tag und Nacht brennenden Glühlämpchen unter dem Marienbild schwach erhellt war. So zogen sie sich wieder an den ergebigeren Ort zurück. Wohlverborgen am Fenster sah ich die Plünderer aus dem Geschäft kommen. Ganze Ballen Tuch luden sie auf ihre Wägelchen, Schirme, Mäntel, Hemden usw. Das Herz im Leibe hätte es einem umdrehen mögen, wie all die wertvolle Ware so herumgeworfen wurde.

Erst als es ruhiger geworden war, ging ich hinunter.

Unterdessen riss auch der Durchzug ab. Militär beherrschte bereits das Strassenbild. Zivilisten waren nur Fremdarbeiter und ehemalige Gefangene. Was sich dann auf der Strasse abspielte, weiss ich nicht. Ich hatte zu tun, den Anblick dieser Stätte der Verwüstung zu verdauen.

Ein Teil der wandhohen Regale im Laden war umgekippt, alle Schübe aufgerissen, die gläserne Türfüllung vollkommen eingeschlagen, alle Kartons geöffnet. In diesem Trümmerhaufen lagen die Warenreste bunt durcheinander, und Papa stand ohne Rode und erschöpft da. Seinen Rock hatte man ihm ausgezogen, und damit war auch die Brieftasche, die er in der inneren Brusttasche stets bei sich trug, mit wertvollen Dokumenten, darunter den Gewerbeschein, und einer grossen Geldsumme verschwunden. Er hatte die Plünderung wenigstens ohne körperliche Misshandlung überstanden.

Draussen sanken bereits die ersten Schatten der Dämmerung, und fast alle Häuser, auch wir, hatten weiss gehisst. Eine grössere Anzahl besass sogar schon die weiss-rot-blauen tschechischen Fahnen. Sogar zwei rote Fahnen mit Hammer und Sichel blähten sich im leichten Winde.

Wir gingen ans Aufräumen. Papa vernagelte die Türfüllung mit rohen Brettern, und im Scheine einer schwachen Glühbirne suchten wir den Haufen nach noch erhaltengebliebenen Sachen durch. Fertige Wäsche und Konfektion sowie der grösste Teil guter Stoffe fehlte so ziemlich ganz. Fast restlos waren die Ballen Handtuchstoffe noch da; ebenso die steifen Herrenkragen, Wischhadern, Wolle usw., wenn auch alles in einem wüsten Zustand. Selbstverständlich fand sich auch von der anderen Ware noch ein oder das andere Stück, das im Eifer des Gefechtes einfach herunter- und herausgerissen worden und unter den Füissen verschwunden war. Etwa 150 «Stürmer»¹ hatten sich wohl dauernd im Laden befunden, und ein Teil sorgte nur für das Aufräumen, ohne besonderes Interesse, nur aus Zerstörungslust.

Im kaum beleuchteten Hausflur klaubten wir das «Strandgut» aus. Zum Überlegen war noch keine Zeit gewesen. Dabei erzählte Papa eine Episode in verhaltener Erregung von vorhin:

Ein Russe hatte in einem Karton Damenseidenwäsche gefunden und zog ein zartes, rosa Höschen heraus, hob es über die Köpfe der anderen, um es dann nach allen Seiten ratlos zu drehen. (Die Höschen wurden damals nur ohne Gummilitze geliefert!) Schliesslich fragte er den in der Nähe eingekleiteten Papa durch Gebärde und Kauderwelsch, was und wozu das sei! Und Papa hat ihn anscheinend schlecht beraten, denn er äusserte sich dann wörtlich bei uns: «Dem werd ich uff de Nose binda, ob das Ding on de Nose oder a A . . . gehört, der uffgeblosene Sowjetstöpsel!» Aber dieser Nachsatz war zuviel; trotz der so bitteren Situation platzte ich mit dem Lachen heraus, steckte die Schwägerin an, und auch über Muttis verhärmtes Gesicht huschte ein Lächeln. Ich aber bekam dann Schelte, weil ich «über alles hächer»¹.

Gegen 10 Uhr verschlossen wir sorgfältig die hintere Ladentüre und hofften, dass uns der Herrgott die Nacht über behüten möge.

Am Graben unten sprangen Mädchen in die Steine (Fluss) vor den Russen, andere versteckten sich in den Kohlen in den Schuppen. Am anderen Tage wurden eine Anzahl Frauen aller Altersstufen, darunter Mädchen mit 13 Jahren samt der Mutter ins Spital geschafft.

Und ein klarer Himmel spannte sich im tiefen Dunkel über gepeinigta Menschen.

10. Mai: Furchtbare Dinge, die oft erst nach Tagen bekannt wurden, haben sich in dieser Nacht ereignet. Die Plünderungen in Stadt und Land dauerten an, und uns rettete wohl nur der zerstörte Laden vor einem Wohnungsbesuch.

In einer Stadtrandsiedlung haben die Russen um Mitternacht alle Frauen aus den Betten geholt, in Nachthemden in einem grösseren Raume zusammengetrieben und dort stundenlang festgehalten, während sich die ranghöheren jeweils die passenden, meist die stärkeren Frauen heraussuchten und im Nebenraum missbrauchten. Darunter war auch eine Frau, die ein Kind erwartete. Als sich etliche Nächte später das Drama wiederholte, verbrachte diese Frau etliche Stunden unter einer Badewanne am Boden.

Jede erreichbare Uhr war fort.

In Kaltwasser fanden die Russen in einem Anwesen eine verpackte SS-Uniform, was den Bauer sofort das Leben kostete.

Ein Bauer, der sich vor eine gefährdete Frau stellte, wurde niedergeknallt. Auch die Patienten des Krankenhauses wurden ihrer Habe beraubt. Auf offener Strasse wurden Passanten die ihnen gerade zusagenden Kleidungsstücke ausgezogen.

Die ersten Verzweifelten legten Hand an sich.

Man denkt unwillkürlich an Grimmelshausens «Simplizissimus»: Je nach Bedarf wird einfach geschlachtet, z.T. am Spiess gebraten.

Dann gibt der Lautsprecher in regelmässigen Abständen einen Befehl nach dem anderen durch:

Alle Deutschen tragen sofort weisse Armbinden.

¹ lache.

Binnen elf Stunden müssen alle deutschen Firmenanschriften verschwinden (Pana brauchte Stunden, um die erhabene Schrift „Kaufhaus“ mit Hammer und Stemmeisen abzuklopfen). Glasschilder wurden einfach eingeschlagen. Nur der Name durfte bleiben.

Deutsche Firmenstempel ab sofort verboten.

Am Bürgermeisteramt fand sich der rote «Národní Výbor» (Nationalausschuss) als regierende Körperschaft zusammen. Ihr gehörten jene Tschechen an, die während der ganzen Jahre in selbständiger oder abhängiger Stellung in Braunau sesshaft waren und dadurch alles gut kannten (z.B. Schuster H» Dentist S., Herr D. usw.). Aus ihrer Mitte wurde Herr Roman W. als Bürgermeister gewählt. Zur Ehre dieser Männer muss gesagt werden, dass keiner von blinden Hassgedanken geleitet an Rache dachte. Sie handelten so, wie sie es vor jedem verantworten konnten, ehrlich, loyal und nach bestem Können gerecht. Dieser Ausschuss weckte in uns auch die Hoffnung, dass eine Zusammenfassung im tschechischen Staatsverbände möglich und gut sei.

Gegen Abend kamen die ersten Gerüchte über Heimkehr von Angehörigen. So warteten auch wir, der Schwager sollte ja bei Prag stecken.

11. Mai: Für einige Stunden hatte ich eine recht sonderbare Unterhaltung. Ich beobachtete den Abzug der Polen. Mittags zog ein grösserer Haufen sauber und fein hergerichteter Polen und Polinnen bei uns vorbei, besah sich nochmal eingehend die Auslagen und unterhielt sich laut und aufgeregt. Dann kam ein Fuhrwerk, das irgendeinem Bauern entführt worden war und auf dem die (geklauten) Schätze von etwa 12 bis 15 Leuten waren. Nach vielem Hin und Her sollte eine Aufnahme [als] eine Erinnerung an den Auszug in die Heimat [gemacht] werden. Diese Aufnahme dauerte aber eine halbe Stunde, und trotz des Ernstes mussten wir lachen. Erst die kunstvolle Aufstellung und dann der weit schwerere Teil, das Knipsen! Drei oder vier Apparate, soweit ersichtlich, verschiedene, standen zur Verfügung. Aber was nützt die beste Maschine, wenn man ihre Bedienung nicht kennt! Es klappte einfach nicht. Ich glaube, es war eine einfache Box zu 5 Mark, mit der dann endlich das Kunststück gelang. Die Frauen waren geschmückt mit Goldketten und Ringen wie Fürstinnen, und dieser echte Schmuck bildete einen ziemlichen Kontrast zum fetten Haar, den Himmelfahrtsnasen und dem meist ordinären Gebaren der Trägerinnen.

Als der Wagen dann abgefahren war, stand ein einsamer Pole mit einem Sack über der Schulter da. Es war etwa 1 Uhr mittags. Kam nun irgendein Deutscher, ob Mann oder Frau daher, ging er hin, erleichterte ihn um sein Geld, seinen Schmuck und auch um evtl. gute Kleidung. Einem jüngeren Mann gab er grossmütig von einem höheren Geldbetrag sogar noch eine kleine Banknote zurück. Gegen 4 Uhr hatte der Kunde auf einem Strassenstück von etwa 100 m Länge seinen Sack fast voll gebracht. Geschäftstüchtig!

Wir haben in diesen Tagen unser Haus zu einer kleinen Festung gestaltet, deren Verlassen nicht ohne Abmeldung geschah. Die hintere Ladentüre wurde verbaut. Der zweite Eingang war der Weg über den Hof durch die Hintertüre auf den Wehgang. Der

Hof wurde gegen diesen von einer aussen etwa 2 m hohen Mauer abgeschlossen, während der Hof selbst tiefer lag. So stellten wir innen an die Mauer allerlei Gerümpel so auf, dass jeder kühne Springer unweigerlich Knochenbrüche erlitten hätte. Die eiserne Klinke der Hintertüre wurde mit einem eingekerbten Pfosten unbeweglich abgestützt, und selbstverständlich war sie immer zu. Mit Holzstössen verbauten wir die Magazinfenster.

Abends wurde dann die schwere Haustüre, deren Glasfüllung vergittert war, mit etwa 1 m langen Holzklötzen mit der Hacke verkeilt. So hofften wir, vor Überraschungen sicher zu sein. Es gelang.

Das Haus verliess in den ersten Tagen nur Papa, der die Milch holte. Die Milchhalle war auch der einzige Laden, der offen hatte. Der gesamte andere Betrieb einschliesslich Post und Bahn war stillgelegt.

13. Mai: Zum ersten Male war ich wieder im Garten. Dort wurde unser Nachbar auch sehr schwer heimgesucht. Er sollte Offiziere zur Einquartierung erhalten, die für 7 Uhr abends angesagt waren. Als es also um diese Zeit klingelte, öffnete er arglos, und etwa 12 russische Soldaten stürzten herein. Da unten alles verschlossen war, ging es hinauf in seine Wohnung, wo sich ein Soldat in eindeutiger Weise seiner 57jährigen Gattin näherte. In letzter Not sprang diese aus dem Fenster des ersten Stockes auf die Strasse und blieb mit beiderseitigen schweren Beinbrüchen liegen. – Zehn Wochen Krankenhaus und dann mühsames Gehen an zwei Stöcken, nur einige Meter weit, war die Folge dieses Sturzes.

In der Nacht wurde der Bretterverschlag bei der Ladentüre eingeschlagen. Scheinbar sah man dann die Aussichtslosigkeit ein.

14. Mai: Nachmittags versuchen Polen nochmals eine ergebnislose Plünderung, greifen dabei Papa an, der aber glimpflich davonkommt.

Das Kloster¹ soll nun auch von Russen zum Teil geplündert worden sein. Zum ersten Male ist wieder die Strassenbeleuchtung voll eingeschaltet. Und ein Trostgerücht: Tschechische Gendarmerie soll da sein! Wir hoffen auf Ordnung und Ende des Faustrechtes.

15. Mai: Es stimmt. Nach soviel Jahren sah ich wieder bei uns das Graugrün ihrer Uniform mit den roten Aufschlägen. Sie standen mit einem Autobus beim Stadthotel. In der gesamten Bevölkerung wird es wesentlich ruhiger. Wir haben wieder eine Obrigkeit und erhoffen Gerechtigkeit.

In der ersten Woche nach dem Ende kehrte der grösste Teil der in den letzten Tagen Geflüchteten zurück. Aber wie? Barfuss, krank, elend, zermürbt, ausgeplündert. Die Bilder des Elends wollen kein Ende nehmen.

Der Flieder blüht, und die Menschen haben den besten Willen zur Zusammenarbeit, eine unendlich grosse Sehnsucht nach Ruhe und Frieden.

17. Mai: Die ersten Plakate mit tschechischer Unterschrift fordern nochmals die allgemeine Abgabe von Radio und Fotoapparaten gegen Aushändigung einer Abgabebescheinigung und von Männerkleidung zur Einkleidung der ehemaligen russischen Kriegsgefangenen.

Unser Gerät «Empo major» verschwindet unter einer Decke und ähnelt etwas einer Nähmaschine. Die Fotoapparate wandern auf Dachbalken. Ein Auszug für ein 14-15jäh-

¹ Benediktinerstift.

riges Bürschchen geht zur Sammelstelle. Auf diesem Wege hole ich gleich Pflanzen mit in der Gärtnerei! Ihr gegenüber liegt das ehemalige Landratsamt, wo jetzt die SNB, die gefürchtete Partisanensoldateska, residiert, und ihm anschliessend das einstige Wehrmeldeamt. Auf diesem Schauplatz nun erlebe ich wieder etwas Grauenhaftes.

Der Eingang von Landratsamt fällt vom Gartentor bis zum Portal etwas ab; dort müht sich also ein Deutscher, ein volles Benzinfass zum Gartentore hochzurollen, ist es jedoch nicht imstande. Hinter ihm eine Anzahl SNB-Leute, die ihn mit allem, was sie gerade haben, schlagen. Ich eile in die Gärtnerei, solche Szenen sind heisses Pflaster, denn helfen ist da unmöglich. Dort muss ich warten, wie etliche andere. Nach einer Weile treiben sie den Mann, einen ehemaligen Postbeamten, auf die Strasse. Er ist nur noch im Hemd, hat hervorgequollene Augen. Mit langen, mehrstriemigen Lederpeitschen wird er zum Wehrmeldeamt getrieben. Seine Schreie sind tierisch, aus den Augen spricht keine Seele mehr. Der Zusammengebrochene wird mit Hieben wieder aufgejagt, dann muss schon ein Eimer Wasser helfen. Schliesslich bleibt er – vielleicht noch lebend – im Hofe des Wehrmeldeamtes liegen. Unvergesslich! Einer von vielen!

19. Mai: Alles Benzin muss abgeliefert werden. Samstagnachmittag: Es pfeift vom Wehrgang. Mein Schwager ist da. Ein dunkelbraunes Hemd, kurze, hellbraune, geflickte Hose, braungebrannt, auf einer komischen Mütze den Sowjetstern, so hat er sich durchgebracht. Für die Eltern eine Freude, ein Trost in dieser schweren Zeit.

20. Mai: Muttertag. Die Empfindungen sind unbeschreiblich. Ich gehe zur hl. Kommunion. Das Ausgehverbot wird von 21–5 Uhr festgesetzt. Einzelne Betriebe arbeiten wieder, so dass eine Verlängerung am Abend nötig war.

21. Mai: Lebensmittel gibt es keine, Brot nur beim Stammbäcker durch die Hintertüre, solange der Mehlvorrat reicht.

Armbinden müssen gegen Entrichtung von 1 RM gestempelt werden.

23. Mai: Erneute letzte Aufforderung zur Waffenabgabe! Lässt mich kalt, denn ich will nicht, dass mit deutschen Privatwaffen deutsche Zivilisten ermordet werden. (Messer ab 10 cm Klingenlänge gelten auch als Waffen.)

25. Mai: Als parteilich vollkommen unbelastet erhalte ich bis zur endgültigen Einreihung die rote Armbinde, trage sie jedoch genau einmal. Ich schäme mich des Vorrugs, komme mir vor wie eine nationale Verräterin. Ich bin Deutsche und bleibe es!

Der Národní Výbor wird langsam abgebaut und die guten menschlichen Tschechen durch fremdes Partisanenvolk ersetzt. Der Bogen strafft sich. Die alten Lebensmittelkarten werden durch neue nicht ersetzt. Die tägliche Milchzuteilung für Kinder wird auf ¼ Liter herabgesetzt.

29. Mai: Alle zwei Stunden ertönt am Ringplatz der Lautsprecher mit neuesten Ver- und Geboten. Heute z.B. forderte er alle zu einer Kundgebung am Ring um 6 Uhr abends auf. Sie dauerte nicht lange und lautete etwa so: «Morgen früh, 30. Mai, um 5.30 muss Stadtteil I mit 25 kg Gepäck je Person bei der Ottendorfer Strasse zum Abmarsch versammelt sein.»

Kurz, aber ihr Inhalt war von grausamer Wirkung. Es hiess fort in eine ungewisse Zukunft mit 25 kg Gepäck und in nicht mal 12 Stunden. Wir waren Stadtteil I. Also heim und packen!

Um 19 Uhr kam dann die Abgrenzung von Stadtteil I durch. Die Räumung der gesamten Stadt sollte in 5 Teilen und Tagen durchgeführt sein. So gehörten wir nun zu Stadtteil II; das bedeutete 24 Stunden Aufschub.

Noch vor der Sperrstunde setzte in verschiedenen Stadtteilen eine stundenlange wüste Schiesserei ein. Ein Deutscher hätte einen Tschechen erschossen. Wahrheit: Ein betrunkenen Tscheche freute sich über das Knallen seines Schiessesens.

Die Anordnung dieses Tages war sogar dem Himmel zuviel. Ein starker Schlossenfall, verbunden mit Hochwasser, veranlasste die Feuerwehr zum Eingreifen.

30. Mai: Um 5 bin ich beim Fenster. Da rumpelt eine traurige Karawane zum Niedertor hinunter. Kind und Greise, Arme und Reiche sind gleich geworden – Heimatlose, Bettler, Vieh. Manches bekannte Gesicht ist darunter, verweint oder Steinhart oder gleichgültig. Morgen sind wir dran! Ich habe bis $\frac{1}{4}$ 4 Uhr früh gepackt und geräumt, um nichts zu überstürzen.

Der «Abendfunk» um 19 Uhr widerruft den Räumungsbefehl für Stadtteil II und III bis auf Weiteres und verlangt Einholen einer Aufenthaltsgenehmigung, die wir ohne Schwierigkeiten erhalten. Wie es dazu kam, wurde Tage später erst bekannt, als etliche Aussiedler wiederkamen.

Die Karawane wurde damals bei der Pollak-Fabrik gründlich durchsucht und erleichtert. Junge Leute verlor man auf Lastautos, und sie gingen ab ins Landesinnere zur Arbeit. Die anderen trieb man nach Tuntschendorf, wo sie über die Grenze sollten. Doch der Russe liess sie nicht hinüber. Um aber alles spannender zu machen, genehmigte man, dass von jeder Familie eine Person nach Braunau dürfe, zwecks Erhalt einer Bescheinigung, mit der sie dann die Seinen abholen könne. So kam es, dass viele tagelang im Freien oder Scheunen kampierten, mehrere Kinder starben (Maul- und Klauenseuche in dem Dorfe!), andere erkrankten. Ein kleiner Teil kam nur nach Schlesien, der andere Teil kehrte am Samstag (2. Juni) wieder ganz erschöpft zurück zu Bekannten und Verwandten, wenn das Heim mittlerweile versiegelt worden war, oder in ausgeplünderte Wohnungen.

Jene Betriebe, in denen ein Tscheche tätig gewesen war, öffnen langsam wieder, und zwar übernahm der Tscheche als Národní Správce, das ist nationaler Verwalter, den gesamten Besitz, der nun Staatseigentum war; wobei der deutsche Besitzer je nach Belieben des Správce als Arbeiter mitarbeiten oder weiter wohnen durfte oder in längerer oder kürzerer Zeit (z.B. 10 Minuten) mit mehr oder weniger Gepäck auf die Strasse flog. Die meisten dieser ersten Verwalter benahmen sich jedoch zu ihren einstigen Chefs einwandfrei und halfen oft in den verschiedenen kritischen Tagen (Namen bekannt).

In der letzten Maiwoche musste mein Schwiegervater mit vielen anderen Männern Panzersperren bei Politz beseitigen. Einen Tag sollte es gehen, und dabei blieben sie von Donnerstag bis Samstag. Übernachtung in einem Gasthaussaal, Verpflegung: schwarzer

Kaffee, etwas Suppe, Brot. Früh und abends antreten und der starke Ruf: «Wir danken unserem Führer!» Papa zog sich bei dieser Arbeit eine Verletzung am Schienbein zu, die bald eiterte, so dass er am 4. Juni dann zum Arzt musste; die Sache zog sich wochenlang hin.

Juni 1945

Bis 31. Mai mussten alle alt-reichsdeutschen Staatsangehörigen das tschechische Gebiet verlassen. Am Abend des 1. Juni setzte gegenüber unserem Hause eine wüste Schiesserei ein gegen Wand und Fenster. Bis in den zweiten Stock hinauf waren die Scheiben zerschossen, die Hauswand wies ein Loch am anderen auf, und die Dachrinne war ein Sieb. Ich hängte an die geöffneten Innenfenster des Schlafzimmers Decken als Splitterschutz, da ich die schlafenden Kinder nicht gefährdet wissen wollte. Zum Glück hörte es nach einem Besuche etlicher SNB-Leute im Hause auf. Grund dieser Szene: Ein alter reichsdeutscher Pensionist, der in dem Hause Wohnung hatte, war noch nicht fort.

2. Juni: Statt Magermilch wird Buttermilch ausgegeben. Und – welche Freude – Brotkarten! Eigentlich Kärtchen nur, ähnlich den Eintrittskarten! Je Person 2 kg Brot! Nach mehr als 3 Wochen!

4. Juni: Es gewittert!

Die Milchhalle wird an eine Tschechin, die bereits früher in Braunau war, übergeben.

6. . Juni: Ab 2 Uhr nachts ziehen in endlosen Kolonnen die Russen durch; angeblich 12'000. Es dauert bis 2 Uhr mittags. Das Gerücht sagt, dass sie hinter die Oder zurücksollen.

Dieser Durchmarsch ist so grundverschieden von einem Marsche unserer einstigen Wehrmacht, dass er festgehalten zu werden verdient. Der russische Soldat marschiert in dichtgeschlossenen Blocks, in Vierer- oder Fünferreihen, mit leicht abgewinkelten Armen, wodurch die Armbewegung etwas Steifes, Unpersönliches wird, stramm vorgewölbter Brust und auswärts winkelnden Knien. Der straffe Tritt unserer Kompanien fehlt, doch steckt auch in ihm eine völlig einheitliche Bewegung. Ganz neuartig war der Marschgesang. Der Vielfalt und dem Melodienreichtum unserer Soldatenlieder stand eine geringe Anzahl russischer gegenüber, in deren Weise sich ihre Heimat, die unendliche Weite des Ostens und die schwermütige Einsamkeit spiegelten. Ein Lied brachte mich in Verbindung mit dem Anblick immer zum Lächeln. Ich nannte es das Prozessionslied. Ein Flügelmann, der sich durch besonders kräftige Stimme auszeichnen musste, sang zwei oder vier Zeilen vor. Man bedenke, dass er den Lärm der marschierenden Kolonne und der Strasse übertönen musste! Sein Gesicht war puterrot, sein Hals vor Anstrengung dick. Den Refrain sangen dann alle. Einmal erlebte ich dieses Schauspiel bei einer Kolonne bewaffneter Weiblichkeit. Für unsere Begriffe ist das völlig fremd und unsoldatisch. Zum russischen Soldaten passt es.

Nach etlichen kleineren Kolonnen kam dann eine lange Abteilung Panjewägelchen, deren zottelige Pferdchen zwischen zwei Deichseln laufen, die über dem Kopf durch einen Bogen verbunden sind. Schläfrig und gleichgültig sass der Kutscher auf seinem harten Brett. Die meisten Wägelchen hatten eine Sense mit, auf etlichen lag noch frisch

gemähtes Gras. An einer grossen Menge dieser Gespanne waren rückwärts 1-8 Pferde gekoppelt, Beutegut aus bäuerlichen Ställen, das mitging nach Osten. Sanitätsfahrzeuge gab es keine. Hin und wieder hatte einer am Schlusse einer Kolonne eine Rot-Kreuz-Tasche um. Das war auch alles. Während des endlosen Marsches spielten auch etwa 4 Kapellen der Militärmusik. Autos waren durchwegs amerikanischen Ursprungs. Am schlimmsten erging es ihnen bergab mit den Geschützen. Alle russischen Fahrzeuge, Panjewagen wie Kanonen, sind ohne Bremse. Kleine Gefährte bremsen sie daher mit einer eingeklemmten Stange, die ans Rad gedrückt schleift. Bei den schweren Fahrzeugen hängten sich 6-8 und mehr Männer hinten als Bremsklotz an. Das beste Idyll dieser vielfältigen Eindrücke war zweifellos die Rinderherde, die, wenn auch nicht im Gleichschritt, so doch im gleichen Tempo, mitten im Zuge mitgetrieben wurde. Der Russe scheint ein sehr starker Fleischesser zu sein und nahm so seine erbeutete Verpflegung am einfachsten mit. Die Gulaschkanonen, sehr primitiv gebaute zweirädrige Karren, hatten jeweils einen Anhänger mit Lebensmitteln. Auf zweien davon schliefen trotz Katzenkopfpflaster junge Russinnen, anscheinend stark übermüdet.

Als nach 2 Uhr mittags der letzte Trupp vorbei war, hätte die Strasse starken Windes zur Entlüftung bedurft. In der brütenden Hitze vermischte sich der Geruch der tierischen Exkreme mit der Ausdünstung der Menschen zu einem beklemmenden Gestank. Kuhfladen lagen auf der Strasse wie auf der Weide, und Stunden dauerte die Reinigung.

7. Juni: Es gibt neue Lebensmittelkarten! Deutsche erhalten für vier Wochen: 6'100 g Brot, 300 g Nährmittel, 125 g Kaffee, 575 g Margarine. Antifaschisten erhalten die Tschechenkarten mit wesentlich höheren Zuteilungen, vor allem Fleisch, Eiern, Milch. Nur Kinder bis zu 6 Jahren bekommen Butter.

Da ich hörte, dass für Tschechen nun wieder normale Postverbindung sei, versuche ich mein Glück und schreibe heim, nachdem mein Besuch gegangen. Sch. war hier, die bei Saaz als Lehrerin tätig war. Hat sich tapfer gehalten. Sie hatte den weiten Weg zu Fuss oder im Flüchtlingstreck zurückgelegt mit ausgiebigen Umwegen, sah braun und frisch aus.

Liebe Eltern!

Braunau, 7.6.1945.

Da Post von – an Tschechen befördert werden soll, versuche ich heute so mein Glück, um Euch endlich wieder mal eine Nachricht zukommen zu lassen. Von Euch bin ich seit 28. 3. ohne jede Zeile, Ihr werdet hoffentlich meine Aprilpost noch bekommen haben.

Wie steht es bei Euch? Lebt Ihr noch alle samt Eurer Habe? – Und meiner? Ich habe von H. weiterhin nichts [gehört]. F. ist seit 18.5. (Samstag), da, nachdem er am 3.5. von der Wehrmacht entlassen worden war. Er kam wie ein Walzbruder, will über Saaz (von Prag aus) Karlsbad, Erzgebirge, Dresden, Turnau, Trautenau gekommen sein. Vorgehern kam Sch. ebenfalls zu Fuss an, war seit 19. 5. von Saaz aus unterwegs über Brüx, Aussig, Zittau. Auch durchgefochten! Und hier: Nun haben wir sehr, sehr schwere Stunden hinter uns seit 9.5. mittags. Doch sind wir, d.h. die Kleinen und ich, noch ohne jeden Schaden und gesund bisher.

Unten wurde schwer geplündert gleich am 9. 5.» und viel anderes Schweres ereignete sich in Stadt und Land und hält noch an. Heute zogen knapp nach Mitternacht ständig Russen durch, die an die Oder zurückzuziehen. Erst seit Mittag ist es ruhiger. Politisch ist noch ein ziemliches Durcheinander. Vorige Woche sollte ganz Braunau geräumt werden, alle Deutschen. Ein Stadtteil war schon weg. Wir sollten am 31. 5. früh 5.30 Uhr losziehen mit 25 kg Gepäck je Person. Doch abends kam die Bleibegenehmigung für nicht politisch Tätige. Wir leben auch jetzt noch in äusserst schweren Verhältnissen, und bei Euch wird es wohl kaum anders sein. Schreiben lässt sich noch nicht viel. Das wartet alles mal aufs Erzählen. Wann wohl? Trotz meiner zwei Kleinen habe ich bisher noch nicht die Nerven verloren, sondern bewahre meine Ruhe, über die sich schon andere wundern. Dabei füge ich mich bloss in mein Geschick, das zu ertragen wir hier sind. Wir haben schon viele Selbstmorde da; alle Todesarten. Ich danke meine Ruhe meinem reinen Gewissen allen gegenüber und dem Wissen um meine Pflicht den Kindern gegenüber. Seid also bitte beruhigt und sorgt Euch nicht um uns. Zum Muttertag bekommt ihr nachträglich noch ein Bildchen mit den 2 Kleinen, aufgenommen am Namenstag. Der kleine Prinz fängt derzeit an ganz schön zu plappern und ist ein urdolliges Persönchen, hat aber auch ein ganz nettes Kopferl. Der Grosse ist ebenfalls in Ordnung, so dass ich hoffe, die Krisis in der Lage zu überstehen. Meine grosse Sorge ist noch H. – F. will mal eine Grussdurchsage vom amerikanischen Sender gehört haben von Fw. H. K., doch dürfte das ein Märchen sein; ich glaube an nichts, als an mein Gefühl, wonach er lebt und heil zurückkommt.

Noch stets träumte ich nur gut und hoffe auch nur gut. Bitte, seid wirklich ohne Sorge, unser Heim hatte bisher noch keinen Schaden! Bleibt auch Ihr tapfer, grüsst alle herzlich und schreibt sobald als möglich, eventuell auch tschechische Anschrift: ...

Recht innige Grüsse und Küsse!

Euere A.

Da ich abends meist sehr lange auf war, ausserdem sehr leicht und trotz Verbots bei geöffnetem Fenster schlief (ich wohnte an der dem Licht abgewendeten Strassenseite, und so konnte das kaum bemerkt werden), sah ich manches, was anderen entging. Einmal trugen 4 Männer eine verletzte Frau unter Polizeibewachung auf einer Trage zum Krankenhaus, denn für Deutsche gab es auch kein Sanitätsauto.

Schon an dem Tritt der Einzelnen wusste ich, wer unten ging. Der stramme Tritt, den die deutschen Gefangenen trotz elender Misshandlungen hatten, hallte am besten. Sie gingen oft des Nachts erst mit starker Bewachung zurück in ihre Notgefängnisse. Das normale fasste ja die Hunderte Sträflinge nicht mehr.

In den späten Abendstunden fuhr ein Panjewagen einmal einen toten Russen stadtaufwärts. Die Leiche trug keine Stiefel mehr, lag völlig unbedeckt. Gerade, dass die Augen geschlossen worden waren! Es war ein ausgesprochener Mongole, gelb, leichte Schlitzaugen, runder kleiner Schädel, schütteres Haar und einen pechschwarzen, aufgezwickelten Schnurrbart.

8. Juni: Im «Schützenhause» ist «Musterung». Alle, die eine saubere Weste haben (??), also Parteiose, Mitläufer usw., werden auf Herz und Nieren geprüft. Erst muss man

1-2 Tage anstehen, um dranzukommen. Wir lösten uns ab. Dann kam der grosse Augenblick, wo man vorgelassen und mit tiefstem Groll wie ein Stück Vieh beurteilt wurde. Sassen da etwa 12 Männer; bis auf zwei oder drei Tschechen, die sich jeder Meinung aus Charakter enthielten, nur Deutsche, Herr L. u.a.; meist solche, die lange Haftzeiten hinter sich hatten, wegen illegaler kommunistischer Tätigkeit, z.T. schon in der ersten CSR. Sie fragten uns aus und hielten Gericht. Mich stufte man gnädigst in die beste loyale Gruppe ein¹. Die Hoffnung, dass dadurch unsere Lage besser würde, war auch eine Täuschung. Die «Musterungsliste» verschwand irgendwo im Aktenstaube.

Hatten wir uns vor Wochen nach den Tschechen gesehnt, so gedachten wir jetzt mit leiser Sehnsucht der Russen, die einzig in der Behandlung der Frauen die Tschechen überboten. Als der erste Sturm vorüber war, zeigte der russische Soldat im allgemeinen höfliches und ordentliches Benehmen im öffentlichen Verkehr. Russische Kommissare verwalteten die Grossbetriebe und schützten durch Schilder ihre Arbeiter, die auch mehr Zuteilungen erhielten, vor der Zwangsräumung. Nach und nach erzählte man sich allerlei nette Anekdotchen über diese Leute, die unsere westliche Kultur wie ein Weihnachtsgeschenk aufnahmen. Ob das Folgende also wahr ist, weiss ich nicht, halte es aber auf Grund eigenen Erlebens für möglich. Kommt da einmal in die Grossdorfer Uhrenfabrik ein Russe und verlangt den leitenden Beamten. Diesem überreicht er einen grossen vernickelten Wecker mit der Bitte, ihm daraus 5 kleine Uhren zu fertigen.

Vom Kommissar der Vereinigten Färbereien ging das durch aller Mund: In guter Laune erzählte er von seiner Heimat und seiner Familie: Ich zuhause acht Frauen, Lieblingsfrau Anuschka sein soooo dick, aber faul und dreckig. Deutsche Frau sein schlank, aber rein!

(Tatsache ist, dass der Russe den molligen Frauentyp bevorzugt. Auch die Russin, die wir als Flintenweib kennenlernten, ist ein kleiner, runder Schlag, rundes Gesicht, voll, kurze Taille. Dazu stark gefettetes, glattes oder onduliertes kurzes Haar in hellem oder mittlerem Farbton, Uniformbluse im selben Schnitt wie die Männer – nicht durchgeknöpft –, enger, gleichfarbiger Rock, strumpflös oder Seidenstrümpfe (!!) und die üblichen halbhohen Stiefel der Männer. Sie marschierten in geschlossenen Abteilungen im Zuge der Männer und besorgten bei uns z.B. Wachdienst am Bahnhof bei demontierten Maschinen.)

Irgendwo am Dorfe fährt ein Russe mit seinem neuen Fahrrad bergab. Ihm entgegen kommt am anderen Hang ein halbwüchsiger Junge auf einem alten Rade freihändig. Der Russe das sehen, springt ab, bremst den gänzlich erschreckten Jungen, drückt ihm das neue Fahrrad in die Hand und nimmt dessen altes. Da geht dem Buben ein Licht auf, und er haut ab im Eiltempo.

Ich selbst erlebte beim Milchholen folgende Episode; auf einem hoch beladenen Lastwagen sass ein Russe und verglich seine eroberte Armbanduhr mit der des Rathau-

¹ Bei dem hier von der VfN. geschilderten Vorgang handelte es sich offenbar um eine der wiederholten Überprüfungen der von tschechischer Seite zunächst als Antifaschisten und loyale Bürger der Tschechoslowakischen Republik anerkannten Deutschen; vgl. hierzu auch Bericht Nr. 120 und Einleitende Darstellung, S. 97 ff.

ses. Da sie scheinbar nicht stimmte, montierte er mit viel Geduld das Glas heraus und stellte die Zeiger richtig.

Auf einer Landstrasse fuhr ein Russe per Rad mit einem Tornister. Da ertönte aus diesem Gepäckstück das Klingeln eines Weckers. Das unbekannte Geräusch erschreckte den Fahrer dermassen, dass er abspringt, den Rucksack von sich wirft und in höchster Not das gesamte Magazin seiner Waffe auf das Teufelsding abfeuert. Erst nach geraumer Weile wagte er sich näher.

Es war keine Seltenheit, dass ein Soldat bis zu acht Uhren und mehr nebeneinander am Arm trug, verteilt bis zum Ellbogen. Ihre Freude und ihr Stolz waren kindlich, sie waren reich geworden, und als der erste Sturm der Fronttruppen vorbei war, gab mancher Russe sogar Lebensmittel, besonders Speck und andere Dinge, für ein von ihm begehrtes, oft minderwertiges Stück.

9. Juni: In W. bekam ich 1 Liter Milch ohne Karte und daheim je Kopf nach langem Anstehen ¼ kg Pferdefleisch auf Haushaltsausweis. Anderes gab es ja für Deutsche nicht.

In diesen Tagen kam eines Nachmittags ein Zug Leute, fast nur Frauen und Kinder, den Krankenhausberg zur Stadt herab. Es war erschütternd. Fast alle barfuss, statt Kleider meist nur Lumpen, fiebrige Augen, mehr schwankend als gehend, einige mit nackten Säuglingen, mehr Gerippe als Kind, auf den Armen, und hinter dieser gequälten Kreatur die tschechische Soldateska als Treiber. Angeblich waren es Prager Deutsche, der Rest von etwa 700 Menschen, die der dortigen Hölle entronnen, das langsame Sterben eingetauscht hatten. Niemand durfte mit ihnen sprechen. Man führte sie ins ehemalige Russenlager beim Bahnhof. Dort riefen sie flehentlich um Brot. Viele wollten helfen und durften nicht. Erst gegen 11 Uhr nachts sah ich Gefangene einige Kessel mit Suppe hinuntertragen, zu denen sie Brot erhielten – angeblich durch Vermittlung des Klosters. Was weiter mit ihnen geschah – wer weiss es!

Die Selbstmordziffer war rasend in die Höhe geschwollen seit jenem Aussiedlungsgebot. An einem Morgen schnitt man einmal über 20 Leichen am Friedhof ab – erhängt. Ein über 70 Jahre altes hochangesehenes Ehepaar, Schulrat a. D., öffnete sich die Pulsadern. Ein Familienvater erschoss seine fünf Kinder, Frau, Schwiegermutter, zuletzt sich selbst. Es gab alle Todesarten. Durch die Fülle der Ereignisse und die Last der einzelnen Sorgen drangen aber die Nachrichten kaum mehr durch und wurden mit Achselzucken, einem Wort des Wunders oder Mitleids abgetan. Jedes war selbst überbürdet, schwamm mit letzter Kraft im Strom des Leids.

11. Juni: Meine Verwandten gehen nach Barzdorf zur Arbeit, um nicht geschnappt zu werden in der Stadt. Die es da ereilt, gehen sofort nach Innerböhmen ab ohne Gepäck, wie Ware, willenlos, rechtlos, ehrlos.

12. Juni: Ich pflanze Tabak – für Vati und ernte die ersten Erdbeeren. Nachmittags tätige ich seit dem Zusammenbruch den ersten Einkauf. Es gibt sogar Butter für die Kinder. Hätte ich nicht immer so gespart und Vorratswirtschaft getrieben, hätten wir wie viele andere hungern müssen. So ging es halbwegs.

13. Juni: Gegen 18 Uhr trommeln 6–8 Russen, begleitet von tschechischer Polizei, am Nachbarhaus. Niemand öffnet. Nachträglich erfuhren wir, dass [sie] alle bisher Heimgekehrten gesucht haben und zu K. eben dahin (durch unklare Deutung) verwiesen worden waren. Nur wenige hatten Glück. Alle anderen aus der Innenstadt wurden geschlappt und mit dem Hinweis, im Glatzer Lager entlassen zu werden, abtransportiert – für Jahre!

14. Juni: Hausarrest für uns verhängt.

Ausgabe neuer Briefmarken. Bisher ging die Post lediglich gestempelt, musste persönlich eingeliefert und Porto sofort bezahlt werden.

Ich schreibe den zweiten Brief an meine Eltern.

Liebe Eltern!

Braunau, 14. 6. 1945

Und wieder ein Versuch, Euch zu erreichen. Sie nehmen Einschreibebriefe schon an, und so versuche ich das eben, nachdem vor einigen Tagen schon ein anderer Brief abging. Ich bin ja von Euch schon seit 28. 3. ohne jede Zeile, von H. fehlt ebenfalls alles bisher. F. kam am 19. (Samstag) als Walzbruder angetipelt aus der Gegend von Prag mit einer Entlassungsklausel vom 3. 5. als wehrdienstunfähig. Sch. kam vor einer Woche zu Fuss an; sie war von Saaz seit 19. 5. unterwegs. Jede Heimkehr ist ein Stadtergebnis.

Nun, und bei uns? Ich habe unmittelbar das Ende vom Fenster erlebt. Am 7. freiwillige Evakuierung, abends 18 Uhr bekanntgegeben. Am 8. eine nicht endende Kette von Fahrzeugen aller Art mit Personen aller Art (ganz Glatz, Neurode . . .), freier Verkauf in Schuh- und Stoffläden bis Mitternacht, früh bis gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr die Reste der geschlagenen Armee, unbeschreibliche Szenen, 2 Stunden gänzliche Ruhe und Menschenleere, weisse Fahnen, mittags die ersten Russen und mit ihnen unsere ausländischen Arbeiter aus den Lagern, Plündereien; nachmittags starker Russendurchzug, abends ca. $\frac{1}{2}$ 6 Uhr hier geplündert (etwa 100–150 auf einmal, doch blieben sie im Erdgeschoss), aber furchtbar. J. Hilde ist verschollen, ging am 8. mit auf Flucht. Fr. war heroben. Sehr, sehr viel Unschönes erlebt. Tschechische Fahnen, menschenleere Strassen. Abzug der Polen, nachdem sie furchtbar geklaut haben. Wohnungsplündereien. Abgabe von Radios und Fotos. Am 29.: Ab 30. wird Braunau in 4 Zonen geräumt. I. Zone: Bereits 30., 5.30 früh. Russen liessen niemanden hinaus. 30. abends kam Bleibegenehmigung. Wir sollten am 31. früh weg, je Person 25 kg Gepäck. Schiessereien, jetzt ständige Russenrückzüge, nehmen viel Vieh mit, auch Heimkehrer; noch immer Schändungen, sonst aber Ruhe.

Wir persönlich sind noch alle heil und in Ordnung. Die Kleinen haben, ausser durch den unfreiwilligen Hausarrest, nicht gelitten. Seit 14 Tagen gibt es nur noch pro Kopf und Woche $\frac{1}{4}$ kg Pferdefleisch für uns. Soz. und Komm, bekommen mehr. Wir, das heisst die «Loyalen», sollen auch etwas bekommen. Milch pro Kind und Tag $\frac{1}{4}$ Liter.

Wie ist es denn bei Euch? Bitte schreibt unbedingt öfter, damit etwas durchgeht, und zensurfähig! Lebt ihr noch, und steht noch alles? Und existiert mein Zeug noch? Manchens habe ich schon vermisst! Vielleicht kommt H. zuerst zu Euch, wenn sie mal heim dürfen! Sagt ihm dann nichts Unschönes, er soll sich nicht sorgen, es ist noch alles

heil da bis auf die Plünderung. Und schreibt mir gleich!!! Ich bin innerlich total vereinsamt und habe mich doch ruhig gehalten, so dass es schon hiess, mir liege an nichts. Die Ruhe verliess mich noch keine 5 Minuten. H. soll sich nicht täuschen brauchen, er baute auf mich und verliess sich auf mich. Auch die Schwiegereltern sind wohl auf, bis auf Papa, der derzeit ein unschön eiterndes Loch am Schienbein hat (Balken darauf gefallen, musste mit Sperrern beseitigen). Habt Ihr auch Mut und Vertrauen und hofft wie ich auf ein gesundes Wiedersehen, sobald Ruhe und Sicherheit herrscht. (Von hier geht Schnellzug bis Prag-Wilson-Bhf.) Wir dürfen nicht schlapp machen und die Nerven verlieren! Zu erzählen gibt es da bestimmt mal mehr als genug.

Hoffentlich seid und bleibt Ihr gesund und schreibt mir gleich mit tsch. Adresse.

Recht herzliche Küsse A.

Immer mehr sickern Nachrichten durch über die Behandlung unserer Gefangenen, die ausser im Gefängnis im Kloster (Luftschutzkeller) und ehemaligen Borromäerinnenkloster, in dessen Hof wir schauen können, in Baracken und Villenkellern untergebracht sind, unter elendesten Verhältnissen. Früh um 5 Uhr geht es zu harter Arbeit, abends 7 Uhr oder später zurück in die überfüllten Zellen. Wäsche muss jede Woche hingetragen und abgeholt werden, wobei später etwas Brot zugepackt werden darf. Bei jeder Vernehmung stehen hinter den Angeklagten 2 SNB mit Peitschen. Es wird nur tschechisch gesprochen, das der Grossteil gar nicht kann. Zur Auffrischung des Gedächtnisses werden Einzelne früh mit dem Gesicht zur Wand gestellt, wo sie bis abends mit der Nase ein Blatt Papier an die Wand halten müssen. Jede Foltermethode ist erlaubt, und das mittelalterliche Faustrecht, Hexenprozesse und Schwedengreuel des 30jährigen Krieges können nicht schlimmer gewesen sein. Nebenan konnten wir einige solcher Proben mit eigenen Augen sehen. Ein 70jähriger bekannter Oberlehrer, den man in den letzten Zukungen zum Volkssturmführer gemacht hatte, musste jeden Sonntag vor dem Hellwerden bis zur Dunkelheit Holz spalten. Die Verpflegung war elend, sanitäre Anlagen fehlten ziemlich, fast alles verwandt, verlaust, und viele holten sich den Tod. Mein Zahnarzt, ein kleiner, schwächlicher Mann, der über die ganzen Kriegsjahre oft bis $\frac{1}{2}$ 10 ordinierte, um auch die Arbeiter zu behandeln, wurde mit einer schweren Führerbüste, die man im Keller seines Hauses gefunden hatte, so oft die Klosterstiege hinaufgejagt, bis er zusammenbrach.

Die Gründe zur Inhaftierung waren neben irgenwelcher Mitgliedschaft ein ungezügelttes Wort oder oft schon eine Gebärde, ein Blick, Unterhaltung mit einem Gefangenen usw. Der harmloseste Passant war nicht sicher.

Ein Gerücht besagt, dass uns die Amerikaner drei Jahre lang hungern lassen wollen zur Strafe. Ich finde das nicht glaubhaft und wenig human für ein Kulturvolk, das uns Deutsche wegen Unmenschlichkeit so sehr verurteilt hat. (Auch dieses Geflüster wurde wahr, denn bis zur Währungsreform erhielten wir ja tatsächlich zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.)

Wir waren von der übrigen Welt, ja fast von den Nachbardörfern, gänzlich abgeschnitten. Und nun tauchte eine Prophezeiung auf vom «Schönauer Michel», an die sich

alle mit ganzer Kraft klammerten. Der sollte unter anderem für Braunau 90 herrenlose Tage verkündet haben, weiters, dass es den Deutschen am schlechtesten gehen würde, wenn Eier mit Dornenkronen gefunden werden, dass eine dreitägige Finsternis komme, dass nach 90 Tagen die Erlösung aus dem Westen erscheine, dass alles Vieh verschwinde und man der letzten Kuh die Hörner versilbern sollte usw. Wie sehr nun unglücklicherweise Natur, tschechische Herrschaft, Briefe aus Westböhmen, allerlei Parolen und unser blinder, hoffender Glaube zusammenwirkten und das Elend, die Verzweiflung zu einem grausamen Höhepunkt trieben, wird aus den folgenden Seiten klar.

Bald gab es das erste Ei mit der Dornenkrone. Ich konnte mir das nicht gut vorstellen, glaubte auch nicht daran. Bis Anfang August jedoch hatte mich infolge verschiedener Ursachen auch die allgemeine Psychose erfasst.

Anfang Juli, als es schon in jedem Dorfe solche Eier gab, sah auch ich eines. Um das Ei war in der Schale ein kronenartig ausgeprägter Wulst. Die Weissagung schien erfüllt.

19. Juni: An KZler und Gefangene des Dritten Reiches werden die Radiogeräte z.T. zurückgegeben.

20. Juni: In der ganzen Innenstadt sind meine Fenster die einzigen, die durch blühende Kästen (Kapuzinerkresse und Pelargonien) Frieden vortäuschen.

22. Juni: Wieder mal umsonst nach Pferdefleisch angestanden.

25. Juni: Ein dritter Brief geht ab nach E. Die Kennkarten erhalten einen tschechischen Stempel und Vermerk. Ausgabe neuer Lebensmittelkarten mit gleicher Zuteilung. Die Kinder haben, wahrscheinlich verursacht durch die schlechte Ernährung, leichten Ausschlag.

Liebe Eltern!

Braunau, 25.6.1945

Der dritte Brief an Euch zwecks endlicher Verbindung! (8., 14. 6.) Dass herwärts Post geht, ist sicher, denn Frau St. erhielt vom 18. 6. ein Schreiben am 22. von ihrer Tochter aus E. (schwed. Staatsangeh.). Demnach ist es ja bei Euch bereits ruhig und geordnet, was hier erst zum Teil der Fall ist. Wir sind bisher nach schweren Tagen und Stunden noch alle heil, haben Plünderung, hauptsächlich im Laden, und tausend Sorgen und Angst hinter uns und haben sie z.T. noch, da eben alles noch ein Werden und Gären ist. Lebensmittelkarten bekamen wir diesmal pünktlich, wenn auch für Deutsche mit ziemlichen Einschränkungen. In vier Wochen gab es zweimal Pferdefleisch nach langem Anstellen, keine Eier. Wir sind aber froh, dass es noch so halbwegs ist. Morgen muss ich impfen gehen mit den zwei Kleinen. Sie sind beide munter, richtige Rangen jetzt. H. wird wahrscheinlich über E. kommen, falls er als Gefangener entlassen wird. Er soll sich erst ausruhen dort und Zeit lassen. Hier lässt man nur Invalide daheim und Kranke, so dass recht wenig wirklich heimkehren. Viele nahmen die Russen zwecks Überprüfung von Papieren mit, andere werden von Tschechen, d.h. eben Polizei und SNB, kontrolliert. E. gilt als Invalide. Die meisten arbeiten bei Bauern. Sind noch Flüchtlinge bei Euch? Hier sind nur noch Einheimische, aber bisher wenig Verkehr. Hoffentlich seid Ihr beide munter und könnt diesen Brief richtig lesen. Wir hoffen alle auf einen Gruss aus dem Westen, aber vergebens! Bitte schreibt doch besonders über Euch und Euer Leben.

Kam alles heil durch? Die Briefkürze ist nicht meine Schuld! . . . Wir haben bisher die Ruhe nicht verloren und hoffen und bitten, dass uns der Herrgott weiterhin beisteht. Die Gewissheit der Rückkehr unseres Vati lebt fest in mir! Er soll kein Gepäck schleppen, sonst hält er den Weg nicht durch!

Bitte schreibt! Innigste Küsse!

Euere Kinder!

26. Juni: Der neue Amtsarzt, noch der deutsche Dr. A. Sell., nimmt die Pockenimpfung vor.

27. Juni: In der Milchhalle ist eine tschechische Verkäuferin, die ziemlich gut Deutsch spricht und sich freundlich verhält. Und endlich eine Freude! Der erste Brief meiner Eltern ist da! Ich beantworte ihn gleich.

Liebe Eltern!

Braunau, 27.6.1945

Auch ich weinte heute Freudentränen, weil endlich was von Euch eintraf. Knapp drei Monate ohne Post und diese Verhältnisse dazu. Nun bin ich ja froh, dass auch Ihr die Sadie gut überstanden habt! Das Ende war und ist bitterböse. Bitte schreibt jetzt so oft als möglich! Dies hier ist Brief Nr. 4 (s. o.!) Daten: 7., 14., 25. Beides Einschreiben!) War mein Brief zensuriert? Wie ist es denn bei Euch? Angeblich amerikanische Besatzungszone? Russen sieht man hier nur noch seltener. Dafür sind schon sehr viele Wohnungen und viele Häuser beschlagnahmt. Die wenigsten durften etwas mitnehmen an beweglicher Habe. Die ehemalige Führerschicht ist des Landes verwiesen, andere im Bau, z.B. unser Schulrat, und eben die von SS usw., die Wohnungen beschlagnahmt. Achtköpfige Familien und Greise begingen Selbstmord, hauptsächlich mit dem Rummel bei der allgemeinen Evakuierung. Radios, Fotos, Waffen, mussten abgegeben werden, besonders Wehrmachtsmunition usw. Ausgehverbot 21 bis 4 Uhr, erst 5 Uhr früh. Deutsche tragen gestempelte weisse Binden, sonst strafbar. Der Stempel kostete 1 RM. Uns hat bisher die Parteilosigkeit über das Schlimmste geholfen. Viele Wohnungsverwiesene dürfen gar nicht zu den Angehörigen, sondern müssen in die ehemaligen Ostarbeiterbaracken hinterm Friedhof. Der Verkehr auf der Strasse ist demgemäss äusserst gering; sonst ist jetzt Ruhe. Ihr dürft es etwas besser haben. Sind noch Flüchtlinge dort? Da mussten schon alle hinaus (31. 5. letzter Termin) samt allen Ausländern. Gassen, Plätze, alles umbenannt.

Im April musste ich noch einen Laienhilfskurs machen. Na, Erzählstoff habe ich ja auch noch eine Menge auf Lager, aber die vielen Eindrücke müssen sich erst etwas legen. Es kommen täglich noch mehr, meist unschöne hinzu. Kino ist noch zu, Geschäfte schon viele übergeben, andere unter tschechischen Kommissaren.

Lebensmittel die letzten 4 Wochen für Kinder bis 6 Jahre: 1 Pfd. Butter, 1 Pfd. Quark, tgl. ¼ l Milch, 125 g Kaffee, 300 g Nährmittel, 3'300 g R-Brot, 250 g Kunsthonig.

Für mich: 575 g Fettstoff, davon 140 g Butter, 6'100 g Brot, 125 g Kaffee, 300 g Nährmittel, 1 Pfd. Quark.

Für Deutsche ausser roten Binden (Komm., Soz.,) keine Milch, Eier, Fleisch

Trotzdem bin ich froh, dass es so ist, wir sind als¹ LA, das ist die beste loyale Gruppe, bezeichnet¹.

Ich selbst bin dürr wie noch nie zuvor, aber noch gesund, und das ist die Hauptsache. Sogar Pferdefleisch haben wir zweimal nach vielen Stunden Anstehen bekommen, und es hat geschmeckt. Mit den Kleinen war ich gestern impfen gegen Pocken.

In Grossdorf (Bahnhof hinter den Schranken) waren etliche Flecktyphusfälle, doch ist jetzt wieder ziemlich Ruhe damit. Die Kinder sind beide noch kräftig, wenn auch die Hautfarbe nicht so blüht wie knapp vor dem Ende, als sie ganz prima i. O. waren. Man kann halt doch nicht $\frac{1}{4}$ so hinaus als früher und auch das nur in der Stadt. Geklaut wird viel, z. B. Fahrräder. Unser Laden sieht wüst aus. Ca. 150 Leute auf einmal da. Schaden sehr gross, da viel Bargeld mitging.

Monatserdbeeren tragen herrlich, sonst im Garten heuer nichts Besonderes, da die Pflanzzeit die Rummelzeit war. Am 1.6. packte ich den Bettensack aus. Derzeit handarbeite ich wieder mal ziemlich; denn wenn H. lange nicht heimkommt, kann ich ja auch nicht ewig privatisieren, und dann muss Garderobe für alle und Wäsche in ordentlichem Zustand sein. Für einige Zeit bin ich aber noch versorgt, da ich am 1.5. noch für Mai-Juni Gehalt bekam und Arbeitspflicht für mich nicht besteht. Die meisten Lehrer sind bei Bauern. Fr., A., Fr. auch in Barsdorf als Hilfskräfte vom Arbeitsamt zugeteilt.

Der Grosse hat nunmehr alle Zähne, dem Kleinen sind die ersten zwei Backenzähne erst durch. Er bekommt sie sehr langsam, aber sehr schöne dafür. Anbei ein Bild, das zum Muttertag kommt erst später, da ich noch nicht traue. In der ganzen Stadt habe bloss ich blühende Fensterkästen, trotzdem am 30.5. ein Hagelwetter (Schlossen bis über Kirschgrosse! Noch nicht erlebt!) viel schadete. Feuerspritze der Stadt nahmen die Russen mit. Bei uns war wochenlang jede Nacht, z.T. noch jetzt, alles verrammelt. Bitte fragt nicht nach Foto usw.! Und dann noch zu H. Ich schreibe Euch jetzt die Daten, die ich auch der Suchstelle mitteilte: von Salzwedel ab 3.1. Marschrouten Lehrte (Hann.), Groenlo (Holland), Gersbach (Mitte Jänner), Wanne-Eickel; dann letzte Nachricht vom 24.1. aus Kampfraum St. Vith, seine damalige Divisionsfeldpostnr. L 49269. Versucht doch, ob Ihr nicht durch eine amerikanische Dienststelle etwas erfährt. Mir ist jede Nachricht von grösstem Wert! Wie steht es dort mit den Schulen? Hier nur tschechische mit Sperre für alle Deutschen.

28. Juni: Es war wohl überhaupt der schwerste Tag, den ich erlebte. Nach toller nächtlicher Schiesserei durfte meine Schwiegermutter, die während des ganzen Krieges täglich um 6 Uhr zur Messe ging, nicht aus dem Hause. Wie ihr erging es allen Fröh-aufstehern. Ganz bestürzt kam sie zu mir, die ich noch im Bette lag, und berichtete! Richtig, alle paar Häuser standen Gruppen von tschechischen Militärtruppen in Feldgrau (!!!) und jeweils 2–3 Polizisten. So kleidete ich mich rasch an, versorgte die Buben und räumte im Eiltempo blitzblank auf. Dann suchten wir den Zweck dieses Aufgebotes zu finden und belagerten die Fenster. Haussuchung! Gegen 8 Uhr betraten sie das Haus gegenüber, in dessen ersten Stock ich von meiner höheren Warte aus Einblick hatte. Mir stockte langsam der Atem. Sie drehten alle Polsterstühle bis ins Kleinste um, und dann

¹ s. oben S. 574.

war Ruhe. Endlos – so schien es – blieben sie. Und dann führten sie die zwei jungen Leute, ein Fleischerhepaar, ab. Der Mann war erst gegen Kriegsende wegen Invaliddität, u.a. schwere Sprachstörung, entlassen worden. Was war da los? Die Aufklärung kam wieder später. Ein mehr als 100jähriges Gewehr, das schon längst vergessen und total verrostet war, hatte man irgendwo am Boden gefunden. Mit äusserster Mühe nur gelang es, die zwei Deutschen nach vielen Wochen frei zu bekommen. Noch ehe ich jedoch mein Handeln danach einrichten konnte, rief Mutti schon im ersten Stock schreckerfüllt: «Jess, die kommen übers Dach!» Unterhalb der Fenster des ersten Stockwerks schloss die Glasbedachung des Hofeingangs an die Hauswand an, und über dieses Dach waren etwa 10 Mann vom Nachbarhaus herübergekommen. Zwei davon stürmten sofort in meine Wohnung, und im ersten Moment schoss mir das Wort «Verrat» durch den Kopf. Auf die Aufforderung um Ausweise reichte ich meinen ehemaligen tschechischen Staatsbürgerschaftsausweis, ausgestellt im Mai 1936. Und damals muss mir der Herrgott herzlich geholfen haben. Ich konnte plötzlich so viel tschechisch, dass ich mich verständigen konnte. Dabei war mir diese Sprache eine Qual, ein lästiger Zwang, und ausserdem war ich nie ein Sprachgenie. Der eine, scheinbar etwas Ranghöhere der beiden jungen Soldaten, setzte sich in der Küche auf das Sofa, während ich noch einen Stossseufzer zum Himmel sandte. Es ging damals so wie nie zuvor oder nachher ums Leben. Ich hatte ja gar nichts bisher abgeliefert oder vernichtet. Ja, in einer Nische des Esstisches, nur durch das Tischtuch verborgen, lag Hitler» «Mein Kampf», den ich nach dem Zusammenbruch erst las. Damals hatte ich etwa 150 Seiten durchstudiert. «Wo ist Ihr Mann?» – «Im Westen! Ich habe schon seit Monaten keine Nachricht mehr von ihm!» – «Wie lange schon Soldat?» – «Seit Kriegsbeginn!» – «Und Zivil?» Wozu sollte ich sagen, dass er Förster sei? «Er kam von der Schule weg zum Militär!» Als eine ganz kleine Pause entstand, fragte ich mit harmloser Miene: «Was suchen Sie eigentlich?» – «Waffen, Revolver, Pistolen, Gewehre!» – «Aha! Da habe ich nichts! Mein Mann ist fort seit Jahren. Ich habe kein Interesse an solchen Dingen!» Es gelang mir sogar ein Lächeln. Den Kleinen am Arm begleitete ich nun den Soldaten, der vom anderen zur Durchsuchung aufgefordert worden war, und bemühte mich dauernd, ein Gespräch zu erhalten, um abzulenken. Ich öffnete den Bücherschrank, der voll gestapelt war mit Büchern aller Art. In der zweiten verdeckten Reihe standen Bücher des Dritten Reiches. Mir waren sie zu schade zur Vernichtung. Sie blieben unbehelligt. Nach einem Rundblick durch das ganze Wohnzimmer, bei dem er das versteckte Radio nicht gewahrte, betrat er das Schlafzimmer, entdeckte am Nachtkästchen Vatis Bild (eine Aufnahme von 1938), betrachtete es und fragte dann lächelnd, ob das mein Mann sei. «Ja, als er halt noch jünger und hübscher war!» lächelte ich zurück. Damit gab er sich zufrieden, und beide verliessen mein Reich! Ein Stein fiel mir vom Herzen. Ich war direkt dem Leben wieder gegeben.

Beim Schwager hielten sie es für geraten, alle Schübe und Fächer genau zu untersuchen. Umsonst! Sogar die Klinge des Taschenmessers wurde gemessen. Auf seinem Schreibtisch stand eine Tabakdose, Füllung: Schwarzwurzelblätter. Sie gedachten sich dort begehrten Tabak zu erbeuten, winkten aber nach Einsicht verächtlich ab und über-sahen dabei die unweit stehende Originalpackung. Eine Wehrmachtstaschenlampe und

eine Dose gute Schuhcreme von einst baten sie sich aus. Auch bei den Schwiegereltern verlief, wie nicht anders möglich, die Sache glatt. Diese Leute, und besonders jene beiden bei mir, behalte ich trotz ihres hässlichen Auftrages in angenehmer Erinnerung. Sie waren höflich, freundlich und hatten ein Herz. Ich hatte den Eindruck, als wären sie von ihrer Aufgabe selbst nicht begeistert gewesen. Sie waren kaum draussen, als Papa uns allen ein Gläschen Schnaps zur Stärkung nach diesem Schrecken anbot. Aber der letzte Tropfen war noch nicht ausgetrunken, als es schon wieder an der Ladenglocke klingelte. Zwei Mann SNB führten einige Tschechen in Zivil mit Aktenmappen in die Wohnung.

Einige der Zivilisten sprachen deutsch. «Sie haben zu räumen und ins Lager zu gehen!» wandten sie sich an die Eltern. «Diese beiden» – er deutete auf die Uniformierten – «werden Sie begleiten. Machen Sie sich fertig!» Man bedenke diese Forderung erstmal! Zwei Menschen, fast an der Sechzigergrenze, ein Leben ohne Pause an dieses Werk gewandt, die Mutter siech, wenige Minuten vorher erst der Schreck und nun das! Ich rannte um Hilfe zu einem benachbarten Tschechen, der sich an die Behörde wandte. Es war gefährlich, was er tat, denn Hilfe für die Deutschen war den Tschechen verboten.

Ein Aufschub gelang. Man wollte prüfen. Während also Papa und der Schwager mit den Zivilisten zum Amte ging, sass ich mit der Schwägerin und den zwei SNB-Leuten am Tische und kam so zum ersten Male mit diesen Menschen näher in Berührung. Es waren zwei Partisanen, der jüngere aus Banska-Biestritz¹, der andere aus Pressburg, sie sprachen gebrochen deutsch, Muttersprache slowakisch. Ich fragte sie nach Kräften aus. Der Jüngere gab an, 16 Jahre alt zu sein und dadurch Partisane geworden zu sein, dass die Gestapo seine Mutter und Schwester wegen des geflüchteten Vaters an eine Scheune genagelt hätten. Sein Alter war sicher richtig, denn er hatte die Gesichtshaut eines Kindes, blühende, gesunde Farben, und ein Rasiermesser hatte er sicher noch nicht gebraucht. Er war jedoch kräftig und schön gebaut. Es war noch ein Kind! Besondere Freude schien ihm eine Sammlung Ausweisbildchen hübscher BDM-Mädchen zu bereiten, die er stets bei sich trug. Er bat auch die Schwägerin, die er beim Gang durch den dunklen Laden zu küssen versuchte und mit allerlei zärtlichen Annäherungsversuchen um ein Rendezvous ersucht hatte, um eine Aufnahme. Doch besass sie davon einfach nichts. Sein Geltungsbedürfnis war ziemlich gross.

Noch Wochen danach fand er für uns bei flüchtigen Begegnungen ein verstecktes Lächeln, einen verstohlenen Gruss.

Der andere war von beträchtlich ruhigerer Art. Sein Alter gab er mit 27 Jahren an. Es schien mir, als wäre dieser Mensch zu Grausamkeiten nicht fähig. Die SNB war eine unter russischem Protektorat – Sowjetstern als Kokarde – zusammengefasste Partisanenbewegung, die alle Jahrgänge umfasste und allgemein gefürchtet, gemieden, gehasst war². Ihr örtlicher Führer war ein Herr Brandejs, der im Hintergrund die diktatorische

¹ Banska Bystrica (Slowakei).

² Ausser aus Partisanen rekrutierte sich die SNB, die die Funktionen der Gendarmerie und zugleich der Sicherheits- und Geheimpolizei ausübte, auch aus Angehörigen der ehemaligen Staatspolizei; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 83, Anm. 2.

Gewalt über den gesamten Kreis ausübte, während, wie es den Anschein hatte, der Bezirkshauptmann Knatowicz seinen Namen unter die Verordnung lieh. (In letzter Zeit lösten endlich wieder gedruckte Bekanntmachungen die durchgesagten, unkontrollierbaren Lautsprecherverordnungen ab.) Die Uniform der SNB war ein Mosaik aller deutschen Uniformen. HJ-Hosen, NSKK-Mützen, Fliegerblusen, Parteihemden, Afrikastiefel usw. Mandimal wirkte die Sache direkt lächerlich. Viele trugen dazu den HJ-Dolch und alle riesige Pistolentaschen. Das Schiessen machte ihnen, wie allen Bürschlein dieser Jahrgänge, wohl am meisten Spass. Die Befriedigung der Abenteuerlust war sicherlich ein wesentlicher Faktor bei diesem Korps – wie meistens – und dazu die Gewinnchancen! Deutsches Eigentum war Freigut; jeder nehme, was er kann! Herr Brandejs selbst war ein schwarzer Hüne, von Beruf angeblich Lehrer, mit brutalen Zügen in dem länglichen Gesicht. Er sprach nur tschechisch und verlangte das auch von jeder Partei, trotzdem er perfekt Deutsch konnte. Deutsche Bittsteller wurden nur angebrüllt, auch hochschwangere Frauen. Er kannte keine Rücksicht, keine Zucht, keinen Anstand, keine Grenze; masslos roh, liess er alle seine Macht spüren. Viele Verhöre leitete er selbst und verfügte die entsprechenden Schritte.

Als mittags die Zivilisten wieder kamen, hatte sich mittlerweile angeblich die Schwarze Liste aus dem Jahre 1938 gefunden, auf der auch Papa als Geschäftspartner von Juden und Tschechen verzeichnet war. Dadurch glätteten sich die Wogen, und es folgte ein freundlicher Abgang. Eine kleine Episode sei noch erwähnt. Während der Verhandlungen riefen zwei der Herren meinen Schwager ins Nebenzimmer. Wir harhten voll banger Sorge. Das Ergebnis? Man hatte ihn – veranlasst durch seine dunkle Hautfarbe und sein Aussehen – für ein angenommenes jüdisches Kind gehalten, und die Wahrheit schien ihnen unfassbar.

29. Juni: Die Unruhe hält an. Ich schreibe einen Bericht nach E.

Liebe Eltern!

Braunau, 29.6.1945

Gestern trafen schon Euere Zeilen vom 24. ein. Es ging fast friedensmässig schnell. Bitte schreibt recht oft! Wir hatten gestern wohl den schlechtesten Tag, und wie mir da und uns allen zumute war, könnt Ihr Euch wohl nie vorstellen. Bitte betet auch ein Vaterunser, weil alles so glimpflich abging! Manchmal wundere ich mich selbst, woher ich die Ruhe und Beherrschtheit sowie mein Lachen hernehme. Papa ärgert sich schon manchmal, weil ich im grössten Dreck noch lachen kann. Aber zur Sache: Also schon in der Nacht furchtbare Unruhe. Ich schlief fast nicht, war mal beim Fenster, Militärschiesserei am Ring, aber wie! Auch Panzerfäuste, kurz toll. Im Morgengrauen dann Trupps bis 12 Mann vor einzelnen Haustüren, Posten usw. Kurz nach 6 Uhr weckte Mutti zum schnellen Anziehen, da Haussuchungen seien. Wir beobachteten – sie gehen in alle Häuser. Am frühen Vormittag dann von unten ein Schrei, sie kamen übers Glasdach von hinten, acht Mann, zwei davon direkt zu mir. Ausweis (ich gab meinen alten tsch.), dann nach dem Manne gefragt – und die Suche ging glimpflich ab. Fr. und ich mit M. am Arm

führten sie und unterhielten uns ausschliesslich tschechisch. Woher ich meine jetzt ans Licht kommenden Sprachkenntnisse habe, ist mir selbst ein Rätsel. Gesucht wurden Waffen und Lebensmittellager sowie Wehrmachtseigentum. Die Soldaten benahmen sich aber anständig und höflich. Schreiben lässt sich nur eine Winzigkeit, aber das andere erzähle ich Euch einmal. Diese Leute sind kaum 10 Minuten vorbei, als es rasend klingelt. Sechs Zivilisten, zwei Soldaten (Partisanen) als Kommission: Familie K., also die Eltern, sollen packen, in einer Stunde Abmarsch ins Lager. Soldaten bleiben, übernehmen Abgang. Ich rannte hinüber zu einem benachbarten Tschechen, der schon immer da wohnt, ist beim Národní Výbor. Der legte sich ins Mittel oben im Amt, und es gelang nach vieler Mühe, einen Aufschub zu erreichen. Bis nach ½ 1 Uhr sassen die Soldaten da, zwei ganz junge Leute aus der Slowakei. Dann nach kurzer Erleichterung nach einer Stunde kamen sie wieder und wieder die ganzen Kommissare. Doch fand der Bruder dieses Helfers über Mittag auf der Bezirksbehörde die Schwarze Liste von 1938, auf der auch sie stehen. Somit rettete sich die Sache nach langem Bangen auf unbestimmte Zeit. Die Leute gingen sehr freundlich ab. Was dieser Tag also brachte, war wirklich reichlich starker Tabak. Beim Nachbarn gegenüber führten sie das junge Ehepaar (ein invalider Heimkehrer) ab, weil sie ein altes Gewehr gefunden hatten. Hier gehen Gerüchte um, dass alle NSDAP-Mitglieder ins KZ bzw. Sibirien, alle anderen Deutschen gegen Tschechen mit 30 kg Gepäck in die Ostmark kommen sollen. Bitte schreibt, was dort ist!

Wir wollen hier mit allen Mitteln trachten, die schwerste Zeit durchzukommen. In Bayern oder der Ostmark bekäme ich z.B. jetzt bestimmt eine prima Stelle, weil ich nicht bei der Partei und nirgends war, sondern sogar noch diesbezügl. Mahnungen von oben habe. Und dasselbe ist bei H. der Fall. Hier gibt es mir höchstens Bleiberecht. Werdet Ihr das Haus erhalten? Ich glaube doch! Nun die Antwort auf Eueren Brief:

H's. Werkzeug lebt noch und wir, wie Ihr seht, mit. Auch alle anderen Spielsachen, die ihm und uns soviel Freude machten. H. selbst schickt uns bitte nicht früher her, als bis wir schreiben. Wahrscheinlich erhaltet Ihr von Vati früher Nachricht! Kleidung usw. hat . der Kleine ja doch etwas dort.

M. knautscht und quietscht besonders gern. Derzeit hat er am Kinn einen unschönen Ausschlag ...

Euere . . .

30. Juni: Die ersten Schwarzbeeren reifen, doch ist für Deutsche das Betreten des Waldes verboten.

Juli 1945

1. Juli: Von der Strasse werden viele, wie sie gehen und stehen, zur Arbeit ins Böhmisches geholt.

4. Juli: Neuerdings werden die Kennkarten gestempelt. Mit dem Kleinen muss ich zum Arzt Dr. N. Er ist noch in seinem Amt, weil er unpolitisch und bisher noch nicht ersetzbar war.

Liebe Eltern!

Braunau, 4.7.1945

Ich warte schon wieder sehnlichst auf Post von Euch. Es ist mir manchmal, als lebte Ihr in einer anderen Welt! Um uns persönlich ist es ein klein wenig ruhiger geworden. In der Stadt selbst geht es mit dem Wohnungsbeschlagnahmen weiterhin wüst zu. Und immer nur eine Stunde Räumungsfrist und nur 25 kg Gepäck, dazu Zwang ins Lager, mindestens einige Tage. 90% aller Männer dürften wohl schon bald eingeknastet sein. Manche sind tagsüber frei zur Berufsausübung und nur in der Nacht «Bauleute». Heute hörten wir mal etwas tröstlichere Nachrichten, man glaubt zwar halb daran, aber ohne Herz. Es gehen ungezählte Latrinenparolen (spr. Sch... hausp.) um, und jeder kann sich das ihn zusagende Gerücht angeln und ins Herz pflanzen. Es gibt fast kein deutsches Geschäft mehr, ausser ganz wenigen Bäckereien und Kolonialwarenläden. Vorige Woche gab es auf die tschechischen Karten die erste Hefe. Der Speisezettel ist schon bald ein Preisrätsel. Gärtnereien sind auch beschlagnahmt. Und doch sind wir froh, dass es ruhiger um den Bau ist. Bitte schreibt doch mal wirklich ausführlich. Hebt die Briefe von mir auf, damit Vati sie eventuell lesen kann und beruhigt ist!

Das Impfen war bei beiden negativ, so dass ich nächstes Jahr wieder schwenken kann. Nur einen bösen Erfolg hatte es, M.'s Ausschlag ist schlimm geworden; er hat schon Anfänge bis auf Wange und Nasenwurzel. Dazu bekam er über das Hinterteil noch eine Art Nesselausschlag. Heute ging ich deshalb zum Arzt mit ihm; hinteres ist nichts Besonderes; das im Gesicht ansteckend, meine bisherige Behandlung gut (Zinksalbe, an Heilstellen Balsamschmiere oder Borsalbe), aber zu milde; bekam entsprechende Salbe. (Die Magisterin sprang vor einigen Tagen aus dem Fenster, schwer verletzt; Flucht vor einem Tschechen.) Ansonsten nichts von Bedeutung. Häuslicher Ärger reisst ja nie ab! Die Söhne zerkloppen mein ganzes Geschirr, jede Woche 1-3 Stück! Es sind Rangen! Vati soll noch bleiben, wenn er kommt! SAreibt bald mal viel!

Innige Grüsse,

Euere ...

N. S. Was ist denn eigentlich alles kaputt in E.? W. ist tschechische Schule, der Oberlehrer muss in Kürze hinaus!

6. Juli: Feiertag. Hus! Ein farbenprächtiges Feuerwerk lässt uns kalt.
7. Juli: Ich ordne Fotos und Filme, um die liebsten und besten griffbereit zu haben.
8. Juli: Friedhofsfest.

Die Tschechen lieben es, an den Sonntagen Mädchen und junge Frauen von der Kirche weg in ihre «Kaserne», die Schule, in erster Linie zu holen, um dort Kartoffeln zu schälen und andere Schmutzarbeiten zu verrichten. Jede kleidet sich so gewöhnlich als möglich, um nicht aufzufallen.

10. Juli: Vatis Geburtstag.

Von daheim kommt der dritte Brief. Ich setze – welch Optimismus! – Wein von schwarzen Holunderbeeren an.

Ein bitteres Ereignis geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Schumacher H. und der erste, schon längst abgelöste Bürgermeister Roman W. sind abgeführt, verhaftet – weil

sie Deutschen geholfen haben. Herr H. habe Koffer eines Deutschen aufbewahrt. Etliche Tage später führte man diesen grundanständigen Mann – ich sah es selbst beim Milchholen – mit einer weissen Armbinde als Schandmal dreimal um den Ring im langsamsten Schritt, voran zwei Soldaten, hinter ihm zwei Soldaten, alle mit aufgepflanzten Bajonett. Und wieder etwas später wurde er von seinen Angehörigen in ein Spital eingeliefert: Tiefe Wunden als Folge schwerer Misshandlungen durch seine Landsleute.

Ein Gerücht erschüttert alle: Statt des geflohenen Dichters Sch. aus Ottendorf soll seine 16jährige Tochter I. als Geisel festgesetzt sein. Passanten wollen ihre Schmerzensschreie aus dem Gefängnis bis auf die Strasse gehört haben. Dem Dichter selbst sei die Flucht gelungen.

Liebe Eltern!

Braunau, den 10.7.1945

H. hat heute Geburtstag. Wo mag er ihn verleben?! Von Euch kam Brief Nr. 3 vom 2.7. Vielen Dank! Habt Ihr meine drei Einschreiben (14., 25., 27.) und die anderen zwei Briefe vom 29.6. und 4.7. schon? Bitte gebt genau Auskunft und schreibt mal etwas länger.

Über den Sonntag ordnete und datierte ich Fotos, eine Riesenarbeit. Habt Ihr nichts gegen Haarausfall? Ich habe nur noch eine kümmerliche Rolle! Und prima schlanke Linie! Das engste Zeug schlottert! Aussehen aber sonst ganz gut. Die Kleinen beide wohllauf. Aussenpolitisch viel Unruhe. Keine Heimkehrer, Kontrollen überall; von der Kirche, aus den Läden Mädels zur Dreckarbeit geholt, unendlich viele Häftlinge, schon ohne einfachste Unterbringung, auch tschech. Volksangehörige, weitere Wohnungsräumungen binnen einer Stunde meist, zwei Drittel der Geschäfte und Betriebe schon übergeben, kein Gemüse an Deutsche mit weisser Binde, Zuzug aus dem Landesinnern und vor allem so ein Gefühl der Unsicherheit und Unruhe, der Sorge um das Morgen. Immer noch Freitodliebhaber. Aber das Jammern hilft nichts. Daher zu Euerem Brief. Bitte Adresse richtig schreiben.

An G. schreibe ich auch. Bitte hebt meine Briefe gut auf und lasst sie, falls G. fragt, ruhig Einblick nehmen in die allgemeinen Teile. Sie nahm immer regen Anteil an meinem hiesigen Leben. Noch mehr aber hebt sie auf wegen H. Er soll ein bisschen beruhigt sein, wenn er es von mir selbst mal lesen sollte, als wenn er es bloss hört. Nach den Möbeln von Frau J. werde ich mich mal umsehen, doch habe ich sehr wenig Hoffnung. Es wurden sogar von solchen, die im Tschechischen arbeiten, die Wohnungen oder die Möbel oder beides beschlagnahmt. Heute erst wieder bei den Eltern dieses verstorbenen lungenkranken Mädels. Auch eingestelltes Flüchtlingsgepäck ist eingezogen. Die Wohnung ist keine 10 Minuten von uns, ein Stück hinter F.'s Eltern. Für H. hoffe ich noch sehr stark auf den Sommer als Zeitpunkt einer Nachricht. Bitte versucht doch mal, auf einer amerikanischen Dienststelle was zu erfahren! Er lag doch dem Amerikaner gegenüber bei St. Vith! Der Förster war auch vier Wochen Bürgermeister, schmiss es aber wieder weg, weil es ihm zu viel Sorge machte. Unser erster nach dem Umsturz wurde heute verhaftet. Die Meinungen über die Zukunft sind den Charakteren nach schwarz oder rötlich. Versucht bitte alles zu erhalten.

Falls uns hier nichts bleibt als die 25 kg pro Person, habe ich dort mit den Kleinen wenigstens eine Zuflucht und ein Daheim! Man lebt ja nur noch geborgt in seinen Sachen!

Denkt bald wieder mit einem Schreiben an Euere Kinder!

11. Juli: Parole: «Niederschlesien soll geräumt werden.»

Liebe Eltern!

Braunau, 11.7.1945

Gestern schrieb ich erst, doch da heute 3 Briefe von Euch kamen (letzter vom 8. 7. als Nr. 7 – ich erhielt aber bisher bloss Nr. 6 – heute 2., 4., 8. 7.), muss ich doch gleich wieder schreiben. Sind bei Euch noch keine Marken? Vormittags nach dem Lesen der Briefe war ich so glücklich, aber nun abends bin ich wieder ziemlich niedergeschlagen, weil Niederschlesien (grenzt an uns an) geräumt werden soll von Deutschen. Hier streiten aber immer noch Polen und Tschechen um das Glatzer Land!¹ Die Tschechen probierten schon etliche Male eine Besetzung, kamen aber immer wieder zurück; erst Samstag erhielten sie Tuntschendorf, den nächsten Grenzort Richtung Glatz. Man kann aber nicht verstehen, wie das gerecht sein soll, und alle nehmen doch den Mund so voll von Gerechtigkeit. Nicht nur, dass Millionen Menschen hier wie dort um ihr Hab und Gut gebracht werden. Nein, man nimmt ihnen noch die Scholle, die sie rodeten und früher bebauten, als jene noch unendlich weit im Osten als Wilde hausten. Ist das nicht ebenso Sünde wider die Gesetze der Natur wie die Taten der Partei? Beim Faschismus ist es Verbrechen und hier? Wie will man den Nächsten einer Sünde zeihen, die man selbst in noch stärkerem Ausmasse begeht? Ist das nicht Frevel, wehrlose Frauen und Kinder, die jahrelang diese furchtbaren Kriegsschrecken so beispiellos ertrugen, weil sie es ertragen mussten, jetzt auf die Strasse zu setzen? Könnte man doch einmal den verantwortlichen Menschen dies sagen. Jeder halbwegs charaktervolle Mensch zieht den Hut ab vor diesen tapferen Frauen, die dieses Elend durchhielten und weiter doch nichts als Arbeit haben wollen und Brot, aber in der Heimat. Ob sich das nicht einmal ebenso rächt wie das Handeln unserer Leute, von dem wir nie was erfuhren! Ich glaube, die Leute arbeiteten für China, wenn sie bloss Ruhe hätten mit diesem ewigen Auswandern. Ich möchte so gerne mal über all dieses Denken mit jemand Vernünftigen sprechen, aber ich bin so grenzenlos allein und schreiben geht doch nicht so.

Ich war Nachmittag wieder mal in W. Der Oberlehrer muss ausziehen. Eingeschrieben sind in die 3. Kl. der Schule 4 Kinder! Die Leute lassen mich doch nicht ganz in Not. In zwei Dörfern sind schon viele Höfe unter dieser Beschlagnahmeverwaltung, doch sollen angeblich die Frauen gar nicht mit herdürfen und die Leute selbst nur ungern auf die Höfe gehen, da sie dann ziemlich Steuern usw. entrichten müssen, was sich mit dem Herrentum nicht ganz deckt. Geschäfte sind aber schon die meisten unter Národní Správe. An Hand Eueres Briefes will ich weiter einiges mitteilen.

¹ Die Tschechoslowakei erhob Ansprüche auf das von Polen besetzte Gebiet von Glatz, Leobschütz und Ratibor. Die tschechisch-polnischen Auseinandersetzungen in dieser Frage erhielten durch eine Rundfunkrede des tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Fierlinger vom 2. Juli 1945, in der er diese Gebiete für die CSR forderte, neuen Auftrieb; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 44, Anm. 2.

Ihr könnt die Briefe ruhig alle lesen lassen, denn wir sind nun mal in einem ziemlichen Nest, d.h. Winkel. Nach 6 Uhr geht von uns selbst schon niemand mehr hinaus, meist ist gegen 8 Uhr schon alles totenstill. Wir verrammeln noch jeden Abend etwas. Tagsüber ist bei jedem Klingeln sofort Alarmstimmung. Ich habe ständig den Beutel mit den wichtigsten Dingen griffbereit zum Umhängen. Derzeit ordne ich alles ganz durch, damit bei einer raschen Aussiedlung keine Schwierigkeiten mehr sind wegen Kleinigkeiten. Dazu Aufarbeiten von Resten u.a. Also voll beschäftigt, täglich bis 11 oder ½ 12 Uhr nachts. Früh kommt schon oft um 5 Uhr eines der Kinder. Sind bei Euch auch diese uniformierten Tschechen mit Binden, SNB? Es sind hier die gefürchtetsten Partisanen. Sie versehen da den ganzen Polizei-, Streifen-, Gefängnisdienst usw., auch das Hinausbegleiten Ausgewiesener ins Lager. Uns kam bei der Haussuchung auch nichts weg, und sie waren tadellos. Ich tat ihnen scheinbar leid mit den Kleinen, als sie hörten, dass ich ohne Nachricht sei so lange. Der eine beguckte sich lange das Bild von H. Man empfindet jede menschliche Regung dieser Leute als Wohltat.

In den letzten zwei Tagen vor dem Ende zog ja auch unendlich viel Militär und mit ihnen Flüchtlinge im Eiltempo nach dem Westen. Friedas Schwester ist noch immer verschollen. Geschütze, Panzer, alles durch und alles hinüber, doch kam das meiste bei Reichenberg nicht mehr durch. Am Montag damals sollte ja noch das hiesige Gebiet übers Protektorat evakuiert werden, gedeckt von Volkssturm und Militär, das dem SS-Befehlshaber von Böhmen unterstellt war. Diese Leute schossen noch 10 Tage später im Fellhammer herum, zu unserem Schaden. Über diesen letzten Tag muss ich Euch selbst mal erzählen. Nur das: Das, was Euch durch die Angriffe geschah, erlebten und erleben wir jetzt in anderer Form. Ich habe mit den Russen und Polen unten im Laden verhandelt, die schon in Haufen vor dem Gitter standen. Wir hielten sie bis etwa ½ 6 Uhr abends, trotzdem sie uns die Maschinenpistolen entgegenhielten. Ich und später auch A. liefen nach Offizieren um Hilfe – sie bekannten sich selbst als machtlos, als sie den Haufen sahen. Schon in den ersten Stunden fehlten Leuten die Uhren. Schon nach der ersten Nacht lagen Frauen und Mädels ab 14 Jahren und werdende Mütter im Spital, die erwischt worden waren, sogar auf offener Strasse. F.'s Vater zog man mittags bis auf Hose und Hemd aus vor dem Hause. Die sind auch sehr geplündert worden, aber er war bisher trotz seiner Stellung noch keine Std. im Bau! Laden ist weg. Dann der Abzug der Polen. Was ich da selbst sah vom Fenster aus und all das viele andere, werde ich nie vergessen. Müsst Ihr übrigens auch Armbinden tragen? Fast alle weiss, bloss die gehobene Kaste rot. Rote Binden erhalten noch Sonder-Rationen und haben auch andere Vorteile, besonders etwas mehr, wenn auch nicht volle Ruhe. Bitte erkundigt Euch doch, ob in dem Lager Braunauer sind. Man möchte so gerne helfen, wo man kann. Gestern soll gekommen sein, dass Forstleute entlassen werden und verwandte Berufe. Schon ½ 11 Uhr und erst eine Seite beantwortet. Ich schicke es auf Teile, damit ein Brief nicht wegen seiner Fülle auffällt. Vor den Russen haben wir schon fast weniger Angst, als vor der SNB und der tschechischen Gestapo, d.h. GPU. In einer der zwei größten Fabriken hier, die nur für Russland arbeiten sollen, ist ein russischer Kommissar, den alle direkt verehren, weil er so hilft. Zum Beispiel sollte vorige Woche diese ganze neue

Siedlung hinterm Friedhof (sechs grosse Häuser und etwa 30 kleine für 1-2 Familien) binnen zwei Std. geräumt werden. Durch sein Eingreifen blieben bis auf 2 Häuser alle verschont, auch schützt er die Arbeiter vor Plünderung. Ansonsten sieht man selten Russen hier, weil alles voll tsch. Militär ist. Schule usw. Hier ist schon soviel Besitz von Parteilosen beschlagnahmt. Die da binnen 1 Std. ins Lager müssen, müssen dann noch für Unterkunft und Kost zahlen, viele dürfen nicht mal ihr Geld mitnehmen, andere werden dort geschröpft. Damals bei dem «Auszug aus dem gelobten Land» büssten viele an der Grenze alles, vom Sparbuch bis zum Trauring, auf hiesiger Seite noch ein. Teschen soll von Tschechen besetzt sein. Ist das mit dem Bäderdreieck sicher?¹ Mich zieht es schon lange mächtig nach dem Westen, Bayern und westliche Ostmark wären mir am liebsten. Doch setze ich jetzt alles daran, hier mich und meine Sachen zu erhalten, bis Ruhe und Nachricht von H. da ist. Bitte richtet Euch auch hier nach diesem meinem festen Entschluss. Mit 25 kg, dem Aussiedlungsgewicht, kann ich immer noch ausziehen. Doch könntet Ihr mir sehr helfen, indem Ihr mir zu einer roten Armbinde verhelft. Habt Ihr oder bekommt Ihr nicht von irgendeiner Seite einen Beleg, dass Ihr bis 1938 organisiert wart? Aufnahme in die CSD² 1937 usw., Weiteres eventuell über tschechische Verwandtschaft, Papiere u.a. Versteht Ihr mich? Vielleicht kann F. helfen. Eile wäre geboten. Hier trat ich nicht bei und tat nichts, sondern habe noch scharfe Aufforderungen von oben, so dass noch ein Wisch von Euch (ich gelte doch 1938 noch als minderjährig) viel retten kann. Versucht Euer Möglichstes! Ist B. G.'s Wohnung noch F .. . Strasse 17? Bitte gebt Bescheid oder neue Anschrift. Ich will ihr schreiben! Über Zerstörungen kann ich, glaube ich, nicht mehr weinen. Es sind tote Dinge, die zerstört sind, die Toten sind gut aufgehoben. Jeder glücklich, der ohne Sorge um Menschen, die ihn brauchen, heute die Radieschen von unten ansehen kann. Was ist mit F.'s Mutter? Und den anderen Bekannten? Wenn doch Ihr weiter soviel schreiben wolltet! Was ging denn an unserem Haus kaputt? Wir sollen ja gegen die österr. Tschechen ausgetauscht werden³. Ich bin doch – theoretisch – auch Halbttschechin! Jetzt! Von den in russischen Händen befindlichen Deutschen ist noch keiner gekommen. Tante R.'s drei Jungen sind dabei (16, 18, 20 J.). Hier mussten auch Sozialdemokraten und Kommunisten Radio abgeben. Deutsche Kommunisten durften kürzlich nicht in eine tschechische K.-Versammlung! Sie sind alle niedergeschlagen. Jednota Konsumu⁴ hat schon zwei Filialen da! In allen Auslagen Bilder von Benesch und Stalin. Über Deine Zeilen heute musste ich etliche Male herzlich lachen, denn Schadenfreude ist doch die reinste Freude.

11 Uhr. Dieses Blatt noch. Gestern allein 90 Verhaftungen, im Nachbarorte angeblich den ganzen Národní Výbor, hier einige davon, die zu deutschfreundlich, d.h. gerecht waren. Lange waren die Gefangenen z.T. im Klosterluftschutzkeller untergebracht, bis sich der Abt ins Mittel legte.

¹ Gerücht, dass das Bäderdreieck (Franzensbad–Marienbad–Karlsbad) an Bayern fallen sollte. (Anm. der Vfn.)

² Československa Socialni Demokracie – Tschechoslowakische Sozialdemokratische Partei.

³ vgl. Einleitende Darstellung, S. 88, Anm. 2.

⁴ tschechische Einheits-Konsumgenossenschaft.

Viele aus den Wohnungen Gewiesenen dürfen tagsüber an ihre Arbeit, müssen nachts ins Lager. Aufsicht mit Peitschen! Am Hustag Husfeuer, am Gebirge ein grossartiges Feuerwerk mit Leuchtspermunition.

Wegen der weissen Haare klage nicht, ich kriege dafür eine ganze Glatze. Nur gut, dass keine Verdunkelung mehr ist! Ohne Friseur und Schere zum Bubikopf bald. Es war doch ganz gut so, wie wir es im Feber machten. Die drei damals hiergebliebenen Koffer bringe ich immer noch mit (3mal 25 kg) und vielleicht mehr, und wenigstens ist dann alles in Ordnung und nach Durchsicht hinterlassen. Ich bin aufs Schlimmste gefasst und hoffe das. Ein Leutnant sagte mal: «Geniesse den Krieg, denn der Friede wird schrecklich sein!» sei ihre Parole. Und er hatte recht. Es ist böser als im Kriege jetzt. Rafft Euch alle, wir wollen zusammen helfen! Käme H. wirklich nicht mehr, dann komme ich doch sicher hin und brauchte zumindest eine Zeitlang Eure ganze Hilfe. Die Kinder sind eben noch etwas klein, und doch bin ich so froh, dass sie überhaupt da sind und dass sie so klein sind, weil sie nichts Beschwerendes mitbekommen aus dem Chaos, und dass sie so gross sind bezüglich der Verpflegung. Man muss nur immer die überall vorhandenen guten Seiten suchen, dann geht es leichter. Unsere Lagerleute sind z.T. schon direkt fidel, weil es eben so viele sind. Ein ziemlicher Teil der Stadt ist schon geräumt; ein Teil schon seit damals, Ende Mai, als manche als Arbeiter ins Tschechische gingen, andere nicht mehr zurückkamen und halt jetzt fehlen. Einmal an einem Tag 50 Parteien! Manche finden dann wieder Unterschlupf bei Verwandten oder Bekannten. Der Russe hat wirklich viel vom Reich. Reisemöglichkeiten sind auch hier nicht bis in die nächste Station, trotzdem alle Strecken intakt sind. Hier sind alle Gärtnereien schon beschlagnahmt, grosse Besitze samt Villen usw. Die Leute wären selig und unendlich dankbar, wenn sie nur ein Stückl ihrer Habe aus den Wohnungen oder einen Kreuzer dafür bekämen. Ich würde ganz gerne mal mit einem unserer Verwandten von drinnen Verbindung aufnehmen. Hier läuft auch bereits tschechischer Schulbetrieb. Ausserdem hätte ich vielleicht etwas Hilfe. Vereinzelt sind auch Tschechen schon wieder durch neue ersetzt, aber hierher wird ja wohl niemand mal wollen. Tschechische Zeitungen bekommen wir von drinnen reichlich geliefert; auch eine tschechische Buchhandlung ist schon eröffnet am Ring, Euch auch bekannt. Er im Bau, sie im Lager, aber doch anständig im Guten übergeben an früher schon Bekannte. Mein Zahnarzt auch schon lange im Bau – Führerbüste gefunden, Freikorps 1938¹. Kurz, allgemeines schmerzliches Stelldichein hinter schwedischen Gardinen. Morgen weiter. Schon ½ 12 Uhr. Innigst küsst Euch

Euere . . .

12. Juli: Der Ringplatz und die Siedlung Baderberg werden geräumt, die Leute kommen ins überfüllte Lager, das sie nur zur Arbeit verlassen dürfen.

Liebe Eltern!

Braunau, den 12. 7. 1945

Wieder ein Donnerstag mit Schrecken, der dritte Auszug, SNB (Bürgermeister, Polizei weiss um nichts) räumte heute alle deutschen Wohnungen am Ring und oben hinaus.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 757.

Sammelplatz ist Ring, Gepäckkontrolle, unter Bedeckung zum Bahnhof. Jetzt 9 Uhr (21 Uhr) stehen noch viele am Ring. Wir rechnen mit morgen. Angeblich kommen die arbeitsfähigen Leute ins Tschechische. Falls ihr könnt, schickt einen von drinnen mal nachsehen, Weiteres versuche ich, falls wir hineinkommen, Verbindung mit K. usw. zu bekommen. Tut das gleiche! Ich bin noch sehr ruhig und gefasst, nach diesem Brief packe ich! Hilfe täte not! Hier sind alle schon überreizt und brennen direkt.

Und nun weiter zu Euerem Brief: Ruhig antworten kann ich gar nicht mehr, da man schon überlegt, wie man das Letzte durchbringt. Vom Russen ist kein Mensch zu sehen. Ständig kommen noch solche Ausgesiedelte. Ich schreibe gleich noch an P. nach K. mal! Hoffentlich geht es noch glimpflich ab! Es sind Stunden, die am Leben zerren. Herzliche Küsse

Euere . . .

13. Juli: Kaum sind die Leute aus der Wohnung, fährt am Ring ein grosses Lastauto mit Tarnanstrich und ohne Motorhaube vor, das ich mit «Plünderauto» benenne. Die geplünderten Sachen werden ohne Unterschied von Art und Güte in der grossen Garage des nebenan liegenden Klosters gesammelt, und die jungen SNB-Leute spielen damit Fussball und Fasching.

Liebe Eltern!

Braunau, den 13. 7. 1945

14. 30 Uhr. 24 bange Stunden wieder vorbei. Heute Nacht schlief ich unruhig, ganze 2½ Stunden, ich habe auch an P. nach K. geschrieben und um sein Kommen gebeten, um durch ihn zu einer Bleibegenehmigung zu kommen. Freiwillig will ich jetzt unter keinen Umständen fort. Bitte besorgt entsprechende Papiere! Die roten Binden wurden nicht ausgewiesen, hiesige Beurteilungen befürworten bei uns rote Binden. Ersucht durch die Eltern P. um sein Kommen. Ich alarmiere jetzt die ganze Verwandtschaft, weil die hiesigen Verhältnisse wohl kaum je gewesen sein mögen. Nach 9 Uhr also brachten sie gestern nach der Gepäckkontrolle (Zweck ist klar) noch Leute zur Bahn, Greise an Stöcken, manche ihre 25 kg auf Tritrollern, Frauen mit 3–4 kleinen Kindern, kurz alles, Lebensmittelhändler usw. Unten übernachteten sie im Getreidespeicher, heute vormittag, die Kleinen müssen furchtbar gebrüllt haben (manchen Leuten wurde ein halbes Brot und Margarine noch weggenommen), wurden sie in offene Viehwagen verladen. Drei gingen vor 11 Uhr, fünf vor 13 Uhr ab, Richtung Halbstadt, Ziel unbekannt. Halbstadt soll auch geräumt sein ganz. Die Leute lungern angeblich bewacht am und ums Bahnhofsgebäude herum. Gebiet um Hohenebel sei menschenleer. Letzteres Gerücht, ebenso Halbstadt. Das traurigste Kapitel aber: Noch in den Mittagsstunden begann das Plündern in den geräumten Wohnungen am Ring. Ich sah selbst nachmittags beim Milchholen, wie deutsche Gefangene (insgesamt etliche 100, dabei Frauen jeden Alters), sie tragen gelbe Binden, unter Aufsicht von zwei SNB-Leuten (die meisten sind gestern abend ja endlich weg – Amt ist aber noch da) aus den Häusern armweise Wäsche und Kleidung im bunten Durcheinander herausbrachten und auf ein grosses Lastauto warfen; andere fuhren mit Gespannen oder transportierten Kisten und Körbe ab. Radios und Fotos sind schon vor Wochen von etwa 1'200 auf 500 vermindert gewesen, jetzt wahrscheinlich ganz weg. Gefangene werden verprügelt. In dem Lager die Aufsicht mit Peitschen. Wir sind Hunde

geworden. Die Aussiedlung ist laut Gerücht (angeblich auf russischen Einspruch – Gerücht) bis Montag, andere sagen bis 6 Wochen aufgeschoben. Wir rennen mit der Zeit um die Wette, und alle hoffen bloss auf Amerika, da es Humanität versprochen hatte. Alle gingen gerne, aber nicht als Bettler. Bitte tut Euer Möglichstes, mir Papiere zu schicken. Doporuceně – eingeschrieben, aber mit Marke. Briefpost wird zugestellt! Bei St. war ich noch nicht, da man sich fast nicht hinaustraut. Sind grob manche, z.B. gestern. Die wenigen Autos fahren wie besessen, seit zwei Tagen Gerücht: Amerikanische Kommission sei um Trautenau, glaube es aber nicht. Waldenburg soll leer sein. Vieh, alles geht kaputt.

Falls ich meine Zukunft ohne H. gestalten müsste, käme ich (mein Wunsch und Ziel) nach Bayern oder der westlichen Ostmark. Ich liebe diese Menschen, und auch dieses Land sagt mir zu, und da ich parteilos war, würde ich wohl sicher auch mein Brot dort finden. Ja, ich will H. auch ernstlich beeinflussen in dieser Richtung. Gerade für seinen Beruf sind das gegebene Länder, und hier finden im allerbesten Falle noch wir ein Auskommen, aber unsere Kinder wohl nie mehr, Der Osten strebt ungeheuer nach Ausdehnung. Europa wird daran zu beissen haben, denn gerade die kulturell höheren Völker haben den Nachteil der Kinderarmut, und wir scheiden ja für lange, wenn nicht immer aus. Es kommt wohl jetzt mehr denn je auf uns selbst an, wie wir uns behaupten können im Kampf ums Dasein. Wenn die Menschen doch nur die Finger von der blöden Politik liessen und jetzt doppelt an der inneren Haltung arbeiten! Jetzt muss die Familie eben in Ordnung sein, insbesondere die Frau, nicht das politische Racheweib, sondern die Frau, die in allen Lagen ihrer Art treu bleibt und einfache, bis ins kleinste pflichttreue und aufrechte Kinder erzieht. Ich will zu jenen gehören, wenn ich auch jedes Mittel heranziehe, um das Chaos, die Wartezeit auf H. zu überstehen, um überhaupt erst in einem ordentlichen Frieden arbeiten zu können. Wir hoffen inbrünstig, dass uns der Ami nicht im Stiche lässt, wo er doch jeder Minderheit Hilfe versprochen hat. Was sagen denn Eure Amis zu diesen Sachen? Habt Ihr schon mal wegen H. irgendwo nachgefragt? Bitte, tut es! Es ist ja auch in Eurem Interesse, zumal Ihr meinen Entschluss ja nun kennt! Helft mir dazu, es ist den hiesigen Verhältnissen entsprechend und vor allem nicht so, dass es unverantwortlichen Ärger macht. Wer hat Euch denn das Rad geklaut?

Schon am 1. Tag mussten alle deutschen Firmenaufschriften an Häusern entfernt werden. Ende Mai, am letzten Abend vor der allgemeinen Aussiedlung, war unten vor dem Haus eine tolle Schiesserei. Im schräg gegenüberliegenden Haus sind jetzt noch 14 Einschläge im 2. Stock, ausser denen in die Scheiben. Ich stand oben hinter dem Vorhang und beobachtete ruhig alles und machte dann bloss im Schlafzimmer wegen der Kleinen Decken als Splitterschutz vor. Die anderen waren alle unten. Grund: Es war noch ein deutscher Flüchtling dort wohnhaft, der dann am anderen Morgen mit unseren Leuten abzog. Man sieht fast niemand Bekannten mehr. Was man in den jungen Jahren alles schon erlebt hat! Ihr hättet sollen bloss das Ende der Armee sehen, so wie ich es diesen einen Tag vom Fenster aus beobachtet habe. Und die Tage zuvor – dieser Trubel. Unheimliche Erinnerungen sind es. An Unterhaltungen gibt es bei uns nur die öffentlichen

Trauerspiele täglich, die mit dem Abmarsch von Gefangenen (viele auf Grund von Denunziation bloss – keine Gerüchte) früh beginnen und nachts mit SNB-Patrouillen enden. Trotzdem will ich unbedingt mit H. und allem unseren Kram aus diesem Alex von Böhmen hinaus. Alle Prophezeiungen von allen werden herangezogen, Eier mit Dornenkronen gefunden. Wahrsager in Spiritistensitzungen zitiert, kurz eine bunte Sammlung von Nachrichten. Ist es wahr, dass in Bayern überall die Aufschrift ist: Helft den Sudeten-deutschen?

Wie sehen denn die Amis aus? Bei den Russen gab es die verschiedensten Typen, alle sehr gut genährt, wenig motorisierter Tross, alles Panje[wagen]. Sie haben hier toll Pferde geklaut, oft an einem Wägelchen 6–8 Pferde. Marschkompanien ähneln etwa den Prozessionen. Alle breitbeinig, langsamer als unsere im Tempo, breitabgewinkelte Arme und hochherausragende Brust. Das Sonderbarste ist der Gesang. Ich hörte von den vielen Tausenden (alle Ordnung und dgl. überhaupt erst beim Rückmarsch gesehen) nur 3-4 Lieder mit typisch monotoner Russenmelodie. Eines davon passte für die Wallfahrt nach K. Einer des Zuges (etwa 60–80 Mann) singt vor, krebsrot vor Anstrengung, um gehört zu werden, Refrain singen alle. Zwischendurch gab es Flintenweiber in den gleichen Uniformen. Auffahrenden Panjewagen schlofen sie. An schweren Geschützen nirgends eine Bremse; bei uns herunter ketteten sie die Räder fest. Beim Plündern im Laden hielt einer einen Seidenschlüpfer ohne Gummi hoch und fragte, wozu das sei. Papa zogen sie ja auch den Rock aus mit Brieftasche und etlichen 1'000 Mark. Brieftasche und Papiere bekam er nach einigen Tagen zurück, waren vor einem Haus gefunden worden. Ganze Ballen Stoffe waren mitgegangen usw. Ich komme ständig durcheinander, weil man von all dem noch zu lebhaft beeindruckt ist. Die Kirchen waren noch nie so voll wie jetzt. Bitte betet auch Ihr ein Vaterunser für uns hier; es ging schon einigemal so haarscharf vorbei, dass man nicht mehr zweifeln kann direkt, dass ich da einen Schutzengel hatte! Schreiben kann ich das nicht näher. Frau L. soll mir, wenn möglich, ein Paar Sommerschuhe aufheben. Meine leiden mal an Schwindsucht. Innerlich habe ich so eine Ruhe, als müsste ich das Ganze überdauern. Man bestaunt mich ob dieser Ruhe schon. Gestern packten Fr. und Fr. auch gleich wie rasend, und im Haus standen schon wieder die Wagerln, während ich Küche wischte und wachste. Und wie gut – ich habe nichts auszupacken! Den kleinen Handkorb habe ich ohnehin von Ende Mai noch voll. Erzählt Ihr den Amis, wie es hier zugeht? Uns wird ständig die Räumung der drei tschechischen Dörfer von damals vorgeworfen¹ und dass die SS zuletzt in Prag Kindern die Augen ausgestochen hätte² usw. Sie fühlen sich noch als gnädige Retter. Hier kamen alle Russen und auch die anderen vielfach zuerst nm Saufzeug. Viele zerdröckten dann im Rausch Wohnungen und holten Weiber.

Sehr gehungert habe ich noch nicht, weil ich ja Zuschuss hatte und auch etwas noch habe, aber an Brot hat es oft schon gemangelt; ich esse mich schon lange nimmer satt daran, weil ich sonst nicht reiche. Die Kinder essen jedes früh und nachmittags zwei Schnitten über diese Wecken zu 1 kg. Zwei solche Wecken kann ich mir leisten je Wo-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 41 mit Anm. 2.

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 63.

che, wenn ich noch etwas Mehl haben will; ansonsten drei, also 3 kg. Also muss ich daran sparen. Manchmal esse ich früh zum Kaffee Kartoffeln. Dafür hängen sie mir schon zum Halse heraus. Und wieder sage ich, dass ich noch froh bin, das zu haben, ich meine den Brotschrank. Der Boden ist leer. Als es bei uns mal Fleisch geben sollte (drei Kühe, zwei Kälber) stellten wir uns um ½ 1 Uhr als bei den ersten an! (Weisse Binden sollten es kriegen!) (Tragt Ihr übrigens auch diese Dinger am Arm mit Stempel usw.?) Abends ½ 7 Uhr war das Fleisch weg, und wir standen am selben Fleck. Tsch. waren bei der Haustür neben uns hinein, trugen es in Körben auf die Wachen oder kg-weise einzeln heim. Manche das Fleisch auf die Karten, 2 kg von da und 2 kg Tschihi (Pferdefleisch) und prunkten sich noch damit. Gehungert haben doch die Tsch. wirklich nicht. Ich habe doch selbst auf solche Karten gelebt alljährlich, hatten eher mehr als wir! Quark nur für Tsch. und rote Binden. Meine Molkereifee (auch schon die zweite seit dem Umsturz) ist aber manchmal gnädig. Kaffee könnte ich Euch schicken, helfe unten auch aus, bekomme für uns 375 g und trinke ausser früh 1-2 Tipf¹ keinen. Man lebt von Lenz und Liebe. Die Unruhe nimmt einem halt auch schon die Lust zum Gebräu. Wüsste ich, dass wir fort müssten, also ich auch, dann «frässe¹ ich noch die letzten Tage. So aber bange ich um den Winter, und die Kleinen muss ich ohne Schaden durchbringen. Nach B. haben mich schon alle eingeladen, denn hereinbringen geht wegen Kontrollen nicht. Aber da hast doch so schon keine Stunde Ruhe um Dein bissl Habe, erst wenn du fort bist. W. hilft manchmal mit Trinkbarem für die Kleinen aus, und das ist mehr als gefährlich, z.T. sind schon Kommissare auf den Höfen. Rauchwaren gibt es gar keine, auch die Tsch. sind wie die Drachen drauf (Gepäckkontrolle!). Ebenso auf Lederwaren u. v. a. Wenn ich doch bleiben könnte, dann ginge es noch eine Weile! Schickt bald mal von H. Nachricht und schon soll ein Grundstein für unsere Zukunft gelegt sein. Die Russen stinken furchtbar. Als so viele durchzogen, sah die Strasse schon ganz russisch aus und atmen konnte man überhaupt nur schwer. In den Privatquartieren und den Siedlungen haben die Leute furchtbar mitgemacht. Wieso Soldaten im KZ? F.s Vetter ist aus München heimgekehrt, hat tschechischen Vater, hier sofort wieder eingezogen. Wo werden die Aus-siedler sein? Angeblich soll diese Woche das Schlimmste sein!

Recht innige Küsse,

Euere Kinder.

Von diesem Transport (13.7.) fehlt weiterhin jede Spur (etwa 400 bis 500 Leute).

Liebe alte Herrschaften!

Braunau, den 14.7.1945

Heute habe ich wieder Oberwasser, da der Tag nur Schönes brachte. Früh fuhr ein Auto SNB wieder ab, unsere Lieblinge. Dann ein Marsch nach W., der mir viel Gerüchte und Neuigkeiten brachte. Letzteres: In W. befindet sich tatsächlich seit dem Einmarsch ein Amerikaner, wohnt unweit der Schule bei einer Lehrerswitwe, ist Arzt, kuriert die Leute, war erst unlieb auf die Deutschen, jetzt sehr gut; sagt, er wartet auf seine Kame-raden! Weiters hört er Radio: Churchill soll drei Bedingungen gestellt haben: Loyale

¹ Topf, Tasse.

Aussiedlung, also ruhig mit allem, oder 2. Autonomie oder 3. Gebietsabtritt¹. Weiter soll sich in der Nähe eine amerikanische Kommission befinden (in Freiheit bei Trautenau). Am Heimweg fand ich einen Landsmann, der schon Jahre hier ist. Sie ist Braunauerin. Er stammt aus der Wirtzervilla und heisst K. Weiteres: Seit gestern seien russische hohe Herrschaften im Kloster – daher keine Aussiedlung mehr. Vierterlei kleine gute Nachrichten. Man soll hier auch eine alliierte Kommission erwarten. Jetzt abends wieder ein Auto SNB ab und eine Radiomeldung, eine Rede von Benesch: Moskau zeige sich den tsch. Plänen wohlwollend, doch Aussiedlung muss auch von Westen genehmigt werden. Tschechen könnten in Kürze mit Aussiedlung beginnen, doch muss der Westen zur Aufnahme vorbereitet sein, also Verzögerung. Er hofft auf günstige Zustimmung bei der Dreierkonferenz, wir nicht. Ausserdem sollen 300'000 bis 500'000 Loyale hier optieren können bei der Aussiedlung². Wir sind loyal, können uns also erst mal Zeit lassen. War diese Einstufung auch bei Euch? Eine hohe Kommission von ehemaligen politischen Häftlingen usw. hat alle Nichtmitglieder der Partei eingeteilt: 1. A als beste, 2. mittel, 3. abgelehnt. Wir sind A³. Papa steht tatsächlich auf der schwarzen Liste von 1938, die kürzlich gefunden wurde. Damit war mein ruhiges Gefühl begründet; gut, dass ich nicht einpackte, brauche ich also nicht auszuräumen. Heute war sonn-tägliche Ruhe und Stille in der Stadt. Unsere Ausgesiedelten kamen gegen Abend einzeln total erschöpft von Halbstadt zurück. Seit Donnerstag Mittag ohne Verpflegung (die armen Kleinen), erst im Schuppen, dann Viehwagen, dann Wiese. Einzeln schickt man sie zurück. Unbekannt noch, ob sie wieder in ihre Wohnungen dürfen. Die Halbstädter sind auch wieder heim. Betet wirklich auch mal ein bisschen! Andere waren schon bis viermal über der Grenze, im Lager, usw., verloren durch das Hinaus ihre Habe, weil einstweilen herrenlos; wir haben zwar auch schon dreimal Startgepäck gerüstet, aber sind noch nicht mal vor die Haustüre. Nun rechnen wir fest, dass der Höhepunkt erreicht war. Rosige Zeiten werden wir nie haben vorläufig, aber die Hauptsache, man hat sein Daheim und ein Stückl Brot. Donnerstag kam Tierarzt K. (Gatte einer Junglehrerin) aus E. als Entlassener zurück. Sie war mit ihm nach 5.5. noch in Böhm. Kamnitz. Er hat sich nach Westen durchgeschlagen; kamen heute mit Erlaubnis zu den Eltern zurück. Es ging bei uns schief, und der Herrgott lässt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schläft auch ihr also wieder ruhig, ich tue es auch mit gutem Gewissen. Hier waren schon etliche tsch. Hochzeiten, bloss kirchlich. Nach K. schrieb ich vorhin eine Dämpfungspille. Die Westdeutschen scheinen doch die Gunst der Alliierten für die Deutschen erobert zu haben. Helft uns weiter so, vielleicht klappt es doch! Und vergesst bitte trotz allem nicht auf meine erbetenen Papiere. Inhalt könnt Ihr Euch ja zusammenreimen auf Grund meiner Beschreibungen. Unsere Nachbarschaft wird ruhiger. Das Hauptquartier der SNB war nämlich unterhalb von uns in dem einstigen Kloster bei der kl. Kirche. Ich wünsche

¹ Es ist unwahrscheinlich, dass Churchill zu diesem Zeitpunkt (Konferenz der Grossen Drei in Potsdam) eine solche Erklärung abgab. Sie lässt sich aus den erreichbaren Quellen nicht belegen.

² Über solche Erklärungen von Benes und anderen tschechoslowakischen Politikern vgl. Einleitende Darstellung, S. 45 ff.

³ vgl. oben S. 574, 580.

Euch ein gesegnetes Nächtchen, lebt so zeitlos selig wie ich (mir stehen nämlich fast alle Uhren meistens) und lasst sie weiter handeln um den Frieden der Welt. Im Tetschener Gebiet sollen Massenselbstmorde sein! 20 Meter Hanfleine habe ich auch noch, langt für uns alle, aber ich bin schon zu leicht, das zieht nicht mehr zu. Unkraut verdirbt nicht! O, wir lieben unsere Herren von ganzem Herzen! Etwa 300 Männer sind allein aus Braunau im Staatsbau bei freiem Logis und öfterer Klopfmassage. Wir sind bald ein Amazonenparadies. Also gute Nacht! Herzlichst Euere . . .

17. Juli: Ein Gerücht will wissen, dass zwei englische Soldaten durch Braunau gefahren seien.

18. Juli: Die restlichen Textilgeschäfte werden beschlagnahmt. Wir sind noch übrig.

Liebe Eltern!

Braunau, 18.7.1945

Euere Briefnumerierung kann nicht ganz stimmen, klappt auch mit dem Datum nicht. Na, jedenfalls kam gestern ein Brief vom 6.7. an, angeblich Nr. 8, für mich Nr. 7. Dass ich nicht Mitglied der NSDAP war, habe ich auf verschiedenen Dingen vermerkt! Weiters habe ich Wische, wo mich der Schulrat (seit Anfang spurlos weg) zur Parteiarbeit scharf auffordert. Auf Grund dessen trug ich ja am Anfang die rote Binde, bewilligt durch den Národní Výbor. Erst später mussten Loyale die weisse tragen, also auch wir, und nur Organisierte waren rot und Häftlinge. Papa hat sich ausserdem die Bescheinigung beim Zellenleiter verschafft, dass Nichtmitglied, und wir stecken immer alle ziemlich in einem Topf. – Eben ein neuer Brief (13.7.). Der Herr, der uns da half, sitzt samt allen Guten schon seit über einer Woche wegen Deutschfreundlichkeit mit Familie. Er hatte Aussiedlergepäck aufgehoben. Denkt nur, gestern etwa 1.25 Uhr sind angeblich 2 britische Soldaten (erkenntlich an der Armbinde) per Rad durch die Stadt. Russen sind auch wieder mehr da. Der SNB-Führer, auf dessen Konto all das in Braunau geht, soll sich nun in Prag verantworten müssen. Er hat viel Tränen und Leid auf dem Gewissen. Die Russen verhalten sich aber derzeit anständig. Die Tschechen, d.h. unsere Gefangenen, mussten gestern noch am Ring geräumte Wohnungen erleichtern. Ich ging selbst vorbei, als sie nach und nach mit Armen voll neuer und geflickter Herrenwäsche, Kraut usw. herunterkamen. Unsere Leute, die abgegangen waren, sollen bei Trautenau in einem Lager sein, von Alliierten gepflegt; dürfen angeblich nicht weiter; andere Gerüchte besagen, dass sie in Zittau (Sa.) schon sind.

Bereuen, ausser der leichteren Lage jetzt, kann ich es noch immer nicht, dass ich hierblieb, denn ich habe bis jetzt noch alles, und die Kinder haben bis jetzt noch nichts von dem Trubel verspürt; so hoffe ich noch eisern, dass ich eben auch alles erhalte. Ich will, wie schon mitgeteilt, in ruhiger Zeit ruhig alles wegbringen, wenn H. mir nicht mehr kommen sollte, was ich nicht glauben kann. Derzeit ordne ich am Boden alles, um Raum zu gewinnen, (leere Kisten u. ä.) zum Verstauen und zwecks Sichtung. Etliches ist doch leer geworden, anderes brauche ich dann nicht mehr neu einzuräumen! Guckt Euch doch mal um an zuständiger Stelle nach einer Auskunft um H. Ich schrieb Euch doch die Daten, aber bitte bestimmt! Weiter könnt Ihr Euch ruhig auch umsehen um ei-

ne Existenzmöglichkeit für ihn, zumindest Erkundigungen einziehen! Ich rechne fest, dass wir wegkommen. F. will auch, aber Fr. tobt, wenn sie was sagt davon. Er will sein gemachtes Bett nicht aufgeben. Von den Eltern kann man ja wirklich nicht verlangen, dass sie das schwer Erworbene so leicht aufgeben. Alte Bäume kann man schwer verpflanzen, und Wurzeln fassen sie wohl nie mehr. Es ist so wie bei Dir – Du wolltest auch nicht fort. Vorderhand warte ich weiterhin ab – ich will eine Nachricht. Das Stift stellt hier niemanden ein. Sein ehemaliger Chef versieht (als Tscheche) mit seinem Sohn (Praktikant) mehrere Reviere allein, Dienstsitz ist Politz, Wohnort bleibt B. Alle Deutschen (ausser Arbeiter) ohne Entgelt. Etwas Werkzeug hätte ich gerne bei Euch, aber da ging es damals zu schnell. Betten könnte ich bei 75 kg (3 Personen) ja ohnehin ein Teil mitnehmen. Das Zeug macht schon schwer Sorgen. Papa ist nun auf alle Drahtbinder böse, die einen stahlen zuerst, die anderen jetzt. Ans Fortgehen denken sie keinesfalls. Es ist auch wirklich eines der wenigen Geschäfte, das noch ohne Kommissar, allerdings auch ohne Betrieb. Und damals klappte es ja gerade noch vor diesen 2 Wochen. Geschäftsanschriften fehlen bei uns zumeist. Hast denn das Muttertagsbildchen schon? Und wie gefällt?»? Jetzt darf ich das Schicksal halt nicht versuchen mit Aufnahmen. Hier wurde alles eingestellte Flüchtlingsgepäck beschlagnahmt und weggefahren (wohin?). Im Garten habe ich bis auf viele Erdbeeren (Monatserdbeeren sind sehr rentabel) verhältnismässig wenig Erfolg heuer. Die meisten Menschen sind so sehr niedergeschlagen jetzt! Fahrräder bekamen bei uns massenhaft Beine. Manche Russen fliegen damit bei Kurven und bergab in den Graben. Wir standen oft «mitleidig» da. Mehr noch ging aber durch SNB mit. Ich richte das Essen, dann weiter.

Und zum heutigen Brief. Also ein Brief von Euch scheint zu fehlen. Stimmt es bei mir? Die Nrn. müssen stimmen, weil ich jeden abgehenden Brief eintrage. Post ist bei uns normal geöffnet, Briefsendungen jeder Art frankiert. Wie ich die Zukunft hier beurteile, schrieb ich ja schon. Der deutsche Streifen hier ist zu schmal, um als Sudetengebiet irgendwelche Möglichkeiten, selbst Autonomie zu bieten. Sudetenschlesien (Troppau) dürfte wohl ganz verloren sein. Ausserdem verliere ich z.B. hier ja nichts, während sich H. sicher mit allen Mitteln wehren wird. F. ist noch immer verschollen. Heimkehrer sind sehr spärlich. Täglich um etwa 10 Uhr, wenn der Politzer Zug kommt, schnattert es bei uns vorbei gegen den Ring zu, dass man drei Kapitole retten konnte¹. Glänzend fand ich die Nachricht von den Punkten. Ich habe feste Hoffnung für uns als Parteilose, dass wir mit Arbeit und Sparsamkeit nicht zugrunde gehen werden, zumal uns ein Dach überm Kopf bei Euch sicher ist. Wenn ich weiterhin alles durchbrächte, wäre es ja ideal! Nachmittag weiter! 14 Uhr. Ich habe wieder etwas am Boden gekramt, Schriftsachen gesichtet, die er mitbrachte jeweils. Bis jetzt habe ich sein Zeug nie angesehen, aber nun muss es ja wohl sein. Es hätte uns mancher Schaden schon daraus erwachsen können, wenn auch weniger wegen Papieren. Dafür hoffe ich nun doch mal zu einem Ende dieser Arbeiten zu kommen. Andere machen jetzt nichts und ich doppelt, aber das ist in jeder Hin-

¹ Tschechen aus dem Landesinnern kamen auf dem Wege vom Bahnhof in die Stadt bei uns vorbei. (Anm. der Vfñ.)

sicht gut. Man ist für alles vorbereitet und denkt nicht in nutzlosen Grübeleien an die Schwere der Zeit. Geschäfte werden weiterhin beschlagnahmt. Dieses Interesse für die Bevölkerung wäre ja ein Plus für uns, ebenso diese Punkte. Mir wäre das Ziel der Auswanderung ziemlich egal, wenn ich alles mitnehmen kann. Wir hörten jetzt mal einiges aus der Ostmark. Wien ohne Gas, $\frac{1}{4}$ niedergebrannt, Leute kochen öffentlich mit Bombenholz, Strom $\frac{3}{4}$ Stunden täglich, und ansonsten bloss für Kino und Theater. Telefone sogar aus Wohnungen abmontiert, alle Maschinen usw. als Kriegsbeute nach Russland, Regierung Dr. Renner auch von Russland nicht anerkannt¹, Säuglingssterblichkeit über 50% ... Scheint noch schlimmer zu sein als da. Der Westen wird auch viel Arbeit bekommen, wenn er wirklich Frieden will. Hier klammern sich viele an Prophezeiungen; so die eine, dass Braunau 90 herrenlose Tage erlebe². Über 70 sind herum, und die 90 Tage müssten sich ungefähr mit dem Ende der Potsdamer Konferenz decken. Jede Hoffnung, und sei sie noth so fein und zart, wird aufgegriffen wie ein Seil. Hoffnung – der Wanderstab durchs ganze Leben. Bitte schreibt weiter so oft; es ist ein grosser Trost für mich. Für H. habe ich in den letzten Tagen eine Riesenarbeit geleistet. Alle Fotos sortiert, datiert, wie eine Kartei geordnet, ebenso alle Filme. Ich hätte jetzt alles sehr hübsch beisammen, wenn auch leere Schränke.

Recht liebe Grüsse und Küsse,

Euere . . .

Liebe Eltern!

Braunau, 20. 7. 1945

Eben erhielt ich Euren Brief Nr. 10 vom 16.7. Ihr sollt sofort Antwort haben. Die Bescheinigung ist zwar gut, aber noch nicht ausreichend, da bei Post und Bahn auch sozialdemokratische Parteimitglieder u.a. allgemein organisiert waren. Zuvor noch eine Neuigkeit. Wieder ging ein Donnerstag mit viel Glück vorbei, wenn auch mich nur indirekt beunruhigend. Gegen Abend wurden alle noch bestehenden Textilgeschäfte beschlagnahmt, und sie kamen auch hierher. Es wurde wegen Einwänden aufgeschoben auf gestern und nach Durchsuchung wegen völliger Ausplünderung belassen!!! Der dritte so böse Donnerstag. Gestern blieb ich unbeteiligt...

Wie das so zugeht, könnt Ihr Euch ja denken nach meinen Berichten. Gebt es doch berufenen Stellen bekannt! Am Wohnungsamt verprügeln sich die Tschechen fast – wollen Einfamilienhäuser, Garten usw. Ein Fall: Ein Geschäftshaus am Ring oben geräumt. Ein Postbeamterl besieht die Wohnung, hat kein fliessendes Wasser in den Räumen und kein Bad. Deshalb nimmt er sich die ihm zusagenden Möbel und zieht in eine schöne Villa in der Vorstadt... Die SNB sind unsere grössten Peiniger. Derzeit exerzieren sie im Kloster nebenan. Ganztägig salutieren, kehrt Euch usw. Zur Ladensperrung waren aber sehr anständige Kerle da – sprachen sogar hiesige Mundart. Von meiner Abstammung habe ich bei der Haussuchung damals Gebrauch gemacht und kam so gut ab dadurch. In der schlimmsten Bude nicht ein Schub geöffnet, trotz Aufforderung des Füh-

¹ Diese Nachricht bezieht sich offenbar auf die Errichtung eines Alliierten Kontrollrats für Österreich, der die Regierungsgewalt am 4. Juli 1945 übernahm. Die Provisorische Regierung unter Dr. Karl Renner war am 27. April 1945 mit Zustimmung der sowjetischen Besatzungsmacht gebildet worden.

² Angeblich eine Weissagung aus früherer Zeit. (Anm. der VfIn.)

renden. Freiwillig will ich nicht fort, bis ich von H. Nachricht habe. Durchgeholfen habe ich mir nun schon sehr oft und bestimmt nicht auf schlechteste Weise. H. braucht sich meiner nie zu schämen und mich auch nicht feige oder schwach ansehen, denn ich habe mich bis jetzt trotz der zwei Kleinen seelisch kräftiger gehalten, als alle andern, obwohl auch sie sich tapfer gewehrt haben. Was macht Euer Volksempfänger? Meiner quietscht noch ganz vergnügt durch die Gegend und freut sich seines Daseins. – Der Grosse hat mir gestern abend mehr als 125 g Butter mit dem Löffel ausgenascht. Na, die Kloppe war auch nicht ohne, und eine Woche trockenes Brot wird ihn eines Besseren belehren. Er scheint Muttis Magen zu haben – man merkt ihm nichts an! Also schickt P. her, auf rote Binde bekomme ich bedeutend mehr Essware.

22. Juli: Ich hoffe auf Hilfe meiner entfernten Verwandten, um doch noch mehr zu retten. Wer halbwegs eine Möglichkeit hat, klammert sich daran. Viele stellen bei gut befreundeten Antifaschisten ein, da denen bei evtl. Aussiedlung mehr oder alles Gepäck zugesagt ist. Es erwies sich aber auch da die vollkommene Willkür in jedem Falle und Beziehungen.

Zum Glück besuchte ich heute die Frühmesse. Jetzt abends gegen 10 Uhr war ein Sturm, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Nach kurzer vollkommener Stille verdunkelte sich plötzlich der Himmel, dass es tiefe Dämmerung war. Und dann gings los! Es schien der Weltuntergang zu kommen. Der Sturm wirbelte den feinsten Staub wie groben Sand in den Gassen hochauf. Selbst durch gut verschlossene, tadellose Doppelfenster drang das Sandmehl. Ladenschilder plumpsten herab, offene Fensterflügel klrirten, die Leute auf der Strasse, besonders Frauen, hob es direkt aus und warf sie wieder nieder. Im Park und auf der Allee entwurzelte es Bäume mit etwa 20 cm Stammdurchmesser, von den anderen splitterten starke Äste ab. Das Laub wirbelte wie im Herbststurm, und Tage danach holten sich viele Deutsche dort Laub- und Astholz, zumal es für uns ja kein Brennmaterial zu kaufen gibt. Das Laub aber blieb dann wüst liegen. Der Park selbst war ja für uns als Aufenthaltsort auch gesperrt. Eine einzelstehende Scheune machte buchstäblich eine Luftreise. Nach kurzem, aber ausgiebigen Wüten des Orkans kam dann ein Wolkenbruch. Es goss wie aus Kannen, und auf der Strasse floss ein Strom schmutzigen Wassers und riss Blätter, Steine und Papier mit sich. Für die Deutschen war dieses Unwetter die abgekürzte dreitägige prophezeite Finsternis, denn trotz später Abendstunde war es nach dem Aufklären wesentlich heller als vor Stunden. Im Tschechischen soll es damals etliche Häuser zum Einsturz gebracht haben.

Wir warten jetzt auf das Ende der 90 herrenlosen Tage und damit auf das Ende der Drangsal¹.

Die lieben Verwandten lassen mich aufsitzen. (Der Vater meines Stiefvaters ist gebürtiger Tscheche, lebte aber seit seinem 17. Lebensjahr im Deutschen direkt an der Grenze. Er war nach dem Zusammenbruch kurze Zeit Bürgermeister. Grossmutter ist eine Kerndeutsche, die kein Wort Tschechisch kann. Dennoch war die Ehe bis 1945 sehr

¹ Laut dieser angeblichen Prophezeiung sollte es nach 90 herrenlosen Tagen mit drei Tagen Finsternis dann den Anbruch einer besseren Zeit geben. (Anm. der Vf.n.)

gut, die sieben erwachsenen Kinder – bis auf den Jüngsten verheiratet – waren teils Tschechen, teils Deutsche, lebten teils im Reich, teils in Innerböhmen. Dieser Zwiespalt kostete Mutter das Ehe- und Familienglück. Ich selbst erlebte durch diese Verwandten auch allerhand Unschönes. Zu diesem Zeitpunkt aber hoffte ich noch auf ihre Hilfe und wollte dadurch besonders Sachen von Vati retten.)

Liebe Eltern!

22.7.1945

Sonntagabend, knapp vor 9 Uhr. Ich schreibe im Zimmer auf den Knien, denn wir haben kein Licht. Vor etwa 2 Std. war ein wahnsinniger Sturm, erst mit soviel Dreck, dass keine 10 cm Sicht war, dann Guss. Doch ging es schnell vorbei. F. mit Fr. wurden am Ring davon erwischt, mussten sich baden! Eine Russin mit vier Russen verkroch sich betend gegenüber in die Hausnische. Gestern war ich wieder in W. Rund 15 Höfe sind schon unter Verwaltung, oft nicht der besten. Der Oberlehrer übersiedelt aus Zwang. Alles Selchfleisch, Honig, Zucker, Getreide ist allen ohne Entgelt genommen worden. Die Truppe lebt vielfach davon. W. ist in dieser Hinsicht eines der betroffenen Dörfer. Ja, vor 2 Tagen kam Fr. H. aus dem Spital an zwei Krücken. Sie sprang doch damals am ersten Tag aus dem ersten Stock auf die Strasse, reichlich vor 10 Wochen, als sich ihr ein Russe in eindeutiger Weise näherte (57 Jahre alt!). Vor etwa 14 Tagen sprang unsere Magisterin auch hinunter – vor einem Tschechen, der sie tyrannisierte, war verheiratet, verfolgte sie bis zur Verzweiflung; er wahnsinnig, bei einem Feuergefecht mit Tschechen erschossen. Die hier ansässigen Russen verhalten sich jetzt anständig; sie gehen ruhig spazieren, belästigen und plündern nicht. Die Weiber alle wohlonduliert, dick, manchmal grotesk in der Disharmonie zwischen Ordnung und Schlampelei. Schön ist es, wenn sie ihre Bilder vom Fotografen abholen und bewundern. Augenblicklich erzählt man folgenden Ausspruch des Euch schon erwähnten russ. Kommissars: Ich zuhause acht Frauen (in der Volksbank oben erzählt), Lieblingsfrau Anuschka sooo dick (mit Bezeichnung), aber sooo faul und dreckig. Deutsche Mädchen schlank, aber rein! – Das Dicke scheinen sie wirklich zu lieben.

Nachmittag war ich mit den beiden Söhnen zu Fuss aus und fragte mal mit nach der Wohnung von Frau J. Also: Sie war von Flüchtlingen belegt, wie üblich. Nach dem Umsturz wurde im Besein von Herrn M. (ang. Hausverwalter) der Schrank erbrochen und die Dienst- und Waffen überhaupt des Mannes entfernt und abgeliefert; derzeit ist sie versiegelt wie die geräumten. Das Benehmen der «Einreiser» ist bedeutend ruhiger geworden. Unsere Aussiedler werden angeblich auf Kosten der Tschechei verpflegt. Parole: Frankreich verlangt angeblich Bezahlung der Schulden der ersten Tschechei. Amerika soll die zweite CSR nicht anerkennen! – Gefangene hungern ziemlich. Zur Beruhigung der Lage.

23. 7. Ich muss erst wieder Neuigkeiten auskramen. Also: Das Unwetter kam aus Richtung Prag, hat drinnen laut Bericht eines heute Hergereisten sogar Häuser umgelegt. Dieses Unwetter steht als «überschrittener Höhepunkt» in der schon erwähnten Prophezeiung (im Kloster sei Original) vom Schönauer Michel. Und weiter. Heute gehen Russen mit Dauerwürsten nach Uhren hausieren. Als Tausch, aber auch anders. Vorhin sah

ich zwei Russinnen Zahnpulver kaufen, wahrscheinlich das erste. Im Lager – pro Tag 1,50 RM zu zahlen, dazu jeder Ausgangsschein in die Stadt 1.– RM. Billig! Kürzlich kam ein Russe mit einem grossen Wecker drüben in Grossdorf in die Uhrenfabrik und verlangte, dass ihm daraus 5 kleine Uhren gemacht würden! Da lacht Braunau! Ein anderes Beispiel: Zur Krims zu fährt ein Russe mit einem funkelnagelneuen Rade, d.h. er kann nicht fahren, das Rad geht nicht. Über den Krimsberg ihm entgegen kommt ein Junge auf einer uralten Karre schnell bergab. Der Russe sieht das, schnell hin, nimmt ihm das alte Rad weg und gibt ihm das neue! – Die Tragik dieses Analphabetensieges darf man sich nicht überlegen! Ist aber gut, was?

So, und jetzt der Brief. Samstag abend kam im Radio: 10'000 Sudetendeutsche sind bisher über die Grenze abgeschoben, und sie hoffen, dass die Westmächte die zwingende Notwendigkeit dieser Massnahme einsehen. Sie dulden keine deutsche Kolonie mehr. Weiter fordern sie die Gebiete von Ratibor, Leobschütz und Glatz¹. (Wo bleibt dann die deutsche Minderheit?) Sie beschränken ihre Gebietsansprüche (wofür?) auf rein deutsches Gebiet, und zwar beschränken sie sich auf eine Rückverlegung der Grenzen über die Gebirgskämme hinüber! Ein guter Witz, was? Ob diese frommen Wünsche erfüllt werden?

Mein Schreiben von der Aussiedlung scheint Euch unnötig Angst gemacht zu haben. Aber Mama, wie denkst Du Dir das nun wieder? Erstens kämpfen alle um ihre Sachen schon verzweifelt und sollen noch auf meine aufpassen! Jede nicht benutzte Wohnung wird sofort versiegelt, und mein Auszug ginge doch wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Du bist trotz Deiner grösseren Anzahl Jahre in Deiner Sorge noch zu hitzig. Man kann gerade nicht mit dem Kopf durch die Wand in solcher Zeit! Zweitens glauben hier alle und ich am meisten an H.s Wiederkehr. Diese Worte waren ausgesprochene Bosheit! Manche Frauen haben schon ein Jahr keine Nachricht und hoffen noch. Ich will hier bleiben, bis er kommt oder seine Todesanzeige.

P. brauche ich ausschliesslich zur Beschaffung von Papieren. Durch diese Papiere habe ich dann hier meine Ruhe und kann abwarten. Nach dem Westen werden wir ohnehin kommen! Ich allein bestimmt, und dann hättet Ihr mich wenigstens in Ruhe ganz. Mir ist ja schon soviel leichter in dem Bewusstsein, dass ich bei Euch eine Zuflucht habe, und dass Ihr mir die Kleinen genau wie hier verwöhnt, weiss ich auch. Habt noch ein bisschen Geduld! Wir haben heute schon wieder Grünzeug bekommen. Mit roter Binde ginge es mir herrlich! Der tschechische Helfer musste sich nach Aussage seiner Mutter im Spital das Bein nähen lassen vom Prügeln. Sitzt noch, Haus versiegelt! – Kein hiesiger Tscheche ist mehr in der «Regierung». Der eine sagte, er gehe lieber «Schweine schneiden», da lebe er ruhiger, als wenn er mit den Schweinen da oben beisammensitze. Es sind nur noch Fremde da. Ende nächster Woche sind unsere 90 herrenlosen Tage um. Ob der Michel auch da recht behält? Auch die Konferenz² dürfte um diese Zeit aus sein. Ordnung brachten die Tschechen in diesen 3 Monaten hier nicht zustande. Meine Fen-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 44, Anm. 2.

² Konferenz von Potsdam.

sterkästen sind eine einzige Blüte. Kapuziner und Pelargonien, aber herrlich. Ich esse wieder etwas besser. Morgen dürfte ich ja von Euch wieder etwas haben.

Innigst.....

Liebes Elternpärchen!

25.7.

Wir kämpfen einen verzweifelten Kampf mit der Zeit, durchhalten bis nach der Konferenz. Es ist aller Hoffnung, und die tollsten Gerüchte gehen um von Fällen, wo die Amis in Zivil zum Lokalausweis hier sein sollen. Nachmittags wurden wieder Einzelne ins Lager ausgesiedelt, während das schon allen bekannte Plünderungsauto (ohne Kühlerhaube) wieder gefüllt wurde aus geräumten Wohnungen. Wir haben ziemlich viele Russen da – unser Schutz. Gestern habe ich mal reichlich viel erlebt. Ich habe – anfänglich ohne mein Wissen mit dem SNB-Führer, dem Amtsgewaltigen selbst gesprochen. Ich su dite um rote Binde an, tschechisch, bekam Unterschriften von Tschechen, wurde hingeschickt. An der Tür (alles tschechisch) zwei Zettel: 1. jedes weitere Ansuchen um rote Binde, Betreten des Zimmers 1'000 K Strafe. 2. jede Verbrüderung, Hilfe und Eintreten Deutschen gegenüber ist unehrenhaft; vier oder fünf solche Tugenden! Vor mir ein klappernder Mann – übergibt einem vor der Tür Mitgliedsliste von Zelle III. Dann herrscht er mich an. Ich sage gleich, dass ich aber keine Strafe zahlen wolle. Er nimmt den Wisch, liest, nimmt mich mit hinein, und drinnen kam ich drauf, dass er es selbst ist, der gefürchtetste Mann; und er sieht danach aus und ist saugrob. Deutsch kann er, spricht aber kein Wort, unhöflich ... Selbst mir, die ich nicht leicht ducke, war nicht wohl dabei. Während ich drinnen war, wurden telefonisch eine Anzahl Namen durchgegeben, die heute nachmittag flogen, wie es sich dann herausstellte. So arbeitet also der Apparat. Vorgestern abend wurden am Ölberg wieder etliche ausgesiedelt und aus Hermsdorf alle alten Leute per Wagen ins Lager transportiert. Also, mich schmiss er nicht hinaus, sondern verwies mich, besser gestimmt als zuvor, an das «Antifaschistische Komitee» hier¹. Dieser Verein besteht aus $\frac{2}{3}$ Kommunisten und $\frac{1}{3}$ Sozialisten, fast durchwegs KZ-Leute. Der eine sagte mir direkt: Wenn sie sich für Deutsche einsetzen, würden sie vom «Velitel» selbst noch hinausgeschmissen. Die Kerle haben die Hosen randvoll. Und die sollen die Vorschläge für rote Binden dem SNB unterbreiten? Ein glänzender Laden! Ich konnte mich kaum mehr zurückhalten und hätte ihm beinahe erzählt. Sie sagten mir: die Intelligenz hätte sich immer von ihnen zurückgezogen. Na, es besteht trotzdem noch die Möglichkeit, dass wir auch ohne diese Herren die Sache schaukeln. Wir tun, was wir können. Trotz mehr als 10 Geschäftsinteressenten, die schon die Schlüssel verlangten, ist noch niemand anders hier im Hause als wir. Könnt Ihr Euch die Härte dieses Kampfes überhaupt nur vorstellen? Man sucht ausschliesslich modernste Wohnungen, mindestens Bad und Wasserspülung. Gestern wurde in W. der erste Neubau beschlagnahmt. Eine heute mitauszusiedelnde Frau erbat sich mit harter Mühe die vorläufige Bleibe. Zwei Russen kauften da gerade Semmeln (Bäckerei). Die Frau heulte. Der eine klopfte ihr auf die Schulter, sagte, sie soll nicht weinen, es wird bestimmt besser! (Eine Augenzeugin mir erzählt!) Ein Gerücht: Ein Russe habe gesagt, der Sudetengau wird vom Russen und vom Ami besetzt! Wir hoffen eisern und alle mit uns. Die Enttäuschung wäre nicht auszudenken.

¹ vgl. Bericht Nr. 20.

Heute gab es wieder Quarkzuteilung für uns. Ich komme durch. Wenn wir bloss nicht heraus müssten oder doch mit allem. Durchs Protektorat werden sogar Tschechen gänzlich ausgeplündert (eigene Aussage des Pol.-Chefs, der schon vor 1938 da war, zu Papa; dasselbe sagte Dr. K., der Heimkehrer, war im Lager in E.).

Bitte schreibt mir weiter so! Ihr gebt mir unendlich viel Trost und Kraft dadurch. Früher tat das H. Es ist fast Sturheit in mir, denn ich denke mir immer: Heim durchschlagen wirst dich schon und dann hast ja noch ein Dach überm Kopf und dein Essen samt den Kleinen. Und das hilft dann, dass man nicht ganz verzagt. Die Uneinigkeit, Angeberei und Neid ist hier in vollster Blüte. Die Gefangenen tragen bei uns gelbe Binden. Wir haben sehr viele Russen hier, doch betragen sie sich anständig mit Gruss und vor allem auch zu den Weibern. Es kommt derzeit nichts vor. Dafür sind ja genug Russinnen da. Heute sah ich zum erstenmal einen älteren Russen mit zwei Kindern, etwa fünf Jahre, jedes ein grosses Kipfel in der Hand, das eine führte er.

Vom Kloster aus wurde auch ein «Rettungsversuch» unternommen (Pfarrer auch abgelöst von einem Tschechen). Die diristl.-soz. Partei ist als Regierungspartei angeblich anerkannt und die deutsche neue Gründung an die tschechische angeschlossen. Wir sind eingetragen dabei!

Bitte hebt meine Briefe auf, für H. und für die Zukunft, wenn wir sie erleben. – Ob wir auch noch zu Bettlern werden? Die «Einzieher» kommen oft mit einem Koffer oder Pappschachteln in 3-Zimmer-Wohnungen. Geben vielfach trotz Bittens nicht einmal persönlichste Andenken heraus. Die Welt hat sowas noch nicht erlebt. Sind das die besseren Menschen? Manchmal greift man sich an den Kopf, weil das nicht hineinwill. Na, lassen wir das Denken einstweilen den Pferden. Wien wird ja nun auch von Alliierten besetzt, Steiermark britisch.

Schreibt! Ihr helft mir viel damit! Das Komitee hat fast nur Mitglieder, die nicht einwandfrei lesen und schreiben können, geschweige denn Allgemeinbildung! Typische Fälle! Die Kleinen sind grosse Luder!

Eure

Liebe Eltern!

26.7.

Heute Empfang von Papas Brief Nr. 14. Ob man uns doch ein bissl hilft? Im russisch besetzten Deutschland (wir erwarten es demnach auch) müssen binnen fünf Tagen alles Gold, Silber, Platin, Hartgeld, Devisen, Wertpapiere und Wertsachen abgegeben werden. Man weiss schon bald nicht mehr, wo alles ist. 25 kg ist ja für uns das «Wandergepäck». Von Aussiedlung merkten wir heute nichts. Die Butter im Preis auf 4 RM gestiegen. Unsere Ansuchen abgelehnt, bis für besonders begründete Fälle von oben wieder rote Armbinden genehmigt werden. Doch sind wir vom Chef selbst als «in Ordnung» abgelehnt, da er uns ja auch in der loyalen Liste gefunden hat. Vielleicht glückt ein Zeitgewinn. In ganz B. sind noch vier Geschäfte «zu haben». Wisst Ihr, was das heisst? Da die bisherigen Aussiedler im Reich angeblich auf tschech. Kosten verpflegt werden, sollen evtl, weitere Transporte nach Tabor ins Tschechische kommen, dem gefürchtetsten

KZ für die Tschechen. Das Räuberauto stand vormittags wieder am Ring zum Beladen. Unsere Russen sind auch noch da samt den Schönen. Aber lauter junge Mädel! Sonst nichts Neues.

Eure

Liebe Eltern!

27.7.

Vor knapp drei Stunden bekam ich Mamas Brief Nr. 15. «Hochmut kommt vor dem Fall.» Vielleicht bricht das das Genick. Ich war heute in W. und erfuhr folgende Episode: Zwei russ. Offiziere hatten eine Medaille verloren und holten sie bei der deutschen Finderin ab. Am Wege knapp vor dem Ziel biederte sich eine typische Tschechin an. Der eine Russe habe ausgespuckt. Er mag keine Tschechin. Germany Frau sei rein und arbeiten viel. Weiteres ist Tatsache: An einem der letzten Tage kamen vier Heimkehrer mit tadellosen Entlassungspapieren aus englischer Gefangenschaft heim. Hier beim Niedertor alle von Tschechen abgeführt ins Loch (Nachricht von einem Mitgefangenen). Schickt uns keine Heimkehrer! Am Heimwege heute bei der Schwimmschule (sie ist nur für Tschechen frei, demnach Besuche Null-komma nichts, täglich etwa fünf Mann) wurden wir von zwei badenden sauberen Russen zum Baden eingeladen! Aber nicht unhöflich oder frech, und so antwortete ich ebenso höflich, aber bestimmt, dass wir heim müssten zum Kochen, auf tschechisch. Der eine sagte in direkt deutscher Ausdrucksweise schon vorher über unser Ignorieren: «Adi, die Angst!» Dabei fürchten wir uns aber gar nicht mehr vor ihnen, weil sie nun ordentlich sind. Ein Kommissar hier will unbedingt ein deutsches Mädel haben, und alle loben sie die deutschen Frauen im Gegensatz zu den Tsch. Hier sind seit gestern überall Aushänge und Plakate, die die Rote Armee anhimmeln. Das kürzeste: «Im Krieg wie im Frieden mit den Sow. im Bunde». SNB macht fest Übungen. Niemand kann in den Wald, in W. 200 Mann. Eine Art Manöver. Sie wollen Glatz besetzen¹. Singend kommen sie heim. Gestern eine Frau: «Ach, die Wiener Sängerknaben!» Was sagt der Ami zu den Vorschlägen? Einem Gestürzten Fusstritte geben, ist wohl keine Ruhmestat. Beromünster soll sehr für uns werben. Hält der Ami noch zu uns? Wir hoffen alle so sehr auf ihn, er ist ja der eigentliche Sieger. Fort ginge ich sogar gerne, aber eben mit meinen 7 Zwetschgen (d.h. mit allem Besitz)! Und das sagend aller Leute. Bewegliches Gut mit, Besitz ablösen – und jeder geht. Angst vor dem Später habe ich nicht, dazu bin ich viel zu ruhig und selbstsicher geworden. Umsonst war und bin ich nicht in all den Wochen die Ruhigste. An dauerndes Bleiben denke ich in keinem Falle, und auch ich kämpfe ja nur um die Zeit. (Heute abend gebe ich meine Wertsachen «ab», auch den Ehering.) Angeblich hängt diese Kundmachung schon aus.

Mein ständiger Kaufmann ist am Heimtransport samt dem Drogisten vom Ring gestorben. Wegen Krankheit arbeitsunfähig, also wieder heim abgeschoben aus dem Tschechischen. Etliche Gefangene sind nach Pankratz, etliche nach Josefstadt gekommen. Erstere verschollen, letztere haben es hundeelend. Bei Vernehmung steht der Prügelknabe dahinter. Mir könnt Ihr schon jede Wahrheit schreiben. Nach solchen Erlebnissen verträgt man ja soviel. Unsere Ausgewiesenen wurden ab 1938 staatenlos bezeichnet. Bei uns macht das SNB. Zu dem SNB-Zuzug herzlichen Glückwunsch. Das

¹ s. oben S. 587 mit Anmerkung.

sind die Helden der Schöpfung. Wiedersehen werden wir uns sicher! Hier aus demselben Grunde dieselbe Meinung. Mitgenommenes Geld, neue Bekleidung wird hier schon im Lager geklaut. Wie sind Eure «Pensionspreise»? Für die wertvollsten Dinge habe ich für leibliche Unterbringung schon lange gesorgt. P. traue ich nimmer. Er hat mir noch keinerlei Lebenszeichen gegeben, vielleicht beisse ich mich ohne ihn durch.

Waren dort regelrechte Frontkämpfe? . . . Wir haben weiterhin sehr viel Russen da, es wird nichts geräumt, sind auch keine Anzeichen dafür!

Die Kleinen sind wach und ich am Ende meiner Weisheit. Hebt eine Flasche auf zum Wiedersehen! Innigt Eure

28. Juli: Eine Verordnung verlangt die Abgabe allen Schmuckes.

30. Juli: In der Liebiggasse wurden wieder sieben Familien ausgesiedelt.

Liebe Eltern!

Seit Samstag bin ich ohne Nachricht. Hier etliches Amtliches: Bis 10.8. werden RM in K umgetauscht. Je Kopf und Monat 30 RM. Der Dumme ist man immer wie bisher überall, doch kann man sich die Sache auch anders reimen. Zum Wochenende war im Lager eine Kommission mit Arzt. Der Bürgermeister stellte fest, dass die Kost schlechter als Arrestantenkost sei. Wegen totaler riesiger Verwanzung können Frauen mit Kindern unter 10 J. und deren engste Angehörige bei Zufluchtsmöglichkeit sofort nach Meldung im Lager wieder abziehen bei Aussiedlung. Morgen bekommen wir neue Haushaltsausweise

Und die Parolen; sie umfassen alle Gebiete. Nachmittag zog wieder ein Trupp tschech. Einrückter hinaus, alle langbehost, Hüte, kurz: nobel ... (geht die Welt zugrunde). Ein Tscheche soll gesagt haben, dass sie Ausbildung in Russland bekommen (daher volle Hosen). Der schon öfters zitierte Kommissar liess sich Mark nicht in Kronen, sondern in Rubel tauschen und verlangte (alles angeblich) deutsche Bedienung in der Bank. In H. eine ähnliche Szene. Unsere Russen sollen fort. Sie bezahlen alles tadellos, haben Geld wie Mist (Rubel, Zloty, Mark, Kronen und Besatzungsgeld). In Pilsen soll die 22. am [erikanische] Panzerdivision sein. Und eine Unmasse anderer Dinge, z.B. Nichtanerkennung der CSR durch die Westmächte, Besetzung der Grenzen (unsere Dörfer liegen wirklich voll Militär), Russen trösten uns, die drei letzten Tage der Vorwoche seien die freudvollsten für uns gewesen; 100%ige gute Lösung der Sudetenfrage usw. Aber nirgends was Genaues. Allgemeine Stimmung besser! Heimkehrer werden alle zu tschech. Gefangenen, sitzen im Bau auf Staatslogis. Gerüchte blühen. Familien z.T. in ihren Häusern jetzt auf Vorhäusern, Böden usw. vor verschlossenen Türen. In Alb. (aber bestätigte Tatsache; 14 km von da berühmter Wallfahrtsort mit vielen Heilungen) ein seit drei Jahren gelähmtes Mädel gesund, als «Gehwunder» in der so angeführten Prophezeiung. Auch die prophezeiten Schwäne nach Adersbach zurückgekehrt. Seit Kriegsbeginn fort! Zwei Nächte hatte ich schon so komische Träume. Die Kleinen sind munter und fidel. Schläft gut!

Eure

31. Juli: Die 90 Tage sind ja bald um. Trotzdem ist die Stimmung mies, da der Geldwechsel aus heiterem Himmel ziemlich schockierte.

Wie bei uns gab es auch in Westböhmen unzählige Parolen. Eine kleine Kostprobe gibt der einzige erhaltene Brief meiner Mutter vom 31.7.

Liebes Mädi!

31.7.

Um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr kamen Deine Briefe, geöffnet – zugeklebt und grosse Flächen überklebt und nicht mehr lesbar. Sei vorsichtig! Es brennt! Ich hole Deinen Schmuck und Deine Wertsachen und Deine Kassenbücher. Brauchst nichts abgeben. Bei uns suchen die Tschechen die deutschen Aussiedler bis am nackten Körper durch und untersuchen jedes Kleidungsstück nach eingnähten Werten. Wollknäuel werden ganz durchschnitten, aber sie haben kein Glück, unsere Aussiedler haben nichts. Alles Neue wird ihnen abgenommen als «gestohlene Sachen». Der Transport nach Nürnberg und Regensburg kam zurück – gestern. Keiner kommt mehr fort. Liebes Kind, halte Dich fest, wir gehören zu Bayern. Sudetenland-Neubayern. Die Tschechen haben ihre Fahnen eingeholt und müssen bis 6. hier verschwunden sein. Nachricht noch nicht öffentlich, sondern geheim¹. Wir wissen es schon und sind voll Freude. Wahrscheinlich, aber noch nicht ganz gewiss, kommt das ganze Sudetenland zu Bayern. Nichts aus den Händen geben. Alles hüten wie kostbare Schätze. Was weggegeben ist, ist unwiederbringlich verloren. Die Grenzbewohner zum Grossteil fort, unsere Amis fort. Die Tschechen üben seit Tagen keine Strassenkontrolle mehr aus. Himmlische Ruhe. Die haben ihre drei Monate provisorische Regierung für die ganze zivilisierte Welt zum Schandmal gemacht. Der Spuk ist aus, Gott sei Dank! Der Ami räumt Pilsen und besetzt Karlsbad. Wir haben neue Amis da. In Nürnberg und Regensburg wurde den Aussiedlern gesagt: Wir nehmen Euch alle auf, aber nicht als Bettler mit der Rucksackhabe, sondern mit Eurem ganzen Hab und Gut! Geht hinein und holt Eure Habe! Bettler haben wir selbst genug (Bombenleute). Der Ami fuhr sie alle zurück und noch mehr dazu. Eins haben die Tschechen erreicht durch ihre Massnahmen. Sie werden nun nicht nur von den Sudetendeutschen, sondern noch erbitterter von den Reichsdeutschen gehasst. Sie sagen nun alle: Jetzt erst kann man sich eine Vorstellung machen von Eurem 20jährigen Leiden und Eurer Freude beim Anschluss an das Reich. Der Ami hat schon in verschiedenen Städten die Zivilverwaltung übernommen. Wir haben kein Fleisch bekommen, aber alle Dörfer müssen allwöchentlich mehrere Stücke Grossvieh abliefern ohne Bezahlung. Wir kennen sie ja, echt tschechisch! Die SNB heisst bei uns die «Kralowattgarde»². Bei uns werden an alle Tschechen die Semmeln kostenlos abgegeben in kommissarischen deutschen Bäckereien; arme deutsche Bäcker!

Pensionspreise gibt's bei uns keine. Die Verpflegung im Lager hat ausschliesslich der⁷ Ami. Die Leute sind zufrieden und sagen, so könnte man es ein ganzes Leben lang aushalten. Im Lager herrscht gute Stimmung, trotz allem. Sie brauchen kein Geld, werden gepflegt, brauchen nichts arbeiten. In E. haben die Tschechen ganze Häuser, ja ganze Strassenzüge in einer halben Stunde für die Tschechen freigemacht. Durchwegs neue Häuser. Die Tschechen bekamen auf einmal 9 kg Zucker pro Kopf, wir nicht. Am

¹ vgl. hierzu auch Bericht Nr. 100 a, S. 467, Anm. 1 und Bericht Nr. 127, S. 659.

² Räuberbande.

1.8. werden an alle Deutschen für die folgenden sechs Monate je 30 RM Bargeldumwechslung = 180 RM abgegeben. Die Einlagebücher werden eingezogen. Ob es noch so dumme Deutsche gibt? Bei dem Aufruf zur Abgabe der Einlagebücher hatten sie keinen Erfolg.

Alle deutschen Gefangenen aus den bayerischen Lagern in hiesiges Sudetenland entlassen, tragen die Bezeichnung: nach E. in Neubayern oder Falkenau oder Marienbad in Neubayern, und wundern sich alle, dass hier immer noch Tschechen sind. Der Münchner Bürgermeister sagte zu Sudetendeutschen: «Ich nehme alle auf, die herkommen, aber sie müssen sich selbst ein Heim schaffen, Material ist genug vorhanden.»

Jaksch¹ hat gesprochen: Sie jagen uns alle fort. Herr Benesch, jawohl, wir gehen, aber nicht mit 25 kg Gepäck, sondern mit unserer ganzen Habe. Also nur noch wenige Tage und alles ist vorüber. Dankt auch Ihr den geraden, aufrechten Bauern, die stumm, zäh, eindringlich und verbissen den Kampf aufnehmen gegen unsere erbittertsten Feinde. Ich hoffe mit Zuversicht auf ein baldiges gesundes Wiedersehen in Neubayern.

August 1945

Liebe Eltern!

1.8.1945

Auf Grund vielfältiger Gerüchte ist die Stimmung heute allgemein besser. Gelbe Binden tragen hier alle Gefangenen. Euer Brief ist da vom 30. 7. Ich warte schon wieder auf einen ausführlichen Bescheid. Die F.-Mutter tut mir ja mehr als leid. Hier können die Aussiedler bei anderen Zuflucht suchen. Sind schon Wohnungen geplündert? Jeden Donnerstag ist Tanz für die Tschechen und auch schon Kino. Angeblich sollen rote Binden mit einberufen worden sein und werden. Die Stadt ist voll tollster Parolen. Gestern haben unsere Russen (alles Parole) im Stadtpark Abschied gefeiert und gesagt, dass die Amis herkämen. Angeblich Besatzung in acht Zonen. Alles ist voll davon und klammert sich daran und macht Gelübde, heult vor Überschwang im vorhinein. Die Tschechen sind tatsächlich ruhiger und höflicher. Heute Nacht lief die Gültigkeit der RM ab². Bis gestern mittag noch Einzahlungen in RM. Dafür jetzt Sperre. Ab heute Austausch in Kč pro Kopf und Monat 30 M. Das erstmal etwas mehr. Nachmittag war kein Tauschgeld mehr da, die Geschäfte verkaufen nur noch gegen tschech. Geld. Es geht toll zu. Samstag abend kam die Kundmachung erst heraus. Derart schneller Wechsel! Bis 10. noch Tauschmöglichkeit. Heute auch Ausgabe neuer tschech. Haushaltsausweise. Jan Masaryk³ soll in Prag sein und Lösung der Sudetenfrage unterfertigt haben. Wie wird es jetzt enden? Morgen löst sich die Dreierkonferenz auf. Schönbrunn – Sitz der brit. Verwaltungszone Wiens. Eine unbeschreibliche Spannung!

¹ Wenzel Jaksch, Vorsitzender der Deutschen Sozialdemokratischen Partei in der CSR, lebte seit 1939 im Exil in London. Jaksch trat in Verhandlungen mit der tschechoslowakischen Exilregierung und auch nach Kriegsende in Denkschriften, in der Presse und im Rundfunk entschieden den Austreibungsplänen entgegen; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 43.

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 85.

³ Aussenminister Jan Masaryk, Sohn des 1. Staatspräsidenten der Tschechoslowakei, Thomas G. Masaryk, kehrte am 30. Juli 1945 aus dem Exil zurück.

Habt Ihr auch solche «Fresskarten»⁶⁴? Reicht zu, um einem ganztägig Lauferei zu verschaffen!
Eure

2. August: Wir hören selbst am Radio, aufs Äusserste gespannt, die Durchsage der Ergebnisse der Dreierkonferenz von Potsdam.

Die Aussiedlung ist also genehmigt, aber human¹. Einerseits die tiefste Depression, andererseits die Hoffnung auf Mitnahme der beweglichen Habe, zumindest ohne Möbel. Das Raten und Beraten hebt an. Bestehen bleibt die Hoffnung auf das Ende der 90 herrenlosen Tage.

Liebe Eltern!

3.8.1945

Wie sehr ich auf eine Nachricht von Euch warte, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Heute nacht also kam unser «Urteil» heraus, das für uns die humane Aussiedlung vorsieht. Nach Tagen sich ständig steigender Hoffnung auf neue Besatzung, Autonomie und wer weiss was alles, nun die kalte Dusche. Viele heulten heute früh. Die Strassen sind ziemlich leer, zumal auch sehr wenig tschech. Geld unter den Leuten und somit keine Kaufmöglichkeit ist. Es hinkt an allen Ecken und Enden. Ist das die Gerechtigkeit, die man predigt? Bis jetzt abend hat man noch laufend ausgesiedelt ins Lager, aber das Wunderliche: die Leute waren kaum draussen, wurde die Habe schon entführt! Tut man das im schon sicheren Eigentum? Die Ungewissheit quält furchtbar, mich die zweifache. Wie steht es mit dem Bäderdreieck? Es wäre eine grosse Hoffnung für mich und neuerdings für das ganze Haus. Kannst Dir die Stimmung kaum vorstellen. Hier kriechen die Leute mehr als zu Kreuze. – Der angekündigte Besuch traf schon Montag gegen Abend ein und reiste gestern mit der alten Mutter, Frau Dr. St., wieder zurück. Schwiegertochter bleibt mit zwei Kindern oder muss bleiben. Vielleicht bekamen sie die Erlaubnis bloss für die alte kranke Dame. – Angeblich sollen in den nächsten Tagen Ostmärker mit 25 kg Gepäck fort, über Prag in die Ostmark. Bitte schreibt doch, was dort ist. Hier gab es heute ein Gerücht, dass in E. Strassenkämpfe sind. Unsere grossen Fabriken haben alle Arbeiter entlassen, sollen zu Bauern gehen. Die tschech. Verwalter nehmen Deutsche nur schwer auf. Angeblich soll neue Meldung vom Arbeitsamt kommen. Alle nicht Arbeitseingesetzten bekommen keine Lebensmittelkarten. Ich bin wieder mal bis ins Innere betrübt heute, habe schon geheult – und bringe es immer noch fertig, vor den anderen zu lachen und gut und schön zu reden. Dann das grosse Rätsel mit dem Gelde. Am 9. sollen wir drankommen. Soll man es aus der Hand geben oder nicht? Und wieder die Hoffnung unter den Leuten auf Ami-Besatzung. Bin neugierig, ob die Russen morgen abziehen. Was wird dann mit uns? Wenn ich doch bloss Nachricht von H. hätte. Überall Ruhe und Neuaufbau, nur hier und im polnischen Teil nicht. Dort ist dasselbe Leiden. Von P. kommt weiterhin nichts. Ob nicht von Oma leichter Hilfe käme von Seiten ihres Mannes? P. ist sicher schon gegen uns und fühlt keine Bindung mehr, sonst hätte wohl eines wenigstens eine Karte geschrieben!

Mamas lange Briefe fehlen mir wie das liebe Brot. Müsstet Ihr auch fort? Falls H. nimmer kommt – es sind bald sieben Monate, dass ich ohne Nachricht bin –, dann schliesse ich mich Euch an, und es wird bestimmt gehen.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 115.

Glücklich die Gefallenen und Gestorbenen, die dieses Ende und diesen Untergang nicht miterleben brauchten und brauchen! Heute unke ich mal bloss, habe einen schweren Tag. Bitte schreibt! Recht innige Grüsse!

Eure ...

(Das war mein letzter Brief.)

4. August: Nochmals bin ich in W. gewesen. Es sollte mein letzter Spaziergang sein.

5. August, Sonntag: Wieder strahlende Sonne aus reinem Himmel. Ich richte das Mittagessen vor, räume auf und rüste den Grossen und mich zum Kirchgang für das Hochamt um ¹/210 Uhr. Schwarzes Kostüm, helle Bluse. Kurz nach VdIO klingelt es. Die Schwiegereltern öffnen. Zwei SNB gehen an ihnen vorbei zu mir herauf. Kurzes, hartes Klopfen. Schweigend legen sie einen Zettel auf den Tisch. Er ist tschechisch und deutsch abgefasst.

Ich lese und erfasse:

«Binnen einer Stunde die Wohnung zu räumen erlaubt 25 kg Gepäck, 5 kg Lebensmittel pro Person . . . für 4 Tage Proviant mitnehmen, Schmuck usw. hat zurückzubleiben.»

Es ist soweit! Noch vor Ablauf der 90 Tage!

Ein kurzer Schreckmoment – ein Blick auf die Uhr. Eine Stunde! Ein leichtes Wehren: wieso, warum, stets loyal usw. «Befehl von oben!» Achselzucken und energisches Mahnen zur Eile. Zum Glück gehen sie, «versprechen»; mich pünktlich abzuholen. Die erste in der Verwandtschaft! Und nun kommt mir meine gründliche Vorbereitung bestens zustatten. Rasch ein paar Zeilen an meine Eltern.

«Sie sind bei mir. Ich muss ins Lager. Bitte schleunigste Hilfe! Keine Rücksichten mehr! Was zurückbleibt, zu retten trachten! Innigste Grüsse!

Eure ...»

Während die Schwiegermutter die zwei Kleinen übernimmt und sie nochmals mit dem Besten, was sie hat, füttert und tränenlos vollkommen erschüttert ist – die Kinder waren ihr Glück –, besorgt der Schwager die Koffer vom Boden, die Schwägerin F. kocht eine Anzahl Eier am Kocher, A. greift zu, wo nötig. Ich aber gehe ins Schlafzimmer, öffne alle Türen und Schübe und nehme aus den Wäschestössen das Nötigste heraus und werfe es zunächstmal auf den Fussboden. 75 kg – eine ganze Menge; doch wie damit fortkommen? Kinderwäsche ist das meiste, alles noch in Übergrösse, meist neue Sachen. Ich habe ja genug, da ich stets aus dem Geschäft ausreichend versorgt worden bin. Von mir mehr Wochenkleidung, Schürzen, mein Arbeitsmantel, zwei Steppdecken – leider gerade ungleiche – zwei Polster. Der Kostümrock fliegt in den Koffer, wird durch den Hosenrock ersetzt. Etwas Herrenwäsche noch, ein Paar Schuhe von Vati, innen ausgefüllt mit Socken, Schnürstiefeln. Sein liebstes Pfeifl, die kleine Madonna über den Kinderbetten, etwas Rauchzeug in allem verteilt; der blaue neue Lederkoffer mit den Papieren, Fotos und dgl. als Matratze in den Kinderwagen; dazu mein Flauschmantel, der Fuchs, ein Zigarrenkästchen der Rauchgarnitur voll bester Zigarren, Wecker. Darauf eine Decke, Polster, der kleine Junge im Wintermantel, mit grossen Schuhen, drei Windeln,

Kleinigkeiten. Das Sterbekreuzl, ein Andenken meiner 1917 verstorbenen Grossmutter, in die Handtasche. Einen Beutel mit Umhängeband, enthaltend Schmuck, einschliesslich Trauring, Sparbücher, wichtigste Urkunden und Zeugnisse, erhält F. zwecks nachträglicher Übergabe. Die grosse Schachtel bester Rauchwaren aus Friedenszeit wandert zu F., eine Anzahl harter Würste den Luftschacht hinunter in den ersten Stock. Vom geschlossenen Badfenster drehe ich den Riegel zurück, um so die Möglichkeit eines Einstiegs und dadurch Rettung verschiedener Sachen zu gewährleisten. Der Brotschrank wird umgedreht, gehört nicht mir also. Er ist noch ziemlich gefüllt, da ich immer sparte. Ein Päckchen Reis, ein Topf Schmalz, ein Sackl Zucker, ein Sackl Griess, zwei Dosen Milch, eine Dose Käse, zwei Dosen Schweinefleisch, gutes Gewürz und andere Kleinigkeiten gehen im Rucksack mit. In die Schultasche, die H. noch viel zu gross ist, die er dennoch fürs erste tragen muss – sie stammt sogar noch von mir –, kommt ein Bändchen Grimms Märchen, ein dazu passendes Bilderbuch, ein Säckchen mit Stopf- und Nähutensilien, Verbandszeug, eine Flasche Hoffmannstropfen, Salmiakgeist, Baldrian, Thermometer, elastische Binde; nichts will ich vergessen, sogar die Spielkarten, oft unserer beider Unterhaltung an Urlaubsabenden, gehen mit. Waschzeug, zwei harte Würste. Am benachteiligsten ist das Geschirr. Viermal Besteck, ein Quirl, ein Kochlöffel, ein Reibeisen, ein Wander-Essgeschirr, ein mittlerer Topf, zwei Töpfchen für Brei, ein Krug zu 2 ½ Liter, ein Krug zu 1 Liter. Das ist alles. Dazu Reisebügeleisen, 20 m Wäscheleine, ein Stück Zeltplane. Die Lebensmittelkarten und andere tschech. Papiere verbleiben in meinem Besitz. Brot ist nicht ausreichend für soviel Tage, die Bäcker haben ausverkauft. Ein Glas Butter, ein Pfd. Kunsthonig ist noch da. Die Uhr rückt unaufhaltsam weiter. In höchster Eile packe ich die zwei Koffer, den Rucksack mit Lebensmitteln. Die Jungen erhalten Winterkleidung, der Grosse kommt in den Sportwagen mit dem dicken pelzgefütterten Fussack. 10 Minuten vor der Zeit sind die zwei Soldaten mit zwei Zivilisten wieder da. Ich muss den Haushaltsausweis abgeben. Rasch schlüpfe ich noch in die Sportstiefel, in den Lodenmantel, was mir schlecht gelingt, da ich ja die Kostümjacke untergezogen habe. Ein letzter Blick zurück, dann drängt man mich hinaus. Erst im Hause kann ich die Schuhe verschnüren, und während dieser Zeit wird mit einem einfachen bedruckten Papierstreifen meine Wohnung versiegelt. Der Traum ist aus! Heimatlos!

Sie begleiten mich noch bis vor die Ladentür, dann muss ich warten, bis die anderen Opfer dieser Gruppe gesammelt sind. Ich setze mich auf die Steinstufen, mir ist erbärmlich zumute – ich weine. Damals vor Monaten liess man mich nicht gehen, heute bin ich allein. (Und dennoch war ich später dankbar, dass es so gekommen ist.) Unterdessen bin ich noch Zeuge einer ungemein bitteren Tragödie: auf der Strasse bewegt sich der Zug der Leidensgefährten zum Niedertor, dann rechts ab in Richtung Lager. Bekannte, Fremde, Freunde, alles bunt durcheinander. Da fahren sie Frau H., die erst vor 10 Tagen aus dem Krankenhaus entlassen worden war und an zwei Krücken kaum einige Meter laufen kann, in einem Wägelchen, der 70jährige Gatte neben ihr. Dahinter die Tochter, Frau T., eine Lehrersgattin, mit ihren zwei Kindern, das wenige Gepäck auf Kinderwa-

gen verladen. Eine ehemalige Postbotin bringt einen fast erblindeten alten Mann auf einem Schubkarren. Alle 10 m etwa zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Sotrieb man uns wie Vieh! Das waren die Sieger, die ohne Blutzoll zwei Weltkriege gewonnen haben durch Intrige, Lüge, Verrat und Betrug! Das war die «humane Aussiedlung».

Der Anblick all dieses Elends liess meine Tränen rasch versiegen, und zurück blieb kein Weh, sondern grenzenloser Trotz und Selbstbehauptungswille; und damals entstand in mir der Entschluss, dies alles niederzuschreiben, auf dass es nie vergessen werde.

Dann kamen auch meine zwei Begleiter, und inmitten dieser Schar zog auch ich hinaus aus der Stadt, in der ich manche schöne, manche schwere Stunde erlebt habe. Meine Schwägerinnen geleiteten mich und halfen das Gepäck auf dem Kinder- und dem Sportwagen zu befördern. Ich schwitzte ausgiebig, denn über der Kostümjacke trug ich ja noch den Lodenmantel. Den Kindern wird es in den Wintermänteln ähnlich ergangen sein.

Am Krankenhaus und dem Friedhof zu «Unserer lieben Frau» mit alter Holzkirche vorbei geht der Zug zum Lager. Dort stauen sich beim Eingang schon die Massen. Hier hört man auch wieder von Bekannten Näheres. Bereits um 5 Uhr früh begann in W. die Aussiedlung. Auch hier die gleichen Umstände wie in der Stadt. Richtlinie dieser Aktion war wohl, Arbeitsunfähige, also Frauen mit vielen oder kleinen Kindern, Alte, Kranke usw. loszuwerden, da sie für dieses Volk nur ein Ballast waren, ohne produktiven Nutzen. Daher waren auch nur wenige arbeitsfähige Männer dabei. Aus dem gesamten unteren Kreisgebiet, etwa 8 bis 10 km Umkreis, siedelten sie an diesem Tage rund 4'000 Menschen «human» aus, aus der Stadt allein etwa 1'600. Vereinzelt brachten Fuhrwerke die menschliche Ware.

Mir fällt ein, dass ich ja etwas ganz Wichtiges vergessen habe. Das Nachttöpfchen für die Kinder. Die Schwägerinnen versprechen mir, dieses und die bei ihnen deponierten wenigen Schmuckstücke nebst Kassabüchern unbedingt noch zu bringen. Zutritt in meine Wohnung ist ja noch möglich.

Dann bin ich durchs Tor, bin Vieh geworden. Es ist alles ein wimmelnder Ameisenhaufen. Der «Speisesaal» ist «Visitlokal». Jeder muss durch. Es gelingt mir, das Kofferl mit den Papieren und einen anderen Handkoffer sowie den Kastenwagen vor der Durchsuchung zu retten, indem Mädchen sich freiwillig anbieten, bei dem angeblich bereits durchsuchten Gepäck zu bleiben. Diese Mädchen, die schon einige Stunden «Lageristen» waren, übernehmen dann auch etliche hundert Mark, bis ich wieder herauskomme, und helfen mir auch sonst in bester Weise, indem sie mir die völlig aus der Ruhe gebrachten Kinder etliche Stunden einwandfrei betreuen.

So, nun bin also ich dran. Finanzbeamte (oder trugen sie bloss die einstige Uniform) kontrollierten. In dem schon lange vorbereiteten Korbe fanden sie überall in der Wäsche versteckte Packungen Rauchwaren, die sämtlich gleich in ihre bereitliegenden, geräumigen Privat-Aktentaschen verschwanden. Dann kam ein dunkelbrauner Kostümstoff von ganz unten heraus, meine einzige Meterware; ein Paar Lederhandschuhe meines Mannes. Dann kam die Handtasche, eine Double-Taschenuhr; die zwei letzten Dinge wurden fein säuberlich nebst Namen notiert und einem «Sammler» übergeben. Welch

überflüssige Arbeit! Einige erzählten sogar den Beraubten, sie erhielten das beim Verlassen des Lagers wieder! Dabei kam all das Zeug schon abends wie Christi Leibrock unter die Häsher! Ich musste herzlich froh sein über meinen Kontrolleur, denn er belies mir die ganzen neuen Kindersachen, eine Glanzleistung! Während nebenan sogar Woll- und Garnknäuel mit einem Schnitt durchschnitten wurden bis zur Mitte, um dort versteckten Schmuck zu finden. Sparbücher besass ich nicht. Zum Schluss fand er in der Geldtasche noch 50 Kronen, geborgtes, für die Milch bestimmtes Geld für die Zeit, bis ich, also «K» aufgerufen waren. Die gingen restlos weg. Über meine etwa 80 RM war er verwundert und wollte es nicht glauben, dass ich mit all den guten Sachen so arm an Geld sein könnte. Als Erklärung: ich hätte schon Monate kein Gehalt mehr bekommen. (RM-Beträge wurden bis auf 200 RM abgenommen, ebenso Schmuck usw.) So ward ich entlassen – zur Leibbesuchte. Die nahm eine Kommunistin vor, in einem Nebenge-mach, die perfekt Deutsch konnte. Sie verhielt sich tadellos. Kaum, dass sie am Körper entlangfühlte. Sie hatte sichtlich kein Interesse an ihrer Aufgabe. Dann war der amtliche Teil erledigt.

Jetzt hiess es ein Dach suchen, ein Plätzchen, wo man am Abend sein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte. Da kam mir eine Frau, die schon einige Wochen Lagerleben hinter sich hatte, zu Hilfe. Sie fand für mich in der wanzenbesten Baracke, Zimmer 17, in der ersten Etage einen leeren Strohsack, Breite 70 cm, normale Länge. Also dahin, das Gepäck abladen! Eine Stube mit 16 Betten, je zwei übereinander, zwei Fenster, ein Tisch, zwei Bänke, vier Spinde, die von alten «Heidestegern» – so hiess das Lager im Volksmund – belegt waren. Zu dieser Stunde war noch nicht zu übersehen, wer zur Stube gehörte.

Dann sah ich mich im Lager um. Das tschechische Personal trug weisse Leinenuni-formen, sprach gut deutsch. Eben bat eine deutsche Frau in bester Kleidung kniefällig einen, man möge sie mit zwei Mann Bedeckung nur ihre Papiere von daheim holen las-sen – vergebens. Während sie den Gottesdienst besuchte, hat man ihre Wohnung versiegelt. Die Handtasche war ihr Gepäck. Da hatte ich also auch wieder Glück.

Die Umzäunung war nebst dem Lattenzaun, der gleichzeitig Wäschetrockner war, mehrfacher Stacheldraht bis 2 m hoch. Mehrere Posten mit Maschinenkarabinern gingen dauernd am Zaun entlang und verhinderten, notfalls unter Gebrauch der Schusswaffe (z.B. am Abend erfolgt), jedes Gespräch mit Aussenstehenden. Zwei Stübchen einer anderen Baracke waren Krankenzimmer. In einem davon wurde gerade eine Frau ent-bunden, im anderen lag eine eben hereingetragene Frau, etwa Mitte Vierzig, in einer tiefen Ohnmacht. Die Aufregungen! Im Waschraum waren nur die Hähne, darunter eine Zinkrinne. Unten schwamm es. – Niemand sage nun, der russische Ostarbeiter hätte Jahre so gelebt. Erstens war damals das Lager normal belegt, zweitens gab es genug Rotarmisten, für die das «Wasser aus der Wand» ein Wunder war und die deshalb nicht mehr in ihr Heimatland zurückwollten.– Dann die Aborte! Zwei Stück an der Zahl für etwa 4'000 Menschen, die es bis zum Abend waren! Derartige hygienische Verhältnisse, brütende Augusthitze, geschwächte, unterernährte Menschen und diese Überfüllung! Mehr als Gefahr, der idealste Seuchenboden. Die meisten lungerten auf den ausgedörr-

ten kargen Rasenflächen umher und erzählten ihre schauerlichen Erlebnisse, brüteten Ra- die in zukünftiger Zeit oder planten still für sich das «Morgen» – im Lande «Wo?». An der Küchenbaracke stand ein Menschenknäuel mit Gefässen, es gab schwarzen, bitteren Kaffee. Übrigens die einzige Verpflegung für U/2 Tage Lagerleben. Leider reichte auch dieses wässrige Getränk nur für einen Bruchteil der Insassen. Der Rest konnte zusehen. Hierbei möchte ich aber die Schuld nicht dem tschechischen Vernichtungswillen, son- dern den kleinen Kesseln geben, denn gekocht wurde dauernd.

Am Nachmittag – wir lebten ja zeitlos – kamen A. und F. zum Zaun. Umsonst! Eine Zeit später trafen wir im Lager zusammen, in das sie sich mit einem dichten Trupp Zu- zügler eingeschmuggelt hatten. Ich erhielt den Nachtopf, meine braune Handtasche mit Kassabüchern, etwas Schmuck und eine Tüte mit etlichen gut geschmierten und belegten Wurstschnitten. Es war meine letzte anständige Mahlzeit für mehrere Tage. Mit viel Glück entwichen dann die beiden wieder, und ich ging daran, meine Schätze zu ver- stauen. Das Innenfell des Fussesackes und das Futter der Handschuhe mussten dran glau- ben. So konnte ich von der Seitentasche aus bis auf die Gegenseite durchgreifen. Finger- ringe und Armbanduhr aber blieben «beweglich», je nach Bedarf. Ein silbernes, volles Zigarettenetui, ein Andenken, schob ich unbemerkt H. in die Brusttasche seines Mäntel- chens, und die überlebte dort die ganze Reise. In der allgemeinen Aufregung war das ziemlich unbemerkt möglich. Dann kam «Gesundheitskontrolle». Alle mussten durch eine Baracke, der Arzt schaute kurz in den Mund – alles! Wir waren alle gesund.

Es mochte etwa 18 Uhr sein, als es von Mund zu Mund ging, dass ein Gottesdienst gehalten werde. Ich liess mich vom Strome treiben bis zu einem Wiesenfleck hinter der grossen Baracke, wo von P. Basil eine Feldmesse gelesen wurde. Ein weissgedeckter Tisch, darauf ein schlichtes Kreuz, darüber der Abendhimmel, aber ich habe noch nie eine so ergreifende Messe erlebt. Viele schluchzten, Frauen mit Säuglingen im Arm, ein Würgen in der Kehle. Der ehemals reichste Fabrikant, schon seit jeher durch seine reli- giöse Haltung bekannt, ministrierte. Und viele, auch ich, gingen zum Tisch des Herrn.

Abends waren dann 50 bis 60 Personen in «meiner» Stube, die Luft war erdrückend. Auch die durchgehenden Barackengänge waren voll belegt.

Schon war die Sonne untergegangen und die letzten wurden durchs Tor getrieben. Um 21 oder 22 Uhr – es war schon ziemlich dunkel, wir hatten schon längst Licht ange- knipst, – war «Zapfenstreich». Einige Schüsse hallten, und die Rinderherde wurde in die Ställe getrieben. Ein beträchtlicher Teil war nämlich immer noch ohne Plätzchen und wollte schon im Freien nächtigen. Ausgeschlossen! Auch sie mussten noch in den Pferch, es war schauerhaft! Dann: Licht aus! Fenster schliessen! und «Gute Nacht»! Nur die Gänge blieben beleuchtet. Gang war zuviel gesagt, man musste über Koffer und Men- schen klettern, ehe man vielleicht wieder mal 10 cm Fussboden erwischte. Ruhe war die ganze Nacht nicht. Ich bettete die zwei Jungen so gut es ging, einen ans Fussende, den anderen oben an die Wandseite und legte mich dann, lediglich ohne Mantel und Jacke, dazu. An Schlafen war nicht zu denken.

5 Uhr früh. «Aufstehen! Fertig machen zum Bahnhof!» Mir war das lieber als die Möglichkeit eines längeren Lagerlebens. Strahlender Sonnenschein. Die Glücklichen brachten es wieder zu einer Tasse schwarzen Kaffees. Ich gehörte nicht dazu, denn in dem allgemeinen Aufbruch musste ich bei Kindern und Gepäck, bleiben. Es mochte 6 oder 7 Uhr sein, als wir uns auf bezeichneten Wegstücken und Baracken erstmal sammeln mussten. Stadt B., ausserdem noch nach Stadtteilen. Und dann wurde verlesen. Name um Name fiel, scheinbar endlos. Die Genannten hatten am Hauptweg anzutreten. Da stand ich nun mit Kind und Kegel und überlegte, wie ich mit zwei Wagen und Gepäck wohl am besten weiterkäme. Ein Onkel meines Mannes, der nur mit der Frau war, wollte ursprünglich bei mir bleiben, doch jetzt war durch die Ortstrennung der Traum aus. Da rief jemand! Es war M., eine Kusine meines Mannes, einst Caritas-, dann Braune Schwester, in ihrer Schwestertracht. Eben nach der dritten Nachtwache heimgekehrt, hatte sie schnell einen Koffer gepackt und war ins Lager geeilt, um ihre ausgesiedelten, fast 70jährigen Eltern, Onkel und Tante für uns, freiwillig zu begleiten. So taten wir uns zusammen. M. lud ihren Koffer noch auf meinen grossen Kinderwagen, Onkel fuhr ihrer beider Gepäck in einem festen Zweiräder.

Vor dem Lager staute sich einstweilen eine immer grösser werdende Menschenmenge, die meist Kleinigkeiten oder Esswaren brachten oder noch Wichtiges zu besprechen hatten. Darunter auch etliche mit Koffern, die ihre Töchter mit kleinen Kindern oder alte Eltern und Verwandte freiwillig begleiten wollten. Eine Bekannte erhielt gnädig die Erlaubnis, ihrem im gegenüberliegenden Barackenviertel gefangenen Mann Ade zu sagen. Er durfte seine Wohnung nie mehr betreten, wusste auch nicht, wohin unsere Reise führen würde.

Schwiegermutter und Schwägerinnen warteten auf uns, als sich das «Tor in die Freiheit» öffnete. Eskortiert von SNB, alle zehn Schritte ein Mann, ging eine lange Kolonne stadtwärts. Nochmals schaute ich mich gut um, grüsste mit einem langen Blick das Sterngebirge, die Ringelkoppe. Und dann ein tiefer Atemzug – vorbei!

Ich fragte einen von der SNB, der gebrochen deutsch sprach, wohin unser Transport ginge. (Insgesamt rund 1'600 Personen, in der Hauptsache aus dem Stadtgebiet und engstem Umkreis.) «Nach Teplitz! Dort übernimmt amerikanisches Rotes Kreuz.» Teplitz – westwärts also! Von dort aus wollte ich schon irgendwie nach E. kommen, heim!

Am Krankenhausberg mit seinem Katzenkopfpflaster brach vom grossen Wagen infolge der Überbelastung ein Rad. Mutti rannte heim, da dort noch ein neuer Reservewagen stand, und holte uns vor dem Bahnhof ein. Man beorderte uns zur Verladerampe, wo am Geleise bereits ein langer Lastzug mit offenen Wagen stand. Da wir bei den ersten waren, glückte es uns, einen Wagen zu erwischen, in dem der Kohlendreck nicht mehr als 10 cm dick lag; die Türen standen schon offen, also das Brett angelegt und hinein mit dem kaputten Wagen in eine schattige Ecke. Die Sonne brannte schon ganz schön herunter. Während ich noch den kleinen Jungen in den neuen Wagen mit aller Vorsicht und Tarnung umbettete, erging schon der Befehl, dass nur für Kinder bis drei Jahre ein Fahrzeug mitgeführt werden dürfe.

Alle anderen mussten eben zusehen, wie sie mit ihrem Gepäck weiterkämen. Zum Umsehen blieb uns keine Zeit. In höchster Eile ging der neue Wagen mit einem Reservierad und der Sportwagen in den Waggon, und damit wurde unser Patient verbaut. Alles Klagen, Bitten und Weinen der Leute half nichts, und in kurzer Zeit war ein grosser Park aller Wagentypen da, vom vornehmen Korbwagen bis zum gummibereiften Fahrradanhänger des Kaufmannes. Alles musste Zurückbleiben, und die Deutschen durften sich daraus dann holen, was sie wollten und brauchten. Gerade dass ich nochmals hinaus konnte zum Verabschieden und ein paar Worten über den gestrigen Lagertag. Dann war auch das Ende des Zuges am Bahnhof angelangt, und eine Schranke verbot jeden Zutritt. Ein letztes Winken zu Mutti – ich sollte sie nie Wiedersehen, denn am 9. 1. 1946 schloss sie noch in der Heimat die Augen. Sie konnte die Aussiedlung ihrer Lieblinge, der Kinder, nicht verwinden und siechte langsam dahin, zumal auch Ernährung und Aufregungen aller Art ihr Siechtum beschleunigten.

«60 bis 65 Personen je Waggon!» war der Leitsatz. Mit Gepäck! Was das heisst, können sich vielleicht die vorstellen, die Reisen in diesen «Luxuswagen» schon erlebt haben. Unser Waggon war voll, die Kopfzahl stimmte noch nicht. Also noch enger rücken, höher schichten oder Gepäck ausladen. Es musste gehen. Als sie uns zählten, waren es 23 Kinder aller Altersstufen, 11 Männer und 28 Frauen, insgesamt 62 Köpfe. Keines stand mehr am Wagenboden; dort war kaum Platz für mein Nachttöpfchen, das übrigens in den nächsten Stunden grossen Wert erlangte. An der abgelegenen Waggonwand klopfte es – Papa war es, der über die Zäune und durch Gärten herangeschlichen war und mir zwei Laib Brot, etliche Kleinpackungen Zigaretten, eine Kasserolle gebratenes Fleisch und einige Gläser eingekochtes Obst aus meinem Vorrat brachte. Das Brot war das Wertvollste! Soviel gute Liköre, Wein und sogar Sekt blieben daheim, immer aufgehoben, wenn Vati endlich heimkäme! Dann auch da noch ein Häpdedruck, ein Dank und auch hier der Abschied. Nun waren die letzten persönlichen Brücken abgebrochen. Etliche Male waren mir ja die Tränen sehr nahe, aber ich schluckte fest, ich wollte nicht weich werden. Von jemandem meiner Leute habe ich mich verabschiedet mit: «Auf Wiedersehen in Bayern!»

Nun war Zeit, sich im Waggon selbst umzusehen. Familie H. und P. hatten die gegenüberliegende Ecke inne, die zwei Krücken lehnten an der Wand; eine Frau mit sechs schul- und vorschulpflichtigen Kindern, ein kinderloses jüngeres Ehepaar aus M., einst Besitzer eines neuen schönen Häuschens, die anderen alle unbekannte Gesichter; bei der Türe, die inzwischen von aussen fest verschlossen worden war, sass auf einem Bündel ein Mann aus R., der wortlos vor sich hinstarrte. Jedes suchte wenigstens ein Sitzplätzchen zu schaffen, an Strecken und bequem Sitzen war nicht zu denken. Immer noch wurde eingeladen, gejammert, gebrüllt, geschimpft, geweint. Hinter der Schranke weinende Angehörige, wovon mancher wohl an seinen eigenen Auszug dachte. Immer drückender wurde die Hitze, man schwitzte, der Schmutz klebte bald.

Da war wieder eine Hilfe: P. Basil U., ein Geistlicher aus unserem Benediktinerkloster, der 2^{1/2} Jahre wegen eines Vaterunser für einen verhafteten Geistlichen in Dachau

war, durfte zum Zug; eigenhändig, dann mit einer Frau schleppte er alle erreichbaren Gefässe voll Wasser für die durstigen Kehlen. Dabei wurden auch meine beiden Krüge gefüllt, die ich sorgfältig schloss und unter dem Gepäck gut verstaute als Vorrat. Dieser Priester blieb bis zur Abfahrt bei uns, und als der Zug schon anrollte, stand er mit Tränen in den Augen und Schweiss auf der Stirn und segnete die unglückliche menschliche Fracht. Soviel Leid lag hinter ihm, und dennoch konnte er über das neue Leid weinen.

Im Waggon hinter uns war Frau V. mit ihren Kindern und Frau H., die Frau des Buchhändlers vom Ring. Herr H. selbst war am 3. 8. von offener Strasse weg auf einem Geschäftsgang von der SNB geschnappt und nebst vielen anderen Männern und Halbwüchsigen (ab 15 Jahren), die sie zum Teil sogar aus Friseurläden holten, auf Autos verladen und ohne jede nochmalige Heimkehr in die Kohlengruben nach Radowenz¹ transportiert worden.

Mittag schickte das Kloster einen Kessel Suppe, doch war der Zug schon fahrbereit. Ob also noch jemand was bekam, weiss ich nicht. Noch ein kurzes Verschieben mit viel Pfeifen und Schreien. Die Posten beziehen ihre Plätze: jeder dritte Wagen hat ein Bremserhäuschen. Da sitzen sie mit schussfertigen Maschinenkarabinern und ducken bei jeder Brücke ängstlich ihre Köpfe. Die Lokomotive stösst Dampf aus. Die Gesichter des Bahn- und Begleitpersonals sind teils unbewegt oder teilnahmslos, meist aber können sie das schadenfrohe Grinsen nicht verbergen, ja, sie geben sich wohl auch keine Mühe dazu.

Letzte Ruhe – langsam rollen die Räder, der erste grosse «humane» Transport verlässt den Bahnhof. Nach kaum 100 m nochmals Halt. Einige Wagen stehen gerade bei der Strassenüberfahrt, kurze Worte, Blicke mit wartenden, weinenden Deutschen.

Und dann fahren die 1'600 Menschen ins Ungewisse.

Aus den Fabriken, aus allen Fenstern winken Deutsche mit Tüchern ein letztes Lebewohl. In G. steht R., M.s Schwester, mit einem wehenden Leintuch auf der Strasse. Auf den Feldern halten sie inne, winken uns zu. Leid zeigen ihre Mienen. Ihnen blüht das gleiche Los. Wann?

Im Waggon selbst ist es bis Halbstadt fast lautlos still, bedrückend. Jedes hängt seinen Gedanken nach. Meine Buben halten Mittagsschläfchen in der Hitze.

Die Lokomotive wird umgehängt. Etwa eine halbe Stunde Aufenthalt. Dann Abfahrt Richtung Wekelsdorf. Wieder kurze Pause. Bis hierher geleiteten uns Abschiedsgrüsse deutscher Menschen. Wir erwarten Weiterfahrt Richtung Trautenau, längs der Sprachgrenze.

Jedoch Abfahrt – Richtung Politz. Beklemmende Stille legte sich über uns; dann kamen langsam die ersten bangen Fragen: Ob sie uns wohl in ein böhmisches Lager stecken? Ob wir zur Arbeit kommen und Kinder und Alte in ein Heim? Es schien so.

Nun hörte auch das Winken der Leute draussen auf, die meisten wussten wohl selbst nicht, was es für ein Transport war.

Tante, sonst immer gütig und ergeben, hatte bei der Aussiedlung aus der Wohnung einen Schrei- und Weinkampf erlitten und als einziges Gepäck nur ein kleines Kreuz

¹ Kreis Trautenau.

in der Hand mitgenommen. Erst M. packte etwas Kleidung in ein Bündel und Bettzeug in ein zweites. Meiner Rucksackaussenentasche entnahm ich ein Hämmerring und Nagel, und so hängten wir das Kreuz an der Schmalseite des Wagens auf.

Ich kannte diese Strecke sehr gut. War ich sie doch in früheren Jahren oft in herrlicher Urlaubsstimmung gefahren, allein oder mit den Kindern zu Besuch zu Vati! Tante erklimmte den höchsten Berg unseres Gepäcks und fragte nach jedem Städtchen, interessiert wie ein junger Mensch. Als ich diesbezüglich eine Bemerkung machte, erklärte sie mir: «Diese Fahrt habe ich teuer bezahlt. Also will ich auch was sehen wenigstens!»

Die Luft zitterte vor Wärme. Die gute schwarze Erde draussen war trocken, die Felder zum grössten Teil schon abgeerntet. Auf den Bahnhöfen war es still, fast kein Betrieb.

M. hatte eine Schüssel mit dem Proviant mit, darunter etwas Kuchen, ein Fläschchen Sirup. Es lag griffbereit, in der Enge des Waggons also am günstigsten. So war das unsere erste Mahlzeit. Onkel sprach fast nichts, sass unbeweglich.

Es war etwa 6 Uhr abends. Erster Aufenthalt – Tynischt¹. Je Waggon durfte ein Mann mit einem Gefäss 2 bis 3 Liter Wasser holen, öfter oder mehr gab es nicht. Wir hielten uns an unseren bescheidenen Vorrat. Eine grosse Anzahl wollte die Waggons überklettern, um auszutreten nach soviel eingesperrten Stunden. Da brüllte das Wachpersonal: «Wer Waggon verlässt, wird erschossen!» In der Folgezeit musste also ein Eimer der kinderreichen Frau und unser Nachtgeschirr dienen (menschwürdig?), und mit kühnem Schwung wurde es über die Waggonwand gekippt.

Die Kinder waren bisher brav, neugierig und durch die vielen neuen Eindrücke etwas erregt. Nach einer halben Stunde Weiterfahrt nach Königgrätz; dort wieder einige Minuten Halt. Einige junge tschechische Leute beiderlei Geschlechts fanden es dort für angebracht, Spott- und Schmähreden zu halten. Einige Geleise weiter stand ein weiterer Transportzug. Schon ging es weiter, und jetzt wurde auch für mich die Strecke fremd.

Einer der schwersten Momente des Transportes war für mich jener Augenblick, als der Grosse bittend sagte: «Mutti, jetzt will ich wieder heim! In mein Beteri!» Es gab kein «Daheim» mehr!

Eine Weile starre ich hinauf. An der Schulter des jungen Mannes lehnt, scheinbar schlafend, seine Frau. Sie halten sich seit Stunden bei der Hand, als wollten sie sich gegenseitig Halt geben.

Da schliesse auch ich die Augen und träume. Schlafen kann ich nicht, aber die Gegenwart verschwindet – und ich bin nicht allein in diesen Stunden.

Ein leichtes Grollen stört den Frieden. Es ist stockdunkel, Gewitterwolken jagen am Himmel. Tastend finde ich die Gummidecke des Kinderwagens, klappe die Dächer hoch (wir betteten den grösseren Buben in den kaputten Wagen) und ziehe den Regenumhang über. Die ersten Tropfen fallen. Tante spannt eines ihrer drei mitgeführten alten Untertüme auf und betet wieder.

¹ Tynischt a. d. Adler.

Gott sei Dank geht es bald vorbei. Noch wenige Stunden Brütens, Planens, Ratens um das Reiseziel – dann graut es leicht. Dicker Nebel verhindert die Sicht. Wieder ein Aufenthalt auf einer unbekanntem grösseren Station. Nebenan der vorgefahrene Transport. Er hat auch jetzt den Vorzug.

Weiter. Man sieht schon die Gesichter der Nächsten. Wir fahren über Weichen.

Plötzlich Halt! Wo sind wir? Ein Blick rechts: eine Anzahl Geleise – es mögen 4 bis 5 sein –, dann Bäume, ein Haus, ein steiler, bewaldeter Hang. Ein Blick links, da fliesst gemächlich schwarzgrün die Elbe, dahinter steiler, felsiger, begrünter Hang. Also sind wir im Elbsandsteingebirge, wahrscheinlich Tetschen. Aus der Traum von Teplitz und amerikanischem Roten Kreuz! Der Russe wartet auf uns. Vorläufig waren wir auf einem Umschlagplatz, Laube bei Tetschen.

«Alles heraus!» Mit diesem Gebrüll öffnen sich die Türen. Ich wäre gern noch geblieben, so unbequem es war. Nun hiess es wieder selbst handeln in lähmender Ungewissheit.

Einer der ersten, der den Waggon verliess, war der Mann aus R. Er redete zum ersten Male wieder – irre. (Dasselbe Schicksal ereilte in einem rückwärtigen Waggon eine etwa 40jährige Frau.) Der Alte lud sich einen halbleeren Sack auf die Schulter und erzählte dauernd bloss mit unstillen Augen, er sei aus H. und was sich dort zugetragen habe.

Die einzelnen Familien schleppten ihre Bündel über die Geleise bis zur vor dem Hause vorbeiführenden Asphaltstrasse. Die Wachtposten trieben an. Bevor unsere kleine Gemeinschaft auseinanderging, verteilte ich je eine Zigarette aus den zuletzt erhaltenen Packungen. Dafür half man mir beim Ausladen. Wir waren die letzten dieses Waggons und fast die letzten des Zuges, die ihre sieben Zwetschgen aufluden. Hatten die meisten vor uns – ihres Fahrzeuges beraubt – einfach ganze Koffer oder zumindest Teile des Gepäcks liegengelassen, waren mit 10, 15 oder 20 kg weitergegangen, so gedachte ich das nicht zu tun, sondern überlegte, wie wir wohl alles weiterbringen könnten. Ich stand auf dem Standpunkt, dass zum Wegwerfen immer noch Zeit sei. Ein Glas eingelegte Kirschen erhielt Familie H., ein zweites diente als allgemeines Frühstück. Das dritte wanderte in eine Ecke des Wagens unter das Kissen. Damit war eine Tasche leer, also weniger. Zwei Schirme von Tante mussten auch daran glauben. Alles andere schleppten wir Stück für Stück auf die Strasse und beluden dann unsere Wagen. Der invalide Kinderwagen wurde mit Betten und Kleidung der zwei alten Leute beladen und Onkel schob ihn mit viel Geschick und Kunst, denn im Laufe unseres Weges wurde auch ein zweites Rad defekt, so dass wir am Ende mit 2½ Rad landeten. M. fuhr mit dem kleinen Jungen den anderen Kastenwagen, der zwei Koffer und schliesslich auch den Rucksack tragen musste. Bei der hölzernen Kriegskarosserie gewiss eine Leistung. Allerdings brach am Wege auch ein Rad, doch half das Reserverad aus der Not. Der Bub freilich konnte sich so wenig rühren wie der andere im Sportwagen, dem das restliche Gepäck (Handkorb, Koffer, mein Rucksack, Schultasche, Handgepäck) über die Lehnen getürmt wurde. Der kleine Wagen, übrigens ein Erzeugnis der Premier-Werke, hielt schadlos durch trotz

Höchstbelastung. Es war mit viel Mühe alles verstaut. Schon etliche Male versuchten uns die Posten zu treiben. Jetzt waren wir fertig.

In Gottes Namen denn! Fast waren wir die letzten auf diesem Pilgerzuge, aber wir schritten gleichmässig aus und kamen durch die gute Strasse auch schön weiter, so dass wir immer mehr aufholten. Dadurch jedoch sahen wir Bilder, die sich in ihrer Schwere gar nicht richtig beschreiben lassen.

Das Haus beim Umschlagplatz war auf Anordnung der Wachen verschlossen, so dass niemand einen Schluck Wasser erhielt. Wahrscheinlich sassen sogar schon Tschechen drin.

Wenige Meter vom Umschlagplatz sass inmitten der Ihren Frau H., die mit den Krücken nicht weiterkonnte. Sie musste ja erst wieder gehen lernen!

Manche hängten ihr Gepäck an einen Knüppel, wodurch sie etwas leichter trugen. Und überall im Strassengraben lagen Wäsche, Schuhe, Lebensmittel, ja sogar Federbetten. Das Weggeworfene allein hätte mehrere reiche Ausstattungen ergeben.

Da sass eine Wöchnerin, den 14 Tage alten Säugling im Arm. (Human? Menschlich?) Sie schaffte es nicht, trotzdem sie fast kein Gepäck hatte. Wagen besass sie keinen. Unser Transport vermischte sich nämlich jetzt mit dem Königinhofer, die man noch «menschlicher» ausgesiedelt hatte. Sie durften alle als einziges Gepäckstück nur einen selbstgenähten Rucksack ohne Seitentaschen in genau angeordneter Grösse mitnehmen! (25–30 kg?)

Plötzlich hörte ich tschechische Laute aus Frauenmund. Da stand ein Grüppchen Frauen und Kinder, sprachen tschechisch und – hatten Flüchtlingsgepäck! Mischehe! Wie viele andere auch ausgesiedelt.

Dort stützte ein 25-jähriges Mütterchen ihre schwere Bürde auf einen Randstein. Die Last war für den alten Rücken zu schwer.

Ich begegnete der «D.-Muhme», einem Fräulein gegen 70, Pfarrköchin bei M.s Bruder, Pater H. in B. Sie war frohgemut, beneidenswert tapfer. Das Weiblein tippelte mit der geringen Habe so, als ginge es zur Wallfahrt. Vor vielen Jahren war sie mal zu Fuss in Rom, und heute noch besucht sie ihre alten Freunde in Thüringen und Mecklenburg zu Fuss. Sie besass als stärkste Kraft ein unendliches Gottvertrauen und versuchte auf diesem schweren Wege auch anderen davon zu geben.

Nach einem vorsichtigen Blick auf meine versteckte Armbanduhr, ein kleines, zierliches Dingelchen und noch dazu ein liebes Geschenk Vatis, beschlossen wir um ½ 10 Uhr (es mochte ungefähr stimmen), eine Rast mit Frühstück einzuschalten. Ein entrindeter starker Stamm am Strassenrand war die ideale Sitzgelegenheit, etliche Eier, Brot, etwas Kompott, alles so gegessen, dass es die Vorübergehenden möglichst wenig sahen. Wir konnten nicht helfen und wollten darum nicht reizen. Unweit plätscherte ein Bächlein über den Rand in den Strassengraben, so dass wir wenigstens Hände und Gesicht ein wenig waschen konnten, und dabei kosteten wir natürlich auch ein bisschen von dem kostbaren Nass.

Der Tag war schwül und vormittags dunstig. In der dicken Bekleidung wurde es allmählich warm. (Wie schön wäre diese Wanderung in unbeschwerten Urlaubstagen gewesen!) Beiderseits steile Hänge in vielerlei Grün, dunkel, ernst die Fichten und Kie-

fern, heller, bewegter die Laubbäume. Dazwischen oft senkrecht aufragende Felsen, Zuckerhut formen, Wände, unregelmässige Brocken. Links von der schönen, ebenen, leicht sich windenden Strasse, nur durch einen grasigen Saum, mit allerlei Baum- und Strauchwerk bestanden, getrennt, das still gleitende, breite Samtband der Elbe. Schon blühte an einigen Stellen die Heide. Sie lockte allzusehr. So erklimm ich ein Stück Abhang und pflückte einige Stengel – als letzten Gruss und Erinnerung an unvergessliche deutsche Erde. Beim Abstieg glitt ich aus und sauste mit Schwung in ein Brombeergestrüpp. Aber für meinen kleinen Schatz, den ich noch besitze, opferte ich gern ein paar Tropfen Blut.

So vielfältig wie die Temperamente war auch der Gesichtsausdruck der Wandernenden. Gleichmütig, teilnahmslos, verzweifelt, weinend, hasserfüllt, verbittert, verschlossen usw. Nur die Freude in all ihrer Ausdrucksskala fehlte. Die Gespräche aber waren bei den meisten rachevoll und drückten den Wunsch, die Hoffnung, ja, die Sicherheit aus, dass das «den Tschechen schon wieder kommen würde! Aber dann!» Versöhnlich sprach niemand. Nur die Gläubigsten sahen auch in dieser Sache den unerforschlichen göttlichen Ratschluss. – Heute bin auch ich froh, dass ich damals mit bei den ersten [Vertriebenen] war, es blieb mir manches erspart, und ich gewann Zeit zum Aufbau eines neuen Heims.

Wir mochten die Hälfte des Weges hinter uns haben, als ein 2½-t-LKW nach hinten fuhr, die letzten – Alte, Gebrechliche und Kranke – auflud und an den Grenzbalken schaffte. Dieses Auto pendelte dann bis zum Abend hin und her, denn der Kraftlosen und des abgelegten Gepäcks wurden immer mehr.

Immer wieder traf man Bekannte. So Frau D., die Tochter meiner einstigen Hausfrau in W., mit Tochter L. und deren Söhnchen Klaus, damals 11 Monate alt; L. war meine Schneiderin.

Nach längerer Zeit tauchten wieder mal längs der Strasse zwei Häuser auf, und aus dem zweiten kamen zwei junge deutsche Männer mit Wasser und füllten Becher und Krüge. Ich bat sie um den Dienst, meine Angehörigen von unserem Wege und geplanten Ziele zu verständigen. Gerne sagten sie zu. Auf die Frage, wie es mit uns über der Grenze werde, erhielt ich Bescheid, dass jeder tun könne, was er wolle. Für Mittel- und Ziellose sei in Pirna unter russischer Betreuung ein Sammellager. Das genügte, um meinen Weg festzulegen, und so riss ich aus dem Notizbuch ein Blatt Papier und schrieb, kaum leserlich, auf einem Randstein: «Tetschen, 7.8. Sind bei Laube, Elbsandsteingebirge, auswaggoniert. 12 km zu Fuss bis Grenze zum Russen. Schreibt an alle. Brief aus Gefälligkeit befördert. Über der Grenze keine Post. Versuchen Br. zu erreichen ARM., Eltern.»

Rückwärts folgten vier Adressen: Schwiegereltern, Pfarramt Barzdorf, meine Eltern und Grosseltern. Die wenigen Zeilen sollte mein Helfer abschreiben und an die bezeichneten Stellen senden. Die letzte Schachtel Zigaretten, bisher in der Manteltasche des Kleinen, war der Lohn für die Liebenswürdigkeit. (Die Nachrichten waren tatsächlich überall richtig eingetroffen. Die Schwiegereltern meldeten ihren Inhalt auch telegrafisch nach E. Meine Kurznachricht war übrigens das einzige Lebenszeichen des ganzen Transportes, das Richtung usw. den Verbliebenen anzeigte.)

Nochmals labten wir uns später an einer gefassten Quelle links der Strasse. Es mochte Mittag sein.

Nun hiess es langsam die nächsten Stunden überlegen. Wohin mit den verbliebenen Wertsachen?

Auch die 12 km Fussmarsch nahmen mal ein Ende. Die Strasse verbreiterte sich nach rechts bis zu einer roh abgebrochenen, ganz steilen Felsenwand, der ein Rasen vorgelagert war. Links war das Elbeufer senkrecht gemauert, oben mit Schutzgeländer versehen; auch der Strom war hier breiter. Jenseits des Grenzbalkens eine kleine, fensterlose Bretterbude, am Ende der Chaussee ein kleines Landhaus. Eine sanfte Biegung des Stromes nach links ermöglichte einen Blick ins «Zukunftsland». Noch ein Stück Ufermauer, dann wieder freies Tal; die Felsen treten nur mehr links an den Fluss heran. Etliche 100 m weiter noch ein Schlagbaum ohne Posten, ganz am Ende des Blickfeldes Häuser. Im Sonnenschein ein farbenfrohes, leuchtendes Bild.

Doch jetzt kam der schwerste Teil – die Grenzkontrolle (sprich: der letzte Raubzug des tschechischen Löwen). Da musste erst eine Weile beobachtet werden. Vor dem Schlagbaum wartete eine grosse Mauer. Nur zwei Familien durften jeweils durch und wurden an vier beiderseits aufgestellten Tischen gründlich untersucht. Es ging mehr als langsam ob dieser Gründlichkeit.

So fasste ich den Plan, auf alle Fälle den Schlagbaum mit schlafenden Kindern zu passieren, um vielleicht dadurch etwas zu gewinnen bzw. undurchsucht durchzubringen. Ich hoffte, dass die Financer doch nicht so umgehen würden mit uns wie die SNB. Unsere SNB-Treiber hatten sich auch ein wenig ins Grüne gelagert und fuhren mit dem kleinen LKW nach dem Abladen seiner armseligen Fracht zurück.

Wir schlängelten uns zum Rasen und lagerten. Wieder gab es Eier und Brot, aber mir quoll jeder Bissen im Munde. Ausserdem hiess es sparen mit dem bescheidenen Vorrat, da wir ja nicht wussten, was uns «drüben» erwarten würde. Eile hatten wir jetzt keine mehr, und so genossen wir die kleine Atempause und rüsteten uns zum letzten Sturm.

Die aufgeregten Kinder beruhigten sich nur langsam.

Stunden später. Der Abend schickte schon die ersten Schatten, als es soweit war. Die zwei schlafenden Jungen in ihren Wagen drängten wir vor. Neuangekommene zankten; wussten sie ja nicht, dass wir schon stundenlang gewartet hatten. Der Schlagbaum hob sich. («Wanderer zwischen zwei Welten.» Ob der Unterschied gross war?)

Der erste Tisch rechts, etwa 15 m vom Schlagbaum entfernt, war leer für uns. Mein Handgepäck war das erste Objekt. In der Handtasche fand sich nichts mehr. In der grossen Tasche war in einem Gummisäckchen Kamm, Seifendose, ein total schwarzer Waschhandschuh, den er sich anzufassen graute – er enthielt meine kleine Armbanduhr. Aus dem Rucksack schnappte er sich gleich eine der zwei Fleischdosen, wobei er erst sorgfältig die schwerere bestimmte; ein Fläschchen Cognac (ehemaliges Reisefläschchen «Rossbacher Becherbitter») gegen evtl. Übelkeit kassierte er mit Schmunzeln. Das andere war für ihn weniger interessant. Ich redete in einem fort ein tolles Kauderwelsch aus Tschechisch-Deutsch, zeigte mich von bester Laune – alles Ablenkungsmanöver.

Denn während ich den Rucksack unten abstellte, glitt ein Band mit drei Ringen und die Armbanduhr meines Mannes, die M. eben aus dem Ärmelaufschlag gerutscht war, in dessen Inneres. M.s Koffer war dran. So öffnete ich den Handkorb, und mit der Schutzdecke umschlang ich ein Paar neue Schuhe, die auch mit grösster Eile zum Rucksack geschleudert wurden. Rasch noch die Grössennummer einer neuen Garnitur abgerissen und schon hoch den Korb! Jetzt ging es los: «Neue Wäsche!» – «Nein, schon einmal gewaschen!» – «Ist neu!» – «Als Frau muss ich das doch wissen!?» Schliesslich gab er nach. Er sprach ganz gut deutsch. Dann fand er die Spielkarten. «Was Sie alles mithaben!» «Eine Freude muss man doch behalten!» Aus einem Paar Schnürschuhen von. Vati klaute er ein ganzes Packl Schuhbänder und drei Paar neue Herrensocken. «Was soll mein Mann anziehen, wenn er kommt?» – «Der kommt ja so nicht nackt.» «Geldbörse? Kronen?» – «Nein, schon im Lager abgegeben.» – «Schmuck?» – «Nein!» – «Doch!» Er hatte das Silberkettchen an meinem Halse gefundenen, an dem ein Kreuzl zu genau 1,80 RM hing. Wie ein Adler stürzte er sich auf die Beute. Der nächste Koffer. Fast nur Kinderwäsche, die er mir beliess. Das Kleider- und Bettenbündel. Scheinbar hatte er sein Amt heute doch schon satt. Mit einem Blick musterte er die zwei schlafenden Kinder – und liess sie schlafen. Es war geglückt.

«Packen Sie ein, aber schnell, warten noch viele! Sie reden wie Zigeunerin!» Dieses zweifelhafte Kompliment störte mich nicht. Schleunigst eingeräumt, wie es eben gerade ging.

«Leibesvisite!» Davor bangte mir nicht. Meine Kostbarkeiten trug ich nicht am Körper. Vor dieser Bretterbude stand eine ziemliche Schlange Frauen (die Männer wurden draussen abgefühlt), das jeweilige Opfer trat einen Schritt vor und – ein etwa 30 bis 35jähriger grosser Financier von tadellosem Äusseren hielt Leibesvisite, wobei er speziell die jüngere Weiblichkeit recht gründlich befühlte. Er brachte es fertig, sogar die Entfernung intimster Damenwäschestücke zu verlangen, wo er solche feststellte. Auch das ging vorüber. Aufladen und: Wir waren vogelfrei!

Vor und hinter uns beliessen sie den meisten kaum zwei Mäntel, keinesfalls den guten, niemand aber den Pelzsack. Wir hatten also grosses Glück. Unbewacht ging es gemächlich weiter, und mit uns sagten viele: Gott sei Dank! Es war ja so kein Leben mehr!

An einem Bretterschlag ein leuchtend rotes Plakat: «Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei haben binnen 24 Stunden das Ortsgebiet zu verlassen!» Wirklich eine sinnige Begrüssung.

Die ersten Häuser – Sommerfrische Schmilka. Alles überbelegt schon, selbst die Hausflure und Gartenlauben. Kein Nachtlager aufzutreiben. «Wie sollen wir denn das machen, wenn man nur 24 Stunden bleiben darf?» «Nun, die andern mit Geld fahren ins Lager oder zu Bekannten, die ohne Geld ziehen jeden Tag ein Stück weiter.» (Moderne Zigeuner.)

Ich schlage vor, im Freien zu nächtigen, suche geeigneten Rasen. M. rät ab, geht nochmals in die Ortsmitte. Dort gibt es warmen, schwarzen, bitteren Kaffee – an jene, die Kaffee-Ersatz abgeben. Eine Schale ausserdem 20 Pf. Für uns langt es schon nicht mehr, drei Tage bei Wasser und Brot. M. schafft es, ein Gastzimmer ist noch frei. Sie

holt uns, wir sind die ersten drin. Eine rot gepolsterte Eckbank ist das Prachtstück. Eine Seite erhält Tante, die andere zwei Mädchen, etwa sechs und acht Jahre alt, einer nachkommenden Frau. Die Wirtsleute sperren die Verbindungstür zur Küche ab, raten uns, kein Licht zu machen, weil die Russen meist kommen. Die Buben essen kaum. Schon im Dunkeln, dann bei einem Kerzenstummel richten wir uns ein Lager. Das Zimmer ist schon voll, Onkel sitzt auf einer Bank, M. und ich haben Streckbedürfnis, nur mal langlegen. Also die Gummihaut auf den Fussboden und nebeneinander hin. Um ½ 11 Uhr ist es finster, aber nicht Ruhe. Bald geht es empfindlich kalt hoch von unten. Erst jetzt merken wir, dass der Fussboden von Kunststein ist. M. nimmt neben Onkel Platz, ich bleibe. Bloss strecken! An Schlaf ist so nicht zu denken. Tante betet erst stundenlang, dann sagt sie bis zum Morgen endlose Gedichte fehlerlos auf. Die Aussiedlung hat ihr schwer zugesetzt. Sie lässt sich nicht beruhigen. Ich bewundere sie ob ihres Könnens, ihres Gedächtnisses. Trotz meiner Jugend vermag ich nicht ein Gedicht mehr so wiederzugeben, ohne jede Stockung. Gegen 4 Uhr stehen die ersten auf. Am Abend hiess es, der erste Dampfer nach Pirna gehe nach 4 Uhr. Das erweist sich als falsch, aber das rastlose Getriebe zwingt auch uns, den Tag zu beginnen. Draussen begegne ich dem Schuldiener der Braunauer Schule, H. M. Er ist völlig durchnässt, schlottert am ganzen Leib. Er hat die Nacht auf den Stiegen der leicht überdachten Einfahrt zugebracht, und der heftige nächtliche Gewitterregen hat ihn und Hunderte so eingeweicht. Ich bin M. herzlich dankbar.

Am Landungssteg ist alles dicht gedrängt, trotz der frühen Morgenstunde. Man erzählt, dass sie gestern die 1'800. Leiche hier aus der Elbe gefischt hätten. Selbstmord? Mord?¹

Wir beschliessen, den Zug zu benutzen, da dieser bis Dresden durchgeht. Der Dampfer kann wegen einer gesprengten Brücke nur bis Pirna. Es kostet 2 RM. Der Zug fährt erst zu Mittag am gegenüberliegenden Ufer ab. Der Bahnhof ist eine Baracke. Eine Fähre fährt hinüber. Noch bleiben wir aber und drücken vielen die Hand.

Frau W. steht nur wenige Wochen vor ihrer Niederkunft. Sie ist mit den alten, kranken Eltern allein und fast verzweifelt. Noch kurz vorher sollte sie zu ihrem Manne, der nahe der Grenze im Schlesischen war. Sie war schon vor einigen Wochen ausgesiedelt worden und hatte in O. Zuflucht gefunden. Nicht mal ein Koffer war ihnen geblieben, fast kein Geld.

Dann kam der behäbige breite Dampfer stromauf und legte an. Weiss leuchtete die Bordwand, die Decke. Wohl zwei Stunden dauerte es, bis das Fahrzeug bis zum letzten Winkel gefüllt war. Winken, Rufen, Tränen, bange Fragen, Händeschütteln. Um die

¹ In den Wochen und Monaten nach Kriegsende wurden an den Elbufern in Sachsen Tausende Leichen, die moldau- und elbeabwärts getrieben waren, angeschwemmt und an vielen Stellen in grosser Zahl geborgen. Das waren zumeist Opfer des Prager Aufstandes von Anfang Mai 1945, der Selbstmordepidemien nach dem Einmarsch der Roten Armee und dem Beginn der «wilden» Austreibung und der Massenausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung, wie z.B. in Aussig a. d. Elbe am 31. Juli 1945; vgl. hierzu unten S. 626 mit Anmerkung, weiter u.a. die Berichte Nr. 26, S. 139 und Nr. 53 und Einleitende Darstellung, S. 31, 71 f.; vgl. auch Jürgen Thorwald, Das Ende an der Elbe, 2. Aufl. 1950, S. 386 f.

achte Stunde zog er die Landungstreppe ein und schwamm mit sachtem Wellenschlag abwärts. In zwei Stunden wollte er wiederkommen.

Nur wenige setzten mit uns über. Es war noch lange Zeit, das Wetter herrlich, das Wasser warm. Die beste Gelegenheit zu einer anständigen Reinigung, der ersten seit Sonntag. Ich zog die schweren Sportschuhe aus und fand nur mehr einige dünne Streifen statt meiner guten Seidenstrümpfe. Vier Tage in den schweren Schuhen und diese Märsche! Es war kein Wunder! Also Schere her und ab die Reste der Füsslinge.

Das Bad war eine Wonne! Selbstverständlich zog ich die Kinder ganz aus und schrubbte sie mal ordentlich ab im seichten Uferwasser. Wir waren wie neugeboren. Endlich wieder Menschen!

Wie Urlauber führten wir uns dann, auf einer Bank sitzend, etwas Butterbrot und Wasser zu Gemüte.

Gegen Mittag kam das Bähnlē gedampft. Schmilka – Endstation. Eine Anzahl Lastwaggons waren für die Flüchtlinge mit ihrem Gepäck bestimmt, gegen gleichen Fahrpreis. Doch stiegen auch andere zu. Verkehrten doch damals auf allen Strecken nur 2 bis 3 Züge täglich mit wenigen Personenwagen!

An unsere Fusswanderung durch das idyllisch schöne Elbetal schloss sich nun die Bahnfahrt durch ein Stück Sächsische Schweiz (8. 8.). Unbequem zwar, in der heissen Augustsonne im vollen Waggon zu stehen, aber – wir waren endlich wieder Herr unserer Entschlüsse.

Pirna. Die ersten ziemlichen Bombenschäden erinnern an vergangene Zeit. Eine gesprengte Brücke. Der Zug fährt ganz langsam; scheinbar die Gleisanlagen nicht in Ordnung.

Von jetzt ab lässt die landschaftliche Schönheit nach, und grausame Wirklichkeit zeigt ihr Gesicht. Immer wieder beschädigte, zerstörte Häuser. Etwa eine Stunde geht es fort nur durch Ruinen, und von der Peripherie Dresdens bis zum Hauptbahnhof ist rechts kein bewohntes Haus. Die stattlichen Villen inmitten der Gärten mit unbeschädigten Splitterschutzgräben zeigen die «humane» Arbeit der amerikanischen Luftwaffe. Sauber ist in jedes einzelne Haus genau in die Mitte eine Bombe gesetzt, so dass die Gebäude bis zu den Kellern vernichtet sind, die vier Aussenmauern mit den leeren Fensterhöhlen aber hoch aufragen. Jetzt glaube ich die Parole, dass ein Angriff von wenigen Minuten Anfang Feber 130'000 Menschen das Leben gekostet habe, die zum grössten Teil als lodernde Fackeln, Opfer der Phosphorbomben, elend zugrunde gegangen sind¹. Der Zug fährt im Schneckentempo durch eine völlig menschenleere, tote Ruinenstadt. Erschütternde Bilder, für die selbst unsere reiche Ausdrucksform zu arm ist! Wir schweigen vor Ergriffenheit und bewundern die peinlich saubere Zerstörungsarbeit der amerikanischen Flieger.

Der Zug hält. Schon Dresden? Ja, der Hauptbahnhof ist ja erst seit einer Woche im Betrieb. Die meisten Geleise sind von zerstörtem rollendem Material blockiert. Unterführungen wie in einem Labyrinth, Zurechtfinden eine Kunst. Bahnsteig fast keiner erhalten. Über Rohre, Geleise, etliche Treppen stolpern wir zum Ausgang. Vor unserem Auge tote Strassen, deren Schutt nur soviel weggeräumt ist, dass neben den Strassen-

¹ vgl. oben S. 556, Anm. 1.

bahnschienen ein Fussweg geht. Und durch diese kalte, grausame Fassade klingelt wie ein Sterbeglöckchen die leere Strassenbahn. Man meint, das Leben dieser Stadt müsste vollkommen erloschen sein. Es ist also auch zwecklos, da ein Gasthaus, einen Ruhepunkt zu suchen. Also kehrt Euch!

Hoch über uns die stählerne Filigrankuppel der Halle. Man merkt es kaum, dass nicht ein Glasteil mehr drin ist. Ein Gerippe – und dennoch vermochte es uns zu beeindrucken.

Vom Wassertrinken riet man uns ab – es bestehe durch die vielen Toten u.a. Typhusgefahr. Vielfach waren ja die Rohre geborsten. Das letzte Kompott, ein Stückchen harte Wurst, dann hatten wir noch einen Laib Brot ganz. Ich suchte die Restauration, um dort wenigstens etwas Suppe aufzutreiben, etwas Warmes für die Kinder. Sie war in einem Keller untergebracht, irgendwo aussen. «Haben Sie Marken?» Also aus der Traum. Am Rückweg noch eine Begegnung mit einer Junglehrerin aus B. Auch sie war mit Mutter und Kind dabei und plante, bei einem Militärkameraden ihres Mannes Aufnahme zu finden. Trotzig sagte sie mir beim Abschied: «Meinen Trauring hole ich mir schon wieder! Ich habe ihn vergraben.» Beste Wünsche! Das letzte bekannte Gesicht, ein bekanntes Schicksal. Unser Zug sollte kurz vor Mitternacht gehen – Richtung Chemnitz. Da stimmte meine Uhr nicht mehr, eine Stunde zu spät. «Ach nein, wir haben hier doppelte Sommerzeit in der Ostzone.» Dauernd also was Neues! Wie aber möchte es da alten Menschen gehen, die, nicht mehr so anpassungsfähig, hilflos und geldlos dastanden?

Nachmittags (Ostzeit: gegen Abend) kam ein ausgiebiger Regen. Man wählte sich gedeckt – die Halle stand ja! Dabei klatschten die Tropfen unbarmherzig nieder. Wettrennen der «Gepäcklosen» – andere schafften es so nicht – zu der einzigen noch dichten Unterführung, einige Hundert Meter.

Auf einem anderen Bahnsteig war eine Waschgelegenheit; 2 lange Zinkbecken, eine Anzahl Hähne ohne jede Wand. Sie ähnelte der im Lager. Einige Meter weiter die Toilette: eine gedeckte Bude, in der Mitte geteilt, rechts Frauen, links Männer. Ein Gang, ein Balken, die Grube, ohne jede Zwischenwand. Nach Möglichkeit versuchte jedes allein zu sein. Die Kommisslatrinen beim Vormarsch können sicher nicht schäbiger gewesen sein.

Die Stunden schlichen, nun wir wieder ein Ziel hatten. Endlich fuhr der Zug ein, wieder halb Lastwaggons. Vorne ein Waggon für die Rote Armee.

Wir drängten vor, zumal wir bis zur Endstation Zwickau mitwollten. Hinein in den erstbesten leeren Wagen! Die Kinderwagen hinter, Kinder zur Ruhe betten. Die Buben hielten so überaus tapfer durch, ohne Geschrei, ohne Klage und mussten doch fast dauernd im engen Wagen sitzen! Gepäck hinten verstaut, die Bündel als Sitz für die zwei alten Leute. Wir standen, lehnten vorläufig. Rasch füllte sich der Wagen, und bald waren wir völlig eingeklemt. Ein eben bepacktes kleines Handwägelchen wurde nach Anfrage mein Sitz. Beiderseits blieben die Türen offen. Es war stickig heiss. Eine Frau, wenige Wochen vor der Niederkunft, lehnte sich müde und matt an ihren Mann. Es gab keinen Platz. Wir in unserer Ecke waren durch wahre Gepäcktürme abgeschlossen, wieder zu unserem Glück.

An der gegenüberliegenden Wand sass unten am Gepäck eine Frau, ganze 23 Jahre, Kriegswitwe. Sie war Aussigerin und berichtete über eine furchtbare Tragödie, die durch Gerüchte schon vor 14 Tagen daheim durchgesickert war. Sie erzählte Folgendes, das mit «Aussiger Bluttat» betitelt werden könnte. (Die Sache lag also etwa 2 bis 3 Wochen zurück.)

Die Vfn. gibt hier den Bericht dieser Frau über die Ereignisse in Aussig wieder, wo es nach einer Explosion von eingelagerter Munition in einer Fabrik im Vorort Schönpreis am 31. Juli 1945 zu Massenausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung kam¹.

Aus diesem Blutbad datierten die vielen Wasserleichen, die die Elbe laufend landete.

Der Vater der hübschen Sprecherin war auch Gefangener, hatte alles überstanden bis jetzt. Sie war mit der Mutter geflohen und nochmals schwarz zurückgekehrt, um noch Kleidung zu holen. Drei mittelgrosse Koffer, einen kleinen Bettensack führte sie mit sich, wollte nie mehr hinein, bangte nur um ihren Vater, der in einer Fabrik leitender Beamter gewesen war.

Es dunkelte. Es wurde Nacht. Der ganze Bahnhof war fast unbeleuchtet. Der Zug musste zum Bersten voll gewesen sein; sogar auf den Trittbrettern sassen Menschen, gemischtestes Publikum. Nur im Russenwagen war noch Platz. Einige Frauen erbaten Einlass, erhielten gnädig Erlaubnis – und bereuten während der Fahrt bitterlich.

Langsam verstummte das letzte Geflüster, man wusste in der Finsternis nicht, wer mithörte. Und der Körper verlangte nach Ruhe. Schlaf war wieder nur eine Fata Morgana. So gut es ging, lümmelte ich mich völlig verkrümmt auf meinem vielleicht 75 bis 80 cm langen Wägelchen zurecht.

Und endlich fuhren wir ab, in eine stockdunkle, schwüle Nacht. Kein Lichtschimmer längs der Strecke, kein Licht in den Stationen, die man nur am Halten des Zuges merkte, der langsam und schwer durch sächsisches Land pustete.

Ob es noch vor oder nach Chemnitz war, weiss ich nicht. Plötzlich wurde es hell – eine Kerze flackerte in der Hand eines reichlich wild aussehenden Russen, dem ein zweiter assistierte. Sie standen in der offenen Tür und verlangten Ausweise. Ohne jede Willensäusserung, völlig gleichmütig, suchte jedes seine Kennkarte hervor. Kontrolle der Besatzungsmacht – verständlich. Der eine Soldat hatte die Kerze mittlerweile auf eine obere Querleiste des Waggons gewachst. Zwei bis drei Ausweise sah er schweigend an, reichte sie zurück. Da schob sich wie eine Geisterhand die andere Tür zu – ein unbehagliches Gefühl kam hoch in mir, die ich durch eine Lücke, mit der Kennkarte in der Hand, alles beobachtete. Ein Pole in graumelierten Zivilanzug und Sportmütze tauchte hinter den beiden Soldaten auf, ergriff die Kerze, noch ein Stummel wurde entzündet, und dann guckten die mittleren direkt in den Lauf einer grossen Pistole. «Hände hoch!» Die Ausführung dieses Befehls war ihnen aber weniger wichtig. Sie achteten nur noch aufs Schärfste, dass niemand etwas versteckte. Ausweise waren jetzt Nebensache. Die Kerle sahen auch nicht so aus, als ob sie überhaupt lesen könnten. Sie verlangten nichts – sie

¹ s. hierzu den Bericht eines damaligen Funktionärs der tschechischen Verwaltungskommission in Aussig, abgedruckt unter Nr. 53.

nahmen selbst, hielten Visite. Der sogar von den Tschechen belassene eine Eherring, die verborgene Uhr, Geld usw. Männer und Frauen wurden in fliegender Eile abgeführt, bei den Herrn auch die Sockenhalter (analog dem Patent der Frauen). Man merkte, sie waren schon erfahrene Leute! Ich wusste, dass meine an einem Träger befestigte kleine Uhr weg sein würde und glaubte mich zur besseren Aufbewahrung gedeckt genug. Die Ringe hatte ich schon lange im Bekleidungsteil des Mantels, auf dem ich sass. Ich nestelte sie ab, aber das Schliessen der Knöpfe sah der Pole, der eben mit der Kerze hinterleuchtete. Ungemein gewandt überkletterte er unsere Mauer, riss mir die Hand auf. Da liess ich blitzschnell die Uhr fallen, sah sie unten blinken, schob meinen Schuh darüber, dass sie gedeckt wurde. Er hatte schon die linke aufgerissen, vermutete das gesuchte Wertstück nun im weiten Hosenrock, zog an der einen Seite, ich – beruhigt – an der anderen ohne Erfolg. Wütend leuchtete er hinunter. Auch da nichts. Da ging er über die Handtasche neben mir. Und hier fand er die aus Angst vor Verlust lieber in Griffnähe aufbewahrte Firmuhr. Alles andere liess er – und ich war dessen froh – denn die andere Uhr war mir in jeder Hinsicht wertvoller. Der Aussigerin streifte er den Trauring ab, das letzte Andenken an ihren verstorbenen Mann. Wieder vorne, kippten sie noch die der Türe am nächsten liegenden Koffer hinaus, darunter wieder einen der jungen Witwe, bliesen die Kerzen aus – sprangen ab. Der ganze Spuk hat keinesfalls eine Viertelstunde gedauert.

Ein Gespräch am Zwickauer Bahnhof, den wir in den frühen Morgenstunden erreichten, mit Bahnhaltsbeamten liess uns klar werden, dass das oft vorkomme und Anzeigen zwecklos, ja gefährlich seien. Auch die Waggons hinter uns waren so unangenehm überrascht worden. Die einträgliche Sache schien sehr gut organisiert.

Auch dieser Bahnhof, zwar glimpflich davongekommen, wies kein Leben auf. Die meisten Geleise leer, ganz wenig Züge täglich.

Etliche Stunden verbrachten wir am Bahnsteig. Langsam wurde ich sprechfaul, die Knie weich. Die Restauration in einem völlig neuen unbeschädigten Trakt bot uns dann endlich den ersten Schluck warmen bitteren Tees. Eine Wohltat direkt! Gierig schlürften selbst die Kleinen das bittere Getränk. Sogar eine Zeitung gab es, ich kaufte sie, weiss aber nichts Näheres mehr davon. Mittag sollte der Zug Richtung Plauen abgehen. Stunden vorher war schon alles am Bahnhof dicht gedrängt. Ein Stehplatz nahe der Türe in einem Viehwagen wieder erlaubte mir wenigstens das Anlehnen. Von diesem Stück Fahrt weiss ich nichts mehr. Dauernd klappten mir die Augen zu, und ich schwankte hin und her. Fallen konnte ich ja nicht. Halt auf freier Strecke. «Alles Aussteigen!» «Wieso, was ist denn los?» Die Elsterbrücke war gesprengt, die Amis hatten den Wiederaufbau begonnen, überliessen dann das Gebiet den Russen, und so standen jetzt noch auf dem Brückenrest zwei amerikanische Waggons wie einst. Die Brücke musste umgangen werden und das alles 2-3 Stationen vor Plauen. Ein kleines Lastauto übernahm gegen ziemlich hohen Fahrpreis den Pendelverkehr, etwa 5 km weit. Nach Anordnung des Fahrers durften erst nur solche mit keinem oder wenig Gepäck mit. Wir nicht demnach!

Hier beschmutzte mir der Kleine die Hosen. Er hatte furchtbaren Durch» fall. Höchste Zeit, dass diese Odyssee ein Ende nahm!

Schwarze Wolken zogen auf. Das Auto blieb endlos lang aus. 16 Uhr schon. Die ersten grossen Tropfen fallen. Endlich tutet es an der Strasse. Im Regen steigen wir auf, und dann prasselt auf diesen wenigen Kilometern ein Platzregen herunter, dass wir auf unserem offenen Auto trotz Gummihaut nur wenig trockene Stellen am Leibe haben. Bei einem Stückchen Rasen zwischen zwei Feldern lädt er uns ab. Etwa 200 m weit weg steht eine feste Wellblechbude mit gewölbtem Dach. Das ist die Haltestelle, erreichbar durch einen Wiesenpfad. Einige Male müssen wir hin und her, bis alles bei dem Häuschen ist. Immer noch regnet es. Mein Hosenrock ist bis zu den Knien nass, von den Schuhen ganz zu schweigen. Auch oben herein läuft das Wasser. Nur die Kinder im Wagen sind unter ihren Gummiumhängen noch trocken. Mit einem Stück Zeltplane decken wir das Gepäck zu und dürfen die zwei Buben trotz der Enge in das 3 mal 2 m grosse «Dienstzimmer» stellen. Der Zug um 3 Uhr, den die ersten noch erreichten, ist für uns verloren, was eine weitere Nacht bedeutet.

Kurz vor $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, der Abfahrt unseres Zuges, klärt es endlich auf. Ein kleines, bunt gewürfeltes Häufchen steigt ein. Es sind nur drei oder vier Lastwaggons, davon zwei amerikanische, die innen am saubersten und ausserdem regendicht sind. Etliche Heimkehrer, einige Leidensgenossen, wenig Sachsen. Formlos ist die Abfahrt – dreimal täglich ohne Zeremoniell.

Den Plauener Bahnhof suchen wir vergebens. Er dürfte sicher mit zu den zerstörtesten aller deutschen Bahnhöfe gehören. Rings das Wohnviertel genau so. Am besten erhalten sind die Gleisanlagen. Oder schon wieder repariert! Der einzige Betriebsraum – Mädchen für alles – war auch hier eine Baracke mit Pritsche und Petroleumlampe. Beleuchtung gab es keine. Auf dem ganzen Bahnhofsgebäude kein Quadratmeter bedachter, trockener Boden, und wir mussten die Waggons verlassen. Wie die Nacht verbringen? Gäste vor uns hatten durch grobe Verunreinigung ein Nächtigungsverbot in den Waggons verursacht. Nach vielem Bitten liess man uns doch wegen des schlechten Wetters wieder in unsere Wagen. «Gehen Sie aber möglichst alle in einen Wagen, öfters kommen Russen über Nacht und holen sich, was sie wollen. Wir können da nicht helfen!» Wir wussten Bescheid. Aussen herum suchte sich also jeder ein Plätzchen. Ich zog die nassen Schuhe und Strumpfreiste aus und schlüpfte in ein Paar Holzschuhe, die ich im Wagen hatte. Alles andere musste am Körper trocknen. Dort schenkte mir eine Frau ein Strick jäck dien für einen der Buben. Der Austausch der einzelnen Erlebnisse füllte die Zeit bis zur Dunkelheit. Dann lagen alle friedlich nebeneinander und versuchten zu schlafen. Mich fror sehr; der nasse Rock kühlte zu stark. Als Unterlage diente lediglich die Gummihaut, der Loden war Oberbett. Einmal in der Nacht hörte ich Schreie, Rennen, sonst war alles still.

Noch im Dunkeln wurden wir geweckt. Um 5 Uhr sollte der Zug gehen. Bei Kerzenschein klaubten wir unsere Sachen zusammen und stolperten mit Hilfe der Männer über Geleise und Trümmer bewegten Lichtern zu, den Laternen des Bahnhofpersonals. Einladen in Finsternis. Abfahrt. Diesmal war Platz. Wir dösten auf unserem Gepäck. Ich

brachte kein lautes Wort heraus, das Sprechen strengte sehr an. Von jeher für Heiserkeit anfällig, glaubte ich an eine Verkühlung. Doch dürfte es eine Art Stimmbandlähmung gewesen sein, und nach jedem kalten Atemzug war ich ganz tonlos. Ich hatte stets das Gefühl zu ersticken und einen geblähten Hals zu haben.

Bad Elster–B. Mechanisch steigen wir aus. Es war 7 Uhr vorbei. M. blieb mit ihren Eltern und den Kindern am Bahnhof. Ich suchte das Haus, in dem eine entfernte Verwandte wohnte.

Die war gerade beim Zubereiten des Frühstücks und starrte mich ganz entgeistert an. Nie hätte sie das erwartet! In wenigen Worten erfuhr sie unser Los. Ich würgte an Tränen, war am Ende meiner Kraft.

Rasch gefasst, schlüpfte sie in einen Mantel, und wir holten die anderen nach.

Etwas essen, waschen, einige Stunden Schlaf. Der Kleine hatte sehr Durchfall, alles lief ab wie Wasser, der Grosse fing auch an; es war höchste Zeit gewesen.

Nachmittags kurzer Kriegerat. Die Nacht brachte wenig Erquickung. Zu sehr waren die Nerven gespannt.

11. August, Samstag: Vormittags besuchte ich einen alten Lehrer, dem der Zusammenbruch auch seine Nerven gekostet hat. Er hatte im Gebäude der Kassa in E. gewohnt, die als Hauptquartier der SNB als eines der ersten Häuser geräumt werden musste. Dabei verlor er alles, trotz seiner überall bekannten Gegnerschaft zum Dritten Reich. Er wohnt mit seiner Frau bei den Schwiegereltern, kennt mich gleich wieder, wir erzählten ein wenig. Er sprach zusammenhanglos, nicht im Vollbesitz seiner Kräfte. Zum Oktober sollte die Schule in B. beginnen. Er war als Rektor ausersehen und schlug mir vor, zu bleiben. Derzeit beherbergte sie das Flüchtlingslager. Aber ich wollte ja nicht dortbleiben, sondern heim und nach Bayern.

Wegen Platzmangels übersiedelte M. mit Eltern ins Lager.

Samstag Nachmittag machten wir uns zum Grenzgang auf M., seit über 20 Jahren hier ansässig, kannte jeden Steig, jeden Baum. Es war nicht ungefährlich, der Russe schoss scharf. Wir gingen ohne jedes Gepäck. So erlebten die Verwandten diesseits der Grenze die gleiche Überraschung, und es hätte nicht viel gefehlt, wäre es zwischen den zwei alten Leuten nur wegen des nie bemerkbaren nationalen Unterschiedes zu einem Streit gekommen.

Der jüngste Bruder war gerade dabei, per Rad nach E. zu fahren. So nahm er die Nachricht von meiner Ankunft mit. Auch der Heimweg ging glatt. –

Sonntag: Vorigen Sonntag war ich noch daheim am Morgen. Gleich nach Mittag zieht M. mit mir und einem Buben los. In einer Tasche schleppte ich das Nötigste für den Jungen. Es wird ziemlich warm. Bis zum Wald sind wir harmlose Spaziergänger. Dann aber hucke ich den Buben auf, und schwitzend geht es meiner Führerin nach. Es glückt. Der Junge verhält sich wunderbar ruhig. Mit einer einzigen kurzen Atempause langen wir an, wo mich meine Angehörigen mit Tränen in den Augen in die Arme schlossen. Sie kosten den Jungen, während ich rasch das Erlebte kurz schilderte. Man

tröstete mich, sprach Mut zu, und viel zu schnell verging die Zeit. Mein Vater radelte mit dem Buben heim, ich pilgerte wieder über die Grenze. Der schlimmste Weg stand noch bevor.

Montag Vormittag packte ich den Rucksack voll Kinderzeug, auch eine Tasche noch voll, etwas Wäsche von mir dazu.

M. hat sich brieflich an einen Onkel bei Leipzig gewandt. Sie wollen Bescheid abwarten und ziehen tatsächlich dann später dort hinauf, bis sie in A./Thüringen vorübergehend sesshaft werden.

So verabschiedete ich mich am Nachmittag, mit dem gegenseitigen Versprechen, weiterhin in Verbindung zu bleiben. Diesmal ist der Kleine, ein meist unruhiges Kind, dran, samt Sportwagen, Rucksack, Taschen. Dazu Hundstaghitze und ich in mehrfadiger Kleidung.

Soweit als möglich zerre ich den Wagen durch den Wald, stets jedes Geräusch möglichst vermeidend. Als es aber dann steil aufwärts geht, teilen wir uns in die Fuhr. Bald bin ich bis zum Mantel durchgeschwitzt! Aber auch das geht gut zu Ende. Wir erreichen das einsame Haus – ich bin vorläufig geborgen.

M. beliess ich den Schmalztopf, den Reis und etliche andere Lebensmittel und bat sie, die zwei Wagen und das andere Gepäck gut zu verwahren. Mit herzlichem Dank schied ich von ihr.

Nun hiess es gelbe Armbinden besorgen, denn in E. waren sie gelb und 10 cm Breite am Oberarm Vorschrift.

Etwas unruhig verbrachte ich die Nacht. Die Bahn ging nicht. Ausserdem war sie für Deutsche verboten. So blieb nur das Milchauto, das täglich früh nach E. fuhr. Meine Verwandten drückten mir also einige Kronen in die Hand und begleiteten mich zur Haltestelle. Ich beschloss, möglichst wenig zu sprechen, um nicht aufzufallen. Die ersten Amerikaner gingen vorbei. Von der Seite beobachtete ich sie gut. Welche Unterschiede zwischen ihnen und russischen Soldaten! Gross, schlank, gepflegt. Nur das schlaksige, lasche Gehen, das ewige Kaugummimahlen ist wenig anziehend. Es erinnert an Wiederkäufer. Etwas ängstlich, was unnötig war, verkroch ich mich hinter anderen Rücken.

Dann fuhr ich mit meinem zweiten Kind stadtwärts, durch bekannte Dörfer, sah vertraute Berge; 0. – mein viertes Volksschuljahr verlebte ich dort. Seit 1940 war ich nur dreimal für insgesamt neun Tage daheim gewesen. – F. – Und mit der Freude, die die Heimat in mir weckte, wuchs der Hass gegen das räuberische Nachbarvolk.

Am G. sah ich meine liebe Heimat vor mir – mit tiefen Wunden; Bomben und Artillerie hatten sie ihr in den letzten Kriegswochen geschlagen.

Am unteren Markt beim Kaufhaus W. wurden wir abgeladen. Wohin nun? Ein tolles Gefühlsgemisch tobte in mir. Erst musste ich mich sammeln. Also hinauf die erste Gasse, wo meine alte Pflegemutter, auch eine Verwandte, Frau F., wohnte. Sie war daheim. Auch hier masslose Überraschung. Das arme Weiblein, 67 Jahre alt, Witwe, hatte bereits Mitte Juli Räumungsbefehl erhalten, der aber nicht ausgeführt worden war. Sie war mager, überaus ängstlich.

Erst von ihr weg schob ich dann mein Wagerl, in dem ich das Gepäck nach Möglichkeit verdeckte, über den Markt hoch und durch Trümmer weiter. Der grosse schöne Bahnhof samt Umgebung war völlig zerstört. Dauernd hatte ich Sorge, von einer Streife angehalten zu werden. Die L.-strasse war schmutzig, vom Bahnhof war ich erschüttert. Das schöne geräumige saubere Gebäude, in dessen Halle zu Weihnachten immer der hohe Lichterbaum funkelte! Das schlimmste Stück war der K.berg, der noch Bombenrichter und Erdhaufen hatte, daneben tiefe Wagenspuren aufwies. Die stolzen Flugzeughallen ein Chaos der Zerstörung! Wie sah das Elternhaus aus? Über die alte Strasse, meinen Schulweg durch neun Jahre, die Holzbrücke kam ich von oben hinein. Meine Mutter hatte mich gesehen und mit dem Rufe: «Mein armes Mädchel!» schloss sie mich vor der Haustüre in die Arme.

Es war der 14. 8., neun Tage nach dem Verlassen meines Heimes in Braunau. Noch am selben Tage meldete ich mich als «zu Fuss zugewandert.» (Was wussten die, wo Braunau war!)

Ich war also wieder daheim, wenn auch als armer Teufel. Wieder war mir das Glück gut gesinnt, denn vor einer Woche waren Balkendeutsche aus einem grossen Zimmer unseres Hauses wegen Rückreise in die Heimat ausgezogen. Mit graublauem Fliegertack, unter den Trümmern eines Betriebes organisiert, strich ich Fussboden und Fenster. Zwei Betten, Tisch, Bank, Stühle bekam ich von den Eltern. Schrank und Waschkasten waren noch aus meinem Mädchenzimmer da, und so war schnell ein wohnlicher Raum eingerichtet. Mama kochte für uns mit, ich besorgte die anderen Arbeiten und nähte viel. Die Kinder erholten sich rasch. Bald richtet sich auch der Briefwechsel mit Braunau gut ein.

Schon in der ersten Woche kam Besuch: Onkel P., der liebe Helfer. Er erkundigte sich sehr eingehend nach allem und fuhr kurz darauf nach Braunau. Nach etlichen Wochen kam ein Packerl mit einem alten Sommermantel, einem Dirndrock, dem Trachtenhemd und einem Samtmieder. Ohne jede Zeile; nach Monaten kam die Wahrheit nach. Er hatte sich nur für unsere Wertsachen interessiert; etwas mitgegebenes Silber, Füller usw. hatte er sich behalten nebst Herrenschuhen und Kleidung. So ist er abgestrichen von der Liste meiner Verwandten. 1946 liess er sich als Gärtner nieder. Er scheint gut gearbeitet zu haben, denn kurz nachher wurde unsere Wohnung – allerdings ohne ihn – ausgeräumt und die Möbel in einem Saale bis zur nächsten Lizitation¹ abgestellt. Weiters wurden damals auch die Schwiegereltern aus der Wohnung verwiesen und mussten trotz Muttis Krankheit mit in die kleine Wohnung des Schwagers. Ursprünglich sollten sie ins Lager. Durch die Aufregungen erlitt Papa einen Schlaganfall und kam ins Spital.

In den Frühherbstwochen des Jahres 1945 begannen die Tschechen mit der planmässigen Verödung des Grenzgebietes. Höfe wurden ihres gesamten Viehbestandes ausser Hunden, Katzen und Tauben, beraubt, wobei die Grenznähe den Zeitpunkt bestimmte. Einmal trieben sie, allerdings nur als Teilaktion, aus mehreren Dörfern 300 Stück Rindvieh zusammen. Diese standen dann drei Tage in einer Scheune um G. so

¹ Versteigerung.

eng in einem Schafpferch, ohne Futter, ohne Streu, ohne Platz, ohne Tränke, ungemolken, bis ein ziemlicher Teil verendete. Der Rest wurde Schlachtvieh. Die Anordnungen waren also sehr weise getroffen.

Die Lebensverhältnisse der Deutschen waren sehr schlecht. Nach wie vor gab es höchstens Pferdefleisch. Zur Einkellerung wurden 70 kg Kartoffeln je Kopf bewilligt. Wer tschechisch sprach, konnte es hin und wieder zu Mehl bringen. Der Sch.. er Müller («die tschechische Dreieinigkeit», wie er im Dorfe hiess) verkaufte bei guter Laune auch an Deutsche. 1 kg Roggenmehl 10 Kč, 1 kg Weizenmehl 15 Kč. 2-3mal vermachte mir der tschechische Bäckereiverwalter von nebenan, Herr R., sogar ein Brot «ohne». Er bediente stets freundlich, schien Nationaltscheche. 140 g Margarine je Monat war' der grösste Haken! Unser Speisezettel bestand während der ganzen Monate vornehmlich aus Dorschen¹, Kartoffeln, Weizenschrot als Hauptbestandteil. Letzteres wurde im Wasser gekocht ein sättigender Brei. Nichts hielt aber an. Mein Vater bekam als Bahnarbeiter Zusatzkarte, die auch einige Gramm Fleisch enthielt.

Ein ganz besonderes Kapitel war die Salzfrage. Es gab kein Salz. Wir verwendeten die erste Zeit noch das vorrätige Viehsalz, wodurch alle Speisen rötlich wurden. Als das zur Neige ging, mussten wir uns nach einem anderen Ersatz umsehen. Am Gelände der zerstörten Flugzeugwerke standen Wellblechtonnen, die wie alles andere gründlichst untersucht wurden. Fand eich doch noch sehr viel Brauchbares in den zerstörten Hallen und unter freiem Himmel; so sehr viel, zum Teil unbeschädigtes Aluminiumgeschirr, grosse Mengen Papier, Werkzeuge, Aluminiumbleche verschiedener Grösse, etliche noch ganze Möbel u.a. Am ergiebigsten war wohl mit der Autofriedhof, der vom Generator bis zum Sitz restlos privat ausgeschlachtet wurde. Die Tschechen bewachten das Gelände nur zeitweise, fuhren selbst viele Autos Verwertbares ab, die längste Zeit aber war es zugänglich auf eigene Gefahr. Besagte Wellblechtonnen also enthielten ein sehr schweres, weisses, feines Salz (Kalispeter?). Nur bei nicht ganz dichten Fässern waren in dem Weiss einige Rostadern. Dieses sehr schwere Salz füllten wir in Ruchsäcke und Taschen, mussten damit schnell heim, (es wurde dauernd schwerer) und stellten die Behältnisse in Schüsseln oder Eimer. Bald sammelte sich unten Wasser an, der Inhalt schwand stetig. Durch Auswaschen erhielten wir schliesslich ein körniges Salz, das einen kochsalzartigen Geschmack besass. Nach dem Trocknen war der Ersatz fertig. Was es wirklich war, wusste keiner der Verbraucher.

Noch klarer als in Braunau erlebte ich hier die Besiedlung durch Tschechen. In der Stadt hatte sich ein «Neusiedler» die Wohnung besehen, den Mieter ausgewiesen und war eingezogen mit ein oder zwei Koffern als Habe. Vielfach konnte dann die Altmietlerin in der eigenen Wohnung die Bedienung machen und am Abfallhaufen oder in der Müllgrube die ganzen oder zerrissenen Bilder ihres gefallenen Sohnes oder lieber Verstorbener oder andere Andenken sammeln.

Hier zog meist zwischen 9 und 10 Uhr vormittags ein Trupp von 8–10 Tschechen ins Dorf. Aktentaschen oder löchrige Rucksäcke schienen den «besseren Herren» zu zei-

¹ Rüben.

gen. Den meisten schaute durch ein Loch im Hosenhoden oder im Schuh ein vorwitziges Stücklein Hinterteil oder Zehe heraus. Abwägend bleiben sie vor dem und jenem Hause stehen, berieten laut schnatternd und gestikulierend eine Weile, zogen weiter oder nahmen es näher aufs Korn. Um da glimpflich wegzukommen, hatten wir unseren Hof und das Äussere des Hauses ziemlich verwahrlosen lassen (meine Eltern waren bis Mitte Mai 1947 im eigenen Haus). War das Gebäude den Wünschen entsprechend, zog der Tscheche, der vor Monaten wahrscheinlich noch in irgendeiner Elendswohnung auf Stroh schlief, aufs Gemeindeamt, und trat, mit einem Wisch versehen, einige Minuten später als Hausbesitzer in sein Eigenheim oder den Bauernhof. Je nach Laune musste der Hausherr, der Bauer oder Unternehmer, in zehn Minuten, einer Stunde, mehreren Stunden oder Tagen mit nichts oder gnädig genehmigten x kg den Besitz verlassen oder nach Bedarf als Knecht in einer Kammer verbleiben. Wieder etliche Minuten später stand der Neusiedler im Sonntagsstaat des Deutschen unter der Haustür und überblickte mit sichtlicher Genugtuung sein Reich. Wer waren diese Leute?

Zwei Beispiele, die voll der Wahrheit entsprechen, seien für viele angeführt. Den Gutsbetrieb meines Heimatdorfes übernahm ein gelernter Schlosser, der im Dritten Reich in einem deutschen Rüstungsbetrieb in Bayreuth dienstverpflichtet war und dort gut verdient hatte. Den grössten Bauernhof unseres Dorfes, einst Musterbetrieb mit moderner Anlage und Bewirtschaftung, beschlagnahmten zwei Legionäre, die seit 20 Jahren in Frankreich gelebt hatten und kaum mehr. Tschechisch konnten. Nun witterten sie Beute. Beide hatten Französischen zur Frau. Die eine war Pariserin, kam für einige Wochen her, sollte mithelfen – und riss aus, wieder heim. Die andere kam gar nicht. Die Bäuerin musste für 20 Leute kochen, bekam ihr Essen zugeteilt und durfte nie mit einer Tasche vom Hofe, damit nichts fortkäme.

Selbstverständlich gab es auch solche «Neubauern», die sich sogar um ein neues Asyl ihrer Bauern kümmerten, wenn der Raum für beide nicht reichte, und die nur das beanspruchten, was sie wirklich nötig hatten. (Die meisten waren ja eine ganz primitive Lebensweise gewöhnt.) Aber diese Fälle waren Ausnahmen.

Im Allgemeinen aber lebte die Tüchtigkeit und die landwirtschaftlichen Kenntnisse der neuen Ansiedler bald in allerlei Glossen, die sicher wahrer Grundlagen nicht entbehrten. So sollen, um im Frühjahr Arbeit zu ersparen, im Herbst Kartoffeln gelegt und Hafer gesät worden sein. Ein anderer verkaufte den Mist, der ja doch nur stinke und wertlos sei. In einer Neusiedlerversammlung geht es über den guten Anbau. Nichts dürfe brachliegen. Da meldet sich so ein «Grossbauer» und erklärt stolz: Er hätte noch ein leeres Stück Feld gehabt, aber kein Saatgut mehr! Nur ein Säcklein Graupen war noch vorrätig. So habe er dieses gesät!

Auf einem anderen Hofe muss die deutsche Bäuerin weiterhin zum Melken kommen. Eines Tages wird ihr zu verstehen gegeben: «Wir sein nur drei Leute, Milch zuviel! Reichen viele Tage! Kommen du mir jede vierte Tag, wenn warm, jede dritte Tag!» (Die Kühe werden den Wunsch sicher respektiert haben!)

Die Geldfrage war für mich nicht leicht. Vor dem Umtausch ausgesiedelt, besass ich regulär keine Krone. Ich war gezwungen, unter der Hand auszutauschen bei Bedarf. Bis Weihnachten erhielt ich je RM 10 Kronen. Dann sank binnen zwei Tagen der Kurs auf 3-5 Kronen, und ich gab es auf, kaufte auch bei grossem Bedarf nichts mehr. Schliesslich wusste ich ja nicht, wie lange ich noch reichen musste!

Anfang November war eine erneute Geldwechslung, wobei wieder nur ein Teil (500 Kč) getauscht, der Rest als Festkonto angelegt war, von dem nur an Arbeitsbefreite monatlich ein bestimmter Betrag gegen x Bescheinigungen abgegeben wurde¹. So war die Kaufkraft der Deutschen lahmgelegt, denn wir hatten ja bedeutend niedrigere Entlohnung als die Tschechen, die sich eben durch Beschlagnahme, wenn anders nicht möglich, entsprechende Zulagen beschafften. Mein Vater z.B. erhielt, nachdem er einige Monate bei Aufräumarbeiten beschäftigt war, mit vielstündigen Schichten 600-800 Kč monatlich, im besten Fall 1'000 Kč. Dabei kostete 1 kg Butter (die Monatsration beider Kleinkinder) 96 Kč, 1 l Milch 5 Kč.

Als die Hackfruchternte kam, klauten wir ohne Gewissensbisse Kartoffeln, Dorschen und drei Zentner Zuckerrüben. Den eigenen Landsleuten ging das nicht ab. Es gab «günstig» gelegene Felder, die zu zwei Dritteln schon abgeerntet waren, bevor sie der Tscheche überhaupt besichtigte.

Mein Vater wurde trotz dieser harten Zeit nicht müde, den Kindern Abwechslung und Freude zu bieten, im Hof entstand eine feste Schaukel, und manches Stück Spielzeug bastelten seine geschickten Finger. So entstanden noch in der Nacht vor dem Heiligen Abend nach drei Arbeitsschichten mit nur kurzen Pausen zwei Züge für die Buben mit je fünf Wagen und einer Lokomotive, damit das Christkind den grössten Wunsch erfüllen konnte. Der Dank bestand in grenzenlosem Jubel der Kinder und liebevoller Anhänglichkeit. Er war daher auch ein ganz entschiedener Gegner jedes Gedankens einer Übersiedlung nach Bayern meinerseits, die ich ja doch immer stärker in Erwägung ziehen musste. So war es kein Leben für mich auf längere Zeit.

Am 23.9. waren wir mit H. wieder mal an die Grenze und holten dort etliche von M. herübergebrachte Sachen ab.

Der Bahnhof war am 8.4.1945 samt den umliegenden Wohnvierteln völlig zerstört worden. «Kein Stein wird auf dem anderen bleiben!» Auf diesem grossen Gelände arbeiteten nun Hunderte deutscher Frauen und Mädchen neben wenigen Männern unter tschechischer Bewachung bei jeder Witterung, so dass die Gleisanlagen bald wieder zum grössten Teil in Ordnung, der Verkehr also möglich war. Die Brücke wurde zerstört belassen, da sie für den tschechischen Verkehr nicht nötig war. Nach wie vor blieb für Deutsche mit gelben Binden das Verbot der Bahnbenutzung bestehen, Antifaschisten erhielten für Sonderfälle Genehmigung. Nur die wenigen Autobusverbindungen durften bei genügend freien Plätzen auch von Deutschen benutzt werden.

Im ehemaligen Warenhaus wohnte schon seit längerem eine Bekannte bei ihrer Tochter. Da diese schwedische Staatsangehörige waren, genossen sie den grossen Vor-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 86.

zug der Ungestörtheit. Ich besuchte sie etliche Male, zumal sich dann dort auch die Schwiegertochter mit den beiden Mädchen einfand. Anfang 46 übersiedelte diese unter genehmigter Mitnahme von Möbeln, Wäsche und Geschirr nach Bayern, während die alte Dame mit den jungen Leuten nach Aufgabe des Haushaltes nach Schweden flog. Auch sie wartet auf die Heimkehr.

1. Oktober: Das Gemeindeamt fordert mich auf, mein Zimmer zu räumen. Mit vieler Mühe und Reden erhalte ich es und bleibe ungeschoren. Da ich in den schon früher angelegten Aussiedlungslisten auch nicht angeführt bin, habe ich auch in dieser Hinsicht Ruhe, und vor allem ist eigene Handlungsfreiheit möglich.

2. Oktober: Es sollte einer der schönsten Tage dieses unseligen Jahres werden. Der Postbote – ein freundlicher junger Mensch – er hatte übrigens damals noch keinen Heller Gehalt bekommen für fünf Monate Dienst – übergab mir am Wege zwei Briefe – Gefangenenpost aus Übersee, USA, Ruston, Louisiana, von Vati an meine Eltern. Datum Juni, Juli. Er wusste nichts von uns, war in grosser Sorge, bat um Nachricht. Aber mein Gefühl hatte recht behalten. Er lebte und war gesund. Von da an versuchte ich auf verschiedene Art, an ihn Post anzubringen, etwa zehn Schreiben gingen ab – erhalten hat er keine, da er damals bereits in Frankreich, im Hungerlager Bolbec lag. – Der tschediische Postbote freute sich aufrichtig mit mir.

Ab diesem Tage stand es für mich fest, dass ich sobald als möglich nach Bayern müsse. Vati konnte nie herein, ohne Gefahr zu laufen, geschnappt zu werden wie ungezählte andere Heimkehrer. (Ein beträchtlicher Teil der jetzt noch als «Gefangene» bezeichneten Deutschen.) Wohnung und Lebensunterhalt musste ich beschaffen. Mein Vater war ganz dagegen, da er mich mit den zwei Kleinen nicht allein fortlassen wollte. In den nächsten Wochen fasste ich einen festen Plan, den ich auch ausführte.

Am 28. 10. wurde die Sperrstunde für Deutsche auf acht Uhr vorverlegt.

Allerheiligen und Allerseelen fielen als Feiertage gänzlich aus. – In diesen ersten Novembertagen rollten täglich amerikanische Truppen- und Materialtransporte von P. gegen E., es hiess, der Ami räume die Tschechei¹. Wir hofften, noch lange nicht. Denn mit dieser Räumung begann für uns uneingeschränkte Tyrannei. Es stimmte aber leider. Im Dezember übernahm der Tscheche die Lager und bis auf eine amerikanische Vertretung in den grösseren Städten war das Land besatzungslos. Der Umschwung war sofort bemerkbar.

Wir kochten mit der üblichen grossen Arbeit Anfang November noch die Zuckerrüben aus und erhielten so eine schöne Menge Sirup als Brotaufstrich.

12. November: Dörfner brachten aus der Stadt die Nachricht, dass heute 5'000 Deutsche ausgesiedelt wurden in die Lager, die dadurch ganz überfüllt seien. Tatsächlich gab es in der Folgezeit allerlei Krankheiten, wie Hungertypus bzw. unter Kleinkindern

¹ Der Abzug der amerikanischen Besatzungstruppen vollzog sich in mehreren Etappen und war am 1. Dezember 1945 beendet, vgl. Einleitende Darstellung, S. 37.

Ekzeme usw., die lediglich auf mangelnde hygienische Einrichtungen für so viele Menschen und die schlechte Ernährung (auch kleinste Kinder keine Milch) zurückzuführen waren.

In diesen Wodien gelang es den Schwiegereltern gegen hohe Bezahlung, mir drei Pakete zukommen zu lassen durch Tschechen. Sie enthielten hauptsächlich die beste Oberkleidung meines Mannes, aber auch noch kleinere Sachen von mir und den Kindern, sowie unsere Leica und die Retina, in der noch der Farbfilm aus den stürmischen Frühlingstagen steckte. Ein bedeutender Teil der geschickten Sachen ging aber auch hier trotz der hohen Bestechungsgelder noch auf Diebeswegen, darunter auch Tausende baren Geldes, Silbermünzen usw.

Unterdessen wurde es winterlich. Wir brauchten warme Wäsche und Kleidung. So starteten wir, d.h. mein Vater und ich, noch im Morgengrauen am 13. 11. zu Fuss an die Grenze, von da nach B., insgesamt etwa 30 km Strasse. Mit uns gingen drei deutsche Männer, Heimkehrer, die bisher bei Aufräumungsarbeiten tätig waren, und deren Angehörige aus anderen Gebieten der CSR bereits in die russische Zone abgeschoben worden waren. Der Weg schien endlos, zumal wir uns ziemlich abseits und sehr vorsichtig halten mussten. Am Bahnhof verabschiedeten wir uns. Nur wer solche Grenzgänge selbst erlebt hat, kennt die furchtbare Spannung aller Sinne und Nerven, die solche Stunden kosten. Es war stets ein Spiel mit dem Tode, denn weder Russen noch Tschechen kannten Schonung, und beide schossen scharf, sogar mit MG. Mit dem nötigen Gepäck ging es heim, und so verblieben die zwei Wagen, die Steppdecken, Handkorb und ein zum grössten Teil leerer Koffer draussen. Die Lebensmittel hatte ich ihnen, bis auf zwei harte Würste, das gute Gewürz und die Dosen gegeben. Am anderen Tage nahm uns das Milchauto wieder heim.

So war nun Zeit, an die Erfüllung meines Planes heranzugehen.

Ein Besuch bei einer ehemaligen Schulkollegin verschaffte mir die Mindestkenntnisse der Grenzlage. Am 20. 11. fand ich mich, lediglich mit Proviant, Papieren und Geld versehen, wieder bei ihr ein, übernachtete dort, und sie geleitete mich in frühester Morgenstunde ein Stück. Damals liefen wir gleich einem Finanzier in die Hände. Meine Begleiterin, ihm bekannt, kehrte ja ohnehin um. Sie hatte schon einen schönen Teil ihrer Habe in Sicherheit, auch Matratzen. Mein Gepäck schien ihn von der Wahrheit meiner Ausrede zu überzeugen: «Ich möchte nur meinen Mann besuchen, der ist als Heimkehrer in W.!» Er liess mich laufen.

Nun verfolgte ich die angegebene Richtung querfeldein. Etwas komisch war mir schon zumute. Ich war über der Grenze. Nach etlichem Suchen fand ich dann auch die richtige Strasse und tippelte Richtung W., wo ich noch bei Dunkelheit anlangte. Per Bahn nach Wiesau, Aufenthalt. In Wunsiedel sollte es Registrierscheine geben, den vom Ami zur Kennkarte verlangten Ausweis. Also auf zum Wettrennen nach Wunsiedel-Stadt. Wir waren mehr als Hundert, die da vom Bahnhof hineineilten. Der gelbe Schein gab uns Sicherheit. Weiterfahrt nach Marktredwitz, wo ich am Bahnhof übernachtete auf den Fliesen der Halle wie viele andere. Zu dieser Zeit war das Publikum mehr als gemischt und das besonders in Grenznähe.

Auf den Registrierschein gab es auch Reisemarken, so dass man sich Mittagessen und Brot kaufen konnte. Früh 22. 11. Fahrt nach Nürnberg, wo der Pflegemutter Adop-

tivsohn, auch schon als Flüchtling, mit seiner Familie hauste, den ich besuchte. Eine riesige Überraschung! Der Schulrat in Nürnberg riet mir, da ich katholisch sei, mich nach Regensburg zu wenden. So fuhr ich um Mitternacht per Schnellzug dorthin, musste wegen der Sperrzeit am Bahnhof bleiben und sudite früh in meinem Räuberzivil den Schulrat von Regensburg-Land auf. Schulstellen waren damals viele frei, aber zuerst war die Genehmigung der Militärregierung nötig. Ich erhielt die entsprechenden Hinweise und Formulare, darunter den berühmten 132er-Fragebogen. In einem eiskalten Kolonialwarenladen in Stadtamhof schrieb ich am Verkaufstisch mit klammen Fingern Lebenslauf und Einstellungsgesuch und füllte alles aus. Damit war der Zweck dieses Grenzanges erreicht. Am 24.11. war ich am Rückweg und landete in tiefster Finsternis und bei leichtem Frost in W. bei Bekannten. Die guten Leute begleiteten mich bis zu den letzten Häusern von H. Und dann stand ich allein in einer Dunkelheit, wie sie selten ist. Am harten Boden hörte man jeden meiner Tritte. Nur am Auftreten merkte ich, wo ich ging, weich auf Wiese, rauher und holperiger auf bestelltem Felde. Auf Sturzäckern aber war es fürchterlich. So balancierte ich oft auf den Rainen kreuz und quer, lauschte auf jedes Geräusch und empfand ein reichlich beklemmendes Gefühl. Mein Trost war, dass ja auch die anderen mich unmöglich sehen konnten. Schon vor M. war der Lichtschein einer Fabrik sichtbarer Wegweiser. Da zog ich die ungefügen Sportschuhe aus und lief in schnellstem Tempo in Strümpfen nach A., wo ich wieder übernachtete.

Die nächsten Tage verliefen in gewohntem Alltag. Eine neue Verordnung verlangte die Anmeldung der Sparbücher.

Advent – ohne Adventskranz und Adventsstimmung. Am 3.12. werden für Deutsche eigene Verkaufszeiten festgelegt und «Evidenzblätter» als Aussiedlungsunterlage (angeblich) ausgegeben¹. Sämtliche Lokale und Vergnügungstätten bleiben für Deutsche weiterhin verboten.

Der Nikolo täuscht uns für einige Stunden Frieden, Ruhe, Familienglück vor. P. A. waltete recht nett ihres Amtes.

12. Dezember: Ich melde mich selbst zur Aussiedlung am Gemeindeamt, da es heisst, dass diese Leute ohne Lager und mit genügender Vorbereitungszeit gehen können. Die Liste umfasst aus unserem Dorfe mindestens 30 Familien, meist Enteignete.

21. Dezember: Ein junger Mann, aus der Nachbarschaft, Herr H., jung verheiratet, wird beim Grenzgang, etwa 1 km von daheim entfernt, erschossen. Auch eine Weihnachtsgabe!

Der Heilige Abend wurde eigentlich nur getrübt durch Vatis Fehlen. Mein Vater hatte aus der Pilsener Gegend unter Schwierigkeiten beim Dienst zwei sehr schöne Bäume mitgebracht, so dass wir bei den Eltern und in meinem Heim Bescherung hielten. Als die Kinder schon lange schliefen, sass ich noch lange am warmen Ofen und gedachte schöner Stunden der Vergangenheit und sandte ungezählte Grüsse nach Westen.

Sylvester–Neujahr 1946. Mein Vater hatte Dienst. Völlig unbeachtet trat das Jahr seine Herrschaft an mit der gleichen Ungewissheit wie das Jahr 1945. Ich besass nur die

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 118.

eine Gewissheit, dass ich den Sylvestertag dieses neuen Jahres nicht mehr in der CSR erleben werde.

In der Nacht vom 7. auf 8. Januar pilgerte ich, diesmal tüchtig bepackt, gegen drei Uhr morgens wieder über die Grüne Grenze. Mein Vater geleitete mich ein Stück. Als Anhängsel hatte ich einen dreizehnjährigen Jungen, der seinem Heimkehrer-Vater Kleidung nach W. schaffte. Leichter Schnee, dazu geringe Kälte brachten uns bald in Schweiss. Hatte ich doch ausser meiner normalen Kleidung nach Pullover, Hosen usw. von meinem Mann an. Dazu den Rucksack und zwei Taschen.

Diesmal ging es gleich nach Regensburg. Von der Militärregierung genehmigt, erhielt ich Schulstellen zur Auswahl. Aber mir ging es um die Wohnung. Als ersten Ort besuchte ich noch spät abends das hoch gelegene V., eine gute Wegstunde von der damaligen Endstation Sinzing entfernt, schön am Berge gelegen, wie sich am anderen Tage herausstellte, aber schwer zugänglich.

Die Hauptlehrersfamilie nahm mich freundlich auf, verpflegte mich und gewährte sehr schöne Unterkunft. Schulisch war es für mich ungeeignet, da die Wohnung fehlte. Am Morgen gab es fürchterliches Glatteis, und mein Weg nach Sinzing dauerte über zwei Stunden. Schneelos war die Strasse von einer dicken ganz klaren Eisschicht bedeckt, fast unbegangen, noch weniger befahren. Ich glitt zweimal aus, wäre beim zweitenmal beinahe nicht mehr hochgekommen vor Kreuzschmerzen, die ich noch viele Tage danach nicht los wurde. Die zweite Möglichkeit war das grosse Bauerndorf Pf., wo ein Lehrer, auch Flüchtling aus dem Sudetenland, zu diesem Zeitpunkt an die 350 Kinder zu betreuen hatte. Wegen des Glatteises verkehrt aber für zwei Tage der Autobus dorthin nicht. Ich kam in diesen planlosen Stunden sogar bis Oberisling bei Regensburg und traf dort einen sudetendeutschen Pfarrer, O. H. aus Tetschen, der mich in meiner ziemlichen Depression, wohl verursacht durch das halbe Vagabundenleben, wieder aufrichtete. Die Nächte verbrachte ich in der Caritas-Übernachtung.

Erst am 11. Januar abends kam ich mit dem Autobus nach Pf. Der Bürgermeister und der Schulleiter empfingen mich erfreut, versprachen mir Beschaffung entsprechender Wohnung und machten mir viel gute Hoffnungen und Mut; ihre einzige Bitte war der baldige Dienstantritt. Bei ersterem nächtigte ich auch, da mich die dienstenthobene Lehrerin, trotz grosser Wohnung sehr unfreundlich, unhöflich abgewieseu hatte.

Mit den erforderlichen Papieren ausgestattet, stand ich am 12. Januar, einem Samstag, vormittags an der Kurve am Ortsausgang und versuchte zum erstenmal mein Glück mit Autostop. Den unverwertbaren Sonntag wollte ich zu einem Besuche bei Braunauer Landsleuten im Kloster Metten bei Deggendorf benutzen. Dorthin war Ende November 1945 ein Transport von etwa 70 Personen – darunter Herr Abt Dr. P. mit Bruder, Dir. P., einigen Geistlichen und vornehmlich deren Verwandten, darunter auch eine Verwandte meines Mannes – gekommen. Herrn Abt hatten die Tschechen sogar das Abtkreuz verweigert. Sonst hatten aber alle ziemlich Gepäck, da der Transport nur einmal kurz in Braunau durchsucht worden war und an der Grenze durchging. Die Freude des

Wiedersehens war allgemein, zu erzählen gab es genug. Mit sehr vielen Brieflein von Kleinst- bis Kleinformat und einer Portion Adressen (ich schrieb nach meiner Rückkehr etwa 30 Briefe) startete ich Montag früh wieder zu einer erbärmlichen Fahrt bis Regensburg. Wohl kein Wagen hatte alle Fenster, viele Scheiben waren durch Bretter ersetzt, durch andere blies der Schneewind, dazu keine Heizung.

Bis Dienstag musste ich noch warten. Dann erhielt ich von der Militärregierung, Capt. Hamilton, die Einreisegenehmigung. Am 16. 1. abends, es fuhren ja nur täglich wenige Züge, überschritt ich bei hellstem Mondschein die Grenze mit einem sechzehnjährigen Jungen aus der Karlsbader Gegend.

Daheim erwartete mich die Nachricht, dass am 9. 1. gegen 17 Uhr die Schwiegermutter still und ruhig verschieden sei. Meine Ausweisung war der erste Anlass zu ihrem Sterbelager gewesen.

Nun ging ich jede günstige Nacht mit Gepäck, allein oder mit anderen, über die Grenze und hatte bald die neuen, wertvollen Sachen, meist Geschenke meiner Eltern und Inhalt der einst mitgeführten Koffer, in Sicherheit. Jeder Grenzgang hiess etwa fünf bis sechs Stunden eisernes Durchhalten und viel Glück.

Zwei Episoden mögen die Situation an der Grenze beleuchten.

Eine Familie aus A. gedachte nach dem Verschieben des beweglichen Inventars und der kleineren Möbel nun auch den dreiteiligen Schrank – zerlegt, evtl. mittels Schlitten, über die Grenze zu schaffen. Der erste Teil war glücklich in Bayern. Mit dem zweiten Teile hatten sie Pech. Sie wurden beschossen und flüchteten unter Zurücklassung der Last, die nun die Tschechen in ihr Hauptquartier schafften. Den dritten Teil liessen sie dann daheim stehen und gingen ohne ihn «heim ins Reich». Vorbildliche Teilung! In unserem Nachbarhause wurde Anfang Jänner den Eheleuten Sch. ein Kind geboren. Die Leute hatten das meiste schon weggeschafft. 14 Tage nach der Niederkunft wollten sie den guten Schnee ausnützen und auch den Schrank per Schlitten abtransportieren. An diesem Abend hatten die Tschechen gleich hinter dem Dorf Sperrketten gestellt, und keiner entging ihnen. Weder die Frau noch der Mann sahen ihre Wohnung wieder. Sie wurden getrennt inhaftiert. Tage später führten sie die vom Milchfieber geschüttelte, schwankende Frau zur Bahn. Sie landete als Arbeiterin auf einer Mühle bei Pilsen. Der Mann «soll» aus dem fahrenden Zuge (Richtung Innerböhmen) gesprungen und entkommen sein. Das Baby wurde von einer Nachbarin betreut und nach hartem Kampf seiner Tante zur Pflege überlassen, nachdem man es unbedingt in ein tschechisches Findelheim bringen wollte.

Bauern beluden meist in günstigen Nächten ihre Wagen bis obenhin, spannten die Pferde vor, und im Galopp ging es auf einem Feldweg hinüber. Das Rindvieh war meist schon «abgeweidet» worden. Freilich ging das nur in den unmittelbaren Grenzdörfern, bei frühzeitigem Entschluss und guter Ortskenntnis.

War jemand geschnappt worden, so gelang es den Angehörigen meist erst nach vier bis fünf Tagen eifrigster Nachforschung, das Arrestlokal zu ermitteln. Jeder Häftling, ob Mann oder Frau, musste bei elendester Verpflegung schwerste und schmutzigste Arbeit leisten.

11. Februar: Ich erkundigte mich in N. wegen normaler Ausreise mit Zuzugsgenehmigung. Ist aber gesperrt, und soviel «Schmiere» habe ich nicht. Also schwarz!

19. Februar: Vormittag in E.

Kaum bin ich daheim eingetroffen, als eine junge Frau kommt. Ich er» fahre, dass es die Gattin eines Schulkollegen aus der Nachbarschaft ist. «Einen herzlichen Gruss von ihrem Mann, er ist in W. und wartet auf Sie!»

Eine unglaubliche Nachricht, ich war sehr skeptisch! «Wie sieht er aus?» Es folgt genaue Beschreibung, blass, schlank, Brille. Demnach musste es stimmen. «Woher kommt er?» «Amerika.» Nun war kein Zweifel mehr. Die Frau hätte ich am liebsten umarmt.

Einige Bissen gegessen und wieder nach E. ab. Ein Telegramm jagte nach Braunau: «Vati in W., braucht Schuhe.»

Heim. Tagelang hatte es geregnet, der Boden war tief aufgeweicht. Dennoch! Heute musste ich hinüber um jeden Preis. Gegen Abend kam mein Vater aus dem Dienst. Das war eine Freude! Zum erstenmal bot er mir selbst an, mitzugehen. Vorher tat er das nie, um mich abzuhalten.

Um acht Uhr waren wir marschfertig, beide mehrfach angezogen, so dass die Beweglichkeit sehr eingeschränkt war, und mit schwerem Rucksack. Es war stockdunkel, der Boden weich unter den Füßen. Am ersten Sturzacker, den wir überqueren mussten – ich war nun immer Richtung E.–H. gegangen – sanken wir bis zu den Knien ein. Der Rucksack sorgte für das Übrige, so dass wir richtig Moorbäder nahmen. Beim Herausziehen des einen flog der Helfer hin. Wir waren an diesem Abend zu viert. Einem Mädel zog es den Schuh aus – sie lief in Strümpfen weiter. Schliesslich ging es nicht mehr. Wir kamen nicht vorwärts, zumal mit der Belastung. Ich trug damals rund 25 kg am Rücken, davon 10 kg Mehl. Kurzerhand wählten wir als weiteren Weg direkt den Schienenweg nach W. Nun ging es besser, freilich gefährlicher. Weldi Auf atmen, als wir die Grenzsperrle über dem Geleise passiert hatten! In H. kleine Station, dann umgingen Vater und ich den Ami-Posten, und um Mitternacht klopfen wir am Fenster. Wir hatten freilich doppelt solange gebraucht wie sonst. Vati öffnete selbst sofort, und dann hielten wir uns nach langer, banger Ungewissheit umschlungen. Aber wie schaute ich aus! Er musste mich budistächlich ausziehen, da alles dick mit Schmutz beschmiert war. Bis zu den Knien und Ellbogen nass und schmierig, bis auf die Haut und am Hinterteil war die Feuchtigkeit durch Mantel, Rock und zwei Herrenhosen gegangen. Vati trug bereits seine eigenen Sachen und war sehr schwach. An Schlaf dachten wir nicht mehr. Erst am anderen Tage mittags geleitete er uns bis M., wo wir im dicksten Schneesturm gegen Sch. zu die Grenze unbehelligt überschritten.

Wie hatten wir uns so rasch gefunden? In Bamberg, äusserst geschwächt, entlassen, war Vati 10 km von der Stadt in einem Dorfe gelandet und gepflegt worden. Dort aber lebte schon länger ein einstiger Schulkamerad aus dem Braunauschen. Der wusste, dass in Metten bereits einige Geistliche und Landsleute sassen. So ging ein Brief ab. Die Antwort enthielt alles Nötige. Ich sei bei den Eltern, habe bereits Wohnung und Stelle, alles gesund, und in W. sei mein Quartier zu erfragen. So waren wir schon drei Wochen nach seiner Entlassung vereint.

In den nächsten Tagen ging ich zum Grenzbalken Essen tragen. Fürwahr, ein bitteres Geschäft! Er dort – 10 m Niemandsland, ich da. Stundenlang dauerte es, bis ich die Tasche anbrachte. Dazu Kälte, immer wieder Hunderte Meter zurückgetrieben!

Einmal war es schon fünf Uhr abends. Da umsauste ich die Kapelle, riss die Binde ab, wurde von einem Hause beobachtet, dennoch entkamen wir. In der folgenden Nacht führte ich ihn heim zu uns. Und als er um ½ 2 Uhr an das Bett der Kinder trat, erkannte ihn der Grosse doch gleich und umhalste ihn ganz selig.

Drei Tage hielt er sich bei Hausarrest bei uns auf. Dann brachten wir ihn glücklich wieder zurück. Schon am anderen Tag kam – verabredet hätte es nicht besser klappen können, der Schwager, brachte Schuhe und etwas Kleidung und Geld. Am Montag ging es zu dritt in der Nacht wieder über die Grenze. Lange dauerte die Trennung ja so nicht mehr.

Nun ging alles sehr rasch. Mein Vater schleppte uns zwei Stahlrohrbetten samt Matratzen über die Grenze. Bald war die «Neuware» restlos in Sicherheit. Gegen Besteckung des Zöllners mit selbstgebrautem Schnaps und Rauchware konnte ich dann am 7.3. früh die Grenze bei A. mit Geschirr und gebrauchter Kleidung nach Kontrolle passieren. Auch von der Pflegemutter, die zur Betreuung der Kinder mit mir ging, konnten wir alles ausser Möbeln mitnehmen. Nur ihre Bettmatratze schlüpfte noch durch. Die Bettstelle trug mein Vater wenige Nächte später nach. Mutter hat uns dann trotz ihres Alters tapfer geholfen.

Am 13.3. überschritt ich direkt beim Zollamt nochmals die Grenze und besorgte mir in E. für meine letzten 400 Kronen ein elektrisches Bügeleisen, einen Kocher, Glühbirnen und Zubehör. In der Nacht verliess ich dann die Heimat endgültig und wanderte allein in finsterner Nacht davon. Ich sah sie bis jetzt nicht wieder.

Einige Tage verblieben wir noch in W., wobei uns mein Vater noch zweimal besuchte. Am 16.3. sah ich auch ihn zum letzten Male. Er verstarb am 9.6.1948 noch in der ÖSR nach halbjähriger schwerer Krankheit, nachdem er 1947 eingesperrt worden war. Warum, ist mir nicht bekannt. Wir alle, die ihn kannten, führen den Tod dieses kerngesunden Menschen auf die übliche Behandlung im tschechischen Gewahrsam und die vielen Aufregungen zurück.

In den Morgenstunden des 18.3. ratterte ein Holzgaswagen bei heller Frühlingssonne und ziemlicher Kühle die Strasse südwärts. Unsere Habe bestand fast nur aus Kisten, Säcken, Bündeln, und dennoch waren wir froh, frei. In Pf., wo wir erst gegen 19 Uhr – schon seit Wochen erwartet – landeten, erwartete uns ein grosses, kaltes Zimmer.

Und hier ist es an der Zeit, einiger lieber Personen zu gedenken, die uns in wahrer Nächstenliebe in diesen ersten schweren Wochen des Anfangs hilfreich zur Seite standen: Neben der entgegenkommenden Betreuung durch den damaligen Bürgermeister, Herrn L., war es vor allem die Kindergärtnerin, Fräulein L., die sich als einzige bei der Ankunft der Kleinen annahm, und die gute Schulförderin.

Am 20. 3. trat ich bei insgesamt etwa 180 Schülern, Jungen und Mädchen, meinen Dienst an. Nach einigen Wochen «Beobachtung» hatte uns die Bevölkerung in ihre Mitte aufgenommen, betreute uns, und der Abschied im August desselben Jahres wurde von beiden Seiten bedauert. Wir hatten unter diesen Menschen wieder Fuss gefasst; langsam verloren wir das Bewusstsein, Zigeuner zu sein. Nur die Öde und Leere unseres «Heims» verblieb ein ewiger Dorn in blutender Wunde, die nie heilt.

Der Bericht schliesst mit Bemerkungen zur gegenwärtigen politischen Situation.

Nr. 127

Bericht des Oberrechtsrats a. D. der Stadt Karlsbad Dr. jur. Hans von Stein.

Original, ohne Datum, 27 Seiten, mschr.

Ereignisse in Karlsbad nach dem deutschen Zusammenbruch: der Einmarsch sowjetischer Truppen; die Errichtung und die Massnahmen der tschechischen Stadtverwaltung; allgemeine Lebensbedingungen der deutschen Bevölkerung; die Ausweisung der Familie des Berichterstatters im Mai 1946.

Die Verwaltung der Stadt hatte ein Národní Výbor übernommen¹, an dessen Spitze Herr Šípek stand, ein Bankbeamter, der viel in deutscher Gesellschaft verkehrt hatte, mit einer Deutschen verheiratet war (seine Frau war im Bergwirthshaus, dem bekannten Ausflugslokal in Karlsbad-Espenthor, zuhaus) und schon jahrelang in Karlsbad ansässig. Er hatte eine schöne Stimme, war ein guter Gesellschafter und allgemein beliebt. Über seine politische Einstellung war ich nicht im Bilde. Er war im Dritten Reich allerdings einmal gesessen, aber angeblich wegen eines Schwarzhandels. Trotzdem wurde ihm die Haft jetzt als politisches Verdienst angerechnet. Sonst wurden als Mitglieder dieses Nationalausschusses noch genannt die Kürschner Cyrill Kacena Vater und Sohn, der Schneidermeister Pinkas und der Masseur Krejza. Alle diese waren im Dritten Reich unbehelligt geblieben, durften weiter in Karlsbad und in ihren alten Wohnungen bleiben, konnten ihren recht gut gehenden Geschäften nachgehen, bekamen dasselbe zu essen wie wir, die Deutschen. Von diesen Leuten, die alle jahrelang in Karlsbad ansässig waren, brauchten wir – so meinten wir – nichts zu befürchten.

Es blieb auch zunächst alles unverändert, alle Beamten, Angestellten und Arbeiter taten weiter ihren Dienst, die Verwaltung lief reibungslos weiter. Auch die

¹ Der Národní Výbor in Karlsbad halte sich bereits in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs gebildet und setzte sich in vertraulichen Verhandlungen mit den deutschen Dienststellen für eine kampfbefreite Übergabe der Stadt an die heranrückenden amerikanischen Truppen ein; vgl. den Bericht des Landrats a. D. Karl Utischill, abgedruckt unter Nr. 19.

Regierung¹ amtierte noch, allerdings jetzt als Okresní Výbor. Der Drahtfunk gab Mitteilungen an die Bevölkerung und Weisungen an die Dienststellen und Behörden deutsch und tschechisch. Das Wichtigste war natürlich – wie in der alten Tschechei – das Beflaggen. Alle Häuser mussten mit den Staatsfahnen beflaggt werden. Also musste auch meine Frau in aller Eile ein Dreifarbig zusammenschneiden.

Die USA-Truppen, auf deren Einmarsch wir schon tagelang warteten², kamen noch immer nicht. Es griff jetzt eine ziemliche Nervosität Platz, geboren aus der Angst, die Russen könnten doch den Amerikanern zuvorkommen. Es wurde daher mit grosser Erleichterung begrüsst, als am 10. Mai der Drahtfunk die Mitteilung brachte, es bestehe kein Grund zur Besorgnis, man habe an zuständiger Stelle die Versicherung erhalten, dass Karlsbad zur Besatzungszone der amerikanischen Truppen gehöre.

Als ich am folgenden Tage, es war Freitag, der 11. Mai 1945, früh ins Amt ging, wimmelte es in der Stadt von fremden Soldaten, die im Begriffe waren, alle Brücken zu besetzen. Es waren Russen, die in der Nacht gekommen waren. So rasch war die Versicherung der Tschechen dementiert worden. Ich glaube, dass die neuen Machthaber von Karlsbad über diese Wendung der Dinge selbst höchst unangenehm berührt waren.

In Karlsbad verursachte der Einmarsch der Russen zunächst eine Selbstmordepidemie grossen Umfangs unter den Deutschen. Wie viele von unseren Leuten ihr zum Opfer gefallen sind und wie viele gerettet werden konnten, lässt sich nie feststellen. Von vielen Fällen hat man überhaupt nie verlässliche Kenntnis erlangen können. Ich erwähne hier nur drei mir gut bekannte Familien, die fast völlig ausgelöscht worden sind.

Als unmittelbare Wohnungsnachbarn im Hause Augarten hatte ich den bekannten sudetendeutschen Politiker Ing. Othmar Kallina mit Frau Tini geb. Kugler und den Söhnen Helmut und Rolf. Ing. Kallina hatte sich seit 1920 der hohen Politik verschrieben. Er war zwar seit 1916 Direktor des städt. Wasserwerkes in Karlsbad, musste aber für die Dauer seines Parlamentsmandates, das er für die Deutsche Nationalpartei innehatte, von seinem Dienst beurlaubt werden. Nach der Parlamentswahl 1935, bei welcher die Nationalpartei nicht mehr kandidieren konnte³, musste er den städt. Dienst wieder antreten. Anfang 1939 liess er sich in den dauernden Ruhestand versetzen, doch wurde ihm von Henlein mit Rücksicht auf seine früheren politischen Verdienste die Leitung des Gauamtes für Technik übertragen. Als dann der Krieg ausbrach, wurde er vom Ministerium für Rüstung und Produktion (Minister Speer) zum Bevollmächtigten des Ministeriums für das Protektorat Böhmen und Mähren bestellt. Er hatte in dieser Eigenschaft einen prächtigen Dienstwagen und war meist unterwegs ... Von den beiden Söhnen war der Ältere

¹ Dienststelle des Regierungspräsidenten.

² Über die Bemühungen von tschechischen und deutschen Beauftragten, Karlsbad dem Schutz amerikanischer Truppen zu unterstellen, s. die Berichte Nr. 19 und Nr. 20.

³ Die Regierung der CSR hatte am 3. Oktober 1933 die Tätigkeit der Deutschen Nationalpartei verboten. Die Partei befand sich zu diesem Zeitpunkt schon in Selbstauflösung. – vgl. Keesing's Archiv, 1933, S. 1060 E u. 1070 A.

(Helmut), nachdem er im Kriege ein Bein verloren hatte, als Jurist in Prag bei Gericht tätig und angeblich bei den Urteilen des Sondergerichtes massgeblich beteiligt. Der Jüngere (Rolf) war noch im Heeresdienst, und weil schon lange keine Nach» richt mehr von ihm gekommen war, hatten ihn die Eltern schon verloren gegeben. Bei dieser Sachlage mussten wohl Kallina sen. und sein Sohn Hebrmut mit schweren Verfolgungsmassnahmen der Tschechen rechnen, weshalb es kein Wunder gewesen wäre, wenn sie den Versuch gemacht hätten, zu flüchten oder sich zu verbergen.

Als ich am Nachmittag des 11. Mai 1945 aus dem Amt nach Hause kam, sah Abgeordneter Kallina zum Fenster seiner neben uns gelegenen Wohnung im Hause Augarten heraus. Die Russen hatten sich an diesem Tage noch ziemlich ruhig verhalten. Nachmittags waren zwei russische Soldaten ins Haus gekommen und zuerst bei Kandler's im Parterre gelandet, wo sie mit Schnaps bewirtet wurden. Dann kamen sie in den zweiten Stock zu Rödlbachs, wo sie ebenfalls mit Alkohol traktiert wurden. Sie schliefen dort ihren Rausch aus und wurden am Abend von den Gastgebern zur Haustüre hinauskomplimentiert. An diesem Abend, so ungefähr um 6.30 Uhr, kam das Ehepaar Kallina mit Sohn Helmut zu uns herüber, um sich, wie sie sagten, «für alle Fälle» von uns zu verabschieden. Wir dachten uns eigentlich nicht viel dabei, denn in solchen Zeiten kann es leicht passieren, dass Hausgemeinschaften auseinandergerissen werden und sich nie Wiedersehen. Allerdings sprachen die Männer der Familie Kallina ziemlich nervös von den Russen und meinten, es werde jetzt immer schlimmer werden, zuerst komme nur das Militär, dann rücke die GPU nach usw. Wir drückten uns schliesslich die Hände und wünschten uns alles Gute. Am späten Abend, ich war gerade am Einschlafen gewesen, wachte ich durch ein dumpfes Geräusch auf, das sich unmittelbar darauf nochmals wiederholte. Es klang, wie wenn die Haustüre zweimal ordentlich zugeschlagen worden wäre, wie es manchmal notwendig ist, wenn sie schlecht schliesst.

Am nächsten Morgen, um etwa 6 Uhr, hörten wir aus dem Zimmer der Frau Welschlaw – sie war ein Bombenflüchtling aus Dortmund, den uns das Wohnungsamt zugewiesen hatte – einen schrillen Schrei. Gleich darauf kam sie selbst zur Türe unseres Schlafzimmers und rief uns zu, dass im Vorgarten unseres Hauses drei Leichen liegen, sie glaube, es müssten Kallinas sein. Nun sah auch ich zum Fenster hinaus. Es lagen tatsächlich zwei Personen, scheinbar leblos, im Vorgarten, eine dritte Person, ebenso leblos, am Bürgersteig vor dem Hause. Ich ging hinunter und überzeugte mich, dass es die Familie Kallina war; und zwar lagen die Eheleute Kallina nebeneinander im Vorgarten auf dem Rücken, beide tot, sie noch im gleichen Dirndl, das sie am Abend vorher angehabt hatte, als sie sich von uns verabschiedeten, die Augen halb geöffnet. Neben ihnen lag ein Fläschchen mit einem Flüssigkeitsrest. Helmut dagegen lag am Bürgersteig, die Holzprothese, der Strumpf und der Schuh des Holzbeines ein ziemliches Stück von der Leiche entfernt. Eine genaue Untersuchung der Personen habe ich unterlassen, da ich weder Polizei noch Totenbeschauer war. Jedoch verständigte ich die Polizei in der Gartenzeile telefonisch. Dort meldete sich noch ein deutscher Beamter, dem ich von dem Vorfälle Mitteilung machte.

Dieser sagte, er sei der einzige auf dem ganzen Revier und könne nicht abkommen. Ich bat ihn, wenigstens zu veranlassen, dass die Totenbeschau durchgeführt und die Leichen beseitigt werden, was er zu veranlassen versprach. Ich ging nun in meinen Dienst, mein Büro befand sich nach Zerstörung des Rathauses in Fischern im Hause «Goldener Schlüssel» in Karlsbad, in dem auch das Standesamt untergebracht war, das meiner Aufsicht unterstand. Als ich zum Mittagessen nach Hause kam, lagen die Leichen nicht mehr vor dem Hause, sondern auf Bahren und mit Tüchern bedeckt im Hausflur ganz rückwärts bei der zum Hof führenden Tür. Auch sah ich dort Dr. Öhm, der die Totenbeschau vorgenommen hatte. Das Ehepaar Kallina war tot, während Helmut schwere innere Verletzungen hatte. Es scheint, dass er sich beim Auffallen die Prothese tief in den Unterleib gestossen hatte. Er atmete zwar noch, war aber ohne Bewusstsein. Die inneren Verletzungen liessen auch keine Hoffnung auf ein Wiederaufkommen zu.

Am gleichen Nachmittag bekamen auch wir Besuch von Russen. Ich war im Büro, als ich von meiner Frau angerufen wurde. Aus ihrer Stimme erkannte ich, dass sie in Gefahr schwebte. Ich eilte sofort nach Hause, aber der Weg vom «Goldenen Schlüssel» bis zum «Augarten» nahm immerhin etwa 15 Minuten in Anspruch, ein Verkehrsmittel stand nicht zur Verfügung. Als ich nach Hause kam, waren die Russen schon fort, sie hatten sich nach Angaben meiner Frau ziemlich anständig benommen und ihr nichts angetan. Aber die Nervenreaktion war derart, dass sie weinte und am ganzen Körper zitterte.

Am nächsten Morgen – Sonntag – lagen zu unserem Entsetzen die Leichen noch immer im Vorhaus. Ich wurde von Dr. H. angerufen, der mich bat, nachzusehen, ob Helmut noch am Leben sei. Ich ging hinunter und bat den jungen Kandler (Schwiegersohn des Lackierers de Witte) als Zeugen herbei. Wir deckten den Körper des Helmut Kallina auf. Ich selbst konnte keine Atembewegung mehr bemerken, Kandler aber glaubte, noch eine ganz schwache Atembewegung wahrgenommen zu haben. Es war aber kein Zweifel, dass wir einen moribundus¹ vor uns hatten. Ich teilte dies Dr. H. mit. – Ich möchte hier noch anführen, dass Frau Kallina unserer Meinung nach nicht aus eigenem Antrieb in den Tod gegangen ist. Ing. Kallina sagte bei seiner Verabschiedung von uns: «Meine Frau geht selbstverständlich mit mir.» Es ist offenbar, dass sie unter seinem Einfluss stand und keinen Widerstand leistete. Eine Flüchtlingsfrau, die bei Kallinas wohnte, gab an, dass am Morgen, als die Leichen im Vorgarten gefunden wurden, die Wohnungstür von innen zugesperrt war. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Familie sich zum Fenster herausgeetürzt hat. Es ist uns unerfindlich, warum diese Todesart gewählt wurde, wo die Gefahr eines Misslingens und dauernden Siechtums bestand, wo doch andere Todesarten zur Verfügung standen. Das Ehepaar Kallina dürfte unmittelbar vor dem Sturz noch irgendein Gift zu sich genommen haben, darauf weist das neben den Leichen liegende Fläschchen mit einer Flüssigkeit hin.

Am Sonntagnachmittag beschlossen wir wegen des schönen, zum Spaziergehen verlockenden Wetters zum Friedhof zu gehen, um persönlich mit dem Friedhofsverwal-

¹ Sterbenden.

ter Weis wegen der Überführung der Leichen zu sprechen.

Die Strassen waren menschenleer, es herrschte eine voll Spannung geladene unheimliche Atmosphäre. Es schien alles Angst zu haben und sich in der eigenen Wohnung noch am sichersten zu fühlen. Selbst Russen waren kaum zu sehen. Erst als wir in die Friedhofstrasse einbogen, sahen wir – im Walde versteckt – russische Soldaten und Pferde, ja auch Geschütze waren zu sehen. Die Soldaten sahen uns neugierig an, aber sie taten uns nichts. Ungefährdet kamen wir zur Kanzlei der Friedhofsverwaltung. Dort trafen wir auch den Verwalter Weis, umgeben von einer Anzahl älterer Personen, meist Frauen, die wohl bei ihm Schutz gesucht haben mögen. Weis machte einen sehr nervösen Eindruck. Als ich ihn bat, endlich das Abholen der Leichen zu veranlassen, zuckte er die Achseln; er habe so viele Leichen zum Abholen, aber keine Leute. Schliesslich versprach er mir, das Möglichste zu tun. Als wir den Heimweg antraten, kam uns beim Anfang der Friedhofstrasse ein Lastwagen, von Pferden gezogen, entgegen. Ich wunderte mich, einem Fuhrwerk zu begegnen. Als es an uns vorüberkam, sah ich, dass unter einer Plache Menschenfüsse hervorsahen, nackte Füsse und bestrumpfte oder beschuhte Füsse. Es waren wohl alles Opfer der Selbstmordepidemie. Weis aber hat sein Wort gehalten; am Montag früh waren die Bahren mit den Leichen verschwunden.

Damals war mir schon das fahrig und furchtsame Verhalten des Weis aufgefallen. Kurz darauf kam seine jüngere Tochter – ich glaube, sie hiess Gerda – zu mir ins Büro und klagte über ihren Vater. Er könne unmöglich seinen Dienst fortsetzen. Sie fragte mich um Rat, was da zu tun sei. Ich sagte ihr, sie solle ihren Vater veranlassen, dass er sich vom Stadtarzt untersuchen und seine Dienstunfähigkeit bescheinigen lassen solle. Das Zeugnis solle sie dann mir bringen, wir würden sehen, was sich dann machen lasse. Kurze Zeit darauf kam mir zu Ohren, dass Verwalter Weis und seine ledige Tochter von den Tschechen erschossen worden seien. Diese Gerüchte fanden leider ihre Bestätigung. Weis und seine Tochter waren in Gegenwart einer älteren verheirateten Tochter des Weis im «Goldenen Kreuz» von den Tschechen erschossen worden. Auch die ältere Tochter sollte ursprünglich erschossen werden, man sah dann davon ab, da sie kleine Kinder zu versorgen hatte.

Die zweite Familie, die damals Freitod begangen hat, war die Familie Dr. Paul Cartellieri in der Gartenzeile, Haus «Kosmos», wo vier oder fünf Personen ums Leben kamen. Es scheint, als ob hier ein verhängnisvolles Missverständnis gewaltet hätte. Der von mir im Falle Kallina angerufene Beamte des Polizeireviere im Hause «Sirius», der es übernommen hatte, für eine Totenbeschau zu sorgen, dürfte zuerst den zunächst wohnenden Dr. Cartellieri angerufen haben, der aber gerade abwesend war. Als er zurückkam und hörte, dass er von der Polizei angerufen wurde, mag er geglaubt haben, dass es die Polizei auf ihn abgesehen habe, weshalb er mit seiner Familie beschloss, aus dem Leben zu scheiden.

Die grösste Tragödie aber hatte sich im Hause «Panorama» in der Familie des braunen Stadtinspektors Ferdinand Thiemann – eines Bruders des Malers Thiemann – abge-

spielt. Eine ganze, aus acht Personen bestehende Familie ging damals in den Tod.

Eine bemerkenswerte Parallele bei allen drei Fällen lag darin, dass in jeder dieser Familien ein männlicher Überlebender zu verzeichnen war, so dass hier gerade der Wehrmachtsdienst sich als Retter erwies. Andererseits ist zu erwägen, ob nicht gerade diese überlebenden, im Kriegsdienst erhärteten Söhne, wenn sie am Katastrophentag bei ihrer Familie gewesen wären, es zuwege gebracht hätten, die Eltern von ihrem entsetzlichen Entschluss zurückzuhalten.

Nach diesem entsetzlichen Präludium trat eine kleine Pause ein, die nur mit vorbereitenden Nadelstichen der tschechischen Verwaltung ausgefüllt war.

Es begann damit, dass man den Deutschen die Telefone abschaltete. Bei mir geschah dies am Abend des 12. Mai um ungefähr 18 Uhr. Kurz vorher hatte noch Frau Melzer, die Gattin des Regierungsrates und Vorstehers des Finanzamtes, damals im Wehrmachtsdienst, von meinem Wohnungsapparat aus eine telefonische Verbindung mit ihrer Tochter, die in Rudig¹ im Landdienst war, angestrebt und auch erhalten. Grosse Freude herrschte, als Mutter und Tochter sich im Apparat an ihren Stimmen erkannten und feststellten, dass beide wohlauf sind. Bald darauf hob ich den Hörer ab, aber der Apparat war und blieb nun stromlos. Mit dieser Massnahme haben sich die Tschechen der Möglichkeit beraubt, wenigstens einen Kreis der deutschen Bevölkerung im Wege des Drahtfunkes anzusprechen, um ihm und durch ihn der ganzen deutschen Einwohnerschaft Aufträge und Weisungen zukommen zu lassen. Aber das war ihnen wohl im Augenblick nebensächlich.

Von grösserer Tragweite war noch die Anordnung, dass alle Deutschen auf der Strasse eine weisse Binde von 8 cm Breite am linken Arm zu tragen haben. Diese weisse Binde wurde von da ab zur Quelle dauernder Quälereien und Sekkaturen. Trotzdem war ich stolz darauf, die Binde tragen und mich als Deutscher bekennen zu dürfen. Ich erinnerte mich an meine Studentenzeit, als der damalige Rektor der Prager Universität, Hofrat Prof. Dr. Rabl, in einer Periode völkischer Verhetzung und Unruhen den farbentragenden Studenten zurief: «Farbe tragen heisst Farbe bekennen!» Damals brauchte allerdings nur Farbe zu tragen, wer Farbe bekennen wollte. Jetzt musste jeder Deutsche, ob er wollte oder nicht, Farbe bekennen. Viele allerdings gab es, die alles Mögliche unternahmen, um sich dieser Pflicht zu entziehen. Das war natürlich riskant, und mancher musste es büssen. Andere allerdings hatten wenigstens zeitweise Erfolg damit. Diese weisse Binde blieb uns bis zum Tage der Einlieferung in das Aussiedlungslager treu.

Am 14. Mai trafen die amerikanischen Truppen in Fischern ein, aber sie machten auf der Egerbrücke halt, die sie auf der Fischerner Hälfte besetzt hielten. Nun konnte die Brücke nur passieren, wer einen gültigen Passierschein beider Besatzungsmächte besass.

Am 15. Mai frühzeitig, ich war noch nicht auf dem Wege ins Büro gewesen, kamen drei Russen ins Haus. Die Haustür war noch geschlossen, und niemand hatte den Russen

¹ Kreis Podersam.

auf ihr Klopfen und Läuten geöffnet. Da kamen sie von rückwärts herein, über die Trümmer des im Luftangriff zerstörten Hauses «Egerland». Sie fingen alle Männer zusammen, und auch ich wurde von ihnen geschnappt. Sie liessen sich auch durch die flehentlichen Bitten meiner Frau nicht bewegen, mich freizugeben, doch war aus ihren Reden zu entnehmen, dass die Männer benötigt wurden, eine Arbeit zu leisten. Sie sagten «kämm» und machten dazu die Bewegung des Anstreichens; also sollten wir wohl eine Kanone anstreichen. Das konnte ja nicht lange dauern, und sie sagten auch, dass ich abends wieder zurück sein werde.

Auf ihrer Suche nach Männern kamen sie auch zur Kallina-Wohnung, wo ihnen auf ihr Läuten niemand öffnete. Es war auch niemand darin; das Ehepaar und der Sohn waren tot, die Flüchtlingsfrau, die dort gewohnt hatte, hatte sich eine andere Bleibe gesucht. Wir suchten den Russen klarzumachen, dass dort keine Männer seien. «Tot!» sagten wir. «Kaputt?» fragten sie zurück. Sie suchten nun die Türe mit Gewalt einzudrücken, weshalb wir, da sie sich doch nicht abhalten lassen würden, die Wohnung zu durchsuchen, ihnen die Türe aufsperrten, da die Flüchtlingsfrau bei ihrem Weggehen uns die Schlüssel gegeben hatte. Sie verweilten einige Zeit in der Wohnung Kallina, offenbar nahmen sie Verschiedenes an sich. Und als sie weg waren und meine Frau die Wohnung betrat, fand sie dort schmutzige Unterwäsche, die die Russen gegen saubere aus dem Wäscheschrank eingetauscht hatten. Als sie die Wohnung gründlich durchstöbert hatten, kehrten sie zu ihren Gefangenen zurück, und wir wurden zunächst zum Kundgebungsplatz (ehemaliger Bauhof) geführt, wo eine Kanone stand. An der war aber offenbar nichts mehr zu tun, die hatte wohl schon eine andere Gruppe angestrichen. Sie führten uns nun zum Waldrand hinter der Notkirche, wo es von Bekannten der unteren Stadt bereits wimmelte. Es galt dort einen Pferdestall zu bauen. Nun, für eine solche Arbeit war ich ja der rechte Mann. Ich verstand nämlich gar nichts von so etwas und stellte mich so unbeholfen an, dass ich zur Seite gedrängt wurde, sonst hätte die Arbeit zu lange gedauert. Zu Mittag gab es, allerdings erst über Drängen einiger Leute, etwas zu essen, doch hatte ich kein Essgeschirr mit – einige waren so vorsichtig gewesen, sich mit so etwas zu versehen – und aus gemeinsamer Schüssel mich zu bedienen, behagte mir nicht. Ich kam auch ohne Essen aus. Abends um 18 Uhr wurden wir endlich entlassen, und meine Frau jubelte, als ich kam, denn sie hatte sich doch Sorgen gemacht.

Am 21. Mai kam die Verfügung, dass alle Waffen abzuliefern seien. Ich hatte eine solche Verfügung schon viel früher erwartet. Ich lieferte einen Revolver und meinen alten Polizeidegen ab, allerdings nicht persönlich, sondern durch die Dienststelle. Den Polizeidegen sah ich später auf einem Russenfuhrwerk stehen; er scheint also das Wohlgefallen eines Iwan gefunden zu haben.

Der in unserem Hause wohnhafte Stadtoberinspektor Julius Rödlbach, bis dahin Leiter des städt. Wohnungsamtes, lieferte zwei Tage später einige SA-Gewehre ab und war so unvorsichtig, sich selbst auf der tschechischen Polizeistelle einzufinden. Man behielt ihn, als er erkannt wurde – er war ja durch sein Auftreten als Funktionär der

Sudetendeutschen Partei den tschechischen Polizeiorganen bekannt – gleich dort, und die Tschechen liessen gründlich an ihm ihre Wut aus. Er kam später nach Neu Rohlau¹, wo er in seinem ursprünglichen Handwerk als Schneider mit solchem Erfolg tätig war, dass ihn die Tschechen nicht fortlassen wollten. Erst im Jahre 1948 gelang es ihm, mit seiner in Geislingen lebenden Familie vereint zu werden. Übrigens wurde später wiederholt die Anordnung betreffend die Waffenablieferung in Erinnerung gebracht, was darauf hindeutet, dass sie vom Erfolg ihrer Verfügung nicht befriedigt gewesen sind.

Am 24. Mai zogen die Amerikaner wieder aus Fischern ab und zogen sich bis zum Horner Berg zurück, bis sie dann das Gebiet der neuen Tschechoslowakei endgültig verliessen². Nach Karlsbad kamen aber immer wieder einzelne USA-Offiziere, auch Mannschafspersonen und Zivilisten. Sie wussten also wohl, was sich bei uns abspielte.

Am 28. Mai musste man sich polizeilich neu anmelden. Ein Duplikat des Meldezettels musste jeder dauernd bei sich führen. Den Hauptpunkt des Meldezettels bildete die Frage nach der Zugehörigkeit zur NSDAP, SdP, SA, SS und allen Gliederungen der Partei. Auch dieser Meldezettel wurde nun zu einem dauernden Anlass der Sekkatur. Man konnte jederzeit – mit oder ohne äusseren Anlass – zur Vorlage des Meldezettels verhalten werden, aus dem zu erkennen war, ob und in welchen Eigenschaften man bei der Partei war. Dass viele hierbei falsche Angaben machten, war den Tschechen sicherlich klar. Wiederum mussten aber diejenigen, die ehrlich die Wahrheit sagten, Unge- mach einstecken, das anderen ebenso gegolten hatte.

Am 29. Mai gab es – unter Zugrundelegung der neuen Meldeergebnisse – neue Lebensmittelkarten, die ersten in der neugeborenen Tschechoslowakei. Die Deutschen erhielten besondere Karten mit dem (deutschen) Aufdruck «Deutsche». Diese sahen natürlich viel weniger Lebensmittel vor, als sie die Tschechen und die Antifaschisten erhielten. Bei der Verteilung der Lebensmittel wie auch bei anderen Anordnungen zeigte sich immer ein eigenartiges Prinzip: die Tschechen behandelten uns nicht, wie die Deutschen die Tschechen im Sudetenland oder im Protektorat behandelt hatten, sondern sie wandten auf uns Grundsätze an, die der Behandlung der Juden durch die Deutschen zugrunde lagen. Die ihrer ganzen Mentalität nach antisemitischen Tschechen haben also sich berufen gefühlt, an den Deutschen zu vergelten, was die Deutschen den Juden zugefügt haben. Dass die Tschechen grosse Antisemiten waren, ist mir aus vieljährigen Erfahrungen bekannt. Von 1893 bis 1907 habe ich in Prag studiert. In dieser Zeit habe ich alle deutschfeindlichen Ausschreitungen miterlebt und die Wahrnehmung gemacht, dass alle sich schliesslich gegen die Juden wandten. Was deutsch sprach, wurde als Jude betrachtet, obzwar die Juden gerade zum grössten Teil beide Landessprachen beherrschten. Nach dem Mai 1945 wurde Benesch einmal gefragt, wie er sich zur Judenfrage verhalte. Er antwortete: Bei uns gibt es keine Judenfrage; die Juden haben sich alle zum Deutschtum bekannt, also müssen sie auch als Deutsche behandelt werden. Das war

¹ Über die Zustände im Lager Neu Rohlau vgl. Bericht Nr. 92, S. 419 ff.

² Der Abzug der amerikanischen Truppen aus der CSR war am 1. Dezember 1945 beendet; vgl. Einleitende Darstellung, S. 37.

natürlich eine grobe Verdrehung der Tatsachen, wie sie sich ja der sogenannte Staatsmann Benesch oft geleistet hat. Nach den tschechischen Volkszählungsvorschriften war ja den Juden gestattet, als Umgangssprache «jüdisch» anzuführen, sich damit also zur jüdischen Nation zu bekennen. Da es unter den geänderten politischen Verhältnissen vielen Juden im deutschen Sprachgebiet bedenklich erschien, sich zur deutschen Umgangssprache zu bekennen, wollte man ihnen damit, sofern sie sich nicht zur tschechischen Umgangssprache bekennen wollten, eine Ausweichmöglichkeit geben. Da die im tschechischen Sprachgebiet lebenden Juden keinen Anlass hatten, etwas von ihrem Bekenntnis zur tschechischen Umgangssprache zu befürchten, zielte diese Massnahme offensichtlich darauf hin, den Prozentsatz derjenigen Staatsbürger, die Deutsch als Umgangssprache angaben, herabzudrücken¹.

Die neuen Lebensmittelkarten gaben den Deutschen fast gar kein Fett und überhaupt kein Fleisch. Offiziell erhielten wir innerhalb eines Jahres nur einmal Fleisch zugewiesen, aber nur Pferdefleisch. Hinten herum bekamen wir wohl Fleisch, mussten aber, um es bezahlen zu können, Wertgegenstände zu Schleuderpreisen verkaufen, wobei es für uns immer ein grosses Risiko gab.

Schon im Mai 1945, den genauen Tag habe ich nicht mehr in Erinnerung, hörte ich in den Kreisen der Karlsbader Beamten von einem neuen Bürgermeister namens Ing. Fejfer sprechen. Da ich mein Büro in der Mühlbrunnstrasse hatte, das Bürgermeisteramt aber im Volksbüchereigebäude (gegenüber der ehemaligen Gestapo) war, konnte ich über Veränderungen im Präsidium nicht immer am Laufenden bleiben, sondern erfuhr von solchen Veränderungen immer erst gelegentlich. Ich hatte dann auch einige Male mit ihm persönlich zu tun, redete ihn auch mit Bürgermeister (starosta) an, blieb mir aber über seine eigentliche Stellung wie überhaupt über die ganze Organisation der Verwaltung lange im Unklaren. Schliesslich ergab sich, dass der Národní Výbor so eine Art Sowjet für den ganzen Bezirk war und Ing. Fejfer der Beauftragte für die Verwaltung der Stadt Karlsbad, also der kommissarische Bürgermeister.

Es war wohl Anfang Juni, da ging die Kunde durch die Stadt, dass sich Sipek erschossen habe. Die Tschechen sagten, er sei der grossen Arbeit und Verantwortung mit seinen Nerven nicht gewachsen gewesen. Von deutscher Seite wurde behauptet, er sei über das den Deutschen von den Tschechen zgedachte Schicksal derart erschüttert gewesen, dass er zu seiner Durchführung die Hand nicht bieten wollen. Die letztere Lesart soll von den Angehörigen der Frau Sipek selbst verbreitet worden sein. In den Zeitungen wurde Sipek als grosser Märtyrer hingestellt, die Beerdigungsfeier aber, an der ich mit dem Stadtkämmerer Dr. K. teilnahm, war überraschend kurz und einfach.

Am 15. Juni 1945 wurden alle Vorstände der städtischen Ämter und Betriebe ins Präsidium beschieden. Nach umständlichem Aufhängen eines Benesch-Bildes stellte uns Ing. Fejfer in rein tschechischer Ansprache die neue «Mistní správní komise» (Ortsverwaltungskommission) für Karlsbad vor. Vorsitzender Dr. Milan Mixa, 1. Stellvertre-

¹ vgl. hierzu die Einleitende Darstellung, S. 8 f.

ter der Kürschner Alois Kačena, 2. Stellvertreter Konsul Franz Chocholaty, weitere Mitglieder Dr. Vonavka, Dr. Visa, Dr. Moskovitz, Dr. Alda. Nach dieser Vorstellung und einer kurzen, ebenfalls rein tschechischen Ansprache des Dr. Mixa wurden wir verabschiedet. Eine Vereidigung auf den neuen Staat oder eine Angelobung auf die Stadt erfolgte nicht. Damit wurde uns eine peinliche Formalität erspart.

Das neue Stadtoberhaupt Dr. Mixa war mir schon lange bekannt. Als 1920 in der neugebackenen Tschechoslowakei die erste Volkszählung durchgeführt wurde, ernannte die Bezirkshauptmannschaft zwei Generalzählkommissäre für Karlsbad, mich als deutschen und den Dr. Mixa als tschechischen Zählkommissar. Wir arbeiteten damals ganz harmonisch zusammen, jeder von uns hatte Gelegenheit, das ganze Zähloperat für Karlsbad durchzuarbeiten, und die notwendigen Erhebungen wurden von uns gemeinsam gepflogen. Dr. Mixas Frau war gleich in der ersten Funktionsperiode der Stadtvertretung Stadtvertreterersatzmann. Als einmal Dr. Janatka, ein sehr gemässigter Tscheche, verhindert war, als tschechischer Stadtvertreter zur Sitzung zu erscheinen, wurde er von Frau Mixa vertreten. Sie hielt in dieser Sitzung – um welchen Programmpunkt es sich handelte, weiss ich nicht – eine Rede schärfster Tonart. Sie wurde dann aber von dem sozialdemokratischen Abgeordneten und Stadtvertreter Oswald Hillebrand ordentlich abgekanzelt. Auch den zweiten Stellvertreter Chocholaty kannte ich schon von früher her. Er war Konsul von Venezuela und zeitweilig bei der städt. Kurverwaltung beschäftigt. Ich staune, dass er sich zur Mitarbeit in der «Mistni spravni komise» hergegeben hat. Dr. Visa war mir bisher nicht bekannt. Er hatte in der Ortsverwaltungskommission das Personalreferat übernommen, wodurch ich häufig mit ihm zusammenkam. Ich kann mich über ihn nicht beklagen. Ich bekam von ihm unmittelbar nach der Vorstellung die Weisung, ein vollständiges Verzeichnis aller Beamten und Angestellten der Verwaltung der Stadt Karlsbad und ihrer Betriebe mit Angabe der einzelnen Dienststellen und Wirkungskreise anzulegen.

Am 22. Juni 1945 erhielt ich von der Verwaltung der Stadt einen Schutzschein des Inhaltes, dass ich «auf die Dauer der Einarbeitung eines tschechischen Beamten im städtischen Dienst unentbehrlich» bin. Ich war also nur bis zur Einarbeitung eines Tschechen im Dienste belassen worden, doch wurde mir während des ganzen Jahres, das ich noch unter tschechischer Verwaltung Dienst machen musste, nie ein Tscheche zugeteilt, den ich hätte einarbeiten sollen.

Auf Grund der von Dr. Visa angeforderten Verzeichnisse wurden mir nun jene Beamten und Angestellten sowie Arbeiter bezeichnet, die zu entlassen und dem Arbeitsamt zum weiteren Einsatz bekanntzugeben waren. Als ich Dr. Visa fragte, was denn nun eigentlich mit den Pensionen der Beamten sei, erwiderte er, der tschechische Staat beabsichtige nicht, den deutschen Beamten Pensionen zu bezahlen. Das heisst also, dass man das Beamtendienstverhältnis der deutschen Beamten als nicht mehr existierend betrachtete. Offenbar gingen die Tschechen davon aus, dass wir Deutschen durch den Verlust der tschechischen Staatsangehörigkeit alle Rechte aus dem Beamtendienstverhältnis verloren haben. Von dem gleichen Standpunkt ausgehend wurde auch die Zahlung aller

Pensionen eingestellt. Die aktiven Beamten, die zum Weiterdienen gezwungen waren, bekamen ihre systemmässigen Bezüge auch nicht mehr, sondern nur den Lohn ungelernter Arbeiter, der die ersten Monate mit 1'500 Kč, die späteren Monate mit 1'800 Kč bezahlt wurde. Über alles dies mussten wir uns den Kopf zerbrechen, denn wir bekamen kein Gesetzblatt zur Kenntnis, aus dem wir uns über die jeweiligen Vorschriften hätten orientieren können. Auf meine an Dr. Visa gerichtete Bitte, mir das Gesetzblatt zugänglich zu machen, erwiderte er, es sei zwar schon bestellt, doch sei bisher nichts gekommen. Er selbst könne sich nur aus dem Amtsblatt der CSR unterrichten, von dem er mir auch einige Stücke zur Kenntnis gab. Mit der Negierung unseres Beamtenverhältnisses war nun unsere Rechtslage äusserst prekär geworden. Wir hatten kein Verfügungsrecht über unser Eigentum, denn alles, was wir besaßen, war unter nationale Verwaltung gestellt. Wir waren vollständig rechtlos, es gab keine Instanz, die wir mit Aussicht auf Erfolg um Hilfe hätten anrufen können. Wie Pestkranke, wie Verbrecher wurden wir behandelt, hin- und hergestossen, beschimpft, lächerlich gemacht, bestohlen, beraubt und zum Schluss noch eingesperrt und über die Grenze gejagt.

Nun, vorläufig war ich noch im Amt. Hätte ich mich geweigert, für die Tschechen Dienst zu versehen, so wäre ich als Saboteur eingesperrt worden, meine Frau wäre mittellos aus der Wohnung geworfen worden, und wer weiss, wann und wie wir dann wieder zusammengekommen wären. Mein Dienst aber bestand nur darin, alte verdiente Beamte, Angestellte oder Arbeiter, die mir Dr. Visa bezeichnete, nur weil sie Deutsche waren, aus dem Dienst zu entlassen, und ich selbst konnte jeden Tag denselben Weg gehen wie sie. Schon griff die Polizei nach diesem und jenem; wer entlassen wurde, flog auch sofort aus der Wohnung heraus; man war nicht mehr sicher, am nächsten Tag noch seinen Arbeitsplatz und seine Wohnung und seine Freiheit zu besitzen.

Die ersten Tage nach dem Russeneinmarsch waren selbstverständlich alle Strassen verstopft. Als aber so langsam wieder ein Zivilverkehr in Fluss kam, als Autos und Autobusse wieder verkehren konnten, als dann auch die Bahn wieder den Betrieb aufnehmen konnte, da benützten die Tschechen alle nur denkbaren Verkehrsmittel und Verkehrswege, um an Menschen nach Karlsbad zu schaffen, was nur möglich war. War bisher die Verwaltung von einer kleinen Zahl altansässiger Karlsbader geführt worden, so kamen nun die Menschenmassen herein, die es den Tschechen erst ermöglichten, eine ausgesprochene Terrorherrschaft auszuüben. Es kamen zuerst Polizisten und Partisanen, die sogenannte SNB, um den Anordnungen und Verfügungen der öffentlichen Behörden den notwendigen Nachdruck zu geben. Es gelang ihnen in kürzester Zeit, alle Gefängnisse zu füllen. Besonders die SNB verbreitete Angst und Schrecken um sich, wogegen unter den Polizisten der alten Staatspolizei mancher war, den seine Aufgabe ekelte. Es kamen dann alle jene, welche glaubten, in Karlsbad ein dankbares Feld für ihren Betätigungsdrang zu finden: die Goldgräber, die Spräve, um das deutsche Vermögen zu übernehmen. Mit leeren Koffern kamen sie an, mit vollen Koffern zogen sie nach kurzer Zeit wieder ab. Sie setzten sich in die schönen Geschäfte und Restaurants, liessen sich

als Správce einsetzen, sie wirtschafteten mit dem, was sie vorfanden. War dann alles verkauft, so verschwanden sie wieder, um an einem anderen Ort alles zu wiederholen. Man sah es aber auch den Massen, die die Züge und Autobusse ausspien, an, mit welchen Absichten sie gekommen waren. Der Správce war bald zur beliebtesten Witzfigur der Tschechen geworden.

Am 26. Juni 1945 war ein besonderer Tag. An diesem Tag wurden nämlich schlagartig alle Deutschen aus der im besten Villenviertel gelegenen Eduard-Knoll-Strasse herausgeworfen. Damit fing die unheilvolle Tätigkeit des von Kommunisten und Dieben besetzten Wohnungsamtes an. Strasse auf Strasse folgte¹, und mit Bangen warteten wir, bis die Morgenzeile an der Reihe sein werde.

Am gleichen Tage wurde ich auch für den 27. Juni telefonisch in die Polizeidirektion («Goldenes Kreuz») «zur Erteilung einer Auskunft» bestellt. Ich war mir im Klaren, um was es sich handle. Ich hatte nämlich schon vernommen, dass mir zur Last gelegt wird, ich habe einer Kindergärtnerin den Auftrag gegeben, ihren in der Panoramastrasse gelegenen Kindergarten wieder aufzumachen. Da die Kindergärten nicht mir unterstanden, sondern dem Fürsorgeamt – die Aufsichtsrechte, die ich als Personalreferent über die Kindergärtnerinnen hatte, bezogen sich ja nicht auf die Führung und Verwaltung der Kindergärten –, setzte ich mich mit dem Leiter des Fürsorgeamtes, Amtmann Ochs, in Verbindung, der mir sagte, die Sache gehe in Ordnung, denn Bürgermeister Fejfer habe die Wiedereröffnung dieses Kindergartens gestattet. Trotzdem begab ich mich am 27. Juni mit einem Gefühl des Unbehagens zur Polizeidirektion, wo ich um 7⁹ Uhr eintraf und mich in dem mir angegebenen Zimmer einfand. Dort erfuhr ich, dass der tschechische Bezirksschulinspektor Andrlie die Anzeige gegen mich wegen Eröffnung des fraglichen Kindergartens erstattet habe. Ich wurde von einem jungen Beamten ganz ruhig und sachlich einvernommen und gab wahrheitsgemäss an, dass mir über die Führung des Kindergartens kein Befehlsrecht zukam und dass Bürgermeister Fejfer selbst die Genehmigung zur Wiedereröffnung gegeben habe, was Amtmann Ochs bezeugen könne. Auch die fragliche Kindergärtnerin, die schon tags vorher vernommen worden war, war anwesend und bezeugte, dass sie von mir keinen Auftrag erhalten habe. Wir mussten lange warten, es hiess, es müsse die Entscheidung des Chefs eingeholt werden, der momentan besetzt sei. So wurde es Mittag. Endlich kam der Beamte, der mich einvernommen hatte, und sagte, er bedaure, mich in Haft nehmen zu müssen.

Die Kindergärtnerin und ich wurden nun in das Parterre des «Goldenen Kreuzes» geführt und einem äusserst brutal aussehenden Aufseher übergeben, der uns mit einem zynischen «Výborne»² in Empfang nahm. Im Gang des Gefängnisses stand schon eine Reihe von Häftlingen an der Wand, wir mussten uns dazustellen, das Gesicht zur Wand und die Hände senkrecht in die Höhe. So mussten wir regungslos stehen; bei jeder Bewegung, besonders beim Umdrehen des Kopfes, beim Sinkenlassen der Hände und

¹ Über eine Austreibungsaktion in Karlsbad vom 4. Juli 1945 s. den unter Nr. 92 abgedruckten Bericht.

² «vorzüglich».

sonstigen Ermüdungszeichen gab es Hiebe. Inzwischen kamen andere Häftlinge von der Arbeit zurück und wurden zur Einnahme des Essens in ihre Zellen gesteckt, sofern man die Wassersuppe, die es gab, überhaupt als Mittagessen bezeichnen kann. Wir aber bekamen nichts zum Essen und mussten drei Stunden lang unbeweglich an der Wand stehen, die Arme nach oben erhoben. Unser Landsmann Otto Kremlitschka, der sich als SS-Mann freiwillig der Polizei gestellt hatte, wurde dort im Gefängnis zu verschiedenen Hilfsdiensten verwendet. Als ich eingeliefert wurde, hatte er mich mit einem Augenzwinkern begrüßt. Als ich nahezu drei Stunden gestanden war und mir, da ich seit ½ 8 Uhr früh nichts in den Magen bekommen hatte, flau wurde, passte er einen Augenblick ab, wo niemand in der Nähe war, und gab mir eine Flüssigkeit aus einem Glase zu trinken. Ich trank sie, vermochte aber nicht zu sagen, was mir da eingeflösst worden war. Ich fühlte mich aber danach wesentlich gekräftigt. Später sagte mir Kremlitschka, es sei nur ein Schluck Bier gewesen.

Dann kam ein Aufseher und forderte die neu eingelieferten Häftlinge, zu denen auch ich gehörte, auf, ihm zu folgen. Ich nahm an, dass wir zur Arbeit kommen. Dies war aber nicht der Fall, wir wurden vielmehr eine steile Treppe hinunter in einen nach aussen hin ganz abgedichteten und künstlich beleuchteten Keller geführt, wo wir uns wieder mit dem Gesicht zur Wand stellen mussten. Es war ein ekliges Gefühl, weil man nicht wusste, was man mit uns vorhatte. Das zeigte sich aber bald. Einer nach dem anderen musste sich auf eine Bank legen und bekam nun eine beträchtliche Anzahl von Hieben mit einem Gummiknütel auf das Gesäss. Dabei musste man selbst laut mitzählen. Ich erhielt deren 35. Nach Beendigung dieser Aufnahme-prozedur wurden wir wiederum in den Gang des Gefängnisses geführt und mussten uns neuerlich mit erhobenen Händen zur Wand stellen. Abermals mussten wir – ohne irgendeine Nahrung zu erhalten – etwa zwei Stunden stehen. Ein neben mir stehender verwachsener Häftling brach dabei ohnmächtig zusammen. Schliesslich wurden wir in die Kanzlei des Gefängnisses geführt, wo die Personalien der Häftlinge aufgenommen und die Häftlinge visitiert wurden. Entgegen sonstiger Übung wurden mir Hosenträger und Taschenmesser belassen, was immerhin ein beruhigendes Zeichen war. Als diese Prozedur beendet war, führte mich Kremlitschka zu einer Zelle, öffnete deren Tür und schob mich hinein. Zunächst vermochte ich nichts anderes zu erkennen, als dass ich mich in einem ganz kleinen Raum befand, in welchem eine Unmenge Leute standen, die alle stumm und stier vor sich hin glotzten. Erst als sich die Tür hinter mir geschlossen hatte, kam Leben in die Männer, und einer von ihnen begrüßte mich herzlich mit Händedruck. Ich erkannte in ihm meinen alten Freund, den Amtsgerichtsrat Grund. Auch ein zweiter Häftling begrüßte mich, Sparkassendirektor Lawitschka. Von den sonstigen Zellengenossen war mir niemand bekannt. Nun aber kam die Reaktion auf die Erregung infolge der Verhaftung und der ausgestandenen körperlichen und seelischen Pein. Es wurde mir flau, kalter Schweiß brach aus, es wurde finster vor meinen Augen, und schliesslich brach ich in die Knie. Sofort wurde ich aufgehoben und auf ein Bett gelegt, wo ich mich rasch erholt hatte. Nun hatte ich Gelegenheit, mich ordentlich umzusehen.

Die Zelle mass ungefähr 3,20 m in der Länge und 2,80 m in der Breite. An jeder Längswand befand sich ein Doppelbett mit einem Strohsack und so breit, dass es zwei Personen zum Nebeneinanderliegen Platz bot. Es war also insgesamt für acht Personen Liegegelegenheit; ausserdem befand sich noch ein Wasserspülklosett in der Ecke. Das war die ganze Einrichtung. Als Sitzgelegenheit konnten nur die Betten dienen. Doch war der Abstand zwischen der oberen Bettkante des unteren Bettes und der unteren Bettkante des oberen Bettes so gering, dass man beim raschen Aufstehen leicht mit dem Kopf oben anschlug. Das hochgelegene Fenster war natürlich vergittert, jedoch wegen der herrschenden Hitze offen, es ging auf eine Wiese. Wenn sich der Zelle Schritte näherten, musste der Zellenälteste «pozor»¹ rufen, und wenn die Zelle geöffnet wurde, in tschechischer Sprache den jeweiligen Belagstand melden. Das war natürlich keine Kleinigkeit, wenn der Zellenälteste ein Mann war, der nicht ein Wort Tschechisch kannte. Nun mussten alle Zellengenossen beim öffnen der Türe rasch aufspringen, sich mit dem Gesicht zu irgendeiner Wand oder einem Bett stellen und stier vor sich hinsehen. Es wurde mir gleich zu Anfang als Grundprinzip hingestellt, stier vor mich hinzusehen, mag auch was immer hinter meinem Rücken vorgehen. «Und wenn's auch kracht, unbeweglich stehen! Nur reden, wenn man angesprochen wird.» Hielt man sich nicht daran, konnte es Hiebe geben. Es kam oft vor, dass die Tür geöffnet wurde, denn der Belagstand der Zelle wechselte ziemlich oft, indem jemand geholt oder hereingelassen wurde oder sonst ein Grund vorlag. Als ich in die Zelle kam, waren etwa zehn Mann darin. Abends waren wir dann auf 22 angestiegen. Ungefähr 6 Uhr abends gab es Kaffee, für je vier Mann eine Schale. Grund gab mir dazu aus seiner Tasche ein Stück steinharten Brotes; das war alles, was ich seit meinem Morgenfrühstück als Nahrung erhielt.

Etwas später hörte man in anderen Zellen Klatschen und Schreien. Es war klar, dass da wiederum eine Aufnahme-prozedur stattfand. Nun kam auch unsere Zelle dran; es hiess: die Neuen heraus! Ergänzend wurde mit einem Blick auf mich hinzugefügt, dass diejenigen, welche heute schon dran waren, nicht mehr drankommen. Doch war noch nach mir ein Mann hingekommen, der nun an der Reihe gewesen wäre. Der aber fing sofort jämmerlich zu heulen an und bat, ihn zu verschonen, er sei nierenkrank. Der Aufseher, scheinbar ein einigermassen anständiger Tscheche, liess sich erweichen und ging weiter. Das Klatschen und Schreien wurde schwächer, bis es aufhörte. Die abendliche Prozedur ging also nicht im Keller, sondern im Gefängnis selbst vor sich, wodurch sie bei den Neulingen an Schrecken verlor. Grund erkundigte sich bei mir, ob ich auch die Prügel bekommen habe. Als ich bejahte, sagte er, er sei davon erstaunlicherweise verschont geblieben. Er sei scheinbar für etwas Höheres bestimmt. Als ich ihn fragte, welcher Grund wohl dafür vorhanden sein könnte, verwies er darauf, dass er doch durch zwei Monate beim Oberlandesgericht in Leitmeritz Dienst getan und während dieser Zeit auch beim Sondergericht eingesetzt worden sei. Tatsächlich wurde er bald darauf nach Prag transportiert. Die Freiheit hat er nicht mehr erlebt. Er ist im Kerker in Pankrác gestorben.

¹ «Achtung».

Um 20 Uhr wurde das Licht abgelöscht. Bis um 6 Uhr früh hat in allen Zellen Dunkel und Ruhe zu herrschen. Kurz vor dem Ablöschen öffnete Kremlitschka nochmals unsere Zelle und holte die Neuhinzugekommenen. Sie waren zur Abgabe in das Gefängnis des Bezirksgerichtes bestimmt. Dazu hätte eigentlich auch ich gehört, doch sagte er kurz zu mir: «Sie kann ich jetzt nicht brauchen, Sie kommen morgen zum Verhör.» Darüber war grosses Erstaunen. «Seit wann gibt es hier ein Verhör?» fragte Grund. Keiner der Zellengenossen war bisher verhört worden. Dagegen hatten diejenigen, die für Prag bestimmt waren – auch Sparkassendirektor Lawitschka gehörte dazu (weil er mit Karl Hermann Frank verwandt war), ebenso auch Grund- die Verbrecherfrisur bekommen, die darin bestand, dass die Kopfhare kahlgeschoren waren, nur ein schmaler Streifen von hinten nach vorn wurde stehengelassen. Kremlitschka holte also zehn Mann aus der Zelle heraus, so dass über Nacht nur noch zwölf Mann verblieben und acht Mann Gelegenheit hatten zu liegen. Dazu meinte Grund: «So üppig haben wir schon lange nicht geschlafen!» Sonst war nämlich die nächtliche Zellenbelastung immer grösser gewesen. Die restlichen vier Mann mussten auf dem Fussboden schlafen. Als der an Jahren älteste Zellenbewohner konnte ich liegen, obwohl ich eigentlich der «Rängjüngste» war.

Obwohl nach Ablöschen des Lichtes strengste Ruhe herrschen sollte, ging jetzt ein heimliches Leben an, ein Geflüster und Geraune. Jeder wollte von mir etwas Neues wissen. Obwohl ich sagte, dass ich selbst nichts Neues wisse, denn die mannigfachen Gerüchte, die in der Stadt umgehen, seien mir zu wenig glaubhaft, um weitererzählt zu werden, liess man nicht lochet; ich musste auch diese Gerüchte erzählen, tat dies aber mit allem Vorbehalt. Ich erkannte nun, wie sehr sich die Häftlinge, die eine völlig ungewisse Zukunft vor sich sahen, an jeden Hoffnungsschimmer klammerten. Immer wieder wurden Fragen an mich gestellt, die ich zum grossen Teil überhaupt nicht beantworten konnte.

Hin und wieder fiel ich in kurzen Schlummer, aber an richtigen Schlaf war nicht zu denken. Mich sorgte zunächst der Gedanke an meine Frau, die mutterseelenallein in unserer Wohnung war. Wohl hatte ich, als ich früh den Weg zur Polizeidirektion antrat, vorsichtshalber meiner Personalsekretärin, Frau Paula Tirschek, aufgetragen, wenn ich nicht bis 12 Uhr mittags zurück sein sollte, meine Frau zu verständigen, damit sie weiss, wo ich bin. Ich war auch überzeugt, dass Frau Tirschek dies getan hat. Aber meine Frau, die schwer zuckerkrank war, würde sich doch um mich grosse Sorgen machen. Sie konnte ja kein Urteil darüber haben, aus welchem Grunde ich eingesperrt wurde und welches Schicksal mir bevorstand. Es kam ja den Tschechen nicht darauf an, einen Deutschen wegen irgendeiner Bagatelle monatelang in Haft zu behalten. Da konnte es nun auch denkbar sein, dass ich bei der Kost, die die Gefangenen erhielten (für den Tag der Einlieferung gab es überhaupt nichts, dann am Morgen einige Schluck schwarzen Kaffee, mittags eine wässrige Suppe, abends wieder einige Schluck schwarzen Kaffee und für den ganzen Tag eine Scheibe Brot) und bei dem Umstand, dass der Ernährungszustand infolge der Kriegsverpflegung an und für sich schon schlecht war, eine längere Haft überhaupt nicht aushalten würde.

Natürlich beschäftigte mich in der Nacht auch die Bemerkung Kremlicshkas, dass ich zum Verhör komme, sehr stark. Ich dachte an die Möglichkeit, dass auf Grund meiner Aussage nun Amtmann Ochs einvernommen werden solle. Dann konnte ich vielleicht mit baldiger Enthaftung rechnen, vorausgesetzt, dass es den Tschechen wirklich darauf ankäme, die Sachlage zu klären und gemäss der Strafprozessordnung vorzugehen. Ich hielt mir auch die Möglichkeit vor Augen, dass der Bürgermeister, entweder in der Erkenntnis meiner Schuldlosigkeit oder weil man mich im Amte noch brauchte, zu meinen Gunsten bei der Polizei interveniert habe.

Hin und wieder war in der Zelle ein schwacher Lichtschein zu bemerken. Er rührte daher, dass irgendein unentwegter Raucher unter den Häftlingen sich eine Zigarette, die er sich irgendwie zu verschaffen gewusst hatte, angezündet hatte, um einige Züge zu machen. Um die Luft in der Zelle vom Zigarettenrauch freizuhalten, legte sich der Raucher zum Klosett und blies den Rauch direkt in die Schale.

So graute langsam der neue Tag heran. Um 6 Uhr früh wurde aufgestanden und die Zelle gereinigt, sodann der Kaffee verteilt. Mit einem Male höre ich auf dem Gang des Gefängnisses meinen Namen laut rufen. «Hier», antworte ich, nicht achtend, dass ich nach der Vorschrift mit «zde» hätte antworten müssen. Meine Zellengenossen machten mich auf diesen faux pas aufmerksam, ich aber in meiner Erregung achtete nicht darauf. Ich glaubte, ich werde schon zum Verhör geführt, obwohl es noch früh am Morgen war. Da öffnet sich auch schon die Tür meiner Zelle, und ich sehe Dr. Visa vor mir, der mich aus der Zelle herausholt und mir die Freiheit wiedergibt. Aber ich hatte ja noch meine Sachen zurückzufordern, die ich gestern mit hatte, meine Aktentasche, meinen Regenschirm und sonstige Sachen, die mir abgenommen worden waren. Ungeduldig verlange ich vom Aufseher meine Sachen zurück. Der, sehr erstaunt, auf so ungewohnte Weise einen Patienten loszuwerden, macht mich – ungewöhnlich höflich – aufmerksam, dass die Amtsstunden noch nicht begonnen haben und ich bis ½ 8 Uhr warten müsse. Trotzdem diese Zeit noch nicht herangekommen war, wurde mir doch plötzlich alles zurückgegeben, ja noch mehr, einen zusammengerollten Mantel wollte man mir auch geben, den ich aber ablehnen musste, da er nicht mir gehörte.

Auf der Strasse angelangt, fragte mich Dr. Visa: «Was haben Sie da für Dummheiten gemacht?» Ich sagte ihm, ich selbst habe keine Dummheit gemacht, denn der Auftrag an die Kindergärtnerin, den Kindergarten wieder aufzunehmen, sei nicht von mir erteilt worden, sondern vom Amtmann Ochs auf Grund der Genehmigung des Bürgermeisters Fejfer. Darauf erwiderte Dr. Visa, dass Fejfer nichts wie Dummheiten gemacht habe. Später hat mir auch Dr. Mixa bestätigt, dass Ing. Fejfer Schuld an meiner Verhaftung trug, doch hielt er es nicht für notwendig, sein Bedauern auszusprechen, da ich durch seinen Vorgänger in diese Situation geraten sei. Übrigens hat mir in einer anderen Angelegenheit, in der ich mich ebenfalls auf die Genehmigung des Ing. Fejfer berufen hatte, Dr. Visa gesagt: «Alle Verfügungen und Bewilligungen von Ing. Fejfer können Sie als widerrufen betrachten, der Mann hat nichts als Dummheiten gemacht.»

Weitergehend sagte mir Dr. Visa, ich möge mich nun ausschlafen und erst nachmittags wieder zum Dienst kommen. Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Rasch eilte ich nach Hause, wo ich von meiner Frau mit einem Jubelruf empfangen wurde. Ich nahm zunächst ein ordentliches Frühstück ein und legte mich ins Bett. Bei diesem Anlass betrachtete ich meine von den Tschechen so arg misshandelte Hinterfront und fand, dass sie den Gesässschwien, die man bei gewissen Affenarten im zoologischen Garten zu bewundern Gelegenheit hat, sehr ähnlich war. Leider hatte ich keinen Photoapparat zur Hand, um dieses Bild der Nachwelt zu überliefern. Nachmittags erschien ich zur Freude meiner Leute wieder im Büro. Hier erfuhr ich, dass sich Frau Tirscek grosses Verdienst um meine Befreiung erworben hatte. Sie war nämlich, als ich nicht mehr zurückkam, am Nachmittag zu Dr. Mixa gegangen und hatte ihm von meiner Verhaftung Mitteilung gemacht, die aber scheinbar wenig Eindruck auf ihn gemacht hat. darauf ging Frau Tirscek zu Dr. Visa und liess nicht locker, bis er ihr das Versprechen gab, sich für meine Freilassung einzusetzen. Dr. Visa hielt sein Wort, und zwei Tage später wurde auch die Kindergärtnerin, an der man auch die Aufnahme-prozedur vollzogen hatte, wieder auf freien Fuss gesetzt.

Am 3. Juli 1945 konnten Stadtkämmerer Dr. K. und Amtmann Ochs, die beide 'aus dem Altreich nach Karlsbad gekommen waren, mit ihren Möbeln und Sachen per Lastauto über die Grenze fahren. Dr. K. hatte rasch seine früher so betonten Parteiverdienste als unnützen Ballast abgeworfen, doch war er dann in Bayern einige Zeit in Haft.

Vom 6. bis 11. Juli hatten wir eine fünfköpfige Letten-Familie (der Mann war von Beruf Förster) bei uns in Quartier. Sie gingen dann mit einem für Lettland bestimmten Transport ab. Sie haben sich bei uns durchaus anständig verhalten, wir hätten sie gerne länger behalten, um durch sie einen Schutz für unsere Wohnung zu haben.

Am 31. Juli verlor die Reichsmark in der Tschechoslowakei ihre Geltung. Dass die Tschechen den Umtausch in Tschechenkronen wieder zum Anlass nehmen würden, einen Teil der Barschaft einzubehalten, hat uns nicht überrascht, wir waren so etwas schon von der ersten tschechischen Währungsreform gewohnt.

Am gleichen Tage vormittags wurde ich in der Egerstrasse von einem Mann der SNB geschnappt und in den Keller des Hauses «Fischerhof» geführt, wo ich Holz hacken musste. Nach einer Viertelstunde wurde ich auf Grund meines von der «Mistni spravni komise» ausgestellten Schutzscheines wieder entlassen.

Am 2.8.1945 wurde die Konferenz von Potsdam beendet. Aus den Mitteilungen der tschechischen Blätter wurde man nicht recht klug, andere Nachrichtenquellen standen uns nicht zur Verfügung. Es ist daher kein Wunder, wenn die tollsten Gerüchte in Umlauf kamen und sich auch Leute fanden, die ihnen Glauben schenkten. Es gab aber auch Gerüchte, die an sich nicht den Stempel der Unglaubwürdigkeit trugen, weil sie mit gewissen zweifellos vorhandenen Anzeichen und Beobachtungen in Einklang zu stehen schienen und mit ganz festen Terminen operierten, Gerüchte, die man gerne glaubte, weil sie uns einen Hoffnungsschimmer lieferten. Diese Gerüchte gingen wohl von einer

einheitlichen Stelle aus, wurden planmässig gesteuert und durch eine gutwirkende Flüsterpropaganda verbreitet. Da diese Gerüchte immer von mehreren Seiten bestätigt wurden, fanden sie schliesslich auch bei solchen Leuten Glauben, die nicht auf jedes Geschwätz hereinfielen.

Diese bestimmt auftretenden Gerüchte gingen im Wesentlichen dahin, dass unser Gebiet zur amerikanischen Besatzungszone gehöre und die Russen es räumen müssten. Ferner sollen 17 politische Bezirke Westböhmens mit einem Flächeninhalt von rund 8'000 qkm von der Tschechei abgetrennt werden. Bezüglich des weiteren Schicksals dieses Gebietes, dessen Ostgrenze östlich von St. Joachimsthal und östlich von Karlsbad verlaufen sollte, gingen zwei Versionen. Einmal, dass es den Bayern zugesprochen werden sollte, da diesen unbedingt ein Kohlengebiet überlassen werden müsse, das andere Mal, dass die Engländer und Amerikaner das westböhmische Bädergebiet selbst zur Ausbeutung übernehmen wollten, weshalb es mit einer gewissen Autonomie ausgestattet werden solle. Als Termin der Übernahme dieses Gebietes wurde ursprünglich der 1. August genannt. Als dieser Tag verstrich, ohne dass sich etwas rührte, hiess es, die Alliierten hätten den Tschechen einen einmonatlichen Räumungsaufschub bewilligt. Als aber auch der 1. September 1945 verstrichen war und wiederum sich nichts rührte, verloren diese Gerüchte bei den einsichtigeren Leuten an Glauben¹. Die Bevölkerung begann sich nunmehr ernstlich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass die Heimat fürs erste aufgegeben werden müsse. Zweifellos war es ja allerdings, dass die Tschechen selbst noch nicht sicher waren, dass sie nicht so auftraten, wie sie aufgetreten wären, wenn sie die alten Grenzen des Staates schon in der Tasche hätten. Ich habe selbst einmal gehört, wie Dr. Visa bei einem Telefongespräch gesagt hat: «Wie kann man denn so etwas tun, wenn wir nicht wissen, ob wir dableiben.» Auch der Verwalter unseres Hauses, mit dem ich öfters zusammenkam, äusserte sich mehrmals, es könne noch ganz anders kommen, es sei möglich, dass die Tschechen das deutsche Gebiet wieder räumen müssen u. dgl. Gerade dieses Schwanken im Verhalten der Tschechen gab den erwähnten Gerüchten immer einen geeigneten Nährboden. Dazu kommt noch die Tatsache, dass auch die Russen auf die Tschechen schlecht zu sprechen waren und ihnen ihre politischen Erfolge nicht gönnten, weil die Tschechen sie sich nicht durch ihre Teilnahme am Kriege verdient haben. Ein russischer Offizier, der bei mir einquartiert war, sprach sich uns gegenüber äusserst abfällig über die Tschechen aus.

Als durch den am 12. 9. 1944 erfolgten Bombenangriff auf Karlsbad und Fischern auch das Rathaus in Fischern, in welchem ich mein Büro hatte, schwer beschädigt worden war und mein Büro wegen Beschädigung des Stiegenaufganges nicht mehr benutzbar war, liess ich mir im Standesamt, das im Haus «Goldener Schlüssel» in der Mühlbrunnstrasse untergebracht war, zwei Räume freimachen und verlegte dorthin mein Büro, was ja deswegen sehr zweckmässig [war], weil mir im Rahmen meines Wirkungskreises auch die Aufsicht über das Standesamt zustand. Der Standesbeamte, Stadtober-

¹ Diese Gerüchte waren im westlichen Sudetenland weit verbreitet, vgl. Bericht Nr. 100 a, S. 467 mit Anmerkung, Bericht Nr. 126, S. 606, und Einleitende Darstellung, S. 48 f.

inspektor Alois Küffner, sprach nach Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen bei Ing. Fejfer vor und erbat sich von ihm Instruktionen über die Fortführung der Amtsgeschäfte. Ing. Fejfer trug ihm auf, das Amt nach den bisherigen Vorschriften unverändert weiterzuführen, nur dürften die Hitlerschen Rassegesetze nicht mehr zur Anwendung kommen. Auch ich sprach mit Ing. Fejfer über Angelegenheiten des Standesamtes. Hierbei erwähnte ich auch, dass die bisher gebrauchte tschechische Übersetzung für Standesamt «stavovský úřad» meiner Meinung nach verfehlt sei, denn Standesamt und ständisches Amt seien verschiedene Begriffe. Da dem Standesamt vorwiegend die Matrikenführung zustehe, würde ich die Bezeichnung «matricní úřad» für zweckmässiger halten. Ing. Fejfer stimmte mir zu und gab sofort die Anordnung, die Änderung der Bezeichnung durchzuführen. Jedenfalls wusste und billigte er die Fortführung der Tätigkeit des Standesamtes. Da uns keine Gesetzesblätter zur Verfügung standen, wussten wir auch nicht, ob in der neuen CSR irgendwelche Änderungen betreffend die Eheschliessung und die Führung der Personenstandsurkunden getroffen worden seien. Gelegenheit einer Besprechung mit Dr. Visa kam ich auch auf die Tätigkeit des Standesamtes zu sprechen. Er fragte, ob nicht etwa das Standesamt noch Eheschliessungen vornehme. Ich entgegnete, das sei allerdings der Fall und bezog mich auf die Anordnungen des Ing. Fejfer. Dr. Visa wurde sehr ärgerlich und ordnete an, dass das Standesamt sofort aufzuhören habe, Eheschliessungen vorzunehmen. Den Eheleuten, deren Ehe nach dem 8. Mai 1945 noch durch das Standesamt vollzogen worden sei, sei nahezulegen, die kirchliche Trauung oder die Trauung durch die politische Behörde nachzuholen, da die Gültigkeit der standesamtlichen Trauung zweifelhaft sei. Im weiteren Verlauf meines Gespräches mit Dr. Visa kam ich auch auf den territorialen Umfang der jetzigen Stadt Karlsbad zu sprechen, und Dr. Visa nahm den Standpunkt ein, dass sowohl die im Dritten Reich vollzogene Eingemeindung der Nachbargemeinden wie auch die Erhebung der Stadt Karlsbad auf die Ebene des Kreises von den Tschechen als nicht geschehen betrachtet werde. Es war also Karlsbad auf die alten Grenzen von 1938 zurückgeführt und wieder unter die Aufsicht der Bezirksinstanz, d. i. der «Okresní správní komise» gestellt.

Visa berichtete bezüglich der Tätigkeit des Standesamtes an die «Okresní správní komise», und am 24. Juli 1945 erschienen zwei Polizisten über Auftrag der OSK und versiegelten das Standesamt. Die Angestellten des Standesamtes wurden bis auf Weiteres beurlaubt mit der Weisung, sich für den Bedarfsfall zur Verfügung zu halten. Bei Übernahme des Standesamtes fanden die Polizeibeamten in einem Schrank auch die grosse, für den Trauungssaal bestimmte Hitlerbüste. Über Frage der Polizisten, warum er die Büste nicht abgeliefert habe, entgegnete Küffner, er habe seinerzeit den Stadtkämmerer Dr. K. gefragt, was mit der Büste geschehen soll, und Dr. K. habe ihm gesagt, er solle sie vorläufig irgendwo versteckt halten. Küffner wurde nach Abschluss der Amtshandlung von den Polizisten auf die Polizei bestellt, dort schwer misshandelt und eingesperrt. Er war wohl ungefähr ein halbes Jahr in Haft, bevor man ihn wieder auf freien Fuss setzte. Ende August ungefähr wurde das Standesamt endgültig aufgelöst, die Bücher und Urkunden wurden in das Regierungsgebäude geschafft, wo die «Okresní

spravni komise» amtierte. Da noch ziemlich viel Rückstände aufzuarbeiten waren, wurde der stellvertretende Landesbeamte, Stadtinspektor Wenzl Schröder, der OSK zugeteilt.

Aus meinen Gesprächen mit Dr. Visa ergab sich für mich die Erkenntnis, dass die in Kaschau wiederbegründete Tschechoslowakei an den Stand anknüpfte, den die Rechtsordnung bis 30. 9. 1938 erreicht hatte, d.h. also, dass die Tschechen die Geschichte um 6½ Jahre zurückdrehten. Aus einem «Amtsblatt der tschechoslowakischen Republik» von 1945, das mir Dr. Visa zu lesen gab, das ich aber nur flüchtig durchsehen konnte, entnahm ich, dass die Tschechen die Geschichtsauffassung von der Kontinuität ihre Staates vertraten. Die Tatsache, dass während der Zeit von März 1939 bis zur Kaschauer Neugründung ein tschechischer Staat als unabhängiges Staatsgebilde überhaupt nicht existiert hat, wurde von ihnen ignoriert. Sie betrachteten diese Zeit als die «Zeit der Unfreiheit», während welcher die Ausübung der Souveränitätsrechte auf eigenem Staatsgebiet gewissermassen ruhte, wie dies etwa bei Belgien während der deutschen Besetzung im ersten Weltkrieg und bei einigen Staaten im zweiten Weltkrieg der Fall war. Die Tschechen stellten nun den Grundsatz auf, dass alle Gesetze und Verordnungen sowie alle während dieser Zeit auf Grund dieser Gesetze und Verordnungen getroffenen Verfügungen nichtig seien, es sei denn, dass sie ausdrücklich von der neuen tschechischen Regierung als Produkt ihrer eigenen Gesetzgebung übernommen wurden¹.

Am 12. August kam ein russischer Hauptmann und wollte bei uns einquartiert werden. Da nach dem damaligen Stand der Dinge Widerspruch nicht viel Zweck gehabt hätte, der Mann einen guten Eindruck machte und wir uns von seiner Anwesenheit eher einen Schutz gegen die Tschechen, unter Umständen auch noch andere Vorteile versprechen konnten, nahmen wir ihn auf. Allerdings passte es uns wenig, dass er ein Frauenzimmer mitbrachte, das keineswegs sehr sympathisch aussah. Der Hauptmann war öfters über Land und blieb dann einige Tage aus. War er zu Hause, so empfing er oft Besuch von anderen Offizieren; solche kamen aber auch in seiner Abwesenheit zu seiner Freundin. Einmal kamen in Abwesenheit des Hauptmanns spät abends – wir lagen schon im Bett – drei russische Offiziere. Ich musste ihnen aufmachen und ihnen dann auch Gesellschaft leisten. Sie brachten Schnaps, Brot und Wurst mit. Sie verabreichten mir auch Brot mit Butter und Wurst, was meinem Magen eine ganz angenehme Abwechslung war. Weniger passte es mir, dass ich auch von ihrem Schnaps trinken musste, der reiner «Sprit» war, gegen den mein Magen heftig revoltierte. Eines Tages ging der Hauptmann wieder über Land und liess seine Freundin, eine ehemalige Ostarbeiterin, zurück. Tags darauf war diese ausgerückt, nachdem sie den Kleiderschrank meiner Frau, der im Vorzimmer stand, gründlich ausgeräumt hatte. Es war anzunehmen, dass sie dabei eine Helferin hatte, der sie vom Fenster aus die Sachen herunterwarf, denn es war unmöglich, alle Dinge, die sie hatte mitgehen lassen, in zwei Armen herunterzuschaffen. Die ganze Sache muss sich in der Nacht zugetragen haben, als wir schliefen. Aber wir waren froh, sie los-

¹ vgl. hierzu auch Einleitende Darstellung, S. 74.

zusein, es war ein ungutes Frauenzimmer, und wir hatten den Eindruck, dass unser Hauptmann sich verzogen hatte, weil auch er sie lossein wollte.

In der Zeit vor dem Umsturz, als Karlsbad mit Flüchtlingen überschwemmt wurde, war auch uns eine Frau mit Kind aus Dortmund – sie kam allerdings aus Gablonz, wohin sie zuerst evakuiert worden war – zugewiesen worden. Am 22.6.1945 waren Mutter mit Kind mit einem nach Deutschland gehenden Transport abgegangen. Sie hatten bei uns eine grosse Kiste mit unbekanntem Inhalt zurückgelassen, die wir in unserem Keller verwahrten. Auf Grund einer «vyhlaska»¹, nach welcher alles von den Flüchtlingen zurückgelassene Gepäck anzumelden sei, habe ich am 2.8.1945 der MSK angezeigt, dass Frau Anni Wenschlau aus Dortmund eine Kiste bei mir deponiert habe. Am 16. August kam ein Polizist zu uns», liess sich die Kiste zeigen, brach sie auf und durchsuchte ihren Inhalt. Zwei Tage später wurde sie von der Polizei abgeholt. Ob die Frau jemals von ihrem Eigentum etwas wiedergesehen hat, möchten wir bezweifeln. Wir haben jedenfalls auch von Mutter und Tochter, nichts mehr wiedergesehen. Der Mann, ein Musiker, war vermisst, und Frau Wenschlau sagte, sie wolle zu ihrem Bruder nach Amerika gehen.

Eines Tages wurde mir gesagt, die Tschechen anerkennen die von der Stadt ausgegebenen Schutzscheine für die Wohnung nicht mehr, die Schutzscheine könnten nur noch vom Arbeitsamt ausgestellt werden. Daher liess ich mir am 22. August vom Leiter des Arbeitsamtes, Ing. Mozner, einen Schutzschein ausstellen. Dieser kam gerade zur rechten Zeit, denn am selben Tage kam eine Kommission des Wohnungsamtes zu uns, besichtigte unsere Wohnung, zog aber wieder ab, als sie meinen Schutzschein sah.

Zwei Tage darauf, am 24. August, wurde unsere Strasse, die Morgenzeile, früh abgeriegelt und ausgeräumt. Nun musste eine Partei nach der anderen aus dem Hause Augarten heraus. Schliesslich blieben wir, meine Frau und ich, als fast einzige deutsche Partei im Hause, unter und neben uns ausschliesslich Tschechen. Die einzige deutsche Oase ausser uns bildete die Parterrewohnung links vom Hauseingang, wo der Lackierer Paul de Witte (Bruder des bekannten sozialdemokratischen Abgeordneten Eugen de Witte) mit Tochter und Schwiegersohn wohnte. Auch Rödlbachs waren aus der Wohnung geflogen. Da der Mann – ehemals Leiter des städt. Wohnungsamtes – sich in Haft befand, nahmen wir seine Frau mit Tochter und Enkelin bei uns auf. Für die Wohnung Kallina wollte sich lange keine Partei finden. Endlich zog ein Architekt Franek mit seiner jungen Frau, einem kleinen Kind und seinen Eltern ein. Er wurde später der Leiter des städtischen Archives. Es waren ganz ungängliche Leute, während wir mit den übrigen neuen Hausgenossen keinen Kontakt hatten.

Auch im Amt wurde es immer unbehaglicher. Ich sass dort allein mit meiner Sekretärin FrauTirschek. Zu tun gab es fast gar nichts, so dass ich von Tag zu Tag befürchten musste, auch entlassen zu werden. Mein Bestreben war es, mich wenigstens noch über die Wintermonate zu halten und mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit – legal oder illegal – das ungastlich gewordene Karlsbad zu verlassen. So suchte ich mir eine Arbeit, von

¹ Kundmachung.

der ich mir einen Schutz meines Arbeitsplatzes und meiner Wohnung erwarten konnte.

Bei einer jahrelangen Bearbeitung der gewerblichen Angelegenheiten, die auch zu meinem Arbeitsgebiet gehörte, hatte ich an zahlreichen gewerbebehördlichen Kommissionen teilzunehmen, bei denen es sich um industrielle oder Bergbauanlagen handelte, die in den benachbarten Gemeinden errichtet oder erweitert werden sollten. Hier war von den Vertretern der Stadt Karlsbad vor allem vom Standpunkt des Schutzes unserer Heilquellen Stellung zu nehmen. Das Eindringen in die Tiefe der Erdkruste, wie es beim Bergbau und beim Abbau von Kaolin unvermeidlich war, und die gewaltigen Erschütterungen, die industrielle Anlagen oft verursachten, bildeten stets eine Gefahr für den Bestand und die Ergiebigkeit unserer Quellen, deren Speisungsgebiet man allenfalls vermuten, aber nie mit Sicherheit feststellen kann. Ich bekam mit der Zeit immer mehr Einblick in das Wesen des Quellenschutzes und seine rechtlichen Grundlagen, die mich sehr interessierten. Als dann in den dreissiger Jahren der Zentralverband der csł. Bäder und Mineralquellen in Prag einen Gesetzentwurf zum Schutze der Heilquellen ausarbeiten liess, wurden in die mit dieser Arbeit beauftragte Kommission auch meine Kollegen Amtsdirektor Dr. Josef Keller und Professor Dr. Robert Kampe, der eine als juristischer, der andere als technischer Experte berufen. Die Kommission tagte viele Wochen lang, und Dr. Keller besprach oft mit mir die in der Kommission gerade zur Debatte stehenden Fragen, was meine Einsicht in die Dinge vertiefte. Als dann Dr. Keller erkrankte und in den Ruhestand treten musste, war zwar die Arbeit der Kommission im Wesentlichen schon beendet, doch musste ich dann das Referat des Quellenschutzes übernehmen, was sehr wichtig war, weil Dr. Kampe bald danach aus dem städtischen Dienst ausschied, um die Leitung des preussischen Quellenschutzamtes in Bad Ems zu übernehmen.

Auch nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das Reich gab es wichtige Quellenschutzfragen zu bearbeiten. Die Akademie für Deutsches Recht arbeitete den Entwurf eines Reichswassergesetzes aus, und das Reichspropagandaministerium stellte den Entwurf eines Gesetzes zum Schutze der Heilquellen zur Debatte. Da war es meine Aufgabe, zwei Denkschriften auszuarbeiten, in welchen der Standpunkt unserer westböhmisches Kurorte zu den beiden erwähnten Gesetzentwürfen niedergelegt wurde. Diese Arbeit leistete ich gemeinsam mit Dr. Kampe, der sich trotz seiner Übersiedlung nach Bad Ems für solche Fragen der Stadt Karlsbad noch zur Verfügung gestellt hatte. Nun stiess ich im September 1945, als ich ein tschechisches Werk über Wasserrecht [suchte], das sich in der von mir verwalteten Bücherei des städt. Rechtsamtes befand, auf eine Verordnung, die die Protektoratsregierung über den Schutz der Heilquellen erlassen hatte. Diese erregte natürlich mein besonderes Interesse. Der Gesetzentwurf, den die Kommission des Zentralverbandes der csł. Mineralquellen ausgearbeitet hatte, war im Schreibtisch irgendeines Ministers liegengeblieben. Dort grub ihn die Protektoratsregierung aus. Sie arbeitete ihn etwas um und erliess damit ihre natürlich auf das Protektoratsgebiet beschränkte Verordnung. Ich beschloss nun, eine die ganze Materie umfassende Abhandlung zu schreiben und in derselben nicht nur die ganze geschichtliche Entwicklung

des Heilquellenschutzes und meine Kenntnisse und Erfahrungen über technische Seiten des Quellenschutzes (Wesen und Verhalten der Quellen etc.) zu behandeln, sondern namentlich auch die Verordnung der Protektoratsregierung kritisch zu betrachten. Es kam mir dabei zugute, dass ich die städtischen Akten über den Quellenschutz und allerhand Fachliteratur zur Verfügung hatte. Ich stürzte mich nun mit Feuereifer auf diese Arbeit, von deren Inangriffnahme ich auch Dr. Mixa und Dr. Visa verständigte, denn hier sah ich einige Möglichkeit, in meinem Amt zu überwintern. Nun hatte ich im Büro keine Langeweile mehr, meine Arbeit nahm mein ganzes Interesse derart in Anspruch, dass die Konturen meiner Arbeit nicht nur in Gedanken, sondern auch auf dem Papier mehr und mehr Gestalt bekamen.

Inzwischen kam mir zur Kenntnis, dass auch die allgemeinen vom Arbeitsamt ausgestellten (weissen) Schutzscheine kein verlässlicher Schutz mehr seien; nur die von Ing. Mozner persönlich ausgestellten roten Schutzscheine würden von der Wohnungskommission noch anerkannt. Ich bewarb mich um einen solchen und erhielt ihn am 10. Oktober 1945 ausgestellt.

Am 27. Oktober 1945 erschien wieder einmal eine Wohnungskommission in unserem Hause. Zuerst kam sie zu Frau Melzer, der Gattin des im Felde stehenden Regierungsrates Dr. Melzer (bisher Vorsteher des Finanzamtes), die einen Stock unter uns wohnte und in ihrer Ratlosigkeit einen grossen Sack mit Aussteuer ihrer Tochter und andere Sachen zu uns in die Wohnung schaffte, obwohl wir sie dringend baten, uns nicht mit hineinzuziehen, sie würde sich nichts nützen, uns aber nur schaden. Aber sie liess einfach die Sachen in unserer Wohnung und rannte wieder hinunter. Dann kam die Kommission zu uns. Der sie begleitende Polizist las den Schutzschein durch und sagte, die Sache sei in Ordnung, worauf die Kommission wieder abzog. Wir atmeten auf. Aber wenige Minuten später kam die Kommission wieder, jedoch ohne Polizisten, und ihr Führer forderte uns auf, die Wohnung unter Mitnahme der notwendigsten Lebensbedürfnisse sofort zu verlassen. Es wurde uns zur Begründung vorgeworfen, dass wir von Frau Melzer Sachen übernommen und eine aus ihrer Wohnung exmittierte Partei (nämlich Frau Rödlbach) widerrechtlich in unsere Wohnung aufgenommen haben. Alle Gegenvorstellungen waren vergeblich, wir mussten heraus. Die Wohnung wurde hinter uns versiegelt, wir hatten nur wenig bergen können. Doch war uns eine gute Ersatzwohnung zugesagt worden, weshalb wir uns im Wohnungsamt im Café «Alberthof» melden sollten. Ich ging dorthin, während meine Frau bei den herausgebrachten Sachen blieb. Ich erhielt zur Antwort, dass eine Ersatzwohnung für uns nicht vorhanden sei. Ich zeigte dem Beamten dort meinen Schutzschein, worauf derselbe meinte, auf Grund dieses Schutzscheines könne ich die Herausgabe der Schlüssel verlangen, doch könne dies nur auf der Hauptstelle des Wohnungsamtes im Hause «Deutsches Haus» (Alte Wiese) geschehen. Als ich dorthin kam, war das Wohnungsamt schon geschlossen, weil es inzwischen 12 Uhr geworden war. Erst um 14 Uhr, wurde mir gesagt, könne ich wieder vorsehen. Zu Mittag assen wir bei der Familie de Witte-Kandler. Dann ging's wieder ins Wohnungsamt. Auch dort wurde mir gesagt, auf Grund des Schutzscheines müssten wir die Schlüssel wiederbekommen, doch seien diese von der Kommission noch nicht abgegeben worden, ich müsste mich also bis zum nächsten Tage kümmern.

Ich wollte aber nicht so lange warten, sondern bat den Beamten, mir die schriftliche Erlaubnis zu geben, dass ich die Wohnung durch einen Schlosser öffnen lassen kann. Zu meinem grossen Erstaunen erhielt ich auch diese Bescheinigung. Ich brauchte jedoch keinen Schlosser, da ich noch meinen eigenen Wohnungsschlüssel in meiner Tasche hatte. Wir gingen also wieder hinauf zu unserer Wohnung, lösten das Siegel ab, sperrten auf, holten unsere Sachen herein und waren wieder in unserer Wohnung. Wie lange aber noch? Es war anzunehmen, dass der Leiter des Wohnungsamtes bzw. der Kommission, die mich aus der Wohnung entfernt hatte, sich das nicht so einfach gefallen lassen werde und es für ihn eine Prestigefrage sein werde, uns wieder herauszubringen. Wir waren wohl zu Hause, sassen aber wie auf einem Vulkan.

Übrigens hatte beim Ausräumen unserer Wohnung ein Koffer, der zu unserer geretteten Habe gehörte, versehentlich Platz auf einem Auto gefunden, das die Melzerschen Sachen ins Magazin des Wohnungsamtes schaffen sollte. Als wir dies bemerkten, war das Auto schon weg. Da meine Frau in diesem Koffer ihr Insulin verwahrt hatte, das für sie lebensnotwendig war, mussten wir ihm nachjagen. Der Beamte des Wohnungsamtes, mit dem wir verhandelt hatten, hatte die Schlüssel zum Magazin nicht und bestellte uns für den nächsten Tag hin. Er meinte treuherzig, er sei auch zuckerkrank und habe Verständnis für unsere Situation. Also am nächsten Tag wieder zum Wohnungsamt auf die Alte Wiese. Gemeinsam mit dem Beamten durchstöberten wir das Magazin, bis der irrgelaufene Koffer gefunden war. Nun wollten wir aber auch die abgelieferten Schlüssel wiederhaben. Auf der Jagd nach denselben liefen wir ausgerechnet dem Mann in die Hände, der uns tags zuvor aus der Wohnung getrieben hatte. Dieser meinte, als er unser ansichtig wurde: «Ach, Sie kommen wegen der Ersatzwohnung?» Da sagte ich trocken: «Wir brauchen keine, wir sind wieder in unserer alten Wohnung.» Er schäumte vor Wut, die sich nun auch gegen den Beamten wendete, der mir die Bescheinigung zur Rückkehr in unsere Wohnung gegeben hatte. Er erklärte, wir müssten unter allen Umständen aus der Wohnung heraus, er lasse sich das nicht gefallen, und stürmte fort, wahrscheinlich, um sich zu uns zu begeben. Ich ging nun mit meiner Frau zum Bürgermeisteramt. Dr. Mixa war noch nicht anwesend, also wandten wir uns an Amtsdirektor Dr. Grohmann – früher Amtsdirektor der Stadt Laun –, der uns anhörte und dann erklärte, er werde selbst die Wohnung besichtigen, dem Bürgermeister referieren, und seine Entscheidung werde dann verbindlich sein. Wir gingen nun eilends nach Hause, um den Besuch Dr. Grohmanns nicht zu versäumen, der inzwischen mit dem Leiter der Wohnungskommission im Auto bei uns eingetroffen war. Unter unserer Beteiligung besichtigte er dann die Wohnung. Um ein Uhr bestellte er mich dann zu sich ins Büro, um die Entscheidung des Bürgermeisters entgegenzunehmen. Als ich zur festgesetzten Zeit wieder ins Büro zu Dr. Grohmann kam, referierte er gerade dem Bürgermeister. Er erwähnte den schlechten Zustand der Wohnung – dieselbe war bei dem Bombenangriff am 12.9.1944, bei dem das Nachbarhaus einen Volltreffer bekommen hatte, stark beschädigt worden –, die mit grösseren Kosten adaptiert werden müsste, um für einen Tschechen bewohnbar gemacht

zu werden, erwähnte auch, dass wir Sachen von der Melzer in der Wohnung hatten und die Familie Rödlbach bei uns Aufnahme gefunden hatte. Damit aber waren wir schon ins Unrecht gesetzt, obwohl das Referat des Amtsdirektors ganz sachlich und objektiv war. Als nun Dr. Grohmann erwähnte, dass der Leiter der Wohnungskommission ihm erklärt habe, wir würden eine aus Küche und Zimmer bestehende Ersatzwohnung bekommen, war für Dr. Mixa die Sache erledigt. Er hatte keine Lust, sich irgendwie für uns zu exponieren. Da Dr. Grohmann meinte, bis zur Bereitstellung der Ersatzwohnung könnten wir in unserer alten Wohnung verbleiben, glaubte ich immerhin wenigstens einen bescheidenen Erfolg und einen kleinen Aufschub erzielt zu haben.

Die nächsten Tage waren eine wahre Nervenprobe. Dauern kamen Kommissionen: die einen sagten, wir können bleiben, die anderen verhiessen das Gegenteil. Schliesslich blieben die Kommissionen aus und wir in der Wohnung. Wir fühlten uns aber in der Rolle des Siegers nicht sehr wohl.

Auch im Amt war es unbehaglich. Die Räume des Standesamtes hatte inzwischen eine tschechische Propagandastelle bezogen, mit der wir zwar fast gar nicht zusammenkamen, von der wir aber doch zweifellos beschnüffelt wurden.

Inzwischen kam der Winter heran und mit ihm die Beheizungsfrage. Privat hatten wir durch Rödlbachs eine grosse Fuhre Briketts bekommen und waren mit Heizmaterial versorgt. Im Amt dagegen hatte es das Bauamt unterlassen, uns Kohle zuzuführen. Da alle meine Vorstellungen keinen Erfolg hatten, mussten wir im strengsten Winter – ich glaube, es war gerade um Weihnachten herum – fast drei Wochen in ungeheizten Räumen zubringen. Frau Tirschek machte es sich bequem, sie meldete sich krank. Ich aber traute mich nicht, ein gleiches zu tun, aus Angst, an die Luft gesetzt zu werden. So harpte ich denn aus, bis es endlich auch mir gelang, für das Amt mit Kohle versorgt zu werden. Aber auch in der Kälte liess mich meine Arbeit nicht aus, und wenn ich schon wegen der klammen Finger nicht auf der Maschine schreiben konnte, so konnte ich doch die nächsten Kapitel im Geiste vorbereiten.

Am 1. November 1945 gab es wieder einen Währungswechsel. War am 1.8.1945 die Reichsmark zum Kurs 1 :10 in Tschechenkronen (K) umgetauscht worden (pro Person erhielten wir Deutschen höchstens 90 RM umgetauscht), so wurden am 1.11.1945 die K in Kės zum Kurse 1 : 1 umgetauscht. Es ist interessant zu verfolgen, welche Kronenwährungen wir nun schon kennengelernt haben:

K	= die österreichische Goldkrone	1892–1919
Kč	= die tschechoslowakische Krone	1919–1945
K	= die Protektoratskrone	1939–1945
Ks	= die slowakische Krone	1939–1945
Kes	= die neue tschechoslowakische Krone	1945–

Beim Umtausch der K in Kės konnten pro Person nur 500 K umgetauscht werden, der Rest war auf gebundene Einlage zu erlegen. Auch die auf RM lautenden Spareinlagen und Bankkonten galten ebenfalls als gebundene Einlagen, über die nur mit Bewilligung des Finanzministeriums verfügt werden durfte.

Am 18. Dezember erschien wieder einmal eine Wohnungskommission, zog aber wieder ab, da unser Schutzschein bis Ende Dezember gültig war, sie machte aber aufmerksam, dass sie am 2. Jänner 1946 wiederkommen werde. Ich konnte mir zwar gleich am nächsten Tage einen neuen Schutzschein besorgen, der bis 31. März 1946 gültig war, doch hatten wir keine sorglosen Weihnachten.

Da der Insulinvorrat meiner Frau zu Ende ging, fragte ich Dr. Mixa, was ich unternehmen müsse, um weiteres Insulin zu erhalten. Er bekannte sich selbst als Diabetiker und verwies meine Frau an den Amtsarzt Dr. Jezek. An diesen wandte sich nun meine Frau, um eine Anweisung für Insulin und eine Lebensmittelzubusse zu erhalten. Sie wurde ausnahmsweise freundlich aufgenommen und erhielt beides.

Den Heiligen Abend und Silvester verbrachten wir mit der Familie Rödlbach-Knedel zusammen in recht guter Stimmung, wenn auch nicht ausgelassen, denn dazu lag kein Anlass vor. So zog das Jahr 1946 herauf. Der 2. Jänner verging, ohne dass sich eine Wohnungskommission hatte blicken lassen, es war vielleicht nur ein Schreckschuss gewesen, um uns die Feiertage zu verderben.

Am 15. Januar 1946 wurde Frau Rödlbach, als sie gerade in der Stadt war, um Besorgungen zu machen, von der Polizei gesucht. Da sie nicht anzutreffen war, wurde sie für den nächsten Tag auf die Polizeidirektion bestellt. Als sie zurückkehrte und wir ihr davon Mitteilung machten, erklärte sie, sofort Karlsbad zu verlassen und schwarz über die Grenze zu gehen. Sie befürchtete, da sie seinerzeit Frauenschaftsleiterin war, ihre Verhaftung und wollte sich dieser Gefahr auf keinen Fall aussetzen. Vor ihrem Weggang versprach sie uns, uns auf jeden Fall irgendwo eine Zugangsgenehmigung zu verschaffen, damit wir, falls wir über die Grenze müssten, wüssten, wohin wir uns wenden sollten. So verliess sie uns unter dem Schutz der Dunkelheit, und da sie sehr energisch und zielbewusst war, konnten wir hoffen, dass es ihr glücken werde, ohne Schwierigkeiten über die Grenze zu kommen. Ihre Tochter, Frau Heide Knedel, deren Mann, Dr. med. Max Knedel, sich noch in russischer Kriegsgefangenschaft befand, und deren Töchterchen Ingrid blieben weiter bei uns. Doch musste sie, darauf bestand ich, am nächsten Tag zur Polizei gehen und ihre Mutter als abgängig melden. Dort nahm man ihr zunächst ihre eigenen Papiere ab, gab sie ihr aber später wieder zurück.

Am 28. Jänner 1946 erschien bei mir im Büro ein jüngerer Mann, der sich als Kriminalassistent Fiser legitimierte und mich auszufragen begann. Seine Fragen wegen der Parteizugehörigkeit beantwortete ich wahrheitsgemäss damit, dass ich Mitglied sowohl der SdP als auch der NSDAP gewesen bin. Nun behauptete er, dass ich auch propagandistisch tätig gewesen sei¹. Dies wiederum konnte ich, ebenfalls der Wahrheit entsprechend, bestreiten. Er nahm nun in meinem Büro eine Durchsuchung meines Schreibtisches vor, die sehr oberflächlich war und nichts Belastendes zutage förderte. Sodann forderte er mich auf, ihm zu folgen, und wir gingen nun über das Mühlbrunnkai – das

¹ Propagandistische Tätigkeit im Sinne der NS-Ideologie fiel unter die Strafbestimmungen des Dekrets vom 19. Juni 1945; vgl. Einleitende Darstellung, S. 74.

ich nun in seiner Begleitung trotz des für Träger weisser Armbinden bestehenden Verbotes benützen durfte – und durch die Gartenzeile zum Hause Trautwein. Dort liess er mich im zweiten Stockwerk auf dem Flur warten, während er sich in ein Büro begab. Es dauerte ziemlich lang, bis er zurückkehrte. Sollte er erwartet oder gehofft haben, dass ich die Gelegenheit ergreifen werde, zu fliehen? Das wäre eigentlich ein leichtes gewesen, denn im Hause war fast gar kein Verkehr. Aber damit hätte ich zu erkennen gegeben, dass ich mich schuldig fühlte, und das wollte ich vermeiden. Endlich kam er, und wir gingen weiter zu dem mir unsympathischen «Goldenen Kreuz». Dort musste ich wiederum ½ Stunde lang am Gang warten, schliesslich rief er mich herein und gab mir – es war ein Montag – eine Vorladung für den Mittwoch. Wieder hatte ich das Gefühl, er wollte mir eine Chance geben, mich der Verfolgung zu entziehen. Und wiederum verzichtete ich darauf, von dieser Chance Gebrauch zu machen.

Am Mittwoch fand ich mich zur angeordneten Zeit im Polizeipräsidium ein, musste aber wiederum erst ca. zwei Stunden lang am Gang warten, bis man mich in das Zimmer rief, in welchem Fiser mit einem anderen Beamten, der Habrda hiess, amtierte. Fiser bot mir einen Stuhl an, und nun folgte ein Verhör über meine bisherige Laufbahn und meine politische Betätigung, worüber ein Protokoll aufgenommen wurde. Bezeichnenderweise lag am Schreibmaschinentisch, wohl um mich einzuschüchtern, ein Gummiknüttl. Während Fiser im grossen und ganzen sachlich blieb und nur einmal – ich glaube, er tat es, um seinem Untergebenen gegenüber gedeckt zu sein – mich als «Schwein» titulierte, wogegen ich natürlich protestierte, wurde Habrda überaus heftig, hielt mir eine lange Standpauke, die, weil sie tschechisch war, nur zum kleinen Teil in mein Bewusstsein drang, in der er unter anderem die Ausdrücke «vrah» (Mörder) und «zřadce» (Verräter) gebrauchte, die mich aber völlig kalt liessen. Das Protokoll, das mir schliesslich verlesen wurde, enthielt u.a. die Stelle, dass ich der SdP beitrat, «obwohl mir bewusst war, dass diese Partei die Integrität des tschechischen Staates bedrohe!» Das Protokoll ging also darauf hinaus, mich des Tatbestandes des Hochverrates zu überführen, und ich musste danach annehmen, dass man die Absicht habe, mich dem Gerichte zu übergeben. Ich bestritt die Richtigkeit dieser Protokollanführung, worauf mich die beiden Polizeiorgane niederzubrüllen suchten. Schliesslich sagte Fiser zu mir, ich solle mit ihm kommen. Ich nahm an, dass er mich in das Gefängnis hinunterführen wollte. In meiner Verlegenheit suchte ich an das Kollegialgefühl des tschechischen Polizeidirektors, von dem ich eigentlich nichts Schlechtes hatte sagen hören, zu appellieren, um vor einer neuen Haft bewahrt zu werden. Ich sagte also zu Fiser: «Sagen Sie bitte dem Herrn Polizeidirektor Folgendes: Der frühere Polizeidirektor von Karlsbad bittet den jetzigen Polizeidirektor um eine Unterredung.» – Zum Verständnis muss ich hier anführen, dass ich bis 30. 4. 1923 in der Stadt Karlsbad, die damals noch die Polizeigewalt ausübte, die Leitung des Polizeiamtes mit dem Titel Polizeidirektor innehatte. Mit 1. 5. 1923 wurde die Polizei in Karlsbad verstaatlicht, da die Tschechen nicht länger dulden wollten, dass in dem Fen-

ster der Republik, wie sie Karlsbad nannten, die Polizeigewalt in deutschen Händen lag. Mit diesem Tage trat ich in die innere Verwaltung der Stadt Karlsbad über. – Fiser schien zunächst über mein Verlangen sehr erstaunt, hatte aber doch wohl Bedenken, darüber hinwegzugehen. Er hiess mich auf dem Gange warten. Ob er dem Polizeidirektor von meinem Verlangen Mitteilung machte oder sich nur mit seinem Kollegen Habrda besprach, weiss ich nicht. Jedenfalls wurde ich nach etwa 5 Minuten wieder hereingerufen, und es wurde mir eröffnet, dass ich mich jeden zweiten Tag um 8 Uhr früh bei Fiser zu melden habe. Die Meldungspflicht nahm ich momentan gerne auf mich, wenn ich nur in Freiheit blieb. Aber mit der Zeit erwies sich diese Meldepflicht doch als recht lästig. Stets ging ich mit der Befürchtung hin, nicht wieder herauszukommen. Manchmal achtete man kaum auf mich, ein anderes Mal wieder wurden allerhand Fragen an mich gestellt, um irgendetwas Belastendes aus mir herauszubekommen.

Am 4. Februar, als ich wieder einmal meiner Meldepflicht nachkam, sagte Fiser, dass man bei mir eine Hausdurchsuchung vornehmen werde. Er rief einen mir unbekanntem Polizeienten heran, und wir gingen zu dritt in meine Wohnung, wo meine Frau anwesend war, der ich von dem Zweck unseres Kommens gleich Mitteilung machte. Man wusste bei so einer tschechischen Hausdurchsuchung niemals, was dabei herauskommen wird. Manchmal wurden Waffen vorgefunden, die bestimmt vorher nicht dort waren, und das konnte recht schlimme Folgen haben. Im Wohnzimmer angelangt, stürzte sich Fiser mit Eifer auf einen Pack mit Briefen und Rechnungen, der auf dem Radiotischchen lag. Auch der andere Polizeient betätigte sich in dieser Form. Ich hielt beide dauernd unter meinen Augen, um zu sehen, was da vor sich geht. Hin und wieder stellten sie eine Frage an mich; besonders der zweite Agent, der sich über einen Karton mit Photographien hergemacht hatte, wollte alle Augenblicke Aufklärung haben.

Eine Sorge hatte ich besonders bei dieser Amtshandlung. Gerade am Tage vorher hatte eine unbekannte Botin unter dem Schutze der Dunkelheit der bei uns noch wohnhaften Frau Knedel, Tochter der Frau Rödlbach, zwei Zuzugsgenehmigungen des Württembergischen Ministers des Innern für den Landkreis Göppingen gebracht, eine für Frau Knedel und ihr Töchterchen, die andere für mich und meine Frau. Würde man nicht dieses Dokument uns wegnehmen, wenn sie es finden? Es gelang mir zum Glück, ungesehen von den beiden Beamten dasselbe aus dem Schrank zu entnehmen, der sich in ihrem Rücken befand. Es hätte dieser Vorsicht jedoch nicht bedurft. Die beiden Beamten waren bald ihrer wertlosen Arbeit überdrüssig, sie dachten gar nicht daran, die vielen Kästen und Schränke durchzusehen. Sie gingen nur noch in das grosse Zimmer, das durch den Brand am 14.9. 1944 stark beschädigt worden und unwohnlich war und liessen sich dort den Pfeilerkasten öffnen. Er war voller Bücher, doch interessierten sie sich nicht näher für den Inhalt. Auf der Platte des Pfeilerkastens lag jedoch Heinrich Manns «Jagd nach Liebe», das irgendjemand meiner Frau geliehen hatte. Fiser war darüber sehr erstaunt, weil doch Heinrich Mann im Dritten Reich verboten war. Dann zogen sie wieder ab.

Der zweite Polizeiaгент hatte sich aus dem von ihm durchsuchten Material einiges zur Seite gelegt, offenbar, um es mitzunehmen. Aber auch diese Sachen, die sein Interesse erweckt hatten – es waren darunter Familienanzeigen, auf denen höhere Offiziere der deutschen Wehrmacht unterschrieben waren, auch Photographien von Verwandten, die bei der Wehrmacht dienten –, liess er beim Fortgehen auf unserem Tische liegen. Es war also eine recht wohlwollende Hausdurchsuchung. Fiser erwies sich eigentlich mir gegenüber immer als anständig, er spielte nur dann manchmal den wilden Mann, wenn Habrda anwesend war, von dem er sich vermutlich bespitzelt fühlte.

So waren nun Verhöre und Durchsuchungen im Amt und in der Wohnung erfolglos gewesen. Trotzdem wurde die Meldepflicht noch aufrechterhalten, die mich immer mit einigem Herzklopfen erfüllte.

Am 14. Februar bekamen wir zwei tschechische Untermieterinnen, die wir aufnehmen, da sie durchaus bei uns wohnen wollten und behaupteten, sie seien sonst gezwungen, auf der Strasse zu übernachten. Es waren zwei Schwestern, 19 und 20 Jahre alt, aus Pilsen. Sie arbeiteten in der Grafia. Da sie dann endlich vom Wohnungsamt eine Wohnung in Alt Rohlau erhielten, verliessen sie uns am 23. Februar. Wir waren über ihren Abgang sehr froh, denn sie waren nicht zu bewegen gewesen, sich polizeilich anzumelden. Wir hatten also ein ziemliches Risiko mit ihnen. Als sie weggingen, baten sie sich noch von meiner Frau Federbetten aus und versprachen uns dafür Fleisch und Orangen. Die Betten nahmen sie mit, von Fleisch und Orangen haben wir nichts zu sehen bekommen. Ich glaube, es war damals bei den Tschechen geradezu verdienstvoll, den Deutschen Versprechungen zu machen und sie nicht einzuhalten. Bemerkenswert ist noch, dass die eine der beiden Schwestern gleich bei ihrem Einzug sich von meiner Frau ein paar Hosen von mir geben liess!

So kamen nun die in der Geschichte Roms so berühmt gewordenen «Iden des März», d.h. der 13. März heran, der auch für uns ein kritischer Tag wurde. Am 9. März war wieder eine Wohnungskommission bei uns gewesen. Und als sie meinen bis 31. März 1946 gültigen Schutzschein sahen, gingen sie wieder, wobei sie uns ausdrücklich ermahnten, für eine rechtzeitige Verlängerung des Schutzscheines zu sorgen. Am 13. März nun kam vormittags Frau Knedel atemlos in mein Büro und bat mich, gleich nach Hause zu kommen, es sei eine Wohnungskommission bei uns, und diesmal scheine es mit dem Hinauswurf Ernst zu werden. Als wir nach Hause kamen, trafen wir zwei Beamte des Wohnungsamtes an, von denen der jüngere, wohl kaum älter als 25 Jahre, das grosse Wort führte. Er forderte uns unverzüglich auf, die Wohnung zu räumen und liess sich weder durch Hinweis auf unseren Schutzschein, noch durch andere Gründe abbringen. Auch der Sprävce des Hauses Augarten, ein gewisser Konrad, der die Wohnung des früheren Gymnasialdirektors Dr. Jäger im Hause übernommen hatte, suchte bei Bürgermeister und Wohnungskommission für uns zu intervenieren mit der Begründung, dass das Haus Augarten, welches ausschliesslich als Wohnhaus für Beamte und Angestellte der Stadt Karlsbad dienen sollte, durch Aufnahme eines Finanzwachbeamten – für einen solchen war unsere Wohnung angeblich bestimmt – seinem Zweck entfremdet werde.

Auch er hatte aber keinen Erfolg. Vielleicht hätten wir uns darauf versteifen können, dass die Wohnungskommission von keinem Staatspolizisten begleitet war. Aber dann hätte man eben irgendeinen Polizisten von der Strasse geholt, der sich von der Wohnungskommission hätte einwickeln lassen. Da wir aber des ewigen Kampfes um unsere Wohnung schon müde waren, uns bewusst waren, dass wir sie auf die Dauer doch nicht halten könnten, da ferner die Wohnungskommission die Schlüssel für eine Ersatzwohnung gleich mitgebracht hatte, fügten wir uns in das Unvermeidliche, zumal uns ja die Wohnung, die wir jetzt verlassen sollten, schon im Herbst nur bis zur Zuweisung einer Ersatzwohnung belassen worden war. Wir mussten wohl die ganze Einrichtung mit Möbeln, Teppichen, Gemälden, Silber usw. dalassen, hätten diese Sachen aber bei der Aussiedlung ohnehin nicht mitnehmen können. Wir mussten manches noch zurücklassen, was uns wertvoll und unentbehrlich war. So eignete sich der Wortführer der beiden Beamten sofort meinen besten Anzug an – den er noch an Ort und Stelle in unserem Beisein anzog! Aus der Handtasche meiner Frau stahl er ihre wertvolle Armbanduhr aus Platin, auch eine wertvolle Brosche in Hufeisenform, mit Brillantsplittern besetzt, war unter den Händen dieses Gauners plötzlich verschwunden. Aber sonst konnten wir doch eine ziemliche Menge von Kleidungsstücken, Wäsche, Geschirr und anderen Bedarfsgegenständen herausschaffen und vorläufig in einer versperrbaren Kammer des Hausgenossen de Witte unterbringen. So war bis Mittag unser Auszug aus der Wohnung, die wir 20 Jahre lang innegehabt haben, beendet. Die Wohnung wurde versiegelt, und wir verzehrten unser Mittagessen in der Wohnung de Witte, die uns schon zum zweiten Male vorläufigen Unterschlupf boten.

Nachmittags ging es an die Besichtigung der Ersatzwohnung. Sie lag in der Hans-Heiling-Strasse (jetzt Moskevskä genannt), gegenüber der Notkirche im Hause «Rheinstein» im Mansardengeschoss und bestand aus Küche und Zimmer, beide allerdings nicht mit einer direkten Tür verbunden, aber doch nebeneinander. Auch Frau Knedel bekam dort ein Zimmer für sich und ihre Tochter, so dass wir wieder mit ihr beisammen waren, denn wir hatten uns schon gut mit ihr angefreundet. Die Zimmer waren klein, aber ausreichend und nett möbliert, das Ganze machte einen sauberen Eindruck, obwohl es ein altes Haus war. Da wir auch kein Ungeziefer vorfanden – wovor wir grosse Angst hatten –, haben wir uns dort ganz wohl gefühlt. Im selben Hause wohnten noch lauter Deutsche, offenbar hatte man die Wohnungen dieses Hauses als «nicht für Tschechen geeignet» klassifiziert. So konnten wir über den Ausgang der Sache noch einigermaßen froh sein. Doch hatte der Verlust unserer Wohnung mit ihrer vertrauten Umgebung unsere Beziehungen, die uns noch mit Karlsbad verbanden, gelockert und uns im Entschlusse, uns aussiedeln zu lassen, bestärkt. Nur wollten wir noch den Eintritt der wärmeren Jahreszeit abwarten. In der Zeit vom 13. bis 16. März haben wir dann alle im Hause Augarten noch bei de Wittes deponierten Effekten in die Ersatzwohnung überführt und haben es uns dort so angenehm wie möglich gemacht.

Um nicht, wie es anderen Leuten passiert ist, auch aus der Ersatzwohnung mit neuerlichem Substanzverlust herausgeworfen zu werden, wollte ich trotz der traurigen Erfah-

rungen, die ich mit meinem Schutzschein gemacht hatte, mir einen neuen besorgen. Dazu bedurfte es eines Antrages der Stadt an das Arbeitsamt. Ich ging deshalb zum Amtsdirektor Dr. Grohmann, der mich an den Bürgermeister verwies.

Inzwischen hatte Dr. Mixa, der wenig Energie besass und sich nur durch dauerndes Lavieren halten können, resigniert, und ein neuer Mann, Dr. Ivo¹ Krca, hatte den Bürgermeisterstuhl erklommen. Ich ging zu ihm und bat, ob er mir zu einer Verlängerung des Schutzscheines behilflich sein könne. Ich sprach hierbei von meiner Arbeit, die nun ihrem Ende entgegenging. Da er nur mit halbem Ohr hinhörte und kein Interesse dafür zeigte, nahm ich von weiterem Drängen wegen des Schutzscheines Abstand. Dafür betrieb ich nun meine Aussiedlung, für die ich mich am 6. April 1946 freiwillig meldete. Dr. Visa, den ich bat, mich freizugeben, machte mir keine Schwierigkeiten, andere Leute fragte ich nicht erst.

Am 23. April schien sich noch eine starke Schwierigkeit zu ergeben. Das Arbeitsamt hatte mich vorgeladen, und es stellte sich heraus, dass ich noch keine Arbeitskarte hatte. Ich war der Meinung gewesen, keine mehr zu brauchen, da ich schon über 60 Jahre alt bin und der Arbeitspflicht nicht mehr unterliege¹. Am Arbeitsamt aber wurde mir gesagt, dass irgendwann einmal – es war mir vollständig entgangen – die Arbeitspflicht für deutsche Männer bis zum 65. Lebensjahr verlängert worden war. Damals aber war ich erst 63 Jahre alt. Ich hätte natürlich nicht versäumt, die Arbeitskarte mir zu beschaffen, wenn ich von dieser Verlängerung Kenntnis erlangt hätte. Die Leute am Arbeitsamt machten mir deshalb schwere Vorwürfe, und ich weiss nicht, zu welchen Massnahmen sie gekommen wären, wenn ich nicht gebeten hätte, mein Versehen zu entschuldigen, da ich mich ohnehin schon zur Aussiedlung gemeldet habe. Da ihnen auf telefonische Anfrage die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigt wurde, sah man von Weiterungen ab und stellte mir nachträglich die Ersatzkarte aus.

Frau Heide Knedel, die sich gleichzeitig mit uns zur Aussiedlung gemeldet hatte, bekam die Einberufung ins Lager Meierhöfen schon am 27. April. Bei mir war insofern eine Verzögerung eingetreten, als Dr. Visa mir zwar seine Zustimmung zu meiner Freigabe mündlich erklärt hatte, aber das Aussiedlungsamt bestand auf der Beibringung einer schriftlichen Erklärung. Ich ging also nochmals zu Dr. Visa und bat ihn um die schriftliche Erklärung. Er sagte zu mir: «Warum wollen Sie weg? Haben Sie drüben schon eine Arbeit?» Ich erwiderte: «Ich fühle mich hier nicht mehr wohl, wir stehen dauernd vor einem ungewissen Schicksal, ich möchte unter meinen Landsleuten bleiben und ihr Schicksal teilen.» Er sagte barsch: «Also dann gehen Sie!», drehte sich herum und gab den Auftrag, mir die Freigabeerklärung auszustellen, die er dann auch unterschrieb. Trotzdem ist er einer der wenigen Tschechen der damaligen Zeit, dessen ich noch gerne gedenke.

Endlich bekamen wir die Einberufung für den 5. Mai 1946. Da dies aber ein Sonntag war, wurde uns im letzten Moment mitgeteilt, dass wir schon am 4. Mai ins Lager müssen. Das war am 2. Mai; es blieben uns also nur zwei Tage, um die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Hierdurch gerieten wir in grosse Zeitnot. Aber ich war schon

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, Anlage 11.

nervös geworden, fürchtete neue Verhaftung, neuen Wohnungsverlust, neue Schwierigkeiten. Von vertraulicher Seite wurde mir nämlich mitgeteilt, dass sich die Polizei neuerlich mit meiner Person beschäftige. Ein Karlsbader Sportredakteur, namens B., den ich persönlich gar nicht kannte und mit dem ich nie zu tun hatte, soll mich dauernd bei der Polizei denunziert haben. Übrigens nicht nur mich, sondern auch andere Landsleute. Er schien sich damals als Jude und Antifaschist zu einer grossen Rolle bestimmt gefunden zu haben. Jedenfalls hatte ich den dringenden Wunsch, möglichst bald dem Zugriff der Polizei entrückt zu sein.

Am 2. Mai 1946 übergab ich mein Amt. Da die Tschechen für die deutschen Akten kein Interesse hatten, bestand die Amtsübergabe in der Hauptsache in der Übergabe der Amtsräume und ihrer Einrichtung, die die Inventarabteilung übernahm. Am 3. Mai arbeitete ich formell noch in der Inventarabteilung, die damals im «British Hotel» untergebracht war, wo sich auch die Personalabteilung befand. Auch die Stadtkämmerei hatte dort ihren Sitz. Ich benutzte diesen Tag in der Hauptsache dazu, mich noch von den wenigen deutschen Beamten der Stadtverwaltung zu verabschieden.

So war ich nun endlich der Pflichten meines Amtes ledig, doch hatte ich mir das Ausscheiden aus dem Amt nach 36jähriger Tätigkeit anders vorgestellt.

Am 3. Mai kam ein Besuch nach dem anderen, wodurch meine Frau in ihren Packarbeiten stark aufgehalten wurde. Wir mussten die Abend- und Nachtstunden mit heranziehen und kamen erst nach 1 Uhr nachts zur Ruhe, für die uns nur vier Stunden zur Verfügung standen, denn schon um 5 Uhr früh meldete sich der zur Hilfe engagierte Dienstmann zum Abtransport der Sachen.

Am späten Abend hatte meine Frau noch einen Nervenzusammenbruch erlitten, von dem sie sich aber in kurzer Zeit erfangen hatte. Ich hatte schon befürchtet, dass wir aus dem Transport würden ausscheiden müssen.

Beim Packen wurden mehr Colli¹, als wir angenommen hatten. Damit aber kam auch die Sorge, ob wir mit diesem Gepäck durchkommen werden. Offiziell waren nur 50 kg je Person zugelassen, es hiess aber, dass man ausserdem noch 50 kg Spinnstoffe, 20 kg Geschirr und ausserdem die Betten mitnehmen dürfe, wobei aber das Gewicht des Verpackungsmaterials einbezogen sei.

Um 6 Uhr früh waren wir vorschriftsmässig in der Stadt. Reitschule in Dönitz gestellt, die gottlob von unserer Notwohnung nicht weit entfernt war.

Das Handgepäck kam nicht auf die Waage. Es galt also, soviel wie möglich auf das Handgepäck zu verteilen.

In der Reitschule war Hochbetrieb, wir mussten ziemlich lange warten, bis wir an die Reihe kamen. Wir waren nur zu zweit und hatten schwere Colli, die wir alleine zur Waage schaffen mussten. Bei jedem Stück war ich darauf gefasst, dass man sagen werde, unser Quantum sei erschöpft, das andere müsse Zurückbleiben. Doch ging alles durch, ich glaube, es waren 185 kg grosses Gepäck.

1 Pakete.

Nun musste ich mit dem Handgepäck die Barriere passieren, hinter der alle Aussiedler zu warten hatten, die die Waage bereits passiert haben. Da brüllte mich plötzlich ein Tscheche an und schrie: «Das nennen Sie Handgepäck? Aufmachen!» Ich musste alles Handgepäck, das ich trug, öffnen, worauf der Tscheche allerhand Inhalt heraus- und auf die Seite warf. Damit war seine Wut gestillt, und er sagte nichts, als ich alles, was er herausgeworfen hatte, wieder einpackte.

Nun hiess es, das Handgepäck müsse bis ins Lager Meierhöfen – etwa eine Fussstunde Wegs – mitgetragen werden. Das war freilich eine schwere Sache. Ich wusste nicht, wie wir beiden alten entkräfteten Leute das schaffen sollten. Mit einem Male hiess es, dass Leute, die schlecht zu Fuss sind, mit einem Lastauto fahren dürfen, das das grosse Gepäck ins Lager bringt. Ich war selig, dass meine Frau mitfahren und einen Teil des Handgepäcks mitnehmen konnte. Aber ich musste, beide Arme vollbepackt, zu Fuss nach Meierhöfen gehen. Einen Rucksack, einen Handkoffer und ein kleines Reisekörbchen in der einen, einen Handkorb, Schirm und Stock in der anderen Hand. Unterwegs kam ich infolge der ungewohnten Belastung zu Fall, doch eine hilfreiche Landsfrau, der ich heute noch dafür Dank schulde, nahm mir etwas von meiner Bürde ab. Dann überholte uns ein weiteres ins Lager fahrendes Lastauto, und der uns begleitende Polizist gestattete mir, noch etwas von dem Handgepäck aufs Auto zu legen. So kam ich denn mit dem ganzen Fusstransport ins Lager Meierhöfen, wo meine Frau mich bereits erwartete.

Nun ging die Suche nach unserem Gepäck los. Das grosse Gepäck hatten wir schon in der Reitschule aus den Augen verloren, das Handgepäck war auf zwei Autos verteilt. Werden wir auch alles wiederfinden? Zunächst schien es allerdings, dass wir eine Einbusse an Gepäck zu verzeichnen haben würden. Beim Zusammenklauben unserer Sachen vermissten wir einen in roten Plüsch eingenähten Koffer und ein mit Reiseproviand gefülltes Handkörbchen. Wo ich reklamierte, wurde uns nur gesagt: «Suchen Sie nur, es wird sich schon finden.»

Vormittags waren wir herausgekommen, nun musste erst der übliche Rundgang gemacht werden. Zunächst Zuweisung der Waggonnummer: Wir bekamen Nr. 10. Dann wurden wir in die Baracke XIV eingewiesen. Das Zimmer innerhalb dieser Baracke konnten wir uns selbst je nach den Platzverhältnissen aussuchen. Dann kam die sanitätspolizeiliche Untersuchung auf Ungeziefer und Krankheiten, auch die Entlausung, die auch bei solchen Aussiedlern vorgenommen werden musste, die kein Ungeziefer hatten. Dann die körperliche Untersuchung auf Geld und Wertsachen, die bei uns ergebnislos verlief. Schliesslich die Ausstellung der Transportkarte. So ging der Mittag (ohne Essen, denn unser Proviandkörbchen war ja nicht zu finden) hin, und es kam der Nachmittag mit der Zolluntersuchung. Wir aber waren noch immer auf der Suche nach den beiden fehlenden Stücken. Da aber die Gepäckstücke von der Lagerstrasse in dem Masse verschwanden, als deren Besitzer nach Durchführung der Zolluntersuchung in die Baracke kamen, wurde die Übersicht leichter. Als ich nun nochmals durch die Lagerstrasse streifte, da fanden sich wirklich die fehlenden Stücke. Das eine, der Koffer, kam mit ei-

nem Nachzüglerauto aus der Reitschule, das Proviantkörbchen stand einsam und verlassen abseits der Lagerstrasse.

So hatten wir nun unser Gepäck beisammen und konnten die von Berufszollbeamten durchgeführte Zollrevision über uns ergehen lassen. Auch diese verlief glimpflich. Ein alter, noch aus der österreichischen Zeit stammender Zollbeamter entdeckte zwar in einem Sade, den wir unter dem grossen Gepäck mitführten, eine grosse Generalstabskarte des ganzen Sudetenlandes, die ich zur Erinnerung an die Heimat mit herübernehmen wollte. Für diese interessierte sich der Zollbeamte derart, dass er sich an Ort und Stelle in sie vertiefte, dabei sich für unser sonstiges Gepäck gar nicht mehr interessierte. Diese Karte allerdings bekam ich nicht zurück. Die musste ich verschmerzen, aber da ich viel wertvollere Dinge in der Heimat lassen musste, war der Verlust nicht so schwerwiegend. Dagegen wurde ein wertvoller Brillantring mit einem grossen Saphir, der meiner Frau gehörte und in einem Stück Seife verborgen war, glücklich herübergebracht.

Nachdem nun die Zolluntersuchung erledigt war und das grosse Gepäck im Zollmagazin verstaut war, konnten wir mit unserem Handgepäck in Baracke XIV uns ein Zimmer aussuchen. Mit dem Ausschauen war es aber nichts, denn infolge der langen Nachforschungen nach unserem Gepäck mussten wir schliesslich nehmen, was übriggeblieben war. In dem grossen Zimmer 4, das acht Doppelbetten hatte, waren noch zwei Plätze für uns freigeblichen, die wir belegen konnten. Männlein und Weiblein, alt und jung, mussten da in einem Zimmer zusammenhausen. Man musste sich damals das «Sichgenieren» vorübergehend abgewöhnen.

Der Lagerkommandant war ein tschechischer Gendarmerieoffizier, auch die Zollbeamten waren Tschechen. Lagerarzt und Lagerverwaltung, auch das Küchenpersonal, waren Deutsche. So waren also eigentlich im Lager die Deutschen zum ersten Mal wieder unter sich.

Da auch die Verpflegung (es gab allerdings nur Eintopf) recht schmackhaft war, jeder auch zur Ergänzung noch etwas von zu Hause mitgebracht hatte, war das Lagerleben in Meierhöfen eigentlich ganz erträglich, allerdings mit ausdrücklicher Ausnahme der Klosettverhältnisse, die recht unglücklich waren. Ich hätte mir jedenfalls nichts daraus gemacht, etwas länger in Meierhöfen bleiben zu können, um uns von den Strapazen der letzten Tage auszuruhen. Wir waren eigentlich nur volle vier Tage im Lager.

Am 6. Mai wurden wir dadurch überrascht, dass die Mahlzeiten eine Stunde früher verabreicht wurden. Wir erfuhren nämlich erst im Lager, dass an diesem Tage in der CSR wieder die Sommerzeit eingeführt und alle Uhren vorgestellt worden waren. Wir hatten nur eine Uhr bei uns, das war unsere Weckeruhr, die sich aber im grossen Gepäck befand. Die schöne Armbanduhr meiner Frau war ihr von der Wohnungskommission geklaut worden, meine Armbanduhr war reparaturbedürftig, meine schöne goldene Doppelremontoiruhr hatten wir zu Verwandten nach Brünn zur Verwahrung geschickt, in der Hoffnung, dass sie dort gut aufgehoben sein werde. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.

Am gleichen Tage (6. 5.) fand, nachdem die Personenkontrolle und die Revision des grossen Gepäcks schon hinter uns lag, noch eine Revision des Handgepäcks statt, die im

Zimmer stattfand und sehr mild gehandhabt wurde. Ja, der Zollbeamte – es war derselbe, der meine Generalstabskarte besass – verteilte in unserem Zimmer an die Raucher ein Päckchen Pfeifentabak, das in einem anderen Zimmer versteckt aufgefunden worden war.

Ferner bekamen wir unser Aussiedlungsgeld, 1'000 RM je Person, ausgefolgt. Dafür hatten wir unsere Sparkassenbücher, enthaltend ungefähr 4'060 RM in Karlsbad abliefern müssen.

Am 8. Mai begann wieder eine strapaziöse Zeit. Zunächst musste das grosse Gepäck aus dem Zollmagazin auf Lastautos und dann von den Lastautos am Bahnhof Meierhöfen in die Waggons des Transportzuges verladen werden. Sodann wurden auch wir selbst am Nachmittag einwaggoniert. Jeder Waggon war für 30 Personen einschliesslich ihres grossen und kleinen Gepäcks bestimmt. Wir hatten leider einen UNRRA-Wagen, dessen Bodenfläche kleiner war als unsere heimischen Waggons. Nach Einnahme unserer Plätze waren wir wie Sardinen in einer Büchse, konnten uns gar nicht rühren. Auch hatte der Waggon keine Luftluke, wir mussten also, um frische Luft zu haben, die Tür wenigstens etwas offenhalten.

Unser aus 40 Wagen bestehender Transportzug sollte zwar erst am 9. Mai früh um 9 Uhr abfahren, wir mussten aber schon den Abend vorher unsere Plätze einnehmen und die ganze Nacht dort zubringen. Beschwerde man sich über zu geringen Raum, so bestand Gefahr, dass die Tschechen einfach eine Anzahl von Gepäckstücken herauswarfen und dann sagten: «So, jetzt habt Ihr mehr Raum.»

Am Bahnhof Meierhöfen übernahm uns Militär, während wir in Meierhöfen unter Kommando der Gendarmerie gewesen waren. Abends 20 Uhr ging ein Offizier alle Waggons ab und sperrte sie zu. Als er zu uns kam, fragte er, wie überall, ob wir gesund seien. Antwort: Ja. Ob wir genügend Platz haben. Antwort: Ja. Darauf sagte er, wenn wir austreten wollen, so müssten wir klopfen. Damit wollte er auch unseren Waggon versperren, liess aber auf unseren Protest, dass wir dann keine Luft bekommen, weil keine Luftluke vorhanden ist, die Tür etwas öffnen und wünschte dann den «Herrschaften» eine gute Nacht. Eine Liebenswürdigkeit, die wir gar nicht mehr gewohnt waren. Trotz der Enge, in der wir hausten und die niemandem ein bequemes Schlafen erlaubte, verging die Nacht ganz passabel. Wir hatten allerdings in der Nacht zweimal geklopft, um uns die Beine zu vertreten.

Am 9. Mai 1946, um 8.15 Uhr, es war ein Donnerstag, setzte sich unser Transportzug in Bewegung. Er fuhr mit grosser Geschwindigkeit – die Tschechen wollten uns wohl damit zeigen, wie eilig sie es haben, uns loszuwerden – und hielt bis Eger nur einmal, in Falkenau. Dort hörte man von der Stadt her Böllerschüsse dröhnen: die Tschechen feierten an diesem Tag den einjährigen Jahrestag der «Befreiung durch die Rote Armee». Ob sie nicht schon längst erkannt haben, dass sie dadurch nur in eine andere Unfreiheit geraten sind? Mir aber kam auf dieser Fahrt eigentlich kaum zum Bewusstsein, dass es wahrscheinlich ein Abschied von Karlsbad auf Nimmerwiedersehen wird. Ich hatte das Gefühl, von einem schweren auf mir lastenden Druck befreit zu werden. Drüben werden wir, des waren wir sicher, nicht mehr als Verbrecher und Min-

derwertige behandelt, nicht mehr wegen unserer Zugehörigkeit zum deutschen Volk eingesperrt, hin- und hergeschubst, angeschrien, beschimpft und verhöhnt werden; drüben werden wir als Gleichberechtigte dasselbe tun dürfen, dasselbe essen und trinken können wie die anderen, unsere Sprache gebrauchen dürfen, wie wir wollen.

Gegen Mittag traf unser Zug in Eger ein. Dort, am total zerstörten Bahnhof, gab es längeren Aufenthalt und Mittagsverpflegung. Dann ging es der neuen und doch jahrhundertalten Grenze zu. Dann längere Aufenthalte in Schirnding und Marktredwitz und endlich um 18.04 Ankunft in Wiesau. Dort $3\frac{3}{4}$ Stunden Aufenthalt zur Erfüllung aller möglichen Formalitäten und Einnahme des Essens. Und hier erfuhren wir auch das Reiseziel unseres Transportes: Lauterbach in Hessen, wohin uns dann der Zug über Marktredwitz, Bayreuth, Bamberg, Würzburg, Gemünden, Schlüchtern und Fulda führte. Dort trafen wir in den späten Nachmittagsstunden ein.

Nr. 128

Erlebnisbericht der Frau Wilhelmine von Hoffmann aus Reichenberg.
Original, Winter 1956/57, 48 Seiten, mschr.

Evakuierung von Frauen und Kindern aus Reichenberg in das westliche Sudetenland; Erlebnisse und Eindrücke der Vfn. unter Russen und Tschechen in Kaaden; Aussiedlung von Deutschen aus Kaaden im April 1946.

In den letzten Kriegsjahren füllte sich der «Reichsluftschutzkeller Sudetengau» nicht nur immer mehr mit westlichen Bomben-Evakuierten; auch vom Osten strömten immer mehr Flüchtlinge ein, selbst in die seit dem Anschluss übervölkerte Gauhauptstadt Reichenberg.

Nachdem mein Mann zum Wehrdienst eingezogen worden war, stellte ich für das Schuljahr 1943–44 unser Schlafzimmer für eine Schlesierin und eine Westfälin zur Verfügung, welche ihre Ausbildung in den zerstörten Schulen ihrer Heimat nicht hatten abschließen können. Nach ihnen kam ein älteres lettisches Ehepaar mit seinem kleinen Enkelsohn hinein.

Eine 16jährige Kindergartenhelferin, das älteste von zehn Kindern einer ausgebombten Bergarbeiterfamilie aus dem Ruhrgebiet, hatte damals für die Abendstunden Hausarbeit bei mir übernommen; als ich erfahren hatte, dass keines ihrer Angehörigen ein eigenes Bett hatte, bot ich ihr Unterkommen bei mir an und nahm sie auch in ihrem Urlaub mit zu meinen Eltern ins Egerland zur Erholung. Im Spätherbst 1944 eröffnete sie mir plötzlich, dass ihr inzwischen an Tbc verstorbener Vater als letzte Weisung hinterlassen habe: «Geht zurück, besser bei den Bomben als bei den Tschechen!» Die Familie reiste auf eigene Verantwortung gegen Westen zu ab. Aber auch sonst reiste da-

mals schon alles, was aus dem Altreich stammte, dorthin zurück, wenn es nur irgend ging; auch Beamtenfrauen mit ihren Kindern, selbst wenn die Männer aus dem Sudetenland stammten. Die Tschechen aus dem nahen Protektorat, welche täglich zur Arbeit herein- und hinausfuhren (sie durften nicht im Sudetengau nächtigen), sahen auch nicht mehr wie die harmlosen «Hendlböh» aus (wie man die Tschechen früher nannte, die Eier und Geflügel zum Markt hereinbrachten). Die vielen Hundert ausländischen Zivilarbeiter, welche besonders in den grossen Textilfabriken arbeiteten, gaben dem Stadtbild erst recht keine gemütliche Note. Die Hausfrauen, welche Russinnen im Haushalt beschäftigten, erzählten zwar fast durchwegs, dass diese sich devot und freundlich zeigten, dazu freiwillig Näh- und Strickarbeiten verrichteten, aber gelegentlich doch schon selbstbewusster auftraten.

Bomben waren im Sudetenland bis Anfang 1945 nur wenig gefallen, im weitesten Umkreis von Reichenberg überhaupt nicht; aber die immer häufigeren Luftalarme liessen uns nicht mehr zur Ruhe kommen. Ich hatte eine Haushaltspraktikantin aus dem nahen Städtchen Grottau bei mir; entgegen Weisungen ihrer Schule liess ich sie nun jeden Abend heimfahren, da sowohl das Mädchen als auch ihre Mutter von den Gerüchten geängstigt wurden, die über angebliche Bombenangriffe auf Grottau bzw. Reichenberg kursierten.

Von Ende Januar 1945 an wurde auch von Feindtruppen gesprochen, welche vereinzelt bis über die böhmische Grenze vorgestossen seien. Immer mehr verdichteten sich diese Nachrichten – ein Bekannter wollte im Kreiskrankenhaus Friedland i. B. schauerhaft misshandelte deutsche Frauen angetroffen haben, die von russischen Vorhutern vergewaltigt und lebensgefährlich zugerichtet worden waren.

Ich suchte Rat bei einer zum SD dienstverpflichteten Dame: Ob ich nicht mit meinen Kindern (2½ und 5 Jahre) lieber nach Nordwestböhmen zu meinen Eltern fahren solle. Sie riet mir unter dem Eindruck ihrer letzten Dienstreise entschieden ab, denn es seien grauenvolle Zustände auf den von Flüchtenden überfüllten Bahnen. Auch hätte ich ohne Genehmigung nur «auf Stottern» reisen können, also nur jeweils für 50 km Fahrkarten bekommen. Wohl riet sie mir, Sachen zu meinen Eltern zu verlagern und mich auch auf eine eventuelle Evakuierung vorzubereiten. Am nächsten Morgen stand sie vor Dienstbeginn an meiner Türe: Ich solle mit gepackten Rucksäcken bereitstehen, damit ich, falls ich Befehl bekäme, in zwei Stunden am Bahnhof zu sein, schon in einer halben Stunde dort sein könne.

Wenige Tage später benachrichtigte mich eine Freundin, sie habe erfahren, dass am nächsten Tag ein Flüchtlingszug hier durchfahren werde, in welchen in Reichenberg Mütter mit Kleinkindern aufgenommen würden. Wir versuchten sofort, einen Berechtigungsausweis für die Fahrt nach Kaaden zu meinen Eltern zu erlangen; niemand schien dafür zuständig. Ich fuhr also am nächsten Tag, dem 15. Februar, ohne Bescheinigung los, und es hat mich auf der ganzen Fahrt niemand nach einer Fahrkarte, geschweige einer Fahrtgenehmigung gefragt, wenn ich mit meinen beiden Kleinen aufkreuzte.

Nachts, zwischen Fliegeralarmen, packte ich ein, was mir am nötigsten schien. Meine Wohnungsgenossen halfen mir getreulich. Die Letten hatten sich inzwischen um

zwei erwachsene Töchter vermehrt, öfters kamen auch andere obdachlose Landsleute zu ihnen (einmal nächtigten elf Personen in dem 30 Quadratmeter grossen Raum). Eines Abends war auch eine schlesische Mutter mit Kind sowie zwei alten Anverwandten bei mir erschienen, denen noch das fassungslose Entsetzen über die Flucht aus Breslau in den Augen stand. Sie hatten sich kaum etwas bei mir eingelebt, als sie meine Abreise an die Unsicherheit auch ihres Schicksals erinnerte. Ich forderte sie auf, falls sie weiterziehen müssten, sich noch mitzunehmen, was sie bei mir brauchbar finden würden und übersandte einen Wohnungsschlüssel der Pfarrhelferin, falls sie noch weitere Flüchtlinge unterbringen wolle.

Auf dem Bahnhof gab ich einige grosse Stücke als Personengepäck auf; mit Ausnahme des Sportwagens samt Pelzsack ging auf der abenteuerlichen Fahrt nichts verloren. Gegen 10 Uhr fuhr wirklich ein Zug gegen Eger ein, in dem wir Platz fanden. In Böhmisches Leipa stand der Zug auffällig lange und sollte nach Auskunft des Fahrpersonals noch drei Stunden Aufenthalt haben. Ich stieg aus, um bei Freunden für meine Kinder etwas Erholung zu finden; war doch unser Zug so angefüllt, dass z.B. der Zugang zur Toilette nicht möglich war. Ich kehrte vorsichtshalber schon nach kürzerer Zeit zurück; aber der Zug war abgefahren. Ich fuhr in kleinen Etappen nach; aber auf keiner Station erfuhr ich etwas, kein Fahrdienstleiter wusste, welche Züge seine Station passiert hatten. In Aussig unterbrach ich gegen Morgen die Suche nach «meinem» Zug, bei Bekannten konnten wir ausruhen und begaben uns erst mittags wieder auf den Bahnhof. Um 13 Uhr fuhren wir ab und kamen um Mitternacht nach Kaaden-Brunnersdorf. Zufällig erfuhr ich dort, dass ich wieder in dem Zug gegessen hatte, in welchem unsere Reise in Reichenberg begonnen hatte! Sowohl Hand- als Reisegepäck fanden sich (mit Ausnahme des Sportwagerls). Bis morgens 5 Uhr mussten wir freilich auf einen Lokalzug warten, der uns nach Kaaden-Stadt brachte. Der Kinder wegen konnte ich die 3 km dorthin nicht zu Fuss zurücklegen. Freitag morgens kam ich also nach Kaaden, nachdem ich Mittwoch vormittags in Reichenberg weggefahren war (normale Fahrtdauer: etwas über fünf Stunden).

In Kaaden meldete ich mich bei der NSV und war damit bei meinen Eltern als Evakuerte eingewiesen. Genau eine Woche später brachten Züge Mütter und Kinder aus Reichenberg, die ausdrücklich zur Evakuierung aufgerufen worden waren. (Die Frau unseres Hausarztes St. war auf eigene Gefahr diesem Aufruf nicht gefolgt, um ihrem Mann zur Seite bleiben zu können; sie wurde später aus rätselhaften Gründen samt ihren drei Kleinen von Tschechen getötet.)

Mitte März fuhr ich ohne Fahrerlaubnis, auf Stottern, nochmals allein nach Reichenberg zurück; damals durfte den Evakuierten 50 kg Gepäck nachgeschickt werden, mir gelang es, 250 kg aufzugeben. In meiner Wohnung hatten inzwischen die Flüchtlinge gewechselt; ich traf ältere Schlesier an, die leicht indigniert waren, dass ich sie stören kam und protestieren wollten, dass ich aus «ihrer Wohnung» noch einige Sachen einpackte. Sie fanden es auch selbstverständlich, dass ich bei einer Freundin nächtigte, bis sie eines Tages grusslos verschwunden waren, in ein «besseres Quartier». Ich hatte ihnen mein Bedauern ausgedrückt, dass es nicht mehr sehr schön war in meiner Wohnung –

weiss Gott, wieviel Flüchtlinge schon durchgegangen waren, jeder hatte andere Sorgen, als bei seiner Abreise die Parketten zu putzen.

In Kaaden war im April die Stimmung der Bevölkerung fieberhaft unruhig. Die meisten verfolgten mit Sorgen das Kriegsgeschehen; der Fliegerangriff auf das nahe Komotau liess uns die vielen Hundert Flugzeuge, die bei hellem Tage uns fast täglich überflogen, ungemütlich empfinden. Die Partei war in hektische Verteidigungsstimmung geraten. Zwar hatten die «Goldvögel»¹ mit Erleichterung ihre Uniformen der letzten Sammlung des Winterhilfswerkes geopfert, aber sie taten strammer denn je. Eine Luftschutzwartin erzählte mir, sie habe einer Schar junger Mädchen einen Schulungsabend halten müssen und erst nachher zu ihrem Entsetzen gehört, dass es eine Gruppe des «Werwolfs» gewesen sei. Vom Volkssturm hatte ich in Reichenberg erfahren, wie es schwer gewesen sei, auch nur Jagdflinten aufzutreiben, um den alten Männern und Jungen etwas Schiessunterricht erteilen zu können; für den Werwolf scheint es dazu sowohl an Waffen als auch an Zeit gefehlt zu haben. Aber dieser Werwolf beunruhigte uns trotzdem zeitweise mehr als das Herannahen des Feindes. Wir wurden von den «Hoheitsträgern» belehrt, dass allen Volksverrätern eine rote Wolfsangel ans Haus gezeichnet werde und damit deren Leben verwirkt sei. Allerlei aufmunternde Sprüche waren an Mauern und Zäunen zu lesen: «Wer den Führer verlässt, wird als Verräter gehenkt» und ähnliches. Diese Sprüche grinsten uns geisterhaft noch nach Wochen an, als die Initiatoren dieser Aktionen längst das Hasenpanier ergriffen und uns diese und ähnliche Tröstungen nicht gerade zu unserem Heile hinterlassen hatten. Als der Tod Hitlers bekannt wurde, rief die Partei zu einer «Treue-Kundgebung» am Marktplatz auf. Meine Eltern beschworen mich, hinzugehen, um die Blockleiterin nicht vollends gegen uns aufzubringen. Ich machte mich zögernd auf den Weg; das Lied vom Guten Kameraden erklang, eine vom Schluchzen der Menge unterbrochene Rede begann – zu meiner Erleichterung machten feindliche Flugzeuge der peinlichen Szene bald ein Ende.

Das Haus meiner Eltern steht am westlichen Ausgang der Stadt, von wo die Strasse, dem Laufe des Egerflusses folgend, gegen Karlsbad–Eger führt. In den ersten Tagen des Mai zogen an unserem Hause pausenlos Menschen vorüber, Militär (meist Verwundete), Zivilpersonen, alles, was sich nach dem Westen, der amerikanischen Front entgegen, absetzen wollte. Aus den rechtselbisch gelegenen Militärlazaretten war, wie wir hörten, alles entlassen worden, was irgend bewegungsfähig war. So wankten Verwundete und Kranke dahin: weiter, weiter nach Westen! Auch ich wäre beinahe diese Strasse gezogen, wenn ich nicht ernst gewarnt worden wäre.

Am 7. Mai, dem Tage vor der Kapitulation, kam eine deutsche Truppe zur Einquartierung; wie erschrecken wir, als sie nachts um 11 Uhr den Befehl zum Weiterziehen bekamen! Sie trösteten uns, es würden die Amis bei uns einziehen. Auch vom Bürgermeister war mitgeteilt worden, dass wir höchst wahrscheinlich amerikanische Besat-

¹ «Goldvogel» oder «Goldfasan» – mit Anspielung auf das Gebaren und die reichlich goldbetresten Uniformen – war eine vom Volkswitz geprägte Bezeichnung für die Amtsträger der NSDAP, ihrer Gliederungen und der verschiedenen Sonderformationen.

zung bekämen; sollten jedoch die Russen kommen, würden mit den Luftschuttsirenen drei dumpfe Heultöne gegeben werden. – Nachts halb 2 Uhr wurden sie gegeben. Ein wildes Rennen begann im Dunkel der Nacht: Kinderwagen und Fahrräder wurden mitgeschoben, fort, von den Russen weg! Aber die rettende Landstrasse nach dem Westen zu hat ungefähr 1 km von uns entfernt eine Abzweigung nach rechts, dem Erzgebirge zu. Von dort herunter kamen wenig später die ersten Russen.

Ob die ersten Russen kämpfende Truppe oder, wie manche annahmen, befreite Gefangene waren, wusste niemand genau. Jedenfalls waren es wilde Gestalten, die da am 8. Mai im ersten Morgengrauen hereintroteten. Schusswaffen über die Schulter gelehnt wie Strassenkehrer ihre Besen. Sie versickerten irgendwie in der Stadt; meine Mutter liess es sich später nicht nehmen, Milch zu holen, und konnte berichten, dass schon viel russisches Militär zu sehen war.

Mit den ersten Russen begannen die Belästigungen der Bevölkerung. Einzelnen oder in Trupps zogen sie von Haus zu Haus, nahmen, was ihnen gefiel, besonders Uhren, Taschenmesser, aber auch Esswaren, Eingesottenes. Wo es ihnen gerade passte, blieben sie und hielten Gelage. Schreckensbleich kam am Morgen nach der ersten Nacht eine Frau aus der Nachbarschaft und erzählte: Da sie perfekt tschechisch spreche, habe sie die russischen Offiziere, die gekommen waren, freundlich begrüsst und ihnen vorgeflunkert, ihr Mann sei mit der Befreiungsarmee nach Prag gezogen. Die Russen taten ihr daraufhin nichts, aber sie blieben und zechten die ganze Nacht. Es gelang ihr nicht, sie vom Durchsuchen des Hauses abzuhalten, sie fanden endlich schlesische Flüchtlingsfrauen und vergewaltigten sie.

Mein Vater hatte seine letzte tschechische Visitenkarte an die Türe geheftet (er war in der ÖSR Oberlandesgerichtsrat gewesen) und ebenfalls höflich in tschechischer Sprache mit den eindringenden Russen geredet. Ich hielt mich anfangs am Dachboden verborgen, doch als die späteren «Besucher» das ganze Haus zu durchstöbern begannen, blieb ich lieber neben meinen schlafenden Kindern sitzen. Die ersten drei Tage war ich immer in Trainingshose und Kopftuch, bereit, mich zu verkriechen. Dann hörten bei uns die nächtlichen Besuche auf, sie konzentrierten sich mehr auf die innere Stadt. Tagsüber gingen noch allerlei Leute bei uns aus und ein, öffneten nach Belieben Kästen und Schubladen, warfen achtlos zu Boden, was ihnen nicht gefiel. Als es gerade regnete, kam eine Jüdin und verlangte einen Regenschirm; sonst sahen wir die ehemaligen KZ-Häftlinge aus dem nicht sehr weit entfernten Theresienstadt nicht bei uns; Verwandte auf einem Gut der Umgebung erzählten, dass sie die Dörfer überschwemmten. In der Stadt wurden die Geschäfte geplündert; wo Alkohol gefunden wurde, begannen die üblichen Ausschreitungen, wurden Frauen aus den umliegenden Häusern geholt.

Wir gingen nach Möglichkeit nicht aus dem Hause, behördliche Weisungen wurden vor allem von Mund zu Mund weitergegeben. So wusste jeder vom ersten Tage an, dass ab 7 Uhr abends strengstes Ausgehverbot bestand. Ob der Lautsprecher am Marktplatz,

der uns in der Folgezeit Befehle übermittelte, schon von den Russen aufgestellt wurde, erinnere ich mich nicht. Bei der Besetzung der Behörden wurden deutsche Angestellte, soweit sie fassbar waren, wenigstens zur Einarbeitung verwendet. Sogar ein deutscher Gendarmeriewachtmeister, der bereits in der CSR im Dienst gestanden hatte, wurde zum Dienst geholt (die Herrlichkeit dauerte jedoch nur wenige Tage). Der frühere christlich-soziale Bürgermeister, der in der Nazizeit sein Amt hatte aufgeben müssen, wurde ebenfalls schon von den Russen ins Rathaus geholt und blieb auch bei den Tschechen als geschätzter Mitarbeiter bis zu seiner Aussiedlung im Dezember 1945.

Durch die Stimmungsmache des Werwolfs hatte die Bevölkerung nicht gewagt, manche Vorbereitungen zu treffen, welche für den Einmarsch der Besatzungsmacht nötig gewesen wären; auch hatte man auf den Einzug der Amerikaner gehofft, von deren großzügigem Verständnis man die abenteuerlichsten Vorstellungen hatte. Jedenfalls hatte mancher Amtswalter es zwar sehr eilig gehabt, sich selbst in Sicherheit zu bringen, aber versäumt, Listen und ähnliches Material zu vernichten, was nun viel Unheil verursachte. Partei- und Behördenspitzen waren nicht greifbar; aber nach russischer Auffassung musste irgendwer verhaftet werden, z.B. ein Chef des Landratsamtes. Auffindbar war nur mehr der vorletzte, ein Geheimrat. Er war längst im Ruhestand, sein Nachfolger, ein Oberinspektor, hatte sich rechtzeitig abgesetzt. Man verhaftet also den alten Herrn, er wurde mit anderen, deren Namen man aus irgendwelchen Listen herausgezogen hatte, nach Innerböhmen verschleppt. Erst nach Monaten kehrte er zurück. Die noch nicht geflüchteten Amtswalter der Partei wurden aufs Rathaus bestellt und kamen von diesem Weg nicht zurück. Einer kam nach zehn Monaten krankheitshalber nach Hause und erzählte, sie seien wochenlang von morgens bis abends, ohne auch nur austreten zu dürfen, ohne ersichtliches Ziel marschiert; damit sie Deutschland kennenlernen, habe man ihnen gesagt.

Die Angst vor den Russen hatte auch in Kaaden manche zum Selbstmord getrieben: ein älteres Ehepaar, das früher jahrelang in Russland gelebt hatte, verabschiedete sich knapp vor Kriegsende bei seinen Bekannten; man frug damals nicht gerne den anderen nach seinen Plänen, so erkundigte sich auch niemand nach dem Grund des Abschiedes. Sie wurden nach dem Einmarsch tot aufgefunden. Besonders erschütterte uns der Fall eines jungen Arztes: seine Frau war an schwerem Typhus erlegen, und er nahm sie sowie die beiden Kinder mit in den Tod. – Eine der schwersten seelischen Belastungen jener Zeit waren die nicht verstummenden Gerüchte vom Abzug der Russen; als eine russische Einheit in Eile ihre Telefonkabel zusammenpackte und sich zum Weiterziehen rüstete, stieg diese Erwartung zu unvorstellbarer Erregung: die Demarkationslinie wird verlegt! Es hatte sich nur um Verschiebungen innerhalb der Truppen gehandelt, selbst die alten Kabel wurden wieder gelegt.

Auf der Strasse vor unserem Hause fuhren stundenlang LKW in umgekehrter Richtung, wie vorher der Menschenstrom gezogen war: gefangene Landser fuhren in Richtung Osten. Selten einmal hielt ein Wagen aus technischen Gründen, und wir beeilten uns, vor allem Trinkbares herbeizuschaffen. Von ihnen hörten wir auch, dass eine grosse

Zahl Soldaten, aber auch Zivilpersonen, die bis gegen Karlsbad vor den Russen geflohen waren, dort von den Amerikanern in einem Sammellager zusammengefasst und den Russen übergeben worden waren¹.

Vom Einzug einiger tschechischer Gendarmen, wenige Tage nach dem Einmarsch der Russen, erhofften viele von uns den Beginn geordneter Verhältnisse; einer der Männer hatte früher in Kaaden Dienst getan und war der Bevölkerung als rechtschaffener Mann bekannt gewesen. Die Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen war jedoch lediglich der Beginn systematischer Grausamkeiten. Jener freundliche Gendarm verschwand bald wieder; man kann von den ersten Monaten ohne Übertreibung sagen, dass sich jede Amtsperson als persönlicher Feind eines jeden Deutschen gebärdete.

Wenn die Russen in Häuser eindrangten, hielten sich die Frauen versteckt; man konnte auch manche Habe vor ihnen verbergen. Vor den Tschechen gab es kein Entrinnen. Im Allgemeinen vergingen sie sich zwar nicht an Frauen (ich weiss nur von einem Falle, wo sich zwei Männer in widerlichster Weise über ein noch kindliches Mädchen hermachten und ihm schwere gesundheitliche Schädigungen zufügten). Aber die tschechischen Revolutionsgardisten oder Gendarmen oder Polizisten raubten nicht nur; sie «fanden» vor allem überall verbotene Dinge, so dass man nach ihrem Besuch sich wenig darum kümmerte, was sie genommen, als was sie vielleicht gebracht hatten: Sie versteckten mit Vorliebe Waffen oder Munition, die im nächsten Augenblick von einem anderen Tschechen aufgestöbert wurden. Zitternd musste Familie M. in der Neusorggasse zusehen, wie nach solch einem «Waffenfund» in der Küchenschublade ihr kriegsversehrter Sohn mit dem Gewehrkolben geschlagen wurde. Ich war an einem Tage mit Erlaubnis meines Arbeitgebers wegen meines schwerkranken Kindes daheim geblieben; als ein Polizist bei uns auftauchte, lief ich rasch in den Garten, schlich mich aber kurze Zeit darauf wieder ins Haus und kam gerade zurecht, als er meinem Vater einen Revolver vorhielt: «Wer ist hier weggelaufen, wenn er nicht gleich kommt, schieesse ich!» Glücklicherweise erfasste mein Vater diese rauen Sitten nicht mehr und hielt sie für blosses Einschüchterungsmanöver.

Dröhnend laut verkündete der Lautsprecher vom Marktplatz aus täglich neue Verordnungen und Weisungen. So war zur Abgabe der Rundfunkgeräte aufgerufen worden, am 27. Mai auch der Ferngläser und Schreibmaschinen (ich besitze noch die Bestätigungen darüber). Wir fürchteten diese Bekanntmachungen, ebenso die Anschläge, vor allem, wenn sie in deutscher Sprache gehalten waren. So las ich von den Erschiessungen von 40 Personen im Gerichtsgebäude (wir hatten oft von dort Schüsse gehört). Eines Tages, gegen Ende Mai – ich war trotz des strengen Verbotes, die Stadt nicht zu verlassen, mit meinem grösseren Kinde in ein nahes Dorf gegangen –, rief der Lautsprecher in dringlicher Form alle Deutschen auf den Marktplatz; es gingen auch Polizisten in manche Häuser, der Befolgung dieses Aufrufes nachzuhelfen. – Als meine Eltern mit meiner kleinen, noch nicht dreijährigen Tochter auf den grossen, quadratischen Marktplatz gingen, dachten sie daran, wie damals im Jahre 1919, am 4. März, 26 Menschen, meist Frauen

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 24.

und Kinder, dort von tschechischen Maschinengewehren getötet worden waren¹. – Sieben Männer führte man auf den Platz, den eine grosse Menschenmenge säumte. In tschechischer und deutscher Sprache wurde von Vergeltungsmassnahmen gesprochen – meine Mutter nahm das Köpfchen des Kindes wie zu einem Scherz mit beiden Händen und verbarg es in ihren Rock, es hat nichts gemerkt, dass nun Schüsse knallten. Maschinengewehrpistolen, von unten nach oben streuend, peitschten gegen die Männer. Unbeweglich startete unser Hausgenosse M. R. auf seinen beinamputierten Sohn, der erst auf seine Prothese sank, ehe er zu Boden fiel. «Ich muss sehen, ob der Junge gleich tot ist», wehrte er seiner Frau, die ihn wegwenden wollte, als die ersten Schüsse fielen. Auch die junge Ehefrau des Opfers, die ihr zweites Kind erwartete, stand dabei. Manchen Frauen, die sich wegwenden wollten, hielten Tschechen den Kopf fest: «Hinschauen!» Niemand durfte zu den Leichen, niemand wusste, wohin sie geschafft worden waren². Den Friedhof durfte man damals nicht betreten. Einige Tage später zwang uns jedoch ein anderes Ereignis zu einem Gang auf den Friedhof: Wieder rief der Lautsprecher alle Deutschen auf, diesmal zur Beerdigung eines deutschen Kommunisten, der sich an der Jagd nach dem in den Wäldern verborgenen Kreisleiter der NSDAP beteiligt hatte und dabei von ihm erschossen worden war. Wir bemerkten (neben anderen uns noch unbekanntem frischen Gräbern) ein grosses Sammelgrab. Nur aus einiger Entfernung standen nun die Angehörigen der Erschossenen das erste Mal beim Grab ihrer Lieben. – Später konnten wir ungestört den Friedhof besuchen. In den städtischen Anlagen bekam das Mal für die Märzgefallenen eine neue, höhnische Beschriftung.

Bei der Leichenhalle sah ich einen rohgezimmerten Sarg und erfuhr, dass darin ein Greis lag, den mein Vater wenige Stunden vor seinem Abscheiden besucht hatte, während seine Kinder in dem kaum 20 km entfernten Komotau weder an sein Sterbebett noch jetzt zu seiner Beerdigung geholt werden konnten. Ich ging nun als einziges Trauerfolge hinter der Karre her, auf welcher der Totengräber den Sarg zu Grabe fuhr.

Die Kirchen und Klöster der Stadt blieben selbst von den ersten wilden Plünderungen verschont, im Gegensatz zum Lande, von wo schlimme Nachrichten kamen. Die Kirchenschändung von Seelau z.B., einem malerisch über der Eger gelegenen Kirchlein, wurde später von den Tschechen offiziell zugegeben; ich nahm am 1. November an dem Gottesdienst teil, der zur Wiedereinweihung der Kirche gehalten worden ist (mit der tschechen Nationalhymne, dem «Kde domuv muj» am Schluss).

¹ Am 4. März 1919 protestierte die deutsche Bevölkerung des Sudetenlandes in zahlreichen Demonstrationen gegen die Verletzung ihres Selbstbestimmungsrechts. In Kaaden wie auch in Sternberg und anderen Orten eröffnete tschechisches Militär das Feuer gegen die Demonstranten.

² Diese Schilderung ist durch mehrere Augenzeugenberichte (Dokumentensammlung) bestätigt, öffentliche Erschiessungen in Gegenwart der gesamten Ortsbevölkerung (manchmal waren nur die nächsten Angehörigen dazu befohlen) wurden zu dieser Zeit auch in mehreren Gemeinden des Kreises, wie z.B. in Totzau, Tschachwitz, Pokatitz und in zahlreichen Städten und Dörfern des Sudetenlandes durchgeführt. Eine grössere Anzahl von Erlebnisberichten darüber befindet sich in der Dokumentensammlung.

Der seit Jahren kränkliche Stadtdechant S. war unbehelligt geblieben, sein Kaplan F. war bei einem Aufruf zur Erntearbeit mit verschickt worden, kam aber dann zurück. Kurze Zeit amtierte ein deutscher Priester mit KZ-Abzeichen. Als ich mich einmal über die Sperrstunde hinaus in der Stadt verspätet hatte, ging ich rasch ins Pfarramt und ersuchte um einen Matrikenauszug, dazu eine Bestätigung, dass ich auf dieses Dokument habe lange warten müssen und dadurch die Sperrstunde überschritten habe. Im Herbst kam ein junger tschechischer Pfarrer, der seinen Dienst korrekt versah, aber nur mehr in tschechischer Sprache Gottesdienst hielt. Seine Haushälterin ergriff energisch das Regiment, sowohl am Küchenherd der Dechantei (während der alte Herr und seine Schwester noch dort waren) als auch in der Sakristei und dem Kirchenchor. Ich erlebte es, wie sie einst vor dem sonntäglichen Hochamt (in welchem noch der deutsche Kirchenchor lateinisch sang) einen weissbärtigen alten Mann mit lautem Schelten von der Empore verwies, weil er ein von ihr aufgestelltes Verbotsschild für Deutsche nicht bemerkt hatte. Der deutsche Stadtdechant erhielt bald die Ausreisegenehmigung.

Im Mai 1945 gingen viele Deutsche in die Kirche des Nonnenklosters im ältesten Stadtteil. Dort hielt ein Schweizer täglich in der (im Sudetenland so gern besuchten) Maiandacht noch deutsche Predigten, während dies den deutschen Pfarrern schon verboten war. Dieser Schweizer, von dem man wusste, dass er als Ausländer auch Radio hören konnte und durfte, schien uns damals beinahe wie ein Wesen, das Kenntnisse über geheime Zusammenhänge allen Weltgeschehens hatte. Wir fragten ihn einmal, ob das Schreckliche wahr sei, von dem geflüstert werde: dass wir alle aus der Heimat fort müssten! Er nickte nur ernst, setzte aber hinzu: «Doch wenn Sie über die Grenze gehen – vergessen Sie nicht, ‚Gott sei Dank‘ zu sagen, denn dieses Land geht einer schrecklichen Zukunft entgegen!»

Im Sommer hielt zur Überraschung der Nonnen ein Auto vor der Klosterpforte, dem ein tschechischer Geistlicher entstieg, die Glocke zog und dann erklärte, er bringe aus Prag die neue tschechische Oberin sowie die Priorin (die nächste im Rang). Durch Verhandlungen konnte dann noch erreicht werden, dass die bisherige deutsche Oberin wenigstens Priorin wurde und so ein Mittelpunkt für ihre Schwestern blieb, sich auch für deren Aussiedlung einsetzen konnte. Aber die Nonnen litten sehr unter dem neuen Regiment: Als eine Schwester der erkrankten alten Ökonomin (Wirtschaftsschwester) ein Ei zubereitete, verwies die tschechische Oberin darauf, dass Deutsche keinen Anspruch auf Eier hätten. Auf die unerschrockene Entgegnung, dass es wohl barmherziger Schwestern unwürdig wäre, derjenigen, die ihr ganzes Leben für die Landwirtschaft des Klosters gesorgt habe, nun das Ei zu verweigern, ging sie schweigend aus dem Raum. Den Schweizer Pater, den Seelsorger des Klosters, versuchte sie davon abzubringen, deutsch zu predigen und zu beten, was ihr aber nicht gelang. Sie holte einen tschechischen Priester, welcher einen «Dankgottesdienst für die Befreiung» abhielt. Der Schweizer reiste bald ab.

Unweit von unserem Hause, am Ausgang der Stadt, liegt ein sehr geräumiges Franziskanerkloster, von dem der grösste Teil im Kriege als Kinderlandverschickungsheim

benutzt wurde. Die HJ hatte ebenfalls viele Räume inne und versuchte vergeblich, den letzten Klosterinsassen, einen weisshaarigen Franziskaner, «auszuräuchern», wie die jungen Burschen sagten. Kurz vor dem Zusammenbruch verschwanden die Jungen. Als tschechische Polizei dann eines Nachts das Gebäude durchstöberte, wurden grosse Mengen Munition und Waffen (angeblich vom Volkssturm) gefunden. Trotz seiner Beteuerungen, dass ihm nie Einblick geworden war, wer und was in seinem Kloster rumort habe zur Zeit der HJ, wurde der alte Mann geschlagen; ich sah, wie er am nächsten Morgen, in bejammernswertem Zustand, das weisse Haar wirr um den Kopf stehend, weggeführt wurde. Er kam ins Gefängnis, vorübergehend ins Krankenhaus und wurde erst im Winter auf freien Fuss gesetzt und konnte dann ausreisen.

Sein tschechischer Nachfolger führte wohl tschechischen Gottesdienst ein, aber er liess uns auch weiterhin im Frühgottesdienst deutsche Lieder singen und verkündete das Evangelium in deutscher Sprache, wie er auch deutsch betete. Ein bayerischer Laienbruder, der zum Kriegsdienst eingezogen gewesen war, kam nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft trotz Warnungen getreulich in das Kaadener Kloster zurück. Wie er es fertig brachte, niemals die weisse Armbinde als Deutscher zu tragen, wie er es den tschechischen Gendarmen und Polizisten abgewöhnte, im Kloster herumzuschnüffeln, ja, wie er in seiner Einfachheit vielen Deutschen Mut zum Aushalten in ihrer schweren Lage machen konnte, ist wohl nur aus einer unerschrockenen, schlicht-gläubigen Persönlichkeit zu erklären. Ich hatte schon im Sommer die Stelle des Organisten eingenommen, der irgendwie «fort» war. Gelegentlich habe ich auch im tschechischen Gottesdienst gespielt. Der Herrgott müsse doch viel Sinn für Humor haben, wenn er mit ansehe, wie wir da einträchtig miteinander singen und spielen, während die einen vielleicht Kleider tragen, die sie mir weggenommen haben, sagte ich einmal lächelnd zu dem tschechischen Pater und er nickte gutmütig. Die traditionelle Mitternachtsmesse in der Christnacht hätten wir Deutschen der Sperrstunde wegen nicht besuchen dürfen; so gab es für uns schon am Nachmittag den deutschen Gottesdienst. Es wurde mir aber erzählt, dass auch am Marktplatz nachts bei der Christmette überwiegend weisse Armbinden zu sehen waren, ohne dass diesmal jemand eingegriffen hätte.

Schon in den ersten Tagen nach der Besetzung durch die sowjetischen Truppen hatten die Russen alle Deutschen, die ihnen arbeitsfähig schienen, zur Arbeit befohlen. Manchen ging es nicht schlecht dabei, denn die Russen schenken «ihren» Arbeitern gelegentlich Lebensmittel (wenn damit auch nie mit Sicherheit zu rechnen war). Auf Grund vorgefundener Listen hatten die Russen gleich die Amtswaiterinnen der NS-Frauensschaft ins Rathaus gerufen; sie hätten stets gut gearbeitet, das mögen sie nun unter den Russen weiter tun. Die Blockleiterin unserer Strasse, unsere Hausmeisterin, erhielt den Auftrag, aus diesem «Villenviertel» acht Frauen zur Arbeit zu schicken. «Wenn aber auch nur eine einzige Arbeiterfrau dabei ist, werden Sie erschossen!» soll ihr gesagt worden sein. Angstbebend übermittelte uns die «Hoheitsträgerin» vor allem diese gegen sie gerichtete Drohung, aber nicht die Zahl der angeforderten Frauen und schickte vorsichtshalber alle ihr «passend» erscheinenden zum Bahnhof. Von den älteren Frauen

konnten nach einigen Tagen manche daheim bleiben, andern gelang es, andere Beschäftigungen zu erreichen. Nach ungefähr vierzehn Tagen waren es nur noch drei Lehrerinnen, die Frau eines Studienrates und ich, die täglich dort hinzogen. Wir waren zwar von Russen für diese Arbeit bestimmt, aber am Bahnhof dann von Tschechen beaufsichtigt, ein Zivilist, wohl Bahnangestellter, schien unser Kommandant in der ersten Zeit zu sein. Die gefürchteten Revolutionsgardisten bewachten uns, als wir begannen, die 17 Waggon eines am Bahnhof abgestellten ehemaligen deutschen Militärzuges zu reinigen. Die Gardisten, die uns zuerst auf Schritt und Tritt begleitet hatten, vergnügten sich später mit dem Ausprobieren verschiedenster Arten von Schusswaffen, die sie aus einem anderen Waggon zogen. Wir fanden es taktvoll, dass sie diese in andere Richtungen hielten, als wir uns gerade befanden.

Wir hatten angenommen, nach Beendigung unserer Arbeit an dem Eisenbahnhof wieder entlassen zu werden. Aber unser «Chef» sagte höhnisch: «Warum wollen Sie fort? Geht Ihnen doch gut bei uns! Anderswo werden sie geschlagen!» Wir mussten bleiben. Arbeitszeit war von 8–12 und von 14–18 Uhr. Die Mittagspause reichte knapp zum Nachhause-Laufen, wenn man besonders unruhig war über das Ergehen der Angehörigen daheim. Aber es ermüdete zu sehr, und so blieben wir meist, verzehrten unsere wenigen mitgebrachten Kartoffeln, die wir uns in der Bahnhofswirtschaft wärmen konnten, wo die Wirtin, wenn es niemand sah, auch etwas Sosse darüber goss. Als es am Bahnhof von den Kanzleien bis zu den vielen Fenstern des Stellwerkes, von den Toiletten bis zur grossen Uhr am Bahnsteig beim besten Willen nichts mehr zu putzen gab, wurden wir dazu verwendet, der Revolutionsgarde, die am Bahnhof stationiert war, die Stuben zu reinigen und die Wäsche zu versorgen.

Die Revolutionsgardisten (RG) waren die berüchtigsten und gefürchtetsten Tschechen, welche besonders auf den Dörfern ihr Schreckensregiment führten. Es waren Freiwillige, bunt zusammengewürfelt; sie waren mit beliebigen Uniformstücken der ehemaligen deutschen Formationen bekleidet. Da es vorgekommen sein soll, dass sie sich gegenseitig als SS angesehen haben und aufeinander schiessen wollten, mussten wir ihnen einmal noch breitere Armbinden mit dem Zeichen RG anfertigen. Wenn wir ihre Betten machten, bemerkten wir, dass feine Damasttischtücher als Bettlaken verwendet wurden, auch Damastservietten als Taschentücher; immer mehr verschwanden die zerschissenen Sachen, die wohl ihr rechtmässiger Besitz gewesen waren. Mit Entsetzen fanden wir einmal ein Lederbeutelchen voll echtem Schmuck. Angstvoll überbrachten wir es dem Kommandanten. Denn konnte nicht gesagt werden, wir hätten etwas daraus entwendet? «Aber wir wissen doch, dass Sie ehrlich sind», begütigte uns der Kommandant, ein etwas älterer Mann. Er hat mich einmal, als niemand es sehen konnte, auf der Treppe mit freundlichem Kopfnicken gegrüsst – nur jemand, der in ähnlicher Lage war wie wir, kann ermassen, welches Gefühl von Sicherheit und Lebensmut aus solch einer winzigen menschlichen Anerkennung strömen kann! Ein andermal rief er seinen Adjutanten (der einzige, der einen grossen roten Stern auf seine Montur aufgenäht hatte und stets eine Peitsche imStiefelschaft trug), und der schnitt meiner Fünfjährigen ein deftiges Stück

Brot ab, tat ebenso Fett darauf; sanft strich der Kommandant über das Kinderköpfchen. Auch sonst haben wir mit diesen Gesellen Erfahrungen gemacht, die ihrer sonstigen Tätigkeit völlig entgegengesetzt waren. Zwar hatten sie anfangs die eine oder andere von uns aufgefordert, die Arbeit zu lassen und sich lieber an ihr Bett zu setzen, aber für diese oft knapp Achtzehnjährigen waren wir «alles alte Frauen», wie einer bedauernd feststellte. «Heute kommt Mama zu Besuch, bügel meine Uniform schön!» rief einmal der Jüngste mit strahlendem Gesicht, und eine der Frauen sah dann die stolze Mama mit ihrem vielversprechenden Sohn. – Als meine kleine Tochter schwer erkrankt war, durfte ich Wäsche und Monturen zum Bügeln nach Hause nehmen und zwei Tage wegbleiben. Vorsichtshalber hatte ich mir eine genaue Aufstellung gemacht und bestätigen lassen, denn als ich das Paket vor unserer Haustüre aus dem Kinderwagen hob, stand sofort ein Tscheche in Zivil neben mir: «Woher haben Sie das?» Endlich erhielt ich meine ärztliche Bescheinigung, dass ich zur Pflege des Kindes daheim bleiben müsse, und wurde damit am Bahnhof entlassen.

Trotz meiner ordnungsgemässen Entlassung aus der Arbeit bekam ich ungefähr zehn Tage später eine Vorladung, mich wegen «Arbeitsverweigerung und Sabotage» am Arbeitsamt zu melden. Dieses Amt war so gefürchtet wie das Polizeigebäude (SNB); Prügelzenen gab es dort häufig, besonders eine weibliche Angestellte (mit einem deutschen Namen, Kornfeld oder so ähnlich), pflegte kräftige Ohrfeigen auszuteilen. Ich hatte Glück, ein weisshaariger Slowake, der deutsch verstand, horte sogar ruhig meine Erklärung an. «Ich will ja gerne arbeiten», sagte ich in einem Anflug von Mut, «denn der Friede wird ja nicht allein in Konferenzen wie jetzt in San Franzisko gemacht¹, sondern von jedem, der arbeitet.» Und ich bat, mich lieber in der Landwirtschaft arbeiten zu lassen, wohin ich meine Kinder leichter mitnehmen könne. Er führte mich in ein anderes Büro und sagte dort gleich, ehe er meine schreckliche Vorladung vorwies: «Aber sie will ja arbeiten, in der Landwirtschaft!» Kopfschüttelnd wurde ich gefragt, wieso ich gerade auf dem so weit entfernten Brunnersdorfer Bahnhof arbeiten musste. Ich zeigte meine abgearbeiteten Hände und sagte: «Weil wir die Damen mit den gepflegten Händen sind.» Selbst diese Bemerkung trug mir keine Prügel ein – es wurde ja in meinem Fall wieder einmal klar dargetan, wie unvernünftig alle russischen Massnahmen waren, was die tschechische Verwaltung stets mit Vergnügen feststellte. Ich bekam eine Zuweisung auf den Spitzinghof.

Dieser Gutshof hatte seit Jahrzehnten einem Tschechen gehört, der von uns gar nicht mehr als Fremder empfunden worden war, er sowie sein Sohn hatten die Deutsche Landwirtschaftliche Höhere Schule in Kaaden besucht. Bei der Eingliederung des Sudetenlandes wurde er in nicht sehr freundlicher Weise vom Hof gejagt, dieser einem deutschen Pächter übergeben, welcher den sehr verlotterten Hof in emsiger Arbeit in die Höhe brachte. Ein deutscher Rechtsanwalt in Kaaden hatte die Vermögensverwaltung zu führen und dies so geschickt gemacht, dass der Hof immer noch dem tschechischen Besitzer

¹ Gemeint ist die Gründungskonferenz der UNO, die vom 25. April bis 26. Juni 1945 in San Franzisko stattfand.

verblieben war. Nach Kriegsschluss hatten Frau und Sohn des Besitzers (er selbst war ins Ausland gegangen) nicht nur den Hof, sondern, wie üblich, auch die vom Pächter eingebrachten landwirtschaftlichen Maschinen und seine eingerichtete Wohnung übernommen; der Pächter wurde Oberknecht, beaufsichtigte auch unsere Arbeit. Ich hatte mich nur für Halbtagsarbeit gemeldet – niemand hat je diese Eigenmächtigkeit bemerkt –, ich musste nur zur Ernte ganze Tage bleiben. Von zwei ostpreussischen Bäuerinnen, die ebenfalls dort eingeteilt waren, wurde die Arbeit als leicht bezeichnet, für die meisten von uns war sie ungewohnt und daher schwer, besonders als wir erst Ende Oktober die Zuckerrübenerte begannen. Die Rüben wurden einzeln aus dem schweren Lehmboden gezogen; wenn der Boden durch den Frost schon hart zu werden anfang, schlangen wir uns ein Seil um den Leib, an welches wir den Eisenhaken befestigten, mit welchem die Rüben gezogen wurden. Trotz der damit verbundenen Anstrengung schätzte ich diese Arbeit mehr als das Sitzen, oft im beginnenden Schneegestöber, um die eiskalten Rüben vom Grün zu befreien. – Als ich Anfang Dezember 1945 meine Ausreisegenehmigung erhielt (einen Tag, nachdem die Grenzen bereits geschlossen worden waren), betrachtete ich meine Arbeitsverpflichtung als beendet, und obwohl ich später bei einer neuen Registrierung als «nicht in Arbeit stehend» aufgenommen wurde, hat man mir keine neue Arbeit zugewiesen.

Während der fünf bis sechs Monate Landarbeit bekam ich nur zweimal für je zwei Wochen etwas Bezahlung und ebenso oft eine Lebensmittel-Zulagekarte. – Nicht alle Deutschen arbeiteten jedoch ohne Bezahlung. – Als ich später wegen einer Auszahlung von unseren Sparbüchern im Rathaus war (siehe unten), entsetzten sich die Beamten sehr darüber und betonten, dass längst geordnete Zustände herrschen und auch jeder Deutsche Anspruch auf Entgelt seiner Arbeitsleistung habe. Aber wir alle schätzten unsere Arbeit am Spitzinghof aus vielerlei Gründen. Wir hatten als unmittelbaren Vorgesetzten den ehemaligen deutschen Pächter, der sehr verständnisvoll Rücksicht auf die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit nahm und uns auch «erlaubte», uns gelegentlich etwas Kartoffeln oder Weizen in die Taschen zu stopfen. Vor allem aber waren wir durch unsere Tätigkeit dort geschützt vor dem ausserordentlichen Erntearbeitseinsatz.

Kaaden grenzt an das durch seinen Hopfenreichtum bekannte Saazer Land; auch im Innern Böhmens, im rein tschechischen Sprachgebiet, liegen grosse Hopfengärten und Getreidegebiete. Die Ernte ging nirgends vorwärts, überall fehlten die Saisonarbeiter. Für die einfache tschechische Bevölkerung war der Sog nach dem deutschen Gebiet zu gross, es war so einfach, dort Häuser und Höfe zu bekommen. Wer wollte da noch als Landarbeiter gehen! So wurde eines Tages bekanntgegeben, es haben sich alle Männer bis 60 und Frauen bis 55 Jahren am Sportplatz zu versammeln, Proviant für drei Tage ist mitzubringen, auch kleine Kinder mussten mit. Stundenlang standen die Menschen dort im heissesten Sonnenschein. Von den zur Arbeit Weggeschafften hörten wir traurige Berichte; manche kamen erst nach Monaten zurück. Dieses Arbeitsaufgebot wurde mehrmals wiederholt.

Uns «Spitzingleuten» wurde jedesmal von unserem «Chef» gesagt, dass wir nicht am Sportplatz, sondern zu unserer gewöhnlichen Arbeit zu erscheinen hätten; die Toch-

ter des Hofbesitzers hatte durch persönliche Vorsprache jedesmal erreicht, uns als dringendst benötigt zurückzuhalten. Auch vom sonntäglichen Arbeitseinsatz blieben wir verschont, d.h. wir gingen an Sonntagen, wo dazu aufgerufen worden war, auf «unseren» Hof. Beim ersten Aufruf, es sollten sich am Sonntagvormittag alle Deutschen «mit einem Arbeitsgerät» am Marktplatz einfinden, hatte auch ich mich, mit einem Rechen bewaffnet, eingefunden. Ein Trupp Tschechen musterte uns wie Verkaufsobjekte und suchte sich «das ihm Zusagende» aus. Ich hatte das Glück, mit einigen anderen vom «Kulturreferenten des Národní Výbor» ausgewählt worden zu sein, der uns von vornherein mit gutmütigem Blick als keine hervorragenden Arbeitskräfte taxierte; er war früher Hausmeister der tschechischen Minderheiten-Volksschule in Kaaden gewesen, erfuhr ich später. Er liess uns in seinem Garten Laub rechen, gab uns mittags Tee und Honigbrote und erkundigte sich, ob wir bei unserem Heimweg durch die Stadt gehen müssten, – worauf wir ihm sofort erklärten, welche verschwiegenen Wege wir benützen könnten, denn es war uns klar, dass er uns auf diese Weise ungesehen früher wegschicken wollte, was auch geschah. Meistens bestand dieser Sonntags-Arbeitsdienst in Strassenkehren (was hauptamtlich damals von niemandem getan wurde). In unserer Strasse z.B. stand eine Doppelreihe alter Kastanien, deren welches Laub in diesen Sonntagsdiensten zusammengereicht wurde. Da jedoch die «Aufseher» selbst das meiste Interesse daran hatten, die Arbeit bald zu beenden, wurde (mit Ausnahme der ersten paar Male) schon um 14 Uhr Schluss gemacht, ganz gleich ob die Laubhaufen weggefahren oder ob sie liegengelassen waren, um beim nächsten Wind wieder auseinandergewirbelt zu werden.

Arbeit ohne Lohn – wovon lebten wir dann? In den letzten Tagen des Krieges haben wir von unseren Spareinlagen behoben, was möglich war (täglich pro Buch 200 RM, wenn ich mich recht erinnere). Davon konnten wir in den ersten Wochen das Wenige, was es für Deutsche gab, bezahlen; als dann die Umstellung der Währung gekommen war, wo uns nur eine bestimmte Summe umgewechselt wurde¹, reichte diese nicht lange. Meine Mutter nähte und strickte gelegentlich für Tschechen, nähte einmal sogar auf ihrer eigenen Nähmaschine (die ihr dazu «geliehen» wurde) für die Tschechin im Hause; heimlich haben wir eine schwere Plüschdecke, die, glaube ich, zwischen Bettzeug mit in unserem Besitz geblieben war, verkauft; auch von Deutschen, die ins Reich gehen konnten, bekamen wir einmal etwas Geld eingewechselt. Als wir eines Tages, im Februar 1946, nur noch soviel Geld hatten, um uns noch ein einziges Brot kaufen zu können, war ein deutscher Ordenspriester in den Ort gekommen, der durch seinen KZ-Ausweis grössere Freiheit hatte, und wechselte uns 50 RM in die angemessene Summe tschechischen Geldes. Im Januar war bekannt geworden, dass sich ältere arbeitsunfähige Leute von ihren Sparguthaben 200 Kč abheben dürften. Uns waren alle Sparbücher abgenommen worden, als wir am 17. Juni 1945 aus der elterlichen Wohnung vertrieben wurden; einen Tag später war das zwar verboten worden, aber was half uns das. Da frag ich einen tschechischen Rechtsanwalt, damals Leiter des Národní Vý-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 85.

bor, um Rat. Er telefonierte lange mit der Bank, bei welcher unsere Sparguthaben waren, beschimpfte sie, sagte z.B. in meiner Gegenwart: «Da fechten sich die Polizisten die Bücher zusammen, und jetzt haben die Leute nichts, und wir von der Stadt können für ihren Unterhalt sorgen», – aber diese Reden, durch Schimpfwörter in zwei Sprachen gewürzt, nützten nichts. Wir bekamen weder etwas von unseren Sparguthaben, noch eine Unterstützung durch die Stadtgemeinde.

Wahrscheinlich wurde das Dekret des Präsidenten der Republik vom 19. Mai 1945, das die nationale Verwaltung der Vermögenswerte aller Deutschen bestimmte¹, in seinem Wortlaut durch Anschlag veröffentlicht; ich erinnere mich dunkel solches gelesen zu haben. Uns wurde höchst einfach erklärt, dass wir Deutschen überhaupt kein Eigentum hätten. Noch einfacher wurde es uns ad oculos demonstriert: jeder Tscheche konnte uns wegnehmen, was er wollte. Übers Wochenende kamen (wie ich am Bahnhof genügend zu beobachten Gelegenheit hatte), die sogenannten «Goldgräber», Tschechen, die mit höchstens einer leeren Aktentasche unterm Arm ins deutsche Gebiet kamen, um dort mitzunehmen, was sie «finden» konnten. Zu uns kam einmal zum Wochenende ein älteres Prager Ehepaar und frug, ob sie bei uns nächtigen könnten. Die Freundlichkeit meiner Eltern, die an böse Absichten nicht glaubten, machten sie verlegen; sie benahmen sich uns gegenüber höflich wie Kinder mit schlechtem Gewissen. Als sie beim Weggehen fragten, was sie uns schuldig seien, entgegnete mein Vater lächelnd: «Aber bitte, wir vermieten doch nicht, wir waren Ihnen gerne gefällig! Vielleicht kommen auch wir einmal zu Ihnen nach Prag!» Die Frau sah uns mit sprachlosem Erschrecken an. Auch unsere Revolutionsgardisten vom Bahnhof reisten gerne mit viel Gepäck, wenn sie (meist übers Wochenende) auf Urlaub fuhren. Einmal war ein ganzer Streifenwagen voll Rundfunkgeräte zum Bahnhofsgebäude gekommen, ich erkannte den Kutscher von Schloss Wernsdorf. Die Radios wurden, soviel Steckkontakte nur vorhanden waren, möglichst gleichzeitig spielen gelassen, und gegen Abend fuhren die Gardisten mit Riesenpaketen beladen weg.

Unsere Besitzlosigkeit wurde uns am deutlichsten daran, dass man uns aus unseren Wohnungen vertreiben konnte. Schon von den Russen wurden die Inhaber von Dienstwohnungen in Behörden und Ämtern etc., aber auch aus besonders repräsentativen Häusern «hinausgeworfen», wie der terminus technicus bei uns hiess. Russische Offiziere und später tschechische Verwaltungsorgane zogen ein, wie das auf der ganzen Welt üblich zu sein scheint. Aus Gründen der Sicherheit wurden manchmal ganze Häuserreihen «ausgeräumt» (ein anderer Fachausdruck der damaligen Zeit). Die Bewohner konnten dabei in der ersten Zeit meist überhaupt nichts mitnehmen. Bei uns erschien eines Nachts Polizei, frug nach unserem Untermieter, Buchhalter R., SA-Mann. Nach wenigen Minuten war er abgeführt, das Zimmer versiegelt; einige Tage später bezog es ein tschechischer Offizier. Herr R. blieb verschwunden, nach Monaten meldete er sich aus Deutschland.

Wie sich neuzugezogene Tschechen Wohnung verschafften, erlebten wir an einem anderen Beispiel: Bei strömendem Regen kam eines Abends unsere deutsche Nachbarin,

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 83 f. und Anlage 3.

frühere Gemeindeangestellte, die nun auch beim Národní Výbor arbeitete, und bat, ihren heute erst eingetroffenen tschechischen Kollegen vorübergehend Quartier zu geben. Tropfnass wie er war, ohne Hut und Mantel, kroch dieser rasch ins Bett, behauptete, Nachtzeug in seiner dünnen Aktentasche zu haben. Am Wochenende fuhr er heim, kam dann mit seiner Frau wieder, deren Gepäck sich zusehends vermehrte. Sonst sehr freundlich zu uns, schrie sie uns eines Abends böse an, was uns einfallen, in ihrem Zimmer stehe ein versperrter Kleiderschrank, sie könne sich doch alles nehmen, was ihr bei uns beliebe – ein tschechischer Soldat, der plötzlich bei ihr aufgetaucht war, unterstützte ihre Forderungen entsprechend. Vater bat den tschechischen Offizier um Hilfe. Dieser kam, schob den Soldaten ins Zimmer, schloss hinter sich und ihm die Türe, wir hörten ihn leise reden; dann verzog sich der Soldat, und unser lieber Gast war wieder harmlos freundlich. Nach wenigen Tagen erzählte sie freudig, nun habe sie eine schöne Wohnung «gefunden», modern und vollständig eingerichtet! Unser Haus sei ihr ja doch zu altmodisch, sie hätte auch das haben können.

Als Klement Gottwald, der spätere Ministerpräsident, zu einer Kundgebung nach Kaaden kam, wurde dafür der ganze Marktplatz geräumt (nur das Haus eines Österreicher musste dem Eigentümer verbleiben). Um 4 Uhr früh wurden die Bewohner aus den Betten gejagt. Was sie tragen konnten, nahmen sie mit und sassen dann von Morgen an bis 12 Uhr mittags auf ihren Bündeln und Koffern, bis sie in geschlossenem Zug in ein provisorisches Lager (Zuckerfabrik beim Bahnhof Kaaden-Brunnersdorf) geführt wurden. Wer nicht mehr konnte, warf von seinem Gepäck etwas fort. – In ihre Wohnungen kehrten sie nie wieder zurück.

Mit der Zeit hatte das «Herausschmeissen» den Charakter einer legitimen Amtshandlung erhalten. Eine Gruppe von Polizisten und Zivilisten, als besonderes Kennzeichen ein Mädchen mit einer Schreibmaschine, betraten eine Wohnung; Wertsachen – bis 17. Juni auch Sparbücher – mussten vorgelegt werden. Fieberhaft suchten die Bewohner noch einige Habe zusammen: manches, was der «Kommission» zu eigenem Bedarf besser geeignet schien, stellte sie sofort sicher. Je nach Laune der Kommission war die Zeremonie in wenigen Minuten oder längerer Zeit beendet. «Heraus!», und die Wohnung wurde abgesperrt.

Wohin kamen die aus ihren Wohnungen Ausgetriebenen?

Vereinzelt haben sich allein nach Deutschland oder in die amerikanisch besetzte Zone abgesetzt, so z.B. kam Frau S., als sie aus der Wohnung entfernt worden war, mit ihrem kurz vorher aus dem Kriege zurückgekehrten Sohn zu uns und ging am nächsten Morgen zu Fuss nach Karlsbad zu, das wenige Handgepäck auf dem Fahrrad schiebend.

Wer in der ersten Zeit «herausgeschmissen» wurde, verschwand meist für uns, und Einzelne gaben dann aus dem Reich Nachricht; sie waren «hinausgeschafft» worden, hörte man. Gerüchte erzählten, dass z.B. die in den ersten Maitagen verhafteten Männer in Komotau am Bahnhof gesehen worden seien, also mit der Eisenbahn «weggeschafft» worden waren. Einige Familien kamen bald ins Lager, das später Aussiedlungslager wurde; ungefähr zwanzig alte Leute wurden in eine Art «Dependance» dieses Lagers,

zwei ältere Häuser, gewiesen, mit einer rüstigeren, des Tschechischen halbwegs mächtigen Frau als «Lagerleitung». Sie waren aber völlig frei dabei.

Mit der Zeit hörte das häufige Verschwinden der Deutschen aus der Stadt auf; die Regel war nun die Einweisung in Ersatzwohnungen. So wurde z.B. aus einem Haus neben uns die Besitzerin, eine Lehrerin, mit ihrer Mutter in den kleinen Verkaufsraum einer Bäckerei samt der dahinterliegenden Küche eingewiesen. Besonders günstig war es, wenn man in minderwertigere Räume im eigenen Hause eingewiesen wurde; so eine junge Frau in einem Neubauviertel, das gleich anfangs fast zur Gänze geräumt wurde. Sie durfte, da sie knapp nach der Niederkunft war, in ein Dachzimmer umziehen, bis das Neugeborene so weit war, dass sie, ohne es zu gefährden, fort konnte. Wir konnten, was ich sonst nur von wenigen anderen weiss, im eigenen Hause bis zur Aussiedlung bleiben, wenn auch nur in Behelfsräumen.

Als die Bevölkerung merkte, dass kein Bleiben mehr in der Heimat war, suchten manche auf eigene Faust über die Grenze zu kommen, insbesondere die Bewohner der grenznahen Erzgebirgsdörfer. So wurde z.B. von einem Bauern erzählt, der Mietfuhrer machte (Holz) und dabei unter der Ladung immer wieder etwas von seiner eigenen Habe mitnahm, bis er mit Pferd und Wagen «drüben» blieb. Auch vom russischen Militär hiess es, dass es «hinüberschafft», konkrete Beispiele wurden mir erzählt, darunter freilich auch solche, dass die Russen zwar den Alkohol, die Uhren etc. angenommen, aber die Flüchtenden dann kurz vor der Grenze ihrem Schicksal überlassen hätten. Arbeitskolleginnen vom Gutshof hatten auch einmal so eine Vereinbarung mit Russen getroffen; spät abends sollten sie abgeholt werden, doch sassen sie frühmorgens noch auf ihren gepackten Säcken und mussten, um keinen Verdacht bei den Tschechen zu erregen, schleunigst wieder auspacken. Auch mir hatte eine Familie vorgeschlagen, mit ihr zusammen so eine «Russenfuhre» zu benützen. Aber es fand sich kein zuverlässiger Russe, und wir gaben den Plan auf.

Ich hatte schon Anfang Juni damit gerechnet, dass wir das elterliche Haus wenigstens teilweise räumen mussten. In der Hoffnung, wenigstens zwei Räume behalten zu dürfen, richteten wir die beiden grössten nebeneinander liegenden Zimmer darauf ein, setzten bereits den Küchenherd in das eine davon. Es war damals allgemein Brauch, die Wohnungen so wenig anziehend als möglich herzurichten, alle Zierdecken etc. verschwanden. Doch wusste man nie, welche Massnahmen man am klügsten treffen sollte. Ich hatte z.B. schon einmal alles Gepäck daraufhin eingeteilt, dass ich die Hauptsache tragen, bzw. mit dem Kinderwagen transportieren könnte, und meine Eltern gebeten, darüber hinaus nichts mitzunehmen, weil sonst die Gefahr bestände, dass wir beim Versagen unserer Kräfte gerade das Wichtigste fortwerfen würden. Samstag, den 15. Juni blieb ich daheim, da rechts und links von uns bereits «ausgeräumt» wurde. Da nichts weiter geschah, ging ich Montag wie gewöhnlich zur Arbeit. Am Rückweg aber rief jemand, mir entgegenkommend: «Bei Ihnen räumen sie aus!»

Unsere Haustüre stand weit offen, überall gingen Polizisten herum, meine Mutter war mit Hilfe guter Hausgenossen eilig dabei, Sachen zusammenzuraffen. Sie hatte

durch Bitten erreicht, dass wir zwei früher als Obstablage, z.T. als Abstellraum benützte Kammern im Souterrain beziehen durften. «Sie haben nur noch 10 Minuten Zeit!» wurde mir gesagt.

Ich erwirkte rasch die Erlaubnis, einen kleinen Eisenofen mitzunehmen, da die mir zuge dachte Kammer keinen hatte. Für Vater durften wir eine Bettstatt mitnehmen, für Mutter ein altes Sofa. Das «Mädchen mit der Schreibmaschine», dieses untrügliche Zeichen des «Ausräumens», war inzwischen eifrig bei der Arbeit gewesen und hatte das Inventar aufgenommen. Polizisten gingen herum, steckten ein oder legten beiseite, was sie sich später holen wollten. So hatte einer einen kleinen Koffer mit Leibwäsche, Stoffen und dergleichen entdeckt, auf den er die Hand legte. In jedem Bett musste Bettzeug bleiben; Mutter holte rasch Ersatzbettzeug vom Boden, um wenigstens die besseren Stücke mitnehmen zu können. Ein Polizist entdeckte in einem Herrenhemd das Schild einer alten Prager Wäschefirma: woher ich das habe? Um meine Aussage, dass mein Mann geborener Prager sei, zu beweisen, zeigte ich ahnungslos seinen Taufschein. Das einfache v. vor dem Namen löste erst recht seinen Zorn aus. Irgendwer lenkte im rechten Moment die Aufmerksamkeit des wild Herumschreienden von mir ab, und ich verzog mich schleunigst aus seiner Sehweite. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wiesen wir die Polizeiorgane freiwillig auf Verstecke hin, wo wir Sachen vor den Plünderern verborgen hatten: mein Fahrrad in einem staubigen Winkel des Dachbodens, Koffer zwischen einer verstellten Doppeltür. Wertsachen und Sparbücher mussten abgegeben werden, mein Vater notierte sich noch rasch die Nummern der letzteren. Der grosse Dachboden, nur durch unsere Wohnung zugänglich, wurde sehr genau durchsucht, die dort aufgefundenen Couleurrappen aus der Studentenzeit meines Vaters sowie alte Zylinder belustigten die Polizisten, sie setzten sich dieselben gegenseitig auf.

Das Durcheinanderlaufen vieler Personen im ganzen Hause benützten wir, um immer wieder etwas von unserer Habe ins Souterrain zu befördern, manchmal nur durch einen Stoss über die winklige Treppe hinab. Als die Polizisten sich genug mit dem Bodenkrum vergnügt hatten und das Protokoll über die Räumung fertiggestellt war, hiess es: «Jetzt alle hinaus!» Da ein tschechischer Offizier ein Zimmer der Wohnung inne hatte, konnte das Haus nicht abgeschlossen werden, sondern nur die Glastüre zur Stiege nach unten (wir erfuhren später, dass sich unser «Herr Oberleutnant» noch manches aus der verlassenen Wohnung holte).

Nun besichtigten wir unsere neue Behausung und die zum Teil recht merkwürdige Sammlung von Dingen, die uns verblieben waren. In dem Raum, welchen meine Eltern bewohnen sollten, stand ein Küchenherd, für den Steinboden fanden sich alte Teppichreste. Schlimmer war die anschliessende Kammer, in die ich mit den Kindern zog; in der ersten Nacht glaubte ich, nicht atmen zu können in dem lange ungelüfteten Raum mit den z.T. schimmelfeuchten Wänden. Zwei abgestellte Bettstellen der Hausmeisterin standen darin; aus meiner Reichenberger Wohnung hatte ich die Matratzen und Rückenpolster einer Couch mitgenommen, aus denen sich für die Kinder und mich darin ein La-

ger bereiten liess, denn die Strohsäcke rochen modrig. Auf einer grossen Obstablage, die sich über eine Längswand zog, konnten wir unsere Koffer abstellen, im Flur befand sich ein Kleiderschrank. Eines der Fenster hatte anstatt der obersten Scheibe ein Drahtgitter, so konnten wir Tag und Nacht lüften; die dumpfe Luft machte mir besonders wegen der Kinder Sorge. Sie bekümmerten sich jedoch um die Veränderung am wenigsten: schokoladebeschmiert hatten sie dem Umzug zugesehen (ein Polizist hatte bei meinen Sachen eine Tafel Schokolade entdeckt und sie mit ihnen geteilt!). Nun hatten sie ein neues Zimmer, aus dessen ungefähr 1,40 m hoch angebrachten Fenstern sie so lustig nur die Füsse der Vorübergehenden sahen, wenn ich sie hinaufsetzte.

Es war uns beim Ausräumen gesagt worden, unsere Wohnung sei notwendig gebraucht worden: wochenlang zog niemand ein. Wenige Tage, nachdem wir sie verlassen hatten, beobachteten Nachbarn, dass Leute hineingegangen und mit Koffern wieder herausgekommen seien. Endlich war der neue «spravce» (Verwalter) da: ein junger Lehrer, der gut Deutsch konnte. Er rief uns einmal zu sich, erlaubte mir, einige Bilderbücher meiner Kinder zu nehmen, unter denen ich heimlich eine flache Schachtel Nähgarn mitnahm; mit Herzklopfen liess ich dabei auch meine eigene Taschenweckeruhr, welche liegengelieben war, in meiner Schürzentasche verschwinden und warf in einem unbeobachteten Augenblick einen grossen Stopfkorb mit Strümpfen über die Veranda hinunter in den Garten, von wo ich ihn später holte. Herr Karel (wie ich ihn nennen will) spielte auf einer der beiden Geigen meines Vaters und war erfreut über die vielen Noten, die er vorfand. Er lud öfters meinen Vater ein, ihn am Flügel zu begleiten, und stolzierte vergnügt in seiner neuen Behausung einher, trug mit Vorliebe Vaters alten Hausrock und hatte sich zur «Verschönerung» der Wohnung alten Hausrat, wie Vasen und Nippes, vom Boden geholt, den Flur mit Fensterschützern als Teppiche belegt und die Gartenmöbel dort aufgebaut. Als einige Wochen später seine Frau nachkam, räumte diese mit Hilfe der Hausmeisterin (welche in Zukunft ihre Bedienung übernahm), gründlich Bodenräume und Wohnung auf, schenkte der Frau grosszügig, was sie selbst nicht brauchen konnte, warf anderes weg. «Gehen Sie schnell zum Komposthaufen!» raunte mir die Hausmeisterin einmal rasch zu. In einem versteckten Winkel unseres Hofes lag altes Laub etc. zur Verrottung und auch Eimer für andere Abfälle. Dorthin warf sie die unbrauchbaren Sachen und schmuggelte gelegentlich Gegenstände dazu, die uns nützlich waren. Bald sahen wir sowohl Frau Karel als ihr zweijähriges Töchterchen in unseren Kleidungsstücken. Die Möbel meiner Eltern wurden zum Grossteil weggefahren, und Karels liessen sich ihre «eigenen Möbel» kommen, welche die Hausmeisterin zum Grossteil als von anderen deutschen Haushalten stammend erkannte.

Die Plünderungen der ersten Wochen sowie das Verhalten der Polizisten beim Räumen deutscher Wohnungen waren natürlich ungesetzlich, aber niemand schritt dagegen ein. Offiziell war es so, dass bei der Übernahme deutschen Hausbesitzes der betreffende Tscheche nur als «spravce» (Verwalter) eingesetzt war und auch das Inventar nur kommissarisch übernahm. Natürlich wurde bei der Aufzeichnung des Inventars nur summarisch vorgegangen. Wäsche, Hausrat und was an Möbeln nicht übernommen wurde,

schaffte man auf offenen Wagen in das grosse Franziskanerkloster in unserer Nähe (meiner Fünfjährigen hat dieser Abtransport tiefen Eindruck gemacht, als sie ihn vom Garten aus beobachtete). Im Kloster, wo zuerst wahllos alles zusammengeworfen worden war, wurde ein regelrechtes Warenlager errichtet, Deutsche waren zum Sortieren angestellt; eine von ihnen zeigte einst dem Aufseher ihre eigenen Kleider etc., die eben angekommen waren. Er lachte höhnisch, sie durfte sich nichts davon nehmen. Die Möbel standen, aller Witterungsunbill ausgesetzt, im Klosterhof, und was in den ersten Monaten nicht abgeholt worden war, blieb dort stehen. Ich habe mir vor Weihnachten in einer Sonntagmittagsstunde, über die Mauer kletternd, dort ein Tischchen für unseren Christbaum geholt, wie früher schon ein Bücherregal. Die Tschechen bekamen Bezugs-Anweisungen für dieses Warenlager; unsere Frau Karel trug einmal einen hoch angehäuftem Wäschekorb voll schönster Bettwäsche und ähnlichem herbei, erzählte, sie habe dafür 100 Kč (10 RM) bezahlt.

Bücher waren zuerst ganz achtlos behandelt worden, wer sollte sich dafür interessieren! Im Kloster lagen Berge davon. Dann kam im Herbst die Weisung, das Wertvollste (für eine Bücherei in Prag, hiess es) einzusammeln. Eine perfekt Tschechisch sprechende deutsche Lehrerin war dafür mit eingesetzt und erzählte, ihr tschechischer Chef habe grosses Verständnis für deutsches Schrifttum gezeigt, als er die eingesammelten Bücher ordnete. Von Haus zu Haus gingen sie; die tschechischen Verwalter waren angewiesen, alles abzugeben, was sie noch an deutschen Büchern hatten. Wir wussten genau, dass Herr Karel sich Lexika, Brehms Tierleben, Musikalien, Bildbände etc. zu seinem persönlichen Gebrauch zurückbehalten hatte. Solches Wissen war den Tschechen sehr unbequem, und man musste sich hüten, es zu sehr merken zu lassen, da man unangenehme Gegenmassnahmen von ihnen hätte erwarten können.

Im November waren uns vom Národní Výbor die Listen zur Feststellung deutschen Vermögens zugestellt worden. Frau Karel bot mit sanfterster Beharrlichkeit ihre Hilfe dabei an, mit Schreibmaschine und damit es in gutem Tschechisch geschähe und weil sie genau wisse, was da gewesen sei, z.B. vier Ölgemälde, zwei Teppiche usw. Wir aber blieben fest. Erstens sei ein Vielfaches von dem dagewesen, was sie aufzähle und zweitens dürfe man ja deutsch schreiben. Beim Národní Výbor, wo ich mich erkundigte, ob diese Bogen (wie Frau Karel behauptet hatte) dem Správce abzugeben seien, wurde mir sehr betont «im Gegenteil!» gesagt. Wir wussten genau, dass Frau Karel unsere Nähmaschine unangemeldet behalten hatte, und erfuhren weiters, dass sie sich ein grosses Bild und anderes wieder zurückholen musste, das sie inzwischen verkauft hatte. Gar gerne hätte sie den Inhalt unserer Listen gewusst, um sich danach richten zu können.

In den letzten Wochen vor dem Zusammenbruch hatte sich jeder bemüht, Lebensmittel für die unsichere kommende Zeit zurückzulegen. Das Rosten von Brotschnitten war sehr üblich; auch eingegraben haben manche nicht nur Wertsachen, sondern auch Lebensmittel (ich grub beides bald wieder aus, um es vor dem Verderb zu bewahren). Einige Tage nach dem Russeneinmarsch wurden wir zum Einkauf von Brot (gegen Abstempelung unserer Lebensmittelkarten) aufgerufen; später gab es im Schlachthof

Fleisch, und es beeindruckte mich sehr, wie die gleichen Fleischer, die in ihren Verkaufsläden so appetitlich alle Fleischsorten getrennt hergerichtet hatten, nun nebeneinander vor grossen Tischen standen und von grossen Fleischklumpen der Reihe nach Stücke abschnitten, nur auf das Gewicht achtend, und uns diese Brocken nacheinander hinlegten. Die Milchlieferung stockte etwas, hörte jedoch wenigstens für Kleinkinder nie ganz auf. Wir haben in den ersten Wochen sehr gehungert. Schwere Durchfälle mit Fieber herrschten, wir magerten zu Skeletten ab. Meine Mutter, die früher über 170 Pfund und während des Krieges immerhin noch 145 Pfund gewogen hatte, kam auf 118; ich bei 163 cm Grösse wog 98 Pfund.

Mit der tschechischen Verwaltung gab es bald die ersten neuen Lebensmittelkarten: kein Fleisch, keine Eier, wenig Fett.

Meine Eltern hatten zwei Hühner, und der tschechische Verwalter rühmte sich anderen gegenüber seiner Grossmut, sie uns gelassen zu haben. Mutter hatte auf der Strasse einen grossen Haufen Getreidekörner zusammengekehrt, die wohl aus einem Sack ausgelaufen waren; das ernährte unsere Hühnchen lange Zeit (im Frühjahr 1946, als wir unsere Aussiedlung erwarteten, schlachteten wir sie). «Deutsche dürfen kein Obst haben», hatte der Lautsprecher einmal gerufen; aber solange wir allein im Hause waren, half uns das Beerenobst über die ärgste Hungerzeit, und in der Nacht vor dem «Hinauswurf» hatten wir noch Marmelade davon gekocht. Auch vor den Augen des Sprävce nahmen wir uns noch Sommeräpfel und Birnen. Als seine Frau gekommen war, wurden wir vorsichtiger, da sie auch für sich Unannehmlichkeiten fürchtete, wenn ihre Nachsicht uns gegenüber bekannt geworden wäre. Das Winterobst hat sie dann allein gerernt, uns aber davon «geschenkt». Während meiner Beschäftigung am Gutshof konnte ich mir mit Wissen des deutschen Verwalters gelegentlich etwas an Weizen oder Kartoffeln mitnehmen, und Zuckerrüben haben wir uns im Spätherbst regelmässig in die Taschen gesteckt. Meine Tochter erinnert sich noch des damals beliebten «Sonntagssessens»: geschroteter, gekochter Weizen, im Backrohr gebacken, dazu Sirupsosse (nicht völlig eingedicktes Rübenkraut). Aus dem ebenso vorgerichteten Weizen, mit Zwiebeln und Majoran gewürzt, formten wir Klösse und nannten sie «falsche Fleischlaibchen», dazu gab es Gemüse aus Futterrüben. Die Kinder schätzten im Frühjahr Schafgarbe («Katzenschwänzchen») auf Brot, und im Gemüsegarten des Franziskanerklosters schnitt uns Baron S. Vogelsalat. Im Herbst würzten wir unsere Kartoffeln mit einer Tunke aus Knoblauchpilzen (eine seltene Pilzart, die im Walde beim Spitzinghof wuchs). Anfangs bekamen wir wochenlang kein Salz; eine gute Bäuerin hatte uns etwas Viehsalz gegeben, das wir sparsamst verwendeten.

Unter unseren geretteten Habseligkeiten befand sich ein grosses Eisbärenfell; es gelang uns, dieses an eine Gutsbesitzerin zu verhandeln und dafür etwas Mehl, ein Pfund Butter und durch Monate hindurch je zweimal einen Liter Milch dafür zu erhalten. Im Winter bekam auch meine Mutter durch Strick- und Näharbeiten etwas Lebensmittel.

Im Frühjahr wurden einigemal an Samstagen zwischen 11 und 12 Uhr Pferdekochen für Deutsche in einem einzigen Geschäft ausgegeben. Nur meiner Mutter zuliebe,

die sich gerne «einen anderen Geschmack an die ewigen Kartoffeln und Futterrüben» wünschte, tätigte ich diese Einkäufe. Man stand in einem Geschäft, in welchem den Tschechen mit Höflichkeit schöne Wurst- und Fleischwaren verkauft wurden, stand bescheiden, bis kein tschechischer Kunde mehr zu bedienen war und bekam, wenn man endlich an der Reihe war, Stücke der wenig wohlriechenden blutigen Pferdeknochen hastig hingelegt.

Die Einkaufszeiten für Deutsche waren sonst von 15-16 Uhr; kamen freilich Tschechen (oder auch Österreicher) um diese Zeit in den Laden, mussten sie sofort vorgelassen werden. Dankbar erinnere ich mich tschechischer Kaufleute, die auch uns mit freundlichem Lächeln bedienten und die Rechnung regelmässig um kleine Beträge nach unten abrundeten.

Überhaupt haben wir auch manche Freundlichkeiten von Tschechen erfahren. Er ist längst tot, der alte, seit Jahrzehnten in Kaaden ansässige schlichte Mann, der meinem Vater zuliebe sich in manche Gefahr begeben hatte und mir in seinem immer noch holperigen Deutsch tschechische Zeitungen zu übersetzen versuchte. Einmal kam der Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, der lange in Kaaden gelebt hatte. Er war mit knapper Not aus Theresienstadt entkommen, und der Hass gegen alle, die durch ihre Härte seinen Vater in den Freitod getrieben hatten, sprach aus ihm: «Aber zu Ihnen komme ich, Sie sind Menschen!» Er brachte seine tschechische Frau mit; es tue ihr leid, nicht Deutsch zu können, übersetzte er ihr freundliches Reden. Als wir beide auf der Strasse trafen, wollten wir ihnen ausweichen, um ihnen Peinlichkeiten zu ersparen; sie kamen quer über die Strasse zu uns und gaben uns öffentlich die Hand. – «Der Tscheche reicht dem Deutschen nicht die Hand!» stand auf Mauern und Anschlagtafeln. – Heimlich sprachen auch die Tschechinnen, für die meine Mutter nähte, freundlich mit uns. Meine Tochter weiss noch, wie eine tschechische Bäckersfrau sie lobte, weil sie tschechische Zahlen aufsagen konnte, und ihr dafür süsses Hefengebäck gab; mir überliess sie gelegentlich ein «verdorbenes» Brot mit kleinen Schönheitsfehlern. Das war freilich erst im Frühjahr 1946, wo die Tschechen die Furcht vor den «gefährlichen» Deutschen verloren hatten. Selbst Frau Karel war in der zwiespältigen Art mancher etwas beschränkter Menschen nett zu uns; wie froh war ich, dass sie meine Kinder später fast täglich bei sich hatte, damit sie mit ihrem Kinde spielen und durch ihren begreiflicherweise grossen Hunger dessen Esslust anregen sollten. Weihnachten brachte sie uns Zuckerringe(an echte Japangold-Fäden aus meinem Nähzeug angebunden), und noch ins Aussiedlungslager schickte sie uns ein Osterbrot.

Da wir nach der Entfernung aus der elterlichen Wohnung im eigenen Hause verbleiben konnten, verbrauchten wir auch alles Heizmaterial, das sich dort fand. Ich zersägte alte Obstbäume und dergleichen, die in einem hölzernen Schuppen lagerten. Später habe ich mir ein System zurechtgelegt, die Innenlatten dieses Schuppens unauffällig zu entfernen, um sie zu verbrennen. Im Winter erhielten wir Anweisungen auf Kohlen, von denen wir aber wenig Gebrauch machen konnten, da uns das Geld fehlte. So habe ich regelmässig von den Kohlen der Frau Karel, die neben den unseren lagerten, weggenommen und unser Häufchen dadurch lange erhalten.

Am 17. November, abends nach 20 Uhr, klopfte es heftig an unsere Tür: Polizei! Sie fragen nach mir: wo ich meine Wohnungseinrichtung habe? «Leider in Reichenberg!» Sie hatten eine Zuschrift aus Reichenberg bei sich. «Und wo sind die Matratzen der Couch?» Ich hob die Kinder aus den Betten und wies auf die Matratzen, auf denen sie gelegen hatten. Befriedigt nahmen die Polizisten sie; aber ihr geübtes Auge sah auch gepackte Säcke und Koffer stehen. Vergeblich beteuerte ich, dass ich ja keinen Schrank zum Aufbewahren habe, und dies sei mir alles von der Polizei belassen worden. Sieben Koffer voll Kleidung und Wäsche packten sie ein; was ihnen nicht gefiel (meist Sommersachen), schleuderten sie in eine Ecke: «Hader!» Auch die wenigen Lebensmittel, die ich für die Aussiedlung gespart hatte (ein Fläschchen Öl, etwas Büchsenmilch), nahmen sie mit. Da sie behaupteten, meine polizeiliche Anmeldung sei nicht in Ordnung, bestellten sie mich für den nächsten Morgen zur SNB (Staatspolizei), wohin niemand gerne ging. Unerwarteterweise wurde ich dort freundlich behandelt; schliesslich musste ich auch zu einem der beiden Polizisten, die bei uns gewesen waren, und sah auf seinem Schreibtisch eine Büchse mit alten Münzen, die er meinem Vater weggenommen hatte; er tat keine Erwähnung davon, blickte überhaupt an mir vorbei.

Ich erfuhr erst nach der Aussiedlung, dass der Tscheche, der bereits im Juni in meine Wohnung in Reichenberg eingewiesen worden war, sich sehr darüber beklagt hatte, dass diese ihm als sehr gut angegeben worden war und nun weder Kleidung noch Wäsche vorhanden seien, ja sogar die Polster der Couch fehlten. Er hatte eine polizeiliche Durchsuchung des ganzen Hauses erreicht, der Hausbesitzer und die übrigen Mietparteien waren dabei gründlich «durchgekämmt» worden. Als er meine Anschrift erfahren hatte, schrieb er an die Kaadener Polizei.

Frau Karel war entrüstet, als sie von dem nächtlichen Besuch hörte und riet mir, mich zu beschweren. Ich tat es nicht. Selbst wenn ich meine Sachen zurückbekommen hätte, fürchtete ich, mir später dafür grössere Schwierigkeiten einzutauschen.

Wenn ich mir heute so einen Vorfall überlege, will es mir unbegreiflich erscheinen, dass ich nicht wenigstens den Versuch wagte, um mein Eigentum zurückzubekommen; damals hüteten wir uns, unliebsam aufzufallen. Es hatte uns niemand gesagt, dass wir die Verdunkelung beibehalten müssten; aber wir verhängten am Abend unsere Fenster dicht. Ebenso rätselhaft ist es mir, dass ich mich nie über die Berechtigung mancher Vorschriften zu unterrichten suchte. Vater hatte eines Abends unserer Kleinen einen freundlich nickenden Weihnachtsmann in einem Schaufenster zeigen wollen. Dabei war ihm eine Aufschrift aufgefallen: Deutsche zum Einkauf unerwünscht! Er begann sich das zu notieren, vielleicht sprach er dabei leise vor sich hin. Plötzlich stand ein Polizist neben ihm und führte ihn ab. Das Kind lief, laut rufend, «der Grosspapa ist weg!», nach Hause. Der Grosspapa kam bald wieder. Er hatte erstaunt gefragt, warum er denn nicht abschreiben dürfe, was doch für ihn wissenswert sei; da hatte man ihn freigelassen. Er wunderte sich über die seltsamen Sitten der heutigen Polizei.

Als ich einen tschechischen Rechtsanwalt gefragt liante, wie denn eigentlich die Rechtslage sei – unsere Sparbücher habe man uns weggenommen, tags darauf war zwar

diese Konfiskation verboten worden, aber wir bekamen sie nie zurück–, hat er mir betont gesagt: «Für Deutsche gibt es keine Rechtslage! Sie haben nur das Recht, mit 50 kg Gepäck über die Grenze geschickt zu werden.» Rechtlos, das waren wir nicht nur in den ersten wilden Tagen nach dem Einmarsch der Russen, das blieben wir auch nach der Errichtung des Národní Výbor (Nationalausschuss) und der Polizeidienststellen (SNB – Stráž Národní Bezpečnosti). Als rechtlose Deutsche waren wir durch das Tragen von weissen Armbinden gezeichnet. Wir gewöhnten uns daran, sie an allen Jacken und Kleidern angenäht zu haben, da es vorkam, dass, wenn man rasch vors Haus trat, um etwa den Mülleimer zu leeren, man schon beanstandet wurde. Einmal kam die Anordnung, dass die Armbinden 7 cm breit sein müssten, kurz darauf 9 cm. Es fehlte nicht an eifrigen Polizisten, die das auf der Strasse nachgemessen haben, ja sogar schmutzige Armbinden beanstandeten. Es half also nichts mehr, sich rasch ein Taschentuch umzubinden, wenn man die Armbinde vergessen hatte. Bedenkt man, dass es damals Deutsche gab, die nichts mehr hatten, als was sie auf dem Leibe trugen, versteht man, wie schwierig selbst solche Anordnungen zu erfüllen waren. Es waren nur Schikanen örtlicher Stellen. Im Winter mussten Armbinden zum Abstempeln gebracht werden: wer in Arbeit stand, bekam ein P (práce) darauf gedruckt. Sofort verbreitete sich die Furcht, man könne ohne dieses Zeichen nun von der Strasse weg irgendeiner Arbeit zugeführt werden. Mir geschah es jedenfalls nicht.

Im Dezember waren den Deutschen neue Evidenzkarten zum Ausfüllen ausgegeben worden, Mitte Januar neue polizeiliche Meldeformulare. Darauf gab es geheimnisvolle Zeichen, die wir mit der – hoffentlich nahen – Aussiedlung in Verbindung brachten.

Viele Frauen hatten bereits briefliche Verbindung mit ihren Männern und Söhnen aufnehmen können, die nach dem Kriege nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, auch aus der Gefangenschaft nicht mehr ins Gebiet der ehemaligen CSR entlassen waren, sondern Weisung hatten, in Deutschland zu bleiben. Manche hatten sich bereits eine neue Existenz aufzubauen versucht und bemühten sich, ihre Angehörigen zu sich kommen zu lassen. Freilich gingen die Postverbindungen mit dem Reich immer noch am sichersten illegal, von geübten Grenzgängern hin und her getragen. Ich habe z.B. die amtlichen Einreisegenehmigungen, die mir vom bayerischen Staatskommissariat für das Flüchtlingswesen gesandt worden waren, nie bekommen. Auch die Briefe, die ich an Freunde ins Reich sandte, sind nie angekommen. Wohl aber stand ich in regelmässiger Korrespondenz mit Verwandten in einem tschechischen Arbeitslager.

Wir überprüften immer wieder unsere Habe; ein paar Goldmünzen hatten wir längst als Knöpfe überzogen; ein Kasperlkopf aus Papiermasse war sorgfältig über einem Geldschein angefertigt; und einen Tag lang habe ich mit bunten Wollresten einen Ball, in welchem etwas Schmuck verborgen war, mit Webstichen versehen. Säcke sachgemäss zu packen will auch gelernt sein, wir hatten uns schon bei der Landarbeit gegenseitig gute Ratschläge dazu gegeben und es geübt. Fertig gepackt durfte ja nichts herumstehen, das erweckte den Verdacht heimlicher illegaler Fluchtpläne.

Samstag vor Palmsonntag 1946 stand auf einmal ein Polizist in unserer Küche. «In halbe Stunde Sie kommen in Lager», schnarrte er; weiter reichten seine Deutschkenntnisse nicht. Um uns besser beobachten zu können, hängte er seelenruhig die Verbindungstüre zwischen unseren beiden Räumen aus und sah interessiert zu, wie wir in fieberhafter Eile das Bettzeug einrollten, Kleider und Wäsche mehr einstampften als -packten, das wenige Ess- und Küchengeschirr, die Eimer und den Wäschekorb aus den Ecken holten. Die Kinder begannen zu weinen, als auch sie rasch umgezogen und ihnen das Rucksäcklein umgehängt worden war, aus dem ihr weniger Spielkram guckte. Neugierig kamen auch allerlei Tschechen, uns zuzusehen; ich entdeckte, dass mir der letzte gute Anzug meines Mannes, den ich noch wenige Tage vorher durchgesehen und der meine «Aussiedlungskleidung» hätte sein sollen, gestohlen worden war. Sanft drängte endlich der Polizist zum Weggehen; dann schloss er hinter uns die Türe, half die Gepäckstücke auf den draussen eben angekommenen Leiterwagen laden und meinen Vater samt den Kindern dazu. Sie fuhren ab, luden unterwegs noch anderes auf. – Meine Mutter aber ging von dem Hofausgang, den wir von unserer Behelfswohnung aus hatten benutzen müssen, nochmals zum Haupteingang des Hauses. Sie öffnete das Gartentor, von dem aus einige Stufen zum Hause führen; während sie einen Fuss zwischen die Tür setzte, blickte sie zum Haus empor und sagte langsam: «Wir kommen wieder». Dann schloss sie die Gartentüre sorgfältig, senkte den Kopf und wandte sich ab. Wir gingen nun miteinander fort, ich den vollgepackten Kinderwagen schiebend, quer durch die ganze liebe Stadt, dem Aussiedlungslager zu.

Alle deutschen Stadtbewohner schienen an diesem Tage das gleiche Ziel zu haben wie wir. Auch vom Lande kamen bepackte Leiterwagen. Wir wollten unterwegs noch Bekannten Lebewohl sagen, doch auch sie waren bereits ins Lager geschickt worden. – Im Lager selbst wurden wir von einer Freundin E., erwartet, die schon seit Monaten dort untergebracht gewesen war und daher Bescheid wusste. Das Bild, das sich uns beim Eintritt in den ersten Raum, eine grosse leere Baracke bot, erinnerte in etwa an eine Zollkontrolle. Geschickt schleuste uns unsere gute E. zu einem der vielen dort beschäftigten Polizisten: er sei der netteste. Sogleich begann der «Nette» seine Tätigkeit, indem er ein Bettuch aus einem unserer Säcke zog, aufbreitete und dort hineinwarf, was ihm bei uns überflüssig dünkte. Dabei liess er mit sich handeln; meine Mutter bat ihn, ihr doch das schwarze Seidenkleid, zu lassen, das sie auf meiner Hochzeit getragen habe: «No, nimm Dir Hochzeitskleid, Mutter!» warf er es ihr lachend zu. Schwierig wurde es mit Männersachen. Ich hatte einen, wenn auch älteren, Anzug sowie Schuhe meines Mannes im Gepäck meines Vaters, die nun als seine Sachen gerechnet wurden. So nahm man ihm ein Paar Schuhe (ich musste E. fast den Mund zuhalten, die Vorschläge wollte, man möge lieber die meines Mannes nehmen), und auch Vaters einzigen guten Anzug warf der Polizist schon auf die konfiszierten Sachen. Vater bat um einen Tausch mit dem schlechteren, den er gerade trug. Das wurde ihm bewilligt, und er begann, sich auszukleiden. Da wehrte der «Nette» ab, Vater sei doch kein junges Madel, da lohne sich das Ausziehen nicht – und Vater behielt beide Anzüge. Das Küchengeschirr (in einem ehemaligen Puppen-Ausstattungskörbchen!) sah er gar nicht mehr durch, und als

er mit gnädiger Handbewegung den Schluss seiner Amtshandlung andeutete, verschwanden wir schnellstens. Was wir rechts und links von uns an Kontrollen gesehen hatten, liess uns den «Netten» und seine Behandlung hoch schätzen!

Nach welchen Gesichtspunkten wir und unsere Schicksalsgenossen zur Aussiedlung einberufen worden waren, konnte ich nie ergründen. Weder waren es die Bewohner ganzer Strassenzüge, noch alles arbeitsuntaugliche Leute, noch waren sie nach anderen Gesichtspunkten einzuordnen. Auch die Landbevölkerung erschien mir durchaus gemischt, sowohl nach Herkunftsgegenden, als nach Alter und Beruf. Erstaunlich war die ruhige Heiterkeit, die über den meisten lag. Zum Teil mag es die Entspannung gewesen sein, die uns überkommt, wenn langes Warten auf ein drohendes schweres Schicksal endlich die gefürchtete Erfüllung gefunden hat. Die Stadtbevölkerung kam meist nicht mehr aus den eigenen Wohnungen, für sie war der Übergang ins Lager einer der vielen «Hinausschmisse», die sie schon hinter sich hatte. (Ich weiss von einer alleinstehenden Frau, die vier mal immer wieder zu anderen ihr bis dahin fremden Familien eingewiesen wurde, bis sie auch mit diesen wieder «hinausgeworfen» wurde!) Die Leute aus den Dörfern und kleinen Landstädtchen dagegen hatten zum Grossteil mit der Überführung ins Lager den grossen Abschied von ihrem Heim, das vielleicht ihre Familie seit Generationen besessen hatte, erlebt. Aber wie meine Mutter beim Verlassen ihres Hauses nochmals den Fuss zwischen die Türe gesetzt hatte, hatten auch andere beim Verlassen ihres Heimes symbolhaft ausgedrückt, dass es für sie, trotzdem man sie gewaltsam entfernt hatte, keine eigentliche Loslösung von ihrer Heimat gab. Der Hausschlüssel, der in manchem Flüchtlingsgepäck sorgsam verwahrt war, ist dafür wohl der sinnfälligste Ausdruck. Mit der Einweisung ins Aussiedlungslager war nun zwar die Trennung von Daheim vollzogen; aber es begann doch der Weg in die Freiheit und Sicherheit, über die allein einmal die Rückkehr möglich sein würde! Die Aussiedlung, das wussten wir, entsprach einer zwar ungerechten, aber internationalen Abmachung; indem wir in diesen Prozess einbezogen waren, standen wir im Blickfeld völkerrechtlicher Neuordnungen, in denen sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen war. Wir fühlten uns nicht mehr verloren, vergessen von der Welt der Zivilisation, preisgegeben der Willkür gehässiger Elemente. «Die Amerikaner verlangen, dass man uns genügend Gepäck mitnehmen lässt!», sagten die einen; «jetzt darf man nicht mehr so grob mit uns sein», die anderen.

Die Behandlung war, soviel ich bemerken konnte, ohne Härten. Das Essen reichte aus; ich habe von den 17 Tagen, die ich im Lager zubrachte, zwar nur Graupensuppe in Erinnerung – einmal mehr, einmal weniger angebrannt, sonntags angeblich mit Fleisch-einlage. Die Kinder erhielten Milch. Die Baracken waren sauber, leidlich gut im Stande; die hygienischen Einrichtungen bei uns noch ausreichend (ich weiss nur von der fehlenden Türe eines Waschraumes), jedoch klagten die späteren Bewohner sehr über verstopfte Wasserkräne und überlaufende Versitzgruben. Ängstlich wurde Sauberkeit gefordert, strenge Ungezieferkontrollen durchgeführt (eine alte Dame, die sich in ihren

Behelfsunterkünften nicht mehr hatte gut pflegen können, wurde wegen Läusen unerbittlich vom Transport zurückgestellt). Auch die ärztliche Untersuchung (deutscher Arzt) war genau.

Es war das erste Mal, dass in Kaaden zur sogenannten «ordentlichen Aussiedlung» einberufen worden war. Für den ersten Transport, der am Dienstag nach Ostern abgehen sollte, waren wir jedoch zu viele; so wurde auch meine Familie zum nächsten, der eine Woche später abgehen sollte, zurückgestellt. Wir haben also die Aufregung der «Ersten» als Vorgeschmack des eigenen Abtransportes miterlebt: die in allen Lagern so beliebte Umlegung von einer Baracke in die andere (zur Durchführung der Schlusskontrolle), Aufstellen etc. Trotz der Absonderung sickerten Gerüchte durch, dass manche versucht hätten, Geld zurückzubehalten, andere hätten Wertsachen im Hof vergraben und ähnliches mehr. Wir erfuhren, dass der Transport nach dem Kreis Ansbach in Bayern abgegangen war.

Obwohl es am Eingang des Lagers scharfe Bewachung gab, auch der Stacheldrahtzaun gegen die Landstrasse zu im Blickfeld des Aufsichtspersonals lag, war am rückwärtigen Ende des Lagers ein Ausschlüpfen möglich, ohne vom Lager aus gesehen zu werden. Dorthin gingen viele, um sich aus einer nahen Wirtschaft Bier zu holen, und die Lagerleitung tolerierte das stillschweigend. Dorthinaus schlich ich mich schon am ersten Sonntagnachmittag, den ich im Lager war, und erschien zum Erstaunen der noch «Freien» zum Orgelspielen bei der sonntäglichen Kreuzwegandacht im Franziskanerkloster. Dabei wurde mir eine Bestätigung fürs Lager mitgegeben, dass ich Ostern zum Orgelspiel beim tschechischen Gottesdienst benötigt werde, und wirklich konnte ich (wahrscheinlich als einzige von uns ca. 1'300 Lagerinsassen) Ostersonntag und -montag zum Gottesdienst gehen. Auch während der Woche hatte ich mir schon einen Erlaubnischein zum Verlassen des Lagers besorgt. In der Eile des Auszuges hatte ich die guten Schuhe der Kinder stehengelassen. Da die Lagerleitung daran interessiert war, uns halbwegs gut ausgestattet der Aussiedlungskommission zu übergeben, erhielt ich den Schein und beim Národní Výbor wirklich den Schlüssel zu unserer letzten Wohnung. Wild lag dort noch alles umher von unserem schnellen Auszug. Ich nahm rasch alle Kostbarkeiten, die zu holen ich geplant hatte: die Kinderschuhe, aber auch Knöpfe, ein elektrisches Bügeleisen, ein Beil zum Holzmachen. Ein anderer Deutscher, der mir behilflich war, nahm dankbar einen Kochtopf und ähnliches an sich.

Nach Ostern begannen auch für uns die näheren Vorbereitungen auf den «odsun», den Abschub. Die Reihenfolge weiss ich nicht mehr; Schreibereien, Meldungen, ärztliche Untersuchung, gemeinsame Dusche unter Aufsicht deutscher Schwestern, Einteilung in 40 Waggons zu je 30 Personen unter Führung eines Transportkommandanten bzw. je eines Waggonführers.

Auch unser Aussiedlungsgeld, damals noch 1'000 RM pro Person, übernahmen die Waggonführer für ihre Schutzbefohlenen und sollten es an «diese verteilen. Sowohl unser Waggonführer als auch der eines anderen Waggons wagten sich nicht an diese Aufgabe. So sah ich mich plötzlich vor einem Haufen gebündelter Geldscheine, Werte von 1 bis 100 RM, inmitten eines grossen Barackenraumes mit seinen Stockwerkbetten, neugierig umringt von Grossen und Kleinen, und verteilte diese 60'000 RM. Weil ich das

zur Zufriedenheit getätigt hatte, kamen sie später auch mit den Würsten an, die ebenfalls im Grossen als Reiseproviant übergeben worden waren; ich portionierte diese, ohne Waage, nur nach dem Längenmass. Unterwegs habe ich noch oft auch für andere Wagons die Verpflegung austeilen müssen.

Dann kam der Grossappell im Lagerhof. Wir 1'200 Menschen standen militärisch ausgerichtet (soweit die zappelnden Kinder es zuliessen) still und erwarteten die letzten Weisungen.

Mit unserem Lagerkommandanten traten Offiziere vor uns, und einer verkündete, dass wir nunmehr von der Militärkommission übernommen worden seien, welche unsere Aussiedlung durchführen werde¹. Alle sollten sauber und ordentlich gekleidet, mit genügend Gepäck versehen sein. Wer noch eine Beschwerde habe, etwa nicht genügend ausgestattet sei, möge es melden. Ich meinte vor Schreck versinken zu müssen, als – mein Vater vortrat! Er bat höflich, man möge ihm ein Paar Schuhe geben, da ihm sein zweites Paar bei der Kontrolle abgenommen worden sei. Ich sah im Geiste schon, wie man bei Nachprüfung dieser Meldung mehrere Herrenschuhe in unserem Gepäck finden und mein Vater in seiner Harmlosigkeit noch jedes Wäschestück meines Mannes als nicht ihm gehörig vorweisen, ich daraufhin vom Transport zurückgestellt bleiben würde. Aber es wurde nur ebenso höflich geantwortet, seine Bitte solle erfüllt werden. Er bekam zwar nicht mehr seine eigenen, aber ein anderes Paar passende, feste Schuhe, ohne dass etwas gefragt oder geprüft worden wäre. – Sonst brachte niemand eine Meldung vor. Man hatte wirklich alle wieder halbwegs ausgestattet, die vorher zu sehr ausgeplündert worden waren, z.B. die junge Frau des grössten Textilkaufmannes der Stadt. Da das Geschäft gleich in den ersten Tagen völlig ausgeraubt und dann noch ihr Wohnhaus ausgeplündert worden war, hatte Frau Kr. für sich und ihre kleinen Kinder fast nichts, als sie ins Lager kamen; es wurde ihr das Nötigste aus den Lagervorräten gegeben.

Ob die letzte Kontrolle vor oder nach diesem Appell war, ist mir nicht mehr erinnerlich. Es musste dazu ausser dem Bettzeug alles gepackt, beschriftet und nach Wagons geordnet auf dem Dachboden der betreffenden Baracke aufgestellt werden, Handgepäck auf dem Bett. Frauen und Kinder wurden zusammen in einen Raum geführt, die Männer blieben auf den Gängen ihrer Baracken. Ich fand nachher mein Stockwerkbett durchgebrochen; das hatte für mich die erfreuliche Wirkung, dass dabei ein kleines Köfcherchen mit meinen Dokumenten ganz begraben gewesen und sichtlich nicht kontrolliert worden war. So blieben mir z.B. die Listen der hinterlassenen Vermögenswerte erhalten.

Wir wurden auch einer «persönlichen Kontrolle» unterzogen. Tschechinnen waren zur Leibesvisitation der Frauen da, strichen jede mehr oder wenig flüchtig ab. Es fiel mir auf, dass besonders die Kinder aufmerksam untersucht wurden, z.B. die Beine langsam abgetastet. Es ging jedoch auch bei dieser Kontrolle korrekt und ohne Übergriffe zu.

Die ehrwürdigen Schwestern hatten eine alte Frau zu mir geschickt; da es schon nach der Kontrolle war, durfte ich ihr zwar nicht mehr die Hand reichen, aber ein Wach-

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, Anlage 31, Besprechungsthema 2 b.

soldat nahm die Abschiedsgaben entgegen und übergab sie mir sofort: eine Tüte mit etwas Gebäck und Würfelzucker für die Kinder auf die Reise.

Die letzte Nacht verbrachte ich mit Einpacken. Das mag komisch klingen, da wir doch schon zur Kontrolle unsere wenige Habe gepackt haben mussten. Aber sie war während der Kontrolle wieder auseinandergestreut worden, auch galt es, die während des Transportes nötigen Sachen griffbereit zu packen, und endlich ist es weit einfacher, eine komplette Ausstattung in passende Kisten und Koffer zu verstauen, als unsere zusammengewürfelten Sachen, von Kleidung bis zu Milchkrügen, von Proviant bis zur Wäscherumpel und Kleiderbügeln, in Säcke, zwei Wassereimer, eine Wasserkanne, zwei Rucksäcke, Tragtaschen und Körbe zu verstauen! Ich hatte ausser den 45 cm Zwischenraum zwischen den Stockwerkbetten nur noch mein Bett zur Verfügung; das Packen war nur nachts möglich, weil ich da allein war. Gegen halb 4 Uhr legte ich mich noch kurz auf die geschnürten Säcke, um 4 Uhr war allgemeines Wecken, Frühstück, dann mussten noch rasch die letzten Decken gepackt und das Lager gesäubert werden (wobei es nicht die aufsichtführenden Tschechen waren, welchen die Nerven durchgingen), und endlich um 6 Uhr begann die Aufstellung zum Abmarsch.

Voran fuhren Wagen mit dem Gepäck (die Landbevölkerung hatte zwar meist solide Kisten, doch die Wagen sahen trotzdem alle abenteuerlich aus). Dann folgte der Zug der 1'200 Ausgesiedelten, zum Grossteil Frauen und Kinder. Da nur für Kinder bis zu 1 Jahr Kinderwagen gestattet waren, hatte ich meinen guterhaltenen Korbwagen einer Familie geschenkt, welche für ihr Kleinkind nur einen einfacheren Wagen hatte. (Wahrscheinlich hätte ich mit ärztlichem Attest den Wagen für meine kränkliche Jüngste behalten dürfen.) Wir kamen der Kinder und meines leidenden Vaters wegen nur langsam vorwärts. Von der Spitze des Zuges, wo wir eingeteilt waren, gerieten wir bald ans Ende, und ich musste immer wieder den uns begleitenden Soldaten begreiflich machen, dass Vaters krankes Herz nicht mehr schaffe. Vom Nonnenkloster, das an einer Wegbiegung hoch über uns lag, winkten Schwestern und alte Frauen uns zu; sonst sorgte überall Militär dafür, dass sich niemand an den Fenstern zeigte; die Strassen waren menschenleer. Als wir mühsam eine steile Strasse hinaufgezogen waren, wandte ich mich um, um noch mit einem Blick das Haus einer guten Kameradin zu grüssen, das weiter unten in einem Gärtchen lag. Ein Mansardenfenster stand offen – sie selbst im Hintergrund des Zimmers mag mich erblickt haben, denn sie nahm ein Kreuz von der Wand und hob und senkte es mit segnender Gebärde. Ich wagte nicht, ihr ein Zeichen zu geben; und ich wandte den Blick von da an nicht mehr zurück.

Um 8 Uhr waren wir am Lokalbahnhof Kaaden-Stadt angelangt (normalerweise ein etwa halbstündiger Weg). Wir lagerten, es begann das beliebte Spiel des Abzählens, Ordners, Neuordners. Auch Verpflegung wurde gefasst und – Post ausgeteilt! Am Nachmittag konnten wir endlich unseren Zug besteigen, nachdem das Gepäck eingeschichtet worden war; die Kisten und Säcke wurden so aufgebaut, dass sie als Sitzgelegenheiten dienen konnten. Die Schiebetüren mussten auch während der Fahrt etwas geöffnet bleiben, um genügend Luft hereinzulassen.

Ich hatte meinen Platz im «Dienstwagen» am Anfang des Zuges, denn ich hatte mich zur Sanität gemeldet (vorsichtshalber erst zwei Tage vor dem Abgang des Transportes, weil ich fürchtete, sonst zum Lagerdienst zurückbehalten zu werden). Vielleicht hatte ein Arzt bestätigt, mich früher in Schwestertracht gesehen zu haben; irgendeinen Befähigungsnachweis für meinen Dienst brauchte ich jedenfalls nicht zu erbringen. Wir hatten keinen Arzt im Transport; es war auch keine diplomierte Krankenschwester da; eine ältere, wenn auch erfahrene Wärterin – ich zwar auch mit Krankenpflegeerfahrung, aber nur Fürsorgerin – sowie einige junge Rotkreuzhelferinnen. Die ältere Pflegerin und ich übernahmen vom Lagerarzt die «Apotheke»: eine Schachtel in etwa halber Schuhkartongrösse wurde uns übergeben mit ungefähr dieser Erklärung: Hier sind Tropfen gegen Übelkeit, das da schmerzstillende Pastillen, dies Tropfen fürs Herz etc. Auch etwas Verbandszeug war dabei. Die Pflegerin sollte mit dieser kostbaren Schachtel im Dienstwagen bleiben (ein 4. Klasse-Waggon mit je einer Holzbank an den Längsseiten). Die Rotkreuzhelferinnen wollten in ihren Waggonen nach dem Rechten sehen und eventuell beim Halten des Zuges in den angrenzenden; wenn der Zug hielt, meist bei Nacht und auf offener Strecke, lief ich den ganzen Zug entlang und frug, ob etwas gebraucht würde. Glücklicherweise gelang es mir, immer zur rechten Zeit wieder meinen Wagen zu erreichen. Wir waren froh, dass es weder ernste Erkrankungen gab noch einen Unfall.

Erst am Spätnachmittag fuhren wir vom Bahnhof Kaaden-Stadt ab zum Bahnhof K.-Brunnersdorf, der an der Hauptstrecke gegen Eger liegt. Dort standen wir wieder bis gegen Mitternacht. Im Morgengrauen kamen wir nach Eger. Zum wohlvertrauten Bild fehlten die beiden Türme der Erzdekanalkirche; ich suchte mit den Augen die beiden Lebensbäume neben der Gruft meiner Gross- und Urgrosseltern. Eger liegt unmittelbar an der Grenze; ich weiss nicht, wie wir umfuhren, dass wir erst nach einer Weile an einen kleinen Bahnhof kamen, von dem es hiess: die letzte tschechische Station. Der Transportführer, ein Rechtsanwalt, der mit seiner Frau und seiner Sekretärin mit im Dienstwagen gefahren war, stieg aus. Es gab allerlei Formalitäten zu erledigen, ich musste unsere «Apotheke» abgeben, da sie mit der tschechischen Lok zurückfahren sollte, um dem nächsten Transport zu dienen. Aus jedem Waggon kletterte der Waggonführer heraus, um die Liste seiner Belegschaft vorzuweisen und alle aufzurufen. Es war im Lager schwer gewesen, einen Chef für unseren Waggon zu finden, da es überhaupt wenig Männer gab und bei uns nur ältere, kränkliche. So war das Amt an einen zwar ebenfalls älteren, aber rüstigen Mann gekommen, Kohlen-Einräumer von Beruf. Bei der Grenze stellte es sich heraus, dass das Lesen nicht unbedingt seine Sache war; aber sofort fand sich jemand, der erklärte, der Waggonführer habe seine richtige Brille nicht dabei, und für ihn das Ablesen der Liste übernahm. Wir hätten jedoch keinen besseren Waggonführer finden können als diesen einfachen Mann, der durch drei Tage und zwei Nächte getreulich vor der offenen Schiebetüre sass; wie oft hat er Kinder oder alte Leute festgehalten, die während des Fahrens aus der offenen Türe ihre Notdurft verrichteten; bei jedem Aufenthalt auf der Strecke, wenn alle sich in die frische Luft drängten, behielt

er jeden Einzelnen im Auge und sorgte dafür, dass alle seine Schutzbefohlenen wieder rechtzeitig einstiegen.

Nach der letzten Station in der CSR fuhren wir leichteren Herzens weiter; jemand rief: «Die Grenze!» Der Ruf ging weiter, Hunderte von weissen Armbinden, die Zeichen unserer Unfreiheit, übersäten die Böschung unter unserem Schienenweg.

Im Sommer 1945 hatte uns der Schweizer Pater unsere bange Frage, ob wir wirklich die Heimat verlassen müssten, bejaht und hinzugesetzt: «Aber wenn Sie über die Grenze kommen, vergessen Sie nicht, ‚Gott sei Dank‘ zu sagen!» Was mir damals unbegreiflich schien – nach den Erlebnissen dieses einen Jahres kam mir dieses «Gott sei Dank» von selbst auf die Lippen. Aber auch das Wort, mit dem meine Mutter unser Haus verlassen hat, habe ich mit über die Grenze genommen: wir kommen wieder.

Die Vertreibung der Deutschen aus der Slowakei

Nr. 129

Bericht des Dipl.-Ing. H. F. aus Pressburg, ehemals Kulturreferent in den volksdeutschen Organisationen der Slowakei.

Original, 23. Mai 1952, 60 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Allgemeine und politische Situation in der Slowakei im Jahre 1944; Ausbruch und Verlauf des Partisanenaufstandes; seine Auswirkung auf die deutsche Bevölkerung, ihre etappenweise Evakuierung im Herbst 1944 und Frühjahr 1945; Erlebnisse des Vfs. in Nordböhmen nach dem deutschen Zusammenbruch; Verhältnisse im Gefängnis in Pressburg und im Aussiedlungslager Novaky; ein Ausweisungstransport nach Westdeutschland im Mai 1947.

Im Juni 1944 begann sich das bisher fast friedensmässige Leben in der Slowakei ganz plötzlich zu wenden. Die Fronten näherten sich den Grenzen der Slowakei. Am 16. Juni 1944 flogen amerikanische Bomber den ersten Angriff auf Pressburg, und von da ab rissen die täglichen Alarme nicht mehr ab. Der erste Angriff galt vor allem der Pressburger Öltraffinerie Apollo-AG. Darüber hinaus zielten einige Bomben auf die Pressburger Donaubrücke und auf das Viertel um das Präsidentenpalais. An die 200 Todesopfer waren zu beklagen. Die Stadt Pressburg und die Westslowakei wurden in tödlichen Schrecken versetzt. Weitere Angriffe galten dann in den nächsten Wochen den Rüstungsbetrieben in Dubnica (Waagtal) und Podbrezová im Grantal und einige allerdings kleinere Angriffe der Hauptstadt des Landeé. Mit eisernem Arm griff die Kriegsmaschine in das bisher friedliche Paradies, in dem Hunger, Warennot, Opfer und Entbehren noch fremde Begriffe waren.

Von dieser Zeit an wurde die Slowakei auch das Ziel für bolschewistische Infiltrationen mit dem Ziel, das strategisch schwierige Berg- und Waldgebiet der Slowakei von innen her zu zersetzen und sturmreif zu machen. Im Juni und Juli häuften sich die Meldungen aus den deutschen Volksinseln und von deutschen Einzelfamilien, die verstreut bis in den fernen Osten des Landes sassen, dass fremde Elemente einzusickern begannen und die Atmosphäre des Zusammenlebens mit den Slowaken und Ukrainern zunehmend veränderten. Besonders in der Mittel- und Ostslowakei lebende Einzelfamilien, die als Forstverwalter, Landwirte, Geschäftsleute und Beamte in Industrien tätig waren, wussten von verdächtigen Strömungen zu berichten. Sie wurden beobachtet, um Geld und Lebensmittel angebettelt, öfter mit Waffen bedroht und beraubt. In der Mittel- und Ostslowakei wurden in dieser Zeit auch immer wieder regelmässige Flugzeuggeräusche in den Nächten abgehört, ohne dass man ihnen aber besondere Bedeutung geschenkt hätte, da ja auch deutsche Flieger in allen Richtungen über die Slowakei flogen.

Die deutsche Volksgruppenführung, die durch ihre Mitglieder ein verlässliches Verbindungs- und Nachrichtennetz durch das ganze slowakische Staatsgebiet hatte, fand aber mit ihren Meldungen bei den reichsdeutschen Stellen wenig Gehör. Die Meldungen wurden verlacht, als übertrieben und hysterisch bezeichnet. Sie passten eben nicht in das allgemeine Konzept einer überzeugten und durch nichts zu erschütternden deutsch-slowakischen Freundschaft. Wohl wurden slowakische staatliche Stellen über die Möglichkeit der gemeldeten Übergriffe gefragt; die Gendarmeriestationen wussten entweder nichts Konkretes zu melden oder sie getrauten sich nicht, eigene verdächtige Beobachtungen als klare bolschewistische Infiltrationen bekanntzugeben. Die Regierungsstellen in Pressburg aber waren froh, wenn sie die volksdeutschen Besorgnisse der deutschen Gesandtschaft gegenüber zerstreuen konnten.

Die volksdeutschen Meldungen bestanden nur zu Recht. Monatlang waren allnächtlich russische Flugzeuge in die Slowakei eingeflogen und hatten in den dazu hervorragend geeigneten, menschenarmen Gebirgsgegenden der Niederen Tatra zwischen dem Waag- und Grantal, der Grossen und Kleinen Fatra, in dem Gebiet nördlich von Sillein bis Rosenberg über Turz St. Martin bis gegen Neusohl und Kremnitz ausstrahlend (mit den dort typischen, waldfreien einsamen Höhenrücken und unendlich ausgedehnten Schafweiden) bolschewistische und in Russland für den Partisanenkrieg geschulte, ortskundige Tschechen und Slowaken abgesetzt. Sie hatten ein genaues Netz von Verbindungsleuten gerade in diesen Gegenden. Diese setzten sich aus sozial unzufriedenen Elementen, aus Kommunisten und mit dem katholischen und deutschlandfreundlichen Regime der freien Slowakei unzufriedenen tschechoslowakischen oder rein tschechischen Elementen zusammen. Gerade in der Mittelslowakei um Turz St. Martin war auch seit jeher ein Herd evangelischer Städte und Dörfer, die schon aus Konfessionsgründen nie mit der autonomistischen katholischen Hlinka-Bewegung, die jetzt staatstragend geworden war, sympathisierten, sondern im Politischen und Kulturellen eine ausgesprochen tschechoslowakisch – panslawistische Linie hielten¹. Dort erhoffte sich die Partisanenführung und bekam auch sicheren und raschen Zulauf.

Der Partisanenaufstand wäre aber nicht so rasch ins Rollen gekommen, wenn nicht grössere Massen von uniformierten Waffenträgern in das Lager der Aufständischen herübergezogen worden wären. Damit wurde Verwirrung und Auflösung in die Reihen der staatlichen Sicherheitsorgane und des Militärs getragen. Die regulären slowakischen Truppen, insgesamt 2 Divisionen stark, waren in ihrem Mannschaftsteil aus gesunden, braven slowakischen Burschen zusammengesetzt, aber von Offizieren geleitet, die zumeist noch ihre politische und militärische Ausbildung in der tschechoslowakischen Armee genossen hatten.

Die militärpflichtigen Karpatendeutschen waren im Zuge der Autonomiebestrebungen der deutschen Volksgruppe wohl im Verbands der slowakischen Armee geblieben, aber in eigenen rein deutschen Verbänden zusammengefasst worden, deren Infanterie als deutsches Bataillon in Kremnitz und ihre Artillerieabteilung in Leutschau stationiert

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, S. 158, 164.

waren. Waren diese Bestrebungen wohl verständlich, so zeigten die Partisanenereignisse nur zu deutlich, dass ein Verbleiben der Deutschen innerhalb der slowakischen Garnisonen vieles von dem verhindert hätte, was im Jahre 1944 geschah. Es wäre möglicherweise auch verhindert worden, dass alle jungen Volksdeutschen einschliesslich der deutschen Abteilungen des slowakischen Militärs unter zunehmendem Druck der SS-Aushebungskommissionen zur Waffen-SS gepresst worden wären. Im Juli 1944 waren die deutschen Abteilungen schon aufgelöst und zur Waffen-SS herübergeholt worden¹.

Das kleine slowakische Volk, bar jeder geschichtlichen Tradition, ist aber nie kämpferisch gewesen, und besonders der Krieg gegen die slawische Sowjetunion war in der Slowakei nicht sehr populär. . . . Die Teilnahme von Sicherungseinheiten der slowakischen Truppen am polnischen Feldzug entlang der slowakischen Nordgrenze und einer slowakischen Division während einiger Monate des Russlandfeldzuges im Jahre 1942, ohne dass es zu wesentlichen Einsätzen an der vordersten Front gekommen wäre, waren symbolische Akte, die aus propagandistischen Gründen von Seiten des Reichs gewünscht worden waren. . . . Auch die slowakische Gendarmerie bestand noch zum Grosseil aus tschechophilen Elementen, die bald zu den Partisanenverbänden übergingen. ...

Als die Folgen des ersten Luftangriffes auf Pressburg wieder etwas abgeklungen waren, schien sich noch einmal das kulturelle Leben der Volksgruppe wie in einer unbewussten Vorahnung des kommenden Endes zu einer Reihe von Kundgebungen seines Lebenswillens zusammenzuballen. Von heute aus gesehen ein nicht zu fassender, unwirklicher und scharfer Kontrast zum allgemeinen Niedergang. Im Schulungsheim in St. Georgen bei Pressburg fand die Kulturwoche statt. Sie war schon überschattet von laufenden Nachrichten über einzelne Partisanenaktionen und der zunehmenden Unsicherheit in allen Heimatorten der Teilnehmer.

Der Vf. berichtet über einen für die Zeit um den 25. August vom slowakischen Verteidigungsminister General Catlos in Pressburg geplanten Putschversuch, der den Auftakt zum allgemeinen Aufstand geben sollte, aber durch das Eingreifen der deutschen Gesandtschaft und der slowakischen Regierung vereitelt werden konnte, während gleichzeitig aus der Provinz, vor allem aus dem Raum Sillein, Vrutki, Rosenberg und Turz St. Martin, sich häufende Nachrichten von Überfällen, Plünderungen und Verschleppungen deutscher Personen eintrafen.

Am 28. August fuhren die ersten bewaffneten Partisanen durch Deutsch Proben in die nahe gelegene Kreisstadt Priwitz. Am 28. und 29. August erschienen die ersten Partisanenverbände in Glaserhau und Oberstuben². Die Stossrichtung ging also von Turz St. Martin gegen die deutschen Gebiete Deutsch Proben, Glaserhau, Krickerhau und über Oberstuben nach Kremnitz. Am 29. August ging die slowakische Garnison in Turz St. Martin zu den Partisanen über. In diesem Gebiete ging es immer turbulenter zu. In Ro-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 154 ff.

² vgl. hierzu den unter Nr. 134 abgedruckten Erlebnisbericht des Pfarrers Josef Pöss aus Glaserhau.

senberg wurden alle Züge aus der Hohen Tatra angehalten und alle Deutschen herausgeholt, zum Teil gleich niedergemacht oder verschleppt. In Turz St. Martin wurde in diesen Tagen ein Fernschnellzug Budapest–Berlin angehalten und alle Deutschen herausgeholt. Ein deutscher General, Offiziere und politische Persönlichkeiten fielen den Partisanen zum Opfer¹. Am 31. August wurden Deutsch Proben und der Industriort Krickerhau genommen und besetzt. Am 1. September wurde Glaserhau in Besitz genommen. Es erlebte am 21. September seinen blutigsten Tag, an dem bis auf wenige Ausnahmen sämtliche männlichen Personen zwischen 14 und 60 Jahren ermordet wurden, nachdem sie sich vorher ihr Massengrab schaufeln mussten^{2,3}.

Aus östlicher und südöstlicher Richtung von Neusohl und Altsohl erhielten die Partisanen neuen Zuzug mit den dortigen slowakischen Garnisonen. Die Eisenbahn wurde besetzt und von Hronská-Breznica aus die Verbindung nach der deutschen Sprachinsel Kremnitz vom Süden her abgeriegelt. In wenigen Tagen waren die volkreichsten Sprachinseln der Mittelslowakei von allen Seiten abgesperrt. Ein mörderischer Blut- rausch konnte beginnen. Wohl hatten auch die slowakischen Teile der Bevölkerung jener Gebiete Verluste, sie waren aber nicht mit denen der Deutschen zu vergleichen. Soweit mir bekannt ist, wurden nur die prominenten slowakischen Vertreter des Regimes, die am meisten mit den Deutschen zusammenarbeiteten, Funktionäre der slowakischen Volkspartei, der Hlinka-Garde sowie der Hlinka-Jugend herausgeholt und verschleppt. In den deutschen Volksgebieten war die vollständige physische und materielle Vernichtung das Ziel des Aufstandes⁸.

Ähnlich und in derselben Zeit verbreitete sich der Aufstand in den Sprachinseln der Ober- und Unterzips. Die Stossrichtung der Partisanenverbände kam hier von den Garnisonsorten Poprad und Zipser Neudorf gegen die Oberzips und von Neusohl und Altsohl sowie über Zipser Neudorf und von der Preschauer Seite her gegen die Unterzips. Da der Norden der Oberzips gegen das Generalgouvernement und der Süden der Unterzips gegen Ungarn hin frei waren, konnte der Hauptteil der deutschen Familien in diese Gebiete ausweichen und notdürftig geschützt werden⁴.

Unter den verschleppten und ermordeten Deutschen von Deutsch Proben. Krickerhau, Glaserhau und Kremnitz befanden sich viele wertvolle Mitarbeiter, die nur deswegen umgebracht wurden, weil sie sich für die Erhaltung des kulturellen und wirtschaftlichen Besitzstandes ihrer Volksgenossen eingesetzt hatten, ohne den mit ihnen lebenden Slowaken je etwas zuleide getan zu haben. Das bezeugt auch die Tatsache, dass sich der slowakische Minderheitenlehrer in Deutsch Proben – ich kann seinen Namen nicht mehr feststellen –, wie von vielen Zeugen bestätigt wurde, auf den Knien vor den Partisanenführern, besonders dem berüchtigten Kommissar Sofcik von Deutsch Proben, leider vergeblich um das Leben vieler unschuldiger Deutsch Probener Männer gebeten hat. So ging u.v.a. Lehrer Zeisel zugrunde, dessen einziger Fehler es war, dass er ein

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 160.

² vgl. Bericht Nr. 134.

³ Diese Auffassung des VfS. trifft nur bedingt zu; vgl. Einleitende Darstellung, S. 162.

⁴ vgl. den unter Nr. 131 abgedruckten Bericht.

führender und auch anerkannter Volkskundler seiner karpatendeutschen Heimat war. Es wurde weiter der Schuhmacher Damko, seit Jahrzehnten bewährter Mitarbeiter im Deutschen Kulturverbände, der Geschäftsbesitzer Steinhübl, der eifrige Kustos des mit viel Liebe zusammengetragenen Heimatmuseums in Deutsch Proben Anton Wässerle, der alte Kulturverbandsmitarbeiter Pernesch aus Gajdel, der Ortsgruppenleiter Ing. Geissler in Priwitz, der Ortsgruppenleiter von Krickerhau Ing. Herzog, der Lehrer Liebmann in Honneshau bei Kremnitz, den die Partisanen aus dem Dachstuhl der Kirche, in die er sich gerettet hatte, herunterschossen, ermordet. – Vor den Greueln in Krickerhau retteten sich etwa 4'000 Deutsche und Slowaken, Frauen und Kinder in die Kohlengruben, in denen sie unter den grössten Entbehrungen fast vier Wochen aushalten mussten. – In der Nähe von Zem. Kostolany hatte der Baron Tarnocy mit seiner Frau, einer geborenen Khevenhüller, einen kleinen Besitz. Obwohl sie nie einer deutschen Organisation angehört hatten, wurden sie überfallen. Frau und Tochter konnten in die Wälder entkommen, während der alte und kranke Besitzer, da er nicht sofort öffnen konnte, einfach durch die Tür niedergeknallt wurde. Der Besitz wurde vollständig ausgeplündert.

Anschliessend gibt der Vf. den Bericht von Augenzeugen wieder, wie der Bürgerschuldirektor und Ortsgruppenleiter von Kremnitz, Alfons Rott, von den Partisanen zur Hinrichtung durch die Strassen der Stadt geschleppt, dabei verhöhnt, fürchterlich gemartert und zu Tode gequält wurde. Der später exhumierte Leichnam sei bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen gewesen.

Das Niederdrückendste an diesen Ereignissen war, dass den von allen Seiten abgeriegelten Deutschen der Mittelslowakei keinerlei Hilfe gebracht werden konnte. Zu ihnen war jede Verbindung unterbrochen. Die Deutschen der Oberzips konnten sich an die Wehrmachtsstellen im benachbarten Generalgouvernement wenden und von dort militärische Hilfe erhalten. Sobald die bewaffneten Partisanenbanden, wenn auch nur auf geringe, aber tapfere deutsche Gegenwehr stiessen, waren sie bald zersprengt. In der Unterzips war die Abwehr der Partisanen und die Flucht der deutschen Familien bedeutend schwieriger, weil das Gebiet stark bewaldet und verkehrstechnisch wenig erschlossen ist. Der Fluchtweg der gefährdetsten deutschen Familien führte hier aus dem Göllnitztal über die einzige bewaldete und in der damaligen Zeit sehr gefährdete Passstrasse von Schmöllnitz nach Stoss und Unter Metzenseifen in das nach Ungarn freie BodvataP. In einem Zugtransport über Ungarn kamen überhetzte und gequälte Frauen und Kinder in Pressburg an.

Am 31. August wurde von Pressburg aus ein Hilfsversuch für die Deutschen der Kremnitzer Sprachinsel unternommen. Der Gauleiter von Wien, Baldur v. Schirach, war in Pressburg mit Omnibussen und einem bewaffneten Geleitzug erschienen, um mehrere KLV-Lager in Bad Pistyán heimzuholen. – In vielen Bädern und Sommerfrischen bis weit in den Osten hinein waren in der Slowakei Tausende durch die Bombardierung im Reich gefährdete Jugendliche untergebracht worden. Viele von ihnen wurden in der Mittelslowakei in den Augusttagen 1944 Opfer der Partisanen. Ich kann mich eines

¹ vgl. dazu den unter Nr. 131 abgedruckten Bericht.

grausigen Falles erinnern, wo sich in Bad Lubochna bei Rosenberg gegen hundert Jugendliche des dortigen KLV-Lagers mit Hilfe einiger zufällig dorthin geratener deutscher Soldaten verteidigten und von der Übermacht der Partisanenbanden bis zum Letzten niedergemacht wurden. – Ein Teil der bewaffneten Mannschaften wurde dem Volksgruppenführer ab Pistyan zur Begleitung eines Waffen- und Munitionstransportes nach Kremnitz zur Verfügung gestellt. Die Fahrt war ein verzweifeltes Wagnis. Überall loderte der Aufruhr. Es drohten auch schon die nahe Pressburg gelegenen westslowakischen Garnisonen, Tyrnau und Neutra, die passiert werden mussten, zu den Partisanenverbänden überzulaufen. Hinter Zlaté Moravce stieß der Transport mit schwer bewaffneten LKW übergelaufener slowakischer Truppen zusammen, die die dann später festgestellte Aufgabe hatten, die Garnison in Neutra zum Marsch auf Pressburg mitzureissen. Die Slowaken eröffneten sofort ein mörderisches Feuer mit Maschinengewehren und Handgranaten. Der deutsche Hilfszug wurde aufgerieben, Autos, Waffen und Munition verbrannten. Der Volksdeutsche Mannschaftsführer Ferdinand Klug und viele der begleitenden Soldaten aus Wien fielen, und nur ein kleiner Teil mit dem Volksgruppenführer kam nach 24 Stunden in Pressburg wieder an.

Nachdem sich um den 1. September nun auch die Garnisonen Neutra und Tyrnau den Partisanen zum Teil angeschlossen hatten, schien es sicher zu sein, dass die Stossrichtung gegen Pressburg ging. Alle gefährdeten volks- und reichsdeutschen Familien wurden im Gesandtschaftsviertel zusammengezogen und Strassenzüge rundherum abgesperrt. Aus Engerau und dem Truppenübungs- und Flugplatz Malacky, der nach der Ausrufung der unabhängigen Slowakei im Jahre 1939 als deutscher Truppenstützpunkt ausbedungen worden war¹, wurden einige rasch zusammengefasste Kompanien nach Pressburg geworfen und die wehrfähige volksdeutsche Mannschaft zusammengerufen. In der Nacht und am nächsten Tag gelang es, die slowakischen Garnisonen zu entwaffnen und kaserniert zu halten. Wieder hatte ein rascher Zugriff in letzter Stunde das Äusserste verhütet.

Am nächsten Tag kamen Nachrichten, dass die beiden genannten Garnisonen sich untereinander auch nicht einig waren, viele auf Seiten der Regierung verblieben, so dass der Marsch nach Pressburg unterblieb. In diesen Tagen richtete der Präsident eine Rundfunkansprache an die Slowaken und ermahnte sie zur Besinnung. Nach ihm sprach etwa im selben Sinne General Catlos einen Appell an die slowakischen Truppen. Kurz nachher war er spurlos verschwunden und in das von Partisanen besetzte Gebiet untergetaucht. (Einen Dank seitens Sowjetrusslands hat er aber nicht geerntet. Er wurde gefangenommen und nach Russland verbracht, später an die kommunistische Regierung nach Pressburg ausgeliefert² und ihm der Prozess ebenso gemacht wie dem Präsidenten Tiso und den Mitgliedern der Regierung, nachdem er sich aber noch dazu hergegeben hatte, seinen Präsidenten in dessen Volksgerichtsverfahren zu belasten.)

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 148.

² Gemeint ist der Slowakische Nationalrat. Dieser setzte sich zu jener Zeit nicht allein aus Repräsentanten der Kommunistischen Partei, sondern auch der Slowakischen Nationalpartei zusammen; vgl. Einleitende Darstellung, S. 158.

Auf die Hilferufe der deutschen Gesandtschaft wurde endlich um den 5. September mit deutschen Gegenoperationen begonnen, um mit letzten Kräften den mehr als wahrscheinlich Zusammenbruch der Slowakei aufzuhalten. In Pressburg hatte sich der SS-Obergruppenführer Berger als Kommandeur der deutschen Einheiten etabliert und leitete mit Verbänden der Waffen-SS den Angriff entlang des Neutratales, gegen Priwitz, Deutsch Proben, Glaserhau, Oberstuben und Kremnitz mit der weiteren Richtung Grantal gegen Neusohl, dem Hauptsitz der aufständischen Regierung, ein. Am 18. September wurde Deutsch Proben, Anfang Oktober Krickelhau und Glaserhau und wenige Tage später Kremnitz befreit¹. Eine Wehrmacht Kampfgruppe stiess von Sillein entlang der Waag über Vrutky hinaus vor und befreite das Waag- und Turztal. Gegen Ende Oktober, nachdem der nach Deutschland zurückgekehrte Berger durch Obergruppenführer Hoefle ersetzt worden war, wurde Neusohl genommen.

Ein wesentlicher Widerstand war nur an wenigen Punkten festzustellen, die Partisanen zerstoßen in alle Richtungen, das übergelaufene slowakische Militär, von dem der Grossteil ohne inneren Anteil von einer Minderheit mitgerissen oder – selbst unsicher und mutlos – zum Aufstand gepresst worden war, in Massen gefangengenommen. Sie wurden in Sicherheitsgewahrsam nach Deutschland geschafft. Der Hauptteil der Partisanen aber wurde nicht gefasst, er tauchte wieder in den Wäldern unter und erschien mit den Sowjetrussen in 5 Monaten wieder und bildete in der Slowakei die erste blutrünstige Exekutive nach dem Zusammenbruch.

Es folgt noch die Wiedergabe unverbürgter Nachrichten über das Ende des slowakischen Generals Viest und des tschechischen Generals Golian, die die militärischen Aktionen des Partisanenaufstandes geleitet hatten.

Gleich nach Befreiung der volksdeutschen Siedlungsgebiete konnte eine grausige Bilanz der deutschen Opfer aufgestellt werden. In den meisten deutschen Orten, besonders der Mittelslowakei, wurden fürchterliche Verwüstungen festgestellt. Die meisten Wohnungen der wohlhabenderen Schichten waren ausgeplündert, aus den Geschäften, Gewerbebetrieben und sonstigen Unternehmungen – ich denke dabei besonders an die mit viel Opfergeist und Kapital des idealistisch gesinnten Unternehmers E. B. errichtete Ziegelei und die keramischen Werke in Deutsch Proben – war alles Brauchbare und Wertvolle vom Partisanenpöbel auf den Wagen der Geschädigten weggeschleppt oder zerstört worden. Ein Teil der Männer und der männlichen Jugend kam verwaht und halb verhungert aus den die Heimat umgebenden Wäldern hervor, verängstigte Frauen und Kinder wagten sich auch jetzt noch kaum auf die Strasse.

Ich bin Ende September gleich nach dem Entsatz mit dem Rechnungsführer der deutschen Volksgruppe H. A. und einigen Begleitmannschaften des inzwischen gebildeten deutschen Heimatschutzes² nach Deutsch Proben gekommen – als man von Krickelhau herüber noch Artilleriedetonationen hörte – und war Zeuge, wie unmensch-

¹ vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 161.

² Eine aus den einheimischen und noch nicht zum Wehrdienst einberufenen Deutschen in den einzelnen deutschbewohnten Ortschaften zum Schutz gegen Partisanenüberfälle aufgestellte Heimwehr; vgl. hierzu den unter Nr. 131 abgedruckten Bericht und Einleitende Darstellung, S. 164.

lich die Partisanen in diesem Städtchen gehaust hatten. Es war mir furchtbar, die Frauen und Kinder jener braven und unschuldigen Männer aufzusuchen, die verschleppt worden waren und schändlich zugrunde gingen. (Sie wurden zuerst in dem Barackenlager Nováky von allen Seiten zusammengetrieben und nach dem Herannahen der deutschen Truppen weiter verschleppt.)

Ein Grossteil der Massengräber wurde geöffnet und, so weit es möglich war, die Opfer identifiziert und in ihren Heimatorten beigesetzt. Berüchtigt als Orte bestialischer Hinmordung vieler Hunderter Deutscher waren die Orte Sklabina bei Turz St. Martin, Glaserhau, Slovenská L'upca und Micine bei Neusohl¹. Daneben aber wurden überall einzelne verscharrte Opfer der Partisanen festgestellt.

Nachfolgend führt der Vf. noch Zeugenaussagen an.

Die Niederringung des slowakischen Aufstandes war, gemessen an der immer bedrohlicher werdenden Situation an den Fronten, nur eine kleine Episode. Sie konnte den tödlichen Ernst der Lage nicht mehr ändern, sondern das Ende nur um einige Monate hinausschieben. Der Partisanenputsch hat aber mit aller Schärfe gezeigt, was besonders die Deutsche in der Slowakei vom sowjetischen Vormarsch zu erwarten hatten. Es wurde daher erwirkt, dass die deutsche Volksgruppe evakuiert werden konnte². Die Vor-

¹ vgl. auch die unter Nr. 133 und 134 abgedruckten Berichte.

² Erste Vorbereitungen für die Evakuierung vor allem der Deutschen aus der Ost- slowakei waren bereits im Juli 1944 besprochen worden. Darüber berichtet Prof. Dr. Roland Steinacker:

«Im Juli 1944 kam der Volksgruppenführer Karmasin ins Bischöfliche Amt der Deutschen Evangelischen Kirche A. B. in der Slowakei, wo ich auch tätig war, und teilte uns Folgendes mit: Die Deutsche Wehrmacht hat der Volksgruppenführung mitgeteilt, dass die Front voraussichtlich bis zur Hohen Tatra zurückverlegt werden muss. Die Volksgruppenführung möge in aller Stille die Evakuierung der deutschen Bevölkerung in der Zips vorbereiten. Die Volksgruppenführung lege nur Wert darauf, dass bei den Trecks und bei der Evakuierung die Pfarrer mit ihrer Gemeinde mitziehen.

Nun standen wir vor der schwierigen Aufgabe, wie wir das durchführen sollten, damit keinerlei Panik entstand. Nach reiflicher Überlegung beschlossen wir, vom Bischöflichen Amt ein bischöfliches Schreiben an die Kirchengemeinden und Anweisungen für die Pfarrer herauszugeben, wie die Evakuierung vorzubereiten sei. Diese Zuschriften wurden in versiegelten Umschlägen dem Kirchenrat Gustav Adolf Wagner in Leutschau zugeleitet, damit er sie im Falle der Evakuierung den einzelnen Pfarrämtern rechtzeitig zustellen könne. Es war ausdrücklich vorgesehen, dass die einzelnen Pfarrämter die Briefe erst im Evakuierungsfalle erhalten sollten.

Nun brach aber unerwartet Ende August 1944 der Partisanenaufstand in der Slowakei aus. Wir waren in der Zips wochenlang abgeschnitten. Während des Partisanenaufstandes verschickte Kirchenrat Wagner die bischöflichen Zuschriften an die Zipser Pfarrämter.

Ich möchte hier noch bemerken, dass das Bischöfliche Amt ein Verzeichnis der Zipser Pfarrer an Bischof Heckel in Berlin, an den Gustav-Adolf-Verein und den Martin-Luther-Bund schickte, da wir von der Voraussetzung ausgingen, dass die Pfarrer ins Reich kommen würden.

Der Partisanenaufstand wurde Ende Oktober 1944 durch den SS-General Höfle niedergeschlagen. Unmittelbar anschliessend, noch im Oktober 1944, wurde mit der Evakuierung zunächst der Untertzips begonnen.» (Original, 12. Oktober 1953, 4 Seiten, mschr.)

bereitungen wurden vom Osten her begonnen und zuerst, noch im Spätherbst, die Frauen und Kinder aus der Nord- und Südzip sowie alles Streudeutschtum in den östlichen Gebieten in Sicherheit gebracht¹. Die Männer wurden zum Volksdeutschen Heimatschutz eingezogen, der, solange es die militärischen Ereignisse zuliesse, den Schutz der Heimatgebiete übernehmen musste.

Nachdem die Russen auch nach dem Einsatz der berühmtesten deutschen Kampfverbände nach den Kämpfen am Plattensee nicht mehr aufzuhalten waren, wurden auch die Frauen und Kinder aus der Mittelslowakei weggebracht². Auffanggebiete für die Slowakeideutschen waren der Gau Oberdonau und das nördliche Sudetengebiet zwischen Reichenberg und Karlsbad.

Um Weihnachten 1944 war die Lage in Ungarn wieder äusserst gefährlich geworden. Sie wurde aber durch einige Gegenstösse wieder verbessert, so dass die Deutschen von Pressburg und Umgebung noch ein Weihnachten im Kreise ihrer Familien feiern konnten. Im März 1945 stiessen die Russen vom Norden her über die Magura und Oberzip in die Slowakei hinein. Da auch in Ungarn an ein Aufhalten der Front nicht mehr zu denken war, wurden alle noch restlichen Gebiete evakuiert. Die Bauern der Oberzip stellten einen Treck zusammen, der durch das Waagtal und über die Pässe in den Kleinen Karpaten in den Böhmerwald geleitet wurde. Mit Eisenbahnzügen und Schiffen wurden die westlichen Sprachinseln und die Pressburger Deutschen abgefahren³. In der Osterwoche 1945 war mit dem Auszuge eines Trecks aus der Deutsch Probener und Kremnitzer Sprachinsel die Evakuierung zum grössten Teil beendet. Vom Süden her waren die Russen bereits bis in die Neutraer Gegend vorgedrungen.

Am Ostersonntag, dem 1. April, als russische Einheiten bereits in die Pressburger Sprachinsel bei Grünau und Bösing eingedrungen waren und den Übergängen nach Mähren in den Kleinen Karpaten zustrebten, verliess die Volksgruppenführung Pressburg in Richtung Gänserndorf. Die slowakische Regierung hielt sich noch einige Tage in der westlichen Slowakei auf. Mit der Erklärung Pressburgs zur Festung und seiner Verteidigung sowie der Verteidigungsmöglichkeit der Karpaten als dem letzten Wall nach Mähren war noch eine schwache Hoffnung vorhanden, hier die Russen aufzuhalten. Nachdem aber bereits das Burgenland in der Richtung gegen Wien von den Russen überrollt war, war an eine Verteidigung der Stadt Pressburg überhaupt nicht mehr zu denken. Am 4. April 1945 waren die Russen in Pressburg. Am 5. April verliess die slowakische Regierung ihr Land. Sie wurde in Kremsmünster südlich von Linz bis zur Internierung durch die Amerikaner untergebracht.

In der Zeit zwischen dem 8. April und 1. Mai hielt ich mich bei den evakuierten Landsleuten in Oberösterreich auf. Es musste hier nach dem Rechten gesehen werden bezüglich Unterkunft, Verpflegung, Arbeitseinsatz und Betreuung der Volksdeutschen. Als es in der Nacht zum 1. Mai klar wurde, dass der Zusammenbruch unmittelbar bevorstand, verliessen wir am 1. Mai abends Oberösterreich, nachdem die amerikanischen

¹ vgl. hierzu die unter Nr. 130 und 131 abgedruckten Berichte.

² vgl. Bericht Nr. 135.

³ vgl. hierzu die unter Nr. 136 und 137 abgedruckten Berichte.

Truppen schon unmittelbar an der oberösterreichischen Grenze bei Schärding standen. Mit einigen Freunden durchfuhren wir Böhmen, um zu unseren Familien ins Sudetenland zu gelangen.

In Südböhmen strebten Wehrmachtstransporte, Züge mit Verwundeten, abenteuerliche Marschkolonnen der in Böhmen konzentrierten Wlassow-Armee¹ in der uns entgegengesetzten Richtung nach Oberösterreich. Die Strassen waren übel zugerichtet und verstopft. Nervosität, brutales Vorwärtsdrängen der Stärkeren, Schimpfen und Schreien. Dazu auf den höher gelegenen Böhmerwaldübergängen bei Kaplitz ein dichtes Schneetreiben.

Am nächsten Tage durchfuhren wir das Protektorat. Dort war alles totenstill, keine Bewegung auf den Strassen, Stille in den Dörfern und Städten, eine unheimliche Atmosphäre. Obwohl zwei Tage später in Prag der Putsch ausbrach² – sehr bezeichnenderweise und ausgeklügelt wenige Stunden vor Torschluss –, war die Stadt merkwürdig ruhig. Wie hielten uns zwei Stunden auf und besuchten Bekannte. Niemand schien eine Ahnung zu haben, was unmittelbar bevorstand. Unsere Wagen wurden allerdings von einzelnen Tschechen genau beobachtet.

Am Abend war jeder bei seiner Familie, ich bei Frau und Kind im elterlichen Besitz in T. Wir wollten uns in einigen Tagen in Reichenberg treffen, um auch hier mit den Vertretern der Volksgruppe an der Betreuung der Landsleute mitzuarbeiten. Dazu kam es allerdings nicht mehr. Durch den Zusammenbruch der Abwehr in Sachsen waren die Russen plötzlich an den Übergängen im Erzgebirge bei Teplitz-Schönau erschienen und stiessen mit äusserster Schnelligkeit in den Kessel nach Böhmen hinein, jedenfalls um alle ostwärts gelegenen und hie und da noch kämpfenden deutschen Truppen abzufangen³. – Das Chaos war fürchterlich. Nicht nur die zersprengte Schörnersche Armee flutete nach dem Westen, sondern wochenlang vorher zogen Tag und Nacht schwer mitgenommene Trecks und Tausende schlesische Flüchtlinge zu Fuss oder mit allerlei erbärmlichen Vehikeln über die Elbe und dem Erzgebirgskamm entlang nach dem Westen. Sie wurden alle in die Sintflut, die jetzt hereinbrach, mit hineingerissen.

Ich brachte am 7. Mai nachmittags meine Familie aus T. zu befreundeten Bauern ins böhmische Mittelgebirge. Gegen Abend wurde T. von russischen Bombern heimgesucht und schwer beschädigt. In der darauffolgenden Nacht kamen SS-Verbände durch T. Sie sahen hier die ersten weissen Fahnen an den Häusern. In verbissener sinnloser Kampfbereitschaft bis zum letzten wollten sie die Bürger bestrafen, leerten an der etwas geneigten Hauptstrasse der Stadt in Richtung gegen Osten ihre Panzer und sonstigen reichlichen Benzinorräte und zündeten alles an. Die Strasse wurde fast vollständig eingäschert.

In Leitmeritz hatte der über Teplitz-Schönau nach Böhmen stürmende Keil der Sowjets die Elbe ostwärts überschritten. Wir stiessen mit unserem Wagen direkt auf die heranbrausenden ersten Wagen der Russen am Leitmeritzer Markt. Die Wirkung des

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 57 f.

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 55.

³ vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 20.

ersten Zusammentreffens mit den Sowjets auf die Stadt und ihre Bevölkerung war unbeschreiblich. Alles rannte schreiend auseinander und flüchtete gegen Norden aus der Stadt in das Mittelgebirge. Ein am Bahnhof stehender Verwundetentransport stob auseinander. Schwestern und beingesunde Soldaten schleppten ihre schwerverwundeten oder beinverletzten Kameraden. Autos, LKW, Pferdefuhrwerke und sonstige Gefährte rasten aus der Stadt. Ich habe nie in meinem Leben ein derartiges Inferno erlebt.

In dieser Nacht vom 7. auf den 8. Mai wurde die Kapitulation verkündet. Zwei Tage später rückten die Panzerverbände der Russen unter Marschall Konjew mit ihrem fürchterlichen Dröhnen, Knirschen und Rasseln ein, und gleichzeitig besetzten tschechische Partisanenverbände, in jener Gegend in hellbraunen Uniformen der deutschen Afrikaarmee, die Städte und Ortschaften und setzten die Ortsausschüsse des Národní Výbor als Exekutive ein¹ . . .

Nachdem die deutschen Siedlungen bereits reichlich ausgeplündert waren, alle landfremden Flüchtlinge, insbesondere die Schlesier und später die Slowakeideutschen in Transporten oder Lager zusammengefasst, die Schlesier in der Richtung nach der nordostböhmischen Grenze, die Slowakeideutschen später nach der Slowakei abbefördert wurden, sickerten bereits die ersten Nachrichten durch, dass alle Deutschen ausgetrieben werden sollten. Am 7. Juni verliessen mit dem spärlichen Überrest unserer Habe die bäuerlichen Freunde im Dorfe M. und zogen wieder nach T. zurück.

Am 21. Juni wurden wir mit einem Handwagen und zwei Rucksäcken, die den jämmerlichen Überrest unseres Besitztums enthielten und die unterwegs noch mehrere Male ausgeplündert wurden, binnen einer halben Stunde aus dem ererbten Besitz herausgetrieben und über Herrnskretschen nach Sachsen abgeschoben. In Herrnskretschen, der letzten Kontrollstation, spielten sich noch unbeschreibliche Szenen ab. Söhne und Töchter, oft nur halbwüchsig, wurden den Eltern entrissen und wieder zurücktransportiert. Frauen und Mädchen wurden in Zelten bei weit geöffneten Eingängen splitternackt ausgezogen, unter dem Gröhlen der Partisanen abgegriffen und angeblich nach Schmuck untersucht. Bei den Köpfen schreiender Frauen wurde knapp vorbeigeschossen, die untersuchten, abgequälten und fast vollständig ausgeraubten Teilnehmer dieses Zuges mussten, ob alt oder jung, im raschen Laufschrift über die Grenze hasten, und hinter ihnen her wurde geschossen. Dabei hatte sich – da dies der erste Vertriebenenmarsch war – die sadistische Technik des Quälens und Beraubens noch nicht einmal entsprechend entwickelt. Teilnehmer späterer Austreibungen erzählten mir von noch viel schlimmeren Praktiken². Trotz des Elends waren wir erlöst und glücklich, als wir in Sachsen angekommen waren und dieser Hölle entrinnen konnten. So erfolgte die in Potsdam beschlossene humane Aussiedlung der Deutschen aus ihrer Heimat³.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 67.

² Über die tschechischen Austreibungsaktionen im Sudetenland in den Sommermonaten des Jahres 1945 s. die unter Nr. 71 bis Nr. 97 abgedruckten Berichte.

³ Die Potsdamer Konferenz der drei Grossmächte, die die «humane» Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn als notwendig anerkannte, hatte zu diesem Zeitpunkt (21. Juni 1945) noch nicht begonnen. Die Beschlüsse wurden erst am 2. August bekanntgegeben.

Dann berichtet der Vf., wie er in Süddeutschland von den amerikanischen Besatzungsbehörden auf Betreiben eines tschechischen Verbindungsoffiziers zweimal verhaftet, auf Grund einer tschechischen Suchliste mit der falschen Beschuldigung, als Agent des SD und der Gestapo in Pressburg tätig gewesen zu sein, zusammen mit mehreren Sudetendeutschen Mitte September 1946 an die CSR ausgeliefert und zunächst in das Polizeigefängnis von Pilsen gebracht wurde.

Am 9. Oktober 1946 wurde ich mit einem der älteren Gendarmeriewachtmeister nach Pressburg eskortiert, nachdem zwei Tage vorher die anderen drei Kameraden – wie ich später erfuhr – nach Kladno gebracht worden waren. Die Fahrt im Schnellzuge dauerte den ganzen Tag. Zur Verpflegung hatte ich nur ein viertel Pfund Brot mitbekommen. Mein Wachtmeister war ein gutartiger alter Tscheche. Er hatte in seiner Begleitung eine ihm bekannte jüngere dicke Tschechin aus Pilsen. Da ich gut tschechisch spreche, kam ich bald mit den beiden ins Gespräch. Die Frau war schwer mit Geld ausgestattet und nur mitgefahren, um in der Slowakei möglichst viel aufzukaufen. Sie liess sich über gute Geschäfte und Gaststätten in Pressburg informieren und wollte auch in der slowakischen Provinz einen der bekannten und gut gearbeiteten Schafspelze kaufen. Sie wusste Phantastisches über den ihr bekanntgewordenen Warenreichtum der Slowakei zu berichten. – Dem überfüllten Schnellzug aus Prag und den Erzählungen entnahm ich auch, dass eine laufende Invasion von Tschechen nach Pressburg im Gange war, die dort alles Begehrtenwerte aufkauften. Ich konnte dann im Internierungslager in Nováky, als wir bereits freien Ausgang in die umliegenden slowakischen Dörfer und die Kreisstadt hatten, selbst auch feststellen, dass die Slowakei mit Waren jeder Art überfüllt war, die während ihrer staatlichen Selbständigkeit meist über Handelsbeziehungen mit Deutschland eingeführt worden waren und selbst im Reiche schon längst nicht mehr zu haben waren. Aus anderen Gesprächen entnahm ich auch, dass sich die charakterlich intakt gebliebenen Tschechen sehr deutlich von den sogenannten «Zlatokopci» (Goldgräbern) schieden, die das deutsche Gebiet im Jahre 1945 überfluteten und alles, was ihnen in den verlassenen deutschen Häusern in die Hände fiel, zusammenscharften und ins Innere Böhmens schafften¹. Gespräche über die politischen Vorgänge im Lande hörte man aber auch damals nicht mehr.

Der tschechische Gendarmeriewachtmeister und seine Bekannte haben mich sehr nett behandelt. Sie gaben mir während der ganzen Fahrt reichlich von ihrem Essen. Jedemal wenn der Wachtmeister rauchte, steckte er mir eine Zigarette zu. Ich war gierig vor Hunger und habe diesen Tag wie schon seit Monaten nicht gegessen. Ich denke auch noch heute dankbar an ihn.

In Pressburg angekommen, musste ich mit meinem an sich geringen und nichtssagenden Gepäck zu Fuss in das etwa eine halbe Stunde entfernte Polizeigefängnis gehen. Ich war aber bereits so entkräftet, dass ich kaum weiterkam. Ich bekam nach wenigen Schritten keine Luft mehr und musste dauernd stehenbleiben. Zum Schluss musste mir der Wachtmeister tragen helfen. Ich musste auch damals fürchterlich ausgesehen haben,

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 89.

wahrscheinlich erschreckend mager und seit Tagen unrasiert, jedenfalls blieben andauernd Fussgänger stehen und beobachteten uns.

Nach den Aufnahmeformalitäten wurde ich in eine Massenzelle hineingeschoben. In dem trüben Lichte konnte man anfänglich gar nichts erkennen. Ich sah nur den Raum mit allen möglichen heruntergekommenen Gestalten angefüllt, die teils auf Holzpritschen, teils am Fussboden lagen oder kauerten. Ich mag einige Minuten vor mich hingestiert haben, als plötzlich eine Stimme rief: «Ja, das ist ja der F.!» Gleich darauf sprangen einige Gestalten auf und begrüßten mich. Es waren 6 Volksdeutsche hier, die mich aus meiner früheren Tätigkeit kannten. Darunter der frühere Chefredakteur des Pressburger Deutschen Tageblattes «Grenzbote», der die beiden letzten Jahre als Ausländskorrespondent beim deutschen Pressebüro in Istanbul und Ankara tätig war. Die anderen waren teils Amtswalter der Volksgruppe oder Mitglieder der «Freiwilligen Schutzstaffel» (FS)¹; andere waren nur deswegen da, weil sie eben Deutsche waren.

Die Zelle war masslos schmutzig. Die Wände waren gesprenkelt von tausenden erschlagenen Wanzen. Sie bot Raum für sechs Mann und war ständig mit 18 bis 25 Mann überbelegt. Ausser den Deutschen waren Slowaken und Ungarn wegen der verschiedensten Delikte hier versammelt. Die am längsten Inhaftierten hatten «Ehrenplätze» auf den Holzpritschen. Wir anderen lagen auf dem schmierigen, staubigen, nackten Fussboden. Als einzige Unterlage wurden am Abend sorgfältig aufgehobene Papierfetzen untereinander verteilt. Es war eine Kunst der Häftlinge, sich so hinzulegen, dass jeder eng an den anderen gepresst sich nur halbwegs ausstrecken konnte. Die Lüftung war spärlich, und die Armeen von Wanzen taten ein Übriges, so dass ich in der ersten Zeit überhaupt nicht schlafen konnte. Die Verpflegung war noch dürftiger als in Pilsen.

Obwohl die öffentliche Verpflegung in Bayern im Jahre 1945 mehr als knapp war, lernte ich erst in den tschechischen Gefängnissen kennen, was neben der verlorenen Freiheit Hunger eigentlich bedeutet. Mit aller noch vorhandenen seelischen Kraft muss man gegen die menschenunwürdige Gier, die unbarmherzig die Persönlichkeit befällt, ankämpfen. Ich musste unwillkürlich an mich halten, wenn die anderen, die hier noch hilfreiche Angehörige draussen hatten, Pakete bekamen und ungerührt drauflos assen, oder die Geld hatten und sich durch die Wärter Verschiedenes bestellen konnten. Ich war meist immer scheusslich deprimiert, wenn mich der Hunger plagte, andererseits musste ich wie suggestiv gezwungen auf diejenigen schauen, die aus ihren Paketen assen. Es gab aber unter den Bekannten auch solche, die von ihrem Eigenen abgaben. Auch Ungarn und Slowaken, die die Gefängniskost nicht essen wollten oder konnten, gaben mir ihre spärlichen Portionen. Dürftige, durch manche Aussenarbeiter hereingeschwindelte Zigaretten gingen auf einige befreiende Züge von Mann zu Mann. Trotz dieser Hilfen sah ich den Zeitpunkt kommen, an dem ich grösseren Strapazen etwaiger Vernehmungen nicht mehr an gewachsen sein würde. Es war mir im Anfang unvorstellbar, dass Einzelne hier schon an die sechs Monate ausgehalten hatten.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 151, Anm. 2.

In der Früh um 6 Uhr wurde jeder einzeln in den kleinen Waschraum geführt, wo er in grosser Schnelligkeit Hände und Gesicht nassmachen konnte. Nur wenige waren glückliche Besitzer unvorstellbar wertvoller Waschutensilien wie Seife, Kamm und Handtuch. Wenn man Geld hatte, konnte man sich am Sonntag rasieren lassen. Ich pumppte einmal in drei Wochen die notwendigen 10 Kronen; mehr als sechs Wochen war ich nicht aus meinen Kleidern gekommen; von einem Wäschewechsel keine Spur. Dass ich damals nicht total verlauste, ist mir heute noch ein Rätsel.

Das Wachpersonal benahm sich verschieden. Jüngere, anscheinend noch Angehörige der aufständischen Partisanen, waren gehässig. Ältere verhielten sich neutral. Einer war recht anständig und wurde allgemein geliebt. Vernehmungen waren in den drei Wochen, die ich in dieser Massenzelle verbrachte, selten. Manche Häftlinge wurden geschlagen, wenn man Geständnisse erpressen wollte oder wenn sie sich unruhig oder widerspenstig benahmen. Ein Ungar wurde bei seiner Einlieferung so geschlagen, dass er blutunterlaufene Striemen am Körper und ein geschwollenes, dunkel verfärbtes Auge hatte. Schmerzensschreie im Gebäude hörte man öfter. Der Chefredakteur wurde bei seiner ersten Vernehmung hier, nach 5 Monaten seit seiner Einlieferung, furchtbar zugerichtet. Er wurde in der Nacht geholt. Er sagte, es wäre gar keine Vernehmung gewesen, sondern die betrunkenen Polizeibeamten wollten sich einfach mit ihm ein Vergnügen machen. Er wurde von anderen herbeigeholten Häftlingen auf Befehl mit Stühlen und Stuhlbeinen geschlagen, bis er stöhnend am Boden lag. Er wurde wieder aufgejagt und durch die Räume geschleppt. Bei jedem Stalinbild musste er sich aufstellen und unter dem Gejohle der Beamten die Hand zum Deutschen Gruss erheben und «Heil Hitler» brüllen. Dann sausten wieder Schläge auf ihn nieder. Zum Schluss wurde er von allen bespuckt und mit Fusstritten herausgejagt, wo ihn der Wächter wieder übernahm und in die Zelle brachte.

Die Zellengenossen wechselten mit Ausnahme der Deutschen ständig.

Anschliessend erwähnt der Vf., dass u.a. auch ein slowakischer katholischer Geistlicher hier eingeliefert wurde, weil er gegen das herrschende Regime gepredigt hatte, und eine Gruppe siebzehnjähriger Oberschüler, die zu dieser Zeit als Anhänger der slowakisch-katholischen Autonomie Flugblätter gegen den Kommunismus gedruckt und verbreitet hatten. – Dann folgt eine ausführliche Erzählung der Lebensgeschichten zweier Mithäftlinge, worin sich die ganze Wirrnis der politischen und ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den Fronten während des Krieges und der persönlichen Konflikte der in diesen Strudel hineingerissenen Menschen widerspiegelt.

In schlaflosen, von Wanzen gequälten Nächten hatte ich genügend Zeit, mir alle Begründungen über meine Tätigkeit in der deutschen Volksgruppe zurechtzulegen. Auch in slowakischer Sprache, die ich recht gut, allerdings mit etwas Tschechisch vermischt, beherrsche. Wenn mir nicht Lügen unterschoben, bezahlte falsche Zeugen gegenübergestellt werden (wie mir erzählt wurde, ist es in vielen Verfahren der Fall gewesen) oder sonstige teuflische Sachen angedreht werden, fand ich nichts, vor dem ich auch nur einen Funken Angst zu haben brauchte. Die erfahrenen deutschen Zellengenossen dachten aber anders darüber. Sie lachten über meine Naivität zu glauben, dass

auch nur ein Schimmer von Hoffnung bestehe, gerecht und objektiv beurteilt zu werden. Man taxierte mich allgemein nach den gewohnten Praktiken der Volksgerichte auf 10-15 Jahre. Die Vernehmungen hier im Polizeigefängnis, in das alle vor dem Volksgericht zuerst eingeliefert wurden, bildeten die Grundlage für das Verfahren beim Volksgericht. Von hier wurden dann die Häftlinge in das Volksgericht in der Gärtnergasse überführt und dort abgeurteilt. Nach allen vorhergehenden Verfahren, deren Ergebnisse sich bis in die Zellen durchflüsterten, schien man viel Zeit zu haben. Es dauerte im Volksgericht auch noch oft ein bis zwei Jahre, bis man drankam.

Am 23. Oktober abends gegen 7 Uhr wurde ich zur Vernehmung geholt. Ich sah vor mir mehrere Vernehmungsbeamte und eine Schreibkraft an der Maschine. Die Vernehmungsbeamten waren alle jung, in Zivil, vermutlich die junge kommunistische Intelligenz aus der Partisanengarde. Ein gutgenährter, an seinen Fingern vielfach beringter Slowake begrüßte mich mit ironischer Freundlichkeit und bot mir zynisch eine amerikanische Zigarette an. Gleich darauf trat dann ein dunkler, etwas älterer Beamter ein, der mich mit einem scharfen, verbissenen Blick mass. Er hielt sozusagen die Einleitung zur Vernehmung und warf mir gleich eine Kulturpolitik an den Kopf, die den Zweck hatte, Slowaken zu entnationalisieren. Er kannte die in seiner Heimat in Trentschin gegründete deutsche Volksschule. – Auf Entnationalisierung waren hohe Strafen gesetzt¹.

Ich erwiderte gleich, ohne allerdings Eindruck auf ihn zu machen, dass wir bewusst in Trentschin nur die Kinder der in der Zerstreuung lebenden deutschen Beamten, Gewerbetreibenden und Unternehmer aufgenommen hätten. Schon deswegen, um mit den Slowaken ein friedliches Zusammenleben zu erhalten.

Nach dieser Einleitung entfernte sich dieser Beamte, und der Beringte nahm sich mich vor. Er blätterte in Akten und las mir meine Tätigkeit in der Slowakei anhand von verschiedenen Eintragungen über Vorträge, Lichtbilderabende, Lehrgänge für Volkstanz und Laienspiel u.a. mit Angabe der Orte und des Termins vor. Es handelte sich um Veranstaltungen in Ortsgruppen des Deutschen Kulturverbandes und des Turnverbandes in der Zeit zwischen 1936 und 1938. Der Charakter der Veranstaltungen war absolut harmlos. Sie lagen durchaus in den vom tschechoslowakischen Staate genehmigten Satzungen der deutschen Verbände.

Ich opponierte nur bei einer Aktennotiz, die besagte, dass ich in der im Jahre 1936 entdeckten deutschen Siedlung an der Südgrenze der Slowakei, Kalaz bei Vrable, eine Henlein-Ortsgruppe gegründet hätte. Ich lehnte diese Unterstellung ab, weil der Kulturverband immer streng auf Trennung zwischen kultureller und politischer Arbeit gehalten hatte.

Die Aktennotizen endeten mit dem Herbst 1938, wo als letzte Eintragung eine Vorsprache beim Innenminister Mach eingetragen war. Ich konnte sofort feststellen, dass es sich dabei um die Frage der deutschen Beteiligung an Kinolizenzen gehandelt hatte, die in der autonomen Slowakei neu verteilt wurden. Es war mir nun klar, dass es Akten der

¹ vgl. Einleitende Darstellung, Anlage 4, § 3.

ehemaligen tschechoslowakischen Polizei waren und dass alle Beschattungen mit dem Beginn der autonomen Slowakei und ab März 1939 der selbständigen Slowakei aufgehört hatten.

Alles, was bisher verlesen war, wurde in ein Protokoll aufgenommen, auch die von mir abgelehnte Feststellung einer politischen Tätigkeit. Da nun die Weisheit der Polizeiakten erschöpft schien, musste ich selbst Angaben über meine Arbeit in den Jahren bis 1945 machen. Ich zählte alle Bereiche der kulturellen Organisationen und meine Mitgliedschaften dort auf: Karpatendeutscher Musikverband, deutscher Theaterverein, Institut für Heimatforschung, Schmal- und Schulfilm, Kinowesen, Landesspielschar, deutsches Musikschulwesen und dgl. Es wurde alles niedergeschrieben. Viel Interesse fand diese Aufzählung nicht. – Keine einzige Frage über die in der Suchliste festgelegte Beschuldigung, dass ich Agent des SD und der Gestapo gewesen sei¹. Es wurde erst wieder interessanter, als ich nach Abschluss des Protokolls unterschreiben sollte. Ich lehnte ab und bat den einen Satz herauszunehmen, da er nicht der Wahrheit entspreche. Darauf liefen mehrere der Vernehmungsbeamten aus Nebenräumen zusammen und fingen mich an wüst zu beschimpfen. Es fielen Bemerkungen wie: «Du miserabler Hitler, wir könnten Dich zusammenschlagen, dass Du in Deiner Scheisse liegenbleibst, aber wir wollen uns die Hände mit Dir nicht schmutzig machen» und ähnliche nette Sätze. Ich liess sie ruhig toben und blieb still. Ich lehnte die Unterschrift trotzdem ab. Nach etwa einer Stunde Dauer liess man mich mit der Bemerkung abführen, ich würde schon morgen unterschreiben. – Die Vernehmung war nichts Sensationelles. Ich wurde nicht angerührt. Die Zellenkameraden waren masslos überrascht.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder zeitig geholt. Wieder dieselbe Frage und dieselbe Ablehnung. Ich wiederholte ruhig und höflich meine Bitte, den Satz auszustreichen, und ich würde sofort unterschreiben. Wieder masslose Schimpfereien. Nach einer Weile rief der vernehmende Beamte einen anderen herein, und der unterschrieb an meiner Statt. ...

Schon am 24. Oktober gegen Mittag wurde ich zum Volksgerichtshof überstellt. Ich musste mit meinem Gepäck alle 30 Schritte absetzen und verschnaufen. Schon bei der Aufnahme sagte mir ein dort beschäftigter Häftling, – ich erkannte ihn als höheren Führer der slowakischen Hlinka-Garde –, ich hätte Pech, heute gingen alle Deutschen ab und würden mit dem letzten Transport nach Deutschland ausgesiedelt. – Ich erinnerte mich, schon in bayerischen Zeitungen gelesen zu haben, dass sich die ÚSR mit viel Propaganda das Ziel gesetzt hatte, ihre Republik bis zum 28. Oktober 1946 (der 28. Oktober ist der Gründungstag der ersten Republik) von allen Deutschen, ausgenommen den schweren Kriegsverbrechern, zu befreien. – Als ich in die innere Gefängnishalle geführt wurde, sah ich bereits auf den Eisengalerien ein geschäftiges Treiben. Ich erkannte gleich mehrere Bekannte, die mir ziemlich laut zuriefen, dass sie einpackten und abgingen

¹ Mit dieser unbewiesenen Beschuldigung hatte, wie oben erwähnt, die CSR von den amerikanischen Besatzungsbehörden in Deutschland die Verhaftung und Auslieferung des Vf. gefordert.

Meine Vernehmung fand bereits am nächsten Morgen nach der ärztlichen Untersuchung statt. Ich wurde dem Volksrichter Dr. B. vorgeführt. In geschäftlicher Hast las er das mitgebrachte Protokoll laut durch und fragte, warum ich es nicht unterschrieben habe. Ich gab meine Erklärung ab. Plötzlich drehte er sich mit einem Ruch zu mir hin und fragte völlig unvermittelt, ob ich wieder nach Deutschland zurückwolle. Ich war völlig verdutzt und schrie mein Ja fast heraus. Hastig fragte ich auf den freudigen Schreck, ob denn noch Transporte gingen, und sofort sagte der etwas gehässige Wärter dazu, nein, der letzte sei schon abgegangen. Vermutlich war ihm mein Verfahren unverdient kurz gewesen. Das störte aber den Volksrichter nicht, ich musste ein Protokoll meines Einverständnisses zur Aussiedlung unterschreiben, und schon war ich – ungeahntes Glücksgefühl in mir – wieder draussen. Die plötzliche seelische Erleichterung nach all dem Druck seit vielen Monaten kann ich auch heute noch nicht beschreiben.

Erst später wurde mir bekannt, dass die CSR eine Regierungsverordnung vom 18. Juli 1946 herausgegeben hatte, die besagte, dass alle in einem Verfahren stehenden Deutschen, wenn sie nicht mehr als 10 Jahre zu erwarten hatten, und auch alle Abgeurteilten unter 10 Jahren ohne Genehmigung des zuständigen Národní Výbor, Abgeurteilte mit mehr als 10jähriger Haftverurteilung mit dessen Genehmigung abzuschieben seien¹. Es sollte eben die Absicht wahrgemacht werden, die lästigen Deutschen bis zum 28. Oktober 1946 loszuwerden. Ich erfuhr dann weiter, dass sich besonders im slowakischen Volk eine heftige Reaktion gegen das neue Regime breitgemacht hatte, dass sich der anfängliche Blutausch der kleinen kommunistisch beeinflussten Umsturzschicht der Partisanen und der aus Russland Zurückgekehrten längst gelegt hatte und das Volk der vielen Verfahren und Quälereien überdrüssig geworden war, dass sich die Gefängnisse immer mehr mit slowakischen Widerständlern füllten und Platz für viel aktuellere und gefährlichere Probleme gemacht werden musste². – In diese für mich glückliche Zwischenzeit war ich hineingeraten. Sie dauerte bis zum Februar 1948, als der totale kommunistische Putsch alle demokratischen Reste der neuen Führung und die slowakischen Reminiszenzen auf die Selbständigkeit und Freiheit im eigenen Staate wegwischte. Einige Verfahren mir Bekannter, die verspätet aufgegriffen wurden, sind in diese Zeit geraten und gingen sehr übel aus.

Trotzdem an die dreissig Volksdeutsche an meinem Einlieferungstage frei wurden, waren noch mehrere schwerere Fälle zurückgeblieben. Meine Ankunft hatte sich rasch herumgesprochen. Der Nachrichtendienst in so einer Anstalt ist trotz scharfer Überwachung bewunderungswürdig. Schon wenige Stunden nach meiner Einlieferung erhielt ich einen langen Kassiber ...

Der Vf. nennt einige der hier Inhaftierten und gibt eine Erzählung wieder über die hier erfolgte Hinrichtung des ehemaligen volksdeutschen Abgeordneten und Leiters der Volksgruppenorganisation in der Zips, Sigmund Keil. Er berichtet dann, dass er am 31. Oktober in das Polizeigefängnis zurück gebracht und zwei Tage darauf in das Aussiedlungslager Nováky übergeführt wurde.

¹ Die Verordnung, auf die sich der Vf. bezieht, konnte nicht ermittelt werden; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 78 mit Anm. 3.

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 175 f.

Das Lager war früher vollständig unbekannt. Seine kurze, aber komprimierte Geschichte umfasste erst etwa 3 Jahre. Zur Menschenqual war es nie errichtet worden. Es war ein aus drei Gruppen geräumiger und fester Holzbaracken bestehender Komplex, in dem im Zuge der Verlagerung tschechoslowakischer Militäreinrichtungen von Böhmen und Mähren in die strategisch sicherere Slowakei Munition eingelagert war. Als in der Slowakei die Juden aus ihren Einflussphären und wirtschaftlichen Positionen entfernt wurden und die Lager leerstanden, wurden sie hier zusammengefasst. Sie errichteten mehrere Wirtschaftsbetriebe, konnten sich frei bewegen, bekamen Urlaub zum Besuch ihrer Verwandten, wurden für ihre Arbeiten bezahlt und lebten gut. Viele wurden im Zuge der slowakischen Lösung der Judenfrage als wirtschaftlich wichtig bezeichnet und konnten wieder in ihre Positionen zurückkehren. Andere wieder, besonders die zahlreichen Ghettojuden aus Pressburg, wurden nach Auschwitz geschafft¹.

Im Jahre 1944, als der Partisanenaufstand begann, standen die Baracken wieder leer. Sie wurden jetzt mit Männern aus der Deutsch Probener und Kremnitzer Sprachinsel angefüllt. Es gibt viele Beweise, dass diese in der kurzen Zeit furchtbar gequält, geschlagen und ausgehungert wurden, bis sie beim Heranzug der deutschen Befreiungstruppen in die verschiedensten Richtungen verschleppt und zum grossen Teil ermordet wurden.

Seit Ostern 1945 diente das Lager als Konzentrationslager für die Deutschen, jetzt zum Schluss als sogenanntes Aussiedlungslager, in dem die Transporte in die amerikanische und russisch besetzte Zone Deutschlands zusammengestellt wurden². Andere berichtigte KZ für die Deutschen waren in Engerau bei Pressburg³, in Pressburg-Patronenfabrik, in Poprad und Matzdorf für die Oberzips⁴ und Bad Turso für die Unterzips.

Der nächste Tag war angefüllt mit neuen Eindrücken. Ich fand alle vor mir entlassenen Deutschen aus dem Volksgericht wieder, darunter den mir besonders nahen A. W. Im Lager waren zu jener Zeit etwa 1'800 Deutsche aus allen Teilen der ehemaligen deutschen Siedlungen untergebracht. Ich kam mit allen in Führung, da ich viele persönlich kannte, und alle kannten mich. Ich kam in einem leeren Abteil mit 11 Leuten, darunter W., unter, und wir richteten uns häuslich ein. Zuerst musste auf Stroh am Fussboden geschlafen werden. Wir rechneten alle mit einem kurzen Aufenthalt; denn trotz der vorgerückten Jahreszeit wurde noch immer mit einem Transport nach Deutschland ge-

¹ Nach der ersten Deportierung slowakischer Juden in das «Generalgouvernement», von der 56'000 Juden (von insgesamt etwa 89'000) erfasst wurden und schliesslich in den Vernichtungslagern umkamen, verblieben, als das Schicksal der Deportierten bekannt wurde, die restlichen 35'000 unter dem Schutz besonderer Gesetze im Lande und wurden z.T. in Arbeitslagern untergebracht, die nach G. Reitlinger (Die Endlösung, Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945, dt. Berlin 1956, S. 445) «ziemlich lax geleitet» wurden. Die Lagerinsassen konnten während des Aufstandes sämtlich entfliehen, und ein grosser Teil schloss sich den Aufständischen an. Sie hatten nach der Niederschlagung des Aufstandes unter umso ärgerer Verfolgung zu leiden. 8975 Juden wurden später noch in die Konzentrationslager verschickt, von denen ein verhältnismässig grosser Teil den Krieg überlebte; vgl. Réitlinger, a. a. O., S. 437 ff.; ders., Die SS, Tragödie einer deutschen Epoche, dt. München 1957, S. 366 f.

¹ vgl. auch Bericht Nr. 135, S. 781 f.

³ vgl. auch Bericht Nr. 136, S. 789.

⁴ s. darüber den unter Nr. 132 abgedruckten Bericht.

rechnet. Drei der männlichen Insassen kamen zur Aussiedlung aus dem Gefängnis Leopoldov. Sie waren zu Gefängnisstrafen zwischen 7 und 29 Jahren verurteilt worden. W. und ich kamen ohne Verurteilung aus dem Volksgericht, eine Familie mit zwei Brüdern und einer Frau aus Waltersdorf bei Pressburg kam aus dem Lager Engerau, und eine Familie mit Mann, Frau und deren Mutter und zwei Kindern wurden aus ihrer Wohnung in Pressburg hierhergeschafft.

Die Lager waren zwar mit Stacheldraht umgeben, die Tore aber immer offen, und man konnte sich innerhalb des Lagers frei bewegen. Das Lagerkommando bestand aus slowakischer Gendarmerie von etwa 10-15 Mann unter dem Kommando eines Leutnants. In der Lagerverwaltung waren auch mehrere zivile Slowaken angestellt, die Schreibkräfte bestanden aus weiblichen Kräften der Insassen. Das Lager hatte einen deutschen Arzt aus Zipser Neudorf; er war grob und primitiv wie auch seine medizinische Ausrüstung. Sein Heilgehilfe, der Slowake Skandera, war ein Unikum für sich. Er war wenigstens willig und unablässig unterwegs, um nach der allgemeinen Gesundheit zu sehen. Das einzige Mittel, das wirklich in Massen vorhanden war, war das amerikanische DDT-Läusepulver, das verschwenderisch verstaubt wurde Ernstlich krank durfte man hier nicht werden. – In Hilfsstellungen arbeiteten viele der deutschen Lagerinsassen mit. Postempfang war im Gegensatz zu früher schon erlaubt. Sie wurde nicht mehr zensuriert, man konnte frei schreiben und Briefe, Geld- und Paketsendungen in jeder Art und Grösse empfangen.

Die Lagerverpflegung war im Anfang schlecht. Das Brot, etwa 300 Gramm im Tag, war aus schlechtem grauem Mehl gebacken und meist klebrig. Zu Mittag gab es nur derbe Kost ohne viel Abwechslung, zumeist eine dunkle Graupensuppe, besonders oft die grossen, dunklen Bohnen (Saubohnen) mit etwas Fleisch, Sauerkraut mit Fleisch oder Graupen mit Fleisch. Viele assen die Kost nicht, oder sie vertrugen sie nicht gut und verpflegten sich selbst. Besonders jene, die noch Geld hatten und sich selbst einkaufen konnten oder Lebensmittelpakete von ihren noch auswärts wohnenden Anverwandten bekamen. Umso mehr fiel auf uns ab, die wir vorderhand ohne Geld und Beziehungen nach aussen hin dastanden. – Mich übermannte im Anfang die Gier, und ich ass von dem schweren Zeug so viel, dass ich lange Zeit mit schweren Koliken und Durchfällen zu tun hatte. – Für Kinder und kränkliche oder alte Leute war es besonders schlimm. Die Kinder bekamen keine Milch, kein Obst und kränkliche Leute keine Diätkost, ausser wenn sie sich selbst eine solche beschaffen konnten.

Ich habe bereits nach den ersten 14 Tagen diese Zustände in einem Bericht an das IRK nach Prag niedergelegt und, mit einer Unterschriftensammlung verschwiegener und verlässlicher Leute versehen, abgeschickt. Nach einigen Wochen merkte man bereits die Wirkung. Es wurde wesentlich besser. – Ich hatte in der damaligen Zeit den Eindruck, dass die tschechoslowakische Politik nach den furchtbaren Greueln, die sie mit der Erklärung der Deutschen als Freiwild bewusst angezettelt und nach einem für den neuen Staat selbst gefährlichen Chaos, das sich immer wieder verbreitet hatte, danach strebte, in die Zivilisationsformen des Westens einigermaßen wieder zurückzukehren den Zu-

sammenhang mit der westlichen Welt nicht zu verlieren, ihren arg ramponierten Ruf wieder zurückzugewinnen und die Spuren der scheusslichen Unmenschlichkeiten nach Tunlichkeit zu verwischen oder zu verleugnen.

Der Vf. gibt mehrere Erlebnisberichte der im Lager Nováky internierten Deutschen wieder, die das Verhalten der sowjetischen Besatzungsgruppe und die Behandlung der in ihren Heimatorten zurückgebliebenen oder von der Evakuierung nach Kriegsende in die Slowakei zurückgekehrten Deutschen charakterisieren, des Weiteren Aussagen über die Verhältnisse im Lager Nováky während der Jahre 1945/46 und das Vorgehen der tschechoslowakischen Volksgerichte zur Zeit der chaotischen Rechtszustände im Jahre 1945.

Neben der politischen Rachsucht der jetzt herrschenden Kreise und ihrer Exekutive spielte die Komponente einer rücksichtslosen persönlichen Bereicherung eine weitere grosse Rolle. Obwohl alles deutsche und madjarische Eigentum zum Staatsbesitz erklärt worden war¹, gab es überall Elemente unter der Partisanengendarmerie und im Bodensatz der slowakischen Bevölkerung, die vom deutschen Besitztum möglichst viele und wertvolle Teile an sich rissen.

Dieser Trieb nach Bereicherung setzte sich auch in der Verwaltung des Lagers Nováky fort. Einen ziemlichen Wirbel hatte jedenfalls die Eingabe an das IRK hervorgerufen. Es wurde festgestellt, dass die ausgegebene Verpflegung nicht den festgesetzten Sätzen entsprach. Durch unseren Bericht hatte der zuständige Referent in Pressburg Kenntnis über die Verhältnisse im Lager bekommen. Es gab laufende Überprüfungen, und gegen Weihnachten 1946 wurde eine Kommission des IRK angesagt. Bei der Lagerverwaltung entstand eine enorme Aufregung. Alles musste auf Glanz hergerichtet werden. Die Atmosphäre wurde überfreundlich, die Verpflegung besserte sich sprunghaft. Von der Kommission selbst haben wir leider nichts zu sehen bekommen. Bei den Untersuchungen hatten sich schwere Verfehlungen herausgestellt. Der Verwalter der Wirtschaftseinrichtungen und der Küche und der slowakische Koch wurden abgesetzt, der Koch soll eingesperrt worden sein. Sein Nachfolger war ein Pressburger Deutscher, der die Küche in den nächsten Monaten vorbildlich leitete. Im Lager wurde eindeutig und offen davon gesprochen, dass sich einige Mitglieder der Gendarmerie und der Zivilverwaltung zusammengenut hatten und ein Büfett gründeten. Sie hatten eine Spürnase dafür, dass die deutschen Internierten mit den von ihren Angehörigen zugesandten Geldbeträgen im Lager kaufen würden, wenn man ihnen Waren anbot. Sie hatten richtig gerechnet, das Büfett ging ausserordentlich gut. Die hier ausgelegten Waren bestanden zumeist aus amerikanischen Lebensmittelspenden der IRO. Was die slowakischen Konsumenten draussen nicht kannten und daher auch nicht kauften, wie z.B. die verschiedenen Arten Fleischkonserven, Keksdosen, Drops, Kaugummi, Kautabak, Dosen mit Grapefruits und anderen Fruchtsäften u.v.a.m. wurde billig zusammengekauft und hier feilgeboten. Die Verdienste waren sicherlich ausserordentlich gut. Ich habe oft Mitglie-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 83 ff.

der des Lagerkommandos im Raume hinter dem Büfett tafeln und sehr reichlich Schnaps konsumieren sehen. Dieses Büfett wurde dann ebenfalls von Amts wegen verboten.

Viele der Internierten waren bitterarm. Sie versuchten auf die verschiedensten Arten, in die Arbeit und zu Verdienst zu kommen. So wurden eine Zeitlang für einige Tage in der Woche mit Arbeitskräften aus dem Lager Waggonladungen mit Kochsalz in der chemischen Fabrik in Novaky entladen. Es ist sicherlich auch ein ungerechtfertigter Eingriff gewesen, dass den schwerschuftenden Männern jedesmal bei der Lohnauszahlung bestimmte Prozente von ihren kärglichen Kronen für die Lagerleitung abgezogen wurden.

Einer der Stabswachtmeister der Gendarmerie, Belan, war ebenfalls ein grosser Deutschenhasser. Er hatte dem Vernehmen nach auch sehr viel im Partisanenaufstand «geleistet». Sein Gesicht war abstossend hässlich. Er wurde allgemein «der Bulldog» genannt. Dieser dachte sich auch ein besonderes Geschäft aus, zu dem ihm die männlichen Lagerinsassen verhelfen mussten. Eines Tages hiess es, alle Männer müssten zu Holzarbeiten im Walde antreten. Wir ahnten schwere Anstrengungen, und ausser mir waren viele noch reichlich entkräftet. Niemand hatte anständige warme Kleider und Schuhe. Wir versteckten uns und gingen nicht zum Appell. Darauf wurde die gesamte Gendarmerie aufgeboten und holte uns aus unseren Verstecken heraus. Wir mussten also mit. – Einige Tage darauf wurden wir ausserdem noch durch eine 24stündige Einbunkerung ohne Verpflegung bestraft. – Mit LKW ging es etwa 25 km in die waldreichen Hänge der Krickelhauer Berge. Den ganzen Tag hindurch mussten schwere Buchenklötzer von den Höhen abschnittsweise mit blossen Händen so weit heruntergeschubst werden, bis sie unten von Fuhrwerken verladen werden konnten. Der «Bulldog» stand mit Stock schreiend hinter uns und suchte die Männer immer im Schwung zu halten. Zu Mittag erhielt jeder ein Stück Brot und etwas «Powidl» (Pflaumenmus). Am späten Nachmittag ging der Transport wieder zurück. Einigemal im kaltfeuchten Herbst mussten wir in diese Hänge hinaus, bis alles Holz heruntergeschafft war. Es war uns gesagt worden, dass es sich um Winterholz für das Lager handle. Daran war kein Wort wahr. Auf Umwegen ist uns bekannt geworden, dass die Holzvorräte einem Schwager des Bulldog gehörten und dass er an dem Verkauf mitverdient hatte.

Interessant war auch zu meiner Zeit die lässige Bewachung und Beobachtung der Internierten. Ganze Gruppen verschwanden in der Nacht und gingen entweder in ihre Heimatgebiete nach den dortigen Veränderungen sehen, oder sie suchten sich bei Bauern oder sonstigen Arbeiten etwas zu verdienen. Eines Tages waren an die 80 Männer der beiden mir sehr gut bekannten Gemeinden Bries und Hedwigshau verschwunden, ohne dass sich irgendjemand darüber aufregte. Die Frauen und Kinder wurden meist zurückgelassen. Einzelne besonders Geschäftstüchtige waren immer unterwegs. Verschiedentlich wurden sie wieder einmal von der Gendarmerie draussen aufgegriffen und zurückbefördert. – Das Geheimnis, dass man diesem Treiben so tatenlos zusah, lag darin, dass der offizielle Verpflegsstand mit den Flüchtigen geführt wurde. In Wirklichkeit wurden

täglich weit weniger Portionen ausgegeben; mit den Überständen an Lebensmitteln wurden Geschäfte gemacht.

Dass die Situation der Internierten etwa um Weihnachten 1946 halbwegs erträglich wurde und die unmenschlichen Zustände, wie sie hier etwa Osteru 1945 bis zum Sommer 1946 geherrscht hatten, nicht mehr so krass festzustellen waren, hatte nicht nur die Eingabe an das IRK verursacht, sondern auch der Stimmungsumschwung draussen in der slowakischen Bevölkerung. So wie ich die Ereignisse damals miterlebte oder wie mir von vielen Zeugen berichtet wurde, war im Gegensatz zu den Tschechen der Anteil der slowakischen Bevölkerung, der an der Deutschenjagd mitgemacht hatte, nie sehr gross. Vor allem nicht auf dem breiten flachen Lande mit seiner religionsgebundenen und schlichten Bevölkerung, die, nie mit sehr viel irdischen Gütern gesegnet, ihr einfaches, durch Ordnung und Überlieferung gehaltenes Leben lebte und meist herzensgut war. Die plündernden, hetzenden und mordenden Elemente bestanden aus einem geringen Bodensatz der entwurzelten Bevölkerung aus den industrialisierten Städten und vor allem aus der Gegend der Hauptstadt selbst, die von den über Russland hereingekommenen bolschewisierten slowakischen und tschechischen Partisanenführern in die Deutschenverfolgungen mit hineingerissen wurden. Es waren die proletischen, durch keine Ordnung gebundenen, immer unzufriedenen Elemente, deren sozialer Hass weidlich ausgenützt und auf die Volksdeutschen abgelenkt wurde, deren niederste Instinkte aufgezuckt und ihnen ihre völlige Befriedigung versprochen worden war.

Von einem nationalen Hass der breiten slowakischen Bevölkerung habe ich früher und auch jetzt nie etwas zu spüren bekommen. Ich habe 9 Jahre in der Slowakei gelebt und das Land unermüdlich nach allen Richtungen hin durchstreift. – Eine Ausnahme allerdings muss ich hier machen. Wie schon einmal bemerkt, handelt es sich um das Gebiet des evangelisch bewohnten Turztales, wo sich von der Metropole Turz St. Martin ausgehend schon immer panslawistische und tschechisch orientierte Tendenzen mit husitischen Unterströmungen bemerkbar gemacht hatten. Es ist gewiss auch nicht von ungefähr, dass selbst die slowakische besitzlose Bevölkerung von Pressburg und ihrer Umgebung nicht so weit aufzuputzen war, dass sie nach der Vertreibung der Deutschen ihr Besitztum übernommen und bewirtschaftet hätte. Sonst wäre es nicht notwendig gewesen, in die Pressburger Sprachinsel die ärmsten Slowaken aus der Magura und der Orava und vielfach selbst Zigeuner zu befördern und sie auf die Übernahme der deutschen Bauernhöfe zu hetzen. In den Gebieten Deutsch Proben und Kremnitz und der Zips war der Vorgang ähnlich.

Als ich in das Lager Novaky kam, war die umliegende Bevölkerung ausgesprochen freundlich. Wiederholt kamen, als im Lager noch Hunger herrschte, Slowaken aus den benachbarten Dörfern und verschenkten Brot und sonstiges Essen an den Zäunen. In vielen Gesprächen äusserten sie sich über die glückliche Zusammenarbeit mit den Deutschen; die Zeit des eigenen selbständigen Staates war ihnen unvergessen, und sie wünschten sie ausnahmslos zurück. Eindeutig war ihre Stellungnahme gegen die neue kommunistisch orientierte Ära. Sie verkauften bereitwillig täglich ihre Milch für die La-

gerkinder, kamen regelmässig mit Obst oder anderen ihrer Erzeugnisse, die sie reissend absetzten, und sie leisteten auch sonst die verschiedensten Dienste, obwohl theoretisch jede Verbindung mit den Deutschen ein Verbrechen war. Sie hingen voller Anteilnahme an ihrem Präsidenten Tiso, der um die Wende zum Jahre 1947 am Ende seines Prozesses stand, und beteten für ihn. Alle hofften, dass er begnadigt würde, man sprach sogar auch schon davon, dass ein einsames Kloster am Nordrande der Magura für ihn als lebenslänglicher Aufenthaltsort ausgesucht sei. Wir verfolgten gespannt die Nachrichten, die slowakischen Zeitungen und die Reaktion in der Bevölkerung. Ich kann mich noch deutlich des 15. April 1947 erinnern, als das Todesurteil gegen Tiso ausgesprochen wurde. Es war wie ein spürbares lähmendes Entsetzen im Lager und seiner Umgebung. Alles hoffte aber noch immer auf einen Gnadenakt Beneschs. Als aber auch diese Hoffnung in Nichts versank und das Todesurteil am 18. April vollstreckt wurde, da war selbst die Gendarmerie des Lagers wie vor den Kopf geschlagen. Es waren einige darunter, die einigermassen Kontakt mit Deutschen hatten und sich ihrer Tränen an diesem Tage nicht schämten. Tagelang lag eine sichtbare Trauer in dem Lande, das wir vom Lager aus beobachten konnten. Der Hass gegen die Tschechen und das neue Regime war masslos gestiegen. – In den Tagen zwischen 15. und 18. April beobachteten wir ständig Gendarmiestreifen und fahrende Kolonnen in allen Richtungen. Sie sollten befürchtete Unruhen verhüten

Die Verpflegung und die sonstige wirtschaftliche Lage schienen damals intakt zu sein. Die Teuerung allerdings war bereits gross, obwohl alle Läden mit Waren noch aus der selbständigen Slowakei bis obenauf angefüllt waren. Ich war wiederholt in der nahen Kreisstadt Priwitz, um verschiedene Einkäufe vor dem Abtransport zu besorgen. Die jüdischen Besitzer waren alle wieder in ihren Geschäften. Man bekam alles, was man sich wünschte; aber die Preise waren gegen diejenigen zu Anfang des Jahres 1945 um das Mehrfache gestiegen. Es wurden bereits viele Stimmen laut, dass Warenlieferungen aus der Slowakei nur nach Russland gingen. Viele Industrien, so die Schuhwerke im nahen Bat'ovany und die Chemische Fabrik in Novaky waren bereits verstaatlicht. Von landwirtschaftlichen Kolchosen hörte man damals noch nichts. Der in der Nähe von TopoTcany gelegene Grossgrundbesitz des österreichischen Staatsbürgers Baron S. stand unter einem staatlichen Verwalter, die Besitzerfamilie war ohne Entgelt nach Österreich ausgewiesen worden. Auch der Gutsbesitz der volksdeutschen Familie T. in Vel'ké Uherce war bereits enteignet und wurde von einem Zwangsverwalter bewirtschaftet. Im Lager lebte auch der volksdeutsche Gutsbesitzer W. aus der Gegend von Neutra, der auf 5 Jahre verurteilt wurde, ohne dass er je Gelegenheit gehabt hätte, sich im Rahmen einer deutschen Organisation zu betätigen. Die Verurteilung war nur erfolgt, um ihn in das Aussiedlungslager abzuschieben und Hand auf seinen 320 ha grossen Besitz legen zu können, bzw. um alle etwaigen Ersatzansprüche durch den Hinweis auf seine Verurteilung zu verhindern

Es war klar, dass alle Männer, die sehr viel an Qual und Menschenschindereien ausgehalten und vor Gericht gestanden hatten, nur mit dem Gedanken ihres baldigsten Ab-

transportes beschäftigt waren. Die meisten hatten ja ihre Familien schon ausgesiedelt, waren monatelang bis zu V/2 Jahren ohne jede Verbindung mit ihnen, wussten oft gar nicht, wo sie waren und quälten sich mit den Vorstellungen über das Ergehen ihrer Frauen und Kinder. Mit ihnen drängten alle Gebildeten und auch jene, die zu beurteilen vermochten, was ihnen nach den Erlebnissen im Partisanenaufstand und beim Einmarsch der Russen und durch die nachfolgende neue Verwaltung in Zukunft bevorstehen würde.

Die einfachen Gemüter, die trotz vieler Belehrungen die Zusammenhänge der kommenden politischen Entwicklung nicht beurteilen konnten, ob Zipser, Deutsch Proben-Kremnitzer oder Pressburger, wollten unbedingt bleiben und entzogen sich, wo und wie sie konnten, der Aussiedlung. Sie glaubten daran, dass sich die Verhältnisse beruhigen würden und ihnen noch Möglichkeiten einer eigenen Existenzsicherung gelassen würden. Man muss ihnen eine unbändige Heimatliebe, die vielfachen Enttäuschungen ihrer Evakuierungszeit und eine meist übertriebene Propaganda über die elenden Verpflegungs- und Existenzverhältnisse in Deutschland zugutehalten.

So bildeten sich im Lager zwei Gruppen, die für und die gegen die Aussiedlung Eingestellten. Zur Klärung der Zweifel sind im Jahre 1946 und 1947 wiederholt Volksdeutsche aus der Slowakei schwarz nach Österreich oder Deutschland gegangen, um ihre Anverwandten zu besuchen und sich über ihre Lage zu informieren, und auch evakuierte Deutsche sind in ihre Heimat heimlich zurückgekommen, um festzustellen, ob sie nicht wieder ihrer Besitze habhaft werden konnten. – So sind mir zwei Limbacher deutsche Weinbauern bekannt (Pressburger Sprachinsel), die zurückgekommen waren, ihren Besitz verteilt fanden, von der Gendarmerie festgenommen und nach einigen Tagen Haft wieder an die Grenze abgeschoben wurden.

Konkrete Nachrichten oder Meldungen der Lagerverwaltung über die Aussichten weiterer Transporte bekamen wir nicht. Die Unsicherheit gab einer dauernden Flut von Gerüchten Raum. Einen Tag hiess es «Transporte gehen», den nächsten wieder «sie gehen nicht mehr, sie werden überhaupt nicht mehr gehen» usw., je nach Wunsch der Gerücheträger. Um Gewissheit zu schaffen, habe ich mit Freunden verschiedene Aktionen in die Wege geleitet. Wieder wurde das IRK gebeten, wenigstens für die von ihren Familien getrennten Ehemänner Transporte zu veranlassen. Es waren an die 70 derartige Männer im Lager. Die Frauen in Deutschland wurden aufgefordert, bei den dortigen Stellen ihre Männer anzufordern. Auch an die zuständige Behörde in Pressburg wurden slowakische Eingaben gerichtet. Eine Antwort kam von keiner Seite.

Die Lagerleitung erhöhte die allgemeine Unsicherheit. Es wurden dauernd Vorbereitungen für den Abtransport gemacht, Waggongruppen zusammengestellt, Transportnummern ausgegeben und das Ganze wieder abgeblasen, um nach einiger Zeit wieder zu beginnen. Bei jeder Vorbereitungsmaßnahme wurden auch immer neue Familien aus dem Lande, angeblich zum Abtransport, ins Lager geschafft. Es war nicht festzustellen, ob diese Massnahmen nur Quälereien, Folge eigener amtlicher Unsicherheit waren, oder ob sie nur den psychologischen Grund hatten, die Mehrheit der nicht aussiedlungswilli-

gen Deutschen sich nicht beruhigen zu lassen oder die Flucht aus dem Lager zu unterbinden.

In den ersten Dezemberwochen wurden dann Betten aufgestellt, die Beheizungsfragen geklärt und sonstige Überwinterungsvorbereitungen getroffen. Das Lager erhielt auch keine Verstärkung mehr. Es war dann ziemlich klar, dass an einen Abtransport nicht mehr zu denken war. Es verlautete, dass die US-Zone Deutschlands Transporte im Winter nicht zu übernehmen bereit war. Damit entschwanden viele Hoffnungen auf baldiges Verlassen des Landes.

Der Vf. gedenkt dankbar der seelsorgerischen Tätigkeit eines slowakischen katholischen Geistlichen, der auch sonst die Lage der Internierten nach Kräften zu lindern suchte, und erwähnt, dass im Lager ein Chor gegründet wurde, der bei den Gottesdiensten und verschiedenen Veranstaltungen deutsche Lieder sang, und dass im Mai 1947 auf Anregung einiger deutscher Lehrer eine Lagerschule für die Kinder, die bisher ohne jeden Unterricht aufgewachsen waren, eingerichtet werden konnte.

Als es im Feber und März in den Frühling ging, flammte die allgemeine Erregung über den vermutlichen Abgang aus dem Lager wieder auf. Man rechnete scheinbar wieder mit allgemeinen Transporten. Die gesamte Landesgendarmarie war am Werk und brachte aus allen möglichen Winkeln der Slowakei die Deutschen hierher. Auch aus dem Lager Engerau kamen einige grössere Transporte an. Die Belegschaft stieg auf über 2500 an. – Die Anzahl der Deutschen der Slowakei zu jener Zeit wurde auf etwa 24'000 Seelen geschätzt.

Dann war wieder wochenlange Ruhe. Wir von unseren Familien getrennten Ehemänner wurden wieder unruhig. Gerüchte von einer Gesamteinstellung der Aussiedlung schwirren durch das Lager. In dieser Bedrängnis richteten wir wieder einen Notschrei an das IRK nach Prag. Die Wirkung kam bald danach. Ein Abgesandter der Verwaltung in Pressburg erschien. Er wollte zuerst die Initiatoren des Schriftstückes feststellen. Das misslang aber. Dann rief er alle jene zusammen, die zu Familienteilen nach Deutschland ausgesiedelt werden sollten und erklärte uns, dass normale Transporte von den Amerikanern abgelehnt seien, dass aber eine sogenannte Familienzusammenführung vom IRK in die Wege geleitet worden sei¹. Wir atmeten auf. Bald darauf wurde auch die Zusammenschreibung aller in Frage Kommenden durchgeführt. Jeder musste eine Zuzugsgenehmigung aus Deutschland vorlegen bzw. durch Briefe nachweisen, dass er nächste Angehörige draussen habe. Es waren an die 70 Männer und einige Familien.

Es dauerte uns viel zu lange. Gegen Mitte Mai war es dann so weit, dass zwei Sondertransporte, der eine in die amerikanisch, der zweite in die russisch besetzte Zone zusammengestellt wurden. Bei der Kontrolle des zum Teil sehr umfangreichen Gepäcks wurden keine Schikanen mehr gemacht. Wir konnten alles mitnehmen. Ich hatte im Laufe der Zeit noch viele Bekannte entdecken können, die noch frei lebten. Sie haben mich alle, trotzdem sie selbst nicht mehr viel hatten, reichlich mit den verschiedensten sehr brauchbaren Dingen, wie Schuhen, Kleidern, Lebensmitteln usw. versorgt.

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 125.

Die kleine evangelische Gemeinde in Pressburg, die noch notdürftig unter dem Schutze der beiden deutschen Pfarrer P. und R. lebte, versorgte mich mit Paketen und Geld. Von vielen Privaten liefen Sendungen ein. Einige mir bekannte Musiker, die noch in Pressburg lebten und beim Rundfunk mangels guter slowakischer Musiker beschäftigt waren, brachten für mich durch eine Sammlung einen ansehnlichen Geldbetrag und ein Paket mit Wäsche, Kleidern und Schuhen durch einen ihrer Abgesandten ins Lager. Am dankbarsten aber benahm sich die jüdische Familie des ehemaligen Fabrikdirektors S., der vor vielen Jahren ein bekannter deutscher Mäzen und Förderer des Kulturverbandes war. Ihn hatten wir im Herbst 1944 durch unser energisches Einschreiten vor dem Abtransport nach Auschwitz und damit vor dem sicheren Tode gerettet. Durch Vermittlung eines tschechischen Ingenieurs im nahen Nováky bekam ich mehrere grosse Pakete und Geldsummen, für die ich mancherlei zum Leben Notwendiges einkaufen konnte. Ich bin allen heute noch aus tiefstem Herzen dankbar. Es war dies ein Beweis, dass die immer wieder gelebte Hilfsbereitschaft in der volksdeutschen Gemeinschaft doch nicht ein leerer Wahn geworden war. Daneben habe ich an die 16 schwere Pakete für ausgesiedelte Verwandte von Volksdeutschen mitnehmen können, die naturgemäss hier in Deutschland eine ungeheure Freude ausgelöst haben.

Am 17. Mai 1947, nach einer Dauer von einem Jahr und einem Monat Internierungslagern und Gefängnissen, war es endlich soweit. Der Lagerchor sang uns am Tor noch einige Abschiedslieder, und zahlreiche Tränen der Zurückgebliebenen begleiteten uns. Wir wurden in mehreren Viehwaggons untergebracht, zwei Gendarmen fuhren bis zur Grenze mit. Sie waren ungemein verwandelt, taten für uns, was sie tun konnten und waren fast traurig, dass sie nicht mitkonnten ... Gegen die Tschechen haben sie während der Reise durch Böhmen und Mähren wahre Hasslieder gesungen.

Am 18. Mai kamen wir in Taus, der tschechischen Grenzstadt gegenüber Furth i. W. an. Leider mussten wir hier wieder ausladen und einige Tage warten. Alle hatten Angst um ihr Gepäck und fürchteten tschechische Plünderungen. Die Begleitgendarmen, die uns unbedingt geschlossen im selben Transport in Furth übergeben wollten, prügeln sich fast mit den tschechischen Organen. Aber es passierte auch in Taus nichts. Wir übernachteten zweimal, dann erschien eine amerikanische Kommission aus Furth, die uns alle persönlich ansah und feststellte, ob wir wirklich nahe Verwandte in Deutschland hatten. Am nächsten Tage in der Früh wurde wieder eingeladen, und es ging mit einem Transport über die Grenze. Als wir in Furth i. W. einfuhren, waren alle einen ungeheuren Alpdruck losgeworden. Am 23. Mai 1947 abends konnte ich meine Frau und meinen Buben auf dem Bahnhofe in St. glücklich in die Arme schliessen.

Nr. 130

Bericht des Gutspächters Karl Werner, ehemals Ortsleiter der Ortsgruppe der Deutschen Partei in Gross Michel (Michalovce) in der Ostslowakei.

Original, 31. März 1954, 5 Seiten, mschr.

Flucht und Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Streusiedlungen der Ostslowakei im Herbst 1944.

In einer Vorbemerkung zu seinem Bericht gibt der Vf. an, dass seiner Betreuung die Orte Gross Michel, Snina, Josef sthal, Homenau, Medzilaborce unterstanden, in denen insgesamt ca. 400 Deutsche lebten. Danach berichtet er:

Im August zeigten sich die ersten Partisanen im Vihorlatgebiet¹. Die Sowjets standen damals noch in Galizien und dem Buchenland, von Wehrmacht war selten etwas zu sehen, nur wenige Transporte gingen über die Transversale (Uzhorod– Kaschau – Duklapass) und hatten strengen Befehl, zwischen 18 und 6 Uhr nicht auf dem Boden der Slowakei zu verweilen. Freilich kam es in einem hohen Prozentsatz zu «Pannen und Defekten» an den Fahrzeugen, war doch die Slowakei als Schlaraffenland schon bekannt geworden. Auch kamen hie und da schon einzelne kleinere Trupps zu abgelegenen Höfen zum Übernachten, wenn es zum Einkaufen schon zu spät geworden war. Die Hauptstrassen aber waren durch die überaus tätigen Streifen der Wehrmacht zu unsicher, um sich in deren Nähe niederzulassen.

Die Partisanen verhielten sich anfangs sehr zurückhaltend. Es waren in der Hauptsache russische Offiziere, die zu organisieren hatten. Des Nachts brachten die russischen Flieger Waffen, Uniformen, Lebensmittel u. dgl., die sie an die Feuerstellen in den Wäldern abwarfen, vielfach auch sehr zur Freude der kampierenden Hirten. Hie und da hörte man von einem abenteuerlustigen slowakischen Burschen, der den Weg in den Wald gefunden hatte. Oft aber kamen sie nach einigen Regentagen wieder heim.

Anfang September, nach dem Durchbruch der sowjetischen Streitkräfte durch die Karpaten, wurde erstmals eine Ortskommandantur in unserer Kreisdienststelle und Wohnung Grenzlers errichtet. Chef war ein alter, verwitterter Major, der schon zweimal durch ukrainische Partisanengruppen aus Kesseln zurück an die deutschen Linien weitergereicht worden war. Später wurde ein Lazarett im Gymnasium eingerichtet (800 Patienten). Unsere Frauen wurden des Öfteren zum Nähen dorthin beordert. Wie überhaupt fast jede private Tätigkeit der ansässigen Deutschen aufhörte, weil die Männer zu Dolmetscher-, Telefon-, Führer- und anderen Diensten ständig gebraucht und gerufen wurden. Ein Verpflegungslager im Tempel, ein Feldgendarmierbataillon, eine SD-Dienststelle und andere Formationen stellten sich immer schneller ein, weil die Russen inzwischen bis Uzhorod (Ungvar) gekommen waren und diese Stadt besetzten². Schon einige Wochen vorher waren die Bahnhöfe der Umgebung durch amerikanische Flieger bom-

¹ Der östlichste Teil der Slowakei in den damaligen Grenzen.

² ca. 15 km jenseits der slowakischen Grenze.

bardiert worden, und weithin konnte man von Gross Michel aus die Feuerscheine beobachten und feststellen. (Uzhorod, Cop, Nyiregyháza, Sátoralyajhely usw. konnte man gut beobachten.) Nun, da die Russen in Ungvar standen, 30 km Luftlinie von Gr. Michel und mit Feldstecher gut zu sehen, dachte man auch hier und da schon an eine möglicherweise notwendig werdende Evakuierung oder Flucht. In vielen Häusern waren auch schon einige Rucksäcke gepackt. An mehr dachte man nicht, denn die Verbindung mit dem Westen, mit Pressburg, ja sogar mit Göllnitz, unserer Kreishauptstadt, war seit Wochen unterbrochen, Zeitungen und Post kamen nicht mehr herein. Selbst nach Preschau musste man durch Partisanengebiet, und die Wehrmacht hatte bei Brekov, bei Hanusovce u.a. Orten schon einige Verluste aufzuweisen. So wussten wir von der allgemeinen Welt- und Kriegslage fast gar nichts, ausser was das Radio darüber log. Das Leben und die Arbeit aber gingen in Stadt und Land «ungestört» weiter. Gleichwohl sprach ich in den letzten Monatsversammlungen am 27. August in Homenau und in Medzilaborce sowie am 10.9. in Gross Michel schon öffentlich von den Vorbereitungen zur evtl. «Evakuierung». In letzterer sprach auch ein Kamerad von der Wehrmacht namens Kringe. Später wurde noch eine Monatsversammlung in Homenau am 24. September abgehalten, die die letzte war. Ende August kamen mit 35 Wagen kuhbespannt 296 Michaloker angefahren und baten um Asyl¹. Sie hatten es wegen der allnächtlichen Drangsalierungen durch die Partisanen nicht mehr aushalten können und wollten das Letzte retten, was ihnen die Horden nach und nach weggenommen hätten. Es waren 53 Männer, 87 Frauen, 12 Burschen, 28 Mädels und 116 Kinder, mit 62 Kühen, 10 Pferden, 3 Fohlen. Die Menschen wurden in den Schul- und Internatsräumen untergebracht, die Wagen auf den Höfen, das Vieh bei mir auf der Pusta Gaborka. Alle Kameraden in der Stadt wetteiferten, die Verpflegung der Flüchtlinge sicherzustellen, und es gelang ohne behördliche Unterstützung, sie bis zum Abtransport mit durchzufüttern. Die letzten Vorräte des Schulinternats gingen mit darauf.

Um den 10. September kam Kamerad Schürger, Kreisbauernführer aus Göllnitz, zu Fuss durch das Partisanengebiet nach Gross Michel, um die von der VGFg [Volksgruppenführung] angeordnete Evakuierung durchzuführen. Eine Abteilung des Korück, das in Gross Michel stationiert war, war behilflich, und so ging am 19. September 1944 der erste Transport, Fahrtnummer 6,942 899, mit 32 Waggons über Ungarn auf die Reise. Er landete am 1. Oktober in Pressburg an. In Forroencs blieb er (wegen der damaligen politischen Unsicherheit in Ungarn) liegen und hatte auch sonst wegen der zerstörten Bahnhöfe vielen Aufenthalt. Abtransportiert wurden die oben angeführten Michaloker samt Vieh und Wagen, dazu 17 Personen aus Gross Michel. Der Ortskommandeur Major X. hat sich gegen die Evakuierung der Gross Micheler gestäubt und mir nachher erklärt, dass ich die Nichtbefolgung seines Befehles schwer würde zu verantworten haben. Einige Tage darauf ging er auf Urlaub.

¹ In Michalok, dessen deutsche Bevölkerung von rein slowakischen Orten umgeben war, war es zu den ersten Übergriffen der Partisanen gekommen; vgl. auch den unter Nr. 131 abgedruckten Bericht, S. 741.

Am 7. Oktober ging nach endlosen Überredungsversuchen unsererseits endlich der zweite Transport, Fahrtnummer 6,332 669, unter Führung des Kameraden Alexander Forgach ab, war am 14. Oktober schon in Pressburg, obwohl er über Polen (Tarnow-Krakau-Prerau) geführt wurde, und einmal die Lokomotive zerschossen wurde (von Tieffliegern). Teilnehmer waren 31 Menschen aus Gross Michel, 5 aus Homenau, 7 aus Fronau (Vranov) und 3 Familien aus Trebischau (Trebisov). Dazu ein Treck Siebenbürger Sachsen mit 12 Ochsespannen, die inzwischen eingetroffen waren. Unsere Leute waren zum Grossteil nicht zu überreden, die Heimat zu verlassen und ihr Leben im Westen zu retten.

Ein weiterer Transport, Fahrtnummer 6,332 519, war am 30. September abgegangen, ging aber erst am 16. Oktober von Kysak wieder weiter und ist in Pressburg nicht angekommen. Inhalt war das gesamte Schul- und Heiminventar, dazu noch viele Kisten der Kameraden auch von Gross Michel und Umgebung. Hier waren nur 4 Waggon (Nr. DR 464, DR 944 – Hann., MAV 261 565, SZ 170 960) ohne Begleitung abgefahren.

Ein vierter Transport, Fahrtnummer 6,336 156, ging unter Führung Hans Kohlhammers am 24. Oktober 1944 ab; bestand aus 7 Güterwagen, 6 Schweinewagen und 2 Runnenwagen. Verladen waren meine ca. 500 Schweine, einige Kühe, Maschinen und Sämereien, dazu kamen 7 Personen aus Snina, 7 aus Secovce, 9 aus Trebischau und 1 aus Medzilaborce sowie ein Treck Volksdeutscher aus der Munkacser Gegend mit 10 Ochsen, die im letzten Augenblick einlangten und gleich mit verladen wurden.

Ab da ging es immer schneller. Am 26. Oktober verlagerten bereits die Schlächtereien der Wehrmacht, die Feldgendarmarie wurde nach Kaschau verlegt, Truppen kamen von der Front durchmarschiert. Am 27. Oktober früh gegen 8 Uhr verstärkten sich die Geräusche von der Front, gegen 11 Uhr hörte man bereits Maschinengewehrfeuer am Stadtrand, gegen 2 Uhr kamen flüchtende slowakische Bauern aus den Grenzgemeinden her und berichteten, dass die Russen bereits um 10 Uhr das Grenzdorf Gajdos besetzt hätten. Nur die Ortskommandantur unter Kommando eines Leutnants Kraaz wusste von nichts, zieh mich wegen meiner Sorge um die Rettung unserer Menschen der Feigheit und wollte von einer Flucht nichts wissen. Trotzdem wurde diese in Gang gesetzt, und 21 Menschen gingen mit 9 Wagen am Abend auf den Treck. Eine letzte Vorsprache bei der Ortskommandantur (Kreisdienststelle und Wohnung Grentzers) ergab, dass in allen Räumen einzig und allein eine Hakenkreuzfahne hing, die eben noch vom Adjutanten angestiert wurde, wahrscheinlich in der krampfhaften Erwägung, ob nicht auch diese einen gewissen Wert hätte – zum Mitgenommenwerden. Ansonsten war alles, aber auch alles, bereits verladen und abgefahren. Eine kleine Auseinandersetzung mit dem Leutnant erleichterte mein Herz. Der Mann hatte mir noch um ½ 13 Uhr versichert, alle Deutschen würden von der Wehrmacht auf ihren LKW mitgenommen werden, wenn es zur «Verlegung» kommen sollte. Mitgenommen hatte er nur Mobiliar – auch «deutsches».

Der Treck führte mehr oder weniger unbehelligt durch slowakisches und ungarisches Gebiet über Kaschau, Rosenau, Lucenec (Lizen), Balassagy ½ arnat, Ipolysäg, Leva, Neutra, Sered, Dioszeg nach Fragendorf, wo er im Hofe des Kameraden Gallée nach 18

Tagen seinen Abschluss fand. Die mitgenommenen Kameraden gingen weiter, teils in die Bösinger Gegend, teils ins Sudetenland, wo sie ihre Familien aufsuchten. Einige warteten auch nur die Freimachung der Mittelslowakei ab, um wieder zurückzugehen in die Unterzips und vielleicht noch einige Menschen und Dinge zu retten. Kamerad Schürger und Hinke hatten uns schon in Moldava verlassen, um nach Metzenseifen zu kommen.

Aber nicht allein diese beschriebenen Transporte haben Menschen aus dem Osten der Slowakei herausgeführt. Einen grossen Anteil hatte auch die gräfl. Schönburgsche Brauerei, bzw. deren Direktor, Dr. Ing. Karl Rungaldiet, der mit seinen zwei LKW und zwei Traktorenanhängerzügen noch einige Kameraden mit Familien herausbrachte, soweit es ihnen möglich war, sich noch anzuhängen. Rungaldiet fuhr einige Male den Weg Gross Michel – Kaschau und später Kaschau – Pressburg hin und her, so dass wohl ziemlich viele mit diesen Transporten herauskommen konnten. Übrigens ist zu sagen, dass die Russen am 28. Oktober wieder heraus- und zurückgeworfen worden waren, so dass die Stadt später noch etwa drei Wochen in deutscher Hand war. In dieser Zeit wurden noch Hunderte von Waggons Weizen, Mais, anderes Getreide, Kartoffel, Vieh, Mehl usw. heraus und nach Westen geschafft. Die Stadt war damals tag-täglich unter schweren Bombenangriffen, die an den letzten zwei Tagen jeweils von 8 Uhr früh bis 17 Uhr nachmittags dauerten, wie mir slowakische Einwohner sagten, die ich in Preschau am 26. und 27. November traf.

Ich war auf der Suche nach dem verlorenen Transport 4, den ich am 3. Dezember in Altstett, Kreis Leobschütz, in Oberschlesien wiederfand. Allerdings nurmehr einige Menschen, die Maschinen und einige Kisten. Alles Ess-, Trink- und sonst Verwertbare war bereits «aufgeteilt» worden. . . . Nach einer Zusammenstellung sind mir etwa 185 Menschen bekannt, die von unserer Volksgruppe [Ortsgruppe Gross Michel] damals die Heimat verliessen. Allerdings sind nicht wenige wieder zurückgegangen, als der Krieg zu Ende war, und leben zum Teil im grössten Elend, wenn auch nicht in den Heimatgemeinden, so doch hauptsächlich in Kaschau, Preschau und Pressburg.

Nr. 131

Erlebnisbericht des Privatangestellten S. G., eines ehemaligen Führers des volksdeutschen «Heimatschutzes» in der Unterzips.

Original, 1952. 12 Seiten, hschr.

Erste Partisanenbewegungen in der Unterzips im Frühsommer 1944; Organisierung des Selbstschutzes («Heimatschutz») der deutschen Bevölkerung, ihre Evakuierung wegen der Partisanengefahr.

Die deutschen Armeen standen noch tief in Russland, es war Mai 1944, und schon konnte man, wenn man im Osten der Slowakei zu tun hatte, verschiedentlich hören, dass bereits viele Partisanen über die Grenze im Norden durch die Wälder in das Gebiet der Slowakei eingesickert seien. Von den Streudeutschen der Ostslowakei wie auch gelegentlich von Slowaken dieses Gebietes hörte man, dass in den Wäldern südlich Bartfeld eine Baracke als Partisanenlazarett aufgebaut sei. Anfang Juni kamen die ersten Klagen von deutschen Bewohnern der Randgebiete von Michalok, dass sie von Partisanen ausgeplündert und bedroht wurden.

In dieser Zeit gab es ausser 9 Mann in Margecany am Zusammenfluss der Göllnitz mit dem Hernad von der Karpato-Ukraine bis Sillein keinen einzigen deutschen Wehrmachtsangehörigen. Die 9 Mann waren auch erst kurz vorher hinkommandiert zur Betreuung und Instandhaltung der Fernsprechkabel, die von Wichtigkeit waren. Uns, die wir uns um die Verbindung mit unseren Volksgenossen bis in die Ostslowakei kümmerten, kamen die durchaus glaubwürdigen Berichte über das Einsickern der Partisanen nicht besonders gelegen, und im Allgemeinen sagten wir uns, dass die Partisanen nur in zweiter Linie im Rücken der Wehrmacht ihre Massnahmen treffen wollen (was das Gebiet der Slowakei betrifft), da ja auf diesem Gebiet weder deutsche Truppen stationiert waren noch der Nachschub für die Front sich durch dieses Gebiet abwickelte.

Die Lage der Handvoll deutscher Bewohner der nördlichen Ostslowakei verschlechterte sich zusehends, und bald erreichten uns Nachrichten, dass einzelne Volksgenossen von Michalok von Partisanen verschleppt wurden. Angesichts dieser Tatsachen hatten wir bei unserem nächsten Besuch zwei Gewehre, die wir noch irgendwo aus der Metzenseifener Zeit hatten, nach Michalok gebracht und diese ziemlich offenkundig durch einen Teil des Ortes zu unserem Kameraden M. gebracht. Auf diese Art hofften wir, dass es den Partisanen zu Ohren kommen dürfte, dass die Deutschen des Ortes bewaffnet wären und sie, die Partisanen, sich doch etwas besonnener benehmen würden, was für die erste Zeit auch zutraf. Wie sich aber herausstellte, hatten die Partisanen jetzt andere Interessen. Fast täglich kamen Meldungen aus den umliegenden vor allem slowakischen Orten über Wanderungen von ganzen Bataillonen von Partisanen über die Höhenzüge des slowakischen Erzgebirges mitten durch die deutsche Sprachinsel. Viele waren beritten, die meisten sollen Kosakenmützen aufgesetzt gehabt haben, und alle zogen gegen Westen in die Mittelslowakei, und im ganzen Gebiet kein deutscher Soldat, der diesem Treiben Einhalt geboten hätte.

So entschlossen wir uns, K. K., S. M. und ich, nach Pressburg zu fahren, um von unserer Volksgruppenführung zu hören, was wir zum Schutze unserer deutschen Orte zu veranlassen hätten, hörten wir doch bereits von uns scheinbar nicht gut gesonnenen Slowaken gelegentlich Äusserungen, die uns die Gewissheit gaben, dass es den hiesigen Deutschen auch bald anders gehen wird. Die grosse Spannung, die in diesen Tagen herrschte, liess uns umso aufmerksamer überall hinhorchen.

Es muss um den 22. Juli 1944 gewesen sein, als wir uns auf den Weg nach Pressburg machten. Bis Kral'ovany ging die Fahrt anstandslos. In diesem Bahnhof erfuhren wir, dass der Zug in Richtung Pressburg nicht fahren kann, da der nächste Tunnel gesprengt wäre. So entschlossen wir uns, den Umweg über die Mittelslowakei nach Pressburg zu wählen, da ja nur schon dieser Weg für uns offen schien, und tatsächlich kamen wir nach Pressburg. In Pressburg selbst hatte man anscheinend die Lage noch nicht in ihrem ganzen Umfang erkannt, was nach den Äusserungen des Gesandten Ludin¹ zu schliessen war, und man versprach uns, dass die Lage bald wieder normalisiert würde. Mit diesem Ergebnis fuhren wir von Pressburg ab, und schon ungefähr 80-100 km weiter sah man ein auffallend emsiges Hin- und Herfahren der slowakischen Wehrmachtseinheiten, was uns jedoch kaum beunruhigte. In Kremnitz angelangt, hiess es plötzlich, dass der Zug nicht weiterfährt. Beim Aussteigen sahen wir einige slowakische Wehrmichtsangehörige herumtoben, und aus den aufgefangenen Worten entnahmen wir, dass es nicht ratsam ist, mit unseren Jahreskarten weiterzufahren, weil aus denen ersichtlich war, dass wir Deutsche sind. Einen Landsmann von uns, den Leutschauer P. S., haben die sich den Partisanen bereits Angeschlossenen in einen am Bahnhof Richtung Pressburg abfahrenden Zug gedrängt und ihn bedroht, da er Wehrmichtsuniformteile anhatte. Wir haben uns auf diese Zwischenfälle hin beim Fahrkartenschalter Fahrkarten besorgt und sind dann unbehelligt bis nach Göllnitz gelangt. Drei Tage sind wir von Göllnitz fort gewesen, dort fanden wir beunruhigende Nachrichten. Eines Abends, zwischen 10 und 11 Uhr, wurde der Bahnhof Margecany, 9 km von Göllnitz von den Partisanen umzingelt und alle 9 Mann der deutschen Wehrmacht, die die Telefonkabel betreuten, erschossen.

Auf unsere Frage an den Bezirkskommandanten der slowakischen Staatsgendarmeerie, Novosak, wie und was in Margecany geschehen wäre, erhielten wir eine sehr ausweichende und oberflächliche Antwort, die uns gleich zu denken gab. Dies veranlasste uns (K. und mich), sofort beim Bezirkshauptmann (Okresny Nacelnik) Borsig vorstellig zu werden und ihn darum zu ersuchen, uns eine verbindliche Auskunft zu erteilen, was er zum Schutze der deutschen Bevölkerung zu tun gedenke. Als Antwort gab er uns zu verstehen, dass sowohl Deutsche als auch Slowaken durch ein einheitliches staatliches Gesetz den bürgerlichen Schutz geniessen. Diese Antwort war für uns absolut unzureichend, zumal wir an einem Nachmittag selber sehen mussten, wie eine Horde, deren Anführer ein vielfach bestraffter Verbrecher namens Kysell war, auf einem Lastwagen vor der Wohnung unseres Kameraden E. H. erschien und, da in der Wohnung niemand

¹ Deutscher Gesandter in Pressburg.

war, diese ausplünderte. Die Gendarmerie sah zu und griff in keiner Weise ein. Auf das Ansuchen an den Bezirkshauptmann, unseren Leuten wenigstens die Jagdwaffen, die er einige Zeit vorher eingezogen hatte, auszufolgen, lehnte er dies ab. Ausserdem erfuhren wir von einem Vertrauensmann, dass der Bezirkskommandant der slowakischen Gendarmerie an alle ihm unterstellten Dienststellen die Weisung gab, nicht mehr auf die Befehle der slowakischen Regierung in Pressburg zu hören, sondern auf die der tschechoslowakischen, die damals noch in Russland war¹.

Dies alles bewog uns, soweit dies in Eile zu organisieren war, vorerst nach den beiden Metzenseifen² zu ziehen, um von dort aus sich über die Grenze nach Ungarn zu retten. Inzwischen erhielten wir die Nachricht, dass der Bezirkskommandant die Weisung erteilt hat, ein Überschreiten der Grenze zu verhindern. K. fuhr nach Kaschau zum deutschen Konsul, ihn um Hilfe für uns Deutsche zu bitten. Bekanntlich hat ja zu der Zeit Kaschau zu Ungarn gehört³, und auf ungarischem Gebiet waren auch deutsche Einheiten stationiert. Der Konsul von Kaschau, auf dessen Namen ich mich heute nicht mehr erinnern kann, war für unsere Lage interessiert und gab gleich Hilfe in Form von 25 bewaffneten Männern, die aus Freiwilligen bestanden und verschiedenen Völkern in der UdSSR angehörten und unter dem Kommando eines deutschen Oberleutnants V. standen. Die Männer waren im Partisanenkampf erprobt und gut bewaffnet.

Als die Spannung in Metzenseifen am späten Nachmittag ihren Höhepunkt erreichte (hatten wir doch noch etwa 14 Karabiner und 2 leichte tschechische MG noch aus den Märztagen 1939 gerettet, mit denen wir den Übergang über die Grenze nötigenfalls erzwingen wollten, und was ich während der Abwesenheit K.'s zu organisieren hatte), kam ein Lastwagen voll schwarzer Gestalten angefahren, die alle Schiessprügel in den Händen hatten, und mitten unter ihnen der K. Nun ging es jetzt, ohne viel zu beraten, schnell. Als erstes wurde von unseren Männern das Postamt besetzt, und es durfte kein Gespräch nach auswärts verbunden werden ohne unsere Zustimmung, dann entwaffneten wir die Gendarmerie. Die Finanzwache an der Grenze wurde schon von den schwarzen Gesellen besorgt. Da uns von den sogenannten Hütern der Gesetze unmittelbar mehr Gefahr drohte als von den Partisanen, die uns wohl auch ständig umschlichen und an diesem Nachmittag sogar in Einsiedel nach mir schossen, während ich aus dem Wagen mit dem Regierungskommissar L. M. sprach, hatten mich jedoch nicht erreicht, da ich in dieser Zeit nie den Gang herausnahm und nur die Kupplung löste, um bei Gefahr nötigenfalls gleich losfahren zu können, so stand es fest, dass wir unsere deutschen Mitmenschen nur so schützen können, wenn es gelingt, die Gendarmerie des ganzen Bezirkes zu entwaffnen und andererseits den deutschen Männern zur Verteidigung ihres Lebens Waffen stellen konnten. Noch an demselben Abend wurde auch der Gendarme-

¹ Die tschechoslowakische Exilregierung befand sich zu diesem Zeitpunkt noch in London; vgl. Einleitende Darstellung, S. 38.

² Ober- und Unter-Metzenseifen, südlichster Ort der Unterzips, liegt an der 1938 durch den Wiener Schiedsspruch festgelegten slowakisch-ungarischen Grenze.

³ Vor dem Wiener Schiedsspruch, wie auch heute wieder, gehörte Kaschau zur Slowakei.

rieposten in Stoss entwaffnet und ihre Nachrichtenverbindung unterbrochen. Da es bereits spät am Abend war, wurde erst am nächsten Tag mit diesen Massnahmen in den übrigen Orten des Bezirkes fortgesetzt und diese am Abend beendet. Auf diese Art hatten wir die sehr labilen Gendarmen kampfunfähig gegen uns gemacht und für unsere Männer Waffen erhalten. Sogar die vom Bezirkshauptmann Borsig eingezogenen Jagdwaffen nahmen wir an uns. Den Bezirkskommandanten Novosak verhafteten die Schwarzen und führten ihn nach Metzenseifen ab, wo der Ing. Sigmund Keil mit seinem Stab inzwischen regierte.

Dem Bezirkshauptmann Borsig gaben wir kund, dass er ab nun nicht mehr für die Sicherheit der Deutschen zu sorgen hätte, aber ihnen auch keine Weisungen zu erteilen habe. Um den slowakischen Teil der Bevölkerung möge er sich weiter kümmern wie bisher.

Inzwischen mussten wir feststellen, dass die ganze Unterzips von Partisanen bzw. von den sich diesen angeschlossenen slowakischen Wehrmatsangehörigen eingekreist war. Wenn man über die Grenzen der Unterzips ein Ferngespräch führen wollte, wurde man höhnisch ermahnt, dass am anderen Ende der Leitung ein Partisan sass. In Neusohl (Ban. Bystrica) wurde inzwischen der Putsch ausgerufen und damit das Signal gegeben, alle Deutschen, deren man habhaft werden kann, zu morden¹. So verging selten ein Tag, an dem nicht die Nachricht kam, dass wieder ein am Rande der Sprachinsel lebender Deutscher von den Partisanen grausam umgebracht wurde, nur weil er einem Volke angehörte. So ging es dem Förster Vogel und noch 8 anderen Angehörigen unserer Sprachinsel. Dass es nicht mehr Opfer gegeben hat, ist nur dem Umstande zuzuschreiben, dass es uns im Laufe der Zeit gelang, auch vom Kommandeur der rückwärtigen Gebiete, General Brauner, einen Lastwagen voll Waffen für unsere Männer zu erhalten. Anfänglich hat uns der General zweimal herausgeworfen mit der Bedeutung, dass wir verrückt wären, für Zivilisten von ihm Waffen zu verlangen. Er sass in Presov (Preschau). Dorthin konnten wir uns nur über Metzenseifen und Ungarn begeben, denn die übrigen Strassen wurden von den Partisanen gehalten. Bis es aber so weit war, dass wir uns einigermassen selber mit Unterstützung von den freiwilligen Ukrainern schützen konnten, hat es noch manches zu überstehen gegolten. Nach kurzem Aufenthalt von 2 oder 3 Tagen ist vorerst V. mit seinen Ukrainern wieder nach Kaschau zurück, und erst als die Partisanenüberfälle auf unsere deutschen Siedlungen sich wiederholten, haben wir diese bis zur Räumung unseres Gebietes behalten. Da sich diese kleine Gruppe nicht verzetteln wollte, blieb sie vorerst einige Wochen in Göllnitz und dann später in Schwedler stationiert. Der Heimatschutz übernahm die Sicherung der deutschen Siedlungen, und V. hatte eine Bereitschaft, um bei den Überfällen entlastend eingreifen zu können, und die Leitung der Entminung der Strassen und Eisenbahn, die von den Partisanen laufend vermint wurden.

¹ In dieser Verallgemeinerung zweifellos unrichtig. Zwar kam es im Verlaufe des slowakischen Aufstandes – so besonders in Glaserhau in der Mittelslowakei – zur Ermordung zahlreicher Deutscher (vgl. Berichte Nr. 133 und Nr. 134), doch war es nicht das erklärte Ziel des Aufstandes, alle Volksdeutschen zu vernichten; vgl. auch Einleitende Darstellung, S. 162.

Als noch der Stab des Kameraden Sigmund Keil in Metzenseifen war, erschien aus Pressburg A. Z. über Ungarn und überbrachte nach vielen Wochen die erste Nachricht und Weisung aus Pressburg, die lautete: schnellste Räumung des Unterzipser und ostslowakischen Gebietes von unseren Volksgenossen. Während aus der Ostslowakei alle Menschen herangezogen werden sollten, da es sich um verstreut lebende Deutsche handelte, sollten aus der Zips vorerst nur Frauen und Kinder in sichere Gegenden gebracht werden¹. Unser Kamerad Joh. Schürger² übernahm, die Menschen der Ostslowakei zu evakuieren, und hat diese Aufgabe unter vielen Schwierigkeiten gelöst.

Nicht so einfach wickelte sich die Evakuierung in der geschlossenen Sprachinsel [der Unterzips] ab. Viele Menschen sahen die Notwendigkeit dieser Massnahme nicht ein, zumal die meisten um ihr Hab und Gut, das sie zurücklassen sollten, Sorge hatten und man ihnen nicht versichern konnte, ob und wann sie ihre Heimat wiedersehen werden. Die grössten Schwierigkeiten hatten wir ausser in den beiden Metzenseifen vor allem in Einsiedel, wo einige Frauen von der Wehrmacht, die zum Zwecke der Evakuierung eintraf, sogar barfuss aus den Wohnungen geholt werden mussten. Erst viel später nach dem Zusammenbruch haben dann auch diese eingesehen, dass diese Massnahme nur zu ihrem Besten getroffen wurde, als sie hörten, dass von den Leuten, die sich durch Verstecken und Ähnliches der Evakuierung entzogen hatten, nach dem Einzug der Russen nach Russland verschleppt wurden, woher die meisten nicht mehr heimkehrten.

Der erste Transport ging von Göllnitz Anfang September 1944 über die Oberzips und Zakopane in das Ostsudetengebiet. Bei der Evakuierung wurden oft die Transporte beschossen, so am Stosser Berg und am Gretel, über das dann auch der Weg nicht mehr genommen werden konnte. Als Schwedler evakuiert wurde, hatten die Partisanen die Landstrasse vermint, wobei ein Wehrmachtswagen in die Luft flog. Bei einer anderen Gelegenheit hat es einen Bauernwagen samt Gespann und dem Buben, der es führte, erwischt. Fast täglich waren Meldungen über Minen aus diesem Gebiet gemeldet. Da wir keine ausgebildeten Spezialisten für deren Beseitigung hatten, schossen wir aus uns sicher scheinender Entfernung so lange mit dem MG auf die frisch gegrabene Stelle der Strasse, bis entweder die Mine hochflog oder diese freigelegt war, wobei wir dann ein 50 m langes Stahlseil anbanden und dann die Mine in den nahen Fluss schleiften. Bei diesen Arbeiten hat es nicht nur Verletzte gegeben, sondern auch einen Toten aus V.'s Gefolge. So wurden allmählich aus unserem Gebiet alle Schulkinder samt ihren Lehrkräften und der überaus grösste Teil der Frauen in kurzer Zeit evakuiert, nur die Männer blieben zum Schutze der Heimat zurück.

Noch vor Beginn der Evakuierung haben die Partisanen mit ihren Überfällen auf unsere Orte begonnen. Als erste mussten Unter- und Ober-Metzen seifen daran glauben,

¹ vgl. hierzu Einleitende Darstellung, S. 166 ff.

² Kreisbauernführer aus Göllnitz. Über die Rolle, die er bei der Evakuierung der in der Ostslowakei verstreut lebenden Deutschen spielte, vgl. auch den unter Nr. 130 abgedruckten Bericht, der ausführlich über die Evakuierung der Deutschen aus der Ostslowakei berichtet.

danach folgten in gewissen Abständen alle übrigen Orte wie Göllnitz, um dessen Verteidigung sich der damalige DJ-Bannführer S. verdient gemacht hat. Mit Ausnahme eines deutschen Bürgers namens L. W., den die Partisanen mitschleppten und gegenüber der Haltestelle der Eisenbahn zusammenschossen, hatten sie keinen Erfolg. Der schwerverletzte W., den ich selber im Strassengraben fand, wurde in das Kropfacher Krankenhaus gebracht, wo er viele Monate schwer darniederlag. Er wohnt jetzt mit seinem Bruder Julius, der früher Bürgermeister von Göllnitz war, in Südbayern.

So wurden im Laufe der nächsten Wochen Schmöllnitz, Einsiedel, Schwedler, Kotterbach und Wagendrüssel überfallen. In Kotterbach hatten sie Sprengstoff und einige Deutsche mitgeschleppt. Wagendrüssel wurde sogar mehrmals überfallen. Beim erstenmal haben sie 2 Mann des Heimatschutzes gehängt. Beim zweitenmal war Wagendrüssel von einem ganzen Bataillon eingeschlossen. V. mit seinen 28 Mann und 30 Heimatschutzleuten übernahmen es, Wagendrüssel zu helfen. K. und ich fuhren wieder einmal über Ungarn nach Presov, wo es bereits Wehrmachtsstellen gab, um diese zu bewegen, einige Einheiten in unser Gebiet zu verlegen. Dies Ansinnen wurde jedoch vorerst abgelehnt, da sich in diesem Gebiet keine Hauptverkehrsstrassen befanden. Anfangs glaubte man uns auch nicht, dass unser Gebiet von Partisanen verseucht wäre, sandte dann aber doch eine Abteilung, um von Presov durch die Scharoscher Bauerndörfer in das Göllnitztal aufzuklären. Am Klemberger Berg, von dem man bereits in das Göllnitztal sehen konnte, erhielt [sie] plötzlich aus der rechten Flanke einen Feuerüberfall. Erst von diesem Zeitpunkt an hatten wir vollen Glauben in Presov, wo wir dann auch für 600 Mann des Heimatschutzes Waffen erhielten, ausserdem wurden uns einige Offiziere und Unteroffiziere für die Ausbildung unserer Männer in Aussicht gestellt.

Viel Sorge machten wir uns über Dobschau, von dem wir seit vielen Wochen nichts wussten¹. Erst viel später, nach der Räumung unserer Heimat, traf ich in Pressburg Kameraden aus Dobschau, von denen ich erfuhr, dass fast alle Dobschauer Männer von den Partisanen verschleppt waren.

Durch all die Ereignisse kam auch der grösste Teil des Wirtschaftslebens zum Erliegen. So wurden alle in der Wirtschaft nicht mehr beschäftigten Männer im Heimatschutz kaserniert, und wir kamen bald über 600 Mann, die es nicht nur auszurüsten, sondern auch zu ernähren galt. In Ermangelung anderer Quellen mussten die Gemeinden herhalten, und erst später, es war schon Oktober, erhielt Göllnitz eine Wehrmachtsortskommandantur ohne Verpflegungslager, und bei der erwirkten wir, dass uns dann die Wehrmacht verpflegte. Wir mussten die Verpflegung von Zipser Neudorf abholen. Kurz nach Eintreffen der Wehrmachtskommandantur kamen Offiziere des General Brauner und wir legten fest, dass ich einige Offiziere der Waffenschule zur Ausbildung des Heimatschutzes bekomme. Ich hatte eine Ausbildungskompanie von 120 Mann zusammen-

¹ Dobschau, das ca. 1500 deutsche Einwohner zählte, liegt von den deutschen Orten der Unterzips ca. 25 km ab und ist durch Wald und gebirgiges Gelände von ihnen getrennt.

zustellen, diese geschlossen in einem Bau unterzubringen, auszurüsten und alles damit Zusammenhängende zu klären. Binnen 14 Tagen mussten alle diese Fragen bereinigt sein, was auch zur vollsten Zufriedenheit der Wehrmachtstellen geschah. Die 120 Mann setzten sich aus noch nicht gedienten, aber sich in dienstfähigem Alter befindenden Jugendlichen des ganzen Gebietes der Unterzips zusammen.

Diese Ausbildungskompanie blieb als solche auch nur die einzige, da sich dann die Ereignisse in unserem Gebiet wieder überstürzten. Von übergeordneter Stelle der Wehrmacht erhielten wir plötzlich Anfang Januar 1945 die Weisung, den gesamten Heimatschutz nach Kotterbach zu bringen, und zwar, wie es hiess, nur vorübergehend. Gegen die Stationierung desselben in Kotterbach legten wir Einspruch ein, zumal wir nicht einmal ein Sechstel der Männer mit den Transportmitteln, die wir für uns verpflichteten, wegschaffen konnten und wir im Ernstfalle aus dem abgelegenen Kotterbach schwer herauskönnen, so räumte uns der Stadtkommandant von Zipser Neudorf einen Teil der Kaserne ein, wo wir die Gewissheit erhielten, dass es nun heisst, Abschied nehmen von der Heimat, die die meisten von uns zwar noch einmal sehen sollten, aber unter welchen Umständen.

In Zipser Neudorf waren bereits die bisher bewährten Verbindungen mit der Wehrmacht gelöst, es konnte uns niemand etwas Verlässliches sagen, und wir entschlossen uns, auf eigene Faust unter Mitnahme aller erreichbaren Männer und vor allem noch des verbliebenen Viehs mehr nach Westen abzusetzen. So gelangten wir nach Botzdorf (Batizovce) hinter Poprad, wo der Heimatschutz seine letzten Tage verlebte. Von der Wehrmacht erschien eines Abends eine Abordnung und verlangte von mir zwei Kompanien Heimatschutz in der Stärke von 200 Mann. Diese Männer konnte ich nicht mehr stellen, da wir im Einvernehmen mit K. viele Männer zu ihren evakuierten Familien ziehen liessen in Anbetracht dessen, dass wir ja die vielen Menschen auf die Dauer weder versorgen noch weitertransportieren können. Ausserdem machte ich die Herren aufmerksam, dass die betreffenden Männer weder für die Aufgaben, die ihnen gestellt werden sollen, ausgebildet sind, noch sind sonstige rechtliche Voraussetzungen da, die die Männer den übrigen Wehrmachtangehörigen gleichgestellt hätten, ob schon in Versorgung eventueller Hinterbliebener usw., worauf mir die Herren mit sofortiger Verhaftung drohten. Nur dem Umstand, dass der K. dann mit politischen Argumenten kam, ging ich noch frei aus. Die Unteroffiziere liessen dann die Reste der beiden Kompanien, es waren an die 40 Mann, auf Weisung der Offiziere antreten und nahmen die in ihre Obhut. Seither habe ich erst in Pressburg vom Schicksal dieser 40 Mann gehört, und zwar bei einer nicht besonders erfreulichen Gelegenheit: einige dieser Männer waren vor das Kriegsgesicht gestellt, da sie sich bei einer Brückenbewachung von Partisanen entwaffnen liessen.

Dieser Erlebnisbericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuführen. Der Wahrheit halber möchte ich noch erwähnen, dass wir auch in der Partisanenzeit mit den weitaus meisten Slowaken unserer Heimat ein gutes Einvernehmen hatten, so haben zum Beispiel in Göllnitz viele slowa-

kische Mitbürger sich angetragen, die Nächte hindurch mit den Männern des Heimatschutzes Wache zu halten, was wir nicht nur begrüßten, sondern denselben während des Wachdienstes auch Waffen gaben. So schoben unter anderen auch der Bezirkshauptmann Borsig und der Regierungskommissar Hoffmann fleissig Wache.

Nicht unerwähnt möchte ich die Tatsache lassen, dass von uns aus kein einziger politischer Gegner, ob Kommunist oder einer anderen Richtung, gemassregelt wurde, da wir ja wussten, dass diese ja an den Zuständen persönlich unschuldig waren, erst als der Staatssicherheitsdienst erschien, hat er einige harmlose Leute gegen unseren Protest nach PreSov abgeführt, wo sie dann zum grössten Teil bei den Kämpfen umkamen.

Nr. 132

Erlebnisbericht der Buchhalterin Adele Scholtz aus Leibitz bei Käsmark, Oberzips.
Original, 22. August 1954, 12 Seiten, mschr.

Treck von Leibitzer Deutschen über den Jablunka-Pass bis ins nördliche Sudetenland im Januar 1945; ihre Austreibung nach Sachsen im Juni 1945; Rückkehr der Vfn. in die Heimat und ihre Internierung; Lebensverhältnisse der Internierten im Lager «Spinnerei» bei Käsmark und im Aussiedlungslager Poprad; ihre Ausweisung nach Westdeutschland im August 1946.

Es war am 21.1.1945, Sonntag vormittag 9 Uhr, als uns ein Mann des Leibitzer Heimatschutzes den Befehl überbrachte, dass der für Leibitz vorgesehene Treck sofort zusammengestellt und den nächsten Tag, vormittags 10 Uhr, abmarschieren müsse, da der Feind im Vormarsch auf die Zips sei. Ich war mit meinem Vater und Schwager allein im Hause, da meine Schwestern mit den Kindern bereits am 6.1.1945 durch die SS in die Gegend von Karlsbad evakuiert wurden, ich aber als unabkömmlich vom Käsmarker Krankenhause damals Zurückbleiben durfte. Die obige schreckliche Nachricht traf uns schwer, da wir immer noch hofften, dass uns dieser Abmarsch erspart und die Heimat erhalten bleibe.

Ich packte und raffte die notwendigsten Kleidungsstücke und Lebensmittel zusammen, mein Vater und Schwager übergaben unsere Kühe, Schweine, Geflügel, landwirtschaftliche Maschinen zur treuen Aufbewahrung an verschiedene slowakische Bauern, unser Haus übergaben wir zur Betreuung an einen Slowaken, der bei uns lange Jahre Dienste geleistet hatte. Wir aber fuhren schweren Herzens mit unserem vollgeladenen Wagen am 22.1.1945 zum letzten Mal aus unserem Hause, um uns dem Treck anzuschliessen, der sich bereits auf der Hauptstrasse sammelte.

Unser Weg führte uns über Poprad, wo sämtliche Strassen vollgestopft waren mit Militärfahrzeugen, Trecks aus anderen Gemeinden, Viehherden, Fussgängern –, mitten am Hauptplatz lag ein krepierendes Pferd, aber niemand kümmerte sich darum. Die Strassen waren auch weiterhin so vollgestopft, dass oft kein Vorwärts und kein Rückwärts mehr möglich war, bis ein Offizier mit einer Pistole in der Hand den Knäuel wieder entwirrte. Von Strba an waren die Wege stark verschneit, neben den Strassen lagen unbrauchbare Fahrzeuge, Pferde- und Rinderkadaver. Hinter uns hörten wir oft von der nahen Front das Donnern der Geschütze. Wir liefen grösstenteils neben dem Wagen her, da die Pferde schwer zu ziehen hatten, auch war die Kälte zu gross, um längere Zeit ruhig sitzen zu können.

Als Nachtquartiere bezogen wir meistens verlassene, kalte Schulräume, unbewirtschaftete Zimmer in Gasthäusern, in Sucany übernachteten wir sogar in einer Scheune. Die slowakische Bevölkerung kam uns dabei sehr zurückhaltend und kühl entgegen, wir mussten uns selbst Brennholz besorgen, um wenigstens einmal am Tag notdürftig ein warmes Essen herzustellen. Dass wir uns bei diesem Trecken keine schwere Erkältung zuzogen, war ein Wunder.

So schwer uns auch der Abschied von der Heimat fiel, so schnell wollten wir nun vorwärts kommen, um je früher bei unseren vorangefahrenen Angehörigen einzutreffen, denn dies war unser Ziel. Durch den Jablunka-Pass, über Neu Titschein, kamen wir nach Mankendorf, wo uns ein SS-Kommando die weiteren Marschrouten anwies, für uns Lebensmittelkarten und für unsere Pferde etwas Futter zuteilte. Durch Jungbunzlau, Böhmisches Leipa kamen wir am 6. 2. 1945 in Stein-Schönau¹ bei unserer Schwägerin an, wo meine Schwester bereits seit Januar weilte. Hier ruhten wir uns vorerst aus, und dann warteten und hofften wir auf die Nachricht, dass wir wieder in die Heimat zurückkehren könnten. Es kam aber ganz anders. –

Am 9.5.1945 kapitulierte die Stadt Stein-Schönau und die Rote Armee zog auch hier ein. Die erste Zeit verging verhältnismässig ruhig, dann wurden nach und nach alle Funktionäre der Partei – so auch unser Hausherr, der Schwiegervater meines Bruders, abgeführt, bis am 19. Juni 1945 ein Aushang erschien, dass sämtliche Deutschen, ausser den Facharbeitern und Bauern, am nächsten Morgen früh 5 Uhr am Kirchplatz mit dem notwendigsten Handgepäck erscheinen müssten. Grund: Ausweisung.

Die ganze Stadt wurde mit tschechischem Militär besetzt, (sie trugen deutsche Afrika-Uniformen) das im Falle einer Widersetzung eingreifen sollte und das auch die ganze Kolonne zu Pferde begleitete.

Es hiess damals allgemein, wir werden nach Russland deportiert, und wir waren alle der Verzweiflung nahe. Als wir nach Mitternacht in das Zimmer unserer 75 Jahre alten Tante traten, fanden wir sie erhängt am Türhaken. Ich meldete es sofort beim Arzt und versuchte, dadurch bei der Ausweisungskommission einen Aufschub unserer Ausweisung zu erreichen, aber die Militärs liessen dies nicht zu, und wir mussten die Tote liegenlassen und mit unserem Handgepäck am Sammelplatz erscheinen. Der Kirchplatz

¹ Kreis Tetschen.

bot ein trauriges Bild von hauptsächlich weinenden Frauen, Kindern und alten Leuten. Allen wurde das Gepäck kontrolliert und wertvolle Sachen herausgenommen. Mein 73 Jahre alter Vater, der ein goldenes Armband und [einen] Ring in der inneren Rodetasche verbergen wollte, erhielt einen Schlag ins Gesicht und einen Fusstritt, dass er hinfiel, auch uns wurde die beste Wäsche und Kleidungsstücke weggenommen. Dann wurde die Kolonne von einigen hundert Menschen in Marsch gesetzt. Vor, neben und hinter uns Militär, so marschierten wir mit ganz kurzen Pausen über Böhmisches Kamnitz, Hohenleipä zur Grenze an der Kirnitzschenke. An der Grenze wurden wir noch einmal kontrolliert und dann hinüber nach Deutschland geschoben¹. Wir schliefen nicht weit davon im Walde ein. Den nächsten Tag pilgerten wir weiter bis Bad Schandau und fanden gegen Abend bei dem Sägebesitzer der Ostrauer Mühle in einer Scheune Obdach. Unsere Hoffnung, dass wir in Bad Schandau oder Umgebung Arbeit, Unterkunft und Lebensmittelkarten erhalten werden, sank von Tag zu Tag mehr dahin. Der Bürgermeister von Bad Schandau wies uns kurzerhand ab, der russische Kommissar, bei dem ich persönlich um Hilfe vorsprach, sandte mich nach Dresden Trümmer aufräumen. Wir liefen tagtäglich alle Dörfer der Umgebung ab, um Arbeit zu finden oder Lebensmittel zu betteln, aber der Erfolg war schmal. Die wenigen Arbeitsstellen bei den Bauern waren schon von Flüchtlingen besetzt, die vor uns ausgewiesen waren, und das einzige, was wir erbettelten, waren hie und da eine Handvoll Kartoffeln. Diese Kartoffeln, Sauerampfer, Pilze und ein süßlicher Sprudel, den wir in Bad Schandau kaufen konnten, waren unsere ganze Kost.

Vier Wochen lang lagen wir schon in der Scheune, und es wurde mir von Tag zu Tag klarer, dass etwas geschehen müsse, wenn wir nicht verhungern oder in die Elbe gehen wollten, wie es viele taten. Ich fasste den kühnen Entschluss, uns mit Hilfe unserer verbliebenen Papiere als Slowaken auszugeben und über Bodenbach in die Heimat zurückzukehren. (Wir hatten noch unsere alten slowakischen Kennkarten und ich mein Anstellungsdekret vom slowakischen Innenministerium.) Am 19. Juli 1945 fuhren wir: mein Vater, Schwester Olga und ich los, – an der Grenze klappte alles gut, wir fuhren schon etwas kühner nach Stein-Schönau, um möglicherweise auch unsere zurückgelassenen Sachen wieder in Besitz zu nehmen. Die ganz neue und una fremde Gemeindevertretung händigte mir ohne Bedenken die Schlüssel des Hauses meiner Schwägerin aus, wir fanden auch alle Sachen wieder. Ebenso erhielt ich unser Pferd und Wagen zurück. Ich fand bald Gelegenheit, meinem Bruder und Schwägerin von unserem Erfolg nach Bad Schandau zu berichten, die kurz darauf auch in Stein-Schönau eintrafen.

Nachdem wir uns gründlich erholt hatten, planten wir mit unserem Pferd und Wagen in die Heimat zurückzukehren, da wir annahmen, dass bei uns daheim keine Ausweisungen stattfinden werden. Ich besorgte mir Ausweise und Papiere, die uns während der Fahrt durch Böhmen und Mähren legitimieren und schützen sollten, und am 19. 9. 1945 fuhren wir wieder zu dritt mit vollgepacktem Wagen einer ungewissen Reise entgegen.

¹ Über die Austreibung der deutschen Bevölkerung im Sudetenland in den Sommermonaten des Jahres 1945 vgl. auch die unter Nr. 71 bis Nr. 97 abgedruckten Berichte.

Wir hatten während der ganzen Reise, die uns über Hirschberg a. See, Jungbunzlau, Pardubitz, Zwittau, Olmütz bis Roznov p. R. führte, herrliches Wetter. Unsere Legitimationen aus Stein-Schönau schafften uns bei den Gemeindevertretungen (Výbor) reibungslos Quartiere und Verpflegung. Wir übernachteten immer in kleineren Dörfern, und oft wurden uns leere Bauernhöfe zur Übernachtung angewiesen, von welchen die deutschen Bauern vertrieben waren. Die letzte Nacht in Mähren verbrachten wir am 12. 9.1945 in Horni Becva, wo wir in einer Gastwirtschaft erfuhren, dass allen heimkehrenden Slowaken Pferde, Wagen und Gepäck weggenommen wird, weil sie als Verräter angesehen werden. Dies wollten wir doch nicht riskieren, zumal wir wussten, dass unsere Legitimationen in der Slowakei nicht mehr diese Geltung haben, und beschlossen, unser Pferd und Wagen zu verkaufen und per Bahn weiterzufahren. Wir kehrten also am nächsten Morgen um, fuhren bis Zasova, verkauften Pferd, Wagen und einige andere Sachen und sandten unsere übrigen Kleider zurück an unseren Bruder nach Stein-Schönau. Wir fuhren nun per Bahn weiter über Val. Mezerici – Puchov – Zilina – Vrútky bis Poprad. Am 15.9.1945 nachmittags 5 Uhr stiegen wir in Poprad mit unseren Bündeln aus, als auch schon ein gewesener Käsmarker Polizist, der mich gut kannte, auf uns zukam und uns erregt ermahnte, sofort vom Bahnhof zu verschwinden, auch keinesfalls per Bahn nach Käsmark zu fahren, weil auf allen Bahnhöfen in der Zips Polizeistreifen seien, die alle ankommenden Deutschen festnehmen und in ein Lager stecken. Von ihm erfuhren wir auch zum ersten Mal, dass alle deutschen Häuser und Höfe durch den Národní Výbor = Nationalrat¹ enteignet würden und viele Deutsche in Gefängnissen säßen, die zur Aburteilung vor ein Volksgericht gestellt würden. Es war für uns ein niederschmetternder Empfang, dachten wir doch bald in der Heimat und in Sicherheit zu sein, denn wir waren uns keiner Schuld gegenüber den Slowaken bewusst. Vater wollte nun nach Felka hinüber gehen, wo er einen guten Bekannten hatte, und nachfragen, ob wir nicht bei ihm übernachten könnten. Wir verbargen uns in einer Ecke und warteten. Bald kam Vater zurück mit der Nachricht: Das Haus ist abgesperrt und am Tor ein Zettel angeklebt mit der Aufschrift: «Majetok narodnyho Výboru» (Eigentum des Nationalrates). Nun ging meine Schwester mit derselben Absicht nach Poprad zum Schreiner Kawasch. Aber auch dort hing derselbe Zettel am geschlossenen Tor. Was sollten wir nun tun? Es blieb uns nichts anderes übrig, als bei einbrechender Dunkelheit zu Fuss nach Leibitz zu wandern. Wir schleppten uns mühselig mit unseren Bündeln auf der Strasse dahin, rasteten oft, bis wir gegen Mitternacht in Leibitz ankamen. Nach dem Gehörten trauten wir uns nicht in unser Haus hinein und klopfen am Fenster des evangelischen Kirchendieners, von dem wir wussten, dass er daheimgeblieben war und der mit meiner Schwester als Organistin an derselben Kirche gut befreundet war. Er erschrak, als er uns erkannte und sagte gleich, dass es strenge verboten sei, Deutsche zu beherbergen oder zu verstecken und er uns nur ausnahmsweise für eine Nacht bei sich im Heuschuppen beherbergen wolle, aber den nächsten Morgen müssten wir uns gleich bei der Gendarmerie melden. Es war eine traurige Nacht, diese erste Nacht in der Hei-

¹ Nationalausschuss

mat, bei Regen im Heuschuppen, voller Sorgen um die nächste Zukunft. Am Morgen meldeten wir uns bei der Gendarmerie – es war der früher bekannte Wachtmeister – der uns nicht freundlich, aber auch nicht gehässig empfing. Nach Aufnahme eines Protokolls erfuhren wir, dass unser Haus einem gr. katholischen führenden Mitglied des Nationalrates zugeteilt wurde und dass wir keinesfalls in unser Haus zurückkehren können. Bis zur Entscheidung des Nationalrates, was mit uns geschehen soll, müssen wir uns um Unterkunft sorgen. Wir wollten nun bei der 82 Jahre alten Schwester meines Vaters Obdach suchen, die auch daheimgeblieben war, aber sie wehrte erschrocken ab: Alle Evakuierten werden als Verräter und Feinde des neuen Staates angesehen und wer ihnen Unterkunft gibt, verfällt derselben Beurteilung. Sie könne als Lehrerswitwe nicht ihre Pension gefährden. Wir wollten ihr keinerlei Unannehmlichkeiten bereiten und gingen auf ihren Rat zu unserem früheren landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter Mazurek, der als Slowake und Partisan ein grosses deutsches Haus erhielt. Er empfing uns wie ein grosser Herr, etwas herablassend, aber nicht unfreundlich und sagte: «Ja, die Zeiten haben sich geändert, früher waren Sie die Herren, heute sind wir sie.» Quartier wollte er uns auch nicht geben, lud uns aber ein, mit ihm zu Mittag zu essen. Es gab gekochtes Rehfleisch mit Nudelsuppe, und auf unsere Frage, wie er zum Rehfleisch gekommen sei, erzählte er uns stolz, dass er Mitpächter der grossen Leibitzer Jagd sei. Inzwischen sprach es sich in Leibitz herum, dass wir angekommen sind, und noch während wir bei Mazurek sassen, kam ein früherer slowakischer Nachbar herüber und bot uns Quartier an, wenn wir ihm bei der Kartoffelernte und Drusch helfen wollen. Wir nahmen mit Dank an, halfen 4 Tage schwer beim Dreschen und Kartoffelernte, und am 20. 9. 1945 erschien ein Gendarmerie-Posten, um uns in das Lager «Spinnerei» bei Käsmark abzuführen, weil der Nationalrat so bestimmt hatte. Wir gingen durch Käsmark, geführt wie Verbrecher mit Gendarmeriebewachung. Am Ausgang der Stadt begegnete uns ein Wagen, vollgeladen mit Dreck aus den Strassengraben. Den Wagen zogen Deutsche aus dem Käsmarker Lager; ich erkannte unter ihnen Baron Wieland, Grossgrundbesitzer aus Farksdorf, Direktor Takacs aus dem Käsmarker Elektrizitätswerk usw., daneben ging ein Milizist mit Gewehr.

In der «Spinnerei» angekommen, begrüsst uns der Lagerleiter spöttisch, ob wir aus Sommerfrische kommen? Das Lager lag zwischen Käsmark und Nehre, bestand aus 3 niedrigen, verwahrlosten Arbeiterhäusern, die zur Spinnerei gehörten, aber schon lange unbewohnt waren und während der russischen Besetzung als Stallung für die Pferde dienten. In jedem dieser 3 Häuser waren 8 Räume, davon dienten zwei als Kanzlei und Aufenthaltsraum für die Milizisten, die das Lager bewachten, drei Räume waren als Küche und Magazin eingerichtet, und die übrigen waren mit eingelieferten Deutschen besetzt. Viele Fensterscheiben fehlten und waren mit Papier zugeklebt, in jedem Raum war ein schlechter Ziegelherd, der mehr rauchte als wärmte, der Länge nach stand eine gestockte Holzpritsche, davor ein Tisch und eine Bank.

Wir wurden in einen Raum gewiesen, in welchem wir gute Bekannte aus Leibitz trafen, was uns ein grosser Trost in unserer Verzweiflung war. Von ihnen erfuhren wir,

dass wir uns eine Strohhunterlage organisieren müssen, wenn wir nicht auf der nackten Holzpritsche liegen wollen. Es war gestattet – nach vorheriger Meldung bei den Milizisten, in Richtung des Waldes auszugehen, um Holz oder Pilze zu sammeln. Wir holten uns aus einem grossen Strohbanen etwas Stroh und bereiteten unser Lager, auf dem wir bis Mai 1946 liegen sollten.

Morgens wurde durch die Milizisten an jeden Lagerinsassen ein Stück trockenes Brot ausgeteilt, und mittags gab es ca. 1 Liter Suppe, meist Kartoffelsuppe d.h. Wassersuppe, in der einige Kartoffeln schwammen, ohne Fett, einige Mal auch ohne Salz. Dann gab es Krautsuppe oder Pilzsuppe, die von uns selbst gesammelt werden mussten. Die Küche versorgten Frauen aus dem Lager, auch meine Schwester Olga wurde dorthin zugeteilt. Wie ich später aus den Akten ersah, gehörten ins Lager über 300 Personen, davon waren aber sämtliche arbeitsfähigen Männer zu verschiedenen Arbeiten, wie Brückenbau, Aufräumung, Holzfällen usw. abkommandiert, so dass im Lager hauptsächlich Frauen, alte Männer und Kinder verblieben. Die Frauen wurden zu verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten bei den slowakischen Bauern, die jetzt auch die deutschen Bauernhöfe bewirtschafteten, eingeteilt. Die Einteilung nahm der Lagerleiter vor, oder wenn es sich manchmal um mehrere Mädchen und Frauen handelte, mussten alle antreten, und der Arbeitersuchende wählte dann nach seinem eigenen Geschmack einige heraus. Ein Einspruch unsererseits war nicht möglich. Pro Tag wurden für eine Frau 15 Ks und einen Mann 20 Ks in die Lagerkasse eingezahlt. (Ein lächerlich kleiner Betrag, denn damals kostete 1 kg Fleisch 80 Ks.) Wir erhielten für unsere Arbeit nichts als die trockene Kost.

Am zweiten Tag nach unserer Einlieferung wurde auch ich zur Kartoffelernte eingesetzt. Morgens, es war noch dunkel, schrie der Milizist die Namen derer in die Stube hinein, die zur Arbeit antreten mussten. Wir standen von unserer harten Pritsche auf und traten an, wo uns ein Milizist mit Gewehr auf der Schulter empfing und in die Stadt Käsmark führte. Nach einer Liste lieferte er uns bei den slowakischen Bauern ab und holte uns ebenso am Abend ab. Wir erhielten für den ganzen Tag trockene Kost: ein Stück Brot und ein Päckchen Brinse (Schafkäse). Seltener ein Stückchen Speck, das ich immer als Kostaufbesserung für meinen Vater und Schwester mit ins Lager nahm. Gekochtes Essen gab es während der ganzen Kartoffelernte nicht, höchstens hie und da zum Abendbrot Kartoffeln mit Milch. In der zweiten Woche bekam ich Magenschmerzen vom dauernden Bücken und der trockenen Kost; in der dritten Woche konnte ich nichts mehr essen und übergab mich nach jedem Essen, weshalb ich mich krank meldete. Ein Milizist führte uns – wir waren mehrere – nach Käsmark in das Tököly Schloss, wo das Käsmarker Lager untergebracht war und wo ein Käsmarker jüdischer Arzt wöchentlich zwei bis drei Mal Visite hielt. Wir Frauen wurden auf einmal eingelassen und angehört bzw. untersucht. Der Arzt, der mich von früher her gut kannte, schrieb mich sofort als unfähig für schwere Arbeiten und empfahl mich zum Kanzleidienst. Ich war aber auch Zeuge, wie er eine hochschwangere Frau aus Maltern, die sich zur Entbindung meldete, hässlich anschrie, dass es ein Maltern nicht mehr gäbe, «ausgemaltert», wie er

sagte, liess sie entkleiden und untersuchte sie vor uns ohne Scham, dass wir uns abwendeten, weil die Ärmste sehr weinte.

Ich kam nun in die Kanzlei, wo Desider Ludmann, ein gewesener Filialenleiter der Käsmarker Handels- und Kreditbank, bereits seit einigen Tagen die schriftlichen Arbeiten erledigte, d.h. eine leidliche Buchführung anfang, denn wie ich nun feststellte, konnte unser Lagerleiter Josef Dubec, ein früherer Ziegeleiarbeiter, nicht einmal richtig schreiben.

So kam langsam der Winter, die Arbeiten hörten auf und damit auch die Möglichkeit, sich draussen zusätzlich etwas Essen zu besorgen. Wir froren viel, denn wir waren alle unterernährt, von der wässrigen Kost hatten wir fast alle Durchfall und mussten nachts einige Male von unseren Pritschen herunterklettern und in die kalte Nacht hinausgehen. Holz wurde keines zugeteilt, wir mussten uns selbst aus dem naheliegenden Wald Holz zusammenschleppen, wobei auch mancher gute Baum aus dem Wald der Baronin Czobel umgehauen und zerstückelt ins Lager getragen wurde, öfters begegneten wir der Baronin im Walde, aber sie versicherte uns freundlich, dass sie das Holz gerne vermisste, wenn nur die armen Lagerleute nicht frieren müssen. Sie hatte von dem Wald übrigens auch keinen Nutzen mehr, denn er wurde ihr auch enteignet, und sie starb kurz darauf, wie wir erfuhren.

Im kleinen Dachstübchen über uns erkrankte ein kleiner dreijähriger Junge, er klagte über Halsweh und hatte scheinbar hohes Fieber. Es war draussen bitter kalt, und die junge Mutter bat den Lagerleiter, den Lagerarzt zu holen. Sie wartete bis zum nächsten Tag nachmittag, als aber der Kleine immer schlechter wurde, packte sie ihn gut ein und wollte mit ihm in das Käsmarker Krankenhaus gehen. Am Wege dorthin starb der Junge, wie später festgestellt wurde, an Diphtérie. Einige Tage später erkrankte der ältere vier Jahre alte Junge, ebenfalls, wie es schien, an Diphtérie. Nun kam der Arzt doch, schimpfte aber widerlich, weil er die schmale, steile Treppe hochgehen musste. Der zweite Junge wurde dann gesund.

Anfang Dezember 1945 erschien eines Tages eine Kommission im Lager, sie besahen sich einige Zimmer, fragten auch über Verpflegung, sprachen mit einigen Kindern und gingen wieder fort. Nachher wurde erzählt, dass die Kommission vom Schweizer Roten Kreuz war, ob es stimmte, konnte ich nicht erfahren. Jedenfalls wurde unsere Verpflegung in kurzer Zeit schlagartig besser. Wir erhielten Margarine, sehr schönes weisses amerikanisches Mehl, Zucker, Marmelade, Graupen, Bohnen, Sauerkraut und die kleinen Kinder täglich $\frac{1}{4}$ Liter Milch. Wenn die vorgeschriebenen Mengen, die täglich pro Person ausgegeben wurden, sehr klein waren und man sich davon nie sattessen konnte, so war es doch eine Erholung für uns alle.

Der Lagerleiter, froh darüber, dass wir alle seine schriftlichen Arbeiten und Meldungen übernahmen, übertrug langsam alles auf uns wie: Brotverteilung, Lebensmittelausgabe, ebenso Ausstellung der Passierscheine, wovon reichlich Gebrauch gemacht wurde. Es entwickelte sich zwischen uns und der Stadt ein regelrechter Handel, wir strickten, flickten oder nähten und erhielten dafür Brot oder andere Lebensmittel. Frei-

lich kam bald eine Beschwerde der Stadt Kásmark, dass zuviel deutsche Lagerleute in den Strassen der Stadt zu sehen sind, und wir waren von nun an vorsichtiger, gingen immer hinten herum und in Seitengassen.

Im Frühling 1946 kam eine Verordnung heraus, dass sämtliche Bankeinlagen in der Tatra Bank angemeldet werden müssen. Ich ging zu diesem Zweck mit meiner Landsfrau Frau Brunnmayer auch nach Kásmark, und nach Erledigung unserer Anmeldungen gingen wir hinter der Stadt wieder heim. Frau Brunnmayer ist schwerhörig, und als ich ihr in deutscher Sprache etwas lauter die Erledigung erklärte, begegnete uns ein slowakischer Soldat, kam auf uns zu und schrie uns an, ob wir nicht wissen: «Na Slovensku po slovensku»¹, «wie wir uns trauten öffentlich deutsch zu sprechen!» Ich wollte ihm erwidern, dass wir ja deutsche Lagerleute sind, aber im nächsten Moment hatte ich auch schon eine Ohrfeige sitzen.

Ich glaube, es war im April, als wir zum ersten Mal aus einer Zuschrift des Innenministeriums erfuhren, dass alle Deutschen ausgesiedelt werden. In der Zuschrift waren auch nähere Bedingungen angeführt. Wir waren alle sehr niedergeschlagen, denn wir hofften immer, dass die Lagerzeit nur ein vorübergehender Zustand sei und wir wieder heimkehren werden. Bald kamen auch verschiedene Formulare, auf denen das Vermögen jedes Einzelnen aufgenommen werden musste. Dann erfuhren wir von der Errichtung eines Aussiedlungslagers in Poprad, und am 1. Mai 1946 wurde ich in die Kanzlei des Poprader Aussiedlungslagers, das in den Kasernen untergebracht war, versetzt.

Hier herrschte schon ein reges Treiben. In drei grossen Kasernen und Nebengebäuden war Platz für die auszusiedelnden Deutschen vorgesehen, die zum Teil auch schon mit Deutschen aus der Poprader Umgebung belegt waren. Wir lagen auf Strohsäcken, und die Verpflegung war nicht schlecht, aber sehr, sehr knapp. Morgens gab es einen gesüssten schwarzen Kaffee mit einem Stückchen Brot, mittags und abends meistens Suppe, sogar Fleischsuppe, und sonntags pro Person ein Hefeknödel mit Sosse. Einmal bekamen die Kinder Kirschen und Melonen, die Verteilung wurde auch gleich gefilmt.

Die Kasernen waren mit einem Drahtzaun umgeben, darüber einige Reihen Stacheldraht und die Tore von Gendarmen bewacht, an einen Ausgang konnte nicht mehr gedacht werden. Der Lagerleiter war ein Gendarmerieoffizier, zur Bewachung waren ihm ungefähr 20 Gendarmen zugeteilt. Die Beschaffung und Ausgabe der Lebensmittel, Verwaltung des Kleidermagazins besorgten slowakische Zivilangestellte, aber sämtliche Vorarbeiten zur Aussiedlung, wie Personalaufnahmen, Zusammenführung der Familien, Zusammenstellung der Transporte, dann alle Küchenarbeiten, Essenausgabe und Gesundheitsbetreuung mussten dazu aufgeforderte deutsche Lagerinsassen erledigen. Sämtliche mit diesen Arbeiten Betraute wurden zur Krankenkasse angemeldet und erhielten sogar ein Monatsgehalt von 150 bis 300 Ks nach Abzug der Verpflegungskosten, die uns angerechnet wurden.

Die Stimmung im Lager war sehr verschieden. Der grösste Teil der Menschen war sehr verzweifelt über die bevorstehende Aussiedlung, und viele versuchten, auf alle

¹ «In der Slowakei (spricht man) slowakisch!»

mögliche Weise, durch Gutachten slowakischer Bürger und Partisanen, Auszüge aus früheren Abstimmungslisten¹, slowakischen Verwandtschaften usw. sich der Aussiedlung zu entziehen. Alle diese Argumente wurden zu Protokoll genommen, an die zuständigen Gemeinden geleitet und zur endgültigen Beurteilung an das Innenministerium vorgelegt, aber in ganz wenigen Fällen wurden Ausnahmen gemacht und die Leute aus dem Lager entlassen.

Ein Teil der Lagerinsassen erhoffte sich in Deutschland eine bessere Zukunft als in der damaligen uns fast fremd anmutenden Heimat.

Und der Jugend konnte auch der Stacheldraht und das Lagerleben nicht den Frohsinn nehmen, sie «organisierten» sich irgendwie ein Schifferklavier und sangen Abend bei Abend im Hof, räumten auch manchmal die Strohsäcke auf die Seite und hielten ein Tänzchen. Alles nur bis 9 Uhr abends, denn dann musste im Lager Ruhe sein und jeder auf seinem Strohsack liegen. Gar oft kamen die Gendarmen zur Kontrolle herein, lasen die Namen der Zimmerbewohner vor und wehe, wenn einer fehlte und noch draussen war, er kam sicher in die «base», wie das Lagergefängnis genannt wurde. Ein kleiner mit vergitterten Fenstern versehener Bau, drinnen eine Holzpritsche. Oft war dieses Gefängnis besetzt, wenn sich jemand widersetzte oder nachts über den Zaun zu entkommen versuchte. Einmal erwischten die Gendarmen einen Burschen beim Versuch, durch ein Loch im Zaun zu entkommen, er wurde derart verprügelt, dass ihm das Trommelfell platzte. Ein anderes Mal schnitten sie einigen Jungen ratzekahl die Kopfhare ab.

Sonntags versammelten wir uns alle ohne Ausnahme vor einem Lagerhaus im Hof zum Gottesdienst, wo von einer Rampe Herr Pfarrer Fabinyi zu uns sprach. Ein kleiner Tisch mit einem schlichten Holzkreuz darauf ersetzte den Altar, aber nie sah ich inbrünstiger beten und singen als hier im Kasernenhof.

Was wir in Poprad als sehr wohltuend empfanden, war, dass wir wöchentlich dreimal in den Baderäumen duschen konnten. Ungeziefer war hier keines, im Gegensatz zur Spinnerei, wo wir uns vor der Flohplage kaum retten konnten.

Der erste Transport war für Ende Mai in die amerikanische Zone vorgesehen, alles war vorbereitet, die 40 Waggon mit je 30 Personen, zusammen also 1'200 Menschen, zusammengestellt und in der dazu bestimmten «B» Kaserne einquartiert, als ein Telefonanruf der Regierung alles einstellte. Neue Hoffnungen keimten auf, dass die Aussiedlungen doch eingestellt werden, aber schon in den nächsten Tagen erfuhren wir, dass aus Poprad nur ein einziger Transport in die amerikanische Zone, alle übrigen in die russische Zone abgehen sollen. Das war für viele eine neue grosse Enttäuschung, denn nur solche konnten in die amerikanische Zone kommen, die dort bereits früher evakuierte oder geflüchtete Angehörige hatten.

Wir begannen mit der ganzen Arbeit neuerdings, und im Juli war der erste Transport abreisefertig. Alle, die schlechte Bekleidung oder kein Bettzeug hatten, konnten sich melden, und nach gründlicher Untersuchung ihrer Angaben erhielten sie aus dem Ma-

¹ Gemeint sind wohl Volkszählungslisten.

gazin nach Bedarf ein Kleid, Anzug, Schuhe, Mantel, Decke usw. Ausserdem wurde jedem Aussiedler ein Betrag von 500 RM ausgezahlt und ein Lebensmittelvorrat für zwei bis drei Tage ausgehändigt. An Gepäck durfte jeder laut Verordnung 40 kg mitnehmen, aber in unserem Lager wurde das Gepäck nie gewogen, wohl aber vor der Abreise durch Finanzbeamten gründlich kontrolliert, wobei noch manche Sachen wie Uhren, Schmucksachen, Ledertaschen usw. beschlagnahmt und weggenommen wurden. Nach der Kontrolle wurde das Gepäck mit Lastwagen zum fertigstehenden Zug gefahren, die Leute zu 30 Personen (waggonweise) im Kasernenhof aufgestellt und unter Bewachung ebenfalls zum Zug geleitet.

Nach ca. zwei bis drei Stunden fuhr der erste Transport an den Kasernen vorbei, wir standen alle an den Zäunen und winkten mit Tüchern zurück unseren langsam abfahrenden Landsleuten.

Nach Abfahrt des ersten Transportes wurden aus den umliegenden Sammellagern immer neue Menschen hereingebracht, und bald waren die Kasernen wieder voll besetzt.

Noch zwei Transporte mit je 40 Waggons (1'200 Menschen) wurden in die russische Zone abgeschoben, dann kam der vierte Transport in die amerikanische Zone an die Reihe, mit dem auch wir unsere Heimat verlassen sollten. Nach uns wurde noch ein Transport in die russische Zone zusammengestellt, und damit waren fast alle Deutschen der Zips ausgesiedelt, weil ja viele schon vorher aus dem Sudetengau direkt nach Bayern oder Österreich geflüchtet waren.

Unser Transport ging am 31. August 1946 von Poprad ab, es war schon spät am Abend, dunkel und regnerisch, als wir an den Kasernen zum letzten Mal vorbeifuhren, wo als Abschiedsgruss von unseren zurückgebliebenen Landsleuten in allen Zimmern der Kasernen das elektrische Licht ein- und ausgeschaltet wurde. Es war ein schöner Anblick. Aber unsere liebe Tatra sahen wir nicht mehr, denn als es am nächsten Morgen hell wurde, standen wir bereits in Sillein am Bahnhof.

Die Tschechen haben sich noch mit einem «Freundschaftsdienst» in unsere Erinnerung eingepägt: es war ein grösserer Bahnhof vor Prag, der Tag war heiss, und wir freuten uns sehr, als uns eine Verpflegungsstelle saure Milch anbot. Jeder holte sich von der Milch, und wenn sie auch nicht gut schmeckte, tranken wir sie doch restlos aus. Die Folgen wirkten sich fast zur Katastrophe aus, alle bekamen wir einen fürchterlichen Durchfall, und dabei hatten 30 Personen nur einen kleinen Eimer im Waggon. Es war bestimmt schlechte Milch.

Eger war unsere Grenzstation, wo wir an eine amerikanische Kommission übergeben wurden. Über Würzburg, Aschaffenburg, Giessen kamen wir nach einer ötägigen Fahrt in Korbach, unserem Endziel an.

Nr. 133

Erlebnisbericht des Pfarrers Josef Maday aus Hochwies im Hauerland.

Original, 17. Februar 1951, 8 Seiten, mschr.

Auswirkungen des slowakischen Aufstandes in der deutschen Sprachinsel Hochwies; Ermordung von 83 Volksdeutschen durch Aufständische auf dem Bahnhof Schemnitz.

... Am 29. August brachten morgens Bewohner der Höfe, die in Richtung Oslany liegen, die Nachricht, am Penbühl bei dem zweiten Kreuz seien Partisanen. Die Meldung rief beträchtliche Aufregung hervor. Von Zarnovica hörte man das Gerücht, es seien dort deutsche Truppen. Ein Kradfahrer wurde dahin geschickt, um Schutz zu erbitten. Er brachte die niederschmetternde Nachricht, es handle sich nur um einen Panzerspähwagen, der bald darauf abgedreht sei und in Richtung Zlaté Moravce geflüchtet. Der Führer des Wagens habe es abgelehnt, nach Hochwies zu kommen, da er keine derartigen Befehle habe und seinen Kameraden Nachricht von dem Stand der Dinge bringen müsse.

Ein anderer Kradfahrer fuhr zu den Partisanen. Er fuhr an der besetzten Stelle vorbei, ohne etwas zu bemerken. Nachdem er eine Strecke weiter gewendet hatte und zurückfuhr, wurde er aufgehalten. Nachdem er sich über das Woher und Wohin genügend ausgewiesen hatte, begann er ein Gespräch mit den Männern. Es waren Arbeiter aus Bat'ovany und Umgebung. Als sie am Morgen mit dem Zug zu ihrer Arbeitsstätte fahren, hatte man sie zu LKW geführt, von denen herab Waffen und Munition, z.T. auch andere militärische Ausrüstungsgegenstände verteilt wurden. Nach einer Hetzrede, die erfüllt war von Greuelmeldungen über die deutschen Truppen, über die Gefangennahme der slowakischen Regierung usw., wurden jedem ein Gewehr, etliche Patronen übergeben. Dann wurden sie auf einen LKW verladen nach Penbühl gebracht, wo sie warten sollten, bis sie weitere Befehle erhalten. Weiter wussten sie selber nicht, was los sei.

Während diese Nachrichten erörtert wurden, tauchte diese Partisanengruppe in der Biegung der neuen Strasse auf, die sie in ihrer Ortskenntnis benutzten. Gewehre und Bajonette mit Bindfäden umgehängt, kamen sie an. Wenn die Bevölkerung feindliche Absichten gehabt hätte, wäre es eine Kleinigkeit gewesen, sie zu entwaffnen. Sie hatten nur Befehle an bestimmte Männer zu bringen und den Gendarmen zu befehlen, alle Jagdwaffen einzusammeln. Dann zogen sie wieder in aller Ruhe ab. Sie bezahlten alle Kleinigkeiten, die sie verlangten (Zigaretten usw.).

30. August: Durchzug der Tyrnauer Garnison. Vollmotorisiert auf allen möglichen Privat-LKW. Es gibt etwas Radau. Kein bemerkenswerter Zwischenfall.

31. August: Bis nachmittags Ruhe. Auf einmal erschallt der Ruf: «Sie kommen wieder!» Wir sassen im unteren Gasthaus. Die Gendarmen eilten zu ihrer Kaserne, der Notar in sein Amt. Ich blieb, da ein LKW voll Partisanen bereits die Strasse sperrte. Wir

hörten etwas Geschrei. Dann Stille. Ausserhalb des Dorfes sahen wir auf zwei beherrschenden Höhen MG aufgestellt. Etwas seitwärts der Strassenkreuzung wollte ich zum Hause der Raiffeisenkasse, sah aber im letzten Augenblick, dass Lehrer Schnierer von einem Partisanen mit Gewehr im Anschlag dahingetrieben wurde. Ich wendete mich herunter zum Gasthaus Wolf, vor dem ich auf der Bank den Notar, seine Frau und die Sekretärin sitzen sah. Zu spät bemerkte ich ein vor dem neuen Notariat aufgebautes LMG und ausserdem einen brutalen Partisanen (Ivanka), der auf und ab ging, eine Dahlie im Knopfloch. Nach wenigen Minuten (auf Befehl Ivankas hatte ich mich zu den anderen setzen müssen, ebenso Adolf Gr. und Ferdinand Z., die in der Nähe waren) wurde der Notar in das Amt gerufen, ebenso der amtierende Bürgermeister Johann K. Unterdessen sah ich weitere LKW mit Mannschaften kommen. Einer hielt auf einer kleinen Brücke, der zweite unmittelbar in der Kreuzung. Ich sah noch, wie ein Mann absprang. Dann hörte ich einen Schuss. Fast im selben Augenblick war der Bürgermeister, mit einer Liste aus dem Rathaus kommend, an uns vorbei ins Haus gesprungen, unmittelbar hinter ihm ein aus der Pistole schiessender Partisan (Grzhar). Da fielen die MG ausserhalb der Gemeinde ein. Handgranaten krachten. Frau Notar und andere rannten nach Durchquerung der Gaststube querfeldein bis zu den Einödhöfen. – Als wir sie später mit ihrem Mann suchen gingen, fanden wir sie an diesem Tage nicht mehr. – Ich schlich zwischen Zäunen und Höfen zur Pfarrei, die ich unbehelligt erreichte.

Die Partisanen behaupteten, es wäre aus einem bestimmten Hause auf sie geschossen worden. (Das Haus war zu der Zeit unbewohnt.) Ein junger Mann aus dem Nachbarhaus büsste es fast mit dem Leben. Meine Meinung ist, dass dem vom LKW abspringenden Manne bei dem Absprung das Gewehr losging, die Partisanen aber vereinbart hatten, wenn im Dorf ein Schuss fällt, bedeutet das einen Angriff, dann eröffnen die MG das Feuer – und umgekehrt, eröffnen die MG das Feuer, bedeutet das auch Angriff.

Während der sinnlosen Schiesserei, bei der aber, abgesehen von geringem Sachschaden, keine Verluste entstanden, war es einem Manne gelungen, Telefonverbindung mit Zarnovica zu bekommen. Er meldete den Vorfall. Die Partisanen waren noch im Ort, als ein LKW mit einem Herrn in Zivil und regulärem Militär ankam. Die Leute brachten währenddessen bereits Fahrräder, Motorräder und ähnliches nach dem Befehl der Partisanen herbei. Der Herr in Zivil hatte eine Auseinandersetzung mit den beiden Anführern der Partisanen, die recht heftig wurde. Sie mussten das Geld, das sie aus der Raiffeisenkasse und der Gemeindekasse sich angeeignet hatten, zurückgeben. Den Befehl mit den Fahrrädern und Motorrädern könne er leider nicht widerrufen lassen, erklärte er mir und dem Notar anschliessend im Gespräche. Den Notar und mich fragte er, ob wir die Verantwortung für die Bevölkerung übernehmen könnten, dass die Bevölkerung keine feindseligen Handlungen begehen werde. Wir übernahmen dies und erklärten, es seien keine Waffen im Ort. «Das weiss ich», erklärte der Mann, «die für den Heimatschutz in Hochwies und Paulisch bestimmten Waffen sind durch einen Mann in

unseren Besitz gekommen, bevor sie hierher kamen. So würdet Ihr bewahrt, eventuell Dummheiten zu machen. Ich liess das Geld zurückgeben, denn wir führen keinen Krieg gegen die Armen, wir wollen keine Räuberbande sein, sondern das Land von der deutschen Besetzung freihalten, damit es nicht zum Frontgebiet werde.» Es seien allerdings dunkle Kräfte auch am Werke, besonders Mitglieder der ehemaligen Internationalen Brigade in Spanien, die nur auf Raub und Mord sännen. Er hoffe aber, man werde mit ihnen fertig werden. – Mit etwas mehr Ruhe gingen wir den nächsten Tagen entgegen, besonders als wir hörten, der Partisanenführer Ivanka habe seinen Nebenbuhler Grznar erschossen, worauf die Freunde Grznars wieder Ivanka erledigt hätten.

Das Geschäft des K. M., der als besonders parteihörig galt, eines Lehrers, der die DP¹ leitete, wurden an dem Tage geplündert. Die Männer selbst hatten sich auf Einödhöfe in Sicherheit gebracht.

An einem der nächsten Tage, als die Leute wieder ihrer Arbeit nachgingen, kam wieder eine Abteilung, um die führenden Männer der DP zu internieren. Sie fragte nach einigen. Als sie in die Häuser der Gesuchten kamen, war keiner daheim. Da ergriffen sie wahllos in Hochwies Lehrer Adler, der aber gleich freigelassen wurde. Weiter wurden der Notar H., ein Schuhmacher, ein Mann namens Braxator und Pius Motzbüchel von der Dreschmaschine weg verhaftet, nur damit sie die Zahl von vier Verhafteten abliefern konnten. Ebenso verfuhr man in Paulisch. Von den Verhafteten wurden auf Intervention des Hochwieser Arztes Dr. S., der sich den Partisanen sofort angeschlossen hatte, Notar H. und drei Paulischer freigelassen. Von den anderen Verhafteten hörten wir später nur gerüchteweise durch ein Mitglied des Národní Výbor von Zarnovica, sie seien an der Gran erschossen und die Leichen ins Wasser geworfen worden. Nachforschungen blieben ergebnislos.

Am 1. September waren die ortsansässigen Kommunisten (5 Mann) bewaffnet worden. Sie versahen nun den Wachdienst an der Strassenkreuzung. Nach wenigen ruhigen Tagen wurden die Partisanen von den im Neutra-Tale vorrückenden schwachen deutschen Kräften bei Bat'ovany zersprengt. Sie flüchteten regellos durch die Gemeinde bis H. Hämry und Zarnovica. Erst nach zwei Tagen wagten sich die ersten Spähtrupps wieder zurück, und als sie feststellten, dass die deutschen Truppen nicht nachgestossen waren, besetzten sie das Gebiet wieder bis Radobica und Hornejša (Hornie Ves). Dort fiel ihnen auch ein kleiner deutscher Spähtrupp in die Hände, der niedergemacht wurde.

In der nächsten Zeit blieb es ruhig. Hausdurchsuchungen, Ablieferung von Lebensmitteln, Schweinen, Getränken gegen Gutscheine, Barzahlung oder gar nichts waren freilich an der Tagesordnung, besonders das Kaufhaus und das Gasthaus Wolf-Palatinus wurden in Mitleidenschaft gezogen.

Die Leute von der Plaza (Brezova) standen mit den deutschen und regulären slowakischen Truppen in Uherce in Verbindung. Sie brachten die Nachricht in die Gemeinde, am 19. oder 20. September habe ein deutscher Spähtrupp trotz der Bitten der Bewohner

¹ Deutsche Partei; s. Einleitende Darstellung, S. 149.

des Hofes Mirth einen LKW der Partisanen unter Feuer genommen, ihn besetzt und durch die Linien der Partisanen zu Deutschen davongefahren. Wir erkannten darin eine Gefahr, denn es musste der Eindruck entstehen, dass die Bevölkerung das Vorgehen der deutschen Truppen unterstütze. Die Reaktion erfolgte im Abtransport der Männer, soweit man ihrer habhaft wurde.

23. September: An diesem Samstag begann das Unglück der Gemeinden Hochwies und Paulisch. Schon vor der Messe bemerkte ich, wie im Morgennebel die Männer des Hofes «Fitzls Scheune» vorbeigeführt wurden. Man munkelte gleich von Spionageverdacht. Nach der Messe kam ein fremder Gendarm ins Pfarrhaus, der mich höflich aufforderte, zum Verhör in die Gendarmeriekaserne zu kommen. Ich zog mich in seiner Anwesenheit um. Einer Eingebung folgend nahm ich feste Schuhe und warme Socken. Als ich das leichte Cape umwerfen wollte, fragte er, auf meinen Wintermantelweisend, wem der gehöre. Er sagte mir, ich solle den nehmen. Ein Stück Brot und Speck tat ich in die Aktentasche. Auf der Gasse fand ich bereits vor der Kaserne alte und junge Männer unter Bewachung vor. Das Treppenhaus voll. Oben wurde ich in die unbenutzte Küche geführt, die Flurtüre blieb offen. Auf dem Gang Posten. Aus dem Zimmer, der Kanzlei des Kommandanten, tönnten Schreie und Schläge. Dann kam ich zum Verhör. Mantel und Jackett musste ich ablegen, die Taschen wurden untersucht, aber nicht das Geringste genommen. Das Verhör leitete Kapitän Ing. Trojan, dann sass dabei ein kommunistischer Kommissar, ein Jude aus Prievizda, und zwei weitere Partisanen mit rotem Halstuch gingen mit den Pistolen spielend auf und ab. Mit dem Gesicht wurde ich der Wand zugekehrt. (Meine Vorgänger hatte man wiederholt mit dem Kopf wider die Wand geschlagen. Ich wurde nicht geschlagen, nur liessen sie hinter meinem Kopf immer wieder, wenn ihnen eine Antwort nicht recht war, die Revolver repetieren und knacken.)

«Wo sind die Waffen, die von der Deutschen Partei hierhergebracht wurden?»

«Es wurden keine hierhergebracht, sondern diese Waffen wurden nach der Aussage eines Offiziers der freien CSR schon vorher von Partisanen geschnappt.»

«Sie lügen.» (Pistolenknacken.)

«Nein.» (Neues Knacken. Ich will mich wenden.)

«Drehen Sie sich zur Wand! Sie haben doch sicher als Pfarrer gute Beziehungen zu den Leitern der Ortsgruppe der DP. Wo sind diese?»

«Mit der Partei hatte ich so gut wie nichts zu tun. Ich nahm nur [an] offiziellen Dingen teil. Die Leute hatten hier an der Partei auch kaum Interesse. Sie wurden vor Jahren in die DP gelockt, da man ihnen vormachte, dass sie nur dann in Deutschland Arbeit bekämen, wenn sie Mitglieder der DP seien.»

«Wo sind ...?» (Er nannte drei Namen.)

«Das weiss ich nicht.» (Drohung hinter mir.)

«Sie sind aus Handlova¹? Wissen Sie, dass dort in der Kirche ein Waffenlager war?»

¹ Krickerrau.

«Nein, das glaube ich auch nicht.»

«Die deutschen Geistlichen waren doch vor Kurzem in Deutsch Proben zusammen, um unter der Leitung von Pfarrer S. Pläne gegen die Partisanen auszuarbeiten.»

«In Deutsch Proben waren wir Anfang August zu Exerzitien. Sie wissen, dass damals noch niemand etwas von den Partisanen als öffentlicher Bewegung wusste. Wir haben uns auch mit rein religiösen Fragen beschäftigt, als die Exerzitien vorüber waren.»

«Sie leugnen also alles. Meinen Sie, dass Ihnen das helfen kann? Legen Sie ein offenes Geständnis ab, das kann Ihnen noch Milderung verschaffen.»

«Ich weiss nicht, was ich gestehen soll. Ich habe mich um Politik nicht gekümmert. Von Vertretern der DP wurde ich in den letzten Jahren sogar manchmal feindselig behandelt, weil ich den Brief des Papétes über die Menschenrechte verlas, die an den polnischen und russischen Gefangenen sowie an den Juden in Deutschland missachtet werden. Ebenso verlas ich den Hirtenbrief der slowakischen Bischöfe zum Schutze der Juden. Gesellschaftlich verkehrte ich mit den älteren Lehrern, deren demokratische Einstellung Ihnen bekannt ist, und den slowakischen Gendarmen. Bei den Slowaken der Umgebung bin ich bekannt als aufrichtiger Freund des slowakischen Volkes.»

Man versuchte dann noch eine Zeitlang, mir Fallen zu stellen, aber die Antworten waren leicht, weil ich bei der Wahrheit bleiben konnte. Ich wurde in die Küche zurückgeführt. Ein Arbeiter aus Topol'cany geleitete mich, bat mich dann, nachdem ich ihm eine Zigarette angeboten hatte, um meine Lederhandschuhe. Ich gab sie ihm mit den Worten: «Sie könnten sie ja auch mit Gewalt nehmen, wenn Sie aber so höflich waren, darum zu bitten» schenke ich sie Ihnen zum Andenken an diese Stunde.» Er setzte sich nachher sogar für meine Freilassung ein. Aber es war beschlossen, dass ich mit dem ersten LKW abtransportiert werde.

Unterdessen war nebenan Lehrerin T., Mutter von 7 Kindern, herbeigebracht worden. Weil ihr Mann sich versteckt hatte, hatte man sie genommen. Auch die zwei 16jährigen Mädchen, die einen kleinen Erntekindergarten im Ort leiteten, damit die Mütter zur Zeit der Ernte entlastet sein sollten, verhaftete man. Ein Mädchen, das auf eine falsche Anzeige hin als Jugendführerin verhaftet wurde, wurde schwer misshandelt, besonders, wenn sie in ihrer Verteidigung die eigentliche Führerin nennen wollte. Ein zweites Mädchen konnte sich verstecken, dafür verhaftete man den über 60 Jahre alten Vater. Das verhaftete und misshandelte Mädchen wurde vom LKW herunter von einem Verwandten, der bei den Partisanen war, gerettet.

Meine Mutter, dir mir Essen bringen wollte, wurde nicht mehr zu mir gelassen. Ich sah niemanden mehr. Wir rollten zum Dorf hinaus. Über die Fusswege sahen wir Partisanen, die, angeführt von den wegekundigen ortsansässigen Kommunisten, immer neue Gruppen von Männern heranbrachten. Man hörte auch vereinzelt Schüsse. Bei Verlassen des Ortes warfen wir einen Blick zum Friedhof. Vor dem Friedhof war ein neues Grab.

Das hatte sich am Morgen ein Mann graben müssen, der vor Jahren einen Kommunisten geschlagen hatte. Dann war er erschossen worden.

In Paulisch hielten wir kurz. Im Schulhof war das gleiche Bild wie in Hochwies von der Gendarmeriekaserne. Ein Haufen von Männern, umgeben von Posten mit LMG und MP russischer Herkunft. Ein Reserveoffizier (Arzt) setzte sich mit einem PKW an die Spitze. So fuhren wir zur Verladestelle des Bahnhofes Zarnovica. Der Offizier ordnete militärische Verladung an, darauf bestand auch der Stationsvorsteher. So kamen wir 45 Mann in den Waggon. Das geschah aber nur bei zwei Waggonen, wie ich später erfuhr, dann waren für die vielen Männer nicht genug Waggonen da; da wurden bis über 70 hineingesteckt. Aus unserem Waggon holten die Hochwieser Kommunisten, die als Posten mit den Partisanen zuletzt einen grossen Transport Fussgänger herantrieben, zwei Männer heraus, die mit ihnen sympathisierten. Sie wurden dann von ihnen mitgenommen. Unsere Gefühle waren sehr niedergedrückt. Viele der Männer waren noch nüchtern. Nachdem die zwei Mann herausgeholt worden waren, wurde der Waggon geschlossen. Es war Samstag abends. Geöffnet wurde zum ersten Mal am Dienstag abends, als man uns für die Todesfahrt nach Schemnitz (Banska Stiavnica) auf die dorthin führende Schmalspurbahn umlud. Diese Tage ohne Wasser, während draussen am Montagabend der Regen rauschte, waren furchtbar.

Am Dienstag erwarteten wir in Altsohl (Zvolen) den Tod. Ein Mann hatte am vergitterten Fensterchen gestanden und folgende Unterhaltung gehört, die zwei schwarz uniformierte Partisanen führten:

«Wieviel willst Du denn von der Bande umlegen?»

«Ein Dutzend mindestens.»

«So viel nehme ich auch zum Erschiessen.»

«Los, komm da runter, da werden sie anrollen.»

Bald darauf begann die Lokomotive, unsern Zug durch den Bahnhof hin und her zu schieben, wie wenn immer ein Waggon abgestossen würde. Das wiederholte sich in Abständen von 10 Minuten fünfmal. Nun meinten wir, an der Reihe zu sein. Im Waggon herrschte Verzweiflung oder Apathie. Dabei schlug immer wieder eine Faust an die Wände: «Totschlägen, die Hunde!» usw.

Ich betete ein Reuegebet vor, ermahnte die Männer, wenn wir sterben müssten, ruhig und gefasst zu sterben, und erteilte die Generalabsolution. Im Geiste begleitete ich die Männer der anderen Waggonen. – Da rollte der Zug wieder an. Er rollte weiter als bisher, Zvolen, Hrad, Budca, wir glaubten zu träumen. Endlich hielten wir in Dübrava. Ein ohrenbetäubendes Brüllen empfing uns am Bahnhof. «Aussteigen!» Als unser Waggon geöffnet wurde, wurden wir zum Aussteigen aufgefordert. Ich blieb etwas zurück und [konnte] gerade noch den verzweifelten Selbstmordversuch eines unserer Männer hindern. «Da ist ja auch ein Pfarrer!» johlte es mir draussen entgegen. Einige Püffe milderte mein verdreckter Mantel. Wir stolperten über Geleise hinüber zur Haltestelle der Schmalspurbahn nach Schemnitz (B. Stiavnica). «Hinein mit Euch!» Die Kolben halfen nach. Da müssen noch [mehr] hinein.

In dem Personenwagon, der uns aufnahm, waren nach meiner Schätzung 50 Sitzplätze. Am Morgen zählten wir, dass 156 Männer darin hatten Platz finden müssen. Ein zerbrochenes Fenster gab uns etwas Luft. Ein auf dem Gepäckbrett gefundener abgenagter Apfelrest einen Tropfen Flüssigkeit. Schlimmer war es in den angekoppelten Güterwaggons. Sie waren kaum halb so gross wie normale Güterwagen, der Boden war bedeckt mit feinem Karbidstaub, der sonst darin befördert wurde, und es waren keinerlei Fensterchen oder Luftöffnungen vorhanden. Bis über 70 Mann wurden da hineingepresst. Tür zu, ab! Langsam kroch der Zug die Strecke hinan. Die Lokomotive hatte zu wenig Dampf. Der Zug war überbelastet. Die Dunkelheit senkte sich herab. Schauerlich schallte das Brüllen des Wahnsinns aus den Güterwaggons durch die Nacht. Gegen 22 Uhr Ankunft in Stiaavnica. Reisende verlassen schleunigst den Bahnhof. Nur uniformierte Partisanen sind zu sehen und zu hören.

Das zerbrochene Fenster, vor dem ich halb hockte, halb knie, erlaubt mir einen mässigen Ausblick über das Bahnhofsgelände. Hinauslehnen würde freilich Selbstmord bedeuten. Nach einer Weile Wartens erscheint auf dem Bahnhof ein Hauptmann, Ortskommandant von B. Stiaavnica. Das Toben in den Güterwaggons ist nicht geringer geworden. Seit die Waggons stehen, findet ja gar kein Luftzug mehr in das Innere. Der Hauptmann will sprechen. Es wird still. Er ist aufgeregt. Er entschuldigt sich. Der Transport ist ihm nicht gemeldet. Er weiss nicht, wozu wir dahergebracht wurden, will noch in der Nacht in B. Bystrica anfragen, verspricht, wenn wir uns ruhig halten. Überführung in die Stadt. Für den Morgen verspricht er auch Essen. Er zeigt guten Willen, aber er weiss nicht, was in den Waggons los ist. Die Not der Männer ist zu gross. Sie brüllen wieder los. Der Hauptmann dringt nicht mehr durch. Er wird erregt. Er droht, uns eingeschlossen EU lassen bis zum Morgen, wenn wir uns nicht gefügiger zeigten. Ich versuche einigemal mit schwacher Stimme, mich zu melden, komme nicht durch. Der Hauptmann geht.

Um den Zug werden Scheinwerfer aufgebaut. Das Schreien dauert. Endlich können wir uns einem Posten verständlich machen, erklären ihm die Lage, bitten um Wasser. Er bedauert, geht zu anderen. Die Meinung ist geteilt. Ein Unteroffizier Prokay, er stammt aus der Umgebung von Ötiavnica, ist besonders fürs «Verreckenlassen». Andere sind milder. Bei einem Waggon wird die Tür einen Spalt geöffnet. Die Männer drängen zur Luft. Die vordersten Männer fallen einfach heraus, bleiben liegen, halb bewusstlos. Es sind vier bis fünf Mann. Ein Posten hplt Wasser im Helm. Er neigt sich über den ersten, um ihm etwas einzuflössen. Das Wasser aus dem Helm fliesst im Schwall über. Der Bewusstlose kommt halb zu sich, schluckt, zugleich zucken konvulsivisch Arme und Beine, er schlägt um sich, trifft einen Posten, der bei ihm niederkniete, in den Unterleib, dass dieser umkippt. «Seht ihr, das Schwein», schreit der danebenstehende Unteroffizier, «ihr wollt ihm Wasser geben, und er tritt mit Füssen. Ausrotten muss man das!» Der Knall seiner Pistole kündigt den ersten Toten. Die andern, die am Boden liegen, sind bei dem Knall aufgezuckt, blicken einen Augenblick irr um sich, dann wollen sie fliehen. Der Schützen sind zu viele. Zwei Männer fallen am Zug, einer unter dem

Waggon, einer, als er fast das schützende Dunkel erreicht hatte, durch einen Zufallstref-fer. Einer entkam, wohl verwundet, aber er wurde wohl von anderen Partisanen im Walde gefangen und am nächsten Baume aufgehängt. (Das erfuhr ich nach vielen Mo-naten von slowakischen Einwohnern von Schemnitz, die in der unkenntlichen Leiche den entkommenen Hochwieser vermuteten.)

«Ich mach Luft», ruft da dieser Unteroffizier. «Wer braucht Luft?» fragt er durch eine Türspalte. Ungefähr 14 Männer und Burschen lässt er durch Posten in das Magazin führen. Dann lässt er die Türe wieder schliessen. Er geht ins Magazin. Von dort hören wir nun die einzelnen Schüsse einer Pistole. Nur zweimal hören wir ein Stöhnen, dann folgt immer schnell ein Schuss.

Unterdessen ist das Toben in einem anderen Güterwaggon ganz schlimm geworden. Ausser Hochwiesern und Paulischern sind dort auch einige Deutsche aus Zarnovica und aus Sandrik, darunter eine Frau mit ihrer Tochter. – Ich berichte nach den Angaben eines der wenigen Überlebenden. – Am Boden lagen bereits bei der Ankunft in Stiavnica eine Anzahl, die einem Herzschlag oder der Erstickung zum Opfer gefallen waren, es waren auch Ohnmächtige, die anderen Männer traten oft auf sie. Die Kleider rissen sich die Männer vom Leib. Das Mädchen aus Sandrik lag vor der Tür. «Wir verrecken hier doch alle. Dann sollen die Hunde lieber schiessen. Wir müssen die Tür aufsprengen.» Mit der Kraft der Verzweiflung gelang dies auch. Die Leiche des Mädchens wurde gleich in die Öffnung geschoben, da sie am nächsten bei der Türe lag. Die Posten versuchten, die Türe zu schliessen, aber die dazwischengeklemmte Leiche verhinderte dies. Mit Draht und ähnlichen Dingen wurde ein weiteres Öffnen verhindert. Unterdessen war dieser Prokay mit seiner Henkerarbeit im Magazin fertig. (Wie weit er an dem Folgenden persönlich beteiligt ist, weiss ich nicht.) Es wurden MP in die Türspalte geschoben und das Magazin in den Knäuel der Menschen entleert. Eine Handgranate nach. Nur noch ein Stöhnen. Blut sickert durch den Boden. Es leben aber immer noch [welche]. – Die Toten schützten die Lebenden. Von denen, die am Boden lagen, hätten auch noch manche ge-rettet werden können. In der Übermüdung wollte sich mancher auf die Leichen hinfallen lassen und fuhr wieder hoch, wenn die vermeintliche Leiche aufstöhnte. Zwanzig Überlebende, davon eine Anzahl Verletzter, zählte der Waggon am Morgen von über 70 In-sassen. Einer der Verletzten, ein junger Bursche, wurde nach dem Massaker in das Kran-kenhaus von Neusohl geliefert, wo er von den Deutschen befreit wurde.

In einem anderen Waggon ging der Wahnsinn um. Es waren da schon kleine Lüf-tungsfenster. Ein Mann versuchte, sich mehreremal aufzuhängen; er starb. Ein anderer zwängte sich durch das Lüftungsfenster, als die Apathie allgemein war. Er starb unter den Bajonetten der Wachen.

Nach diesem blutigen Gemetzel, das sich hauptsächlich in der Zeit zwischen 11 und 1 Uhr nachts abspielte, wurde es still. Auch in den Waggonen war es still. Nur hie und da ein Stöhnen. Die ruhigeren Posten, die sich während des Massakers selber hatten zu-rückziehen müssen, kamen wieder herbei. Die Mörder zogen sich mehr zurück. Ein LKW wurde von ihnen geholt und die Leichen der Männer im Magazin und um dem Zug weggefahren. Über die Blutlachen wurde Sand und Kalk gestreut.

Als Posten aus dem Waggon, in dem die Lehrerin und die zwei Kindergärtnerinnen aus Hochwies waren, Mädchenstimmen hörten, öffneten sie auch einen Spalt. Ein Posten brachte einen Becher Wasser. Es bekamen zuerst die Mädchen und die Frau, dann schluckweise die Männer. Die Gier der Männer nach Flüssigkeit war schon so gross, dass sie dem einen Mädchen gänzlich die Kleider von rückwärts zerfetzt hatten, bis der Morgen kam.

Nach 9 Uhr kam der Hauptmann. Als er die Meldung hörte, liess er sofort eine Sanitätsbereitschaft des Roten Kreuzes alarmieren und das Gericht um Entsendung von Sachverständigen bitten. Telephonisch ging die Meldung nach B. Bystrica. Die Posten wurden abgelöst. Das Bahnhofsgelände wurde mit Posten umstellt. Dann durften wir heraus. Es gab zunächst Wasser. Die Leichtverletzten wurden etwas verbunden. Der junge Bursche auf einer Bahre fortgebracht. Entsetzt standen dann die Offiziere vor den Leichen. Bald kam auch ein Zivilist. Man sagte, er sei von der Provisorischen Regierung in B. Bystrica¹.

Die Leichen waren unterdessen von einigen unserer Männer aus den Waggonen gezogen und auf einen Haufen gelegt worden. Da lagen sie nun mit verkrampften Fäusten und verzerrten Gesichtern, blass und ausgeblutet. Von den Toten, einschliesslich die Toten, die in der Nacht schon fortgeschafft worden waren, waren ungefähr 60 aus Hochwies, gegen 20 aus Paulisch, 2 oder 3 aus Zarnovica und aus Sandrik 1 Mann und 1 Mädchen. Die Gesamtzahl der Toten betrug jedenfalls 83.

Ich sah den Vertreter der Provisorischen Regierung sich die Haare raufen. «To se nemelo stat! Takove veci nechceme. To se vypomsti.»² Ich höre das heute noch in den Ohren klingen. Es war geschehen.

Wir erhielten dann ein Essen und wurden wieder verfrachtet. Unser Leidensweg war ja noch nicht zu Ende. Es warteten unser nach einigen ruhigen Tagen in Oremlaz, wo wir uns etwas erholten, die harten Wochen im Arbeitslager Brezno-Rohozna. Auch dort gab der Totengräber den Trost, als einer der Unsern begraben wurde: «Wir wollen die Grube gleich offen lassen. Ihr kommt doch bald alle hierher.»

Nach der Befreiung des Gebietes von ätiavnica kam schon die Schreckenskunde nach Hochwies. Die Leichen, die am Tage begraben worden waren, lagen auf dem Friedhof in einem Massengrab. Die Leichen von der Nacht fand man erst später in einem Wassertümpel, der durch Einsturz des Bergwerkstollens entstanden war. Sie wurden auf den Friedhof überführt. – Die aufgestellten Kreuze wurden bald nach dem endgültigen Rückzug der deutschen Truppen umgeworfen und das Schmücken der Gräber, das bis dahin mildtätige Hände slowakischer Männer und Frauen besorgt hatten, die gutmachen wollten, was Angehörige ihres Volkes verbochen hatten, streng untersagt. – Weil die Männer in den Waggonen vielfach sich nach Sippen und Verwandtschaften zusammenhielten, kam es, dass manche Familien alle Männer verloren.

¹ Gleich zu Beginn des Aufstandes hatte sich in Banska Bystrica (Neusohl) ein Slowakischer Nationalrat gebildet, der die Regierungsbefugnisse im Aufstandsgebiet übernahm; s. darüber Einleitende Darstellung, S. 160.

² «Das alles sollte nicht geschehen! Solche Sachen wollen wir nicht. Das wird sich rächen.»

Wer die Verantwortung für diese Nacht trägt, kann ich nicht behaupten. Die Entscheidung für den Tod dieser Menschen fiel aber bereits in Dübrava in der Form der Verladung dieser verdurstenden Menschen in einer derartigen Enge. Die grosse Mehrheit der slowakischen Männer, die [wir] auch später als Posten hatten, zeigte für unsere Lage ein menschliches Mitgefühl, und ohne die Hilfe dieser Männer wäre wohl noch mancher Mann in den folgenden Wochen zur ewigen Ruhe gebettet worden. Schlecht benahmen sich nur die kommunistisch eingestellten Posten.

Das Urteil über all die Dinge überlassen wir dem Herrgott und der Geschichte.

Nr. 134

Erlebnisbericht des Pfarrers Pöss aus Glaserhau im Hauerland.

Original, 22. September 1951, 6 Seiten, mschr.

Massenmord an der männlichen Bevölkerung von Glaserhau durch ein Partisanenkommmando am 21. September 1944; Internierung des Vfs. im Konzentrationslager Slovenska L'upca bis zur Niederschlagung des slowakischen Aufstandes und Befreiung der Internierten durch deutsche Truppen Ende Oktober 1944.

Schon in der zweiten Augushälfte 1944 sickerten einige Gerüchte durch von Partisaneneinbrüchen in der nördlichen Slowakei. Auch von Morden wurde erzählt, doch konnte man nichts Sicheres erfahren, und wir konnten es auch nicht recht glauben, lebten wir doch still und zufrieden weit ab vom Kriegslärm des grossen Krieges in unserer dörflichen Einsamkeit.

Doch nur zu bald sollten wir erfahren, dass die Gerüchte wahr waren, denn schon in den letzten Augusttagen waren die umliegenden slowakischen Ortschaften von Partisanen besetzt. – Die Nachbarortschaft Oberstuben (deutsch) war schon am 30. August in Partisanenhänden. – Vom 30. auf 31. August erlebten wir die erste schreckliche Nacht, denn von Oberstuben kam nachts eine Partisanenabteilung nach Glaserhau und sprengte den ca. 3,8 km langen Tunnel auf der Strecke Glaserhau–Kricklerhau. Nach vollendeter Tat zogen sie aber wieder ab, und wir hatten noch Ruhe. Die endgültige Besetzung Glaserhaus durch die Partisanen erfolgte Freitag, den 1. September 1944, um 12 Uhr mittags.

Ich war gerade von einem Versehgang heimgekommen und wollte mich zum Mittagstisch setzen, als wir durch Gewehrschüsse aufgeschreckt wurden. Wenige Augenblicke später war das neben der Kirche gelegene Schulhaus umstellt, an jeder Ecke ein

MG., denn man suchte den deutschen Lehrer Hans Höfner, der aber noch im letzten Augenblick verschwunden war. Ins Pfarrhaus selber kam niemand. – Gleich darauf wurde öffentlich bekanntgegeben, dass wir alle die Radioapparate, Photoapparate, Jagdgewehre usw. abgeben müssten. Ich selbst trug meinen Radioapparat und Photoapparat selbst aufs Gemeindeamt. – Dann war es eigentlich ruhig bis gegen Ende des Monats. Wohl mussten die ganzen Burschen und Männer tagelang Munition tragen gehen, doch bekamen sie dafür bezahlt, auch Zigaretten und Bier wurden ihnen verteilt, und sie kamen jeden Abend nach Hause.

Am späten Nachmittag und Abend des 20. September kamen ganz neue Partisanenabteilungen ins Dorf und zogen durch in den Oberort zur Bürgerschule. Sie hatten diesmal schwere Waffen, Geschütze usw. mit sich, auch sah ich selbst die ersten weiblichen Partisanen. Dieser Aufmarsch liess uns schon nichts Gutes ahnen, und sorgenvoll gingen wir diesen Abend zur Ruhe. Etwa um 7 Uhr kam noch Herr Hacaj – einer der wenigen Slowaken im Orte – zu mir ins Pfarrhaus und machte mich aufmerksam, ich sollte ja noch alles verstecken, wenn ich etwas Verdächtiges hätte, denn die Partisanen würden eine «razzia» halten, und er würde sie begleiten.

Ich wartete den ganzen Abend auf die «razzia», doch niemand kam, und als es schon ziemlich spät war, ging ich mit meinen Angehörigen ins Bett. Ich schlief trotz allem ganz gut und ruhig und stand am anderen Morgen zur gewohnten Stunde auf.

Als ich gleich gegenüber vom Pfarrhaus einige Schüsse, Frauenschreie und Kinderweinen hörte, wurde ich doch unruhig und begab mich in die Kirche, um den Frühgottesdienst zu halten. Auf dem Weg zur Kirche hörte ich schon, dass man während der Nacht die Männer aus den Betten und Häusern geholt und entweder zum Bahnhof oder zur Bürgerschule gebracht hatte.

Ich las die heilige Messe, und als ich nach derselben wieder aus der Kirche kam, wurde gerade öffentlich (durch Auströmmeln) verlautbart, dass sich sofort alle Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren bei der Bürgerschule zu melden hätten. Auf dies hin gingen auch mein Vater, mein Knecht und ich, um uns zu melden. Nachträglich habe ich erfahren, dass man mich während des Gottesdienstes gesucht hätte und abholen wollte.

Auf dem Wege zur Bürgerschule begegnete uns bereits eine Abteilung Männer, die von schwer bewaffneten Partisanen durch den Ort getrieben wurden, wie sich später herausstellte, zum Bahnhof. Ich selbst meldete mich beim damaligen Bürgermeister Grossmann und fragte, ob auch ich kommen müsste. Eine Anfrage seinerseits beim russischen Kommandanten¹ wurde dahin beschieden, dass auch ich auf alle Fälle mitmüsste. Wir würden ja nicht lange bleiben. Einige der Männer meldeten sich noch krank und wurden zurückgestellt. Wir übrigen mussten ebenfalls antreten, und es ging ebenfalls zum Bahnhof. Dort stand bereits ein langer Güterzug bereit, in den wir alle verladen wurden.

¹ Offenbar wurde diese Partisanenabteilung von sowjetischen Offizieren geführt, vgl. hierzu Einleitende Darstellung, S. 159.

Die Frauen ahnten wohl nichts Gutes und umstanden weinend und händeringend das Bahnhofsgelände, es durfte keine an den Zug heran. Inzwischen war es Mittag geworden, und der Zug setzte sich langsam in Richtung Oberstuben in Bewegung. Wir waren noch immer der festen Meinung, wir würden zu Erdarbeiten mitgenommen und würden wohl am Abend wieder heimkommen.

Beim Bahnwärterhäuschen in der Nähe des «Ebenen Waldes» hielt der Zug, und wir konnten durch die kleinen Luftöffnungen der Güterwagen beobachten, wie aus einigen Wagen etwa 12–15 junge kräftige Männer und Burschen geholt wurden. Diese wurden mit Pickel und Schaufel bewaffnet und wurden in den Wald geführt, wo sie am Rande desselben am Fusse einer Böschung einer Nebenstrecke, die zum Flugplatz gebaut war, zu graben angingen. – Mit uns anderen fuhr der Zug einige hundert Meter weiter, so dass wir nicht mehr in das Gelände einsehen konnten. Die Stimmung im Wagen, wir waren etwa 45 Mann, war recht gedrückt. Ich erinnere mich noch, wie einer der Männer sagte: «Jetzt werden wir wohl erschossen. Ist nur gut, dass wir den Pfarrer da haben, der kann uns noch den Segen geben, und dann in Gottes Namen.» Bald nach diesen Worten wurde die Tür aufgerissen, und wir mussten alle aussteigen. Auch der zweite Wagen ging auf, und die Männer mussten heraus. Da sah ich wieder meinen Vater und trachtete, in seine Nähe zu kommen.

Wir mussten in Dreier-Reihen antreten, und nun ging es zurück an die Stelle, wo die ersten gegraben hatten. Hier merkten wir sogleich, dass unser Massengrab vorbereitet war. Die Männer, die gegraben hatten, standen in der Grube (ca. 8 m lang, 1,5 m breit und 50–60 cm tief), und wir selbst, etwa 90 Mann, mussten ebenfalls in die Grube springen. Um dieselbe waren etwa in Entfernung von 6–8 Metern vier leichte und ein schweres tschechisches MG aufgestellt, auf uns gerichtet. Jetzt wussten wir, dass unsere letzte Stunde geschlagen hatte. Wir alle waren im ersten Schreck wie gelähmt. Nun ging bei den Männern ein Bitten und Jammern los. Doch es half nichts. Ein russischer Kommissar, ganz in Leder gekleidet, gab das Zeichen, und die MG fingen mit ihrer Arbeit an. Ich selbst liess mich beim ersten Schuss in die Grube fallen und war bald von Toten und Verwundeten bedeckt. Ich konnte aber noch alles hören, was gesprochen wurde. Das Schreckliche dieser Augenblicke zu beschreiben, fehlen mir die Worte. Ich glaube, die Hölle kann auch nicht schlimmer sein.

Als durch die MG-Salve alle soweit waren, dass die meisten tot oder wenigstens schwer verwundet waren, setzte das MG-Feuer aus, und nun wurden die, die noch irgendein Lebenszeichen von sich gaben, durch Handgranaten oder MP erledigt. (Den meisten wurden die Köpfe total zerschlagen, so dass viele nicht mehr oder nur an Hand der Kleiderfetzen identifiziert werden konnten.) Ich selbst hatte bisher nur von einer Handgranate einen Splitter bekommen und spürte, wie das warme Blut den Körper herunterrann. Neben mir muss noch einer gelebt und sich bewegt haben, denn noch einmal hiess es: «Tam sa este jeden hýbe – dort rührt sich noch einer!» Es krachte wieder ein Schuss, der war wohl auf mich gerichtet, ging knapp am Kopf vorbei durch meinen

linken Unterarm. Vorher hatte sich noch Herr Stancel, der eine slowakische Frau hatte, gemeldet und gebeten, man möchte ihn doch herauslassen, er sei ja ein Slowake. Antwort: «Co ty svavska svina?»¹ Eine Handgranate, und er war erledigt.

Wie schon gesagt, kann ich die Gedanken und Gefühle in diesen Minuten nicht wiedergeben. Ich konnte noch die Leute alle segnen, erweckte selbst Reue und Leid und wartete auf den Tod. Ich brachte aber kein ganzes Vaterunser mehr fertig.

Nachdem ich meinen Armschuss abhatte, wurde es ruhig. Jetzt ging es auf die Suche nach Wertsachen, Geld und Zigaretten. Besonders suchte man ja mich, denn sie wussten, dass ich dabei war, aber in Zivil, so dass sie mich nicht gleich erkannten. Bis endlich einer sagte: «Ten to asi bude, ten ma krajsi kabät. – Der wird es wohl sein, der hat einen schöneren Rock an.» Tatsächlich zog man mich am Rockzipfel heraus, und man nahm mir alles ab, was ich bei mir hatte: meine silberne Armbanduhr (ein teuères Geschenk von einem guten Freunde), Geld und Papiere, diese aber wurden wieder zu mir ins Grab geworfen. Als der Betreffende nichts mehr fand, gab er mir einen kräftigen Fusstritt in die linke Seite, trat mir ins Kreuz und schrie: «Ty kurva fararska, uz ani ten tvoj ävabsky Kristus ti nepomoze! – Du Pfarrer-Hure, jetzt hilft Dir auch Dein schwäbischer Christus nicht mehr!» Darauf wurde gleich mit dem Zuschaukeln begonnen, an dem Ende, an dem ich lag.

Ich verhielt mich ganz ruhig und überlegte, wie ich wieder herauskäme. Ersticken konnte ich nicht, da die Grube ja nicht tief war und zudem die Erde, recht trocken und hart, nur grobe Lehmklumpen bildete. Doch hörte ich gleich einen russischen Befehl, den ich nicht mehr verstand, und die Partisanen schienen sich zu entfernen. Jedoch fürchtete ich, sie würden einen Wachtposten zurückgelassen haben. Ich wollte aber alles auf eine Karte setzen, es war mir alles ganz gleich, wühlte mich aus der Erde, um zu fliehen, doch merkte ich hinter mir einen slowakischen Eisenbahner, der auch noch Wertsachen bei den Leichen suchte. Als der sich entfernt hatte, suchte ich noch schnell meinen Vater, sah ihn in etwa zwei Meter Entfernung tot durch einen Kopfschuss liegen. Ihm war nicht mehr zu helfen, so musste ich versuchen, allein mich zu retten.

Ich lief geradeaus über die Wiesen zum Turz-Bach, dort versteckte ich mich für einige Minuten in einem Dorngebüsch, um etwas auszuruhen und lief dann weiter den Turz-Bach entlang – im Wasser, um keine Blutspuren zu hinterlassen, in Richtung Agri-kola-Mühle, die etwas ausserhalb des Dorfes stand.

Unterwegs hatte ich eine Frau, die auf den Wiesen beim Grummet arbeitete, ins Pfarrhaus geschickt, um meine Mutter und Schwestern zur Flucht zu bewegen, denn es hatte beim Massengrab geheissen: die Männer haben wir, jetzt kommen die Frauen und Kinder. Ich bestellte sie auf meine Pfarrfelder zu einem bestimmten Acker, um dann miteinander zu fliehen, um zu den deutschen Linien vorzustoßen, die ja gegen diese Partisanen schon angetreten waren.

1 «Was. Du schwäbisches Schwein?»

Als ich in die Mühle eintrat, um etwas Wasser zu trinken, ging die Schiesserei wieder los, da wurden die zweiten Hundert erschossen¹. Ich selbst lief weiter, traf einen bekannten Mann, Herrn Josef Käppi, dieser schnitt mir meine Hemdärmel ab und verband notdürftig meine Wunden.

Nach einigem Warten auf der bezeichneten Stelle des Pfarrfeldes kamen meine Angehörigen, und wir machten uns auf den Weg durch die Wälder nach dem Westen in Richtung zu den deutschen Linien. Am Abend, als es schon dunkelte, wurden wir von einer Gruppe Partisanen wieder aufgegriffen und verhaftet. Die Frauen und Kinder wurden in einem Waldhegerhäuschen eingesperrt, ich selbst wurde mit einem kaum 16jährigen Jungen, Otto Antoni, der bei mir in Kost und Wohnung war, weggetrieben.

Wir mussten die ganze Nacht marschieren über Chrenovec–Rästocno nach Kuneschau, über den Ziegenrücken und nach Kremnitz, wo wir in der Kaserne und dann dem dortigen Partisanen-Kommandanten, einem höheren tschechischen Offizier, im Gymnasium vorgeführt wurden. Hier, nach der Ursache meiner Verwundungen gefragt, erhielt ich auf meine Antwort, ich hätte sie von Partisanen erhalten, die ersten gründlichen Prügel, so dass ich mich nur so auf dem Boden wälzte.

Nach einem kleinen Verhör wurden wir beide – Otto und ich, wir blieben die ganze Zeit unserer Haft beisammen – in ein Auto verladen und schwer bewacht nach Banska Bystrica (Neusohl) abtransportiert. Dort wurden wir erst von einer Stelle zur anderen geschoben und landeten gegen Abend bei der GPU, die hier schon schwer tätig war. Hier fingen nun die fürchterlichen Verhöre an. Immer waren vier Mann dabei. Einer, der diktierte, der andere, der schrieb, einer, der ständig die Pistole in den Nacken drückte, und der vierte, der den Gummiknüppel handhabte. Vorgeworfen wurde mir, ich hätte zum Widerstand gegen sie aufgerufen, ich hätte einen Geheimsender auf meinem Kirchturm, und man hätte Waffen in meiner Pfarrkirche in der Sakristei und unter dem Altar gefunden. Bei diesem ersten Verhör ging mirs noch leidlich ab, schlimmer erging

¹ Hierzu heisst es in einem Erlebnisbericht des August Lichtner aus Glaserhau, der zunächst auch die oben geschilderten Vorgänge beschreibt: «Nun kam die Reihe an unseren Waggon. Sie liessen uns zu zweit aussteigen, nahmen uns Papiere und Wertsachen ab. Schon vorher hatten wir aus ihrem Gespräch vernommen, dass sie unsere Erschiessung beim Zug vornehmen wollten. Dann liessen sie uns doch antreten und zum Grab marschieren. Da angekommen, wurde uns ‚Halt‘ befohlen. Gleich darauf ergriff Josef Daubner . . . die Flucht. Die Partisanen eröffneten auf ihn das Feuer. Bei seinem Rennen ums Leben machte er plötzlich nieder, und da schrien die Partisanen: ‚Recht geschieht es diesem deutschen Schwein!‘, in der Meinung, er wäre getroffen. Er sprang aber gleich wieder auf und entkam in den nahegelegenen Wald. Da rief Elias Daubner: ‚Rette sich, wer kann!‘ Nun begann eine Jagd auf Leben und Tod, bei welcher nur 25 Mann (von ungefähr 120) mit dem Leben davorkamen. Wir flüchteten auch in den nahegelegenen Wald und schlugen uns bis zum ‚Heuberg‘ durch, wo wir uns bis zum 2. Oktober verborgen hielten, an welchem Tage deutsche Truppen unser Gebiet besetzten.» Von den Männern in den übrigen Waggonen kamen, nach Aussagen des Landwirts Johann Perlak aus Glaserhau, etwa 60 mit dem Leben davon, da sie ein slowakischer Eisenbahner während des Tumults in einen leeren Waggon einsteigen liess. Sie wurden dann, nach einer Kontrolle am Bahnhof Oberstuben nach Slovenska L’upca gefahren und von dort aus ins Lager Hronec geschafft, aus dem sie durch den Einmarsch deutscher Truppen am 28. Oktober befreit wurden.

es Otto, der gegen mich aussagen sollte. Als er wieder vom Verhör kam, nach etwa zwei Stunden, hatte er einen hochroten, dick geschwollenen Kopf.

Für diese Nacht ging es dann ins Stadtgefängnis, gleich neben der Bischofskirche, in der ich vor über vier Jahren die Priesterweihe empfangen hatte. Wir waren recht müde und hungrig, hatten seit Mittwochabend nichts mehr gegessen und getrunken – jetzt war es Freitagabend. Durch inständiges Bitten liess sich der Gefängniswärter erweichen, und ich konnte einen kleinen Zettel ins Priesterseminar schreiben, von wo ich Essen erbat und es auch bald bekam. In einer Zelle für zwei Mann waren wir unser vier. Die anderen zwei waren Slowaken, ein Professor und Bezirksrichter. (Namen sind mir alle entfallen.) Man hatte uns vom Seminar auch zwei Decken gebracht, so schliefen wir infolge der Ermüdung diese Nacht recht gut.

Am andren Morgen, es war Samstag, der 23. September, wurden wir wieder aus der Zelle geholt, auf einen offenen Lastwagen verladen, und weiter ging es gegen Osten. Gegen Mittag wurden wir auf dem alten Schloss in Slovenská L'upca abgeliefert. Dort hatten die Partisanen, nachdem sie alle Zöglinge der Schulbrüder, die dort eine Besserungsanstalt gefährdeter Jugendlicher unterhielten, entlassen und die Schulbrüder selbst weggeschickt hatten, ein KZ eingerichtet. Ich wurde von dem Leiter dieses KZ, dem Juden Staudinger, speziell in Empfang genommen und in seine Privatgemächer geführt. Nur dem Umstand, dass Staudinger zum Mittagessen gerufen wurde, habe ich es zu verdanken, dass ich der ersten schlimmen Tortur entging. Wie ich später erfuhr, ist aus den Zimmern Staudingers mancher leblos herausgeschleppt worden.

Ich wurde in den Turnsaal des Schlosses gebracht, wo sich schon viele Männer befanden. Ich traf dort schon manchen Bekannten aus den Nachbargemeinden meiner Pfarrei. Am Abend dieses Tages wurde noch einmal ein Schub in den Saal gesteckt, ca. 25 Mann, alles Bekannte aus meiner Heimatgemeinde Krickerrhau. Nun war der Saal voll belegt. Wir waren auf dem blanken Fussboden in dem verhältnismässig kleinen Saal etwa 180 Mann. Darunter waren auch einige Schwerkranke.

Dreimal am Tage wurden wir zum Essen geholt, eine dünne Salzwassersuppe und eine durchsichtige Scheibe Brot, einmal durften wir im Hof spazierenlaufen, d.h. wir wurden getrieben. Ich selbst wurde fast jeden Tag nachmittags gegen 4 Uhr geholt und erhielt meine Schläge. – Das Schloss war in diesen Wodien mit etwa 500-600 Häftlingen belegt, darunter befanden sich sehr alte Männer und Frauen, ja selbst Säuglinge waren dabei.

Einmal wurde eine Abteilung abgeholt zur Arbeit. Ich hatte mich auch gemeldet, doch wurde ich zurückgestellt.

Die ersten zwei Wochen war es sehr schlecht, doch dann wurde der Verwalter Staudinger weggeholt, und nun stand das Lager unter Leitung regelrechter slowakischer Gendarmerie. Bei diesen hatte es einige, die sehr gut zu uns waren. Ich erinnere mich noch eines gewissen St'astny, der half, wo er konnte. – In meiner Haftzeit wurde ich mehrere Male zu Verhören geholt, einmal dauerte ein solches über 4 Stunden.

Das Schlimmste war das Ungewisse unserer Zukunft. Verschiedene Gerüchte gingen um, die wenig ermutigend waren. Schon am 24./25. Oktober wurde es unruhig unter unseren Wachmannschaften, hörte man doch schon aus ziemlichgr Nähe schiessen. Was würde wohl mit uns werden?

Am 25. Oktober, abends, noch bevor wir Abendessen bekamen, waren unsere Wachposten ausgerückt, hatten uns aber eingeschlossen gelassen. Doch bald wurden die Türen gesprengt, und wir brachen aus. Jeder versuchte sich zu retten.

Als wir den Schlossberg hinuntergingen, es war etwa 22.30 Uhr, es regnete leicht, erhielten wir plötzlich schweres MG-Feuer, so dass jeder, so gut er konnte, in Deckung ging. Otto und ich, wir hatten uns bei einem Bauernhaus auf den Misthaufen verkrochen und trachteten, nachdem das MG-Feuer aufgehört hatte, einen Heuboden zu gewinnen, um uns dort zu verstecken. Jedoch wurden wir wieder von einer Slowakin an die Partisanen verraten, sofort festgenommen, jenseits der Strasse an eine Gartenmauer gestellt. Nun schien wirklich unser letztes Stündlein geschlagen zu haben, denn es hiess: «Ihned ich odstrelit'. – Sofort erschiessen.» Auch in dieser letzten Not kam uns unerwartete Hilfe von einem slowakischen Leutnant, der herbeieilte und uns aus den Händen der Partisanen befreite. Er sperrte uns für die Nacht in eine Gastwirtschaft, liess uns aber, als sich unsere Aussagen über die Verhältnisse im Schloss bewahrheiteten, am anderen Morgen laufen.

Was aber nun? In Slovenská L'upca wimmelte es von Partisanen und Militär, der Zugverkehr im Gran-Tal nach Westen ging nicht mehr, da von Zvolen (Altsohl) her schon die deutschen Verbände vorrückten. Wir fanden eine gute slowakische Familie, die uns noch zwei Tage versteckt hielt, uns gut zu essen gab und uns mit neuer Wäsche ausstattete. (Name vergessen.)

Am 27. Oktober rückten die deutschen Truppen in Slovenská L'upca ein. So waren wir endlich frei. Wir wurden gleich nach Neusohl gebracht, von dort nach Kremnitz, wo wir noch einmal über Nacht bleiben mussten.

Am 29. Oktober – Christ-Königsfest – kam ich um ca. 10 Uhr wieder in meinem Pfarrdorf an, gebrochen an Leib und Seele, von niemandem erkannt. – Das Pfarrhaus war arg mitgenommen. Zwei Granattreffer hatten ein Eck vollkommen zerstört. Von meinem Besitz fand ich nichts mehr vor. Alles war geplündert und geraubt worden, mein ganzes Vieh weggetrieben. Der Schaden betrug etwa 300'000 slowakische Kronen.

Ich musste mich wieder ans Leben gewöhnen. Es schien mir wie ein Wunder, dass ich überhaupt noch lebte und all das Harte überstanden hatte.

Meine Pfarrgemeinde Glaserhau hatte in diesen Schreckenstagen insgesamt ca. 200 Männer verloren. Es gab keine Familie ohne Trauer¹.

¹ Nach einer von Pfarrer Jakob Bauer zusammengestellten Liste (mit Angabe von Name, Vorname, Alter, Familienstand, Spitzname) fanden allein bei der Massenerschiessung am 21. September aus Glaserhau 181 Männer im Alter von 15 bis 59 Jahren den Tod.

Protokollarische Aussagen des Ehepaares D. aus Fundstollen im Hauerland.

Original, 10. Januar 1954, 29 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Auswirkungen des Partisanenaufstandes in Fundstollen; Evakuierung von Frauen und Kindern im Januar 1945 mit einem Sammeltransport aus Deutsch Proben ins östliche Sudetenland; Überrollung der Evakuierten durch sowjetische Truppen auf der Flucht in Böhmen; Rückkehr der Familie in die Heimat im Mai 1945 und ihre Internierung; allgemeine Verhältnisse im Lager Novaky bis zum 1. Ausweisungstransport nach Westdeutschland im Mai 1946.

Der Ehemann berichtet:

Der Partisanenaufstand war ausgebrochen. – Anfang September 1944, etwa am 2. oder 3., kamen slowakische Soldaten und Zivilisten, mit Teiluniformstücken von der slowakischen Wehrmacht und gut bewaffnet, mit einem Lastwagen nach Fundstollen. Beim Gemeindevorsteher Adolf Richter hielt der Mob an und machte eine Haussuchung. Dort fanden sie Gewehre, ein Foto von seinem Sohn, der bei der Waffen-SS diente, und ein Dankschreiben des Volksgruppenführers über die gute Mitarbeit der Gemeinde bei der Werbung der Freiwilligenmeldung zur Waffen-SS¹.

Der Berichterstatter nennt die Namen von 9 Männern, die von den Partisanen verschleppt wurden und von denen nur 4 zurückkehrten.

Am gleichen Tage, an dem die ersten Partisanen erschienen, wurde (wie wahrscheinlich zuvor ausgemacht war) Herr Ignaz Babitz (Lenanaz), ein aus Fundstollen stammender Kommunist, als Kommissar eingesetzt. Seine Helfer und aktiv tätigen Mitarbeiter waren: Herr Gabriel Grimmei (Schnopper) und Johann Fitzel (Koblahansik). In den nächsten Tagen durchkämmten Zecher Kommunisten (viele Zecher waren aktive Partisanen) die ganzen umliegenden Wälder nach ausgerissenen Männern, die ihnen wichtig erschienen. Wie überall in allen Gemeinden, so war es auch hier das Ziel der Kommunisten und der Partisanen, die gesamte Intelligenz einschliesslich der Geschäftsleute zu beseitigen². Stichproben wurden in den Häusern gemacht und unter Bedrohung gefordert, eventuell versteckte Personen freizugeben oder das Versteck derselben zu verraten. So fanden sie dann auch noch den deutschen Gendarm Kirschner mit Frau von der Gendarmeriestation Deutsch Proben.

Noch am vorletzten Tag der Partisanenherrschaft sah Ignaz Klein (Portelnaz) den schon lange gesuchten Ignaz Drexler, Ortsgruppenleiter und Gasthausbesitzer. Klein forderte Drexler auf, sich unbedingt beim Partisanenkommando in Deutsch Proben zu melden, sonst würde es mit Fundstollen schlecht ausfallen. Wegen der ungewissen Zukunft und der Gefahr, doch verraten zu werden, entschloss sich Drexler, sich zu melden. Im Rathaus von Deutsch Proben, wo der Sitz des Partisanenkommandos für alle umlie-

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 154 ff.

² vgl. Bericht Nr. 129, S. 714 mit Anm. 3.

genden deutschen Gemeinden war, meldete er sich und kam nie wieder in die Gemeinde zurück.

Die verstümmelte Leiche Drexlers soll später in Sklabina zusammen mit anderen toten Deutschen und Slowaken ausgegraben worden sein.

Als wir zwei Tage lang die schweren Geschütze der Deutschen donnern hörten, flüchteten viele Partisanen durch das Fundstollner Gebiet nach Norden und Nordwesten in die slowakischen Gemeinden. Sehr oft wurde von ihnen gefragt, wo es nach Cicmany geht. Es war das eine grosse Freude für alle Unterdrückten, ein schwerer Schlag für die Herrschenden und Kommunisten.

Nachdem die deutschen Truppen, Kampfgruppe «SS-Regiment Schill», Fundstollen besetzt hatten, wurde der Heimatschutz – bestehend aus allen wehrfähigen Männern – gegründet.

Fundstollen liegt in einem tiefen, 6 km langen und beiderseits vom Wald eingefassten Tal. Es ist schier unmöglich zu verteidigen. So begann erst recht eine unsichere Zeit, als die SS-Männer wieder abzogen und wir nach wie vor von slowakischen Gemeinden umgeben waren, in die sich die ganze Partisanenmeute zurückgezogen hatte.

In Turciansky Sväty Martin waren sechs Fundstollner als Bauarbeiter beschäftigt. Diese wurden während der Partisanenzeit, die sich dort besonders arg auswirkte, verschleppt. Zwei von ihnen kamen wieder, nachdem sie angeben konnten, dass sie slowakische Frauen hatten.

Es folgen die Namen der sechs Bauarbeiter,

Diese sechs Männer waren weder bei der Deutschen Partei noch bei der FS¹.

Nach der Gründung des Heimatschutzes wurden in Fundstollen alle Männer bis zum 50. Lebensjahr nach vorheriger Musterung hinzugezogen. Zwei Wachstuben wurden eingerichtet. Die Männer konnten, wenn sie keinen Dienst hatten, zu Hause sein. Später bekamen wir vom Bataillon zwei Feldtelefone für beide Wachstuben, so dass wir direkte Verbindung mit dem Bataillon in Deutsch Proben hatten.

Wiederholt fanden Überfälle auf unsere Gemeinde statt, die aus Richtung der slowakischen Gemeinde Cavoj kamen. Bei einem Überfall, bei dem Fundstollen umzingelt wurde, wurde der auf Posten stehende Heimatschutzmann Josef Drexler (Stefaseff, ca. 40 Jahre) niedergeschossen. Dies war das erste Todesopfer des Heimatschutzes des Bataillons. Bei einem zweiten Überfall kam eine Gruppe auf das Forsthaus des Waldhegers Josef Pipischka (ein Slowake und kein grosser Deutschenfreund), der ausserhalb der Ortschaft wohnte. Sie forderten Pipischka auf mitzugehen, um Ortsauskünfte von ihm zu erhalten. Später wurde behauptet, dass er von einem Juden erschossen worden sei.

Berichterstatter erzählt, wie er von einem Partisanen verwundet wurde und nach seiner Ausheilung im Krankenhaus Bad Landeck (Schlesien) seine Familie wieder fand, die inzwischen nach Augezd (Mähren) evakuiert worden war.

¹ Über die Deutsche Partei und FS (Freiwillige Schutzstaffel) 8. Einleitende Darstellung, S. 149, 151 mit Anm. 2.

Über die Evakuierung berichtet die Ehefrau:

Sie schildert zunächst einen Partisanenüberfall vom 11. Januar 1945 und fährt dann fort:

Noch am selben Tag kam der Befehl von der Evakuierungskommission bei der Kreisdienststelle, aus der Gemeinde die Frauen, Kinder und alten Leute sofort zu evakuieren. Es gab keine Widerstände.

Es war eine grosse Kälte. Bereits am 15. Januar 1945 wurden alle Frauen, Kinder und die Männer über 60 Jahre, ferner alle Kranken mit einem Sammeltransport von Deutsch Proben aus nach Sternberg (Ostsudetenland) evakuiert. Alle Fundstollner wurden im Kreis Sternberg in verschiedenen Gemeinden untergebracht.

Das Vieh wurde von einer Kommission der Deutschen Wehrmacht im Deutsch Probener Rathaus gewogen und der Wert abgeschätzt. Bescheinigungen darüber konnte man in Reichsmark oder in slowakischen Kronen (1 : 10) bekommen. Bei den in Kronen ausgestellten Bescheinigungen wurde die Hälfte bar ausgezahlt. – Einige bekamen im Reich oder Sudetenland die in Reichsmark ausgestellten Bescheinigungen zum Teil in Reichsmark ausgezahlt. – Zusammenschreibungen über die Mengen der zurückgelassenen Güter, wie Kartoffeln, Heu, Stroh, Körner u.a. wurden gemeindeweise gemacht.

Die Organisation dieser Evakuierung oblag dem Heimatschutz.

Unter der Sabotage der slowakischen Eisenbahn hatte unser Transport schwer zu leiden. Kein Waggon war geheizt. Für das Gepäck hatten wir etwa 5 Gepäckwaggons, für die Personen etwa 15 bis 20 Personenwaggons. Fast alle Scheiben waren zerschlagen, und das bei ca. 20° Kälte. Dass dies eine Sabotage der Slowaken war, haben auch die deutschen Schaffner auf deutschem Boden bestätigt. Die Fahrzeit des Transportes betrug drei Tage.

Wir kamen am 18. Januar 1945 in Sternberg an. Anschliessend wurden wir wagonweise auf verschiedene Ortschaften verteilt. Das Gepäck blieb vorerst am Bahnhof. Unsere Waggonbesatzung wurde nach Augezd bei Mährisch Neustadt eingewiesen. Das Gepäck wurde inzwischen von Sternberger Männern und unserem Heimatschutz-Begleitkommando ausgeladen.

Die Bauern, zu denen wir kommen sollten, warteten bereits am Vorabend unserer Ankunft mit Wagen auf uns. Wir kamen in der Frühe an und wurden sehr freundlich aufgenommen und gut behandelt. Etwas befremdet waren die Bauern, als sie fast nur ältere Leute sahen. Sie sind aber trotzdem nicht enttäuscht worden, weil unsere Leute gern arbeiten und arbeiten können. Ich kann mich auch in unserem Evakuierungsort an keinen Zwischenfall erinnern. Wir hatten ein sehr gutes Auskommen.

Nicht lange dauerte es. Seit Anfang Februar, bei dauernden Schneefällen, kam ein Treck hinter dem anderen aus dem schlesischen Gebiet nach Westen und zog bei uns vorbei. Die Front kam immer näher an die tschechische Grenze. Ich bemerkte bald, dass wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren. Und so war es auch.

Durchfahrende Familien berichteten uns, dass ihnen Kinder erfroren seien. Manche nahmen sie eine Zeitlang mit, manche konnten sie gleich bestatten. Andere wiederum

mussten wegen der Eile die Kinder von den Wagen werfen.

Den Trecks folgten bald zurückgetriebene Gefangene, unter ihnen Franzosen, Russen, am meisten Engländer, die von den Deutschen noch nach dem Westen geschafft wurden. Bald darauf folgten teilweise geschlossen zurückflutende deutsche Kampftruppen, zum Schluss vollkommen aufgelöste Einheiten, auch einzelne deutsche Soldaten. Als die Front in Olmütz war (wir hörten bereits das Donnern der Geschütze), wurden wir auch dort wieder durch Aufklärungsblätter zur Flucht aufgerufen. Darauf war festgehalten, dass alle Personalpapiere mitzunehmen seien, ebenso war die zweckmässige Kleidung beschrieben. Am 23. April 1945 konnten wir nach Westen mit Fahrzeugen der deutschen Truppen (Pionierabteilung) mitfahren.

Der Ehemann fährt dann in seinem Bericht fort:

Eine Pionierabteilung nahm uns bis Zwittau mit. Hier luden sie uns ab und verzogen sich in die Wälder. In Zwittau sprach noch der Kreisleiter durch den Lautsprecher zur Bevölkerung, dass jeder, der flüchten will, Lebensmittel fassen kann. Der Schluss lautete: «Und wir haben doch gesiegt!» Die Tschechen benahmen sich schon sehr auffällig und spitzelten überall.

Von Zwittau bis Blumenau nahm uns wieder ein Wehrmachtsfahrzeug mit. Das Notwendigste an Verpflegung und Bekleidung hatten wir noch bei uns.

In Blumenau rannten die Tschechen schon mit Fahnen umher, die Kinder mit kleinen Fähnchen. Von Blumenau nahmen uns auf Anordnung der deutschen Wehrmacht wieder Fahrzeuge in westlicher Richtung bis hinter Deutsch Brod (der Ort ist uns entfallen) mit.

Ging die Flucht bisher trotz aller Mühe ziemlich geordnet vor sich, so begannen von hier ab immer wieder besondere Schwierigkeiten. In einem der nächsten Orte lagen quer über die Strasse frisch gefällte Bäume, so dass kein Vorwärtskommen möglich war. Erst als Soldaten die Sperren beseitigt hatten, konnten wir weiterfahren. In manchen Ortschaften regelten Tschechen sogar den Verkehr, in einer Ortschaft wurden wir dagegen alle (Militär, Panzer, Fahrzeuge mit Soldaten und Zivilisten) von Tschechen aus den angrenzenden Wäldern beschossen. Als es ganz schlimm wurde, zündeten die Soldaten die Ortschaft an, als Warnung und Strafe dafür.

Diese nach Westen flüchtenden Kolonnen waren unübersehbar. Man sah zurückflutende Panzer neben schweren Fahrzeugen mit Geschützen, Lastkraftwagen mit Soldaten, Flüchtlinge in Zivil aus den Ostgebieten und dem Sudetenland mit Ochsen-, Kühen- und Pferdegespannen, andere wieder zu Fuss gehen; jeder war bestrebt, möglichst bald über die tschechische Grenze zum Amerikaner zu kommen.

In manchen tschechischen Ortschaften brachten uns die Tschechen sogar Wasser oder Kaffee, ja manchmal auch Esswaren. Offenbar wirkte sich aus, wie die Tschechen jeweils von den deutschen Truppen behandelt worden waren. In der Ortschaft vor der Moldaubrücke wurden wir mit schweren Schimpfworten angeschrien, mit geballten Fäusten bedroht und angespuckt.

Nachdem diese Flucht bereits zehn Tage gedauert hatte, hiess es auf einmal, dass wir nicht mehr weit von unserem Ziel sind, wir hätten bald die deutsche Grenze erreicht. Die Kolonnen blieben stecken. Nun machten wir Rast, wir waren bereits in der neutralen

Zone und wollten uns zur Übernahme durch die Amerikaner fertig machen. Die Fahrer aller Fahrzeuge machten Inventur über Personen (Wehrmacht oder Zivil) und Sachen, damit es dann schneller gehen kann, so wurde durchgegeben. Jeder freute sich auf die «Erlösung».

Ein russisches und ein amerikanisches Flugzeug – in beiden Offiziere – landeten auf einer in der Nähe gelegenen Wiese. Deutsche Offiziere wurden zu einer Verhandlung hinzugeholt. Nach einer längeren Aussprache zwischen den Verhandlungspartnern kamen die deutschen Offiziere kopfhängend zurück. Die Mannschaft äusserte darauf, jetzt sind wir dem Russen verkauft worden¹. Diese Ahnung stimmte auch, denn nach wenigen Stunden kam der Befehl: «Fahrzeuge nach rechts!», und russische Panzer rollten an der linken Strassenseite an uns nach vorn vorbei. Die Russen stiegen ab, entwaffneten das deutsche Militär – einige flüchteten noch in die Wälder – und die Zivilisten wurden mit «Uris!» aufgefordert, ihre Uhren abzugeben.

Einige Male sind wir etwas weitergefahren, dann wieder stehengeblieben. Dieser Zustand dauerte die ganze Nacht hindurch. In den Morgenstunden trafen wir in einem tschechischen Ort ein. Hier beschlagnahmten die Russen alle Fahrzeuge und warfen das gesamte Flüchtlingsgut herunter. Tschechische Zivilisten kamen heran, schnitten mit Messern die noch vorhandenen Säcke und Ballen auf und nahmen weg, was ihnen gefiel. Die Koffer zertrümmerten sie mit den Gewehrkolben. Auch da holten sie sich, was ihnen passte. In dieser Situation versuchte jeder, auch oft unter Lebensgefahr, noch zu retten, was ging, und flüchtete damit auf die in der Nähe gelegene Wiese.

Gott sei Dank war es inzwischen wärmer geworden. Wir mussten von dieser Zeit ab im Freien übernachten; bis dahin hatten wir noch auf den Fahrzeugen genächtigt.

Deutsche Offiziere befahlen das Sammeln des Militärs, und dann begann der Fussmarsch mit dem Mindestgepäck in Richtung der österreichischen Grenze nach Zlabings. Dort sollte die Entscheidung über uns gefällt werden. Die russischen Begleitposten hatten sich einige Tschechen organisiert, die Russisch und Deutsch konnten, um uns ihre Befehle zu verdolmetschen. Dieser Fussmarsch dauerte drei Tage und drei Nächte. Die alten Leute und Kinder, die nicht gehen konnten, wurden auf Lastkraftwagen oder Fuhrwerke geladen. Unsere Tochter hatte auch schon ein Mädchen, das fünf Jahre alt war und bisher mit seiner Mutter alles mitgemacht hatte. Sie kam von uns weg, weil wir zu Fuss gehen mussten, diese aber auf einen Lastkraftwagen geladen wurden. Das Fahrzeug fuhr immer voran, so dass wir unsere Kleine verloren haben. Auch viele andere Familien sind auf diese Weise zerrissen worden. Um Kranke und Dahinsiehende hat man sich nicht viel Gedanken gemacht. Auch unser Suchen und Fragen nützte nichts mehr; es konnte uns niemand darüber Auskunft geben, wo die Fahrzeuge hin sind oder welches Ziel sie anfahren.

Vor Zlabings auf einer Wiese machten wir Rast. Die Russen verkündeten, dass die Personen, die aus der Tschechoslowakischen Republik stammen, wieder zurück in ihre

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 20, 24.

Heimat müssen. Die Reichsdeutschen wurden abgesondert.

Weil wir annahmen, dass sich die Kleine nach Augezd wieder zurückmeldet, mussten wir uns zwangsweise ebenso nach Augezd begeben. Hätten wir die Kleine bei uns gehabt, hätten wir die Richtung nach Österreich eingeschlagen. Einige Bauern aus dem Ostsudetenland waren noch mit ihren Pferdefuhrwerken dabei, so dass wir das Gepäck, was uns noch blieb, aufladen durften. Wir selbst gingen zu Fuss. Bald mussten wir uns aber von den Bauern trennen, weil unser Rückweg ein anderer war.

Von Zlabings bis Augezd hatten wir keine grossen Zwischenfälle, weil wir von da ab immer slowakisch sprachen. Gott sei Dank, dass wir noch unsere Ausweise hatten, die ganz slowakisch lauteten und wir uns während der Partisanenzeit zu Hause hatten ausstellen lassen müssen. Wenn uns die Tschechen nach unserem Weg frugen, sagten wir, dass wir auf landwirtschaftlicher Arbeit waren und jetzt in die Slowakei nach Hause gehen. Teilstrecken konnten wir auch mit der Eisenbahn fahren. In Lundenburg konnten wir uns noch für Reichsmark Protektoratskronen umwechseln. Um mit der Bahn fahren zu können, mussten wir uns noch vor Lundenburg von einer tschechischen Kommandantur eine Fahrbescheinigung ausstellen lassen; dabei kam es dann heraus, dass wir Deutsche sind. Mit dieser Bescheinigung konnten wir bis Augezd fahren. In Augezd erfuhren wir, dass unsere Kleine mit mehreren Fundstollnern am Tag zuvor nach Fundstollen abgefahren war. Auch hier ging die Parole um, dass alle nach Hause müssen.

Anstelle des deutschen Bürgermeisters war ein tschechischer Kommissar (den Namen weiss ich nicht) und ein Stellvertreter eingesetzt, der sagte, nachdem er hörte, dass wir aus der Slowakei stammen, er sei aus Poprad. Darauf kamen wir näher ins Gespräch. Ich konnte ihm einiges über Poprad berichten, weil ich dort als Zimmermann tätig gewesen war. Das imponierte diesem Herrn, so dass ich nach einigem Betteln eine Fahrbescheinigung für die Heimfahrt bekam. – Eigentlich hatten wir schon damals in Erfahrung gebracht, dass Deutsch Proben nicht mehr Nemecké Pravno heisst, sondern Nitrianské Pravno. Auch diesmal haben wir uns nur deswegen entscheiden müssen, nach Hause zu fahren, weil unsere Kleine nach Hause gefahren war. Nach einem Tag Aufenthalt in Augezd fuhren wir mit der Eisenbahn nach Hause.

Russen, Slowaken, entlassene KZ-ler, alles strömte nach Hause. Wir konnten nur streckenweise mit der Eisenbahn fahren, weil fast alle Brücken gesprengt waren. Oft fuhren uns Tschechen mit Autos oder Pferdefuhrwerken gewisse Strecken. Brückenposten frugen immer, ob wir keine Deutschen unter uns haben. Wir verneinten es immer, weil wir uns auch hier wegen unserer slowakischen Sprachkenntnisse als Slowaken ausgeben konnten. Die Reise ging über Trentschin–Waag Neustadt–Leopoldstadt–Zbely–Topoltschan [Topol'cany].

In Topoltschan wurden wir von slowakischem Militär aus den offenen Viehwagen geholt. Posten führten uns in die Stadt zu einer slowakischen Dienststelle. Alle wurden legitimiert, das Gepäck wurde durchsucht, die Männer gesondert in einen Keller gejagt und eingesperrt. Das alles waren nur noch Männer aus der Deutsch Probener

Sprachinsel. Nach einigen Stunden wurden wir von dort herausgeholt, auf eine Wachstube vor einen Keller gebracht, wo auch Posten standen. Dort mussten wir auf einen russischen Offizier warten, der uns einzeln verhörte. In einem Glied mussten wir antreten, bevor der russische Offizier kam. Er ging dann an uns vorbei und sagte plötzlich zu dem Fundstollner Wendelin Klein (Wigarawend): «Du geh nach Hause!», zu zwei Fundstollnern (16 bis 17 Jahre alt) sagte er: «Du warst Soldat!» Sein Vater und wir alle bestätigten, dass er nirgends war. – Wir anderen waren alle meist über 40 Jahre alt. – Nach kurzer Überlegung meinte er auf einmal: «Alle geht nach Hause!» Wir durften wieder zum Bahnhof. Die Frauen, die sich gerade ein Strohlager einrichten wollten, weil sie hierbleiben sollten, durften mit uns aufbrechen.

Von Topoltschan bis Priwitz hatten wir bereits eine slowakische Wache. In Priwitz wurden wir gleich begrüsst: «Diese Bestien, die Deutschen, aufhängen!» – «Warum seid Ihr hierhergekommen?» So und schlimmer gings die ganze Zeit. Wenn uns die Posten nicht geschützt hätten, wir wären bestimmt nicht mit dem Leben davongekommen. Dass man dauernd auf uns gespuckt hat, kann man sich unter diesen Umständen vorstellen, denn die meuternden Massen gingen neben und hinter uns her. Wir kamen uns vor wie die ärgsten Verbrecher.

Die Reise von Augezd (Ende April) nach Zlabings, dann wieder zurück nach Augezd und von dort hierher nach Priwitz (18. Mai 1945) dauerte 4 Wochen.

In einem Saal übernachteten wir alle. Am nächsten Tag kamen zwei Bulldogs mit je einem Anhänger, die uns in das berüchtigte Lager Nováky, das vorher Judenlager war, brachten. – Das Judenlager war vor der Partisanenzeit so phantastisch mit allem Komfort eingerichtet gewesen, dass man nur staunen konnte. Die Bewachung hatte das slowakische Militär gehabt. Wir Deutschen hatten weder organisatorisch noch bewachungsmässig etwas damit zu tun. Die Juden waren zu Beginn der Partisanenzeit aus dem Lager entwichen, hatten danach alles daraus geplündert bis auf niet- und nagelfeste Gegenstände¹. In diese Räume ohne Betten und Einrichtung kamen wir jetzt hinein. – Wir waren nicht die ersten. Hierher waren bereits alle Deutschen gebracht worden, die in der Slowakei erwischt wurden, gleichgültig ob aus dem Hauerland, der Zips oder Pressburg stammend.

Um die Mittagszeit wurden wir wieder durchsucht, und fast alles wurde weggenommen. Der letzte Schmuck, Uhr, Ketten usw. wurden uns hier entwendet. Auch keine Esswaren liess man uns. Nachher wurden wir familienweise in die Baracken eingewiesen. Einige Baracken waren etwa 20x8 m gross mit nur einem Raum, andere waren wieder in kleinere Zimmer aufgeteilt. In den Baracken mit einem Raum waren zeitweise 150 bis 180 Menschen untergebracht. Liegen mussten wir auf dem blossen Bretterfussboden, später gab es etwas Stroh. Zudecken musste sich jeder mit dem, was er bis dahin behalten hatte. In die Zimmer sind 15 bis 20 Personen hineingepfercht worden. Zum Schlafen hatten wir gerade Platz, ringsherum eins neben dem anderen, mit einem kleinen Gang, um liegen zu können.

¹ vgl. Bericht Nr. 129, S. 728 mit Anmerkung.

Nach unserer Ankunft im Lager Novaky haben wir uns bald nach unserer Kleinen erkundigt. Nach einigen Wochen kam sie dann auch mit noch mehreren Fundstollnern im Lager an, die eine andere Richtung von Augezd nach Hause eingeschlagen hatten. Nun waren wir endlich im Lager wieder beisammen. . .

In diesem Lager verbrachten wir die Zeit vom 28. Mai 1945 bis 12. Mai 1946, also knapp ein Jahr. Erst kurz vor unserer endgültigen Ausweisung meldete sich eine Kommission des Schweizer Roten Kreuzes an, da diese unmöglichen Zustände im Lager bis weit über die tschechischen Grenzen bekannt wurden. Von dieser Zeit an durften wir uns nach und nach hölzerne Stodcwerkbetten bauen¹.

Nachdem die Lagerpartisanen durch regelrechtes tschechoslowakisches Militär abgelöst worden waren, ist die Unterbringung und das Essen besser geworden. Mit der zunächst überaus schlechten Behandlung sind nicht alle Slowaken einverstanden gewesen. Viele hätten gerne etwas zu essen oder Bekleidung gebracht. Dadurch hätten sich aber diese Leute, ob Deutscher oder Slowake, selbst in die Gefahr begeben, auch in das Lager zu müssen.

In den Monaten Juni, Juli, August und September 1945 gab es selten eine Schnitte Brot. Manchmal gab es in der Woche ein bis zweimal eine Schnitte ca. 1 cm dick, dann Wochen wieder gar nichts. Amtlich hiess es, dass wir 180 Gramm Brot täglich bekommen sollten; es gab aber vielleicht nur 18 Gramm. Sind irgendwo Pferde verendet, so waren wir froh, einmal Fleisch zu bekommen.

Eine Beschwerdemöglichkeit gab es damals nicht. Wo hätte man eine solche eingeben können? Die Gesetzgebung, die Gerichtsbarkeit und die sofortige Verurteilung zum Tode durch Erschiessen oder Erschlagen lagen immer in den gleichen Händen, hier zum Beispiel in den Händen des Lagerkommandanten. Dieser war niemand gegenüber verantwortlich. Im Gegenteil, je mehr Prügel, Strafen, Schikanen und Tote nachgewiesen werden konnten, desto angesehener war jeder kleinste Kapo.

Das Leibgericht, das wir in den vorerwähnten Monaten bekamen, war abwechselnd einen Mittag Bohnen, den anderen Tag Erbsensuppe, ohne Fettaguen. Die Erbsen wie auch die Bohnen waren hart und ungeniessbar, dennoch musste man etwas essen. Hatte man das Zeug verschluckt, musste man schon auf die Latrine laufen. Es muss im Essen etwas Treibendes drin gewesen sein. Selbstverständlich konnte der Körper nichts behalten, an Aufbaukräften bekam man nichts in den Körper, so dass vor allem die Kinder und die alten Leute oder nicht gut Genährte wie die Fliegen umklappten. Dann hiess es (um sich irgendwie zu decken), Typhus sei im Lager. Ein Wunder wäre es bei dieser Verpflegung und Unterbringung nicht gewesen. – Vor allem hat es hier die Zipser schwer getroffen.

Jeden Morgen hiess es zuerst: Alles heraustreten zum Waschen, ob jung oder alt, ob krank oder gesund. Die Posten gingen mit geflochtenen Peitschen durch die Baracken und wehe, wenn einer langsam ging oder noch nach dem Ertönen des Zeichens im Zimmer anzutreffen war, sogleich gab es Hiebe.

¹ vgl. hierzu auch den unter Nr. 129 abgedruckten Bericht, S. 729 f.

Der Leiter des Lagers trug den Namen Zid. Der Schlimmste von allen zu der Zeit war ein Feldweibel aus Vesternice (den Namen habe ich vergessen).

Mittels einer Alarmglocke (Schiene) wurde das Heraustreten angekündigt. Wehe, wenn es nicht schnell genug ging, dann wurde es so lange geübt, bis es nach Meinung der Partisanen klappte. Kranke mussten von den Angehörigen zum Appell getragen werden.

In Doppelreihe mussten wir antreten. Das wurde immer wiederholt, beim Essenholen, beim Heraustreten zum Arbeiten usw. Wer nicht schwer krank war, musste zum Arbeitskommando mit antreten.

Eine Gruppe musste eine Zeitlang nach Kostolany gehen und Tote ausgraben, die als Partisanen und Russen während der Kampfhandlungen gefallen waren. Sie wurden dann auf dem Stadtplatz in Priwitz im Heldenfriedhof bestattet. Andere Trupps wurden zum Holzmachen in den Wald geschickt. Diese blieben meist die ganze Woche aus und kehrten am Wochenende zurück.

Die Frauen mussten täglich auf den 12 km entfernten Berg «Cigla» zum Heruntertragen von Holz marschieren. Das Meterholz musste von dem hohen Berg bis zu der Stelle heruntergetragen werden, zu der man mit den Fahrzeugen heranfahren konnte. Vorgeschrieben war, dass jede Frau mindestens viermal gehen musste. Beim Heimweg konnten wir uns für unsere Zwecke Brennholz mitnehmen. Wenn wir um etwa 15 Uhr wieder im Lager angekommen waren, gab es das berühmte «Mittagessen». Wenn es dann eine Schnitte Brot gab, dann nur für die Waldarbeiter.

Anfangs waren auch noch Hlinkagardisten gefangen. Eines Tages brachten die Posten slowakische Frauen ins Lager, die sich angeblich für ihren verhafteten Gemeindepfarrer einsetzen wollten, dass er nicht verschleppt wird. Anschliessend wurden diese in dem Prügelkeller verprügelt, dann durften sie wieder gehen. Es gab einen eigens dafür eingerichteten Keller, in dem nur geprügelt wurde; es war dann einerlei, ob es Hlinkagardisten, SS-Männer, Slowaken, Männer, Frauen oder Kinder waren.

Eines Tages kam ein betrunkenener Posten von auswärts, sah zwei Jungens draussen vor den Baracken stehen, beide etwa 14 Jahre alt, nahm sie mit in den Keller zum Verprügeln. Es war ein Junge aus Fundstollen und ein Drexlerhauer, so glaube ich mich zu erinnern. Jener sprang verzweifelt im Keller hin und her, konnte auf das vergitterte Fenster springen und dort entkommen. – Er ist ein Verwandter von uns. – Wie ein Verrückter kam er in unser Zimmer gerannt. «Wo soll ich jetzt hin?» und dergleichen schrie er, «wo werden sie mich nicht finden?» Auf unsere Anfrage, was los ist, gab er uns vorerst keine Antwort. Erst als wir ihn gut versteckt hatten, beruhigte er sich nach und nach und berichtete uns, was geschehen war. Der andere aber wurde fast bis zur Bewusstlosigkeit verprügelt. – Wir hörten nicht nur tagsüber, sondern oft nachts das Schreien der Geprügelten aus dem unserem Zimmer nahegelegenen Keller.

Das Lager fasste damals ca. 7'000 Menschen. Es waren hauptsächlich Volksdeutsche und einige Slowaken aus der ganzen Slowakei. Der Schwager des Präsidenten Tiso war auch im Lager.

Anfangs durfte kein Pfarrer zu den Begräbnissen herangezogen werden. Erst 1946 war dies gestattet. In Richtung Cigla auf einem freien Feld wurde ein eigener Lagerfriedhof angelegt. Wenn 300 Kronen gezahlt werden konnten, wurde der Tote in eine Totentruhe gelegt. Sonst wurde die Leiche so bestattet. Je nach Anfall kamen zwei oder mehr Leichen in ein Grab. Der mitgefangene deutsche Lehrer Steinhübel, der Bruder des Pfarrers Steinhübel aus Deutsch Proben, hat wenigstens formell ein Aussingen veranstaltet. Er war es auch, der immer wieder bei jedem Todesfall riet, auf einem Zettel Namen, Geburtsdatum, Heimatanschrift in ein kleines Fläschchen zu stopfen und mit dem Toten ins Grab zu legen, um bei einer späteren Exhumierung alle Namen feststellen zu können . . .

Später holten sich die Slowaken für ihre Landwirtschaft oder auch für ihre Betriebe Arbeitskräfte aus den Lagern. Der Arbeitgeber war dann jeweils für seine Arbeitskräfte verantwortlich. Für eine männliche Kraft musste er 600 Kronen, für eine weibliche 400 Kronen monatlich an die Lagerverwaltung zahlen.

Die Latrine war von vorne mit Brettern etwas verstellt, beiderseits und hinten offen. Sie war für alle gemeinsam gemacht worden. Es war eine Grube 2,00x0,80 m gross und 1,70 m tief, vorne mit einer Stange zum Draufsetzen. Dass einige Kinder in die nicht gesicherte Grube gefallen sind, kann ich selbst bezeugen. Die Eltern mussten zur Arbeit, so dass die Kinder meistens ohne Aufsicht waren. Als wir eines Tages das etwa 4- bis 5jährige Kind einer Drexlerhauer Familie den ganzen Nachmittag suchten und nicht fanden, kam ich zufällig zur Latrine und sah dort, dass die obere getrocknete Kruste wie ein Kranz eingerissen war. Ich suchte mir eine Stange Rundeseisen, an deren einem Ende ich einen Haken gebogen hatte. Nach mehrmaligem Hin- und Herfahren mit diesem Haken in dem Kot zog ich das Kind heraus. Das Kind war aber schon tot. – Erst später berichtete die Spielkameradin des Kleinen, dass es die grossen Schmeissfliegen in eine Streichholzschachtel fangen wollte und dabei rücklings in die Grube fiel.

Eine Zeitlang brachten Slowaken Brot ins Lager und verlangten 50 Kronen für ein Brot, das vorher etwa 2 Kronen gekostet hatte, bis ihnen auch das verboten wurde. Für eine Mark boten sie zuerst 0,25 Kronen, später 0,50 Kronen. (Der vorherige Umwechsellkurs war 1 Mark = 10 Kronen.)

1946 wurde es allmählich besser, weil der grösste Hass sich gelegt hatte.

Im November 1945 wurden, wie gesagt, die Lagerpartisanen durch regelrechtes tschechisches Militär abgelöst. Das waren dann Gendarmen, und das Lager soll als Gendarmerieschule gegolten haben. Es kamen nun auch einige unserer Leute zur Arbeit in die Lager- und Offiziersküche.

Aus der Vielzahl der Geschehnisse kann ich nur einen Teil herausnehmen, da schon vieles aus dem Gedächtnis verschwunden ist.

Im Winter 1945/46 wurden von uns alle Sparbücher abgefordert, um die Sparguthaben anmelden zu können. Für jedes Büchlein mussten wir noch 20 Kronen abgeben.

Anfang 1946 kam der Aufruf, dass sich für den ersten Ausweisungstransport nach Deutschland Freiwillige melden können. Wir meldeten uns gleich zum ersten Transport. Wir fuhren mit 1'200 Personen in 40 Waggons über Krickierhau-Fürth i. Wald und ka-

men am 12. Mai 1946 in Augsburg an. Bis Furth i. Wald hatten wir eine Begleitmannschaft aus dem Lager. Unsere Waggonen hatten wir vor der Abfahrt mit grünem Reisig geschmückt. Auch sangen jüngere Leute Abschiedslieder, wovon alle ergriffen wurden. Bei der Ausweisung erhielt jede Person vom 1. Transport 1'000 RM. Schlechte Kleidungsstücke wurden durch neue ersetzt, denn der Amerikaner sollte keine schlechte Meinung von den Slowaken haben. – Beim 2. Transport hat es nur 500 RM pro Person gegeben¹.

In Augsburg wurden wir auf drei Transporte aufgeteilt. Sie gingen nach Ulm, Donauwörth und Nördlingen. Wir sind dem Transport nach Nördlingen zugeteilt worden.

Nr. 136

Bericht des Studienrats R. St. aus Pressburg.

Original, 1957, 4 Seiten, mschr.

Vorsorgliche Evakuierung von Frauen und Kindern und Verlagerung von Wirtschaftsgütern aus Pressburg und Umgebung im Jahre 1944; Evakuierungsaktionen Anfang 1945 und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee.

Bereits im Jahre 1944 wurden Familienangehörige Pressburger Deutscher evakuiert, doch stand diese Evakuierung im Zusammenhang mit dem Luftkrieg. Bereits vor dem ersten ernsthaften Luftangriff auf Pressburg waren verschiedene Familienangehörige wegen der dauernden Luftwarnungen bzw. wegen der befürchteten Luftangriffe in die Nähe Pressburgs oder auch in andere Teile der Slowakei evakuiert worden. So wurde auch das Säuglingsheim nach Topoltschan (Topol'cany) in die Westslowakei verlegt. Nach dem Luftangriff vom 16. Juni 1944, der etwa 100 Todesopfer forderte, verstärkte sich diese Evakuierung, doch dürfte die Gesamtzahl der evakuierten Deutschen wohl kaum mehr als 2'000-3'000 Menschen (bei 35'000 Deutschen) betragen haben.

Nach dem Ausbruch des Partisanenaufstandes (Beginn 25. bis 30. August) strebten diese Familien, die vielfach in rein oder überwiegend slowakischen Ortschaften untergebracht waren, eilig nach Pressburg zurück, teilweise unter Zurücklassung ihrer mitgenommenen Sachen. Doch ist mir kein Fall bekannt, dass evakuierte Pressburger während des Partisanenaufstandes ums Leben gekommen wären. Zwar beschränkten sich die Ausschreitungen bzw. die Hinmetzelung von Deutschen durchaus nicht auf das Hau.erland (Glaserhau, Deutsch Proben u.a. Orte)² allein. Auch in Liptau, St. Nikolas,

¹ vgl. Einleitende Darstellung, S. 120 f.

² vgl. die Berichte Nr. 129, S. 713 ff.; Nr. 133; Nr. 134 und Nr. 135, S. 774 f.

Schemnitz, Sillein und anderen, überwiegend slowakischen Orten kam es zur Ermordung teils Reichsdeutscher, teils ansässiger Volksdeutscher unter manchmal recht grausamen Begleitumständen. Von einer Ermordung evakuierter Pressburger Deutscher weiss ich aber nichts, obwohl ich mich an mehrere mündliche und schriftliche Berichte erinnere, aus denen hervorgeht, dass an verschiedenen Orten (z.B. Bad Stuben) evakuierte Frauen, namentlich aber Jugendliche in Gefängnisse gesteckt und interniert wurden. Vielen gelang aber schon bei Beginn des Partisanenaufstandes die Rückkehr nach Pressburg bzw. die Flucht. An den mündlichen Bericht eines etwa 12jährigen Jungen, der zu Fuss von Kremnitz über Vrútky nach Sillein zu den deutschen Truppen gelangte, zwischendurch interniert wurde, aber wieder entwischen konnte, kann ich mich noch genau erinnern. Deutlich zeigten diese Vorfälle, dass zwar viele Slowaken von einer plötzlich ausbrechenden prokommunistischen, antideutschen Welle erfasst wurden, dass aber die meisten nach längerer Überlegung sich der im Zusammenhang damit stehenden Ausschreitungen schämten und, wenn es ging, fliehenden Deutschen beistanden¹.

Die Ereignisse dieses Aufstandes schufen aber eine gewisse seelische Bereitschaft, im Ernstfalle die angestammte Heimat zu verlassen und im Deutschen Reich Schutz zu suchen, wenn ein Heranbranden der Sowjetarmee und damit ein neuer Ausbruch einer antideutschen, prokommunistischen und protschechoslowakischen Aktion zu befürchten wäre. Auch die Volksgruppenführung musste nach dem Einbruch der sowjetischen Armeen in Ungarn nach dem Erreichen und Überschreiten der Waldkarpaten mit der Möglichkeit einer plötzlich notwendig werdenden Evakuierung rechnen. Dabei wurde als Hauptgebiet für die Evakuierung das Sudetenland in Aussicht genommen, weil dorthin durch die 20jährige gemeinsame politische Geschichte (1918 bis 1938) noch immer starke Beziehungen bestanden, darüber hinaus auch noch in Pressburg viele Sudetendeutsche lebten, die die slowakische Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Andererseits besaßen viele der einheimischen Pressburger starke verwandtschaftliche Beziehungen nach Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, so dass auch diese Gebiete ins Auge gefasst werden mussten.

Diese Evakuierung sollte nach drei Haupt Gesichtspunkten erfolgen: 1. Frauen, soweit sie nicht beruflich an Pressburg gebunden waren, und Kleinkinder; 2. Schulkinder; 3. Wirtschaftsgüter bzw. Verlagerung ganzer Betriebe. So wurden z.B. Kinderheime im Winter 44/45 nach Hohenelbe im Nordsudetenland verlegt. Im Allgemeinen beschränkte sich aber die Evakuierung bis zum Jahresende 1944 auf die Familien, die sich auf Grund persönlicher, meist verwandtschaftlicher Beziehungen entweder im Sudetenland oder im heutigen Österreich eine Unterkunft verschaffen konnten. Dann wurden bereits seit dem November 1944 Hausrat, aber auch Wirtschaftsgüter in grösserem Umfang in geschlossenen Zugtransporten in das Sudetenland verlagert, meist in die Gegend von Reichenberg. – Dabei war auch der Gesichtspunkt massgebend, dass Transporte nach Österreich über Wien gehen mussten, wo die Gefährdung durch Luftangriffe besonders gross war, während das damalige Protektorat von Angriffen meist verschont blieb. – Bei dem Verladen

¹ Über den slowakischen Aufstand vgl. Einleitende Darstellung, S. 158 ff.

dieser Gütertransporte wurde häufig deutsche Wehrmacht eingesetzt. Freilich standen die deutschen Wehrmachtsdienststellen dieser Evakuierung meist nicht positiv gegenüber, denn sie hatten ein Interesse daran, auch in Frontnähe glatt funktionierende Betriebe und Geschäfte zu haben. Ebenso stellten die slowakischen Regierungsstellen sich diesen Massnahmen entgegen, denn sie befürchteten von einer Evakuierung der Deutschen panikartige Auswirkungen auf die regierungstreuen Slowaken bzw. einen weiteren Abfall der Masse der Bevölkerung. Diese retardierenden Momente trugen zweifellos dazu bei, dass die Evakuierung nicht planmässig ablief.

Erst nach Neujahr 1945 wurde die Evakuierung dann in grösseren geschlossenen Transporten, jetzt aber hauptsächlich nach Oberösterreich durchgeführt. In Verhandlungen zwischen der Volksgruppenführung und der Gauleitung Oberdonau war dieser Gau zum Ausweichgebiet für die deutsche Volksgruppe aus der Slowakei erklärt worden. So wurden jetzt auch, teilweise bereits vor Weihnachten 1944, meist aber erst im Januar bis März, verschiedene Schulklassen mit ihren Lehrern in Form einer Art Kinderlandverschickung hauptsächlich nach Oberösterreich, weniger nach Niederösterreich gebracht. Die letzten Kinderlandverschickungstransporte gingen schon nach Bayern. Dabei gingen nur die Kinder mit, deren Eltern mit ihrer Verschickung einverstanden waren. Die Stärke dieser Evakuierung bzw. die Bereitwilligkeit dazu war wieder abhängig von den Geschehnissen an den nächstgelegenen Fronten.

Zweifellos wäre es im September 1944, nach dem ersten Schock über den Partisanenaufstand möglich gewesen, einen sehr hohen Prozentsatz der Deutschen zu evakuieren, doch fehlten dafür alle Möglichkeiten, sowohl Auffanggebiete als auch Transportmöglichkeiten. Nach der Niederschlagung des Partisanenaufstandes in der Mittelslowakei ging die Bereitwilligkeit stark zurück, da die Anwesenheit stärkerer Wehrmachtsseinheiten ein Gefühl grösserer Sicherheit hervorrief. Der Vorstoss der Sowjets auf den Plattensee und Budapest führte im Dezember 1944 wieder zu grösserer Bereitwilligkeit und zu einem nicht mehr abbreissenden Strom der Evakuierung und des Abtransportes. Grössere deutsche Firmen verschafften sich Ausweichmöglichkeiten in Oberösterreich und Salzburg, aber auch im Sudetenland und in Bayern, wohin sie neben Waren auch Familienangehörige und Angestellte brachten. Der deutsche Gegenangriff, der Ende Februar bis Anfang März nördlich der Donau über die Gran hinweg durchgeführt wurde, verlangsamte wieder das Tempo der Evakuierung¹. Immerhin darf man annehmen, dass

¹ Wie die Evakuierung im Bezirk von Pressburg zu dieser Zeit betrieben wurde und wie sich die deutsche Bevölkerung dazu stellte, kommt u.a. auch in einem Vernehmungsbericht nach Aussagen der E. S. aus Oberufer bei Pressburg zum Ausdruck. Darin heisst es:
«Im Januar 1945 fand im Lokal der Deutschen Partei im Gebäude des Landwirts Hahn eine Versammlung statt. Hier versuchten uns die Funktionäre zu einer freiwilligen Evakuierung nach Österreich zu überreden. Als Grund führte man die Bombardierungsgefahr an (seit Mai 1944 wurde Pressburg bombardiert, zum Beispiel die Petroleumfabrik ‚Apollo‘, der Hauptbahnhof, der Donauhafen, insbesondere der Winterhafen, die Kreuzgasse usw.), da ja Oberufer in der unmittelbaren Nähe des Winterhafens und des Petroleumwerkes liegt. Weder mein Vater noch ich waren dabei anwesend. Wie ihm berichtet wurde, hat sich der überwiegende Teil der

bis zum neuen Einbruch der sowjetischen Truppen nördlich des Plattensees [am] 24. März 1945 ein Viertel bis ein Drittel der Deutschen Pressburgs evakuiert war, wenn man berücksichtigt, dass die Männer unter 30, teilweise auch die unter 40 meist zur Waffen-SS eingezogen waren, wahrscheinlich noch mehr. Die übrigen Männer bis 50 waren, auch wenn sie noch ihren Berufen nachgingen, dem «Deutschen Heimatschutz Slowakei» zugeteilt, bei dem die Pressburger «Feuerschutzkompanie» (früher Freiwillige Feuerwehr Pressburg) eine besondere Einheit bildete.

Mit dem Einbruch der Sowjets südlich der Donau nahm nach Palmsonntag (25. März 1945) die Evakuierung fluchtartigen Charakter an, ohne allerdings in eine Panikstimmung auszuarten. Die Züge, die bis zum 31. März Pressburg verliessen, waren überfüllt und gingen meist über die Mardi nach Oberösterreich, aber nördlich der Donau. Ebenso gingen mehrere Schiffe donauaufwärts, das letzte erst am Ostersonntag. In Linz war von der Volksgruppenführung eine Dienststelle geschaffen worden, die sich um die Verteilung der ankommenden Transporte und die Sicherung der Güter kümmern sollte. Die letzten Züge bzw. Schiffe brauchten für die Strecke Pressburg–Linz rund eine Woche. Wer im Besitz eines Fahrzeuges war, benützte dieses, um noch möglichst viel bewegliches Gut mitnehmen zu können. Auch hier führte der Fluchtweg meist über die Mardi. Südlich der Eisenbahnbrücke von Marchegg war bei Theben Neudorf eine Pontonbrücke

Bevölkerung gegen die Evakuierung ausgesprochen. Es waren meistens Leute mit Vermögen. Die Besitzlosen waren dagegen Feuer und Flamme für die Evakuierung. Es wurde über diese Frage nachher viel diskutiert. Entweder machte man sich gegenseitig Mut oder Angst vor der Evakuierung. Später wurde auch bekanntgegeben, dass die Unterstützungsempfänger, falls sie sich weigern sollten, sich evakuieren zu lassen, keine Bezüge mehr erhalten würden. Diese Nachricht hat bei denjenigen, die zum grössten Teil von der Unterstützung lebten, Bestürzung hervorgerufen.

Mein Vater und ich wollten ursprünglich nicht weg. Wir hatten uns entschlossen, in die slowakische Gemeinde St. Georgen zu gehen. Als wir aber die Nachrichten über die Greuel der Russen hörten, habe ich mich doch für die Evakuierung entschlossen. Zum Schluss blieb von den Deutschen nur noch ein Zehntel zurück. Es waren meistens Deutsche, die eine Mischehe eingegangen waren, oder solche Personen, die mit dem Nationalsozialismus nicht sympathisierten wie der Landwirt G. B. und sein Bruder J. sowie der Arbeiter D., der sich später als Kommunist entpuppte.

Im Februar 1945 wurde mit Hilfe der einheimischen Parteiführer ... das Vermögen der Evakuierungslustigen registriert. Für jede Person wurden drei Durchschläge gemacht. Den einen behielt der Betreffende, die restlichen gingen in die Gemeinde bzw. ins Anker-Palais [Amtssitz des Volksgruppenführers in Pressburg]. Es hiess, man darf sämtliche Kleidungsstücke und Lebensmittel mitnehmen. (Es gab sogar Leute, die Lebensmittel für zwei Jahre mitgenommen haben.) Bettwäsche, Nähmaschinen, Möbel sollten dagegen grundsätzlich Zurückbleiben. Die Evakuierung erfolgte auf Schiffen aus dem Pressburger Hafen. Die Fahrt ging bis Stein an der Donau. Gefahren wurde grundsätzlich nur bei Nacht.

Unsere Gemeinde wurde gruppenweise evakuiert. Der erste Transport fuhr am 25. Februar 1945 weg. Ich fuhr mit dem zweiten Transport am 2. März 1945. Die einzelnen Gruppen (etwa 350 Personen) wurden auf Grund freiwilligen Zusammenschlusses aufgestellt. Das allmähliche Leerwerden der Gemeinde bewirkte, dass viele der nicht Evakuierungslustigen einen Schreck bekamen und sich dann doch noch meldeten.»

(Original, 1. Dezember 1952, 5 Seiten, mschr.)

errichtet worden, auf der sich, seit dem Ostersonntag Wehrmachtstransporte, rückströmende Truppen und fliehende Zivilbevölkerung stauten.

Am 30. März hatte der deutsche Standortkommandant Pressburg zur Festung erklärt und am Ostersonntag, dem 1. April, die Evakuierung bestimmter Viertel, unter anderem unterhalb der Burg angeordnet. Am Ostersonntag wurde dann der Fussmarsch von Pressburg über Theben Neudorf und die March angetreten, mit Rucksack und Handwagen¹. An diesem Tag wurden auch die Dienststellen der «Deutschen Partei», also der Volksgruppe, geräumt. Die letzte «Deutsche Sendung» wurde ebenfalls am 1. April von 18.00 bis 19.00 durchgeführt. Erst am 2. April wurde die Brücke über die Donau von deutschen Einheiten gesprengt, aber zu einer regelrechten Verteidigung der östlich von Pressburg in den vorhergehenden Wochen ausgehobenen Stellungen kam es nicht mehr. Auch die deutschen Heimatschutzkompanien rückten am 3. April ab, ohne unmittelbar an dem Kampf um Pressburg beteiligt gewesen zu sein und setzten nördlich Gänserndorf über die March. Dabei fiel einer der Kompanieführer, der Leiter der deutschen Knabenbürgerschule, Hauptmann Zachhuber.

Am 4. April wurde Pressburg von den sowjetischen Truppen besetzt. Man wird annehmen dürfen, dass bei dem sowjetischen Einmarsch noch etwa ein Viertel der Deutschen in Pressburg war, in der Mehrzahl ältere Leute. So blieben z.B. zwei Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde (D. Heinrich Pröhle und Wilhelm Rätz) sowie der emeritierte Senior D. Carl Eugen Schmidt². Obwohl ein Grossteil des evangelischen Diakonissenhauses bereits mit einem Transport am 4. Januar 1945 nach Gallneukirchen im Mühlviertel abgegangen war, ein anderer Teil am Ostersonntag folgte, blieb doch ein Teil der Schwestern und Insassen auch nach der Einnahme Pressburgs dort. Ältere evangelische Gemeinemitglieder (hauptsächlich Weingärtner) sammelten sich dann am 2. und 3. April in dem Diakonissenhaus.

Die deutschen Orte in der Umgebung Pressburgs wurden auch erst ziemlich rasch in den Tagen vor Ostersonntag von dem grössten Teil der deutschen Bevölkerung geräumt. Der Treck wurde mit Pferdegespannen durchgeführt. Am 2. April traf ich in Niederösterreich westlich der March Bauern mit ihren Gespannen aus Waltersdorf auf der Schüttinsel, die ihren Ort in der Nacht vom 31. März zum 1. April verlassen hatten. Am 6. April traf ich ein Pferdegespann aus Stampfen (westlich der Kleinen Karpaten) in der Nähe von Nikolsburg (Südmähren), das erst am 3. April Stampfen verlassen hat. Im Allgemeinen wurden die deutschen Weinbauerndörfer am Osthang der Kleinen Karpaten vollständiger geräumt als die deutschen Bauerndörfer auf der Grossen Schüttinsel. Aber auch hier blieben vor allem alte Leute und die Deutschen, die in nationalen Mischchen mit Madjaren oder Slowaken lebten.

¹ Wie aus dem im «Karpaten-Jahrbuch 1955» (hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei, Stuttgart), S. 95 ff. abgedruckten Bericht von Dr. Adalbert Kugler hervorgeht, war ein Teil der Pressburger Deutschen schon am 31. März aufgebrochen und zog in mühevollen Fussmärschen bis in die Wachau, wo sich der Zug allmählich auflöste.

² vgl. Einleitende Darstellung, S. 152, Anm. 1.

Die Deutschen, die in ihrer Heimat geblieben waren, und viele, die nach der Kapitulation wieder zurückkehrten, wurden dann überwiegend in Engerau interniert¹ oder in die Gefängnisse gesperrt. Von Engerau wurden sie dann, ohne etwas mitnehmen zu können, über die Grenze nach Österreich getrieben, erst in der letzten Phase, ab 1946, «ordnungsgemäss» ausgewiesen.

Nr. 137

Erlebnisbericht der Frau Anitta Graeser aus dem Bezirk Modern, Pressburger Sprachinsel.

Original, 12. Januar 1954, 36 Seiten, mschr.

Evakuierung von Deutschen aus dem Bezirk Modern nach Niederösterreich im Januar 1945; Rückkehr der Vfn. im Mai; Lebensverhältnisse der zurückgekehrten Deutschen unter dem neuen Regime: Arbeitszwang, Internierung im Lager Limbach; Flucht der Vfn. nach Wien im Oktober 1945.

Es war im November 1944, als Gerüchte wegen unserer Evakuierung laut wurden und sich auch hartnäckig hielten. Wir wollten nicht fort, besonders weil Mutter schon so alt war und sehr an unserem Zuhause hing, das ganz einsam, mitten im tiefsten Walde lag. Wir wohnten bei Modern (Modra); das ist eine dreiviertel Stunde Bahnfahrt von Pressburg entfernt, und dann muss man noch mit dem Bus 25 Minuten fahren, um in das Städtchen zu kommen. Eine halbe Stunde entfernt vom Städtchen ist der Luftkurort «Harmonie», wo es einige Gasthäuser, sehr viele Villen und ein Freibad gibt, alles mitten im Walde gelegen, im schönsten Tannenwald. Die Luft dort ist herrlich, und es herrschte immer grosser Fremdenverkehr. Zu uns hinauf musste man noch eine Stunde gehen. Unser Haus war von drei Seiten von Bergen umgeben; auf der vierten floss ein rauschender Gebirgsbach. Oben am Berge war, von uns noch eine Dreiviertelstunde entfernt, eine Holzhauerkolonie. Sie hiess «Am Sand». Hier waren einige Holzhauerhäuser mit grossen Gärten. Weiter gab es da eine Kapelle, zwei Touristen-Schutzhäuser, einige Villen und eine Volksschule; viele Waldkinder mussten oft stundenlang gehen, bis sie die Schule erreichten. (Ich erwähne diese beiden Orte, weil sie in meinem Bericht noch eine Rolle spielen werden.) Unser nächster Nachbar war eine halbe Wegstunde entfernt, er war Jäger.

¹ In Engerau wurden die einheimischen oder bei der Rückkehr aufgegriffenen Deutschen entweder ins Internierungslager, das durchschnittlich mit 2'000-2'500 Personen belegt war, eingewiesen oder, nach Überfüllung des Lagers, in Privatquartieren untergebracht. Auch die ausserhalb des Lagers Einquartierten (etwa 2'000) durften den Ort nicht verlassen, es sei denn zum Arbeitseinsatz in Pressburg. Unter den Lagerinsassen forderten Hunger und eine im Sommer ausgebrochene Ruhrepidemie zahlreiche Todesopfer. Nach Beginn der Ausweisungskaktionen in der Slowakei wurden hier die Ausweisungstransporte aus dem Pressburger Bezirk zusammengestellt.

Wie ich schon sagte, wollte meine Mutter unser Heim nicht verlassen; da wir aber so weit weg von der Stadt und so ganz allein im Walde wohnten, hatte sie doch langsam, hauptsächlich ihres kleinen Enkels, meines Sohnes wegen und auch wegen der Gerüchte, die Russen würden alle Deutschen umbringen, Angst und Sorge bekommen und gab endlich doch ihre Einwilligung, uns evakuieren zu lassen. Wir packten also Koffer und Kisten und auch etwas Hausrat zusammen; die Möbel – mit Ausnahme von zwei zusammenlegbaren Betten – konnten wir ja nicht mitnehmen, und so liessen wir unser Haus vollständig eingerichtet mit Möbeln, Musikinstrumenten, Büchern, Bildern, Noten usw., die einen erheblichen Wert darstellten, zurück. Damals ahnten wir noch nicht, dass wir dies alles nie mehr wiedersehen sollten. Wir übergaben unser Haus der Aufsicht eines slowakischen Bauern, den wir damals für anständig hielten und der uns versprach, alles in Ordnung zu halten. Wir liessen ihm auch gegen eine Quittung unsere Schlüssel.

Am 30. Januar 1945 war es endlich soweit. Wagen holten uns und unsere Schicksalsgenossen vom Sand, die Holzhauer, ab. Deren Vorfahren waren vor einigen hundert Jahren aus Österreich, aus der Steiermark und aus Tirol eingewandert. Nun mussten die Ur-Urenkel das Land wieder verlassen, das ihnen Heimat geworden war. Man schaffte uns zur Bahn und waggionierte alle ein. Ein Teil der deutschen Bevölkerung von Modern verliess damals auch die Stadt, ein Teil aber blieb dort.

Im Zug waren Lautsprecher eingebaut, und wir wurden aufgefordert, uns an unsere Plätze zu begeben. Nach Möglichkeit hatte man immer eine Familie in ein kleines Abteil verfrachtet. Jemand hielt eine flammende Rede. Man hämmerte uns ein, dass wir von selbst gingen und nicht gezwungenermassen. Die Hymne und einige Kampflieder wurden gesungen, hauptsächlich von den Jüngeren, und dann fuhren wir los. Die Fahrt dauerte endlos lange, denn selbst bei der kleinsten Haltestelle wartete der Zug eine Ewigkeit, entweder um Leute aufzunehmen oder wegen irgendwelcher Fahrschwierigkeiten. Die Wagen waren kalt und ungeheizt. Langsam, trotz aller warmen Kleidung und Decken, teilweise sogar Pelzsäcken, begann man, jämmerlich zu frieren. Die Kinder wurden unruhig, und die Mütter gaben ihnen, um sie still zu halten, fortwährend zu essen. Die Folge war, dass es vielen Kindern schlecht wurde und sich die Unruhe steigerte. Vormittags um 11 Uhr fuhren wir in Modern ab, abends um 6 Uhr kamen wir in Pressburg an. Hier bekamen wir den Befehl, nicht auszusteigen und uns wegen der Flieger ruhig zu verhalten. Die Nacht verging schlecht und recht. Tags darauf ging es langsam weiter. Wir kamen über die österreichische Grenze. Zunächst fuhren wir nach Krems a. d. Donau. Zwei Tage brauchte der Zug für diese Strecke. Einmal übernachteten wir auf freiem Felde. Natürlich durfte kein Licht gemacht werden. Aber auch diese lange Nacht ging vorüber. Um die Mittagszeit kamen wir in Krems an. Alles atmete auf. Wir durften aussteigen, und hier hörten wir, dass wir mit Omnibussen nach Plank am Kamp weiterfahren würden. Unser Gepäck wurde ausgeladen und zusammen mit den Kindern auf Lastwagen verfrachtet, um auf das Gepäck aufzupassen, teils weil die Zugleitung vor Fliegern Angst hatte und die Kinder gerne in Sicherheit gewusst hätte. Unsere Gepäckwagen

wurden mit der Lokomotive abgehängt, da unsere Sachen noch nicht ganz ausgeladen waren.

Wir arbeiteten noch mit dem Gepäck, die Kinder waren schon, Gott sei Dank, wie wir dachten, in Sicherheit, da heulten auf einmal die Sirenen auf: Fliegeralarm. Man drängte uns in einen grossen Tunnel, auch die Lokomotive fuhr dahin, und schon ging's los. Bomben fielen, und im Nu stand unser Zug, mit dem wir gekommen waren und den sie etwas weiter hinaus vom Bahnhof geschoben hatten, in Flammen. Wir dankten Gott, dass wir so weit als möglich schon in Sicherheit waren. Die Verbitterung war aber gross, als unser Zug verbrannte, denn nicht mit Unrecht sagte man, die Feinde hätten gewusst, dass in dem Zug lauter evakuierte Frauen und Kinder waren, und sie hatten damit gerechnet, uns zu bombardieren.

Nach einer für uns schier endlosen Zeit, in der wir auch um unsere Kinder Angst ausstanden, kam endlich die Entwarnung. Ja, wie sah es aber aus! Viel war wieder zerstört worden. – Nun hatten die Leute auf einmal grosse Eile, uns wegzubringen. Wir wurden auf Lastwagen geladen, und immer ging so viel Gepäck mit, als noch Platz darauf war, und ab ging es mit uns, dem neuen Ziele zu, das für eine längere Zeit nun «Heimat» für uns sein sollte.

Als wir in Plank am Kamp ankamen, war hoher Nachmittag. Die Kinder erwarteten uns schon voller Bange, wussten sie doch nicht, wie es uns ergangen war während des Fliegeralarms. Wir standen noch nachträglich Angst aus, als sie uns erzählten, dass sie während des ganzen Angriffs auf dem offenen Lastwagen fuhren, noch dazu hoch oben auf den bepäckten Wagen, weithin sichtbar. Sie hatten ziemliche Angst aasgestanden. Aber der Kinder-Schutzengel bewahrte sie, Gott sei Dank, sie kamen gut oben an, nur froren sie jämmerlich im Freien, denn keines getraute sich in die warme Gaststube hinein, die ihnen fremd war; auch wollten sie das Gepäck nicht im Stich lassen. Nun stürzten sich alle selig auf die Mütter; mein Kind liess meine Hand den ganzen Nachmittag nicht mehr los, es hatte Angst, dass wir uns trennen müssten.

Vor allem gingen wir uns erst etwas wärmen, dann kamen die übrigen Wagen angefahren mit dem restlichen Gepäck. Es wurde draussen im Schnee auf die Erde geworfen. An den etwas feindseligen Mienen der Leute sahen wir gleich, dass wir nicht sehr willkommen waren. Wir sehnten uns schon alle in eine warme Stube, die uns angewiesen würde. Aber der Bürgermeister liess endlos lange auf sich warten, und als er endlich ankam, war seine Miene auch mürrisch. Er stellte sich im Freien auf eine Tonne und hielt eine Rede. Nun, mit Reden wurden wir damals genug gefüttert. Wir sehnten uns alle, glaube ich, endlich allein zu sein und ausruhen zu können von den vielen Aufregungen, dem Heimweh, das schon manchen von uns beschlich. Aber damit hatte es noch gute Weile. Der Bürgermeister musterte uns ziemlich ungeniert, wahrscheinlich dachte er daran, wie er uns am vorteilhaftesten – für ihn, versteht sich – verteilen könnte. Was ich damals noch nicht wusste und wahrscheinlich viele von uns nicht, das war, dass man die Gunst des Bürgermeisters gewinnen konnte, wenn man eine offene Hand hatte. Das heisst, mit Geld war da nichts zu machen, das hatten er und die Leute dort alle übergenug, denn der Ort war ja eine Sommerfrische, ein Höhenluftkurort, wo die oberen Zehn-

tausend von Wien abstiegen. (Sehr viele Schauspieler mit ihren Familien waren dort, zumeist von den Burgtheater-Schauspielern die Familien oder wenigstens die Kinder mit ihren Erziehern. Ich weiss es deshalb so genau, weil ich mich damals mit einigen von ihnen anfreundete.)

Also, der Bürgermeister wollte etwas anderes. Hauptsächlich Zigaretten, Zigarren und Kaffee, denn das war damals in Österreich ja nur noch schwarz zu erhandeln. Einige von uns, die schon etwas Bescheid wussten, hatten sich für alle Fälle ziemlich mit den begehrten Waren ausgestattet und bekamen dementsprechend bessere Räumlichkeiten. Wir hatten uns ja auch mitgenommen, aber natürlich nicht in solchen Mengen, dass man dafür so gute Wohnungen einhandeln konnte. Doch bekamen wir trotzdem ein ganz nettes kleines Zimmer. Allerdings, herumgehen konnte man nicht im Zimmer, dazu war es zu klein. Aber wir hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf, und die Hausleute waren auch nett zu uns. Freilich war das auch keine Herzensfreundlichkeit von ihnen, denn sie erwarteten auch etwas dafür, aber das bekamen sie ja auch. Wir schenkten ihnen alles Entbehrliche.

Ich hatte von den vielerlei Aufregungen einen überaus starken Asthmaanfall bekommen, der leider zwei Wochen dauerte. Aber das ging auch vorüber, und wir lebten schlecht und recht in der entsetzlichen Enge, die für uns so ungewohnt war. Hätten wir gewusst, was noch alles auf uns wartete, wären wir glücklich und zufrieden gewesen. So aber verzehrten wir uns vor Heimweh und heimlichen Selbstvorwürfen, nicht zu Hause geblieben zu sein. – Die Zeit verging, und wir lebten uns langsam in der Fremde ein, hofften wir doch, nach dem Kriege wieder nach Hause gehen zu dürfen.

Durch Plank am Kamp zogen viele ungarische Regimenter, zumeist Reiterregimenter. Da wir die einzigen am Orte waren, die vollkommen die ungarische Sprache beherrschten, kamen alle immer zu uns, denn es sprach sich ja herum, dass wir mit den Leuten reden konnten. Die Offiziere kamen immer gleich zu uns Besuch machen, und mein Kind, mein Jussi, war beinahe immer unter den Soldaten, die ihn alle gern mochten. Im Gegensatz zu den rauen Männern, fiel es nie einem oder dem anderen ein, vor dem Kind zu fluchen oder andere Kraftausdrücke zu gebrauchen, so dass ich keine Angst um ihn zu haben brauchte. Nachdem mein Jussi schon als kleines Kind ein Tiernarr war, trieb er sich viel in den Pferdeställen herum. Und die Soldaten lehrten ihn reiten und mit den Pferden umgehen, diese in die Wagen einschirren, pflegen usw. (Das ist ihm später, wie aus meinem Bericht ersichtlich, noch sehr gut bekommen.) Die Soldaten blieben immer ein bis zwei Wochen, dann zogen sie weiter, dem Ami entgegen, wie sie sagten.

In der ersten Maiwoche war der Ort von allen Soldaten entblösst, und nun wussten wir, dass es ernst wurde. Jeden Tag erwarteten wir den Einmarsch der Russen. Gerade am 8. Mai – es war der Geburtstag meines Sohnes, er wurde 10 Jahre alt, und ich zog ihn festlich an – hiess es auf einmal, deutsche Soldaten kämen in toller Flucht. Wir liefen alle aus den Häusern, überall standen Autos herum, sie waren von den Lenkern verlassen, und in und um die Autos lagen verschiedenen Gegenstände, die die Soldaten weggeworfen hatten. Es waren das Kleider, Schuhe, Leder, Radioapparate, Lampen, Bücher,

Lebensmittel usw. Die Bevölkerung fiel natürlich über all die Sa dien her und sammelte alles auf. Zum Wundern war das freilich nicht, mussten sie doch schon seit Jahren alles auf Karten kaufen, und nun war auf einmal ein so grosser Überfluss da. Wer das nicht gesehen hat, kann sich gar nicht vorstellen, was und wieviel da alles herumlag. Es war wie ein Segen von oben. Spät am Abend gingen wir erst schlafen, denn die Kinder waren alle nicht zu Bett zu kriegen in der allgemeinen Aufregung. Auch wussten wir nun, dass es wirklich ernst wurde.

Und es wurde ernst. Anderntags, es mochte gegen Mittag sein, kamen Kinder gerannt und schrien wie toll: «Die Russen kommen!» Wir liefen alle in die Häuser, konnten es uns aber nicht versagen, uns an die Fenster zu stellen und dem Einmarsch zuzusehen. Ein tiefer Schreck ergriff mich, als ich die ersten Russen sah, denn es waren Asiaten. Sie ritten daher auf Kamelen, hatten hohe, spitze weisse Fellmützen auf und weisse Pelzmäntel. Ihre Gesichter waren unbeweglich, nur die Augen lebten, und das werde ich nie vergessen, wie unbeschreiblich wild sie dreinsahen. Viele, viele kamen, endlos war ihr Zug, und grosse Staubwolken wirbelten auf. Sie sprachen kein Wort mit der Bevölkerung, obzwar diese sie mit Heilrufen empfing. Manche warfen ihnen sogar Blumen zu. Die einheimische Bevölkerung feierte sie als Befreier. Ich muss noch heute darüber lachen, wenn ich daran denke, dass ich Jussi in Mädchenkleider steckte, damit man nicht sehen sollte, dass er ein Bub war und ihn entführte. Er wehrte sich heldenhaft gegen diese «Einkleidung», aber er war machtlos gegen meinen Terror. Nachher kamen auch Russen bzw. Ukrainer hoch zu Ross. Diese sahen nicht mehr so unbeweglich drein. Vor unserem Haus blieb einer stehen und verlangte nach einem Trunk Wasser. Aber das Wasser war warm, und es schmeckte ihm anscheinend nicht, denn er murmelte etwas wie: «Nix Wodka?» Nun, Wodka hatten wir nicht. Aber die Leute hatten Wein. Und das war das Schrecklichste, was sie tun konnten, den Russen Wein zu geben und sie zu berauschen. Die Einsichtsvolleren schütteten den Wein vorher weg, aber den meisten tat es leid, den Wein, das köstliche Gottesgetränk wegzuschütten, und sie gaben es den Russen zu trinken. Die Wirkung war furchtbar und gänzlich unerwartet. Es war nämlich so, dass auch die besonnensten Russen, die sonst ganz ruhige Leute waren, nun zu menschlichen Bestien wurden. Ich glaube nicht, dass es in Österreich, wenigstens in diesem Teile, wo wir waren, auch nur eine einzige Frau gab, die nicht vergewaltigt wurde. Ja, sie vergriffen sich sogar an den Kindern, Tieren und alten Leuten.

Nun, die Russen besetzten den Ort. Sie verteilten sich in die Häuser, und alsbald tönten durch die Stille des Nachmittags entsetzliche Schreie. Aber es traute sich niemand hinaus. Wie wir später erfuhren, hatten die Russen die Häuser aufgesucht, wo die Leute ausländische Arbeiter beschäftigten, nämlich Russen und Polen und Ukrainer und befragten die Leute, wie sie behandelt würden. Dort, wo die Bevölkerung anständig zu den Leuten waren – zu den Arbeitern –, verliessen sie das Haus freundlich, ja, sie gaben sogar Fleisch den Leuten – wohl das höchste der Gefühle bei den Soldaten damals. Aber wehe den Leuten, die ihre Arbeiter schlecht behandelt hatten! Die wurden halbtot geprügelt,

gleich vergewaltigt und ausgeraubt. Später wurde übrigens alles geraubt, was ihnen in die Hände fiel; und was nicht so ging, wurde eben mit Gewalt genommen.

Einige Tage später, als ich zu meiner Bäuerin um Milch ging, stand da ein baumlanger Kerl und redete eifrig auf die Frau ein, die natürlich kein Wort verstand. Sie sah mich hilflos an. Da kam der Russe auf mich zu und sagte: «Du nix verstahn? Russki?» Nun, ich konnte Slowakisch, auch war es kein echter Russe, sondern ein Ukrainer, sonst hätte ich ihn wohl schwerlich verstanden, da mein Slowakisch unvollkommen ist. So aber konnte ich leidlich übersetzen, was dem Russen sichtlich Freude machte und er mich sofort zum Dolmetscher ernannte. In seiner Freude drückte er mir, bevor er ging, ein Stück Fleisch in die Hand: «Du geben Mama.» Ich wollte erst nicht, aber dann dachte ich an die Karten und wie wenig darauf war, und so nahm ich das Fleisch. So oft ich ihn nun sah, musste ich immer übersetzen; und es war ein ganz einträgliches Geschäft, obzwar es nicht immer nur Fleisch und Würste gab, sondern meist Brot. Aber auch das kam den Meinen zugute.

Nun waren die Russen schon eine Woche da. Wir sahen am Tage eigentlich wenig von ihnen, aber am Abend brannten auf den Plätzen vor den Häusern grosse Feuer, und die Russen lagerten dort. Auch schrien die Pferde immer entsetzlich am Abend. Ich habe Pferde noch nie so schreien gehört wie an diesen Abenden. Was sie mit ihnen machten, weiss ich nicht, denn hinzugehen traute ich mich wohlweislich nicht.

Unsere Leute fing an, langsam unruhig zu werden. Jeder sehnte sich zurück nach Hause. Und endlich besprachen sich auch einige, die als Vorhut gehen wollten, um zu sehen, ob man schon nach Hause fahren könne. Auch wir wurden unruhig. Meine Mutter sagte immer öfter, sie möchte noch einmal nach Hause und dort sterben. Nach einiger Zeit nun kamen die Ausgesandten zurück und berichteten, es wäre nicht so arg. Freilich in Österreich könnten wir nicht mit der Bahn fahren, man müsste sich Wagen und Pferde verschaffen und so nach Hause fahren. Aber in der Slowakei gäbe es ja auch noch genug zu essen, und die Leute wären ganz freundlich zu ihnen gewesen.

Nun beschloss die eine Holzhauerfamilie, zu den Russen zu gehen und zu probieren, ob sie Pferde und Wagen bekämen sowie die Erlaubnis zur Rückkehr. Wider Erwarten gelang es. Die Russen stellten ein Schreiben aus und verpflichteten die Leute nur, sie müssten am Ort, wo sie wohnten, die Pferde und den Wagen abgeben. Dies versprachen die Leute gern, packten ihre Sachen und fuhren los. – Nun war auch bei uns kein Halten mehr. Wir und noch einige fuhren los. Von den Russen bekamen wir auch Pferde, Wagen und das bewusste Schreiben in die Hand gedrückt.

Auf unserem Wagen fuhr ich mit meiner Mutter und meinem Jussi sowie ein alter Weingärtner-Bauer, der stocktaub war, sich aber erbot, den Wagen zu fahren. Erst auf der Reise stellte sich heraus, dass er nie Pferde gehabt hatte, nur Ochsen, und das ist ein wesentlicher Unterschied; denn er kannte sich mit den Pferden nicht aus. Nun war es gut, dass Jussi mit den Pferden umzugehen verstand. Er schirrte die Pferde ein und aus, gab ihnen zu fressen und zu trinken und pflegte sie auch sonst. Auch führte er meist, da der Alte nicht hörte und uns alle einige Male beinahe in den Graben schmiss.

Die Fahrt, das kann ich wohl sagen, war grauenhaft. Sie dauerte eine ganze Woche. Meine Mutter bekam auf der Reise die Ruhr und musste alle Augenblicke vom Wagen herunter, was beschwerlich war, da sie schon so alt und halbblind war. Sie hatte Sehnerenschwund und war bereits auf einem Auge blind, und mit dem anderen sah sie auch schon sehr schlecht.

In der Gegend sah es auch schrecklich aus. Pferdekadaver lagen noch herum, ja sogar auch vereinzelt menschliche Leichen sahen wir. Die Gräber waren oft mitten auf der Strasse und in den Strassengräben. Man erkannte sie an den Holzkreuzen, die oben einen Helm trugen. – Die Russen bestatten ihren Toten mitten auf der Strasse; wo er gerade hinfiel, wurde sein Grab geschaufelt. – So dass wir oft Umwege machen mussten, um nicht in die Gräber zu fahren. Es war ein allgemeines Bild der Verwüstung, schrecklich anzuschauen und stimmte einen traurig; denn unwillkürlich fragte man sich, zu was denn das Ganze war. Was für einen Sinn hatte das ganze Abschlagen? Denn es war ja nichts anderes. Warum gibt es in der Welt so viel Hass und Rachegefühle? Ist denn nicht Platz genug für uns alle da?

Das Quartiermachen am Abend war das Schrecklichste für mich, denn ich musste es tun. Mutter konnte man nicht losschicken, Jussi war zu klein, und der alte Mann, der übrigens auch schon 75 Jahre alt war, den konnte man auch nicht schicken; ausserdem hörte er ja auch nicht. Also musste ich losziehen. Und ich kann sagen, dass es mir bitter schwerfiel, an den Türen um Nachtquartier zu betteln. Denn etwas anderes kann ich ja für das, was ich tat, nicht sagen. Die Bauern waren grob und feindlich eingestellt, auch hatten sie grosse Angst vor den Russen und öffneten meist nicht die Tore. Und es war immer Nacht, wenn wir an einem Ort ankamen, und bis ich etwas fand, war es schon immer recht spät.

Zweimal half uns ein Russe zu unserem Nachtquartier. Das erste Mal stand ich gerade auf einem grossen Platz in einem Dorf, dessen Namen ich schon nicht mehr weiss und weinte beinahe, weil ich nichts fand. Niemand wollte mir öffnen. Da trat ein Russe, der mich wahrscheinlich aus einem Hause beobachtet hatte, auf mich zu und fragte, was mir fehle. Ich antwortete ihm wahrheitsgemäss. Er fragte mich aus, woher ich käme und wohin ich wolle. Ich zeigte ihm unseren Wagen. Er bedeutete mir, ich solle ihm folgen, und als ich zögerte, lächelte er mich freundlich an und sagte, ich brauche keine Angst vor ihm zu haben, er wolle mir nichts tun. Nun führte er mich zum Gasthaus, von wo er gekommen war; aber er ging mit mir nicht in die Gaststube, sondern führte mich eine stockdunkle Treppe hinauf; dann öffnete er eine Tür und zeigte mir, dass wir dort übernachten könnten. (Es waren dort mehrere Zimmer, wie ich später sah.) Ich weiss noch wie heute, dass ich auf der dunklen Treppe, auf alles gefasst, mein Federmesser aufklappte und in der Hand behielt, um mich zu wehren, falls er mich angreifen sollte. Aber zum Glück geschah nichts. Er zeigte uns auch den Stall, wo wir die Pferde abschnüren konnten. Er half uns Wasser für die Tiere bringen und warf ihnen einige Hand voll Heu hin. – Der alte Mann blieb im Stall, um die Tiere und den Wagen mit unseren Sachen zu bewachen. Wir, Mutter, Jussi und ich, gingen hinauf in die Zimmer, die alle ausgeraubt waren. Nur die Bettgestelle standen und die anderen Möbel. Aber alles war leer, sogar

die Türklinken fehlten, und wir konnten nichts absperren. So schoben wir einen Kasten und einen Tisch vor die Tür, um vor Überraschungen gesichert zu sein. Auch lösten wir uns alle zwei Stunden mit meiner Mutter beim Schlafen ab. Aber die Nacht verging für uns ruhig. Ringsherum hörten wir jedoch grauenvolle Schreie und sahen Flammen in den Gehöften aufsteigen. Auch knallten Gewehrschüsse durch die Nacht.

Den nächsten Tag zogen wir weiter, unbehelligt. Nun ging es wieder durch Dörfer, die teilweise zerstört waren. Die vierte Nacht half uns wieder ein Russe. Wir konnten und konnten kein Quartier finden; überall wies man uns mit groben Worten ab und beschimpfte uns wüst. Wir fuhren müde und verzweifelt weiter. Es war schon bald 2 Uhr nachts, als wir ein Dorf sichteten und am Wege ein junger Russe stand. Da es meiner Mutter sehr schlecht war und wir unbedingt ein Nachtquartier brauchten, fasste ich mir ein Herz und fragte ihn, ob er nicht ein Nachtquartier wüsste. «Da, da» (ja, ja) sagte er, «ich hinführen.» Er setzte sich also auch auf den Wagen und sah gleich, dass es meiner Mutter so schlecht war. Bedauernd sah er sie an und fragte: «Mama krank?» Ich erklärte ihm, was ihr fehle und sah in seinen Augen tiefes Mitleid aufleuchten. Er führte uns zu einem Bauernhof. Hier riss er an der Glocke, aber niemand kam. Da kletterte er kurz entschlossen über das Gatter und machte das Tor auf und fuhr mit uns in den Hof hinein. Da kamen auch schon die Hausleute herausgestürzt und beschimpften uns wie üblich. Meine Mutter und Jussi fingen an zu weinen. Da sprang der Russe vor und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: «Mama deutsch, du auch deutsch, muss helfen, Mama krank. Du nicht sehen? Du keine Mama?» So half uns der «Feind».

Die Leute wagten nun nicht mehr, uns abzuweisen, besonders da sie sahen, dass der Russe die Pferde abschrirte und in den Stall führte. Er schlief auch bei uns eine Nacht im Stall, um zu verhindern, dass man uns doch noch verjagte. Er sah auch zu, wo und ob wir überhaupt untergebracht wurden. Die Leute schütteten etwas Stroh auf den kalten Steinboden in der ungeheizten Küche und zeigten stumm darauf. Hier sollten wir uns hinlegen. Decken hatten wir ja genug mit, und ich machte ein Lager auf dem Boden für meine Mutter und Jussi zurecht. Dann bat ich die Leute höflich, ob ich ein wenig Tee kochen dürfe, da es meiner Mutter so schlecht wäre. Der Russe stand die ganze Zeit da und sah den Leuten auf die Finger, damit es ihnen nicht etwa einfiele, uns etwas anzutun. Die Bäuerin erlaubte mir, zwar mürrisch und unfreundlich, aber doch, etwas Tee zu kochen. Ich fütterte meine Mutter wie ein kleines Kind, denn ihr war sehr schlecht. Jussi konnte vor Müdigkeit nichts mehr essen und fiel hin, wo er stand und schlief ein wie ein Stein. Als ich endlich auch meine Mutter hingelegt und zugedeckt hatte, bestand die Bäuerin darauf, mit mir noch zum Bürgermeister des Ortes und zur Gendarmerie zu gehen, um mich auch da auszuweisen. Ich hatte ihr vorher unsere Pässe gezeigt, aber anscheinend wollte sie sichergehen. Nun, wir machten uns auf den Weg, so müde ich auch war und mich lieber gleich hingelegt hätte. Auf der Wachstube wies ich mich aus, zeigte auch das Schreiben von den Russen vor und erhielt die Erlaubnis, über Nacht im Dorfe zu bleiben und eventuell auch den nächsten Tag. Die Pässe behielt man bis zu unserer Abreise zurück, die bekam ich, als wir das Dorf wieder verliessen, zurück. –

Nun durfte auch ich mich endlich hinlegen. Vor Aufregung und Verbitterung konnte ich jedoch, so müde ich auch war, nicht einschlafen. Der Boden war hart und kalt, denn ich lag ja nur auf meinem Mantel. Nun, endlich ging auch diese Nacht zu Ende. Zeitig in der Früh kam die Bäuerin zu uns in die Küche und fragte um vieles freundlicher, ob es meiner Mutter besser wäre. Ich verneinte. Nun sagte sie mir, sie hätten rückwärts im Hof eine kleine Kammer, und wenn es mir recht wäre, könnten wir dort ein bis zwei Nächte zubringen. Ich nahm natürlich mit Dank an. Diese zwei Tage waren entsetzlich. Arzt gab es keinen im Ort, und meiner Mutter ging es elend. Kaum lag sie im Bett, musste sie wieder hinaus, denn es gab kein Nachtgeschirr, und so verköhlte sie sich immer mehr von Neuem. Und trotzdem wäre ich gerne noch etwas länger geblieben, denn wenigstens hatten wir doch ein Dach über dem Kopf; es wurde jedoch ausgetropimelt, dass alle Fremden den Ort binnen 6 Stunden verlassen müssten. So blieb uns nichts anderes übrig, als auch von hier wegzugehen. Heimlich verfluchte ich unseren Entschluss, uns auf eine so unsichere Reise begeben zu haben. Aber nun half ja nichts mehr, wir mussten eben weiter.

Endlich kamen wir zur Grenze. Vor der Grenze kamen uns ganze Scharen von Menschen entgegen. Man hatte sie ausgewiesen und einfach an die Grenze gestellt und gesagt: «Nun sucht Euch Euer Futter allein.» Sie fragten uns, wohin wir wollten. Wir sagten – nach Hause. Sie rieten uns ab weiterzuziehen und sagten, wir würden eingesperrt werden als Deutsche. Aber wir liessen uns leider nicht abraten.

An der Grenze gab es noch einen Zwischenfall. Man wollte Mutter, Jussi und mich nicht hinüberlassen. Der alte Mann könne gehen – er war nämlich ein halber Slowake –, aber wir dürften nicht hinüber. Meine arme Mutter fing an, bitterlich zu weinen. Der Grenzzoffizier – wahrscheinlich war er kein so arger Deutschenhasser – sah sie bedauernd an und versuchte, uns immer wieder zuzureden, nicht zurückzugehen. Er sagte, wir würden nicht das finden, was wir erhofften. Die Zeiten hätten sich gänzlich geändert, wir würden enttäuscht sein, und jetzt wäre noch Zeit zur Umkehr. Aber wir wussten, was hinter uns lag, diese schreckliche Reise, Krankheit und Angst, und wir baten und baten, bis er endlich nachgab und uns hinüberliess.

Endlich kamen wir in Engerau an. Den ganzen Weg jauchzten wir vor Freude, endlich in unserem Lande, zu Hause zu sein. Was konnte uns denn noch viel passieren? Einsperren? Märchen! Wer weiss, was die Leute verbochen hatten, die da kamen. Nein, wir wollten nach Hause; Toren, die wir waren!

In Engerau rissen wir unsere Augen auf. Wagen stand an Wagen. Und wir sahen, dass die Leute, die hier herumgingen, so scheue Augen hatten. Der alte Mann stieg ab, da wir ja doch warten mussten, bis wir abgefertigt wurden, und ging, um etwas zu erfahren. Auch ich stieg vom Wagen und ging auf einen Mann zu, der da stand. Es war ein Zivilist; ich fragte ihn ein bisschen aus. Zuerst sah er mich nur scheu an. Es war ein Ungar. Aber dann packte er aus. Er erzählte mir in der Schnelle, dass sie die Deutschen alle zusammenfingen und in Lager steckten. Dort würden sie verhungern. Täglich stürben ein paar Hundert Leute wegen mangelnder Ernährung und schlechter Unterkunft. Man

dürfe auf den Strassen nicht deutsch sprechen, sonst würde man auf der Strasse weggefangen. Die Ungarn hätten sie nicht in die Lager gesteckt; dafür müssten sie aber alle nach Engerau, und von dort dürfe niemand weg, oder er hätte Verwandte in Ungarn, dann dürfe er dorthin fahren. Aber das sei gehupft wie gesprungen, denn dort wäre auch Kommunistenherrschaft. Und wir hätten besser daran getan, nicht zu kommen. – Nun waren wir aber da. Zurück konnten wir nicht mehr; also mussten wir essen, was wir uns eingebrockt hatten.

Ich ging also zu unserem Wagen zurück und verbot meinen Leuten? auch nur ein einziges Wort auf der Strasse zu reden und erzählte ihnen alles, was ich gehört hatte. Endlich kam auch der alte Mann zurück. Er kratzte sich hinter dem Ohr und sah mich an. Er wiederholte auch das Verbot, nicht deutsch zu reden; und dann kamen wir endlich an die Reihe, hinüberzufahren.

Die grosse Brücke über die Donau war zerbombt; so hatten sie eine Pontonbrücke gemacht, die aber alle Augenblicke riss, und schon unzählige Menschen ertranken, weil sie in die Tiefe gerissen wurden. Auf dem Wagen durfte nur der alte Mann sitzenbleiben und so die Pferde hinüberfahren; wir mussten zu Fuss hinterdrein. Ich nahm also meine Mutter an die eine, Jussi an die andere Hand, und zitternd begaben wir uns auf den Weg, das unsomehr, denn es war vorgekommen, dass man dem Posten an der Brücke nicht gefiel und er einen gleich zurückbehielt, um in ein Lager gesteckt zu werden. Wie wir an den Posten vorüberschritten, zwang ich mich, so ruhig wie möglich auszusehen. Er sah mich an und wollte seine Hand heben, aber ein anderer Posten winkte, er solle uns hinüberlassen, und so durften wir hinüber.

Drüben angekommen, setzten wir uns wieder auf den Wagen und fuhren los. Natürlich bestaunten uns die Leute, war doch unser Wagen hoch aufgeladen, und sie wussten gleich, dass wir Deutsche waren, denn nur die waren evakuiert worden. Aber ich gab keinem eine Antwort, soviel sie auch in mich drangen und fragten, ob wir Deutsche wären. Ich sah nur stumm über die Köpfe hinweg. Und meine Leute taten zum Glück das gleiche.

Als wir in Grünau ankamen, sagte der alte Mann, er hätte hier Verwandte und wir sollten doch auch zu denen erst gehen, dort könne man ja erkunden, was denn eigentlich richtig los wäre. Auch würde uns und den Tieren Rast not tun. Ich liess mich leider überreden. Und so fuhren wir zu des alten Mannes Verwandten. Das waren auch Bauern und Weingärtner. Als sie den Alten sahen, freuten sie sich sehr über sein Kommen. Auch uns nahmen sie freundlich auf, was uns umso wohler tat, hatten wir doch schon so viel Schweres hinter uns. Man führte uns in ein sauberes Zimmer, gab uns Wasser zum Waschen, was schon sehr notwendig war und liess uns allein. Wir wuschen uns endlich wieder gründlich, und dann legte ich Mutter und Jussi zu Bett. Darauf ging ich zu den Leuten und erklärte ihnen, wie es um meine Mutter stand, und bat zu erlauben, dass sie einige Tage im Bett bleiben dürfe. Wir bekamen zu essen, und ich kann nur sagen, dass die Leute zu uns sehr gut waren. Es war das eine Familie Prechtl.

Kaum aber hatte ich mich etwas ausgeruht, da kamen schon Gendarmen zu uns ins Haus und verlangten die Pferde und den Wagen. Es war noch nicht abgeladen, denn wir wollten doch weiter. Mit schwerer Mühe brachte ich die Leute dazu zu warten, bis wir ausgeladen hatten. Ich zeigte auch das Schreiben, aber es machte gar keinen Eindruck. Später kam ich darauf, dass das wohl dem zuzuschreiben war, dass die Slowaken sich mit den Russen damals schon sehr schlecht standen. Sie waren, wie man zu sagen pflegt, geheilt vom Befreiungstaumel. Denn es war nicht alles so gekommen, wie sie es sich vorgestellt hatten. Die Verbündeten, die Befreier, vergewaltigten ihre Frauen und Mädchen ebenso wie die der Deutschen und Ungarn. Auch hielt man wohl die Slowaken nicht für zuverlässig genug. Jedenfalls war den Slowaken ein schöner Traum zerstört worden. – Ich meine damit jene Slowaken, die auf die Russen als Befreier gewartet hatten. Den anderen Slowaken ging es ebenso schlecht wie uns Deutschen. Sie wurden zusammengefangen, mussten schwere und schimpfliche Arbeit verrichten und wurden später ins Gefängnis verbracht.

Nach einigen Tagen des Ausruhens war es meiner Mutter besser, und wir beschlossen, über die Berge zu uns nach Hause zu gehen, heimlich. Wir wollten sehen, ob wir nicht in unserem Hause wohnen könnten. Die mitgebrachten Sachen verfrachteten wir bei den Leuten, die sich gerne erboten, sie für uns aufzuheben, bis wir sie nach Hause geschafft hätten. Man packte uns noch meine Aktentasche voll Lebensmittel, und nun zogen wir los über die Berge, durch weite Wälder; denn Grünau ist doch noch ziemlich entfernt von uns gewesen.

Wir zogen zeitig in der Früh los und atmeten auf, als wir endlich in den Wald kamen und nun nicht mehr so aufpassen mussten, um nicht zu reden. Meine Mutter küsste jeden einzelnen Baum, und es war traurig und rührend zugleich zu sehen, wie die alte Frau sich freute, endlich zu Hause sein zu dürfen.

Spät am Nachmittag kamen wir in der Harmonie¹ an und gingen zu einer bekannten Familie, einem Rechtsanwalt, die dort eine grosse Villa ihr eigen nannte. Es waren Slowaken. Sie freuten sich sehr, uns zu sehen, waren aber zutiefst erschrocken, als sie hörten, dass wir hier bleiben wollten. Die Frau des Hauses bereitete uns schonend vor, dass wir in unserem Hause gar nichts vorfinden würden, da es ganz ausgeraubt worden sei. Meine Mutter hörte fassungslos zu, hatte sie doch gehofft, noch etwas vorzufinden. Gar so schlecht hatte sie sich die Lage nicht vorgestellt. Aber trotzdem drängte sie, nach Hause zu gehen. Aber unsere Bekannten liessen uns am Abend nicht weiterziehen, wir mussten dort übernachten und gingen erst am andern Tag in der Früh weiter.

Endlich langten wir zu Hause an. Der Garten sah etwas verwildert aus; aber das Haus stand ja. Nun gingen wir hinein. Meine Mutter ging voraus; ich blieb ein wenig zurück. Da hörte ich sie schreien, sie schrie und schrie und konnte nicht aufhören. Erschreckt lief ich hinein. Meine Mutter stand in unserem gewesenen Wohnzimmer – aber wie sah

¹ Luftkurort «Harmonie» bei Modern.

es da aus! O Gott, als ob lauter Vandalen gewütet hätten! Die Fussböden waren aufgerissen, die Wände mit unsittlichen Zeichnungen beschmiert; natürlich waren alle Möbel und Instrumente, Bilder, Teppiche und alles, alles weg, nichts war mehr da, nur eine grenzenlose Verwüstung. Auf der Erde lagen zu kleinen Fetzen zerrissene Bücher, Bilder, Zeitungen, Spielsachen usw. und Scherben, Scherben vom Geschirr und von den Fenstern. Die Fensterscheiben, welche noch drin waren, waren teils noch mit Kugeln durchlöchert, und man hatte sogar die Fenster- und Türschnallen abmontiert.

Jussi und Mutter weinten herzbrechend. Es war entsetzlich. Jussi rief immer wieder weinend: «Was habe ich ihnen getan, dass sie meine schönen Spielsachen so verwüstet haben, meine lieben Spielsachen.» Und meine Mutter rief immerfort: «Unser schönes Zuhause, diese Vandalen, diese schrecklichen Menschen!» Und dann schrie sie wieder, sie verfluchte die Kommunisten. Und dazwischen immer das schreckliche Weinen. Dabei lief sie von einem Raum in den andern. Ich fürchtete das Schlimmste. Zuerst liess ich sie gewähren; aber dann versuchte ich ihr zuzureden; aber sie war so ausser sich, dass sie mich, glaube ich, gar nicht hörte. Endlich wurde sie stiller, und dann fing sie an aufzuräumen. Das war beinahe noch schrecklicher anzusehen, wie sie immer wieder versuchte, Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Dabei sah sie mich so schrecklich verzweifelt an.

Ich wollte sie auf den Sand¹ bringen, aber sie wehrte sich verzweifelt. Sie wollte dableiben. So säuberten wir denn notdürftig einen kleinen Raum und machten aus den mitgebrachten Decken und unseren Mänteln ein Lager zurecht, um hier wenigstens schlafen zu können. Dann gingen wir in den Garten, legten grosse Steine zusammen, bauten davon einen kleinen Herd, um darauf kochen zu können. Ich war in Sorge; denn wie sollte ich hier Essen herbeischaffen? Wir wollten doch heimlich hierbleiben. Und allein wollte und konnte ich die Meinen nicht lassen, war ich doch ihr einziger Schutz. – Wenn ich heute daran denke, weiss ich nicht, woher ich damals meinen Mut nahm. Ich benahm mich wie ein starker Mann und war doch nur eine schwache Frau. Aber die Angst um meine Mutter und das Kind gab mir den Mut einer Löwin, und ich hätte jeden mit meinem Knüppel erschlagen, glaube ich, der sich den beiden genähert hätte.

Endlich wurde es Abend, und wir wollten uns gerade auf unser einfaches Lager hinlegen, die Türen hatten wir, so gut es ging verschlossen, d.h. mit Bindfaden, den wir fanden, zusammengebunden, denn schliessen konnten wir ja keine, als wir plötzlich Schritte hörten. Jussi schlief schon, aber meine Mutter sah mich mit schreckgeweiteten Augen an – sie, die tapfere, mutige Frau –, mir war auch unheimlich zumute, aber ich stand doch auf und ging hinaus, meine Mutter hinterdrein. Als ich in die Küche kam, stand da ein Russe, und draussen sah ich ein Pferd stehen. Wir sahen uns gegenseitig erstaunt an. Ich fühlte, wie mir der Schreck eisig zu Herzen kroch, aber ich bemühte mich, keine Furcht zu zeigen und fragte ihn, was er hier wolle. Er fragte, ob wir denn nichts mehr hätten, er wäre hier vorbeigeritten und dachte sich, dass er vielleicht noch etwas finden könne. Ich sagte ihm, dass wir nichts mehr hätten und er solle gehen. Er

¹ Holzhauerkolonie «Am Sand», vgl. oben S. 789.

sah sich um, da aber alles weg war, drehte er sich um und ging etwas zögernd hinaus. Aber er ging doch. Wir sahen ihm nach und sahen, wie er aufs Pferd stieg und wegritt. Nun gingen wir wieder hinein und legten uns schlafen. Wir sprachen kein Wort, aber ich zitterte damals geradeso wie meine Mutter, glaube ich. Unruhig schliefen wir endlich ein, ich wachte alle Augenblicke auf, denn ich spürte so etwas wie Furcht. Aber es kam diese Nacht niemand.

Als wir in der Früh hinaus kamen, lag vor der Tür ein Säckchen mit Mehl, ein Säckchen Zucker, ein Korb mit Eiern, eine grosse Kanne mit Milch und ein grosser runder Bauernbrotlaib. Wir sahen uns an, denn wir konnten uns nicht denken, wer die Lebensmittel dorthin gelegt haben konnte. Wusste doch niemand, dass wir zurückgekehrt waren, ausser unseren Bekannten, aber die konnten unmöglich herausgekommen sein, fürchteten sie sich doch allein in den Wald zu gehen wegen der Russen.

Erst am Nachmittag stellte sich heraus, dass am Tage vorher slowakische Bauern vorübergegangen waren, die uns kannten und hörten, wie meine Mutter und das Kind weinten. Und weil sie wussten, dass die Deutschen in den Geschäften nichts zu kaufen kriegten, wollten sie uns helfen. Es waren katholische Slowaken, die deutschfreundlich eingestellt waren. Sie waren so erschrocken, als sie meiner Mutter Verzweiflungsschreie hörten, dass sie sich vornahmen, uns zu helfen. Sie wollten auf keinen Fall Geld dafür nehmen. Die eine Bäuerin sagte, meine Mutter habe ihr einmal geholfen – meine Mutter unterrichtete viele Jahre an der Modreiner Mädchenschule (Töchtertschule) –, als sie noch ein junges Mädchen war und sich in einer verzweifelten Lage befand, nun möchte sie das gut machen und auch ihrerseits helfen. Sie erzählten uns, dass Modern von den Russen besetzt sei. Und zwar hätten diese die Einwohner hinausgejagt aus den Häusern; sie mussten ihr Heim binnen einer Stunde verlassen und dürften nicht zurückgehen, bis es erlaubt würde. Die Leute quartierten sich in den umliegenden Dörfern ein, so gut es ging. – Die Russen hausten schrecklich in Modern. Doch davon später.

Nun waren wir Gott sei Dank für einige Zeit mit Lebensmitteln versorgt, so dass ich nicht wegzugehen brauchte. Aber wir konnten uns nicht lange unserer Einsamkeit erfreuen. Anderntags kam ein Jäger zu uns, den wir auch kannten. Er war uns früher gut gesinnt gewesen, war aber, trotzdem er katholisch war, kommunistisch eingestellt, was wir aber früher nicht wussten. Nun war er zum Förster aufgestiegen. Auch ihm hatte meine Mutter einst sehr viel und tatkräftig geholfen. Er tat sehr freundlich, und wir glaubten ihm, glaubten, dass er anständig sei. Später stellte sich heraus, dass er ein blutiger Deutschenhasser war und es auch immer blieb. Nun kam er und sagte, dass man wüsste, dass wir schon im Lande seien, und er hätte Befehl bekommen, uns zum Anmelden zu schicken. Meine Mutter und Jussi müssten nicht hinunter, ich aber müsse gehen. Nun, ich ging, wenn auch schweren Herzens, denn ich fürchtete mich, die Meinen allein zu lassen. Was konnte alles indessen geschehen! Die beiden konnten sich doch nicht wehren. Aber zum Melden musste ich gehen, das stand fest, und zwar gleich, wollten wir uns doch nicht dem aussetzen, dass uns Gendarmen holten. Ich trug also den beiden

auf, sich irgendwo im Garten zu verstecken und nicht hervorzukommen, wer immer es auch sei. Sie versprachen es mir auch, und ich ging fort. Ich musste nach Kralova (Königsdorf), das ist eine kleine Vorstadt von Modern. Dort war eine Kanzlei eingerichtet, und dort sassen die «Herren», die über unser Wohl und Wehe zu bestimmen hatten. Zu ihnen gehörte auch der Revierförster Horak, ebenfalls schon lange als Deutschenhasser und Spion bekannt. Der damalige evangelische, slowakische Pfarrer, den Namen weiss ich nicht mehr, war auch da. (Der hatte sich, wie ich später mich selbst überzeugen konnte, unseren Flügel mitgehen heissen.) Und noch viele alte Bekannte sah ich dort, von denen ich wusste, dass sie uns allen feindlich gesinnt waren. Aber merkwürdigerweise waren sie nicht grob zu mir, man stellte mir sogar eine Legitimation aus, so eine Art Meldezettel. Man fragte mich nur, ob ich allein gekommen wäre, warum wir von hier fortgingen, warum wir wiederkamen. Nach Möglichkeit und mit Vorsicht beantwortete ich die Fragen. Ich hatte damals keine Angst, mir war alles gleichgültig. Wir hatten ja beinahe alles verloren; und den Kopf abreißen werden sie mir ja nicht, dachte ich damals. Dann entliess man mich. Ich bekam auch die Erlaubnis, mit Mutter und Jussi in unserem eigenen Hause wohnen zu dürfen! Dann konnte ich gehen. Aber ich musste mich zur Verfügung halten, wenn man mich brauchte.

Als ich aus dem Amt kam, gedachte ich den slowakischen Bauern aufzusuchen, der damals unsere Schlüssel übernahm. Ich ging also hin und sah, dass die Leute erschrocken waren, als sie mich sahen. Früher hatten sie mich immer in die Stube gebeten, wenn ich kam; jetzt liessen sie mich nur in die Küche und führten allerlei Reden wie: Man könne nichts dafür, und alle Leute wären ausgeraubt worden, und wir könnten noch froh sein, dass sie sich um unsere Sachen gekümmert hätten. Ich verstand vorerst nicht, was sie meinten; aber dann machte jemand die Stubentüre auf, und ich war sofort im Bilde, feierte ich doch mit einigen Möbelstücken Wiedersehen. Sie nahmen sich grotesk genug aus auf dem gestampften Lehm Boden. Aber was sollte und konnte ich tun? Ich war ja machtlos. Sie fragten mich, ob wir hierbleiben würden und sahen mich dabei an. Ich sagte ja, da wurden sie still. Dann ging ich. Es war mir natürlich klar, dass wir unsere Sachen nie mehr bekommen würden. Lieber verrieten sie uns und hetzten, dass wir ins Lager kamen.

Ich ging am Pfarrhaus vorüber, das Fenster war offen, und ich sah im Vorübergehen zufällig hinein. Wie angewurzelt blieb ich plötzlich stehen, denn was sah ich da meine Augen? Es war kein Zweifel möglich – unser Flügel stand da. Ich erkannte ihn nicht nur, weil ich ihn genau kannte, sondern auch daran, dass er denselben Kratzer ander Seite hatte, den einmal Jussi machte, als er noch klein war. Ich starrete und starrete; denn ich konnte mir doch nicht vorstellen, dass ein Pfarrer – ein Pfarrer sich zum Rauben hergegeben hatte. Später erfuhren wir, dass sich verschiedene steinreiche Slowaken aus der Harmonie in unsere Bücher, Instrumente, Noten, Bilder und Geschirr geteilt hatten. Sie rissen sich um die Sachen, ja es war sogar Streit deswegen unter ihnen ausgebrochen. – Nun kann ich wohl verstehen, wenn sich arme Leute nehmen, was sie zu brauchen glauben oder was sie nie besessen hatten und nach dem sie sich vielleicht sehnten; aber diese Slowaken, von denen ich spreche, waren Millionäre, hatten wunderschön eingerichtete

Villen in der Harmonie. Und diese Leute raubten und stahlen! Sie waren alle so versessen, alles wegzukriegen, dass sie in ihrer Gier vieles verloren, was wir dann später in den Büschen des Gartens fanden.

Als ich noch so dastand, kam ein Bauer des Wegs, den ich natürlich auch kannte. Wen kannte ich denn dort nicht? Und der sagte mir, als er mich dort stehen und schauen sah, mit bitter verzogenen Mundwinkeln: «Ja, ja. Sie sehen schon recht. Der Flügel hat einstens Ihnen gehört. Jetzt gehört er dem Pfarrer. Wenn ich Ihnen raten darf, stellen Sie keine Ansprüche, es könnte für Sie schlecht ausgehen.» Dann legte er den Finger an den Hutrand und ging fort. Ich auch. Aber in mir war ein Aufruhr. Da es schon ziemlich spät war, machte ich mich auf den Heimweg.

Als ich nach Hause kam, sah ich in verweinte Gesichter. Meine Mutter hatte eine Beule über dem Auge. Erschrocken fragte ich, was geschehen sei. Da erzählten sie mir, dass sie, so wie ich angeordnet habe, sich tagsüber versteckt gehalten haben; aber am Abend, als schon niemand mehr kam, gingen sie ins Haus. Auf einmal sei die Tür aufgegangen und ein Gendarm sei vor ihnen gestanden. Er habe sie barsch angefahren, was sie hier zu suchen hätten. Meine Mutter sagte, wir hätten vom Förster die Erlaubnis dazu bekommen – tatsächlich hatte es der Förster erlaubt. Dann fragte der Gendarm, ob wir noch etwas hier hätten, und schon fiel sein Blick auf meine Aktentasche. Das gute Stück war aus schönem Leder. Ein Griff, und er hatte die Tasche, während er sagte, so eine Tasche habe ihm noch gefehlt. Meine Mutter sagte ihm, wir hätten nichts anderes mehr; aber er lachte nur roh und sagte, sie hätten noch ihr Leben. Und als sie ihm die Tasche trotz ihrer schwachen Kräfte wegnehmen wollte, schlug er sie ins Gesicht, dann ging er lachend weg. Ich war natürlich entsetzt, gleichzeitig sagte ich aber auch, dass wir hier nicht bleiben könnten. Denn immer könnte ich ja nicht hier sein, und wenn ich wegginge, liefen sie Gefahr, noch einmal erschlagen zu werden. Meine Mutter wollte anfangs nicht fort, aber dann sah sie es doch ein, dass ich recht hatte. Ich ging also anderntags zum Förster und bat ihn, uns zu erlauben, dass wir auf dem Sand wohnen dürften. Er sagte ja, und wir zogen hinauf; und zwar gingen wir zu einer Familie, die auch mit uns in Planke evakuiert war und noch vor uns heimgekommen war. Dort bekamen wir ein grösseres Zimmer, das sogar eingerichtet war. Wir waren glücklich. Nur Fensterscheiben gab es hier auch nicht, dafür aber waren Fensterläden.

Nun berieten wir, wie wir unsere Sachen, die wir in Grünau gelassen hatten, hierher heraufschaffen könnten. Frau Steiner sagte (so hiessen die Holzhauer), wir müssten eben einen kleinen Wagen beschaffen und so die Sachen bringen. Da sie selbst keinen Wagen mehr besaßen, ging ich zu meinen Bekannten in der Harmonie. Diese hatten einen kleinen Leiterwagen und liehen ihn uns gerne aus.

Das erstmal ging mit Jussi und mir – Mutter konnte ich ruhig am Sand lassen, war sie doch jetzt nicht mehr allein und ohne Schutz – die älteste Tochter von Frau St., ein fünfzehnjähriges Mädchen. Natürlich fuhren wir nun nicht mehr über die Berge, über die wir herkamen, sondern auf der Landstrasse; da wir aber nicht durch Modern durften, da dies Sperrzone war, mussten wir einen Umweg machen, auf einem sehr schlechten Weg,

der bergauf und bergab ging, neben dem Kirchhof vorbei und dann in einem Bogen auf die Landstrasse über Terling, Bösing nach Grünau führte. Das liest sich so kurz, aber in Wirklichkeit war es bis Grünau, wenn man nichts trug oder zog, zweieinhalb Stunden Wegs zu gehen. Erst mit dem Wagen! Das erste, was uns erschreckte, war der Friedhof. Der sah schrecklich aus. Die Gräber waren geöffnet, die Gebeine der Toten lagen umher, verstreut. Sie waren ausgeraubt, soweit sie noch etwas gehabt hatten. Man hatte wahrscheinlich nach Schmuck gesucht. Dann waren sie zu faul gewesen, alles wieder zu vergraben, und so blieb alles offen liegen. Der Anblick war fürchterlich. Auch erzählten die Leute – in der Nähe befand sich damals das Armenhaus –, dass die Russen die alten Leute verfolgt hätten, dass ihnen nichts heilig war, wenn eine Frau oder ein Mann auch neunzig Jahre alt waren; sie vergewaltigten alles, was ihnen unterkam. Alte Leute erzählten mir das, die Augenzeugen waren. Die, die noch einigermaßen kriechen konnten, liefen alle Abende hinaus in die Weinberge und versteckten sich dort, die Nacht im Freien verbringend.

Nun, wir überwandten unser Grauen und fuhren weiter. Als wir endlich todmüde in Grünau ankamen, war es Mittag. Wir fuhren in der prallen Sonnenhitze. Zuerst tranken wir jeder ein Glas Milch und assen jeder unser mitgebrachtes Brot dazu auf. Dann beluden wir den Handwagen, so gut es ging. Zuerst die Matratzen, Polster und Decken. Etwas Bettwäsche, etwas Geschirr, etwas Kleider. Der Wagen war hoch aufgeladen und festgebunden, damit nichts herunterfiel. Ich glaube, wir mussten wie Zigeuner ausgesehen haben. Aber Gott sei Dank fragte uns niemand, wohin wir gingen, noch was wir hatten. Als wir in unserem heimatlichen Wald ankamen, war es finster. Irene St., das Mädchen von Frau St., fürchtete sich und erzählte Schauergeschichten von den Russen. Jussi fürchtete sich ebenfalls und hielt' mich furchtsam an der Hand. Ich musste ganz streng zu den beiden werden, sonst wären wir nie zu Hause angekommen, in unser neues Zuhause. Meine Mutter erwartete uns schon furchterfüllt und war glücklich, als sie uns wohlbehalten wiedersah.

So wie an diesem Tage gingen wir noch dreimal nach Grünau, aber diesmal nur wir zwei, Jussi und ich. Das Mädchen musste zu Hause arbeiten, kochen, bügeln, waschen, nähen, da die Mutter arbeiten ging. Es war das jedesmal ein Canossagang. Wir waren beide immer ganz krank, wenn wir zurückkamen. Natürlich, der Wagen war ja schwer, der Weg lang, die Sonne brannte, man hatte Angst vor den Russen. Gott sei Dank passierte uns auf diesen Wegen nie etwas. Aber wir rechneten aus, dass wir wohl noch zehnmal gehen mussten, um alles hinaufzuschaffen. Als wir das viertemal gingen – wir gingen immer mit einigen Tagen Abstand, da es so weit war und wir es einfach körperlich nicht schafften –, also, als wir das viertemal hinkamen zu den Bauersleuten nach Grünau, sahen wir betretene Gesichter. Mir schwante gleich nichts Gutes. Und richtig – kaum hatten wir uns gesetzt, sagte uns die Bäuerin, dass einen Tag vorher Gendarmen gekommen seien und alles beschlagnahmt hätten. Ich konnte es zuerst nicht fassen. Nun hatten wir das zweitemal alles verloren. Bloss zwei grössere Koffer, natürlich leere, hatte man uns gelassen, denn die Bäuerin sagte, wir müssten uns doch unsere geholten Sachen ir-

gendwo hineintun, wenn wir ins Lager geschafft würden, denn das hatten die Gendarmen gesagt, dass wir das bald würden. Traurig und niedergeschlagen gingen wir fort.

Als wir heimkamen mit dem leeren Wagen, erschrak meine Mutter sehr. Aber sie beruhigte sich weit schneller, als ich befürchtet hatte. Sie war wohl froh, dass sie uns heil wiederhatte. Denn damals war es ja so, man wusste nie, ob und wann man sich wiedersah. Nun machte ich mich «daheim» nützlich. Da wir glaubten, hier bleiben zu dürfen, sammelté ich Holz für den kommenden Winter und auch zum Kochen in der Küche, denn wir durften uns selber kochen. Für das Wohnen und Kochen in der Küche bezahlten wir den Leuten etwas, so war ihnen und uns geholfen, denn sie, d.h. die Männer, durften nicht in den Wald zur Holzarbeit gehen.

Nach einigen Tagen kamen Gendarmen, Russen und der Förster zu uns. Die Russen fuhren klapprige, alte Fordwagen. Sie forderten uns und noch einige Holzhauerfamilien auf, die noch da waren, ab sofort zur Arbeit zu kommen, und zwar mussten wir zu den Russen arbeiten gehen. – Ich vergass zu erwähnen, dass die Villen in der Harmonie von Russen besetzt waren, die sich dort Kasernen eingerichtet hatten. Dorthin mussten nun die Frauen und Mädchen arbeiten gehen. – Wir mussten also zu den Russen auf die Wagen steigen, und fort ging es in den klapprigen alten Wagen, dass wir immer dachten, es bliebe ein Rad irgendwo auf der Strasse liegen oder der Wagen fiele auseinander. Der Weg war auch schlecht und ausgefahren, holprig und steinig. Es war eine Höllenfahrt. – Jussi und Mutter durften daheimbleiben. – Als wir unten in der Harmonie ankamen, wurden wir verteilt. Ich kam mit Frau St. und noch einigen Holzhauerfrauen in eine Villa. Dort wurden uns Eimer, Besen, Lumpen in die Hände gedrückt mit der Anweisung, damit die Zimmer und Klosette zu reinigen. Vorerst aber mussten wir in den Garten an einem Tische Platz nehmen. Dann brachte uns ein Soldat einen grossen Eimer, und darin war Kraut in grosse Stücke zerschnitten, und Fleischstücke schwammen herum. Jeder von uns bekam ein grosses Stück Brot in die Hand gedrückt, und nun sollten wir essen – «pokusche», sagten die Russen. Erst später erfuhr ich die Bedeutung dieses Wortes. Es heisst, glaube ich: «fresst». Wir sahen uns an, denn keiner hatte einen Teller oder gar Esszeug bei sich. Wie sollten wir davon essen? Nun, die anderen fischten sich das Essen unter dem Hallo der Russen mit den Fingern heraus. Ich war aber dazu nicht imstande. Mich ekelte es. Als man mir sagte, ich solle auch essen, schützte ich Unwohlsein vor. Aber die Weiber wussten auch so, dass ich nicht essen konnte, weil es mich ekelte.

Na, endlich war auch das vorüber, und wir gingen an die Arbeit. Zuerst wurde mir ein Zimmer zugeteilt, das musste ich aüskehren und dann aufwaschen. Es war eine saure Arbeit, das kann ich wohl sagen. Zumal die Russen überall hinspuckten, und wir mussten das ohne ein Wort der Widerrede aufwischen (später taten sie es nicht mehr). Dann führte man mich ins Klosett und bedeutete mir, es auch auszuputzen. Es war einfach schrecklich. Die Klosettschale war mit blutiger, eitriger Watte vollgestopft. Mir wurde übel, und alles drehte sich vor mir. Eine Russin stand dabei und sah höhnisch lächelnd an, dann

packte sie mich bei der Schulter und stiess mich vorwärts. Überhaupt muss ich sagen, die Russenweiber waren viel schrecklicher als die Männer. Die Männer waren menschlicher. Die Frauen höhnten uns. Mir wenigstens kam es so vor, ich verstand ja auch nichts von ihrer Sprache. Es kam mir alles wild und schrecklich vor.

Nun mussten wir täglich zum Arbeiten hinunter. Nachdem ich aber das Hungern den ganzen Tag nicht aushielt, bei schwerer Arbeit, musste ich mir doch Esszeug mitbringen und mit aus einem Pott essen. Es gab alle Tage dasselbe. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er gewöhnt sich an alles. So gewöhnte ich mich auch, ohne Ekel zu essen. Das heisst, ich ekelte mich schon, aber ich lernte, es nicht zu zeigen; denn unter den Holzhauerfrauen war auch eine, die war kommunistisch gesinnt, und die sah mich immer so hämisch an, so wollte ich nicht böses Blut machen und ass eben aus einem Eimer mit ihr.

Wenn ich mich jetzt an diese Zeiten zurückerinnere, muss ich oft denken: wie konnte ich das damals nur so ertragen? Ich weinte viel, aber heimlich; denn ich wollte meine Mutter nicht aufregen. Sie war alt und sowieso von den schrecklichen Erlebnissen krank. Ich trachtete, ihr so weit als möglich alles Schlechte fernzuhalten, damit sie uns erhalten bliebe, denn wir hatten ja ausser ihr niemanden. Ich hatte wohl damals noch meinen Bruder und meine Schwägerin, seine Frau, in Pressburg, aber die wussten ja gar nicht, dass wir da waren; wir durften doch nicht wegfahren, und zu schreiben wagten wir auch nicht, damit der Brief nicht in fremde Hände geriete.

So arbeiteten wir wochenlang unter den Russen. Mit der Zeit waren sie zu uns sehr anständig geworden, besser als unsere eigenen slowakischen Kommunisten. Sie hatten Kinder sehr gern, und sie steckten mir manchen guten Bissen für Jussi zu, ohne etwas dafür zu verlangen. Da wir mit der Zeit mit dem Geld knapp wurden, war ich gezwungen, langsam einiges von dem zu verkaufen, was ich damals noch an Schmuck besass ... Wir bekamen nämlich dafür, dass wir bei den Russen arbeiteten, kein Geld bezahlt, bloss den Eimer mit dem Essen. Wir waren eine billige Arbeitskraft! Unsere Angehörigen durften sich durch die Finger gucken.

Die Vfn. schildert dann, wie sie einem russischen Soldaten eine Uhr verkaufte und sich seinen Annäherungsversuchen mit Mühe entziehen konnte.

Ich wurde nach einiger Zeit krank und konnte nicht hinunter zu den Russen. Ich bekam wieder meine Asthmaanfalle. Aber nur so konnte ich nicht wegbleiben von der Arbeit, wir mussten den Arzt rufen. Der kam auch und musste mich trotz seines Deutschenhasses krank schreiben; denn ich konnte kaum japsen. Da war nichts zu machen. So blieb ich im Hause. Einige Tage darauf hiess es, wir müssten nicht mehr arbeiten gehen, die Russen zögen aus Modern fort. Aber Frau St. arbeitete trotzdem für die Russen weiter, denn das mussten wir alle, ich ausgenommen wegen meines Asthmas. Sie brachten ihre Wäsche zu Frau St. zum Waschen. Na, da wimmelte es von allerlei Tieren. Ich habe bis dahin nie gewusst, wie eine Laus aussah. Nun hatte ich auf einmal mehrere Arten und Sorten vor mir. Alle lachten immer rasend, wenn ich fragte, was das denn wieder für ein Tier sei, denn es gab getupfte, gestreifte, gekreuzte usw. darunter.

Unsere Burschen, soweit sie nicht weg waren, kamen hinzu und machten ihre Witze. Sie sagten, die besonders grossen wären Tschechen, und die ganz grosse bunte Art wären Benesch und seine Anhänger. Wir hatten immer grosse Angst, dass so ein Tier auch zu uns ins Zimmer käme. Aber Frau St. passte gut auf, denn sauber war sie auf sich selber und ihre Wohnung. Die Weiber wuschen die Wäsche immer weit draussen im Garten.

Später wurde mir besser. Ich streifte mit Jussi viel draussen herum, sammelte wieder Holz und sah mich nach Arbeit bei den Jägern um. Ich ging «ins Heu», wie man bei uns sagte. Es war damals gerade um die Heuernte, und so waren die Leute froh, wenn sie Hilfe bekamen. Ich bekam dafür etwas Geld und Milch, so viel ich wollte. So ging das vielleicht eine Woche.

Eines schönen Tages kam eine der Frauen, mit der ich immer bei den Russen gearbeitet hatte und sagte, man hätte ausgetrommelt, wir müssten nach Modern, um das Städtchen zu säubern nach den Russen, denn die hätten es endgültig freigegeben. Dafür müssten wir dann nicht ins Lager und könnten zu Hause bleiben. – Ich glaubte natürlich kein Wort davon, nämlich von dem Nicht-weg-müssen, kannte ich doch die Slawen. Ich sagte es den Frauen auch, aber ich wurde überschrien, die Leute waren wie im Taumel, dass sie dann zu Hause bleiben dürften; der Alpdruck war von ihnen genommen. Mit Freuden gingen sie arbeiten; ich musste auch mit, da mir ja schon besser war. Ich ging mit gemischten Gefühlen, wusste ich doch bestimmt – eine innere Stimme sagte mir, dass sie von den Deutschen ihren Dreck ausputzen liessen und wir zum Dank dann doch ins Lager müssten. Aber was konnte ich tun? Ich musste mich fügen.

In Modern sah es fürchterlich aus. Alles war verdreckt, und die Russen hatten sich zum Abschied Dinge ausgedacht, deren nur ein perverses Hirn fähig ist. Zum Beispiel ging eine Frau in ein Zimmer. Gleich darauf hörte man sie wie irrsinnig schreien. Wir liefen hin und sahen – ein totes Pferd, angetan mit Nachthemd und Nachthäubchen à la Grossmutterzeiten, aufrecht am Fenster sitzen und hinaus schauen, oder die Pferdekadaver lagen angezogen im Bett, und als man sie anrührte, um sie hinauszuschaffen, zerfielen sie unter den Händen, denn sie waren schon in Verwesung übergegangen. Solche und andere «Scherze» hatten sich die Russen als Überraschung für die Bevölkerung ausgedacht. Auch benutzten sie nicht die Aborte, sondern luden ihren Unrat in den zahllosen Weinfässern ab, die waren bis oben angefüllt. Auch Schränke, Kisten und Koffer, alles war voll. Wie sie das alles zustandebrachten, kann ich mir nicht denken, denn das Städtchen umfasste immerhin einige tausend Einwohner. Es musste wohl so gewesen sein, dass alle aus der Umgebung kamen. Es war fürchterlich für die Leute, dies zu reinigen. Ich hatte Glück, ich wurde zum Fensterputzen abkommandiert in die Post und ins Rathaus. Die Beamten, die da sassen, kannten mich alle von früher her. Manch einer sah mich mitleidig an. Sie waren auch genauso höflich zu mir wie vorher, als ich noch eine Dame war. Jetzt freilich war ich ja nur ein Putzweib wie alle anderen auch. Aber das kann ich sagen, es trat mir keiner zu nahe, auch die wüstesten unter ihnen nicht. Vielleicht war auch ein Fünkchen Anständigkeit in ihnen verblieben, oder sie hatten einfach

Angst, die Deutschen könnten eines Tages zurückkehren und sich rächen. Wie dem auch sei, damals tat mir keiner was. – Wir reinigten also einige Tage alles, und die Leute waren mit besonderem Fleiss dabei, dachten sie doch gläubig, man würde das Versprechen halten, das man ihnen gegeben hatte. Endlich war also alles fertig, und wir durften gehen. Allerdings ohne ein «Danke schön».

Wir kamen also wieder nach Hause, und ich ging wieder zu den verschiedenen Jägern im Walde, um Heu zu machen. Als ich eines Tages wieder mit Jussi beim Heumachen war – es war bei einem besonders freundlichen Jäger, der uns vorher gut zu essen gegeben hatte –, kam auf einmal ein Mädchen von Frau St. und sagte, noch atemlos vom Lauf, wir sollten sofort heimkommen, Gendarmen und Soldaten wären da, hätten den ganzen Sand umstellt, auch wären Wagen da und wir müssten schnell alles packen, denn wir müssten ins Lager. Ich erschrak furchtbar. Also hatte mich meine innere Stimme doch nicht betrogen. Wir liefen den ganzen Weg. Als ich heimkam, war meine Mutter ganz aufgelöst vor Schreck. Sie weinte furchtbar, aber lautlos, ich sah nur die Tränen über ihr armes, leidgequältes Gesicht rinnen.

Nun hiess es also einpacken. Wir hatten ja nicht mehr viel. Wir schlugen unsere Matratzen, Polster und Decken in ein grosses Leintuch, denn Kisten hatten wir ja keine. Kleider und Wäsche, die uns verblieben waren, yurden in die paar kleinen Koffer verstaute, die man uns noch gelassen hatte; etwas Geschirr nahmen wir mit, das andere trugen wir heimlich, samt anderen Sachen, die wir nicht mitnehmen konnten, auf Umwegen zum slowakischen Schutzhaus, zu den Schutzwartleuten und baten sie, sie möchten es für uns aufbewahren. Dann waren wir alle marschbereit. Meine Mutter – ich sehe das ganze Bild noch vor mir – stand an die Hauswand gelehnt, neben ihr stand ein Gendarmierewachtmeister, der früher oft auf seinen Streifen von uns bewirtet wurde. (Es war das so Sitte bei uns, dass man die Streifen, die monatlich durch den Wald zogen, um für die Sicherheit der Waldbewohner zu sorgen, bewirtete.) Mutter weinte bitterlich und fragte, was sie alte Frau denn getan hätte, dass man sie wie eine Verbrecherin abhole. Der Gendarm schlug ihr ins Gesicht – sie hatte wochenlang ein blaues Auge – und schrie sie an, sie solle nicht heulen. Ich sprang vor, riss seinen Arm herab und sagte ihm, er solle doch die arme alte Frau nicht schlagen, sie hätte ihm ja nichts gemacht. Wir wollten weg, sie sollten uns weglassen, hinaus nach Deutschland. Wir kämen nicht mehr zurück. Aber da wurde er fuchsteufelswild, packte mich seinerseits beim Arm und schrie mich an, ich hätte das Maul zu halten, wenn er wolle, könne er uns jeden einzeln in die Vernichtungslager schicken, dass wir dort verreckten. Die Leute um uns waren starr vor Schreck. Da sprang Frau St. vor und lenkte ihn mit ein paar Worten ab von uns. Dann wurden wir brutal hinausgestossen.

Man verfrachtete unsere Sachen auf die Wagen, setzte uns oben drauf, und dann fuhren wir weg. Als der Weg schlechter wurde, mussten die Jüngeren von den Wagen herunter und zu Fuss weitergehen. Ich ging durch den Wald, mein Herz war wund und

traurig. Nicht die brutalen Worte taten es mir an, das waren ja nur vom Hass irregeleitete Menschen. Nein, mir war die Trennung von meiner Heimat so entsetzlich schwer, denn ich ahnte ja, dass ich dies alles nie mehr wiedersehen würde. Ich ahnte wohl damals schon unsere spätere gänzliche Heimatlosigkeit, unsere Armut, unser Nichtwehrenkönnen. Ich weiss nicht, ob die anderen das auch so fühlten wie ich; ich glaube nicht, sonst hätte sich manch einer schon früher das Leben genommen. Unter den Eingelieferten war ein 96jähriger alter Holzhauer, der noch nie aus dem Walde herausgekommen war. Der hatte solch entsetzliches Heimweh später, dass er sich im Lager erhängte.

Wir fuhren also ins Lager, machten aber überall Halt, um alle Deutschen aufzunehmen. Es wurde Nacht, als wir im Lager bei Limbach ankamen. Auf dem Weg gab es noch einen kleinen Zusammenstoss auf der Strasse, als betrunkene Russen uns entgegenfuhren und uns mit Gewalt herunterzerren wollten; aber die Begleitmannschaft liess es zum Glück nicht zu; sie wehrten den Russen; und so kamen wir endlich in der Nacht spät im Lager an.

Das Lager war sehr gross, aber es fasste mehr als gut war. Dieses Lager, es bestand aus Baracken, hatten einst deutsche Soldaten gebaut für ihre Zwecke. Sie hatten es mit deutscher Gründlichkeit gebaut, und es war ausgestattet gewesen mit Bad, und im Hof war einstens ein schöner Rasenplatz gewesen. Aber nun war nichts mehr da. Die Russen hatten alles abmontiert. Ja, sogar die Türen waren teilweise weg und die Fensterscheiben. Nur eines hatten sie uns dagelassen – Wanzen. Wanzen und Wanzen und unendlich viele Wanzen! Die machten uns viel Kummer, denn sie krochen nicht nur in der Nacht, sie krochen auch am Tag überall herum. Aber das wussten wir damals bei unserem Einzug noch nicht.

Wir wurden also abgeladen von den Wagen und in Baracken verteilt. Wir kamen in ein Zimmer, wo mit uns noch 12 andere Leute wohnten, so waren wir zusammen 15 Leute in dem kleinen Zimmer. Alles durcheinander, Männer, Frauen, Kinder. Die meisten schliefen auf Holzgestellen, aber uns streute man Stroh auf die Erde, und wir mussten uns darauf legen. Man bedeutete uns, ruhig zu sein bis zum Morgen und ging fort. Es war eine entsetzliche Nacht. Das Lager hart und kalt, fremde Menschen, von denen man nicht wusste, wie sie einem gesinnt waren, das Heimweh nagte an uns, die schreckliche Ungewissheit unserer Lage; alles das zusammen liess uns nicht einschlafen, so müde wir auch waren. Endlich wurde es Tag. Ich war gerade ein wenig eingeschlummert, als mich ein Dröhnen aufweckte. Ich fuhr entsetzt hoch. Es war der Gongschlag, der uns alle zum Aufstehn zwang. Alle standen auf. Man wusch sich eilig und ohne Scham, zog sich an und eilte hinaus.

Wir durften den ersten Tag «zu Hause» – was für ein Wort für dieses elende Lager! – bleiben, um uns «einzurichten». Es waren auch die Mütter, die kleine Kinder hatten, dageblieben und die alten Leute. Nun, meine Mutter war damals 77 Jahre alt. Wenigstens zur Arbeit wurde sie nicht mehr eingespannt.

Dann wurden wir in die Hausordnung eingeweiht. Um 5 Uhr früh musste man aufstehen, um ½ 6 Uhr war Frühstück-Ausgabe. Es gab schwarzen Kaffee ohne Zucker und

ohne Milch und 50 g Brot. Um 6 Uhr ertönte zum zweitenmal der Gongschlag, und alle, die arbeiten konnten, mussten sich auf einem grossen Platz versammeln. Die jungen Männer, soweit sie noch vorhanden waren, extra. Die alten, noch arbeitsfähigen Männer wieder separat, dann ebenso die älteren Frauen, die jüngeren Frauen, die Mädchen und die Kinder vom 12. Jahr an. – Dann kamen die Käufer. Man wurde zur Arbeit ausgesucht. Dem Gendarmenwachtmeister wurde das vereinbarte Geld bezahlt, und dann zog derjenige, der gezahlt hatte, mit seiner Gruppe davon. Es kamen allerhand Leute, Russen, Bauern, Weingärtner usw. Die mussten dann für unsere Verpflegung sorgen. Am Abend um 8 Uhr ging es wieder unter Bedeckung zurück ins Lager. Dann bekam man wieder eine Tasse, besser gesagt, Töpferi Kaffee ohne Zucker und Milch und 50 g Brot. Also die Tagesration, ob man arbeiten ging oder nicht, waren 100 g Brot. Die, die daheimgeblieben waren, bekamen am Mittag einen Teller Suppe, darin schwammen einige Brocken herum; man wusste nicht, was es war. Aber heisshungrig, wie man war, schluckte man es anfangs schnell herunter. Später ass man langsamer, um den Genuss des Essens zu verlängern. Viele assen das Brot nicht gleich zum Frühstück, sondern hoben es sich zum Mittagessen auf, um es nahrhafter zu gestalten. Natürlich war die Suppe nicht eingebrannt.

Hier muss ich bemerken, dass unsere Köchinnen zum Teil nicht anständig waren, obzwar es Deutsche waren. Sie bekamen die Zutaten aus unseren eigenen Vorräten, die jede Familie ins Lager mitnehmen und abgeben musste. Aus diesen Vorräten wurde dann gekocht für uns alle. Natürlich rissen sich alle um den Küchendienst. Erstens musste man dann nicht hinaus zur Arbeit gehen, und dann schafften sich manche viel zur Seite und liessen dafür ihre Schicksalsgenossinnen hungern. Sie wurden immer dicker und wir immer magerer. Den besten Teil aus den Vorräten bekam natürlich die Wachmannschaft, die lebte in Saus und Braus. Sie waren ja zum Teil anständig, aber zum Teil waren sie auch schrecklich. Das ist immer das gleiche.

Nach zwei Tagen Lagerleben sagten die Männer bei uns im Zimmer, sie könnten die alte Frau – damit meinten sie meine Mutter – nicht auf der Erde schlafen lassen, man müsste «Betten» machen. Sie machten sich also auf, um Bretter zu suchen. Und dann bekam nicht nur Mutter, sondern auch wir solche Holzgestelle als Betten. Darauf legten wir unsere Matratzen, und nun war es wenigstens nicht mehr so kalt beim Liegen. – An eines konnte ich mich lange nicht gewöhnen, das war das ungenierte An- und Ausziehen und Waschen vor anderen Leuten. Ich glaube, die anderen hatten sich eben daran gewöhnt. Aber mir war es schrecklich. Die Männer drehten sich ja um oder auch nicht. Aber an was alles muss sich der Mensch gewöhnen! Es gibt nichts auf Erden, an was man sich nicht mit der Zeit gewöhnen würde. Das Waschen war auch so eine Sache.

Im Zimmer hatte eine Familie ein kleines Waschbecken. Die anderen hatten keins. Unsere Waschschüssel, die wir beim Evakuieren mitnahmen, hatten sich die Kommunisten genommen; sie war so schön gross gewesen, dass man darin auch baden konnte.

Aber nun hatten wir nichts. Die kleine Waschschüssel ging nun von Hand zu Hand. Was das für ein Waschen war, kann man sich ja vorstellen. Man konnte kaum den Finger eintauchen. Wenn das Wetter gut und der Posten am Tor gut gelaunt war, erlaubte er uns, an den Bach zu gehen, der dicht am Lager vorbeifloss, dort konnten wir uns dann ordentlich reinigen. Es gab Büsche genug, wo man sich verstecken konnte. Wenn man Zeit hatte, konnte man sogar weiter gehen, da waren nämlich Gärten, und es gab so manches versteckte Plätzchen, das mit Freuden belegt wurde. Sonntag durften wir dann später länger draussen bleiben, aber alles natürlich unter der Voraussetzung, dass der Posten am Tor gut gelaunt war. Bestechen konnte man ihn nicht, denn sonst kam er von selbst ins Zimmer und verlangte alles, was er nur sah.

Wir wurden zu verschiedenen Arbeiten abkommandiert, natürlich sahen wir nie eine Bezahlung dafür. Das Geld für unsere Arbeit bekam immer die Wachmannschaft. – Beliebte Arbeit war, d.h. von uns war sie nicht geliebt, das Eingraben von Kadavern (Pferde u.a. m.), die sich schon oft in der Auflösung befanden. Aber wir wurden auch als Fabrikarbeiterinnen oder bei Bauern verwendet, auch in den Kasernen bei den Russen. Einmal war ich mit mehreren andern an die Bahn kommandiert worden. Dort mussten wir für die Russen Schwellen ab- und wieder aufladen. Diese Arbeit war für mich besonders schwer, weil ich dann immer die Asthmaanfälle bekam, wenn ich schwer heben musste. Der Russe, der uns beaufsichtigte, hatte schwer geladen, und es ging ihm alles zu langsam. Er taumelte hin und her in seiner Trunkenheit. Wir keuchten unter unseren Lasten, die Sonne schien unerbittlich vom Himmel herunter, und uns hing die Zunge aus dem Halse vor Durst. Aber wir durften keine Pause einlegen, wir durften nicht trinken. Einige, die versuchten, sich hinter die Waggonen zu verziehen, um auszuruhen, wurden erbarmungslos hervorgezerrt und mit der Peitsche bedroht. Der Russe hatte trotz seiner Trunkenheit die Augen überall.

Nun, wir arbeiteten mit letzter Kraft weiter. Da wir aber nicht so wohlgenährt waren, verspürten wir auch bald einen fast unerträglichen Hunger. Aber wir bekamen nichts zum Essen. Endlich, es war schon gegen 2 Uhr mittags, erlaubte der Russe, dass wir uns ausruhten. Er sagte, er wolle uns nun zu essen geben. So müde wir waren, so freuten wir uns doch auf das Essen, denn bisher hatten uns die Russen immer anständig zu essen gegeben, wenn auch immer ein und dasselbe: Kraut mit Fleisch. (Unter Umständen kann einem diese Speise auch zum Halse heraushängen, wenn man sie immer bekommt; aber was tut der Hunger nicht alles.) Auf einmal kam der Russe mit einem grossen Eimer heraus, alle stürzten wir ihm entgegen; dann wurden wir still und sahen uns an. Im Eimer war nichts anderes drin als eine schmutzige Brühe Wasser. Ja, Wasser, und zwar schmutziges Wasser. Er stellte es uns hin und sagte auf russisch: das wäre für uns das Essen, für die nemce (Deutsche) ist gut genug Wasser zum Saufen, sie brauchten nicht zu fressen. – Betreten sahen wir drein, gerne hätten wir das Wasser getrunken, aber es war sehr schmutzig. Als nun einige Frauen zu murren anfangen, nahm er sein Gewehr von der Schulter und sagte, er würde uns erschiessen, wenn wir uns beschweren würden. Natürlich sagte keiner mehr etwas. Ausgelaugt, hungrig, müde sassen wir herum und stumm.

Aber nicht lange, bald hiess es wieder: an die Arbeit. Wir taumelten mehr als wir gingen und arbeiteten bei diesem Unmenschen bis abends um 10 Uhr. Die anderen Kolonnen waren schon längst im Lager, als wir erst anmarschiert kamen. Ein Häuflein Elendsgestalten, verschüchtert, müde, hungrig, durstig.

Zum Glück hatte mir meine Mutter etwas vom Mittagessen übriggelassen, diesmal gab es ausnahmsweise zwei Teller Suppe, und da dachte sie, es käme mir vielleicht zugute. Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich ich über diese Suppe war, die doch nur aus lauter Wasser und ein wenig harten alten Bohnen bestand. Meine Mutter und Jussi waren entsetzt, als ich ihnen erzählte, wie es mir an diesem Tage ergangen war.

Am anderen Tag, eigentlich schon in der Nacht, bekam ich einen fürchterlichen Asthmaanfall. Das ganze Zimmer war wach, alle dachten, ich müsse ersticken, und es war rührend, wie sich jeder auf seine Art mühte, mir zu helfen. Aber natürlich war ja alles umsonst. Das, was mir richtig geholfen hätte, nämlich ein gutes Medikament, gute Luft, gutes Essen und Ruhe, das konnte mir ja keiner geben, und so musste ich mir eben selbst helfen, indem ich versuchte, tief zu atmen und an nichts Schweres zu denken, denn wenn ich weinte, war es ja noch ärger. Am anderen Morgen kam der Arzt. Das war einer der Unseren, der ebenso wie wir eingesperrt war. Er untersuchte mich und konnte mir nur so helfen, dass er der Lagerleitung sagte, dass man mich nicht zu schwerer Arbeit heranziehen dürfe. So musste ich dann, nach meiner Genesung, nicht mehr hinaus aus dem Lager. Dafür wurde ich als Küchenmädchen beschäftigt. Da habe ich aufgetanzt. Einmal noch kam ich aus dem Lager, als wir für den Revierförster im Wald Himbeeren pflücken mussten zum Einkochen. Das war damals nach langer Zeit mein glücklichster Tag. Es waren mit mir lauter junge Mädels, und die Jägerburschen waren jung und verliebt und quälten mich nicht. Ich konnte gehen und tun und lassen, was und wie ich wollte. Damals fühlte ich mich noch einmal in unserem Wald glücklich. Es war schönes, warmes Wetter, und Himbeeren gab es viele. Ich ass mich einmal wieder ordentlich satt. Auch für Mutter und Jussi gelang es mir, einige zur Seite zu schaffen, und es war grosse Freude, als ich sie ihnen brachte.

Hier muss ich noch bemerken, dass wir darauf aus waren, uns im Lager besseres Essen zu verschaffen, denn langsam waren wir von dem vielen Hungern rebellisch geworden. Das heisst, einigen Leuten ging es ganz gut. Das waren solche Leute, die draussen Verwandte hatten, meistens Bauern, die ihnen Essen ins Lager schmuggelten. Sonntags konnte man uns besuchen und auch etwas mitbringen, das nicht weggenommen wurde. Aber wochentags durfte niemand hinein ins Lager. Die Leute machten es dann so, dass sie an die Zäune kamen, recht weit rückwärts und durch den Stacheldraht ihren Verwandten oder Bekannten die Lebensmittel zureichten. Auch durften sich die Mütter, die kleine Kinder hatten, allein kochen. Sie bekamen auch etwas mehr Lebensmittel zugeteilt. Viele waren schlau gewesen und lieferten nicht alles ab, was sie an Lebensmitteln ins Lager brachten. – Wir hatten durch unsere Bekannten in der Harmonie meinen Bruder verständigen lassen, dass wir im Lager waren. Er brachte uns auch regel-

mässig Pakete am Sonntag, aber, da wir zu dritt waren und immer hungrig, war alles im Nu weggeessen. Auch waren diese Pakete nicht so gross, dass man grosse Sprünge machen konnte. Von woher hätte mein Bruder auch so viele Lebensmittel nehmen sollen, um uns mehr zu geben, war doch damals alles knapp.

So lernte man eben, wie so viele andere auch, sich selbst zu helfen. Kinder hatten irgendwo eine Drahtschere ausfindig gemacht und geklaut. Nun schnitten sie unten im Draht eine Lücke, so gross, dass ein Mensch sich eben auf dem Bauch liegend hindurchzwängen konnte. Es passten dann immer einige auf, ob der Posten, der ständig das Lager umkreiste, käme, und dann krochen wir durch die Lücke und liefen um unser Leben, hinaus in die Äcker und stahlen Gemüse, Mais, Kartoffeln, Kraut, Kürbis, Obst und was uns eben in die Finger kam. Später, als die Trauben reiften, stahlen wir auch Trauben. Das heisst, es war ja kein richtiges Stehlen, denn die Leute nahmen sich ja nur aus ihren eigenen Gärten, was ihnen gehörte und was die slowakischen Kommunisten enteignet hatten. – Sie setzten Leute in die Weingärtner- und Bauernhäuser, welche von dieser Wirtschaft gar keine Ahnung hatten, und das war wohl auch der Grund, dass die ehemals blühenden Weingärten binnen Jahresfrist total zugrunde gingen.

Nun, nachdem wir uns so vielerlei beschafft hatten, krochen wir wieder durch den Zaun. Es waren immer welche da, die aufpassten, dass man auch richtig hineinkam. In der Früh inspizierten der Posten und etliche von der Wachmannschaft immer unter lautem, wüstem Schimpfen den Stacheldrahtzaun; immer wieder wurden die Löcher zugeflickt, und jeden Tag waren wieder an anderen Stellen Löcher da. Und er konnte niemand erwischen. Da hielten die Leute wie Pech und Schwefel zusammen. Freilich, es handelte sich ja um die Mägen. – Ich will damit nicht sagen, dass die Leute sonst verräterisch waren, aber in einem so grossen Lager, wir waren an die tausend Leute, kommt allerhand vor. Es gibt böse und gute Menschen, verräterische und anständige, die lieber ihr letztes Hemd geben als einen anderen zu belasten. – Nun schlepten wir uns Steine am Zaun zusammen und kochten auf diesen Steinen, so gut es ging, etwas zu essen. Hatten wir Glück und es kam kein Wachposten, so hatten wir ein gutes Mittagessen. Natürlich pasten immer die Kinder wie die Luchse auf, denn das war ja nicht erlaubt, was wir taten. Hatten wir Unglück, und das war meistens der Fall, so kam der Wachposten wutschnaubend dahergerannt, stiess mit den Füßen die Töpfe vom Feuer und zertrat mit seinen schmutzigen Stiefeln unter höhnischem Gelächter unser so heiss ersehntes Essen. Manch ein Fluch, manch eine Verwünschung folgte seinem Tun, aber was half das schon?

In diese Zeit fiel es, dass mein Jussi anfang, über hartnäckiges Bauchweh zu klagen. Auch ich fühlte mich nicht wohl, schob es aber auf das unreife Obst und dachte, es würde schon wieder besser werden. Wir gaben Jussi Wickel und steckten ihn ins Bett, aber es wurde nicht besser. – Gerade da wurde auch bekanntgegeben im Lager, dass wir kein Wasser, d.h. kein ungekochtes Wasser trinken dürften, da die Brunnen verseucht wären. Man hatte tote Tiere im Brunnen gefunden. Nun wusste ich, warum Jussi und ich Bauchweh hatten und warum wir so einen schrecklichen Durchfall bekamen. Wir hatten Ty-

phus. Und mit uns so viele andere. Meiner Mutter ging es nach der Ruhr auch noch nicht ganz gut. Nachtgeschirre hatten wir nicht ...

Der Arzt kam jeden Tag, aber Medikamente gab es keine. Wir tranken fortwährend schwarzen Tee und Tee und abermals Tee. Nun, dass ich damals nicht draufging, war ein Wunder Gottes. Ich war nämlich immer hungrig, trotzdem ich so krank war. Und in unserem Zimmer war eine Bäuerin, die hatte immer solches Mitleid mit mir. Sie verschaffte sich immer Lebensmittel, sie war aus Grünau und hatte viele Bekannte unter den Slowaken, die ihr immer wieder halfen. Diese Frau kochte sich nun immer etwas Gutes. Sie hatte einen Spirituskocher mitgebracht, und darauf kochte sie sich im Zimmer ihr Essen. Es roch dann immer so gut. Sie kochte grüne Paprika mit Tomaten und viel Zwiebeln, und Trauben hatte sie auch immer welche. Sie hatte, wie ich schon erwähnte, immer so grosses Mitleid mit mir, weil ich immer hungrig war, und so gab sie mir immer von dem, was sie gerade kochte. Und so krank ich war, ich ass immer heimlich. Wenn jemand das Zimmer betrat, steckte ich das Essen unter die Decke. Ich ass alles durcheinander, denn mir war damals alles gleich. Jussi, das gute Kind, sah mir immer zu, denn er lag neben mir; ich konnte ihn aber nicht dazu bringen, etwas zu essen. Er sagte immer mit seinem schwachen Stimmchen: «Mama, nicht iss, Du must sterben, wenn Du essen wirst, ich will nicht sterben.» Und trotzdem ich ass, wurde es mir besser, aber mit dem armen kleinen Jussi wurde es immer schlechter. Er war nur Haut und Knochen, denn er wollte ja nur den Tee haben, weil es der Arzt so verordnet hatte. Aber nach etwas hatte er irrsinnige Sehnsucht – nach Milch. Als ich mich schon einigermassen rühren konnte, stand ich auf, kleidete mich an und bat die Bäuerin, mit mir zu kommen. Ich wollte für Jussi Milch holen. Wenn ich ihn ansah, musste ich immer weinen; denn er hatte schon die hippokratitischen Gesichtszüge, und ich fürchtete mich so sehr davor, dass er mir sterben würde.

Es war ein Wunder, dass damals nicht mehr Kinder den Typhus bekamen, da die 12jährigen Buben mit kleinen Töpferin die Aborte ausschöpfen mussten. Dann kam ein altmodischer Wagen mit einem grossen Fass, und dorthinein mussten sie den Kot leeren. Bei der unzulänglichen Hygiene, die im Lager herrschte – die Kinder konnten sich doch nur mit kaltem Wasser waschen, und auch das taten nicht alle –, war es schon ein Wunder zu nennen, dass nicht alle krank wurden.

Wir gingen also mit der Bäuerin nach Grünau und brachten auch etwas Milch heim, die uns eine Bäuerin geschenkt hatte. Ich gab sie gleich Jussi, der sie zitternd in seine Händchen nahm und beinahe verschüttete. Er trank sie aus, und es war ihm etwas besser. Aber nachts wurde es ihm wieder schlecht. Und als am anderen Morgen der Arzt kam, sagte er, das Kind müsse unbedingt in ein Krankenhaus, sonst stürbe es uns. Er sagte, er wolle die Lagerleitung bitten, dass man das erlaube. Er ging auch hin, und anscheinend waren wir gut angeschrieben, oder der Leiter hatte ein Herz, er war selbst verheiratet, genug, er sagte, wenn ich einen Wagen verschaffen würde, einen Krankenwagen, so

dürfte Jussi ins Krankenhaus. Nun bekam ich die Erlaubnis, nach Bösing zu gehen, um meinem Bruder zu telefonieren. Man hatte solches Vertrauen zu mir, dass man mich allein gehen liess.

Ich ging also nach Bösing, wobei ich beim Hinweg in die Hände eines Gendarmen fiel, der mich fragte, was ich draussen suche. Als er aber das Schreiben sah, das mir der Leiter des Lagers für alle Fälle mitgegeben hatte, liess er mich los. Ich rief meinen Bruder an und bat ihn, seine ganze Macht aufzuwenden, um einen Wagen zu bekommen, damit Jussi ins Krankenhaus käme. Er versprach es mir auch. Dann ging ich wieder zurück. Ich kann sagen, dass ich mehr tot als lebendig war, als ich im Lager ankam, da dies ja mein erster grosser Ausgang war, und ich hatte ja auch noch Fieber.

Nachmittag klagte Jussi wieder über schrecklichen Durst und bat so herzbewegend um Milch, dass ich mich wieder mit der Bäuerin aufmachte, um Milch zu holen. Auch dachte ich, dass der Wagen sowieso nicht so bald kommen würde. Da ich aber schrecklich müde war von dem Gang nach Bösing und ich trotz allen guten Willens nicht schneller gehen konnte, war es ziemlich spät am Nachmittag, als wir endlich wieder im Lager ankamen. Die Leute sahen mich alle so merkwürdig an, so bedauernd. Ich ahnte nichts Gutes. Ich stürzte ins Zimmer – aber das Bett war leer, kein Jussi war da, und auch meine Mutter war weg. Ich schrie und weinte, denn ich dachte, Jussi sei gestorben und man wolle es mir nur nicht sagen. Dann kam der Arzt und seine Frau, und die erzählten mir dann, dass kaum eine halbe Stunde vor meiner Heimkehr der Wagen gekommen war, um Jussi zu holen. Meine Mutter sei mitgefahren mit Erlaubnis der Leitung, da sie auch dringend einer ärztlichen Behandlung bedurfte und weil Jussi nicht allein fahren konnte. – Manchmal hatte man Glück, dann kam man ins Krankenhaus, manchmal nicht, und dann konnte man sterben oder zusehen, wie man wieder gesund wurde.

Aber ich konnte mich nicht und nicht beruhigen, obzwar ich ja hätte glücklich sein können, dass Jussi endlich Hilfe bekam; aber ich glaubte ihnen einfach nicht. Ich glaubte, dass das Kind tot war, weil ich wusste, wie unmenschlich die damaligen Machthaber waren.

Als ich etwas ruhiger wurde, erzählten mir die Leute, dass Jussi nicht mehr gehen konnte, man musste ihn tragen, und es wäre besser, ich gewöhnte mich langsam an den Gedanken, dass Jussi nie mehr zurückkäme. Das war nun wieder so schrecklich für mich, dass ich zu schreien anfing. Der Arzt kam wieder und beruhigte mich. Er verbot den Leuten, mir so schreckliche Sachen zu sagen und tröstete mich immer und immer wieder. Dank sei ihm, dem Dr. Grün aus Bösing. Er konnte ja auch nicht mehr tun, seine Hände waren ihm gebunden. Er hatte keinerlei Medikamente; wie sollte er uns helfen, so tat er es mit Worten. – Und dann endlich war ich eingeschlafen.

Am Nachmittag des anderen Tages wurde ich in die Kanzlei gerufen, zum Lagerleiter. Er sagte mir, dass man telefoniert hätte, dass ich Jussi besuchen sollte, und zwar wegen Bluttransfusion; da es ihm so schlecht ging, fürchtete man das Ärgste. Nun, der Leiter erlaubte mir, zweimal in der Woche nach Pressburg zu fahren ins Krankenhaus. Ich musste mein Ehrenwort geben, wieder ins Lager zu kommen. Ich gab es ihm, aber unter Vorbehalt. Ich sagte es ihm auch. Ich sagte ihm damals, ich würde immer ins Lager

zurückkehren, aber wenn Jussi gesund würde, dann bestehe mein Ehrenwort nicht mehr. Ich glaube, er war von meinen Worten etwas beeindruckt; denn er fuhr mich nicht an, sondern sagte nur, dass er dann Unannehmlichkeiten mit seiner Behörde bekäme, und er tue es aus gutem Herzen, denn er hasse die Deutschen nicht, er bedauere sie. Aber man könne nicht so, wie man wolle. Das war natürlich sehr anständig von ihm. Solange er Leiter des Lagers war, hatten wir es auch besser, die vorherigen Leiter waren unberechenbar gewesen. Und viele der Unseren wurden oft wegen einer Laune eingesperrt. Das Gefängnis war dort schrecklich. Das eine war wohl normal, aber das andere war eine Zelle, wo die Leute nur hocken konnten, so klein war es. Und da war einmal eine Frau eingesperrt, nur weil sie an einem Wochentag hinten am Zaun von einem ihrer Besuche Lebensmittel entgegengenommen hatte und dabei erwischt wurde. So war das nun bei uns.

Nun fuhr ich also gleich den nächsten Tag nach Pressburg. Als ich in das Kinderhospital kam und nach Jussi fragte, wusste keiner etwas von ihm. Mir kamen schon wieder die Tränen hoch; aber endlich sagte die eine Schwester, die zufällig zum Portier kam und sich erinnerte: «Ja, ich weiss schon, das ist doch unser magerstes Kind, das eingeliefert wurde.» Glücklicherweise, dass er noch lebe, ging ich zu ihm ins Zimmer. Sauber gewaschen sass er in seinem Bettchen. Seine Augen waren so gross, dass man beinahe sein Gesichtchen nicht sah. Und das Gesichtchen und die Händchen waren so klein wie bei einem fünfjährigen Kind, obwohl er damals doch schon zehn Jahre alt war. Das ganze Bett war voller Spielsachen. Glücklicherweise sah er mir entgegen und rief mir zu: «Mama, Mama, bist Du endlich zu mir gekommen?» Und drückte mich immer wieder an sich. Meine Hand hielt er fest in seiner kleinen mageren Hand. Mir war zum Weinen zumute, das kann ich wohl sagen. Was war aus dem blühend gesunden Kind geworden! – Jussi zeigte mir die Spielsachen, die er von Onkel G., von meinem Bruder, bekommen hatte. Am Nachttischchen lagen Eier, Honig und Keks. Ich fragte die Schwester, ob er denn essen dürfe. Sie sagte, er müsse sogar, der Arzt hätte gesagt, Typhus hin, Typhus her, das Kind müsse erst einmal ordentlich genährt werden, sonst verhungere es. Später kamen meine Mutter und mein Bruder. Der Arzt war zum Glück ein guter Freund meines Bruders, so konnte man Jussi besser helfen, und dadurch gaben sich die Schwestern auch mehr Mühe mit Jussi.

Meine Mutter wohnte bei meinem Bruder; sie gedachte nicht mehr ins Lager zu gehen. – Wir besprachen nun, wenn es Jussi besser ginge, würden wir fliehen. Dazwischen kam ich alle Wochen zweimal nach Pressburg. Der Leiter sah, dass ich immer wieder zurückkam, so passte man langsam nicht mehr so auf mich auf. Wieder im Lager, schaffte ich unsere Sachen langsam durch die Zaunlücke. Gegenüber vom Lager war eine grosse Mühle. Die Inhaber waren zu den Lagerinsassen immer gut und freundlich und steckten ihnen so manchen Bissen zu. Dorthin schaffte ich nun mit Hilfe der Bäuerin, die mit mir immer um Milch gegangen war, unsere Matratzen, Polster und Decken und noch so manches, das ich nicht nach Pressburg nehmen konnte. Einmal, als ich hineinkam, war Jussi bereits angezogen, und es hiess, er sei schon fieberfrei und könne nun wieder ins Lager zurück.

Da ich schon damals nichts mehr im Lager hatte, beschlossen wir mit meiner Mutter, nicht mehr ins Lager zurückzukehren; wir wollten versuchen, nach Wien zu fliehen.

Mein Bruder hätte es gern gesehen, wenn wir noch auf eine Zeit in die Schütt gefahren wären, um uns ein wenig vor der Flucht nach Wien von den Strapazen des Lagers zu erholen. Er gab uns Geld, und wir fuhren und gingen in die Schütt (Csalloköz). Aber niemand nahm uns auf. Wir wanderten wie die geschlagenen Hunde. Vor Aufregung bekam ich in Dioseg wieder einen entsetzlichen Asthmaanfall, und wäre nicht eine arme Schuhmacher-Familie gewesen, die uns aufnahm – die Frau war gerade unterwegs, als sie mich im Graben sitzen sah und wie ich schrecklich nach Luft rang. Sie nahm uns bei sich auf. Da sie aber bloss ein Zimmer hatten in einem winzigen Häuschen, so legte sie mir auf die Erde Polster und Federbetten und legte mich darauf. Mutter und Jussi lagen neben mir. Da blieben wir eine Nacht. Anderntags suchte ich keuchend einen Arzt auf, der mir eine Spritze gab, die mir für einige Stunden half. Dann fuhren wir wieder unverrichteter Dinge zurück nach Pressburg.

Da blieben wir einige Tage. Mir ging es elend. Ich konnte nicht einmal recht liegenbleiben, da meine Schwägerin grosse Angst hatte, dass man uns suchen würde, und so mussten wir immer den Aufenthalt wechseln. Wir gingen tagsüber zu ihren Eltern und am Abend wieder heim zu meinem Bruder. Gott sei Dank suchte man uns nicht bei meinem Bruder. Als ich mich wieder einigermaßen rühren konnte, packte uns mein Bruder Whisky – einige Flaschen – und eine Menge Zigaretten ein. Wir nahmen jeder einen kleinen Koffer und einen Rucksack am Rücken, mehr konnten wir ja nicht tragen, und fuhren nach Devinskä Nova Ves (Theben Neudorf), um von dort zu versuchen, nach Österreich zu entkommen.

Einmal, als wir noch in Pressburg bei meinem Bruder waren, hatten wir einen grossen Schreck. Wir gingen in die Stadt, um etwas zu besorgen, und da legte jemand seine Hand auf Mutters Schulter. Wir fuhren herum und erschraken furchtbar. Vor uns stand ein Gendarm aus dem Lager, der nach Pressburg gekommen war und nun fragte, wann wir zurückführen, nämlich meine Mutter, denn sie war doch in ärztlicher Behandlung gewesen. Im ersten Moment konnte von uns keiner sprechen, der Schreck war uns so in die Glieder gefahren. Dann aber fasste sich meine Mutter und sagte, sie müsse noch ein Zeugnis vom Arzt holen, dann käme sie zurück, und ich hätte ja Ausgang. Jussi aber wäre eben aus dem Krankenhaus gekommen. Nun, der Gendarm war auf Urlaub gewesen und konnte nicht wissen, was sich inzwischen dort bzw. im Lager zugetragen hatte und glaubte uns. Er ging weg und gab uns sogar noch die Hand. Ich kann nur sagen, als wir zu meinem Bruder heimkamen, waren unsere Gesichter noch schneeweiss vor Angst und Aufregung. Das hat mit dazu beigetragen, dass wir uns beeilten, aus Pressburg wegzukommen.

Also wir kamen in Devinskä Nova Ves an und hatten Glück. Es fuhr gerade ein russischer Transportzug nach Wien. Ich ging zum Zugführer und auch zu den Wachposten und bat, mitgenommen zu werden. Meine Bitte unterstrich ich mit reichlichen Geschen-

ken, und so wurde uns die Erlaubnis, mitzufahren, anstandslos gewährt. Wir durften auf die Plattform eines Waggons. Es waren das nämlich lauter Lastwaggons, hinein konnten wir nicht, da alles voller Güter war. Wir stiegen also glücklich hinauf, und Mutter und Jussi setzten sich auf die Koffer. Und nun warteten wir aufgeregt, dass wir losfahren.

Tschechische Gendarmen spazierten auf dem Bahnhof auf und ab. Auf einmal sahen sie uns oben stehen. Natürlich wussten sie gleich Bescheid. Zwei lösten sich aus der Gruppe und kamen mit gezogenem Gewehr auf uns zu und befahlen uns, herunterzusteigen. Jetzt zeigte sich, wie gut es war, dass ich die Russen bestochen hatte. Die Russen stellten sich neben unseren Waggon und verweigerten den Tschechen unsere Festnahme. Ein heftiger Wortwechsel entstand, und die Tschechen drohten, uns zu erschiessen. Uns war elend zumute, das kann man sich wohl vorstellen. Mir zitterten wieder einmal die Knie, und ich musste mich festhalten, um nicht herunterzustürzen. Jussi, der arme kleine Kerl, der noch nicht einmal ganz gesund war, weinte, und Mutter war käsweiss im Gesicht. Aber unser Schutzengel war mit uns. Als der Streit eben am heftigsten hin- und herwogte, ertönte das Zugsignal, und wir fuhren langsam aus der Station und dann immer schneller und immer schneller. Die Tschechen hatten das Nachsehen, und wir waren gerettet. Der Russe hatte sich auch zu uns hinaufgeschwungen, sah uns freundlich an und sagte: «Nix du fürchten, nix puff, puff.» Als wir über die March fuhren, atmeten wir erst auf und fingen an, vor Freude zu singen. Ich glaube, wir sangen fortwährend nur ein Wort: «Frei, frei, frei.» Wir lachten und weinten.

Es liesse sich noch vieles über unseren weiteren Weg berichten, bis wir im März 1946 nach Westdeutschland kamen. Zwei Jahre später ist hier meine Mutter gestorben. Sie hoffte bis zuletzt, dass sie die geliebte Heimat noch einmal wiedersehen würde. Sie konnte die Trennung von der Heimat nicht verwinden und auch nicht die Trennung von meinem Bruder.

Möge Gott uns davor bewahren, noch einmal so etwas Schreckliches durchzumachen.

Ortsregister

Die kursiven Ziffern verweisen auf die drei Teilbände

- Abtsdorf 2: 377 f.
Adelsdorf/Ostsudetenland 1: 81; 2: 228f., 231
Adorf/Vogtland 2: 475
Albendorf bei Gewitsch 2: 247
Albrechtshaus, Kreis Gablonz/Neisse 2: 281
Allach 2: 540
Altenberg (bei Iglau) 2: 56 f., 180, 194ff., 489
Altenburg, Bezirk Leipzig 2: 176
Alt Habendorf 2: 292
Alt-Leipa 1: 325
Alt Ohlisch 2: 401
Alt-Paka 2: 381
Altprerau 2: 16
Alt Rohlau 2: 670
Altsohl (Zvolen) 1: 137, 160, 166; 2: 714, 763, 773
Altstett 2: 740
Annaburg 2: 475
Ansbach 2: 703
Arnsdorf über Friedland/Isergebirge 2: 273
Asch 1: 94; 2: 466 f., 469, 471 f., 479, 543
Asch (Liste der Ausweisungstransporte von A.) 2: 481 f.
Aschaffenburg 2: 517, 757
Augezd über Mährisch Neustadt 2: 240, 775, 779ff.
Augsburg 1: 120; 2: 88f, 534, 540, 784
Auschwitz 1: 81; 2: 325, 327
Auschwitz 1: 100; 2: 234ff., 728, 736
Aussig 1: 6, 10, 13, 15f., 68, 71, 73, 81, 110, 128, 340; 2: 64, 284, 286, 318, 518f., 572, 627, 679
Aussig-Schönpriesen 1: 71 f.; 2: 284ff., 626
Bad Brambach 2: 474
Bad Elster 2: 629
Bad Ems 2: 663
Bad Landeck 2: 775
Bad Liebenwerda 2:
Bad Schandau 1: 343; 2: 402, 750
Bad Schwalbach 2: 548
Bad Stuben 2: 785
Bad Turso 2: 728
Bärn/Ostsudetenland 2: 6, 11, 240
Bärringen 2: 317
Bamberg 2: 640, 677
Banska Bystrica siehe Neusohl
Banská ètiavnika siehe Schemnitz
Bartelsdorf bei Görkau 2: 413
Bartfeld 1: 139; 2: 741
Barzdorf bei Braunau/Sudetenland 2: 558, 575, 620
Bat' ovany 2: 758, 760
Bautsch/Ostsudetenland 2: 11, 316
Bautzen 2: 60, 164, 382, 554
Bayereck 2: 95
Bayreuth 1: 120; 2: 677
Bebra 1: 330 f.
Beneschau 1: 56; 2: 109, 213
Benisch/Ostsudetenland 2: 4, 261
Bensen 2: 400 f.
Bensheim-Auerbach 2: 517
Beraun 1: 55, 57
Berchtesgaden 2: 86 f.
Begersdorf 2: 195
Bergreichenstein 1: 6, 13
Berlin 1: 11, 15, 17, 135, 344f.; 2: 31, 74f., 81, 86f., 96f., 99, 140, 316, 380, 426, 520, 527, 714, 718
Berliner Vertrag (15. 3. 1939) 1: 194
Bernarditz b. Tabor 2: 21
Bielau (b. Wagstadt/Ostsudetenland) 2: 7
Bielaun/Sudetenland 2: 385
Bilin/Sudetenland 2: 406, 408
Bilov b. Scheies 2: 328, 330f.
Bischofteinitz 2: 81
Bistritz a. d. Angel 2: 100, 339f., 516
Blauda über Mährisch Schönberg 2: 6, 37
Bleistadt 2: 319
Blumenau über Zwickau/Schönhengstgau 2: 777
Bobrownik, Kreis Ratibor 1: 23
Bodenbach 2: 277, 317, 333, 464, 750
Bodenstadt über Stadt Liebau/Ostsudetenland 2: 12, 240, 242, 244
Böhmisch Brod 1: 56; 2: 140, 143, 147, 149, 151, 153f.
Böhmisch Hammer 2: 345
Böhmisch Kamnitz 1: 81, 106; 2: 529, 531f., 595, 750

Böhmisches Leipa *I*: 325; 2: 64, 280, 396, 400, 403, 531, 679, 749
 Böhmisches Trübau 2: 22, 203, 376, 498
 Bösing 2: 719, 740, 804, 815
 Bohomitz (Brünn-) 2: 447 f., 486 f., 514
 Boizenburg 2: 380
 Bolatitz 2: 211
 Bory (Strafanstalt in Brünn) 2: 169f., 175, 339, 345 f., 348f., 516
 Boskowitz 2: 52, 252, 513.
 Bötzdorf 2: 747
 Bratislava siehe Pressburg
 Braunau/Inn 2: 157
 Braunau/Sudetenland *I*: 10
 Brawin 2: 11, 510
 Brekov 2: 738
 Bremen 2: 87, 161, 167
 Breslau (Wroclaw) 2: 166, 679
 Brezno (Bries) 2: 731, 766
 Brieg *I*: 19
 Bries siehe Brezno
 Briesen/Sudetenland 2: 407, 410
 Brosdorf 2: 234, 510
 Brünn *I*: 3, 6, 20, 24, 54, 65 f., 81, 96, 105 f., 108, 110, 112, 201; 2: 32, 49, 52L, 86f., 157, 161, 167, 206, 236, 243, 246, 253f., 313, 438, 447, 450f., 486ff., 497, 509, 513 ff., 549, 675
 Brünnerberg (Lager) 2: 57, 187, 489
 Bräunau 2: 255
 Brüx *I*: 10, 15, 16f., 25, 31, 80f., 113, 169; 2: 64f., 67, 69, 294, 300, 302, 307f., 310ff., 347, 407, 414, 459f., 462 ff., 466, 516, 572
 Brunnthal *I*: 90
 Buchau, Bezirk Karlsbad 2: 238, 331
 Buchenwald 2: 83
 Budapest *I*: 144, 166; 2: 714, 786
 Budca 2: 763
 Budweis i; 3, 34, 119; 2: 161
 Bünauburg über Bodenbach 2: 279
 Buslawitz über Ratibor 2: 213
 Caslau 2: 131, 332
 Celakowitz 2: 151
 Cesky Malin/Wolhynien *I*: 41
 Cham 2: 84 f.
 Cheb siehe Eger
 Chemnitz 2: 71, 405, 625 f.
 Chodau 2: 541
 Chrast (b. Pilsen) 2: 332
 Chrastavice *I*: 81; 2: 84
 Chrenovec 2: 771
 Chrudim 2: 245
 Chudiva 2: 88, 97
 Cičimany 2: 775
 Cigla 2: 783
 Cop 2: 738
 Cottbus 2: 140
 Dachau 2: 83, 518, 522, 528, 615
 Darmstadt 2: 517
 Deggendorf 2: 638
 Demitz-Thumitz 2: 382
 Den Haag 2: 101
 Depoldowitz 2: 343, 346
 Deutsch Brod 2: 19f., 196, 491, 777
 Deutschendorf siehe Poprad
 Deutsch Gabel *I*: 327, 393, 395
 Deutsch Giesshübel 2: 56
 Deutsch Jassnik 2: 237
 Deutsch Krawarn 2: 502
 Deutsch Pankraz 2: 393
 Deutsch Proben *I*: 139, 163; 2: 713 ff., 717, 719, 732, 734, 762, 774ff., 779f., 783 f.
 Devinska Nova Ves siehe Theben Neudorf
 Dilin *I*: 139
 Dioszeg 2: 739
 Dippoldiswalde 2: 405, 408
 Dittersbach über Böhmisches Kamnitz 2: 401
 Dittersdorf (b. Zwickau) 2: 378
 Dobris 2: 160
 Dobschau *I*: 138; 2: 746
 Dörfel, Kreis Sternberg/Ostsudetenland 2: 31 f.
 Dörrstein 2: 95
 Domazlice siehe Taus
 Donauwörth 2: 784
 Dortmund 2: 662
 Dresden *I*: 52; 2: 67, 69, 102, 140, 376f., 385, 394, 396f., 405, 526, 556, 572, 624, 750
 Drexlerhau 2: 782 f.
 Drosau 2: 95
 Dubi *I*: 81; 2: 335
 Dubitzko 2: 37
 Dubnica 2: 711
 Dubrava 2: 763, 767
 Dubschau 2: 314
 Dusniky/Moldau *I*: 55
 Dux *I*: 10, 169, 344; 2: 64, 406f., 464, 466, 526
 Ebersdorf *I*: 325; 2: 56
 Eger *I*: 6, 10, 13, 15ff., 33, 127, 157, 334ff., 339; 2: 74, 77ff., 87, 156, 316, 318f., 335, 462, 470, 472, 481, 504, 536, 544, 549, 676f., 679f., 684, 706, 757

Eichwald 2: 405
 Eilenburg 2: 475
 Einsiedel/Slowakei 2: 745 f.
 Einsiedl bei Marienbad 2: 325 f.
 Eipel 2: 264, 266 f., 269ff., 485
 Eisenberg 2: 413
 Eisenstrass 2: 100
 Eisgrub 2: 16
 Elbogen 1: 81; 2: 78ff., 316f., 541
 Engerau 1: 1, 141, 148, 174, 177; 2: 716, 728f., 735, 789, 797f.
 Erbach 2: 491
 Erfurt 1: 33
 Esslingen 2: 512
 Eulau über Bodenbach 2: 62

 Falkenau 1: 24, 339, 341; 2: 16, 78, 319f., 607, 676
 Falkenberg/Oberschlesien 2: 377, 475
 Fellbach 2: 380
 Fichtau 2: 433
 Finkendorf 2: 393
 Fischern 2: 316, 423, 645, 647, 649
 Flechen 2: 345
 Fleyh 2: 408
 Focçani 2: 335
 Forrøencs 2: 738
 Fragendorf 2: 739
 Frankfurt/Main 1: 356, 481
 Frankstadt 2: 35
 Franzensbad 2: 74, 390, 556, 589
 Freiberg/Sachsen 2: 405
 Freiheit 2: 380
 Freihermersdorf 2: 261
 Freihöls 2: 86, 95, 97, 101
 Freiwaldau 1: 15f., 81, 90; 2: 228ff., 368, 508, 544
 Freudenthal/Ostsudetenland 1: 90, 120; 2: 4, 227, 261, 374
 Friedberg/Moldau 2: 511
 Friedeberg, Kreis Freiwaldau 2: 369 f.
 Friedeck 2: 13, 15
 Friedland/Isergebirge 1: 113, 325; 2: 272, 276f., 386f.
 Friedrichsdorf bei Iglau 2: 52f., 57, 187, 192, 195 f., 489
 Fronau 2: 739
 Fürth 2: 517, 538
 Füssen 2: 88
 Fugau 2: 398
 Fulda 1: 125; 2: 677
 Fulnek 2: 11
 Fundstollen 2: 774, 780ff.
 Furth im Wald 1: 119, 121, 123, 125ff., 131, 330f., 334ff.; 2: 84, 86, 206, 481, 488, 490, 494f., 497, 499, 501, 508, 510, 512f., 517, 520f., 736, 784

 Gabel 2: 5
 Gablonz/Neisse 1: 81; 2.-281, 491, 622
 Gänserndorf 1: 170; 2: 719
 Gajdel 2: 715
 Gajdos 2: 739
 Galineukirchen 2: 788
 Gebirgsneudorf 2: 312, 413
 Geising 2: 380, 385
 Geislingen 2: 649
 Gemünden 2: 517, 677
 Gera 1: 343; 2: 475
 Geras 2: 17
 Gerlsdorf 2: 11
 Gewitsch 2: 247 f.
 Gibacht 2: 318
 Giesshübel/Adlergebirge 2: 265
 Giessen 2: 757
 Glaserhau 1: 163; 2: 713f., 717f., 744, 767, 771, 773, 784
 Glatz 2: 559, 576, 587, 601
 Gmünd/Niederdonau 1: 13
 Gnadersdorf 2: 17, 360
 Godesberger Memorandum 1: 5
 Göda 2: 383
 Göding 1: 52; 2: 86
 Göllnitz/Slowakei 2: 738, 742, 744 ff.
 Göppingen 2: 515, 669
 Görnitz 2: 387
 Görkau 2: 68f., 294, 413
 Görsdorf 2: 393
 Göttersdorf 2: 69
 Goldenstein 2: 370
 Gossau 2: 57, 187, 489
 Gosthausgrün 1: 33
 Gotha 2: 527
 Gottesgab, Kreis Sankt Joachimsthal 2: 428
 Grabschütz 2: 385
 Graslitz 1: 342; 2: 78, 316, 319f.
 Gratzen 2: 432
 Greifendorf 2: 253 f.
 Gross Aupa, Kreis Trautenau 2: 495
 Gross Borowitz 2: 535
 Grossdorf bei Braunau/Sudetenland 2: 580, 601
 Grosskadolz 2: 18
 Gross Kunzendorf (Lager) 2: 136f.
 Gross Meseritsch 2: 245 f.
 Gross Michel (Michalovce) 1: 138f.; 2: 737 ff.
 Gross-Raden 2: 366
 Gross Schönau 2: 60, 398
 Gross Siegharts 2: 17

Grottau 2: 64, 392, 678
 Grünau 2: 719, 798f., 803f., 814
 Grulich 2: 79, 363, 365, 371 ff.
 Grusbach 2: 17
 Güntersdorf, Kreis Tetschen 2: 401
 Güstrow 2: 380
 Gurein 2: 509
 Guttenfeld 2: 16

 Habendorf, Kreis Tetschen-Bodenbach 2:
 401
 Hadres 2: 18
 Hagibor siehe Prag-Hagibor
 Haida 2: 397
 Hainspach 2: 60f., 397ff.
 Halbstadt 2: 591, 616
 Hamburg 2: 99, 153
 Hammern 2: 87, 348
 Hannersdorf 2: 69
 Hannsdorf 2: 508
 Hanusovce 2: 738
 Harra 2: 383f.
 Harta 2: 535
 Hartau 2: 394
 Hartmanitz 2: 347
 Haslau 2: 474, 477
 Haugsdorf 2: 18
 Havlicküv Brod siehe Deutsch Brod
 Hedwigshau 2: 731
 Heidelberg 2: 501
 Heinrichschlag 2: 432 f.
 Heinrichsgrün 2: 319
 Heinrichsöd 2: 511
 Heinzendorf, Kreis Jägerndorf 2: 456
 Helenenthal 1: 81; 2: 179, 181, 182, 434,
 437
 Hermanitz bei Trautenau 2: 385
 Hermesdorf 2: 10
 Hermsdorf (b. Braunau/Ostsudetenland) 2:
 602
 Herrnhut 2: 394f.
 Herrnskretsch 2: 376
 Herzberg 2: 415
 Hillersdorf, Kreis Jägerndorf 2: 456
 Hilpoltstein 2: 510f.
 Hilweti-Hof (Lager bei Boletitz) 2: 211
 Himmelreich 2: 57
 Hinter Ehrnsdorf 2: 247
 Hinterhäuser 2: 95
 Hintermastig 2: 266
 Hirschberg a. See, Kreis Jauba/Sudetenland
 2: 751
 Hirschberg/Riesengebirge 2: 253
 Hliwitz 2: 32 f.
 Hoch Dobern 2: 401
 Hochwies 1: 139; 2: 95, 758ff., 763, 765 f.
 Hodonin 2: 513, 515
 Höchst 2: 481
 Höditz 2: 435, 437
 Hof: 1: 330f., 405; 2: 549
 Hoheneibe 2: 267, 495, 535 f., 785
 Hohenfeld 2: 377f.
 Hohenleipa 2: 401, 750
 Hohenstadt 1: 3, 21, 26; 2: 6f., 376
 Homenau 1: 139; 2: 737 f.
 Honneshau 2: 715
 Horn 1: 6, 13; 2: 79f.
 Hornejsa (Hornie Ves) 2: 760
 Horni Becva 2: 751
 Hornie Ves siehe Hornejsa
 Hrad 2: 763
 Hronec 2: 771
 Hronská-Breznica 2: 714
 Hultschin 1: 90; 2: 209ff., 213, 499ff., 510,
 548f.
 Hussowitz (Brünn-) 2: 448
 Huttendorf 2: 535

 Iglau 1: 3, 6, 65, 81, 108, 110, 112, 147; 2:
 20, 22, 53, 55, 57, 157, 177, 179,
 182, 184f., 187ff, 192ff., 433ff, 489 f.
 Ipolysäg 2: 739
 Irschings 2: 196

 Jablunkau 2: 546
 Jägerndorf 1: 10, 15f., 19, 22f., 80, 90, 106,
 110; 2: 3ff., 214, 216, 219f., 222, 226,
 363f., 366ff, 370f., 373, 455 ff.
 Jaktar 2: 207 f.
 Jalta-Konferenz 2: 75
 Janowitz bei Kolin 2: 226
 Janowitz (bei Markt Eisenstein) 2: 86, 340,
 517
 Jarkowitz 2: 207
 Jarmeritz 2: 194
 Jauernig 2: 229, 231, 368f.
 Jesau 2: 196
 Johannesthal, Kreis Jägerndorf 2: 456
 Johanngeorgenstadt 2: 80
 Johnsdorf, Kreis Deutsch Gabel 2: 393
 Jonsbach 2: 522, 528
 Josefstadt 2: 385
 Josefthal 2: 737
 Joslowitz 2: 497
 Julienfeld (Brünn-) 2: 448
 Jungbuch 2: 485f.
 Jungbunzlau 1: 64; 2: 749, 751

Kaaden 2: 67, 305f., 416, 678ff., 682, 684,
 686, 688ff., 692, 698 f., 703, 705 f.
 Käsmark *I*: 174; 2: 748, 752f., 755
 Kaiserswalde 2: 398
 Kaitz 2: 68
 Kalaz 2: 725
 Kallendorf 2: 17
 Kamnitz-Neudörfel 2: 530f.
 Kaplitz *I*: 6, 13, 120, 337; 2: 349 f., 431,
 511, 720
 Karlov (bei Pilsen) 2: 176
 Karlsbad *I*: 31, 34, 48, 68, 125; 2: 65, 74ff.,
 104, 129, 316, 322f., 327, 335f., 417, 419,
 423, 425, 428f., 467, 572, 589, 606, 639,
 642 f., 645, 649ff., 658ff., 662 f., 667 ff.,
 676, 680, 683, 692, 719, 748
 Karlsthal/Ostsudetenland 2: 367
 Karolinenthal siehe Prag-Karolinenthal
 Karpfen *I*: 139
 Kascharowo 2: 234, 236
 Kaschau *I*: 38, 67, 138, 172; 2: 58, 661, 737,
 739f., 743f.
 Kaschauer Programm *I*: 56, 73, 94f., 97,
 105, 173, 184
 Kaschauer Regierung *I*: 56; 2: 75
 Katharinaberg 2: 294
 Kattowitz *I*: 6
 Kaunitz 2: 151
 Ketzelsdorf (bei Zwittau) 2: 378
 Kiew *I*: 159
 Kiowitz 2: 12 ff.
 Kirchstätten 2: 19
 Kladno *I*: 41, 64, 81, 87, 92; 2: 294f., 300,
 302, 335, 428, 722
 Kladrau 2: 334
 Klattau 2: 84f., 97, 339ff., 517
 Klautendorf 2: 7, 11, 234
 Klein-Beranau 2: 53
 Klein-Borowitz 2: 535
 Kleinhöflein 2: 18
 Klein Priesen (bei Brüx) 2: 68
 Köln 2: 53, 55
 Königgrätz *I*: 64; 2: 9, 49, 265, 267, 617
 Königinhof 2: 619
 Königsaal 2: 160
 Königsberg (Mittelslowakei) *I*: 139
 Königswald, Kreis Tetschen-Bodenbach 2:
 62 f.
 Körber 2: 378
 Kösteldorf 2: 320
 Köthen/Anhalt 2: 397
 Kötzing 2: 85
 Kojetitz (Böhmen) 2: 163f., 166ff.
 Kolin *I*: 64, 111; 2: 22, 38, 42 f., 226, 248,
 322ff., 498
 Komárno siehe Komárom
 Komárom (Komárno, Komorn) *I*: 137
 Komorn siehe Komárom
 Komotau *I*: 80, 106, 109; 2: 64f., 67, 69,
 72f., 292, 294ff., 308, 335, 412ff., 464,
 482, 484, 537f., 541, 680, 684, 692
 Komotau-Glashütte (Lager) *I*: 81
 Konitz/Mähren *I*: 3, 6
 Kopenhagen 2: 101
 Korbach 2: 757
 Körnitz 2: 247
 Kosice siehe Kaschau
 Kostolany 2: 782
 Kotterbach 2: 746 f.
 Krakau *I*: 167; 2: 3, 15, 45, 739
 Kralupy 2: 333
 Kremnitz *I*: 139, 145; 2: 712ff., 728, 732,
 734, 771, 773
 Krems 2: 437, 790
 Kremsier 2: 241
 Kremsmünster 2: 719
 Krickerrhau *I*: 162, 169, 171; 2: 713 ff., 717,
 731, 761, 767, 772, 784
 Kriegsdorf über Freudenberg/Ostsudetenland
 2: 376
 Krönau 2: 148 f.
 Krokiersdorf 2: 28
 Kronsdorf 2: 5, 367
 Krumau *I*: 6, 13
 Krumbach 2: 484
 Kukus 2: 385
 Kuneschau 2: 771
 Kunnersdorf 2: 413
 Kunststadt 2: 513, 515
 Kuntschitz (Lager) 2: 136, 545 f., 548
 Kuttenberg 2: 193, 491
 Květinov 2: 196
 Kysak (Sárosköszeg) 2: 739

 Laa 2: 18f., 353
 Landek, Kreis Tepl *I*: 25
 Landsberg/Lech 2: 89
 Landskron/Schönhengstgau 2: 26, 70, 324;
 2: 256, 260, 379
 Langenberg über Freudenthal/Ostsudeten-
 land 2: 456
 Langenbruch, Kreis Reichenberg 2: 389
 Langendorf, Kreis Jägerndorf 2: 456
 Langenlutsch 2: 245, 247
 Langewiese 2: 407 f., 410

Lang Ugest 2: 407
 Lauterbach/Hessen 2: 677
 Leibitz 2: 748
 Leipnik 2: 243
 Leipzig 2: 161, 316, 475, 630
 Leitmeritz *I*: 78; 2: 287, 289f., 292, 402f.,
 532, 720
 Leningrad 2: 236
 Leobschütz 2: 31 f., 587, 601, 740
 Leonberg 2: 513
 Leopoldstadt 2: 779
 Lerchenfeld (bei Aussig) *I*: 81
 Leukersdorf 2: 62
 Leutschau 2: 718
 Leva 2: 739
 Levice *I*: 137
 Lezâky *I*: 41
 Libethen *I*: 139
 Libeznice 2: 167
 Libis 2: 166
 Liblin 2: 328
 Lidice *I*: 41
 Liebau, Kreis Bärm 2: 6f.
 Lieben siehe Prag-Lieben
 Liebotitz 2: 306
 Limbach/Slowakei *I*: 174; 2: 734, 789
 Limburg/Lahn 2: 481
 Lintz 2: 132, 157, 719, 787
 Littau 2: 19
 Lobenstein 2: 384
 Lodenitz 2: 11
 Löbau 2: 394
 London *I*: 44, 47f., 50f., 57, 105; 2: 607
 Lucenec *I*: 138
 Luck/Ostsudetenland 2: 510
 Luditz 2: 328f., 331
 Lübeck *I*: 33; 2: 88
 Lundenburg 2: 779
 Lussdorf 2: 259
 Luttein 2: 502, 504

 Mähring 2: 544
 Mährisch Altstadt 2: 370 f.
 Mährisch Aussee 2: 32
 Mährisch Budwitz 2: 352
 Mährisch Gronau *I*: 120
 Mährisch Karlsdorf 2: 7f., 10
 Mährisch Lotschnau 2: 378
 Mährisch Neustadt 2: 10
 Mährisch Ostrau *I*: 3, 19f., 24, 52, 54, 81,
 87, 90, 92; 2: 4, 13ff., 25f., 31, 49, 132,
 134, 136, 197, 201 ff., 206, 211, 218, 225,
 235f., 261ff, 403, 499, 501, 546 f.
 Mährisch Rothwasser 2: 7ff., 363, 372

 Mährisch-Schönberg *I*: 22 f., 322; 2: 2, 3,
 5f., 10, 15, 28, 30f., 34, 37, 458, 508 ff.
 Mährisch-Trübau *I*: 3, 23, 26, 338; 2: 38ff.,
 43, 148, 245 ff, 497, 545, 548
 Mährisch Weisskirchen 2: 242 ff.
 Mährisch Weiss wasser *I*: 90; 2: 7, 167
 Märzdorf/Sudetenland 2: 541
 Magdeburg 2: 134
 Mainz 2: 81
 Maleschitz 2: 498
 Malmeritz (Brünn-) 2: 448, 486 f., 513ff.
 Malspitz 2: 496
 Maltern 2: 753
 Maltheuern *I*: 81; 2: 294, 307, 310, 339,
 347, 412, 414, 459, 484, 516
 Manchester *I*: 40
 Manetin 2: 77
 Mankendorf 2: 749
 Marchegg 2: 787
 Margecany 2: 741 f.
 Maria Schmolln 2: 157
 Marienbad *I*: 81, 119f.; 2: 74, 325f., 589,
 607
 Markersdorf, Kreis Sternberg 2: 31
 Markt Eisenstein *I*: 6, 13; 2: 84, 86, 89, 99,
 339, 344f., 516
 Marktredwitz 2: 520, 636, 677
 Markt Türrau 2: 40 f.
 Marschendorf, Kreis Mährisch-Schönberg 2:
 5, 380
 Matzdorf 2: 728
 Medzilaborce 2: 737 ff.
 Meedl 2: 31ff.
 Meierhöfen 2: 80, 672, 675 f.
 Meiningen 2: 176
 Melnik *I*: 114, 117; 2: 166, 516
 Merkelsdorf 2: 268
 Mesimost 2: 22
 Metzenseifen *I*: 138, 2: 715, 740, 743 ff.
 Michalok 2: 741
 Michalovce siehe Gross Michel
 Michanitz 2: 482, 484
 Micheisdorf über Landskron/Schönhengst-
 gau 2: 259
 Micine 2: 718
 Mies 2: 331 ff.
 Miesbach 2: 495
 Millikau 2: 333
 Milkendorf 2: 227
 Milostowitz über Troppau 2: 207
 Milotov (Lager) 2: 84
 Mittelherwigsdorf, Kreis Zittau 2: 403

- Mladkov (Lager) 2: 513
 Modern siehe Modra
 Modra *I*: 140; 2: 789 f., 799, 803, 806f.
 Modran (Lager) 2: 149, 156, 168
 Mohács, Schlacht von (1526) *I*: 140
 Moldava 2: 740
 Moskau *I*: 44, 47, 49ff., 103, 158; 2: 595
 Müglitz 2: 19, 44ff., 505
 Mühltröfz 2: 383
 München 2: 86, 89, 96f., 495, 520, 536, 607
 Münchner Abkommen *I*: 4, 11, 33, 38f., 41, 45f., 48, 74, 84, 147, 192 f.
 Müräu 2: 249
 Munkatsch 2: 739
 Muschelberg (Lager bei Nikolsburg) 2: 438

 Náměst 2: 53
 Nassengrub 2: 474
 Nedar 2: 535
 Nedweis 2: 502
 Negerdörfel (Lager bei Brüx) 2: 463
 Nehre 2: 752
 Neisse 2: 167
 Neratowitz 2: 167
 Neubistritz *I*: 6, 13; 2: 432 f.
 Neuburg a. d. Kammel 2: 484, 510
 Neudek/Egerland 2: 316ff., 538ff.
 Neudorf (bei Staatz) 2: 19
 Neuern *I*: 10; 2: 84f., 87ff, 99ff., 345, 347, 517
 Neuhäusel (Nové Zámky) *I*: 137
 Neuhaus/Böhmen 2: 22
 Neuhaus über Neudek/Egerland 2: 319
 Neuhausen 2: 466, 541 f., 544
 Neu Hodolein (Lager) 2: 22
 Neumark bei Furth im Wald 2: 95 f.
 Neu Paka 2: 535
 Neu Prerau 2: 19
 Neu Rohlau *I*: 81; 2: 318, 327, 417, 419, 649
 Neusattel 2: 541
 Neusattl, Kreis Elbogen 2: 419
 Neusiedl, Kreis Nikolsburg *I*: 25; 2: 16, 19
 Neusohl *I*: 137, 139, 160f.; 2: 582, 712, 714, 717f., 744, 764f., 766, 771, 773
 Neusorge, Kreis Deutsch Gabel 2: 393
 Neustadt/Tafelfichte *I*: 316
 Neu Titschein *I*: 23f.; 2: 11, 15, 237, 242, 256, 749

 Neutra (Nitra) 1; 137; 2: 130, 716, 719, 733, 739
 New York *I*: 99
 Nieder-Georgenthal 2: 310, 459, 462f.
 Nieder Lindewiese 2: 368, 370, 373
 Niederoderwitz 2: 394
 Niederreuth 2: 477
 Niederthal 2: 431
 Niednerfladnitz 2: 17
 Niemes *I*: 325; 2: 64
 Nikolsburg *I*: 6, 10, 13, 25; 2: 16, 438, 454, 488, 496f., 788
 Nitra siehe Neutra
 Nördlingen 2: 784
 Nováky *I*: 163, 174, 177; 2: 711, 727, 730ff, 736, 774, 780f.
 Nové Zámky siehe Neuhäusel
 Nürnberg *I*: 120; 2: 481, 484, 510, 513, 517, 538, 606, 636f.
 Nyiregyháza 2: 738

 Ober Altstadt *I*: 81; 2: 265 f., 268, 486
 Ober Georgenthal 2: 294
 Obergoss *I*: 81; 2: 57, 177, 179ff., 187, 191, 193, 435ff, 489
 Oberisling 2: 638
 Oberleutensdorf *I*: 81; 2: 307, 347, 466
 Oberlichtenwalde 2: 395
 Ober Lohma 2: 335
 Obermassfeld (bei Meiningen) 2: 176
 Oberrnitz 2: 407
 Ober Oderwitz 2: 394f.
 Oberreuth 2: 477
 Oberstuben 2: 713, 717, 767, 769, 771
 Oberufer 2: 786
 Oderberg 2: 3, 256, 379
 Oderfurt 2: 25 f., 136
 Oelsnitz 2: 405
 Oldenburg 2: 99
 Olmütz *I*: 3, 20, 24, 89, 101; 2: 15, 19f., 22, 30, 37, 39, 101, 138, 226, 238f., 247, 256, 376, 497ff., 502, 504, 751, 777
 Olmütz-Hodolein (Lager) *I*: 81; 2: 502
 Oppach 2: 394
 Oppeln *I*: 6, 12, 14, 19f., 22; 2: 502
 Oremlaz 2: 766
 Oslany 2: 758
 Ossegg 2: 407
 Ostritz 2: 389

 Palhanetz 2: 207
 Pankrác siehe Prag-Pankrác
 Pardubitz *I*: 22; 2: 275, 751
 Pariser Friedenskonferenz *I*: 4

Pass 2: 393
 Paeaan RQ
 Pattersdorf *I*: 66, 81; 2: 196f., 491
 Patzau 2: 21
 Paulisch (Hauerland) *I*: 139; 2: 759ff., 763, 765f.
 Peciuł-Nou siehe Ulmbach
 Penbühl 2: 758
 Petersdorf/Ostsudetenland 2: 456
 Petershofen 2: 25f., 209, 211
 Petrowitz, Kreis Markt Eisenstein 2: 98
 Petschau 2: 103, 322 f.
 Pfullendorf 2: 381, 384
 Pilgrams 2: 21
 Pilsen *I*: 3, 34, 57, 81, 113f., 2: 20, 77f., 89, 97, 104, 138, 158f., 169, 173ff., 330, 345f., 348f., 470, 481, 486, 488, 510, 513, 520, 536, 606, 637, 670, 722f.
 Pingendorf 2: 17
 Pinke 2: 33
 Pirna 2: 374, 396, 623 f.
 Pissendorf 2: 715 f.
 Postyan 2: 715 f.
 Pittsburger Übereinkommen *I*: 142
 Plank am Kamp 2: 790 ff.
 Plass 2: 330
 Platten 2: 323, 425
 Plauen 2: 475, 627 f.
 Pleissing 2: 17f.
 Pochlowitz *I*: 339
 Podbrezova 2: 711
 Poděbrad 2: 87
 Podersam *I*: 25; 2: 325, 347
 Pohler 2: 255
 Pohrlitz *I*: 10, 66, 81, 108; 2: 438, 449, 453f., 488
 Pokatitz 2: 684
 Pokau 2: 318
 Poldihütte (Lager) 2: 482 f.
 Politschka 2: 19
 Politz, Kreis Tetschen-Bodenbach 2: 279
 Politz an der Mettau 2: 570, 597, 616
 Poprad *I*: 138, 177; 2: 714, 728, 747 ff., 755, 757, 779.
 Postelberg *I*: 10, 109; 2: 67, 298, 307f., 314, 347, 415
 Poschetau, Kreis Elbogen 2: 431
 Potscherad 2: 65, 304
 Potsdam 1: HO
 Potsdamer Abkommen *I*: 37, 91, 112, 115ff, 123, 177; 2: 395, 461, 505
 Potsdamer Erklärung *I*: 110
 Potsdamer Konferenz *I*: 31, 48, 88, 107, 112, 114ff., 123, 177; 2: 137, 242, 459, 463, 595, 598, 601, 608, 658
 Prachatitz *I*: 13
 Prag *I*: 3, 6, 12, 15, 20, 24, 34, 41, 51 f., 53ff, 56ff, 67, 73, 79, 83, 88, 94ff, 97, 99ff., 104f., 109, 117, 121, 123ff, 128, 130, 142, 146f., 194, 201, 262, 266, 348f., 356; 2: 16, 52f., 58, 67, 71ff, 99, 102, 107, 109ff., U4f., 117, 129ff, 133f., 138, 140f., 143, 149, 151, 154, 156ff., 161, 163f., 167f., 174, 210, 249, 290, 318, 334f., 350, 382, 458, 486, 488, 494, 497f., 501, 510, 513, 515, 519, 527f., 530f., 535ff., 543, 547, 549, 567, 572, 575, 577, 596, 607f., 623, 644, 647, 649, 655f., 663, 681, 685, 691, 696, 720f., 729, 735, 757
 Prag-Hagibor *I*: 63, 81.
 Prag-Karolinenthal *I*: 63
 Prag-Lieben *I*: 57, 63
 Prag-Pankrác *I*: 57; 2: 16, 107, 127, 131, 133, 135f., 655
 Preitenhof 2: 56
 Prerau *I*: 173; 2: 16, 739
 Preschau (Presov) *I*: 138; 2: 738, 740, 744, 746, 748
 Preschen 2: 407
 Presov siehe Preschau
 Pressburg *I*: 101, 137, 140f., 146, 148, 156f., 165, 168f., 171, 174, 201, 266; 2: 282, 711 ff., 717, 719, 722f., 728ff, 732, 734ff., 738, 740, 743, 745ff, 780, 784ff., 806, 815ff.
 Pribram 2: 157 f., 160, 168
 Priedlanz 2: 275
 Prittlach 2: 16
 Priwitz (Prievizda) *I*: 163; 2: 713, 715, 717, 733, 761, 780
 Prode 2: 384f.
 Proschwitz an der Neisse 2: 493
 Prosecnice *I*: 81; 2: 149, 154
 Pukkanz *I*: 139
 Putzkau 2: 60
 Rabstein *I*: 81
 Radischen *I*: 337
 Radmeritz 2: 388
 Radobica 2: 760
 Radom 2: 11
 Radonitz 2: 305
 Radowenz, Kreis Trautenau 2: 616

Radwanitz (bei Mährisch Ostrau) 2: 261
 Raigern (bei Brünn) 2: 447
 Rakovník 2: 323
 Ramsau/Sudetenland 2: 370
 Rápitz 2: 338
 Rästocno 2: 771
 Ratibor 1: 19f., 22; 2: 6, 10, 31 f., 86, 363, 587, 601
 Rausenstein 2: 252
 Rechenberg-Bienenmühle 2: 498
 Regen 2: 85
 Regensburg 2: 384, 606, 637 ff.
 Rehmsdorf 2: 475
 Reichenau, Kreis Gablonz/Neisse 1: 81; 2: 64, 281, 491, 493
 Reichenberg/Sudetenland 1: 6, 10, 25, 107, 112, 127, 168, 344; 2: 58, 64, 292, 381, 386, 389f., 522, 526, 588, 677, 679f., 785
 Reichstadt, Kreis Deutsch Gabel 1: 325
 Reino witz 2: 491 ff.
 Reitendorf 2: 36
 Retz 2: 353
 Ricany bei Prag 2: 53
 Riegersdorf, Kreis Tetschen 2: 62 ff.
 Ringelshain, Kreis Deutsch Gabel 1: 327; 2: 393 ff.
 Ringenhain 2: 60
 Rochlitz 2: 330, 535
 Röhrsdorf, Kreis Schluckenau 2: 60, 399
 Römerstadt 1: 15 f., 23; 2: 4, 242, 375 f.
 Rokyzan 2: 332
 Ronsperg, Kreis Bischofteinitz 2: 82
 Rosenau 2: 739
 Rosenberg/Slowakei (Ruzomberok) 1: 138, 143, 160; 2: 712f.
 Rosenberg/Böhmerwald 2: 157
 Rosenthal bei Brüx 2: 310
 Rothau bei Graslitz 2: 319
 Rothenbaum 2: 88, 96
 Rothenhaus über Görkau 2: 413
 Rotherberg 2: 5
 Rudig 2: 647
 Rübenau, Kreis Böhmisches Leipa 2: 70
 Rumburg 2: 323, 400, 403
 Ruzomberok siehe Rosenberg/Slowakei
 Rybnik 2: 15

 Saaz 1: 25, 80, 109, 168; 2: 65, 78, 298, 300f., 303ff., 307 f., 314f., 347, 415, 466, 572, 576, 689
 Sachsenhausen 2: 522
 Sächsisch Zinnwald 2: 405
 Saitz, Kreis Nikolsburg 2: 16
 Salnai 2: 385
 Salzburg 2: 449, 786
 Samorm (Sommerein) 1: 140
 Sandrik 2: 1(1)5L
 San Franzisko, Konferenz von 2: 81, 688
 Sangerberg 2: 326
 Sankt Georgen bei Pressburg 2: 713
 Sankt Joachimsthal 2: 232, 659
 Särosköszeg siehe Kysak
 Sätoraljajihely 2: 738
 Sauersack 2: 319
 Scheft 2: 318
 Scheies 2: 328, 330
 Schemmel über Böhmisches Kamnitz 2: 401
 Schemnitz 1: 138f.; 2: 758, 763ff., 785
 Schepankowitz, Kreis Ratibor 2: 212
 Schimitz (Brünn-) 2: 448
 Schirmding 2: 470, 520, 543, 549, 677
 Schlappenz 2: 195
 Schlatten 2: 235
 Schluckenau 2: 60, 397 f.
 Schlüchtern 2: 677
 Schmilka 2: 624
 Schmöllnitz 2: 715, 746
 Schmolka 2: 316
 Schöna 1: 343
 Schönau bei Braunau/Sudetenland 2: 268
 Schönbrunn/Ostsudetenland 2: 15, 510
 Schönheide, Kreis Rumburg 2: 403
 Schönhengst 2: 378
 Schönthal, Kreis Tepl 2: 102 ff.
 Schreibendorf/Ostsudetenland 2: 7, 9f.
 Schwabach 2: 510
 Schwansdorf über Bautsch/Ostsudetenland 2: 11
 Schwarzach, Kreis Bischofteinitz 2: 83
 Schwarzpfütze, Kreis Deutsch Gabel 2: 393
 Schwarzwasser über Freiwalddau/Ostsudetenland 1: 19 f; 2: 15
 Schwedler 2: 744f.
 Schweinfurth 1: 120
 Schweinitz 2: 475
 Sebnitz 2: 396 f.
 Secovce 2: 739
 Seidenberg 2: 388, 390
 Seifendorf 2: 7

Seifersdorf, Kreis Jägerndorf 2: 222
 Senftenberg/Böhmen 1: 3
 Sered 2: 739
 Setzdorf/Ostsudetenland 2: 368 ff.
 Seyda 2: 475 f.
 Silberbach, Kreis Graslitz 2: 319
 Sillein (Zilina) 1: 137; 2: 712f., 717, 741,
 757, 785
 Sittna 2: 331
 Sklabina 2: 718, 775
 Skotschau 2: 235
 Slatina bei Brünn 2: 448
 Slovenská L'upca 1: 163; 2: 718, 771 ff.
 Smolkau bei Beneschau 2: 213
 Snina 2: 737, 739
 Sohland/Spree 2: 394
 Sommerein siehe Samorm
 Sorau 2: 138, 140
 Spisská Nova Ves siehe Zisper Neudorf
 Spittelgrund 2: 393
 Spitzberg/Böhmerwald 2: 89, 95
 Spönsl 2: 320
 Spornhau, Kreis Mährisch Schönberg 2: 370
 Stadion Slavia (Lager in Prag) 1: 62
 Stadion Strahov (Lager in Prag) 1: 62;
 2: 161, 168
 Stampfen 2: 788
 Stangendorf über Zwittau/Schönhengstgau 2:
 252
 Stannern 2: 186, 191, 195, 434
 Starkenbach 2: 535
 Stecken 1: 3, 6, 10; 2: 196
 Stein a. d. Donau 2: 787
 Steinau/Oder 1: 19
 Steinigtwolmsdorf 2: 60, 399
 Stein-Schönau, Kreis Tetschen 2: 749, 751
 Steinsdorf bei Tetschen-Bodenbach 2: 63
 Sternberg/Ostsudetenland 2: 6f., 10, 27 ff.,
 240, 512, 684, 776
 Stiebzig/Ostsudetenland 2: 510
 Storzendorf 2: 30ff., 512
 Stoss 2: 715
 Strahwalde 2: 394 f.
 Strakonitz bei Pilsen 2: 466
 Strimitz bei Brüx 2: 460
 Strojetitz, Kreis Podersam 2: 325
 Stubenbach 2: *Ml*
 Stupna 2: 535
 Sucany 2: 749
 Sukorad 2: 556
 Tabor/Böhmen 2: 21 f.
 Tannwald/Isergebirge 2: 281
 Tarnow 1: 167; 2: 739
 Tatra Lomnitz 1: 151
 Taus 1: 81, 334ff.; 2: 84, 486, 489, 494,
 499, 515, 542
 Teheraner Konferenz 1: 34; 2: 75
 Teinitz siehe Tynice
 Teltsch bei Iglau 2: 434
 Tepl 1: 25; 2: 102f., 320
 Teplitz-Schönau 1: 25, 103; 2: 64, 242, 292,
 374, 379, 385, 404f., 614, 618, 720
 Terling 2: 804
 Teschen 1: 6, 11, 14, 23, 246 f.; 2: 3, 235,
 256, 546
 Tetschen 1: 10, 15, 98, 129, 317, 343ff.; 2:
 62, 64, 242, 277, 279, 376, 400, 518,
 522ff., 526ff., 638, 749
 Tetschen-Bodenbach siehe Tetschen und
 Bodenbach
 Thalheim 2: 71
 Theben 1: 6, 141, 148
 Theben Neudorf 2: 787 f., 817
 Theresienstadt 1: 63, 78, 81, 100; 2: 85, 143,
 285ff., 372, 681, 698
 Theusing, Kreis Tepl 2: 320, 322 ff.,
 Thierbach 2: 318
 Thomasdorf, Kreis Freiwaldau/Ostsudeten-
 land 1: 81; 2: 223 ff.
 Thonbrunn, Kreis Asch 2: 474
 Thröm 2: 502
 Thumeritz 2: 17f.
 Tichlowitz 2: 279
 Tinischt 2: 617
 Tirschnitz, Kreis Eger 2: 470, 474
 Topol'Canj (Topoltschan) 2: 762, 779f., 784
 Topoltschan siehe Topol'Canj
 Torgau 2: 88, 475
 Totzau, Kreis Kaaden 2: 684
 Traubenfeld 2: 17
 Trautenau 1: 68, 81; 2: 57ff., 265 ff., 271 f.,
 380f., 384 f., 495, 535, 555, 559, 572,
 592, 616
 Trebischau (Trebisov) 2: 739
 Trebisov siehe Trebischau
 Trebitsch/Mähren 2: 246
 Tremosná 1: 81; 2: 84, 169, 175
 Trencin siehe Trentschin
 Trentschin (Trencin) 1: 137; 2: 725, 779
 Treublitz 2: 31
 Triebitz bei Landskron/Schönhengstgau 2: 43
 Trnava siehe Tyrnau

Troppau J: 6, 10f., 13, 20f., 23, 68, 90, 107, 315; 2: 3f., 6, 10f., 15, 42ff., 48, 85, 129, 207f., 213, 216f., 228, 231 ff., 251, 260, 458, 505ff., 510
 Trupschitz, Kreis Komotau 2: 68
 Tschachwitz, Kreis Kaaden 2: 684
 Tschernhausen, Kreis Friedland/Isergebirge 2: 390
 Tschirm, Kreis Troppau 2: 11
 Türmaul, Kreis Komotau 2: 413
 Türmitz, Kreis Aussig 1: 340
 Tuntschendorf 2: 570, 587
 Turin 2: 88
 Turnau 2: 107, 381, 572
 Turz Sankt Martin 1: 142, 160; 2: 712f., 718, 732, 775
 Tuschkau, Kreis Mies 2: 332
 Týnice (Teinitz) 1: 81; 2: 140, 143 f., 149 154
 Tyrnau (Trnava) 1: 137; 2: 716, 758

 Udwitz, Kreis Komotau 2: 413
 Überdörfel 2: 378
 Uherce 2: 760
 Ullersdorf, Kreis Mährisch Schönberg 2: 4f.
 Ulm 2: 29, 784
 Umbach über Komotau 2: 414
 Unhost 2: 295
 Untermarkersdorf 2: 18
 Untermetzenseifen siehe Metzenseifen
 Unterpostwitz 2: 382
 Unterthumeritz 2: 17
 Uzhorod 2: 737 f.

 Verona 2: 87
 Vesternice 2: 782
 Viechtach 2: 85
 Vöttau 2: 358
 Voiteisbrunn 2: 16
 Voitersreuth 2: 474
 Vrāble 2: 725
 Vrūtky 1: 160; 2: 713, 717, 751, 785

 Waag Neustadt 2: 779
 Wadestift, Kreis Kaplitz 2: 511
 Wagendrüssel 2: 746
 Wagstadt 1: 21, 23; 2: 6f., 10ff., 14, 234ff., 510
 Waidhaus 2: 542
 Waidhofen 1: 6, 13
 Waier, Kreis Bischofteinitz 2: 81 ff.
 Waldeck/Ostsudetenland 2: 378
 Waldenburg/Schlesien 2: 592
 Waldheim 2: 7
 Waldwiesen 2: 95
 Wallstein/Ostsudetenland 2: 456
 Waltersdorf bei Pressburg 2: 729
 Warnsdorf 1: 25; 2: 323, 400, 403
 Warschau 1: 53, 113, 124
 Washington 1: 42
 Wawrowitz, Kreis Troppau 2: 207
 Weigelsdorf, Kreis Trautenau 2: 265
 Weigsdorf, Kreis Friedland/Isergebirge 2: 274, 276
 Weimar 1: 343 f.
 Weipert 2: 71, 78
 Weissenstein, Kreis Deutsch Brod 2: 196
 Weissensulz, Kreis Bischofteinitz 2: 81
 Weisskirch 2: 366
 Wekelsdorf 2: 616
 Welhotta, Kreis Leitmeritz 2: 280
 Wernersreuth 2: 474, 477
 Wertheim 2: 353
 Westetz 2: 385
 Wien 1: 154; 2: 74, 129, 353, 441, 516, 607, 715f., 785, 789, 817
 Wiener Schiedsspruch (I u. II) 1: 148
 Wiesan 1: 123, 131, 334ff.; 2: 156, 168, 471, 481, 490, 521, 539f., 636, 677
 Wigstadt/Ostsudetenland 2: 11
 Wildenau 2: 541 f., 544
 Wildendürrbach 2: 19
 Wildenschwert 2: 259
 Willenz 2: 436
 Windischkamnitz 2: 401
 Winterberg/Böhmerwald 2: 161
 Wischau 1: 3, 6, 65f.; 2: 49f., 197, 201
 Wischkowitz, Kreis Wagstadt/Ostsudetenland 2: 235
 Wismar 2: 380
 Witkowitz 1: 81, 92; 2: 26, 136f., 214, 217, 236
 Wittenberg 2: 377, 475
 Wlastowitz über Troppau 2: 207
 Wolsdorf 2: 385
 Wreschin 2: 501
 Wroclaw siehe Breslau
 Würbenthal/Ostsudetenland 2: 5, 67 f., 374
 Würzburg 1: 119f.; 2: 481, 517, 677, 757
 Wolzeshofen 2: 18
 Wunsiedel 2: 636
 Wurzmies über Komotau 2: 68
 Wustung 2: 272f., 275f.
 Wyschnij Wolotschjek 2: 234, 236

Zahna 2: 475
Zakopane *I*: 164, 167f.; 2: 745
Zarnovica 2: 758, 760, 763, 765 f.
Zauditz über Ratibor 2: 502
Zbehy 2: 779
Zditz 2: 499
Zeiske 2: 235
Zettwing, Kreis Kaplitz 2: 349 ff.
Zilina siehe Sillein
Zipser Neudorf *I*: 138, 153; 2: 714, 746 f.
Zittau 2: 64, 382, 392, 394, 403, 405, 572,
596

Zlabings 2: 437, 778 OF.
Zlaté Moravce 2: 716, 758
Znaim *I*: 6, 13, 120; 2: 17, 71, 351ff., 358f.
Zuckmantel, Kreis Teplitz-Schönau 2: 405
Zuscha 2: 64f., 67, 72f.
Zvolen siehe Altsohl
Zwickau 2: 625
Zwingendorf 2: 18
Zwittau *I*: 3, 10, 22, 24f.; 2: 15f., 19, 132,
157, 247, 250ff., 377, 751, 777